



Evangelische

Kirchen-Zeitung.

HERAUSGEBER

26c
8 j.

Verantwortlicher Herausgeber

Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.



Verlag

Dr. phil. h. c. h. Dr. phil. h. c. h.

Evangelische

T. m. 63

3^{me} ÉTAGE

Kirchen = Zeitung.

H e r a u s g e g e b e n

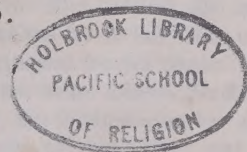
von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Achtunddreißigster Band.

Januar bis Juni 1846.



Berlin,

bei Ludwig Dehmgke.

Ed. m. 2

v. 38-39
1846

79425

Antiquarische Bibliothek

Verzeichnis der Bücher

Verzeichnis der Bücher

Verzeichnis der Bücher

Verzeichnis der Bücher

Verzeichnis der Bücher



Berlin

Verzeichnis der Bücher

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 3. Januar.

N. 1.

Vorwort.

Der Rückblick auf das verflossene Jahr muß jedem wahren Diener und Gliede der Kirche Anlaß zu sehr ernstem Betrachtungen geben.

Sein vorwiegender Charakter ist auf kirchlichem Gebiete der der Aufregung. Darin liegt nach Vieler Meinung ein großer Vorzug; Aufregung zeuge von Leben und dies sey unter allen Umständen dem Tode, sie zeuge von Kraft, und diese sey der Erschlaffung vorzuziehen. Allein die heilige Schrift billigt nicht diese Ansicht, welche jede Aufregung unbesehen für erfreulich erklärt. Sie kennt ein Leben und eine Kraft, welche nicht aus der Höhe, sondern aus der Tiefe stammen, sie redet vielfach von einer Aufregung, welche traurig in ihrem Grunde und verderblich in ihren Folgen ist. Mit tiefem Schmerze, obgleich freudig und getrost in Gott, sieht der Psalmist die ganze Welt in Aufregung, sieht er die Heiden toben und die Völker Eitles sinnen, die Herren rathschlagen mit einander wider den Herrn und seinen Gesalbten: Lasset uns zerreißen die Bande und von uns werfen ihre Seile.

Allerdings fehlt es in dem vorliegenden Falle nicht an erfreulichen Seiten. Viele tiefere Gemüther, die bisher in einer eiskalten Umgebung von religiösen Interessen gar nicht berührt worden waren, werden jetzt von denselben ergriffen. Der Lärm des Tages lenkt ihre Aufmerksamkeit auf die bisher übersehene Kirche, und in diesen Lärm ohne weiteres einzustimmen vermögen sie nicht, und wenn es auch zunächst nur ein edler Stolz wäre, der es ihnen unmöglich macht, sich zum Instrumente zu erniedrigen, auf dem der erste beste Zeitungschreiber nach Belieben herumspielt und ihm schreiende Misttöne entlockt. Sie fragen und forschen, wie sich die Sache verhält. Sie schaffen die manchmal gar nicht vorhandene, viel öfter bestaubte heilige Schrift herbei, zu welcher namentlich alle protestantische Herzen noch immer, sobald sie überhaupt aus der Gleichgültigkeit erwachen, durch einen geheimen mächtigen Zug hingezogen werden, das theure Erbe, was uns aus dem ganz von der heiligen Schrift beherrschten Leben unserer Väter geblieben ist. Sie reden mit ihrem Herzen auf ihrem Lager, und fragen es, wo es Befriedigung für seine Bedürfnisse findet, ob bei dem lebendigen Gotte der Schrift, dem guten Hirten, der den Seinen nichts mangeln läßt, sie weidet auf einer grünen Aue, und zum frischen Wasser führt, und ob sie schon wanderten im finsternen Thale, sie kein Unglück fürchten läßt, der ihnen das: kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken, so sanft und milde und doch so kräftig zuruft — oder bei dem Gott des Zeitgeistes und der Zeitungen, diesem letzten schwachen Lichtschim-

mer, den die untergegangene Sonne des Glaubens noch zurückgelassen hat, und der gar bald der einbrechenden völligen Dunkelheit weichen muß; diesem Werke, wenn auch nicht, wie die heidnischen Götzen, der menschlichen Hände, doch der menschlichen Gedanken, dem so oft nur noch um Hasses und Haders willen gehuldigt wird, weil man weiß, daß das Volk ohne „einen Gott“ sich nicht behelfen kann, und sich das Wesen nicht rauben läßt, wenn man nicht die wesenlose Form beibehält; diesem trüben Nebelbilde, das entflieht, sobald man sich ihm nahen will, das keine Gebete erhört und den Elenden allein läßt, von dem dasselbe gilt, was von seinem alten Vater Baal: „Und sie riefen an den Namen Baals von Morgen an bis den Mittag und sprachen: Baal, erhöre uns. Aber es war da keine Stimme noch Antwort.“ Je tiefer sie eindringen, desto mehr fällt es ihnen wie Schuppen von den Augen, desto klarer wird es ihnen, daß es sich nicht etwa, wie Betrogene und Verführer glauben machen wollen, darum handelt in dem Kampfe unserer Zeit, ob der Buchstabe oder nur der Geist einer alten Bekenntnisschrift gelten soll, die die meisten nur dem Namen nach kennen, daß hier nicht unpasfender Weise Fragen auf das weite Gebiet der Kirche herübergeworfen worden, welche in die engen Räume der Schule gehören, sondern daß nur die alten Fragen wieder aufgelegt sind: Ist Baal Gott oder ist der Herr Gott, und die mit ihr nahe sich berührende: Was dünket euch von Christo? daß Alles darauf zurückkommt, ob die helle Sonne des lebendigen Gottes noch ferner in das Dunkel der Erde hineinscheinen, oder ob sie untergehen und dann das: sie gehen irre im Dunkel und stoßen sich in Finsterniß, wahr werden soll. Je mehr ihnen dies klar wird, desto mehr erkennen sie, daß man hier durchaus zu einer Entscheidung gelangen muß, und das: Gott verloren Alles verloren, läßt ihnen keine Ruhe, bis sie die rechte gefunden, bis sie das: Nun weiß und glaub' ich feste, aus voller Überzeugung sprechen können. Die Schmach, die mehr und mehr auf den treuen Dienern der Kirche lastet, ist für sie kein Grund mehr, ihre Verkündigung des göttlichen Wortes zu meiden: sie kommen und vergleichen, was sie gehört, mit dem Worte Gottes in der Schrift, und es wird ihnen bald klar, daß sich hier nur wiederholt, was einst in Israel geschah: „Und da Ahab Elia sah, sprach Ahab zu ihm: bist du der Israel verwirret. Er aber sprach: ich verwirre Israel nicht, sondern du und deines Vaters Haus, damit, daß ich des Herrn Gebote verlassen hab, und wandelt Baalim nach.“

Während Solchen durch die herrschende Aufregung der erste Zugang zu der Wahrheit eröffnet worden ist, hat sie Anderen, die schon vorher angeregt waren, zur Befestigung und Förderung in ihr gedient. Es drang sich ihnen mit Gewalt auf, daß jetzt die Zeit der Stürme und der großen Gewässer heran-

naht, denen ein auf den Sand gegründetes Haus nicht zu widerstehen vermag. Das „da fiel es und that einen großen Fall“, erschreckte sie. Sie erkannten, daß jetzt nur die Wahl zwischen verschiedenem Fortschritt auf der betretenen Bahn, oder Rückschritt gestellt sey, und die Zeit eine Zeit des Gerichts über alle Halbsheit, Lauheit und Trägheit. Sie nehmen die Ermahnung des Herrn zu Herzen: „So seyd nun wacker allezeit und betet, daß ihr würdig werden möget, zu entschießen diesem allen das geschehen soll, und zu stehen vor des Menschen Sohn.“

Eine besonders erfreuliche Wirkung endlich hat die herrschende Aufregung auf die treuen Diener der Kirche ausgeübt. Sie haben erkannt (und möchten sie es immer tiefer erkennen), daß es jetzt wenn je gilt, das, was sterben will, zu stärken, Brände aus dem Feuer zu reissen, das Verlorene zu retten, so weit es sich noch retten lassen will, haben erkannt, daß jetzt mit gewöhnlichen Kräften gar wenig mehr auszurichten, jetzt nur noch mit der vollen Waffenrüstung zu bestehen ist, in einer Zeit, von der mehr und mehr das: Satanas erbaut den Streit, Christo und der Christenheit, gilt. Sie haben reichen Anlaß erhalten, die christliche Hoffnung in sich zu beleben, sich betrachtend zu versenken in diejenigen Theile der Schrift, welche uns die Vollendung des Reiches Gottes verbürgen, und die, wenn man sich ihnen mit dem rechten Sinne naht, mit einem gebrochenen und trauernden, aber nach himmlischem Troste verlangenden Herzen, mit unaussprechlicher Freudigkeit erfüllen, und leicht hinweghelfen über die Trübsal der im Lichte der Ewigkeit geschauten „kleinen Zeit.“ „Das sagt der Erste und der Letzte, der todt war und ist lebendig geworden: ich weiß deine Werke und deine Trübsal und deine Armuth (du bist aber reich) und die Lasterung von denen, die da sagen, sie sind Juden und sind es nicht, sondern sind des Satans Schule. Fürchte dich vor keinem, das du leiden wirst. Siehe, der Teufel wird etliche von euch ins Gefängniß werfen, auf daß ihr versucht werdet, und werdet Trübsal haben zehn Tage. Sey getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Wer diesen Weg erst betreten hat, dem werden die „Proteste“ keine Noth mehr machen. Er schaut aus der triumphirenden Kirche auf die streitende herab, und die gewaltigen Riesen, die sich in ihr gegen die Kirche erheben, schrumpfen ihm zu jämmerlichen Zwergen zusammen, um deren vorübergehende Erfolge sich derjenige wenig zu kümmern hat, der des Endes gewiß ist. „Und es ward dem Thiere gegeben zu streiten mit den Heiligen und sie zu überwinden. Und ward ihm gegeben Macht über alle Geschlechter und Sprachen und Heiden;“ was wäre es denn weiter, wenn dies auch in unseren Tagen in Erfüllung gehen sollte? Zuletzt behalten doch die Erwählten den Sieg an dem Thiere, und singen das Lied Moses, des Knechtes Gottes und das Lied des Lammes und sprechen: „Groß und wundersam sind deine Werke, Herr, allmächtiger Gott; gerecht und wahrhaftig sind deine Wege, du König der Heiligen.“

Aber die herrschende Aufregung bietet der Betrachtung auch sehr bedenkliche und traurige Seiten dar. Es ist oft geäußert worden, der gefährlichste Feind der Kirche sey der Indifferentismus, der Haß sey weit weniger zu fürchten, wofür gewöhnlich

das Beispiel des Apostels Paulus angeführt wird. Allein es ist zwischen einer doppelten Art des Hasses wohl zu unterscheiden, demjenigen, der die werdende Liebe zur göttlichen Wahrheit, wenn auch noch sehr schwach und tief verborgen zur Seite hat, und der eben dadurch, indem das noch übermächtige böse Princip nunmehr alles anbietet, seine Herrschaft zu erhalten, hervorgerufen ist — von der Art war der Haß des nachmaligen Apostels; in dem Saulus war schon der Keim des Paulus —, und dem ordinären Haß, der eigentlich nichts anderes ist, als ein fanatischer Indifferentismus, und daher noch bedenklicher, als dieser. Leider ist jetzt diese zweite Art des Hasses häufiger, wie die erstere. Man erbittert sich gegen eine Sache und gegen Personen, die man gar nicht näher kennt und auch nicht näher kennen lernen will; man sucht sich nicht selbst innerlich der Religion zu erwehren, sondern will nur nicht, daß sie bei Anderen und in der Kirche zur Herrschaft gelange. Dieser Haß ist die vollendete Theophobie. Das innerlich ganz von Gott abgewandte Herz kann es nicht leiden, wenn die Gottesfurcht ihm äußerlich entgegentritt.

Eine andere bedenkliche Seite ist, daß sich mehr und mehr ein Gemeingeist des Unglaubens bildet. Der gewöhnliche Indifferentismus isolirt, und der Einzelne ist in seiner Richtung unsicher. So lange seine Herrschaft dauerte, war es den Dienern der Kirche leichter, an die Einzelnen heranzukommen. Jetzt zieht sich der einzelne Nichtgläubige, wenn er angegriffen wird, gleich auf das Hauptlager zurück; das Gewissen, sobald ihm die göttliche Wahrheit nahe treten will, flüchtet sich hinter den Zeitgeist, der sich als Weltgeist constituirt hat. Das wird sich gewiß noch weit mehr steigern und dadurch die Stellung der treuen Diener der Kirche eine sehr schwierige werden, die Welt wird sich mehr und mehr zu einem Ganzen verbinden und ihnen wie eine starke Mauer entgegentreten, die nur an einzelnen Stellen, da durchbrochen werden kann, wo Gott durch schwere Trübsale ihre Bollwerke daniederwirft, bis er endlich durch allgemeine Gerichte sie ganz zerstört; Aufforderung genug für die, welche die Zeichen der Zeit recht erkennen, daß sie jetzt, ehe die Mauer vollendet ist, ihre Bemühungen verdoppeln.

Noch ist das zu beklagen, daß die natürliche Scham und Scheu, über Dinge zu urtheilen und mitzusprechen, deren erste Elemente man nicht einmal äußerlich kennt, auf dem religiösen Gebiete von Tage zu Tage mehr abnimmt. Bis zu welchem Grade diese Anmaßung schon gediehen ist, davon haben die Proteste des vorigen Jahres hinreichendes Zeugniß gegeben, so sehr, daß sie selbst in den Augen der Welt lächerlich geworden ist. Eine der schwersten Verschuldungen, welche die Führer der Lichtfreunde auf sich luden, ist die, daß sie geistlich dazu beitrugen, diese Anmaßung zu befördern, daß sie, nur darauf bedacht, ihre Haufen zu mehren und einen Landsturm mit Knütteln und Stangen gegen die Kirche zu organisiren, gradezu dahin arbeiteten, die natürliche Bescheidenheit zu unterdrücken, welche nicht urtheilen mag, wo sie nicht gelernt hat, die natürliche Scheu, welche sonst das gottentfremdete Gemüth abhält, überhaupt das religiöse Gebiet zu betreten. Es ist sehr natürlich, daß der Hochmuth des menschlichen Herzens, der auf allen andern Gebieten durch das

ihm sofort entgegentönende: Schuster bleib bei deinem Leisten, im Zaume gehalten wird, diesen verwerflichen Bestrebungen feurig entgegentam. Als der Meister in ihnen, wie in allen ähnlichen Künsten, muß Uhlisch betrachtet werden. Dieser sagt in seiner Schrift: die Throne im Himmel und auf Erden und die protestantischen Freunde, Dessau 1845 S. 21: „Wir legen Fragen, über welche die Theologen heute noch streiten, einer gemischten Versammlung vor, wir erkennen auch den christlichen Bauer, der nie ein Griechisches oder Hebräisches Wort vernommen hat, für urtheilsfähig in diesen Sachen an.“ Und S. 45: „Sabt ihr denn noch nie gehört von Knechten, die bei ihrer Stalllaternen und von Hirten, die hinter ihrer Herde die Bibel lasen, und bei mancher ihrer Stellen den Kopf schüttelten, weil ihnen diese durchaus nicht als Gottes Wort einleuchten wollten.“ Wenn so laut die natürliche Vernunft in ihrem unentwickelten Zustande als competente Richter in über Dinge proklamiert wird, die Gott selbst den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen hat, von denen es heißt: „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes“, wer darf sich da noch wundern, wenn die Demoralisation in dieser Sphäre in einer Weise bei uns um sich greift, welche uns anderen Völkern zum Gespötte macht. Es liegt in der Natur der Sache, daß sie, einmal hier eingebürgert, auch alle anderen Gebiete ergreifen muß. Der Geist des bornierten Hochmuthes, wenn er sich erst an dem Gegenstande entwickelt hat, der vor Allem ihm entzogen werden sollte, wenn ihm hier von allen Seiten das Gegentheil des: „ziehe deine Schuhe aus, denn es ist heiliges Land“, entgegengerufen wird, kann nicht ruhen, bis er über Alles, was hoch, hehr und heilig ist, sich hinweggesetzt hat, und eine vollendete Barbarei ist das Ziel, dem diese Volksverderber uns entgegenführen.

Unser Blatt ist im verflossenen Jahre der Gegenstand einer fast beispiellosen Menge heftiger Angriffe gewesen, selbst Magistrats von Haupt- und Residenzstädten und Landtage haben es nicht für unter ihrer Würde gehalten, dagegen aufzutreten. Bis dahin aber ist das Wort des Herrn an ihm in Erfüllung gegangen: „Und wiewohl ihn die Schützen erzürnen und wider ihn kriegen und ihn verfolgen; so bleibt doch sein Bogen fest und die Arme seiner Hände stark, durch die Hände des Mächtigen in Jakob, den Hirten und Stein in Israel.“ Es muß sehr auffallend erscheinen, daß ein Blatt, das achtzehn Jahre lang mit ruhiger Entschiedenheit denselben Weg fortgegangen ist, so spät noch plötzlich der Gegenstand einer solchen Aufregung werden kann. Und wirklich reichen auch die Erklärungsgründe für diese Thatsache nicht hin, so lange man den Angriff gegen die Ev. K. Z. selbst als Zweck, und nicht vielmehr als Mittel zum Zwecke betrachtet. Man kann geltend machen, daß die sichtbaren Fortschritte des Evangeliums die Augen der Welt in den letzteren Jahren mehr und mehr auf die „pietistische Partei“ hinrichteten, und somit auch auf die Ev. K. Z., die man, besonders seit der Hallischen Sache, als das Organ derselben zu betrachten sich gewöhnt hatte, ohne darauf zu achten, daß jetzt neben ihr eine ganze Anzahl von Blättern, gewiß in ganz Deutschland

zwischen fünfzig und hundert, die gleiche Tendenz verfolgt; daß seit Jahresfrist die Ev. K. Z. in Berlin in mehreren öffentlichen Lokalen angeschafft worden, und dadurch der großen Anzahl Berliner Zeitungs-Correspondenten zugänglich geworden war, die nun auf einmal alle zusammen ansetzen, in's Horn zu stoßen und die Menge zum Angriffe zu versammeln; daß die Ev. K. Z. in den letzten Jahren mit der öffentlichen Meinung in einigen Sachen in lebhaften Conflict gekommen war, die diese mit besonderer Vorliebe hegte und pflegte, namentlich in Bezug auf den Gustav-Adolphverein und die Deutsch-katholische Anlegenheit; endlich, daß die noch immer sehr einflußreiche Freimaurerei die gegebene Gelegenheit benutzte, sich für die Angriffe zu rächen, die sie früher in unserem Blatte erfahren hatte. Doch, wie schon gesagt, alles dies reicht zur Erklärung der vorliegenden Thatsache bei weitem nicht hin. Sie tritt erst dann in ein helles Licht, wenn erkannt wird, daß der eigentliche Zielpunkt des Angriffes die Regierung, speciell das Kirchenregiment war, daß man diese nöthigen wollte, ihrer heiligen Pflicht gegen die Kirche untreu und den auflösenden Tendenzen dienstbar zu werden. Man durfte es nicht wagen, diesen Zweck auf direktem Wege zu verfolgen. Man richtete daher mit feiner Taktik den Angriff gegen die evangelische Richtung in der Kirche, meinend, daß wenn dieser Kraft erst gebrochen wäre, das seiner Stützpunkte in der Kirche beraubte Kirchenregiment ohnmächtig zusammensinken werde. Mit eben so feiner Taktik griff man ferner die evangelische Richtung nicht im Allgemeinen, sondern in einem ihrer Organe an, dessen Bedeutung im Verhältniß zu den übrigen man absichtlich über Gebühr erhob. Je bestimmter der Angriffspunkt, desto entschiedener und augenfälliger mußte der Sieg seyn, wenn es gelang, ihn zu erringen, und wer konnte wohl an diesem Gelingen zweifeln, wenn solche Kräfte gegen ein „armes Kirchenblättchen“ in Bewegung gesetzt wurden! „Gelobet sey der Herr, daß er uns nicht gab zum Raube in ihre Zähne. Unsere Seele ist entronnen, wie ein Vogel dem Strick des Voglers, der Strick ist zerrissen und wir sind los.“ Mit dem klarsten Bewußtseyn wurde dieser Operationsplan bei drei Unternehmungen verfolgt, zwischen denen nach manchen Anzeichen noch ein näherer Zusammenhang stattfindet, als der allgemeine der Gesinnung. Der Protest der 87, von denen gar Manche freilich gar nicht wußten, was sie thaten, unbefehens die Gelegenheit benutzten, eine aus dieser oder jener Ursache entstandene Mißstimmung gegen die Ev. K. Z. laut werden zu lassen, und nur als Werkzeuge benutzt wurden, war auf den Beitritt von Tausenden berechnet, die durch Zahl, Bildung und bürgerliche Stellung imponiren sollten. Dieser freien und volkshemigen Demonstration sollten dann die gewichtvollen Autoritäten der Magistrats der beiden Hauptstädte des Königreiches zu Hülfe kommen. Der Plan erhielt aber einen gewaltigen Stoß dadurch, daß die 87 mit ihrem Protest, dessen Zusammenhang mit der Eingabe des Berliner Magistrates schon daraus erhellt, daß der Concipient der letzteren sich zugleich unter den Unterzeichnern des ersteren befindet und dem Vernehmen nach bei ihm besonders theilhaftig gewesen ist, wider alle Erwartung allein stehen

blieben, zum großen Theile in Folge der verhängnißvollen ungeschickten Fassung dieses Protestes, dessen Blößen sogleich von allen Seiten aufgedeckt wurden.

Das verflossene Jahr hat uns eine neue Kirche gebracht, eine solche aber, welche ist „wie das Gras der Dächer, welches verdorret, ehe man es ausrauft“. Merkwürdig ist es, wie sich die Stimmung in Bezug auf diese Kirche geändert hat. Unser Urtheil im vorjährigen Vorwort über das erste Manifest dieser Kirche, den Rongeschen Brief, fand selbst in streng kirchlichen Kreisen vielen Widerspruch: man hoffte Gutes, zum Theil Großes von dieser Bewegung. Jetzt sind fast alle im engeren und weiteren Sinne kirchlich Gesinnte in ihrem Urtheil über dieselbe einig, ja wo nur irgend eine ernste Richtung stattfindet, schützt man die Köpfe, und selbst diejenigen, welche die Gesinnung theilen, aus der die Bewegung hervorgegangen, können sich zum größten Theile der Bedenken nicht erwehren und stimmen ihren begeisterten Ton merklich herab.

Dr. Ullmann sagt in seinem viel Treffliches darbietenden „Bedenken über die Deutsch-katholische Bewegung“, mit dem wir in der Hauptsache ganz zustimmen: „Kein Unparteiischer wird in Abrede stellen, daß die Masse derer, die solcher gestalt von der Römischen Kirche abfielen, aus den verschiedensten Elementen bestand. Es waren darunter, wie manche Kenntnisse und sonstige Gesinnungsäußerungen beweisen, wahrhaft fromme, heilsbegierige Gemüther, die in der That nach der Freiheit des Evangeliums verlangten, die sich vom sichtbaren Haupte der Römischen Kirche lossagten, um sich desto inniger an das unsichtbare Haupt der allgemeinen christlichen Kirche anzuschließen; es waren darunter einfache, verständige, redliche Männer, die für ihr religiöses und sittliches Leben einer anderen Gestalt bedurften, als sie ihnen bisher geboten war; es fehlte aber auch nicht an solchen, die mit der Römischen Kirche von allem kirchlichen und Positiven überhaupt frei werden wollten, um sich nach Lust und Liebe in den allgemeinen Gedanken von Humanität, Civilisation, Tugend und Menschenwürde zu ergehen; es fehlte nicht an Leuten, wie sie auf der Oberfläche des Zeitgeistes schwimmen, an Indifferentisten und gewöhnlichen Oppositionsgeistern, vorgeschobenen Posen der Bewegungspartei, die sich darin gefielen, nun auch einmal eine neue Kirche machen zu helfen, oder wenigstens Verlegenheiten zu bereiten.“ Auch wir erkennen alle diese verschiedenartigen Elemente in der Bewegung als vorhanden an, die guten nicht weniger als die schlechten, nur möchten wir in Bezug auf die ersteren bemerken, daß eine Frömmigkeit, die der Gabe der Geistesprüfung so ganz entbehrt, kaum über die Stufe der Gottesfurcht und Empfänglichkeit sich erheben haben kann. Auf dieser stehen aber gewiß sehr Viele von denen, welche die Bewegung mit sich fortgerissen hat. Es entsteht nun aber

die wichtige Frage: Welches Element ist das eigentlich herrschende in dieser Bewegung? Von der Beantwortung dieser Frage hängt das ganze Urtheil über sie ab. Denn einzelne gute Elemente enthält jede Bewegung, auch die verwerflichste, die irgend einen idealen Anstrich hat, und der Begeisterung einen Anknüpfungspunkt darbietet — wie manche edle Gemüther waren für die französische Revolution begeistert —, so wie jede ihrem Kerne nach gute und edle Bewegung es leiden muß, daß sich ihr unedle Elemente anschließen.

Zu Gunsten der Deutsch-katholischen Bewegung hat man nun angeführt, daß sie überall erklärt habe, sich auf den Grund der Schrift stellen zu wollen. In einer anderen Zeit wie die unsrige, in der es ein so gangbarer Kunstgriff ist, daß man vorzuzieht, sich allein auf die (viedeutige) Schrift zu gründen, grade um sich der Schriftwahrheiten zu entledigen, wäre damit wirklich etwas gesagt. Wie es aber hier damit gemeint ist, erhellt noch deutlicher, als aus der Bestimmung des Leipziger Concils, daß nicht bloß die Auslegung, sondern auch die Auffassung der Schrift (z. B. die geschichtliche oder die mythische) der von der christlichen Idee bewegten Vernunft anheingegeben sey, aus der Betrachtung des von demselben aufgestellten Lehrbegriffes. Unmöglich könnte dieser so ärmlich ausgefallen seyn, wenn man es mit dem Schriftprincipe ernst meinte. Namentlich zeigt die absichtliche Übergebung des Thatächlichen aus dem Leben Christi, sogar seiner Auferstehung, welches ein unwürdiges Spiel das Concil hier gespielt hat. Doch, bliebe noch irgend ein Zweifel übrig in Bezug auf die wahre Stellung des Deutsch-katholicismus zur Schrift, so würde er durch die „kirch täglichen Perikopen für die christ-katholische Kirche, herausgegeben von Johannes Ronge“, Dessau 1845, beseitigt werden. Diese Brochüre ist offenbar dazu bestimmt, nicht bloß beim öffentlichen Gottesdienste, sondern überhaupt für die Deutsch-Katholiken die Stelle der heiligen Schrift zu vertreten. In der Vorrede werden die Begüterten aufgefordert, dadurch ihr werththätiges Christenthum an den Tag zu legen (wirklich eine großartige Erweisung desselben; die Brochüre hat 60 Seiten), daß sie ihren armen Mitbrüdern dies „Evangelium“ in die Hand geben. Was man hier findet, was ihm das in der Bibel noch für unsere Zeit Bedeutsame ist, sagt der Herausgeber in der Vorrede: „Es sind vorzugsweise jene Stücke zur Wahl gekommen, welche die Glaubens- und Gewissensthyrannie, den Glaubenshaß, die Verdammungssucht offen als unchristlich aussprechen. Ferner solche Stücke, welche das bloße Wortchristenthum als unzulänglich darstellen, dagegen auf Bethätigung der christlichen Lehren, insbesondere auf Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe, also auf geistige und sittliche Hebung der Menschheit, wie Linderung der äußeren Noth der Bedrängten dringen.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 7. Januar.

N^o 2.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Wirklich findet man hier nichts als auf der einen Seite Polemik, auf der anderen Gebote, namentlich solche, die im Sinne des Communismus gedeutet werden können. Das Evangelium erscheint hier nur als ein neues Gesetz, von seinem süßen Kern findet sich keine Spur. Die Stellen gegen die Pharisäer werden ziemlich vollständig mitgetheilt, dagegen findet sich keine einzige Stelle von der Gottheit Christi, fast nichts von dem, was er für uns gethan. Von der Geschichte Christi wird nur gerade so viel mitgetheilt, als für die Festtage unumgänglich nothwendig war, wenn man nicht geradezu die Maske ablegen wollte. Kein Wunder, keine Krankenheilung Christi wird ausgehoben; die Gemeinde wird vollständig dieses trefflichen Spiegels beraubt, in welchem das Bild des Arztes der Seelen geschaut wird. Die Mühseligen und Beladenen, die Angefochtenen, die Sterbenden finden in diesem neuen Evangelium, das nur für muntere Leute bestimmt zu seyn scheint, zu deren Gunsten 1 Tim. 4, 1—4. nicht vergessen ist, nirgends Trost und Erquickung, nirgends Kräftigung. Was noch den aus dem Zusammenhange losgerissenen Fragmenten an erbaulicher Kraft beizubringen könnte, wird ihnen genommen durch die nicht bloß unerträglich modernisirende, sondern sogar absichtlich entstellende Uebersetzung. So wird dem heiligen Geiste regelmäßig die heilige Gesinnung substituiert — Matth. 12, 3., sollte man es glauben! lautet: „Und wer gegen den Menschensohn spricht, dem wird es vergeben werden; wer aber gegen die Gesinnung, die rein und heilig ist, spricht, dem wird es nicht vergeben werden, weder in diesem Leben, noch in dem künftigen;“ 2 Cor. 13, 13.: „Das Heil des Herrn Jesu Christi, die Liebe zu Gott und die Gemeinschaft der heiligen Gesinnung sey mit euch Allen;“ den Schluß bildet als „Weihe und Segensspruch“ 2 Petr. 1, 2.: Heil (statt Gnade, von der der Hochmuth nichts hören mag) und Frieden werde euch reichlich zu Theil durch die Erkenntniß Gottes und Jesu unseres Heilandes, statt: unseres Herrn. Im Einklange mit dem Charakter der Arbeit selbst steht die Menge der Druckfehler. Gewiß noch nie ist das Ganze der heiligen Schrift oder ein einzelner Theil derselben so fehlerhaft gedruckt worden; es gewinnt zuweilen fast das Ansehen, als ob Muthwillen dabei im Spiele gewesen, z. B. bei der Stelle Jak. 1, 23.: „Wenn Jemand ein Hörer der Lehre ist und kein Thäter, der gleicht einem Manne, der sein weibliches (st. leibliches) Antlitz im Spiegel betrachtet.“ — Man sieht aus Allem, die Gemeinde, der ein solches Machwerk von ihren Führern dargeboten und von ihr

angenommen wird, ist nahe daran, die heilige Schrift ganz über Bord zu werfen, und es ist eine traurige Heuchelei, wenn sie noch ferner vorgibt, auf die heilige Schrift gegründet zu seyn. Viel näher steht auch in dieser Beziehung unserer wahrhaft auf die heilige Schrift gegründeten Kirche die Römisch-Katholische, die selbst den Laien Besseres bietet, als ihnen hier geboten wird.

Zur Erkenntniß des eigentlich treibenden Principes in dieser Bewegung werden wir ferner durch die Wahrnehmung geführt, daß die Tagespresse so unbedingt ihr zujauchzt und Alles anbietet, sie zu fördern. Diese weiß überall, was sie thut, und es ist sehr zu bedauern, daß diejenigen, denen geboten ist, flug zu seyn wie die Schlangen, oft viel weniger sicher in ihren Sympathien und Antipathien sind, und sich dann genöthigt sehen, nach schmerzlicher Enttäuschung das non putaram auszurufen. Die Ursache ist leider nicht selten, daß man, statt mit einfältigem Auge die Sache, wie sie ist, anzusehen, mit dem Zeitgeiste gehen will, so lange es nur irgend möglich ist. Solche Täuschungen sind nicht ohne Gefahr, wenn ihnen auch nachher die Enttäuschung folgt. Sie lähmen und schwächen das Glaubensleben.

Dann ist die Betrachtung der leitenden Persönlichkeiten von großer Bedeutung. Diese sind jetzt schon so hinreichend charakterisirt und erkannt, daß es überflüssig seyn würde, darauf näher einzugehen, um so mehr, da es hier gar keine Tiefen zu ergründen gibt, alles vielmehr flach und leicht, und von Jedem, der sehen will, auf den ersten Anblick zu durchschauen ist. Wem träte z. B. nicht sogleich das Bild eines beschränkten Pelagianismus aus der einen Aeußerung von Ronge in der Vorrede zu den „Perikopen“ entgegen, von einer Jugendberziehung, „welche zur Selbstständigkeit im Denken und Handeln anleitet“, sey ein neuer Himmel und eine neue Erde zu erwarten. Da verstand Luther die Sache besser. So du, sagt er, einen Jungen in seiner Sode aufwachsen lässest, wird ein wahrer Teufel daraus.

In Bezug auf die Reden und Schriften der Deutsch-Katholiken sagt Dr. Ullmann treffend: „Fast überall schimmert in ihnen das oberflächlich gefasste humanitarische Princip, eine gewisse Antipathie gegen das Historische und Positive, eine lebhafte Sympathie mit dem die religiösen und sittlichen Abstractionen begünstigenden Zeitgeiste durch; und es möchte wohl nicht ungerecht seyn, anzunehmen, daß sich die Mehrzahl, wollten sich Alle ganz frei aussprechen, zu einem mehr oder minder determinirten Rationalismus bekennen würde.“

Ganz besonders aber tritt uns der die Bewegung beherrschende Geist aus der Geschichte des Bekenntnisses der Neukatholiken entgegen. In dieser läßt sich überall der Übergang

vom Christlichen zum Unchristlichen bemerken. Den Anfang bildeten das Schneidemühlener und das Berliner Bekenntniß. Diese hielten sich noch ganz auf christlichem Grund und Boden; sie behielten die gemeinsame Grundlage aller christlichen Kirchen bei. Wie wenig aber in ihnen der Geist der Bewegung ausgesprochen war, das ging gar bald aus der freudigen Aufnahme hervor, welche das Breslauer Glaubensbekenntniß fand. Dies ist schon ganz im Sinne Bretschneider's abgefaßt, welcher in der Schrift „für die Deutsch-Katholiken“ denselben den doppeelten Rath ertheilt: „machet eure Bekenntnisse kurz“, und: „sprecht euren Glauben eben nur aus als das, was er ist, nämlich der Glaube des gegenwärtigen Geschlechtes, Euer Glaube“, als ob ein Glaube, der sich nicht seines ewigen Bestehens bewußt ist, Glaube genannt werden könnte. Die Christologie schrumpft in den Satz zusammen: „unseren Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöst hat“, und dem dürftigen Bekenntniß wurde noch dazu der Satz vorausgeschickt, die freie Forschung und Auslegung dürfe durch keine äußere Autorität beschränkt werden. Hier schien schon das Äußerste erreicht, wohin sich eine Gemeinschaft verirren kann, die noch auf den Namen einer christlichen Anspruch macht. Dennoch aber war dem Leipziger Bekenntniß noch ein weiterer Fortschritt in die Leere vorbehalten. Hier verschwand auch noch der Schatten der Christologie, der in dem Breslauer noch geblieben war. Es läßt nur den Glauben „an Jesum Christum, unseren Heiland“ stehen. Dies traurige Produkt fand so gut wie allgemeine Annahme. Nur einige Gemeinden machten von der Erlaubniß des Concils Gebrauch, zu seinen allgemeinen Urtheilen noch besondere hinzuzufügen, welche einen volleren Glaubensinhalt aussprachen, ein trauriger Nothbehelf, denn das Besondere wurde durch das Allgemeine aufgelockert. Die Haltlosigkeit dieser Partikularitäten trat in Berlin bald ins Licht. Der Versuch, das ursprüngliche Glaubensbekenntniß neben dem Leipziger festzuhalten, scheiterte. Nach heftigen Debatten „kam es zur Abstimmung, welche sich bestimmt für die einfache Annahme des Leipziger Concils, ohne Hinzufügung des Müllerschen Glaubensbekenntnisses, entschied“. — So zeigt sich also in der Geschichte des Bekenntnisses überall der Geist der neuen Gemeinde als der der antichristlichen Vereinigung, welcher nicht ruht, bis er sich aller im Anfange ihr aufgedrungenen fremdartigen Elemente entledigt, und nur so viel Schein und Schatten des Christlichen übrig läßt, als er zur Erreichung äußerer Zwecke und zur Täuschung der Unmündigen bedarf.

Endlich, wie wenig man berechtigt ist, ein Nebeneinander des bösen und guten Principes in der neuen Gemeinschaft anzunehmen, wie vielmehr das erstere als das unbedingt herrschende betrachtet werden muß, erhellt deutlich aus der Aufnahme, welche die von Czerski und den Berliner Protest-Katholiken ausgegangene Reaction gefunden hat. Czerski sah sich sofort, mit Ausnahme des Schneidemühlener und Thorner Häufleins, von allen den Gemeinden verlassen, zu deren Gründung er selbst mitgewirkt hatte. In

dem Berichte über die Verhandlungen der Deutsch-katholischen Provinzial-Synode zu Marienwerder heißt es: „Diese Versuche, die Einigkeit der neuen Kirche zu vernichten und sich ein Aufsichtsrecht über dieselbe anzueignen, wurden von der hier versammelten Synode einstimmig gemißbilligt; man beschloß ebenfalls einstimmig, an den auf dem Leipziger Concil aufgestellten Grundsätzen und Bestimmungen festzuhalten und sich gegen Herrn Czerski in diesem Sinne auszusprechen. — — Wollte er aber hiezu sich nicht entschließen und bei dem von ihm erhobenen Widerspruche verharren, so erklärt ihm die versammelte Provinzial-Synode, daß die auf derselben vertretenen Gemeinden alle fernere Einmischung des Herrn Czerski in ihre kirchlichen Angelegenheiten auf's Entschiedenste zurückweisen.“ Der Berliner Protest hat dort bis jetzt nur eine verhältnißmäßig geringe Anzahl von Beitretenen gefunden und von auswärts haben sich ihm nur einige Fraktionen von Gemeinden angeschlossen. Die ganze Reaction hat nur einige hundert Köpfe für sich gewonnen, so mächtig und entschieden, so feiner sich selbst bewußt, ist der unchristliche Geist dieser Gemeinschaft.

Das Resultat ist: die Deutsch-katholische Bewegung ist eine Evolution des modernen antichristlichen Geistes, die zunächst in der katholischen Kirche zum Ausbruche kam, weil die Menschengesetzungen dieser Kirche ihm mehr scheinbare Berechtigung gaben; weil diese die innerlich von ihr Entfremdeten mit ihren Anforderungen, namentlich der Ehrenbeichte, mehr in Anspruch nimmt; weil dort durch Anmaßung und Unbuddsamkeit die Gemüther vielfach gereizt worden; weil die Presse seit Jahren besonders diese Kirche zum Gegenstande ihrer Angriffe gemacht hatte; endlich auch, weil die äußere Festigkeit dieser Kirche dort weniger als bei uns dem Gedanken Raum gibt, daß es gelingen werde, die antikirchliche Richtung in der Kirche selbst zur Herrschaft zu bringen.

Man könnte nun zu Gunsten der Bewegung geltend machen, es sey doch immer viel werth, daß sie sich von den Fesseln des Papstthums losgemacht habe; es sey zu hoffen, daß der christliche Geist sich in ihr mehr und mehr Bahn brechen werde. Allein dieser Ansicht können wir nicht beistimmen, vielmehr gilt uns auch hier das Wort des Herrn: „Kann man auch Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln.“ Wie der Keim über die Beschaffenheit des Baumes entscheidet, so auch der Anfang einer kirchlichen Bewegung, falls derselbe wie hier einen entschiedenen, ausgeprägten Charakter hat, über Fortgang und Ende. Hier ist aber eine Änderung um so weniger denkbar, da die Verfassung eine so unbedingt demokratische ist, man geradezu darauf raffiniert hat, bedeutenderen Persönlichkeiten unter der Geistlichkeit, von denen allein eine solche Änderung ausgehen könnte, einen durchgreifenden Einfluß abzuschneiden. Nach den Beschlüssen der ersten Provinzial-Synode der christ-katholischen Gemeinden Schlesiens und der Oberlausitz z. B. ist „das Fundament der ganzen Verfassung die selbstständige Gemeinde“; die Geistlichen, welche „den Titel Prediger mit Weglassung aller sonstigen Titulaturen“ führen, haben im Vorstande der einzelnen

Gemeinden und auf den Kreis-Synoden kein Stimmrecht, auch auf den Provinzial-Synoden können Geistliche nicht als Beauftragte der Gemeinden erscheinen. In der Sitzung der Provinzial-Synode zu Breslau vom 17. August wurde die Seelsorge der Geistlichen völlig verworfen; dies klingt so unglaublich, daß wir hier glauben unsere Quelle, Dethier's Zeitschrift 2. S. 51., ausdrücklich nennen zu müssen. Auf derselben Synode und eben so auch in Stuttgart wurde Wittwen, Frauen und Jungfrauen volles Stimmrecht erteilt. Man sieht gleich, in einer solchen Gemeinschaft würde das Bessere, sobald es sich nur hören ließe und noch ehe es sich geltend machen könnte, durch den lauten Ruf der in jeder Beziehung souveränen Menge befestigt werden.

Als einen Lichtpunkt in der neuen Bewegung hört man vielfach die Ehrlichkeit nennen. „Das Bekenntniß“ — sagt Dr. Ullmann — „soll Wahrheit seyn, und wo die innere Wahrheit aufhört, soll auch das äußere Bekenntniß aufhören. Wir haben mit vollem Rechte weit mehr Achtung vor dem, der seines Herzens Meinung, selbst wenn es eine falsche wäre, offen und männlich heraus sagt, als vor dem, der mit dem Lippenbekenntniß der Kirche angehört, im Herzen aber ihr ferne steht. In diesem Sinne müssen wir in der Losagung eine Handlung der Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit anerkennen, einen Gewissensakt, den wir unter allen Umständen, auch da, wo Ähnliches in Bezug auf unsere Evangelisch-Protestantische Kirche vorkäme, nur loben könnten.“ Wir können dieser Ansicht nicht ganz beistimmen. Die Deutsch-Katholiken haben nicht bloß ihre Kirche verlassen, sie haben auch eine neue Kirche gegründet, ein neues Bekenntniß aufgestellt. Wer aber innerlich in keiner Beziehung zur Kirche steht, der handelt am ehrlichsten, wenn er in derjenigen verbleibt, in der er geboren worden. Wie die Sachen jetzt stehen, wird Niemand darin ein Bekenntniß zu ihr erblicken. Nur etwa da könnte der Austritt als nöthig erscheinen, wo die Bekenntnißhandlungen strenge gefordert würden, aber auch da ist es besser, einfach sie nicht zu leisten und sich excommuniciren zu lassen. Ist es denn etwa ehrlich, kirchliches Interesse zu heucheln, wenn man dasselbe in der Wirklichkeit gar nicht besitzt? Das Leipziger Bekenntniß ist selbst unehrlich, indem es z. B. den Glauben an den heiligen Geist ausspricht, und darunter nicht das versteht, was die ganze christliche Kirche, sondern die gute Gesinnung, und kann bei aller seiner Dürftigkeit doch nicht ohne Verletzung der Ehrlichkeit von solchen bekannt werden, die überhaupt ohne tieferes religiöses Leben sind. Was liegt nicht schon in dem bloßen: ich glaube! Wie unendlich viel gehört dazu, ohne Unehrlichkeit das: ich glaube an Gott, als Schöpfer und Erhalter der Welt, sprechen zu können. Das: ich glaube an Jesus Christum, unseren Heiland, sollte Jeder mit Zittern auf seine Lippen nehmen, der seine wahre und volle Gottheit läugnet, denn nur unter Voraussetzung dieser kann von dem Glauben an ihn, kann von ihm, als dem Heilande, die Rede seyn. Schon der Name, den diese neue Kirche sich beigelegt hat, beruht auf einer Unehrlichkeit. Die Jansenisten nannten sich mit Recht Katholiken,

denn sie behielten wesentliche Grundlagen des Katholicismus bei. Hier aber wird nicht nur das specifisch Katholische, sondern auch das allgemein Christliche aufgegeben. Wozu also kann der Name anders beibehalten werden, als um sich selbst und Andere zu täuschen?

Bei voller Ehrlichkeit gegen sich selbst und gegen Andere müßten wenigstens die Leiter der Bewegung eingestehen, daß das eigentliche Ziel ihres Strebens nicht die Gründung einer Kirche, sondern eines antikirchlichen Vereines ist, der nur vorläufig um der Schwachen und um der Regierungen willen unter der Hülle einer Kirche auftritt. Daß die Sache sich so verhält, muß Jedem klar werden, der die gottesdienstliche Wirksamkeit dieser Männer prüfend in's Auge faßt. Es fällt gleich in die Augen, daß sie hier nicht an ihrer rechten Stelle sind, vielmehr eine traurige Figur spielen. Wenn sie dagegen die Kirchen verlassen und sich in die Gasthäuser begeben, beim Zweckessen, beim fröhlichen Becherklange, beim Ausbringen von Toasten, da sind sie in ihrem Elemente, da würde man ihnen eine gewisse Virtuosität nicht absprechen können, wenn nicht der Gedanke an den eben vorher ausgezogenen geistlichen Talar, das eben vorher ausgetheilte Abendmahl alle anderen unterdrückte.

Die Beantwortung der Frage: Welches wird die Zukunft der neuen Kirche seyn? ist durch die Untersuchung über ihre Beschaffenheit bereits vorbereitet. Sie hat bis jetzt nur da Eingang zu finden vermocht, wo ihr keine äußeren Hindernisse entgegenstanden, und wird auch in Zukunft unvermögend seyn, dieselben zu bestegen. Denn es fehlt ihr der rechte Glaube, und somit der rechte Muth und Geist der Aufopferung. Wie ganz anders war das mit der Reformation, mit der die Kurzsichtigkeit so oft diese Bewegung verglichen hat! — Sie hat ihre bisherigen Siege nur durch die Beihülfe der Tagespresse errungen; die Herrschaft dieser aber ist eine beschränkte, sie erstreckt sich nur über einen Theil des Mittelstandes in den Städten, die niederen Stände und die höheren sind von ihr ziemlich frei, und unter diesen wird die neue Bewegung eben so wenig in Zukunft bedeutenden Eingang finden, wie sie ihn bis dahin gefunden hat. Und dann ist die Tagespresse eine sehr ungetreue Bundesgenossin; sobald eine andere Angelegenheit auftaucht, die sie für ihre Zwecke ausbeuten kann, geht ihre erkünstelte Begeisterung auf einmal zu Ende. So ist es z. B., zu seinem Glück, dem Gustav-Adolphsverein ergangen; in der Zeit der Proteste war der Deutsch-Katholicismus schon beinahe vergessen, und wenn er jetzt wiederauftaucht, so geschieht das nur, weil jetzt grade kein anderer Gegenstand vorhanden ist. — Die Zeit der Begeisterung macht jetzt mehr und mehr der Reflexion Platz, und von dieser mit nüchternen Augen betrachtet zu werden, kann die Bewegung nicht ertragen. Diejenigen, welche in ihre Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse suchten, können unmöglich länger in der Täuschung beharren. Sie werden zum kleineren Theile in die Römische Kirche zurückkehren, zum größeren in die Evangelische eintreten. Die große Menge wird die eintönigen Deklamationen gegen das Papstthum nachgrade langweilig finden, und sich ver-

laufen. — Der öffentlichen Meinung wird der Gegensatz der antikirchlichen Richtung und des kirchlichen Scheines, der nur in Deutschland, wo man seit langen Jahren an solches Wesen gewöhnt ist, eine Zeitlang verdeckt bleiben konnte, während er in Frankreich von vorn herein klar erkannt wurde, und der Bewegung jeden Eingang versperrte, mehr und mehr zum Bewußtseyn kommen. Das Übermaß der Begeisterung für die Helden der Bewegung wird, wie es in solchem Falle zu geschehen pflegt, bald in Spott umschlagen. Die neue Kirche wird dann für sich selbst zu sorgen haben, und es wird sich dann zeigen, ob sie fähig ist, die Geldmittel zu ihrer Existenz herbeizuschaffen, eine für eine Kirche sehr nöthige Probe, die ihr nicht durch Magistrate und Stadtverordneten erspart werden sollte.

Auch die Frage, wie hat sich die Evangelische Kirche zu dieser Bewegung zu verhalten, ist leicht zu beantworten, sobald erst ihr Wesen richtig erkannt worden ist. Es ist nichts weniger als Lutherisch, Alles gleich an die Brust zu drücken, was dem Papste und der Römischen Kirche sich feindlich entgegensetzt. Die Aufrührerischen, die Wiedertäufer waren auch Feinde des Papstes, dennoch enthielt sich Luther jedes Bündnisses mit ihnen. Er hatte genug an dem himmlischen Helfer. Wir müssen es sehr beklagen, daß man, namentlich im Anfange der Bewegung, so bereitwillig in Einräumung Evangelischer Kirchen gewesen ist, aus Gründen, welche schon in der Eßlinger Eingabe trefflich entwickelt worden sind. Wir müssen es noch mehr beklagen, daß man in mehreren Ländern die Verrichtung der Amtshandlungen bei den Deutsch-Katholiken den evangelischen Geistlichen übertragen hat. Wir verkennen nicht die gute Absicht, die man dabei hatte; man wollte meiden, was irgend zur Auflockerung des Bandes zwischen Staat und Kirche führen konnte, man fand mit vollem Rechte jeden Schritt nach der Civilehe hin bedenklich. Allein es darf einmal nichts Böses gethan werden, damit Gutes herauskomme, und hier ist das Übel, das man freiwillig übernimmt, gewiß noch weit größer, als das, dem man entgegen will. Nichts kann verderblicher seyn für die Evangelische Kirche, als was den ohnedem der Zeit so nahe liegenden Wahn befördert, sie sey Allem verwandt und befreundet, was nur antikatholisch ist, und dieser traurige Wahn wird durch jene Maßregel gleichsam sanktionirt. Auch ist es für die Diener der Evangelischen Kirche erniedrigend, vom Staate zur Lösung einer Verlegenheit auf einem ihnen ursprünglich fremdartigen Gebiete herangezogen zu werden, und ihre Amtshandlungen vor und an solchen zu verrichten, die dieselben von Herzen gar nicht wünschen und sie nur als einen lästigen Zwang, die Geistlichen als Knechte des Staates betrachten. Gar wenig ist damit geholfen, daß kein Geistlicher zur Verrichtung solcher Amtshandlungen gezwungen werden soll. Das Gewissen des Einzelnen wird dadurch

erleichtert, aber die Schmach für das Ganze der Kirche bleibt. Die Verlegenheit ist aber keineswegs so groß, daß die Wahl eines so verzweifelten Mittels gerechtfertigt erschiene. Würde die Civilehe zwar für den vorliegenden Fall gestattet, und von ihr die bürgerliche Gültigkeit der Ehen allein abhängig gemacht, dabei aber ausgesprochen, daß die Civilehe nur da stattfinden solle, wo die Trauung durch die Deutsch-Katholischen Geistlichen vorangegangen, so würde man die beiden gefürchteten Klippen der Anbahnung einer allgemeinen Einführung der Civilehe und der Anerkennung der Deutsch-Katholischen Gemeinde vermeiden. — Während es aber in den bis jetzt besprochenen Beziehungen gilt, die Evangelische Kirche vor jedem Zusammenhange mit dem Deutsch-Katholischen Wesen zu wahren, sollten auf der anderen Seite die Diener und Glieder derselben es viel mehr, als dies bisher der Fall gewesen, als eine heilige Pflicht betrachten, den Irregeleiteten, aber Gutwilligen, die sich dieser Bewegung angeschlossen haben, nachzugehen und sie zunächst nicht für die Evangelische Kirche, sondern für das Evangelium zu gewinnen, eingedenk des Wortes des Herrn: „Folget mir nach und ich will euch zu Menschenfischern machen.“ Es reicht hier nicht hin, abzustossen, es gilt auch anzulocken. Ist es nicht seltsam, daß wir Missionare ausschicken in die fernsten Gegenden, unter rohe Heiden, und dabei gleichgültig zusehen, daß diese armen Leute in unserer Mitte in der Irre gehen, oft nur aus Mangel eines Führers, der sie auf den rechten Weg leitet, nach dem sie aufrichtig verlangen.

An die Römisch-Katholische Kirche ergeht durch die Erscheinung des Deutsch-Katholicismus die dringende Mahnung mit dem Spruche des Augustinus, den sie so oft im Munde führt: *Christianus mihi nomen, Catholicus cognomen*, endlich einmal Ernst zu machen, die christlichen Momente zu beleben und in den Vordergrund treten zu lassen. Nur wenn sie dies thut, wird sie diesen Sturm glücklich bestehen, ja aus ihm Vortheil ziehen, indem sie durch ihn die gradezu fremdartigen Elemente los wird. Mag es seyn, daß sie von dem Deutsch-Katholicismus, in seiner inneren Haltungslosigkeit und nach der Beschaffenheit seiner Führer direct wenig zu fürchten hat: so ist doch das gewiß, daß, wenn sie ihm nicht auf die rechte Weise entgegentritt, auch hier das: „aus der Wurzel der Schlange wird ein Basilisk hervorgehen“, wahr werden wird. Es ist in unserer Zeit schwer genug, die Wahrheiten zu halten, die einen Bundesgenossen im Herzen und die das lebendige Zeugniß des heiligen Geistes für sich haben, die Menschenfischungen (glücklich die Kirche, die von ihnen frei ist) wird sie sich nur insofern gefallen lassen, als das Gemüth durch jene Wahrheiten mit Liebe zu der Kirche erfüllt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 10. Januar.

N^o 3.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir von diesem Gesichtspunkte aus den Hirtenbrief des Fürstbischofs v. Diepenbrock, Breslau 1845, so können wir uns eines schmerzlichen Bedauerns nicht erwehren. Wir durften hier erwarten, das rein christliche Element vorwalten zu sehen, dasjenige, was allein geeignet ist, die Kinder dieser Zeit im Gewissen zu treffen, dagegen tritt uns überall das specifisch Katholische entgegen, womit man keins derselben anlocken wird. Das Auge ist überall mehr auf den „alten ehrwürdigen Priesterkreis jenseits der Berge“ und auf seine Anhänger gerichtet, als auf das Verlorene, welches zu suchen die erste Aufgabe eines wahren Bischofes ist. Gleich im Eingange empfängt uns die „beruhigende Versicherung“, daß der Herr Bischof „in lebendiger Gemeinschaft stehe mit dem Mittelpunkt der katholischen Einheit, mit jenem von Gott in den Mittelpunkt der christlichen Welt gesetzten Lichterhd, von welchem die Strahlen des Glaubenslichtes in alle Weltstrichtungen ausgehen, und um ihn in der Kreislinie der Liebe sich zur Einheit fest zusammenschließend, zu demselben Mittelpunkte allverbindend zurückströmen“. Dann folgt eine sehr ausführliche Darlegung der gewöhnlichen Beweise für die Autorität des Römischen Stuhles, welche beinahe die Hälfte des ganzen Hirtenbriefes einnimmt. Darauf wendet sich die Rede sofort zu den sieben Sakramenten, „die in heiliger Zahl heilende Frucht für alle Nöthe des Lebens beschließen“. Der Mangel an göttlicher Begründung, an Gewähr in dem Worte Gottes, vor dem eine Scheu dem menschlichen Gemüthe tief eingepflanzt ist, so daß das in ihm klar enthaltene, aber auch nur dieses, eines gewissen Eindruckes bei dem der Kirche Abgewandten nicht verfehlen kann, wird bei fünfen derselben nur schwach verdeckt durch salbungsvolle Worte. Auch der „alleinseigmachenden Kirche“ wird gedacht, und zwar in einer Weise, die man in einer gewissen Beziehung eine milde nennen muß, sogar bis zu der geschichtlich und nach dem Lehrbegriffe der Katholischen Kirche unrichtigen Ansicht: „die Kirche verurtheilt nur den Irrthum, nicht den Irrenden“, aber doch ohne sich auch nur zu der geringsten Anerkennung der übrigen christlichen Kirchen als solcher zu erheben. Nur der „unverschuldete Irrthum“ ihrer einzelnen Glieder soll ihnen nicht zugerechnet werden. Zuletzt erscheint auch noch die Jungfrau Maria, von deren „schützender Fürbitte“ das Heil der Kirche erwartet wird. Bei den Schlußworten glaubt man noch auf rein christliches Gebiet zu gelangen: „demüthiger Glaube und reine Liebe, so sprach mit

Recht Fenelon den Inbegriff des ganzen Katholicismus aus“, aber sofort wird man durch den Zusatz enttäuscht: „demüthiger Glaube, welcher in der Lehre der vom heiligen Geiste geleiteten unfehlbaren Kirche Jesu den gnädigen Willen Gottes erkennt und aufnimmt, reine Liebe, die diesen Willen in allen Beziehungen des Lebens treu und selbstverläugnend erfüllt“. Sollte man doch glauben, der Herr Bischof schreibe im Angesichte solcher, die die allgemein christliche Grundlage der Katholischen Kirche, die die drei Hauptbekenntnisse der Christenheit gläubig festhalten, und nur an dem specifisch Katholischen sich stoßen. Wie wenig dies aber der Fall ist, zeigt ein Blick auf das Breslauer und auf das Leipziger Bekenntniß. So würde Sailer nicht aufgetreten seyn. Er würde vor Allem danach gestrebt haben, die Herzen für Christum zu gewinnen. Gewiß wußte der Mann, auf dem vor Anderen sein Geist ruht, dessen christlicher Sinn sich auf so erfreuliche Weise noch vor Kurzem in der Vorrede zu den trefflichen kleinen Schriften von Conscience ausgesprochen hat, und auch aus so manchen Stellen des Hirtenbriefes entgegentritt, namentlich der, wo er davon spricht, wie schwer es ihm geworden sey, seinen Nacken unter eine Bürde zu beugen, die für sein Gefühl um so viel schwerer werde, je mehr sie eine mit irdischem Glanze und weltlicher Herrlichkeit umgebene Bürde sey, — nachdem er der vermeintlich ihm durch die Umstände zunächst gestellten Aufgabe genügt hat, seine katholische Orthodorie zu bewahren, fortan mehr die anderen Seiten hervortreten lassen, deren Entfaltung für die Kirche Christi gedeihlicher ist. Gewiß wird ihm auch im Verlaufe der Zeit klar werden, daß der Schlesiische Klerus, dem im Ganzen ein glänzendes Lob gespendet wird, in bedeutendem Grade an den dortigen kirchlichen Zerrüttungen Schuld hat.

Noch müssen wir hier die Schrift von Gervinus, die Mission der Deutsch-Katholiken, Selbst. 1845, einer Prüfung unterwerfen, um so mehr, da dieselbe bedeutenden Eingang gefunden hat, wie sich dies nicht anders erwarten ließ, da sich der berühmte Verf. in ihr einfach dem Zeitgeiste als Organ hingegen hat. Wir wollen zuerst den Inhalt dieser Schrift darlegen. Der christliche Glaube, meint der Verf., hat sich überlebt; die Zeit der Kirchen ist vorüber. Ein Bund, „wie ihn die Hälfte der Deutschen Nation vor dreihundert Jahren mit Luther schloß“, wird nie wieder geschlossen werden. „In jenen Zeiten gibt es durch Jahrhunderte hindurch keine Geschichtschronik zu lesen, in der nicht, als allgemeiner Ausdruck der Überzeugung, jene ganz und nur religiöse Betrachtungsweise zu Grunde läge, die Alles, was in und um uns geschieht, als das unmittelbare

Werk der Gottheit ansieht; es gibt keinen Zug der Wissenschaft, der Kunst, der Literatur, der nicht ausspräche, daß Religion und Glaube das ganze Gemüthsleben des Volkes vom Ersten bis zum Letzten ausfüllte, daß keine Zerstreuung des Wissens es zertheilte und kein Strupel des Verstandes seinen Frieden störte.“ (Ein schönes Zeugniß für die Vergangenheit unserer Kirche, eine Aufforderung zum Ausblicke zu dem, der die Herzen der Kinder zu den Vätern befehlen kann.) — „Könnte sich Jemand heut zu Tage darüber täuschen, sich selber täuschen oder Andere täuschen wollen, daß dieser Lutherische Glaube noch einmal unter den Vielen aufleben, oder ein anderer Religionsglaube in den ähnlichen Gränzen mit der gleichen Glaubenskraft gepaart seyn könnte? — Ich sehe in jedem Menschen dieser Art, je aufrichtiger und naiver er ist, überall einen Fremdling und Gast aus anderer Zeit, und glaube an keine neue orthodoxe Kirche, die nicht die untergeordnete Rolle einer verlorenen Sekte spielen würde.“ — „Es haben sich die Göthe und Schiller, die Goß und Jean Paul, die Winkelman und Wieland, die Forster und Lichtenberg, Alle der Schranken des dogmatischen Christenthums entledigt; ihrem Beispiele ist in dem gebildeten Theile der Nation Jeder nach seinem Vermögen nachgefolgt; sie und ihr Beispiel verdammen und verwerfen, heißt diese Nachfolger zu dem Worte jenes Normannen reizen, der lieber mit seinen rüstigen Kampfgenossen in der Hölle, als mit den Mönchen, die ihn bekehrten, im Himmel seyn wollte.“ Die Aufgabe unserer Zeit ist nicht die, neue Kirchen zu gründen, sondern die tiefen Wunden zu heilen, welche das bisherige Christenthum namentlich dem Deutschen Vaterlande geschlagen hat. „Ein weites System allgemeiner gegenseitiger Duldung wird das Alleinige seyn, zu dem uns der Individualismus unserer Bildung hinweist, und dieses kann der Hebel werden, der den confessionellen Eifer wegräumt und zu einer national-kirchlichen Einigung zu führen vermag. — Denn einen allgemeineren Wunsch und einen besseren Wunsch können wir in Deutschland nicht hegen, als eben diesen, daß sich die getrennten Kirchen wieder in Eintracht versöhnen möchten.“ Die vollständige Lösung dieser Aufgabe könne nur unter Mitwirkung des Staates geschehen. Dieser habe eine möglichst vage Glaubensformel aufzustellen, und von Allen Unterwerfung unter dieselbe zu verlangen. „Im Schutze jener allgemeinen Glaubensnorm müßte jede besondere, neben dem weiten föderativen Gesetze der Vereinigung, die engen und strengeren Gesetze der einzelnen Schulen und Gruppen unangetastet bleiben.“ Die Deutsch-Katholische Kirche habe „den unsterblichen Beruf, in ihrem kleinen und ganz freien Verbande das Vorbild und Musterbild des größeren Ganzen aufzustellen, das sich nach ihm bilden soll.“ Ihre eigentliche Bedeutung liege nicht auf dem religiösen, sondern auf dem patriotischen und politischen Gebiete. Man könne in dieser Erscheinung „die Keime einer großen Geschichte und einer reichen Entwicklung des Volkslebens für Jahrhunderte entdecken.“ Doch sey allerdings noch zweifelhaft, ob sie ihre große Mission wirklich erfüllen werde. Unerläßliche Bedingung sey eine wahrhaft

sittlich edle Haltung der Masse, eine wahrhaft würdevolle Haltung in den Häuptern der Gemeinde. „In dieser Beziehung sind bereits Dinge geschehen, die, wenn sie Fortsetzung und Steigerung finden, eine abortive Frucht des kreisenden Berges baldigst herbeiführen werden.“

Es finden sich hier zwei Punkte, in denen wir mit dem Herrn Verf. zusammenstimmen, und in deren Hervorhebung seine Schrift u. E. der Wahrheit dient. Der erste ist die lebhafteste Hinweisung auf den Gegensatz gegen das Wesen der christlichen Kirche, in dem sich die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten befindet. Was der Verf. hier ausführt, müßte hinreichen, diejenigen, welche für eine neue Verfassung der Kirche schwärmen, von der Eitelkeit ihrer Entwürfe zu überführen, wenn sie überhaupt der Belehrung zugänglich wären. Eben diese Gebildeten würden in einer demokratischen Verfassung Alles an sich reißen; die im Volke noch schlummernden edleren Kräfte würden für jetzt noch kein Gegengewicht abgeben können; denn sie entbehren noch zu sehr des klaren Bewußtseyns, und der Verleitung und Verlockung ist hier noch Thür und Thor geöffnet, wie schon der Enthusiasmus zeigt, mit dem der Deutsch-Katholicismus überall vom Volke begrüßt worden ist. Hier kann erst nach einer Ausräumarbeit in Thränen in Freuden geerntet werden.

Das Zweite ist, daß der Verf. so klar erkannt hat, wie der Deutsch-Katholicismus eigentlich gar keine kirchliche Erscheinung ist, sondern eine antikirchliche Bewegung, eine neue Freimaurerei. Auch hier beschämt er die Illusionen so mancher gläubiger Gemüther, welche so schwer sich entschließen können, die Augen ganz für die offen zu Tage liegende Wahrheit zu öffnen.

Dagegen aber findet sich weit Mehreres, worin der Verf. nicht der Wahrheit dient. Dahin gehört vor Allem die Dreistigkeit, mit der er dem Geiste der Zeit huldigt, der nach ihm „in Wahrheit der Geist Gottes ist“. Er sieht ganz und gar auf pantheistischem Grunde, was wirklich ist, das ist ihm auch vernünftig, und von der Sünde hat er keine Ahnung. Sein auf dieser Anschauung ruhendes unbedingtes Vertrauen auf die Fortdauer der gegenwärtigen Zustände muß schon, rein menschlich betrachtet, als unbegründet erscheinen, wie viel mehr aber, wenn die Hülfe in's Auge gefaßt wird, welche die von ihm verachtete Wahrheit in Christo im Himmel hat. Sie hat schon weit furchtbarere Gegner besiegt, als die jetzigen, und daß sie jetzt einen ähnlichen Sieg erringen werde, das muß doch so lange sich als möglich, als wahrscheinlich darstellen, als sie unlängbar in allen Theilen der Welt, und auch in unserem Vaterlande, das der Verf. überall allein in's Auge faßt, entschiedene Fortschritte macht, trotz der allgemein verbreiteten Bildung, mit der sie es nie zu thun hat, immer nur mit dem Unglauben, der sich aus der Bildung Feigenblätter bereitet. Es ist unbedonnen, hier die Rolle eines Goliath spielen zu wollen, an den man bei den Großsprechereien dieser Schrift gar lebhaft erinnert wird. Gesezt aber auch, der Verf. betrachtete mit Recht die Herrschaft des Unglaubens als eine definitive, was wäre damit gegen den Glauben bewiesen? Die heilige Schrift lehrt

es ja klar und deutlich, daß am Ende der Tage eine solche Herrschaft stattfinden wird, und wer vermöchte zu beweisen, daß wir nicht diesem Ende entgegengehen?

Den Charakter des Deutsch-Katholicismus hat der Verf. richtig erkannt, aber das gereicht ihm zum Vorwurf, daß er kein Wort des Tadelns über den kirchlichen Schein ausspricht, welchen derselbe annimmt, über die Verlockung kirchlich und religiös gerichteter Gemüther, die er sich zu Schulden kommen läßt. Der Verf. zeigt sich doch sonst als einen so großen Freund der Moral, er stellt es als einen Hauptvorzug der Deutsch-Katholiken hin, daß sie die Moral als Standarte aufgestellt (uns ist von den Verdiensten, die sie sich in dieser Beziehung erworben, nichts bekannt,*) überhaupt nichts von einem wirklich tiefen und gründlichen sittlichen Ernste in unserer Zeit, außer einem solchen, der eine breite Basis christlicher Erkenntnis hat): warum ist er hier dieser seiner Vorliebe untreu geworden, und hat sich faktisch zu dem unmoralischen jesuitischen Grundsatz bekannt, daß der Zweck die Mittel heilige?

Aber der Verf. läßt sich auf demselben Gebiete noch mehr zu Schulden kommen. Bei seiner völligen Entfremdung von der Kirche, die so weit geht, daß er allen Gottesdienst für unnütz erklärt (S. 77.: „Niemand hält es mehr für unumgänglich, seinen Glauben an ausgeübte Formalitäten zu knüpfen“), will er doch, daß der Staat die Maske der Religion vornehmen und sich bei Gründung einer Kirche betheiligen soll, bloß zu dem Zwecke, die Kraft der Religiösen und Kirchlichen zu brechen, und sie dem Humanitätsprincip dienstbar zu machen. Was heißt das anders, als geradezu die Heuchelei billigen und empfehlen?

Endlich, was es mit der Liebe und Duldung auf sich hat, die der Unglaube im Munde führt, das würde, wenn es die Geschichte nicht sattem zeigte, bis zu den lehrreichen neuesten Vorfällen im Waadtlande, aus der Äußerung klar werden, die der Verf. S. 73. mit fast naiver Offenheit thut. „Der Staat hätte bei uns nichts zu thun, als die äußersten eigensinnigen Extreme von der gemeinsamen kirchlichen Verbindung auszuschließen, fremder (Römischer) Betheiligung zu wehren, und allen geheimen Betrieb religiöser Dinge in Associationen und Corporationen zu untersagen; dann aber zu incorporiren, d. h. unter den Schilde seiner Sanction zu nehmen, was sich auch nur zu jenem vagsten Bekenntnisse der neuen Kirche verbande.“ Man sieht hier dieselbe Gesinnung, welche in der Waadt eben die Oratoires geschlossen hat. Wer sich dem Despotismus des ungläubigen Staates nicht fügen, wer dem Bekenntnisse der Kirche treu bleiben will, der soll gar keinen Gottesdienst mehr haben, und da er nach seinem Gewissen nothwendig

einen solchen haben muß, so folgen dann ganz natürlich die Dragonaden.

Wir haben bisher einzig die Hauptströmung der neukatholischen Bewegung in's Auge gefaßt. Werfen wir jetzt noch einen Blick auf die Protest- oder Christ-Katholiken. Das Aufkommen und Bestehen dieser Partei muß als etwas sehr Erfreuliches betrachtet werden. Sie hat durch ihr Zeugnis viel gewirkt, manche Einzelne gewarnt und viel dazu beigetragen, die Kraft der anderen ungläubigen zu brechen. Wir wünschen ihr Segen und Gedeihen. Eine andere Frage aber ist, ob diese Partei, wie von vielen Seiten gemeint wird, für die äußere Anerkennung reif sey. Wir können dies nicht glauben. Die Zahl ihrer Mitglieder ist ausnehmend gering. Dabei sind sie noch unter sich gespalten, auf der einen Seite Ezerški und seine Gemeinden, auf der anderen Seite die Berliner Protest-Katholiken. Es fehlt an tüchtigen Führern, bei dem einzigen namhaften scheint die Bedeutung dem Namen nicht zu entsprechen und die Personalien sind nicht ohne Bedenken. Es fehlt auch, wie es scheint, an selbstständigem und ursprünglichem Geiste. Man hat den Eindruck einer rein aus der Evangelischen Kirche hervorgegangenen Anregung, die noch nicht völlig durchgedrungen ist. Für solche rein individuelle Mittelstufen aber sogleich neue Kirchen zu concessioniren, ist sehr bedenklich. Sie werden dadurch nur in ihrer natürlichen Entwicklung, im gesunden Fortschritte gehindert. Man darf es dem Bächlein nicht äußerlich erschweren, daß es zu seiner Quelle zurückkehre. Der vorliegende Fall ist gewiß einer von denen, auf welche der so oft unpassend angewandte Rath Gamaliel's vollkommen paßt;*) Alles empfiehlt hier das Abwarten. Wie wenig zwischen der Katholischen und der Evangelischen Kirche ein Raum zu bequemer Niederlassung sey, das zeigt hinreichend die Geschichte des Janenismus, der es bei so manchen lebenskräftigen Elementen doch nicht zu einer dauernden kirchlichen Existenz zu bringen vermochte. Sehr einfach wäre die Sache gewesen, wenn die Protest-Katholiken sich wirklich, wie es eine Zeitlang hieß, zu der Augsbургischen Confession bekannt hätten. Dann hätten sie unbedenklich als Theil der Evangelischen Kirche anerkannt werden, und ihnen in Bezug auf Kultus und Verfassung alles Gewünschte gewährt werden können; denn in diesen Beziehungen gestattet unsere Kirche, der zur wahren Einheit die Übereinstimmung in der Lehre des Evangelii und in der rechten Verwaltung der Sacramente hinreicht, die größte Freiheit. Allein zu diesem Schritt haben sich die Protest-Katholiken nicht verstehen mögen, theils weil sie sich in Bezug auf die Lehre noch nicht ganz von der Römischen Kirche losgemacht hatten, theils aus Anhänglichkeit wenigstens an den alten Namen, theils endlich aus äußeren Rücksichten, die aber in solchen Dingen niemals entscheidend seyn sollten, weil sie nämlich fürchteten, durch den Beitritt zu

*) Eben so wenig auch vermögen wir mit dem Verf. in dem Deutsch-Katholicismus „eine Position gegen Communismus und Radikalismus“ zu entdecken. „Die Tumulte und die Streifzüge nach dem Communismus“, über die er gegen das Ende klagt, wo überhaupt die Täuschungen sich mehr zu lichten scheinen, wollen dazu schlecht passen.

*) Bengel zu Act. 5, 38. 39.: Causae aperte bonae assentiendum, aperte malae resistendum, sed in re subita, nova et dubia eximie salutare est Gamalielis consilium.

der Augsburgischen Confession die Einwirkung auf ihre früheren Glaubensbrüder zu verlieren. Von der einen Sektion der Protest-Katholiken wird berichtet: „Die in Thorn gehaltene Versammlung der Vorsteher und Deputirten der christ-katholischen Gemeinden in Schneidemühl und Thorn hat nicht die Augsburgische Confession als Grundlage des Glaubens angenommen, aber doch sich mit derselben einverstanden erklärt, und ist in ein Verwandtschaftsverhältniß zu derselben getreten, jedoch mit Vorbehalt des eigenen Glaubensbekenntnisses und des eigenthümlichen Kultus und Verfassungswesens und mit Festhaltung des Namens einer christ-katholischen Religionsgesellschaft.“ Bei dieser Lage der Sache ist es unmöglich, diese Gemeinden ohne Weiteres als „Augsburgische Confessionsverwandte“ (ein Name, mit dem von ihnen ein nicht zu billigendes Spiel getrieben wird; er bezeichnet im historischen Sprachgebrauche nichts Anderes, als Bekenner der Augsburgischen Confession) anzuerkennen. Es kommt darauf an, zu untersuchen, ob die Verschiedenheit ihres Bekenntnisses von der Augsburgischen Confession wirklich, wie bei der Polnischen Brüderunität, auf deren Beispiel sie sich berufen, eine rein formale ist; denn nur wo dies der Fall, ist das evangelische Kirchenregiment und der Staat berechtigt, Anerkennung auf Grund der Augsburgischen Confession zu gewähren. Diese Untersuchung erscheint um so nothwendiger, da selbst jene bedingte Beitrittsklärung zur Augsburgischen Confession gar zu sehr sich als eine abgedrungene darstellt. Die Gemeinden haben nach der Erklärung des Thorner Vorstandes „diesen Schritt wagen müssen, als die einzige noch übrig bleibende Möglichkeit, zur Anerkennung im Staate zu gelangen“. Es würde u. E. nicht rathsam seyn, die Untersuchung zu übereilen, da das Bekenntniß dieser Gemeinden, wie schon die wichtigen Veränderungen zeigen, die mit ihm seit Jahresfrist vorgegangen, offenbar noch sehr unreif und in der Bildung begriffen ist. So könnte also eine sofortige Anerkennung nicht auf Grund der Augsburgischen Confession, sondern nur des allgemeinen christlichen Inhaltes der Bekenntnisse erfolgen. Es wäre aber Härte gegen die, welche eine solche Anerkennung nachsuchen selbst, wenn dieselbe ihnen voreilig gewährt würde.

Wenden wir uns jetzt zu den Erscheinungen, die im verfloffenen Jahre innerhalb der Evangelischen Kirche selbst hervorgetreten sind. Die Erklärungen gegen den extremen und aggressiven Nationalismus eines Wislicenus und der ihm Gleichgesinnten sind im Laufe dieses Jahres zum Abschlusse gelangt. Sie haben ein denkwürdiges Resultat geliefert: sie stellen uns mehr als tausend Geistliche vor Augen, die nicht nur das

Bekenntniß der Kirche theilen, sondern auch den Eifer für dasselbe haben, daß sie außer ihrem nächsten amtlichen Kreise Zeugniß dafür ablegen. Und wie viele, von gleicher Gesinnung erfüllte, haben geschwiegen, weil es ihnen an äußerer Veranlassung fehlte, oder weil sie äußerlich verhindert wurden, wie in Baiern und Baden, oder weil sie sich nicht von der Zweckmäßigkeit oder Rechtmäßigkeit dieser Art des Auftretens überzeugen konnten! Das Streben, die Anhänger der Kirchenlehre als ein winziges Häuflein darzustellen, hat auf diese Weise einen kräftigen Stoß erhalten; grade das Außerordentliche des Auftretens hat es in weiten Kreisen zum Bewußtseyn gebracht, daß es sich hier um eine eigentliche Lebensfrage der Kirche handelt; das Bewußtseyn um die Einheit der Deutschen Evangelischen Kirche ist durch diese aus allen Theilen des Deutschen Vaterlandes hervorgegangenen Erklärungen bedeutend gefördert worden.

Auch im verfloffenen Jahre haben sich mehrfach solche, die mit uns auf dem gleichen Grunde des Glaubens stehen, mißbilligend über die Erklärungen, die von ihren Vertheidigern nie als „unbedingte Verpflichtung“ hingestellt worden sind, immer nur als Werk freier Liebe, als Aufgabe für die, „welche ihr Herz dazu treibt“, ausgesprochen, „weil es eigentlich doch rein individuelle, außerkirchliche Bethätigungen sind und bleiben“. Es ist merkwürdig, daß sich bei uns die Vorstellungen von der Bedeutung des äußeren kirchlichen Organismus in demselben Grade steigern, als derselbe sich als schwach und gebrechlich darstellt. Der Grund läßt sich aber leicht erkennen: die Verfassung unserer Kirche ist so sehr mit staatlichen Elementen durchflochten, daß die Versuchung sehr nahe liegt, Normen, die für den Staat gelten, auf die, weil geistigere, darum auch freiere, Kirche zu übertragen. Dann ruft grade das Bewußtseyn um die Schwäche des kirchlichen Organismus die Befürchtung hervor, daß er durch ein kräftiges, freies Handeln gar leicht ganz zerstört werden könnte, und darüber vergißt man denn, daß dies das einzige Mittel ist, wodurch ihm wahrhaft aufgeholfen werden kann, wenn er sich aufhelfen lassen will: die Besserung des Kirchenregiments ist überall nur aus solchen freieren Regungen, aus der Einwirkung des unabhängig von ihm entstandenen Lebens auf dasselbe hervorgegangen. Wir stehen mit solchen Bedenken ganz allein in der christlichen Welt. Wie wenig z. B. die Englisch-Bischöfliche Kirche sie theilt, der wir gewohnt sind vorzuwerfen, daß sie die Zügel der kirchlichen Disciplin und Ordnung zu scharf anziehe, das hat noch der neuliche, von mehr als zweitausend Geistlichen unterzeichnete Protest gegen die Puseyiten gezeigt, gegen dessen Legitimität von keiner Seite Bedenken erhoben worden sind.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 14. Januar.

N^o 4.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Dann hat man noch Bedenken gegen eine einzelne Art der Erklärungen erhoben, diejenigen, in denen erklärt wird, daß Männer, wie Wislicenus, keine rechtmäßigen Diener der Kirche seyen. „Man thut wohl Recht“ — sagt Herr Lic. Erbkam in seiner so viel Treffliches enthaltenden „Beleuchtung der Erklärung vom 15. August“ — „wenn man solche öffentlich ausgesprochene Erklärungen für förmliche Excommunicationen ansieht. Denn wenn der Ausdruck: kein rechtmäßiger Diener der Kirche seyn, irgend einen Sinn haben soll, so kann es nur der seyn, daß die von einem solchen vollzogenen kirchlichen Handlungen null und nichtig seyen. Sofern nun einzelne Geistliche dies von anderen Geistlichen öffentlich ausagen, sprechen sie über diese den Bann aus und verpflichten sich ihrerseits, die in diesem Falle vollzogenen kirchlichen Handlungen nicht anzuerkennen.“ Wir stimmen mit dem Herrn Verf. vollkommen darin überein, daß eine solche Nichtanerkennung der kirchlichen Handlungen, die ein direktes Vorzeichen der Auflösung der bestehenden Kirche ist, nur in Zeiten der äußersten Noth und Gefahr der Kirche, nur wo ihre Behörden den festen Entschluß kundgegeben haben, der extremsten Irreligion in ihr freien Spielraum und Berechtigung zu gewähren, als gerechtfertigt erscheint, Zeiten, in denen wir uns noch durchaus nicht befinden. Aber wir müssen es entschieden in Abrede stellen, daß jene Erklärungen etwas der Art enthalten. Wäre dies der Fall, wir würden ihnen nimmer Aufnahme gewährt haben. Wenn ein Landesherr eine Münze von schlechtem Gehalte schlagen läßt, so muß es Jedem freistehen, sie für eine solche zu erklären; wenn er aber ohne Weiteres sein wenn auch völlig begründetes Privaturtheil in die Praxis einführend sich weigert, die Münze im Handel und Wandel anzunehmen, so macht er sich sittlich und bürgerlich strafbar. Das Aussprechen seines Privaturtheils darf nur den Zweck haben, eine entsprechende Maßregel der öffentlichen Gewalt hervorzurufen. Ähnlich auch hier. Die Kirche hat sich selbst bestimmt und unzweideutig darüber ausgesprochen, wer ihr rechtmäßiger Diener ist, und es muß dem Einzelnen, muß auch Mehreren, die sich zu einer Erklärung verbinden, um nicht vielfach dasselbe zu wiederholen, bei gegebener Gelegenheit freistehen, bestimmte Fälle nach dieser Norm zu beurtheilen, theils um auf die öffentliche Meinung einzuwirken, theils um das Auge der kirchlichen Behörde auf diesen Punkt hinzulenken. Dies allein haben jene Erklärungen gethan. Ihre Unterzeichner sind von dem Bewußtseyn geleitet worden, daß es ihnen zunächst nur zukomme, zu zeugen, der kirchlichen Behörde aber, ihr Zeug-

niß zu prüfen, und nach dem Resultate dieser Prüfung zu handeln.

Von derselben wohlmeinenden Seite her ist den Erklärungen der Ev. K. Z. und dieser überhaupt ein zu starkes Hervorheben des menschlichen Rechtes der kirchlichen Lehre zum Vorwurf gemacht worden. „Wo die Kirche, wie in unserer Zeit, in die Lage gesetzt ist, mit Feinden zu kämpfen, die ihr nicht bloß die rechtliche, sondern jede Existenz bestreiten, da thut sie besser, statt ihres vergessenen Rechtes, ihres himmlischen Ursprunges sich zu erinnern. Sey getrost, ich habe die Welt überwunden, das war das Wort, das ihr der Herr auf ihrem Leidensgange zugerufen hat, darauf soll sie vertrauen, und dann ruhig warten, bis ihr die freie Liebe das Erbtheil wieder schenkt, was sie ihr früher vermacht hatte.“ Käme es auf unsere Neigung an, so würden wir gern bereit seyn, diesem Rathe zu folgen, oder vielmehr, wir würden nie Veranlassung gegeben haben, ihn uns zu ertheilen. Aber es gilt hier die Neigung zu verläugnen. Das kirchliche Recht der wahren Lehre ist ein theures, durch Arbeit und Blut der Zeugen der früheren Jahrhunderte erworbenes Erbe, das wir nicht verschleudern dürfen. Es ist ein göttliches, der Kirche anvertrautes Gut, von dessen Verwaltung sie Rechenschaft ablegen muß. Die Urheber dieses Rathes haben wohl nicht bedacht, was mit der Verzichtleistung auf dieses Recht verbunden wäre, was es hieße, wenn die Kirche ganz von vorne anfangen sollte, welches Loos dann die armen Gemeinden treffen würde. Es hängt unendlich viel an diesem Rechte, die natürliche Feindschaft gegen das Evangelium wird dadurch überall einigermassen gezügelt und in Schranken gehalten, wobei noch immer Veranlassung genug bleibt, das: sey getrost ich habe die Welt überwunden, zu Herzen zu nehmen. Die Ev. K. Z. kann es sich nicht zur Unehre anrechnen, daß sie dazu beigetragen hat, dies beinahe vergessene Recht wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Freilich gibt es dabei Abwege, die sorgfältig zu vermeiden sind, und als Warnung vor diesen nehmen wir den Zuspruch dankbar an. Die Berufung auf dies Recht darf überall nur eine untergeordnete Stellung einnehmen; die eigentliche Stärke unserer Sache ruht in dem, was dem Diener der bereits gegründeten Kirche mit dem Missionare gemeinsam ist, und das ist unser eigentliches Element, nur dadurch kann unmittelbar auf die Gemüther gewirkt werden. Wir hoffen aber, daß eine billige Beurtheilung unserem Blatte das Zeugniß nicht versagen wird, daß im Ganzen beide Momente sich in ihm in dem richtigen Verhältnisse zu einander befinden. Einzelne Fehlgriiffe gestehen wir hier, wie überall, willig und gerne zu.

Die Proteste der Lichtfreunde sind in diesen Blättern schon so hinreichend besprochen, daß wir über diesen an sich armen Stoff nichts mehr zu sagen haben. Angemessener aber erscheint es, über das Verbot der Versammlungen der Lichtfreunde einige Bemerkungen zu machen. Dies kann aus einem doppelten Gesichtspunkte betrachtet werden, dem der Kirche und dem des Staates. Die erstere hat es nur mit den dabei theilhaftigen Geistlichen zu thun. Hätten diese wirklich, wie Herr Senior Krause in der Schrift: „Die protestantischen Freunde und ihre erste Hauptversammlung in Breslau“, uns glauben machen will, es sich zur Aufgabe gemacht, für die Positionen zu wirken, welche der Nationalismus noch stehen läßt, wären sie darauf ausgegangen, die Gemüther für „Gott, Freiheit und Unsterblichkeit“ zu begeistern, und in Bezug auf die Moral „die in den unteren Klassen so unendlich verderbte öffentliche Meinung zu verbessern“, so hätte man ihrer Thätigkeit ruhig zusehen, ja sich ihrer freuen können. Aber diese Tendenz läßt sich schon von vorn herein nicht erwarten. Die Begeisterung für seine dürftigen positiven Elemente ist dem Nationalismus längst verschwunden; sie wohnte ihm nur hier und da in den ersten Anfängen bei, als ein Erbe, was er aus dem reichen Vaterhause mitgebracht hatte. Jetzt ist er fast gänzlich der Negation anheimgefallen. Was wir so von vorn herein erwarten müssen, bestätigt die Erfahrung. Wo wir etwas von positiver Wirksamkeit erblicken, da dient sie in der Regel nur dazu, die negative zu maskiren, die auch allein die Massen in die Versammlungen hineingezogen hat: wer jetzt religiöse und moralische Position will, sucht sie anderswo als bei den Nationalisten. Herr Krause selbst muß bekennen: „Die Versammlungen protestantischer Freunde in der Provinz Sachsen haben immerdar auf ein thätiges Christenthum gedrungen; doch meine ich, daß sie wohl noch schneller in der Verfolgung sittlicher Zwecke hätten vorschreiten können.“ Als wirkliche Tendenz der lichtfreundlichen Versammlungen gibt sich ein Doppelpes zu erkennen. 1. Man suchte das Volk durch entschiedene Bekämpfung, theilweise Verhöhnung der Grundlehren der Kirche von denselben abwendig zu machen, vorgeblich im Interesse der Kirche selbst, wie z. B. Herr Krause sagt: „Viele hochgebildete und achtungswerthe Juden haben mir schon erklärt, daß sie die Göttlichkeit Christi gern anerkennen, auch gerne Christen werden würden; daß sie es aber nicht über sich gewinnen könnten, in Christo einen Gott (!) selbst zu erblicken, wie sie bei Annahme der Trinitätslehre es doch müßten,“ aber mit kaum vorborgendem schalkhaften Lächeln. Gewiß ist jetzt für die kirchliche Behörde gar sehr eine Zeit des Abwartens, sie muß Vieles dulden und übersehen, was nicht so seyn sollte, sie kann es in keiner Weise für ihre Aufgabe halten, den Nationalismus zu beseitigen. Aber es gibt hier doch eine Gränze, und wo diese überschritten wird, da arbeitet man gradezu an der Auflösung der Kirche. Kein Kirchenregiment kann es dulden, daß Diener der Kirche, mit ihrer Autorität bekleidet, außerhalb ihres nächsten Berufes auf öffentlichem Markte ihre Stimme gegen ihre Lehre erheben und das arme Volk verführen. Hätte es nicht die Macht, dies zu hindern, so müßte es lieber über dem muthigen

Versuche, es zu thun, zu Grunde gehen. Ein ehrenvoller Untergang ist unendlich besser, als ein schimpfliches Bestehen. Es birgt stets den Auferstehungskeim in sich. Hier aber konnte davon gar nicht die Rede seyn. Es galt nur den Entschluß und die öffentliche Meinung war in weiten Kreisen orientirt. Muß doch selbst Herr Krause zugestehen, „ich weiß, daß unter den Amtsbrüdern Schlesiens gewiß die überwiegende Mehrzahl den protestantischen Freunden nicht günstig ist, daß unter den Laien sehr Viele ungünstig über die protestantischen Freunde und ihre Tendenzen urtheilen“. — 2. Man ging darauf aus, in diesen Versammlungen eine Macht gegen die Kirchenbehörde zu organisiren, die bei jedem mißliebigen Schritte gegen sie in's Feld geführt werden konnte. Zum Beweise für diese Tendenz reicht allein die Köthener Demonstration zu Gunsten von Wislicenus hin, die recht eigentlich in der Absicht unternommen wurde, die Behörde einzuschüchtern. „Wir hatten“ — sagt Uhlisch, „die Throne und die prot. Freunde“ — „bis dahin Wislicenus als einen der Unseren anerkannt; jetzt erst konnte diese Anerkennung eine thatsächliche Geltung bekommen, jetzt setzten wir wirklich etwas ein damit. — Darum begrüßten wir ihn als einen der Unseren; darum sprachen wir es in fünf von der Versammlung angenommenen Sätzen aus, daß wir uns in dem Grundsatz, um den es sich hier handele, nämlich vollkommen freier Schriftforschung, mit ihm einig wußten.“ Es liegt am Tage, daß das Kirchenregiment es sich selbst und der Kirche schuldig ist, solches Treiben der ihm Untergebenen nicht zu dulden. Thäte es dies, so würde völlige Auflösung die nothwendige Folge seyn. Die Kirche würde in die Knechtschaft der kirchlichen Demagogen und der Haufen, die sie um sich zu versammeln wissen, gerathen.

Aber auch der Staat konnte den lichtfreundlichen Versammlungen nicht länger ruhig zusehen. Uhlisch zwar meint, es habe im Interesse des Staates gelegen, sie zu fördern. „Thatsache ist das unruhige Streben der Zeit aus dem gegenwärtigen Zustande hinaus nach einem anderen hin. Wohl an, wir verhelfen diesem Streben zur Befriedigung auf religiösem Gebiete und dadurch wird es von anderen Gebieten abgeleitet.“ Allein daß die Sache ganz anders liegt, das erhellt schon aus der eifrigen Betheiligung der Literaten an diesen Versammlungen, in denen sie eins der wirksamsten Mittel ihrer gegen den Staat gerichteten Entwürfe erblickten. Der Geist der Anmaßung, des Dünkels, des Mißtrauens, der Opposition wird, einmal auf dem einen Gebiete groß gezogen, nicht zögern, sich auch auf dem anderen geltend zu machen, um so weniger, da bei uns Staat und Kirche so eng mit einander verbunden sind. Die stets an Ausdehnung wachsenden, in diesem Geiste geleiteten und bearbeiteten Versammlungen gaben revolutionären Bestrebungen eine gefährliche Waffe in die Hand. Dazu kommt noch, daß der Staat im Interesse der öffentlichen Moral nicht gleichgültig sich dabei verhalten konnte, daß Diener der Kirche ihre beschworenen Pflichten auf eine so offenkundige Weise verletzten. Was soll aus Treu und Glauben, der Grundlage des Staates, werden, wenn diese von solchen, die vorzugsweise Pfleger derselben seyn

solten, ohne Scheu nicht bloß, sondern auch ohne Einhalt mit Füßen getreten werden?

Als ein Ereigniß des verflossenen Jahres ist die Rede des Herrn v. Florencourt zu betrachten. Ihre Bedeutung liegt darin, daß in ihr der Unwille über die unwürdige Heuchelei des Nationalismus, der bei den Meisten durch die Gewöhnung sehr abgestumpft ist, in frischer Lebendigkeit hervorbricht, daß in ihr mit rücksichtsloser Entschiedenheit und muthigem Eifer die tiefen Wunden aufgedeckt werden, welche diese Heuchelei unserem Volke geschlagen hat, das, wie kein anderes, von dieser Geißel heimgesucht wurde. „Das Beispiel der Geistlichen hat seine Früchte getragen. Wenn mit dem Heiligsten, was der Mensch besitzt, so oft ein lügenhaftes Spiel getrieben wurde, sollte das nicht einwirken zuletzt auf den ganzen Volkscharakter? — Ja, unser Volk ist unwahr geworden, unwahr durch und durch. Hohle pomphafte Phrasen, von denen das Herz nichts weiß, gehen geläufig von Mund zu Mund.“ Die Rede hielt sich ganz auf dem moralischen Gebiete, sie verurtheilte den Nationalismus von Voraussetzungen aus, die er als richtig anerkennen mußte, und machte dadurch jede auch nur scheinbare Widerlegung unmöglich, wie dies auch von Uhlich und von der Versammlung auf der Stelle erkannt wurde. Soll ich antworten, fragte der Erstere; ja mit Knütteln, antwortete die Letztere.

In einer anderen Zeit, wie die unsrige, könnte man die Mitwirkung zur Verbreitung der Rede des Herrn v. Florencourt bedenklich finden, weil sie dem Ansehen des geistlichen Standes überhaupt schade. Es läßt sich dies nicht ganz läugnen, aber diese Rücksicht wird durch weit wichtigere überwogen. Die Rede sollte stets von neuem gedruckt und bis in die äußersten Winkel unseres Vaterlandes verbreitet werden. Kirchlich gesinnte Geistliche aber sollten sich ihrer nicht bloß als einer Waffe nach außen bedienen, vielmehr von ihr Veranlassung zu einer ersten Selbstprüfung entnehmen. In der Hauptsache werden sie allerdings von den in ihr erhobenen Vorwürfen nicht getroffen, aber „die hohlen, pomphaften Phrasen“ sind durch die lange Herrschaft des Nationalismus so in Gebrauch gekommen, daß es auch denen schwer wird, sich ihrer ganz zu enthalten, die aus der Fülle ihres Herzens reden. Und doch versäuert hier ein wenig Sauerteig den ganzen Teig. Wie oft z. B. wird der Eindruck einer guten Predigt durch den Überfluß hochtönender Worte geschwächt, der an eine gewöhnliche, keinen kirchlichen Charakter tragende Collette verschwendet wird, wie wir noch mit so manchen der Art belastet sind, z. B. der für arme Studierende aller Fakultäten. Allem solchen Wesen, allem Kanzeltone, allem falschen Pathos, allem Herausgehen des Mundes über das Herz ruft diese Rede das: Bis hieher, und nicht weiter, zu.

Ein treffliches Beispiel ist im verflossenen Jahre durch Geistliche in der Gegend von Neuhaudensleben gegeben, welche in einer gedruckten Ansprache an ihre Gemeinden denselben die wahre Beschaffenheit des Nationalismus aufdeckten und vor ihm eindringlich warnten. Möge dies Beispiel allgemeine Nachfolge finden! Jetzt ist es noch Zeit; es leben in den Gemeinden noch

bedeutende Traditionen aus der besseren Vorzeit, es kommt darauf an, sie über das Verhältniß des Nationalismus zur Kirche in's Klare zu setzen, und sie werden sich in der Regel, wenigstens auf die Dauer, für die letztere entscheiden. Wäre dies nicht, wie käme der Nationalismus dazu, auch wo er verhältnismäßig offen ist, doch immer noch vor dem Volke zu heucheln, wie z. B. Uhlich in der Schrift: die Throne, obgleich er mit der Lossagung von Christo in Folge der Florencourtschen Lektion weit offener hervortritt, als früher, bis zu dem Sage: „Jesus ist eine Erscheinung vergangener Zeiten — unser Glauben, Lieben, Hoffen muß in unserer eigenen Brust ruhen“, doch immer noch fragt: „stoßen wir Jesum vom Throne? nehmen wir dem Volke seinen Heiland?“ Geht es aber noch länger so fort, bleiben die Gemeinden ungewarnt und ohne solide und eingehende Belehrung den Einflüssen des Nationalismus ausgesetzt, der mehr als je darauf ausgeht, sie zu verleiten, so wird die Entscheidung in späterer Zeit ganz anders ausfallen.

Die Bewegung, welche die Erklärung vom 15. August hervorgerufen, ist jetzt ihrem Ende ziemlich nahe. Diejenigen, welche sie veranlaßt, scheinen sich darüber zu täuschen, den ephemeren Charakter dieser Thatsache, die nur eine einzelne Welle in dem wogenden Meere der Zeit ist, zu verkennen; der Charakter der von ihnen begonnenen Zeitschrift führt auf diese Ansicht. Aber dennoch ist es so. Die noch erscheinenden Streitschriften werden kaltfinnig aufgenommen und keine erlebt eine zweite Auflage, die Zeitungen sind fast ganz verstummt, und außer den engen Kreisen der unmittelbar Beteiligten wird selten noch über die Sache gesprochen.

Es wird sich also jetzt schon bestimmt erkennen lassen, was die Erklärung gewirkt hat. Und da wird denn nicht geläugnet werden können, daß eine gewisse Wirkung allerdings von ihr ausgegangen ist: sie hat die weltlich Gefinnten in ihrer Abneigung gegen den biblisch-kirchlichen Glauben und seine Vertreter bestärkt und die guten Eindrücke ausgelöscht, welche namentlich in Berlin die Selbstvernichtung des lichtfreundlichen Wesens hervorgerufen hatte. Dagegen aber ist der positive Zweck der Urheber der Erklärung vollkommen unerreicht geblieben. Allgemein wird ihr Versuch, sich in der Mitte zwischen Welt und Kirche anzubauen, als ein unhaltbarer erkannt, um ihr Bekenntniß sammeln sich gar keine neuen Bekenner, während sie sich durch dasselbe die Herzen Bieler, die früher mit Liebe und Vertrauen an ihnen hingen, entfremdet haben. Ob wohl dieser Erfolg mit den Wünschen und Erwartungen der Protestirenden übereinstimmt?

Unter den Bedenken, welche gegen die Antwort des Herausg. auf die Erklärung vom 15. August erhoben worden, sind einige, welche es verdienen, beantwortet zu werden, und wir wollen dies bei dieser Gelegenheit thun.

„Ist es Recht, die Gestalt des Vollendeten heraufzubeschwören, daß er statt der Lebenden Rede stehe?“ Dem Herausg., der entschlossen war, nicht um die Sache herum, sondern mitten in sie hineinzugehen, blieb keine Wahl: da die Schüler so wenig

geschrieben, mußte er sich an den Meister halten. Das hatte auch gar nichts Bedenkliches: auf geschichtliche Persönlichkeiten wird man doch nicht das ordinäre de mortuis anwenden wollen, was auf Schriftsteller um so weniger paßt, da sie in ihren Werken fortleben. Ja der Herausg. mußte die Nothwendigkeit, in der er sich befand, als etwas Erfreuliches ansehen. Seit dem Tode Schleiermacher's war demselben, meist durch dankbare Verehrung, eine Stellung aufgedrungen worden, die mit dem wirklichen Thatbestande in bedeutendem Contrast stand. Von vielen Seiten wurde darauf hingearbeitet, ihn als den Kirchenvater unseres Jahrhunderts hinzustellen. Diese Verehrung des öffentlichen Urtheils war von einer sehr nachtheiligen Wirkung. Die unerfahrene Jugend nahte sich arglos und voll Verehrung seinen Schriften, und wurde unvermerkt durch sie auf das Gebiet des Zweifels und der Läugnung wichtiger christlicher Lehren und Anschauungen hinübergeleitet. Der Herausg. hatte dem schon seit Jahren mit Schmerzen zugeesehen, aber öffentlich dagegen aufzutreten, dazu wartete er auf eine äußere Veranlassung und einen darin liegenden göttlichen Ruf. Dieser ist jetzt erfolgt. Andere werden weiter führen, was hier nur eben begonnen werden konnte. Die Hauptsache aber ist, daß Niemand ungewarnt verleitet wird, und dafür ist doch schon einigermaßen gesorgt. Es ist dies im Geiste Schleiermacher's selbst geschehen, der gewiß nichts weniger gewünscht hat, als die ihm aufgedrungene Canonisation, der sich schon während seines Erdenlebens des gemischten Ursprunges und Charakters seiner Lehre im Allgemeinen sehr wohl bewußt war.

„Hat Schleiermacher die Auferstehung, hat er, abgesehen von ihrer Hülle, die Thatfachen der Himmelfahrt und des Endgerichtes geläugnet? Es ist doch wahrlich ein Unterschied, ob einer die Lehre von der jungfräulichen Geburt und von der Auferstehung des Fleisches nicht zu den Bedingungen der Seligkeit rechnet, oder ob er sie aufgibt.“ Schl. sagt in Th. 2. der Glaubensl. S. 98.: „Die Thatfachen der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi, so wie die Vorhersagung von seiner Wiederkunft zum Gerichte können nicht als eigentliche Bestandtheile der Lehre von seiner Person aufgestellt werden. — Der richtige Eindruck von Christo kann vollständig vorhanden seyn und ist auch vorhanden gewesen ohne eine Kunde von diesen Thatfachen. — Sie werden nur angenommen, weil sie geschrieben stehen; und von jedem evangelischen Christen kann nur verlangt werden, an sie zu glauben, insofern er sie für hinreichend bezeugt hält, indem hiebei die heiligen Schriftsteller nur als Berichterstatter zu betrachten sind.“ Doch sey dem Glauben an diese Thatfachen ein mittelbarer Zusammenhang mit der Lehre von der Person Christi nicht abzuspüren, „insofern nämlich das Urtheil über die Jünger, als ursprüngliche Berichterstatter, auf das Urtheil über den Erlöser zurückwirkt. Wer z. B. des Wunderbaren wegen, um nicht die Auferstehung Christi als buchstäbliche Thatfache anzunehmen, lieber voraussetzt, die Jünger hätten sich getäuscht und Inneres für Äußeres genommen, der legt ihnen eine solche geistige Schwäche bei, durch welche nicht

nur ihr ganzes Zeugniß von Christo unzuverlässig würde, sondern auch Christus müßte, als er sich solche Zeugen wählte, nicht gewußt haben, was in dem Menschen ist.“ Diese Schwierigkeit drückt aber nur die eine Hypothese der Auferstehungsläugner, welche die Erscheinungen des Auferstandenen in Visionen und Phantasien verwandelt; sie fällt weg bei der Ergreifung der anderen, der vom Scheintode, zu der sich Schl. in einer seiner Predigten, in der er die Gränze zwischen Leben und Tod für eine fließende, nicht mit Sicherheit wahrnehmbare erklärt, ziemlich unzweideutig bekennt; auch kluge Leute, wenn sie nicht ausgezeichnete Ärzte sind, können gar leicht und ohne sich solchen Irthums schämen zu dürfen, einen Scheintodten für einen wirklich Todten halten. „Mit der Himmelfahrt“ — fährt Schl. fort — „verhält es sich insofern wenigstens anders, als wir nicht hinreichende Ursache haben zu behaupten, daß uns von dem Gergange bei derselben als äußerer Thatfache ein unmittelbarer Bericht eines Augenzeugen, und am wenigsten eines apostolischen, vorliegt.“

So viel steht jedenfalls fest: Auferstehung und Himmelfahrt sind Schl. nicht Object des Glaubens, und damit tritt er von dem Bekenntniß der gesammten christlichen Kirche ab: denn dieser haben diese Thatfachen nur insofern Bedeutung, als sie Object des Glaubens sind. Ob er sie dennoch stehen läßt oder nicht, ist in der Hauptsache völlig gleichgültig. Es kann aber an das erstere nicht gedacht werden. Denn die offenbar gewaltsame Lösung vom Glauben kann nur aus dem Zweifel an die Thatfachen hervorgegangen seyn, und dann erhellt, was für Schl. die Autorität der Schrift war, die nach ihm allein diese Thatfachen beglaubigen könnte, hinreichend aus dem, was er z. B. in dem kritischen Versuche über die Schriften des Lucas, über die Form der Bergpredigt sagt, W. z. Theol. 2. S. 65.: „Unser Referent scheint einen ungünstigen Platz zum Hören gehabt zu haben — und später zum Aufzeichnen gekommen zu seyn“, nämlich als der Referent des Matthäus, oder über die Erzählung des Matthäus von den Gergesenern, welche nach S. 95. von einem solchen herrühren soll, „der gar nicht in die Nähe Jesu kam, sondern beim Schiffe zu bleiben angewiesen war“. Das sind unsere heiligen Bücher! Von Mangel an Ehrfurcht gegen die heilige Schrift zeugt das ganze kritische Verfahren Schl.'s in dem genannten Buche, über das neulich Prof. Thiersch, in dem Versuche zur Herstellung des historischen Standpunktes für die Kritik der Neutest. Schriften, Erl. 1845 S. 160., ein zwar scharfes, aber treffendes Urtheil gefällt hat: „Schl.'s Versuch ist sicher nicht wegen seiner Resultate, die lediglich in der Subjektivität des Verf. ihren Grund und Ursprung haben, sondern nur psychologisch, als Beispiel jenes für den Betrachter selbst illusorischen Scharfsinnes merkwürdig, der besonders durch Schl.'s Beispiel sollicitirt, in der gegenwärtigen Kritik eine so außerordentliche Rolle spielt, eines Scharfsinnes, der sich für einen in anderen geistigen Kreisen zu Hause befindlichen Beobachter oft kaum von Scherz unterscheiden läßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 17. Januar.

N^o 5.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Denselben Charakter des Mangels an Ehrfurcht gegen die heilige Schrift, welchen die Kritik, trägt auch die Eregeese Schleiermacher's. Man lese, um sich davon zu überzeugen, nur seine Erklärung der St. Col. 1, 15—20., in welcher dem Sohne Gottes die für seinen Christus nicht passende physische Schöpfung zugeschrieben wird, die um jeden Preis beseitigt werden mußte, zuerst in den Stud. und Krit. 1832 Heft 3. und dann in dem angeführten Bande der Werke. Die passenden Seitenstücke zu dieser Abhandlung finden sich fast nur in der eregetischen Literatur der Socinianer. In B. 16. soll Paulus sagen, „daß und wie auch die irdischen Verhältnisse der Menschen sich auf Christum beziehen“. Bähr, in dem Nachtrage zu seinem Commentar, schließt seine schlagende Widerlegung dieser Erklärung mit den Worten: „Aus dem Bisherigen und der Vergleichung mit der oben durchgeführten grammatisch-historischen Auslegung möchte sich nun leicht ergeben, daß es vielmehr in dieser neuen Erklärung an „hermeneutischem Unkraut“ nicht fehlt; man kommt in Versuchung, sie selbst sich nur zu erklären aus dogmatischer „Rathlosigkeit“, die sich durch die klaren und einfachen Worte des Apostels etwas in Verlegenheit gesetzt sieht.“ Kritik, Eregeese, dogmatische Lehre von der heiligen Schrift, Alles tritt hier in den Dienst einer Subjektivität, die sich in keiner Weise der Schrift, als dem Worte Gottes, unterwerfen, sondern sich um jeden Preis des ihr Fremdartigen und Lästigen entledigen will. Man kann das entschuldigende aus der Beschaffenheit der Zeit, in welche Schl.'s Ausbildung fällt, man kann dagegen seine anderweitigen großen Vorzüge und hohen Verdienste hervorheben — wir erkennen sie mit Freuden an —, aber das Resultat bleibt feststehen, und es wird auf die Dauer nicht angehen, die Augen dagegen zu verschließen.

In Bezug auf das: „empfangen vom heiligen Geiste“ sagt Schl. in Th. 2. §. 97. der Glaubensl.: „Die Erzeugung ohne männliches Zuthun hängt mit den wesentlichen Elementen der eigenthümlichen Würde des Erlösers gar nicht zusammen, ist also auch an und für sich gar kein Bestandtheil der christlichen Lehre. Wer sie also annimmt, der nimmt sie nur an wegen der in den heiligen Schriften davon enthaltenen Erzählungen.“ Damit ist diese Lehre als Glaubensartikel (und das ist sie allen christlichen Kirchen) aufgegeben, fast alle die herrlichen Weihnachtslieder unserer Kirche sind antiquirt. Jene Erzählungen aber sind schon früher, S. 70., preisgegeben worden, auf die nicht-

igsten Gründe hin. In den W. z. Th. 2. S. 19. wird das erste Capitel des Lucas „ein lebenswürdiges kleines Kunstwerk“ genannt, „das ganz in der Art und Weise mehrerer jüdischer Dichtungen, die wir noch unter unseren apokryphischen Schriften finden, von einem Christen aus der veredelten judaisirenden Schule wohl ursprünglich Aramäisch verfaßt worden“.

In Betreff des „Endgerichtes“ genügen die früher gegebenen Nachweisungen. Es ist dort nicht gesagt worden, daß Schl. das Endgericht geläugnet, sondern daß er die Wiederkehr Christi zum Gerichte bestritten, und das jüngste Gericht verflüchtigt habe. In Bezug auf die Auferstehung reicht es hin, die Worte Schl.'s in §. 159. der Glaubensl. anzuführen: „Die Fortdauer der Persönlichkeit wird dargestellt unter dem Bilde der Auferstehung des Fleisches.“

Wir haben also nicht Grund, irgend etwas von dem, was wir über die Schleiermachersche Lehre gesagt haben, zurückzunehmen oder auch nur zu beschränken. Wir sind darauf bedacht gewesen, nur solches herauszuheben, was keinem auch nur scheinbar begründeten Widerspruch Raum ließ. Dies war der Grund, daß wir gar nicht auf die pantheistische Grundlage des Systems eingingen, die demselben auch in seiner späteren christlicheren Gestaltung noch geblieben ist.

Noch hat man gefragt: „Ist ein Einziger unter den Unterzeichneten, was die Lehre angeht, strenger Schleiermacherianer?“ Daß Einzelne unter den Schülern sich in einzelnen Punkten über ihn erhoben haben mögen, ist in unserer Erklärung zugestanden, daß sie im Ganzen und Großen bei ihm stehen geblieben sind, ist dort bewiesen worden, so weit es bei der Sparsamkeit schriftstellerischer Produktionen erwiesen werden konnte. Zugleich wurde gezeigt, daß die Schleiermacherschen Grundanschauungen der Erklärung selbst zu Grunde liegen. Meinem aber unsere Gegner, daß ihnen in dieser Beziehung Unrecht geschehen, nun so muß ihnen dies ja eine willkommene Veranlassung seyn, die öffentliche Meinung zu berichtigen, die sie selbst durch ihre unbedingte Präconisirung Schl.'s hervorgerufen haben, wie noch zuletzt Herr Pred. Schwedder in seiner so manchen erfreulichen Bekenntniß enthaltenden Streitschrift gegen Prof. Stahl, doch es als „die große Aufgabe“ hinstellt, „Wissenschaft, Kunst und Bildung der jetzigen Zeit mit dem Evangelio zu durchdringen“, und als Vorkämpfer bei dieser Aufgabe Herder und Schleiermacher nennt: „Diese und ähnliche, das sind die Meister, denen wir folgen müssen, um der Kirche in dem hohen Berufe der Versöhnung der Welt mit Gott wahrhaft zu dienen.“ Wie Schl. diese Versöhnung zu Stande

brachte, nicht durch Vertiefung der Wissenschaft und Hinwegnahme ihrer Vorhaut, sondern vielfach durch Verflachung und Verkümmelung des Evangelii, ist bekannt, aber davon ist hier mit keinem Worte die Rede, er wird ohne Weiteres als der Meister hingestellt. Wenn man aber zeigen will, daß man wahrhaft über Schl. hinausgekommen ist, so rede man offen, klar, bestimmt, in's Einzelne eingehend, und entsage der widerlichen und verbrauchten Unterscheidung zwischen Inhalt und Form, die uns in den Schriften aus dem Kreise der 87 noch so oft begegnet. Wir wollen uns jedes Bekenntnisses herzlich freuen, aus dem wirklich eine wesentliche Differenz von der Schleiermacherschen Lehre hervorgeht, können aber eine solche nur da finden, wo vor Allem die Grundanschauung von dem Verhältniß des Dogma zum Gefühle aufgegeben wird, bei der es als ziemlich gleichgültig erscheint, welche Lehren man stehen läßt und welche nicht — denn sie werden ja doch nur mit halbem Herzen angenommen —, und müssen behaupten, daß je wesentlicher die Differenz ist, um so mehr die Theilnahme an dem Proteste als eine unmotivirte und unbegreifliche erscheint.

Es bleibt uns noch übrig, die „Erklärung von Unterzeichnern des Protestes vom 15. August“ vom 10. November zu besprechen. Diese Erklärung ist weit milder und edler gehalten, wie der Protest selbst; man merkt es gleich, daß man es mit einem anderen Geiste zu thun hat. Sie enthält auch eine weit bestimmtere Lossagung von den Lichtfreunden, und ein bedeutendes Mehr von christlichem Bekenntnisse. Die Unterzeichner bekennen sich zu den Erlösungsthatfachen, deren wesentliches Centrum die Erscheinung der Person Jesu Christi ist, des fleischgewordenen Gottes (ob in dem Sinne von Joh. 1? — dann würden die Unterzeichner den Sabellianismus aufgeben, der in ihrer Schule so tief gewurzelt ist, sie erkannten die wahre Gottheit Christi und wären somit in einem Hauptpunkte glücklich über den Schleiermacherschen Zauberkreis hinaus), des Erlösers der in Sünde gefangenen Welt, seines sündlos heiligen Lebens, seines Sterbens und Auferstehens.“ Die Erklärung ist somit faktisch eine theilweise Zurücknahme des Protestes, und so ist sie auch von einer bedeutenden Anzahl der Unterzeichner des letzteren betrachtet worden, die hier ihre Unterschrift verweigert haben. Dennoch aber will das Wort der Zurücknahme nicht über die Lippen. Im Gegentheil, wir vernehmen ein, wenn auch ziemlich leises und scheues: „wir können nichts davon zurücknehmen“. Ist es denn so unendlich schwer, einen begangenen Fehltritt einzugestehen?

Auffallend ist der unpopuläre Charakter dieser doch für die weitesten Kreise der Gemeinde bestimmten Erklärung. Wo das Leben im Gegensatz gegen den Begriff so hervorgehoben wird, da sollte man doch, wo die Gelegenheit es so bestimmt erfordert, aus der Mitte des Lebens heraus reden und den Kreis der Reflexion verlassen können. Besonders Geistlichen sollte dies leicht werden, die in ihrem Berufe beständig dazu aufgefordert werden. Aber das Leben ist nicht immer da in besonderer Stärke vorhanden, wo es am meisten im Munde geführt wird. Es ge-

heißt überall nur da recht, wo man der gesunden Lehre ihre volle Ehre läßt, diese ist der Same, aus dem das Leben sich entwickelt.

Ein unverkennbarer Widerspruch liegt darin, daß die Unterzeichner sich zur Lehre der Reformation von der Autorität der heiligen Schrift bekennen, und doch an der Schleiermacherschen Verachtung des Dogma festhalten, durch welche ein so großer Theil der Schrift, namentlich der Paulinischen Briefe, zu einer unvollkommenen menschlichen Produktion herabgesetzt wird. „Dogmen sind überall das Sekundäre, sie sind immer menschlich beschränkt, in ihrer Fassung geschichtlich bedingt, und nach dem jeweiligen Standpunkt, den Vernunftbildung und Wissenschaft erreicht haben, vermittelst.“ Also auch wo der Herr selbst eigentlich lehrend auftritt, wie z. B. über das Verhältniß zum A. T. in Matth. 5, 17—20., wird er seiner Zeit tributpflichtig, und man kann ihn mit dem Codex der gegenwärtigen Wissenschaft in der Hand, die z. B. seine Lehre vom Satan antiquirt hat, berichtigen. Als das wahrhaft Gültige erscheinen nur „Erlösungsthatfachen (und auch diese gewiß nur zum Theil, oder sollten sie, die mit ihrem Meister so viel davon halten, daß „die Offenbarung in Christo lebendig eingeführt werde in die Bedürfnisse und Forderungen der unaufhaltsam fortschreitenden Bildung der Menschheit“ von der gründlichen Abneigung desselben gegen das „empfangen vom heiligen Geist“ und den ganzen Inhalt der ersten Capitel des Matthäus und Lucas, eben so gegen die Wunder sich völlig losgemacht haben?) und Lebenserfahrungen“, und dies ist es also auch allein, was in der Schrift Bedeutung hat; Johannes tritt gleich im Eingange seines Evangeliums auf eigene Hand auf, und hat keinen Anspruch auf unbedingte Autorität. Der Diener der Kirche ist nur dann in seinem eigenthümlichen Elemente, wenn er erzählt; sobald er lehrend auftritt, muß er stets das *salvo meliori* hinzufügen, und der Apostel handelte thöricht, wenn er von dem Bleiben in der Lehre Christi das Heil abhängig machte, 2 Joh. 9. 10. Man sieht, wir haben hier noch immer das alte „infusorische“ Wesen des Meisters vor uns. Das Ungenügende dieses von der ganzen christlichen Kirche verworfenen Standpunktes ist in treffender Weise in einer kleinen Schrift von Handtmann, an Eltester, dargehan worden, die wegen ihrer ungenügenden Form wohl weniger Eingang gefunden hat, als sie verdiente. Sie gehört zu den verhältnißmäßig wenigen in diesem Streite erschienenen Schriften, durch welche wirklich die Sache weiter geführt wird.

Einen Widerspruch müssen wir ferner darin finden, daß die Unterzeichner den consequenten Rationalismus beschuldigen, er löse nicht nur das evangelische Christenthum insbesondere, sondern das Christenthum überhaupt auf, und vernichte damit die Kirche, als die positive Institution Christi, es finde bei ihm nicht die rechte Glaubensstellung des Gemüthes zu Jesu Christo, als dem einigen, ewigen Mittler und Grund unserer Seligkeit statt, welche die Vorbedingung aller lebendigen Erkenntniß göttlicher Dinge, und die Bedingung der lebendigen bewußten Gemeinschaft im Heile durch Jesum Christum sey, und daß

sie doch beständig und fast mit gesuchter Absichtlichkeit die Rationalisten als Brüder — in Wem? — anreden, gegen 2 Joh. 9—11., und den Apostel faktisch des Fanatismus zeichnend. Möchten sie die Worte der Offenbarung beherzigen: „Ich weiß, daß du die Bösen nicht tragen kannst, und hast versucht die, so da sagen, sie seyen Apostel, und sind's nicht und hast sie lügenhaft befunden,“ und was Bengel dazu bemerkt: „Bei der Geduld war eine löbliche Ungeduld. Böse Leute, die in Untugenden stecken, mit einer Kalksinnigkeit gegen das Gute tragen können, ist nicht fein. Es heißt nicht nur: hanget dem Guten an, sondern auch noch vorher: hasset und verabscheuet das Arge. Da muß man es nicht gleichgültig achten. Es gilt da keine eigenwillige mürrische Unverträglichkeit, sondern ein rechtmäßiger Haß wider das Böse, daß auch die Bösen einem zur Last werden. Denn wo die Liebe zu Gott ist, und auf etwas Feindseliges stößt, da schlägt ein Eifer dazu. Als Jesus von der Verklärung auf dem Berge zurückkam, und das ungläubige verkehrte Geschlecht antraf, womit er sich schleppen mußte, sprach er: wie lange soll ich euch dulden?“

Sie verlangen, daß Niemand, und wenn er auch auf das Völligste innerlich mit der Kirche gebrochen habe, von ihr ausgeschlossen, das heißt doch wohl, von dem Lehramte in ihr entfernt werde, denn nur davon ist die Rede gewesen, und gründen dies Verlangen auf den sonderbaren Grund: „Wird unsere Kirche durch die Gnade des Herrn lebendig gemacht seyn, und sich ihrem eigenthümlichen Wesen gemäß organisiert sehen, dann vertrauen wir, daß sie alle ihre Kinder so kräftig wird einschließen, daß an Ausschließen Niemand mehr denkt, und wo bis dahin von Ausschließen die Rede ist, erblicken wir darin nichts als die Angst ungläubiger und kleingläubiger Schwäche, die ihre Hülfe auf ganz falschem Wege sucht.“ So war es also auch wohl „ungläubige Schwäche“, als Paulus den Blutschänder ausschloß? Jene Hoffnung entbehrt alles sicheren menschlichen und göttlichen Grundes, sie ist eine menschliche Phantasie, auf der laxen Ansicht von der Sünde beruhend, und wer ihr nicht huldigt, wird ohne Weiteres ungläubig genannt. War denn etwa unser Herr ungläubig, als er die Anforderung des Satans zurückwies: „bist du Gottes Sohn, so laß dich hinab“, oder ist nicht vielmehr der Glaube unbedingt an das Wort gebunden, und ohne Wort glauben, und in diesem Glauben handeln, wo man nicht handeln, und nicht handeln, wo man handeln soll, nichts Anderes, als Gott versuchen? Hilf dir selbst, so hilft dir Gott, das hat auch seine christliche Wahrheit, das gilt auch für die Kirche. Das sicherste Mittel, ihre Blüthe herbeizuführen, ist, daß sie das Ihre thut und, so weit es nach der Beschaffenheit der Zeiten angeht, die Ärgernisse abstellt. Die dem entgegenarbeiten, wirken auf ihren Untergang hin.

Die Unterzeichner sind in merkwürdiger Täuschung befangen über den Schritt, den sie gethan: sie stellen die durch und durch Haß und Bitterkeit athmende Erklärung als ein Werk der Liebe und des Friedens dar, das „mit Gottes Hülfe den Geist brüderlicher Verständigung zurückrufen sollte“. Sie be-

klagen sich über „den lieblos eifernden, völlig unverständigen, ja ungesitteten Widerspruch, der hie und da selbst von heiliger Stätte vernommen worden“, und bedenken nicht, daß jedenfalls sie es sind, die ohne alle Veranlassung den Haß begonnen, die in der Hauptstadt eine ganze Anzahl von Geistlichen so gut wie mit Nennung ihrer Namen vor ihren Gemeinden zu verdächtigen gesucht haben, daß es also wohl zu entschuldigen wäre, wenn die anfängliche Aufregung hie und da auch auf unserer Seite nicht ganz ohne Einwirkung geblieben wäre. Wo fände sich aber auf ihr wohl eine Schrift, die mit der des Herrn Superint. Schulz auch nur entfernt zu vergleichen wäre, und wo wäre wohl in Predigten etwas gleich dem in den Predigten eines der Unterzeichner vorgekommen, der noch jetzt die auf unserer Seite längst begrabene Sache fast sonntäglich vor die gewiß nach besserer Kost verlangende Gemeinde bringt, noch kürzlich die Schleiermacherianer mit Johannes dem Täufer verglich, uns mit dem Otterengezüchte, und in höchster Erregung ausrief: Mit Füßen treten muß man sie, ich sage, mit Füßen treten!! Ja, die Liebe ist in der Regel am wenigsten bei denen zu finden, die öffentlich als ihre Herolde auftreten! Wer es ernst mit ihr meint, der fühlt, wie unendlich ihre Anforderungen sind, wie wenig er auch bei redlichem Streben selbst ihnen genügt, und wie wenig es hier angemessen ist, die Stimme auf der Gasse laut zu machen.

Die Unterzeichner erklären: „wir haben keineswegs eine eigenwillige Ungeduld nach den Erfolgen unserer Protestation“, die nämlich bis jetzt vermißt werden. Warum haben sie es denn aber versucht, mit der Zahl zu schlagen, und müssen jetzt selbst gestehen, sie haben „nie die Ansicht gehabt, sie seyen ein organisirtes Ganzes“? Sie sagen: „eben so wenig haben wir es gewissenhafter Weise für zulässig erachten können, uns mit den protestantischen Freunden gegen jene zu verbinden“. Warum muß es denn aber bei dieser zweiten Erklärung heißen: von Unterzeichnern, nicht: von den Unterzeichnern (man sieht daraus im Kleinen, daß der Buchstabe doch nicht so gleichgültig, nicht so indifferent gegen den Geist ist) der Erklärung vom 15. August, wer sind denn die, welche diese Erklärung gegen die Lichtfreunde nicht unterzeichnet haben? Hat man sie etwa anfangs wider Willen zu Gefährten gehabt — aber die Erklärung ist ja jedem Einzelnen der Unterzeichner von ihren Urhebern vorgelegt worden —, oder ist vielmehr erst jetzt das Gewissen wach geworden, angeregt durch die Bewegung, welche die Verbündung mit den Lichtfreunden in den Gemeinden hervorrief.

Eine erfreuliche Seite hat dieser Streit, er wird doch im Allgemeinen auf christlichem Boden geführt, die vollendete lichtfreundliche Verneinung ist durch diese nur theilweise in den Hintergrund gedrängt worden. Aber diese Freude wird doch um theuren Preis erkauft, und wir würden der Kirche Glück wünschen, wenn unsere Gegner, erkennend, wie gefährlich, vorzüglich in unserer Zeit, die Bahn der Verneinung, der Bekämpfung desjenigen, was über das subjektive Bekenntniß hinausgeht, ist, die sie in einer dunkeln Stunde betreten haben, wie

sie gar leicht dahin führt, daß man selbst verliert, was man schon hat, und wie auf diese Weise die Welt in ihrer Abkehr von der christlichen Wahrheit bekräftigt wird, sich entschließen wollten, wieder mit uns zu bauen, statt zu streiten. Wir haben in unserem Herzen keine Bitterkeit gegen sie, es kommt nur darauf an, daß sie ihre gute Seite wieder hervorkehren und der Friede ist geschlossen.

Eine sehr erfreuliche Frucht dieses Kampfes sind die „Worte des Friedens unter den Gegensätzen“ von Dr. A. Neander, Berlin 1845. Wir fühlen uns mit dem verehrten Verfasser vollkommen eins in dem Bestreben, die höhere christliche Einheit aufzusuchen, welche den untergeordneten Gegensätzen zu Grunde liegt, eins in der Anerkennung, daß gerade in unserer Zeit, als einer solchen, „in welcher Gegensätze stattfinden, zwischen denen keine Vermittelung stattfinden kann, sondern nur die Entscheidung durch das Entweder — Oder der festen Gesinnung“ die Verkennung einer solchen Einheit, wo sie wirklich stattfindet, besonders verantwortlich ist, eins in dem Vertrauen auf den Geist des Herrn, der den Redlichen „das noch Fehlende offenbaren und die Geister aus den trennenden Gegensätzen immer mehr zur Läuterung durch die Wahrheit und zur Einigung in der Wahrheit hinführen wird“. Wir haben wahrlich keine Neigung, die Gegensätze über Gebühr auszudehnen, und den Kampf aufzusuchen, wo er nicht geradezu geboten ist. Der Herausg. kann nie ohne tiefe Bewegung das: Und Friede auf Erden, in der Liturgie anhören, der Streit ist ihm, je länger je mehr, schmerzliche Pflicht, von deren Erfüllung er aber, so Gott will, bis zum letzten Odemzuge nicht lassen wird, es ist seinem Herzen Bedürfnis, liebend anzuerkennen, wo wirklich Gemeinsames stattfindet, und sey es auch nur das lebendige Bekenntnis zu „dem höchsten Gott, der Himmel und Erde besizet“, worauf Abraham und Melchisedek inmitten einer ungläubigen Umgebung sich die Hand reichten. Und wie breit ist hier die Basis der Übereinstimmung! Möchte der Herr der Kirche den theuren Mann ihr noch lange zum Segen erhalten!

Wir freuen uns, daß das Consistorium der Provinz Brandenburg diese Schrift und den vortrefflichen Hirtenbrief des General-Superint. Dr. Hahn seinen Geistlichen zur aufmerksamen Beachtung empfohlen hat. Das in diesem Hirtenbriefe, und das in der Schrift des General-Superint. Dr. Sartorius: Über die Nothwendigkeit und Verbindlichkeit der kirchlichen Glaubensbekenntnisse, Stuttgart, 1845, enthaltene gute Bekenntnis ist recht dazu geeignet, den Schmerz treuer Glieder der Kirche über den traurigen Schritt zweier ihrer Bischöfe zu mildern. Wir benutzen diese Gelegenheit, die letztgenannte Schrift allen unseren Lesern bestens zu empfehlen. Sie ist neben der älteren von Dr. Bickell und in Verbindung mit ihr das beste Präservativ gegen die traurige Unkunde, die sich in der Bekenntnisfrage auch in der neuesten Zeit wieder so vielfach kundgegeben hat. Selbst Manche, die schriftstellerisch in ihr auftraten, haben offenbar nicht die ersten Elemente gefaßt, und werden sich selbst schämen, wenn

sie erst mit der aufmerksamen Lesung dieser beiden Schriften angefangen haben, einen soliden Grund zu legen.

Einige haben eine Haltung in diesem Kampfe angenommen, die uns veranlaßt, ihnen die Worte Bengel's zu Offenb. 2, 13. zuzurufen: „Im Bösen und im Guten gibt es bisweilen Hauptproben. Wer es da versteht, wie Esau mit seiner Erstgeburt, bei dem steht es einen unwiederbringlichen Schaden: wer sich da rechtschaffen finden läßt, wie Abraham bei Isaak's Opferung, wie Pinehas mit seinem Speiß, wie Josua und Caleb, dem wird es zum immerwährenden Segen angemerkt. Lieber Mensch, wenn es besondere Fälle setzt, so bedenke dich wohl. Zu guten, sicheren Zeiten ist es etwas Leichtes, den Namen Christi bekennen; ein Anderes aber ist in Leib und Lebensgefahr, und wo es einen harten Kampf kostet, nicht Christum, sondern sich selbst verläugnen.“

Die Eingabe des Berliner Magistrates muß, je mehr man sie betrachtet, mit Erstaunen erfüllen, und dies Erstaunen hat sich auch in weiten Kreisen, am nachdrücklichsten in der Schrift: Die Theologie des Berliner Magistrats, Münster 1845, ausgesprochen. Diese Schrift ist dem Vernehmen nach von einem Professor der katholischen Theologie auf einer ausländischen Universität. Dieser ihr Ursprung kann sie uns nur noch werther machen. Der Verf. verläßt völlig die häßliche und thörichte Weise so mancher seiner Glaubensgenossen, namentlich der Münchener Vorkämpfer für die katholische Kirche, welche über jedes Zeichen des Verfalls innerhalb der Evangelischen Kirche unverholen ihre Freude äußern. Er tritt mit uns in die Gemeinschaft der Entrüstung, des Schmerzes und des Kampfes, und zwar weil er vor Allem Christ und dann erst Katholik ist. Wir wünschen von Herzen, daß diese naturgemäße Stellung in beiden Kirchen mehr und mehr die herrschende werde, daß die, welche auf dem gemeinsamen Grunde des Bekenntnisses der alten Kirche stehen, im Angesichte der Gegner desselben sich die Hand reichen und zum gemeinsamen Kampfe verbinden. Erscheinungen, wie diese, sind der Lohn dafür, daß wir in der Sache der Deutsch-Katholiken angefangen haben, die naturgemäße Stellung einzunehmen. Dazu wird die Entwicklung der Zeit allem Ansehen nach mehr und mehr hindrängen, und wo nur die rechte Entschiedenheit und Festigkeit in dem Glauben der eigenen Kirche stattfindet, wird für uns Gefahr damit in keiner Weise verbunden seyn. Auch die im vorigen Jahre erfolgte völlige Zurücknahme der unseligen Kniebeugungs-Ordre in Baiern begrüßen wir als ein Zeichen, daß in der katholischen Kirche die Erkenntnis der wahren Beschaffenheit unserer Zeit und desjenigen was ihr Noth thut, anfängt sich Bahn zu brechen. In dieser Beziehung dürfen wir wohl auch fernerehin von der Deutsch-katholischen Bewegung eine gute Einwirkung erwarten.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 21. Januar.

N^o 6.

V o r w o r t.

(Fortsetzung.)

Die Eingabe — sollte man es für möglich halten! — bekennt sich geradezu zu dem entschiedensten Pantheismus. „Jesus Christus“ — sagt sie — „ist der Grund unserer Seligkeit und der Herr seiner Kirche, dieser Herr aber ist kein anderer, als der Geist, der Geist Christi in uns, der Geist der Heiligkeit und Liebe, der Alle, die von ihm beseelt sind, von Allem, was nicht er in ihnen ist, befreit und sie zu Söhnen Gottes macht und zu vollkommenen Freien.“ Den Commentar hiezu bilden die Worte von Strauß in seiner Glaubensl., 1. S. 19.: „Unter der an sich seyenden Vernunft versteht man in der Hegelschen Schule den dunkeln Drang des Geistes, welcher, der reinen, farblosen Selbstanschauung noch nicht fähig, sich eine Reihe bunter Bilder schafft, unter denen er sein Wesen ahnend durchempfindet, der sich, wie oben aus Hegel angeführt wurde, erst in den Lebensläufen eines Osiris, einer Persephone, weiterhin eines Christus gegenständlich wird, ehe er (was ja auch beim einzelnen Menschen das Spätere ist) sich unmittelbar als Ich = Ich erkennt.“ Der historische Christus ist dem Concipienten der Eingabe nichts weiter, als ein Spiegelbild des menschlichen Geistes, der seiner selbst sich klar bewußt geworden, bis auf den Namen an sich nimmt, was er in den Tagen seiner Unmündigkeit aus sich herausgeseht hatte. Kein Gott, kein Christus, kein heiliger Geist mehr im Sinne der christlichen Kirche! Das Ein und Alles ist der selbstständige Menscheng Geist. Mit dem Pantheismus geht, wie gewöhnlich, der kraffteste Pelagianismus Hand in Hand. Er spricht sich in Reden aus, wie die, „nur der Geist Christi (nach dem Obigen der Herren eigener Geist) ist der Richter über Alles“, „wir halten es für einen gefährlichen Irrthum, dem Wirken des Geistes Gottes in der Menschheit Schranken anzuweisen“. Da findet sich keine Ahnung von der Tiefe des menschlichen Verderbens, von der Macht, welche die Sünde auch auf dem Gebiete der Erkenntniß ausübt, von der Nothwendigkeit der himmlischen Gabe der Erleuchtung, der Unterordnung auch des Erleuchteten unter die heilige Schrift. Was die neuen Götter daß Gott erbarm segnen, ist eo ipso das Rechte und Wahre, und wer sich ihm entgegenstellt, begeht die Sünde gegen den heiligen Geist.

Es ist wahrhaft erstaunlich, daß die Vertreter einer christlichen, einer evangelischen Stadt solche Lehren bekennen; das Erstaunen wächst aber noch, wenn sie dabei „vom heiligen Geiste“ reden, „der die wahre Kirche constituire, erhalte und regiere“, behaupten festzuhalten an den Errungenschaften der Reformation und ihrer geschichtlichen Entwicklung, festzuhalten an ihrem Chri-

stenthum, die kirchliche Überlieferung hochzuachten, immer aus ihr lernen und in ihrer Zucht sich bilden zu wollen, wenn sie die heilige Schrift „für den leitenden Faden erklären, der die Kirche aus dem Labyrinth menschlicher Irthümer führt und die Richtschnur für die Gestaltung ihrer Lehre“, bekennen, daß Jesus Christus gestern und heute und derselbe in Ewigkeit der Grund unserer Seligkeit und der Herr seiner Kirche ist, und von dem lebendigen Glauben an ihn reden, behaupten, daß sie nur die kirchlichen Vorstellungen und Formeln aufgeben, den Inhalt treu bewahren. Sie werfen der kirchlichen Richtung vor, daß sie zur Heuchelei führe, mögen sie doch einmal in ihren eigenen Bufen greifen! Jene Behauptung des Pantheismus, daß seine Abweichung von der Lehre der heiligen Schrift und der Kirche nur eine formale sey, jene Beibehaltung der christlichen und kirchlichen Ausdrucksweise, nachdem man den dadurch bezeichneten Inhalt völlig aufgegeben, ist von Anfang an in bedeutendem Grade Erzeugniß des Mangels an Wahrhaftigkeit gewesen. Jetzt aber, nachdem dies Unwesen von philosophischer Seite her selbst längst als solches aufgedeckt worden, z. B. von Frauenstädt, welcher in der Schrift: Die Menschwerdung Gottes S. 138. sagt: „Die Philosophie darf, will sie anders nicht sich und die Welt betrügen, sich durchaus nicht das Ansehn geben, als lasse sie den Inhalt der Religion unangetastet und erhebe ihn nur in die ihm adäquate Form“, Daumer, Feuerbach, Br. Bauer, Strauß, kann dem, der darin fortfährt, die Entschuldigung der Selbsttäuschung gar nicht mehr zu Gute kommen, er macht sich geradezu der absichtlichen Täuschung Anderer schuldig. Gegenstand derselben waren hier zunächst die Unterzeichner selbst. Diese wollten doch gewiß nur zum geringsten Theile sich geradezu von ihrem Gott und Heiland lossagen. Sie sind aber jetzt um so heiliger verpflichtet, sich von dem erkannten Inhalte der Eingabe loszusagen, welche, so lange als dies nicht geschieht, als eine Gesamtschuld auf den Unterzeichnern, und auf der von ihnen vertretenen Stadt lastet, die bis dahin gar nichts gethan hat, diese Schuld zu sühnen. Dann wagte man es auch nicht, in einer Petition in kirchlichen Angelegenheiten ganz die Hülle abzulegen, indem man wohl fühlte, es müsse als unpassend erscheinen, wenn solche, die mit der Kirche innerlich völlig gebrochen haben, noch ferner in ihre Angelegenheiten eingreifen wollen.

Eine solche Verhüllung des eigenen Standpunktes ist aber um so weniger erlaubt, wenn man mit einer Denunciation gegen eine andere Richtung vor den Thron tritt. Da gilt es die offenste Darlegung der eigenen Überzeugung, und zugleich eine vollkommen wahrheitsgemäße Darstellung der fremden. Auch die letz-

tere wird hier vermist. Ein wahres Zerrbild der kirchlichen Überzeugung tritt uns entgegen.

Der Magistrat verlangt von der Kirchenbehörde, daß sie eine völlig indifferente Stellung zu den verschiedenen kirchlichen Parteien (denjenigen, welche die kirchliche Wahrheit bekennen und denjenigen, welche sie läugnen) einnehme. Hat denn aber nicht einer der Hauptvertreter des philosophischen Rationalismus, den der Magistrat in Schutz nimmt, Dav. Strauß, es selbst für zweifelhaft erklärt, „ob der Inhalt der philosophischen Weltanschauung Gemeingut aller Theile der menschlichen Gesellschaft werden könne, oder ob die nicht wissenschaftlich gebildeten Glieder derselben für immer an die positive kirchliche Lehre gewiesen bleiben“, und ist es vernünftig, der Kirchenbehörde zuzumuthen, daß sie mehr Vertrauen zu der neuen Weisheit habe, wie ihre eigenen Vorkämpfer? Hat ferner der Magistrat selbst gelehrt, was er verlangt? Ist es nicht notorisch, daß bei Ausübung seines Patronatsrechtes der Rationalismus in jeder Weise bevorzugt wird? Wenn es bei Menschen stände, so würde die lebendige Predigt von Christo auf den meisten Kanzeln Berlins bald verstummen.

Der Magistrat behauptet, daß die überwiegende Mehrzahl der Gebildeten in Berlin sich entschieden zu der Denkweise der rationalistischen Partei hinneige, und sucht damit sein Petitioniren im Interesse der letzteren zu rechtfertigen. Allein, wenn er einmal als Organ der kirchlichen Stimmung auftreten wollte, so konnte seine Aufgabe nur die seyn, diejenigen zu vertreten, die sich zur Kirche halten, und da würde denn das Resultat ganz anders ausgefallen seyn. Diese sind der überwiegenden Mehrzahl nach der Lehre der Kirche zugewandt, wie schon daraus hervorgeht, daß mit sehr wenigen Ausnahmen nur diejenigen Geistlichen gefüllte Kirchen haben, welche diese Lehre lebendig und eifrig verkündigen.

Die Zeit der Proteste hat gewiß bei manchen treuen Gliedern der Kirche den Gedanken lebhaft angeregt, ob es nicht an der Zeit sey, auszutreten aus einer Gemeinschaft, in der völlig unvereinbare Gegensätze auf eine unnatürliche Weise verbunden sind, und sich zu einer neuen gläubigen Gemeinde zusammenzufügen. Stimmen, die dazu auffordern, haben sich in der letzten Zeit mehrfach auch öffentlich vernehmen lassen. Pf. Smend, in der Schrift: Die Zukunft der Evang. Kirche, Bremen 1845, gibt einen vollständigen Dauplan einer neuen Kirche. Prof. Thiersch, in dem Versuche zur Herstellung eines historischen Standpunktes für die Kritik der Neuzeit. Schr., erklärt sich sehr nachdrücklich für die unbedingte Nothwendigkeit einer Trennung, und wünscht, daß sie baldmöglichst erfolge. Man solle sich keine Illusionen machen über die schlechthin nothwendige Catastrophe, welche durch die Apathie eines ganzen Jahrhunderts aufgehalten und verzögert, nur um so gewaltfamer und schroffer zum Ausbruche kommen werde. Auf dasselbe Ziel arbeitet die kleine Schrift: Was könnte und sollte geschehen zur Herstellung eines allgemeinen apostolischen Gemeindeverbandes, Hamb. 1845, hin, die jedoch vorläufig nur auf die Bildung eines evangelischen Vereines innerhalb der bestehenden Kirche bringt.

Wir stimmen diesen mit uns im Glauben Verbundenen insofern bei, als auch uns der gegenwärtige Zustand der Kirche, als dauernder gedacht, völlig unerträglich erscheint, als auch wir mit Zuversicht von der Zukunft die Trennung des innerlich völlig Ungleichen erwarten. Aber darin weichen wir ab, daß es uns in keiner Weise jetzt schon an der Zeit scheint, auf eine solche Trennung hinzuwirken. Es gilt vor Allem abzuwarten, ob nicht der Rationalismus sich gedrungen fühlen wird, ein Haus zu verlassen, in dem er als Eindringling so viel Unheil angerichtet hat, und in dem ihm selbst nicht wohl seyn kann. Manches führt schon jetzt darauf, daß die extremsten Gestaltungen desselben sich zum Ausbruche rüsten, und wenn nur die Entwicklung der Kirche auf der bisherigen Bahn fortgeht, so wird dieser Ausbruch, dem wenigstens in unserem nächsten Vaterlande jetzt kein äußeres Hinderniß entgegensteht, ohne Zweifel erfolgen. — Eine von der kirchlichen Seite ausgehende Trennung würde erst dann eine innerlich berechtigte seyn, wenn vorher Alles aufgeboten worden, zu sammeln, was sich irgend sammeln lassen will. Damit ist aber erst ein schwacher Anfang gemacht. Es wäre unverantwortlich, wenn man jetzt, wo uns unlängbar fast überall so viel Empfänglichkeit entgegentritt, das Wort fast nirgends ohne reiche Frucht bleibt, wo es nur in der rechten Weise gepredigt wird, auf einmal das Salz aus der Kirche herausziehen und diese der Fäulniß überlassen wollte. Es wäre ein seltsamer Widerspruch, Missionare unter die Heiden senden und den Gemeinden ihre Hirten entziehen. — Die kirchlich Gesinnten selbst sind noch nicht reif für die Bildung einer neuen Kirche, und wir vermögen in Äußerungen wie die: „Von Deutschland wird sie ausgehen, das edle Zwillingspaar Deutscher Nüchternheit und Begeisterung wird sie in's Leben rufen. Deutsch, grade, wahr, aufrichtig, offen, bieder, fest und stark wird diese Kirche dann die Welt durchwandern. Die Welt ist reif für sie, die christliche Welt, an einem guten Kirchenstoff fehlt es schon lange nicht mehr, aber daran fehlt es, daß derselbe noch keinen Körper finden konnte,“ u. s. w. u. s. w., nur eine menschliche Phantasie und nichts von prophetischer Nüchternheit zu entdecken. Es ist noch viel zu wenig Demüthigung unter das Wort Gottes unter uns, noch viel zu viel Herrschaft der Subjektivität, zu wenig solide Einheit in der Lehre, ein nothwendiges Erforderniß einer Kirche, für das die Verallgemeinerung ihres Bekenntnisses ein sehr schlechtes und gefährliches Surrogat ist. Organistrende Talente sind bei uns sehr selten. Wir bedürfen noch gar sehr der Feuer-taufe der Leiden, welche allein außerordentliche Kräfte wecken und die Halbheit, Trägheit und Lauheit gründlich beseitigen kann. Ein geistliches Haus, das nicht aus wahrhaft lebendigen Steinen gebaut wird, muß bald wieder zusammenstürzen. — Es ist etwas Großes um die Gründung einer neuen Kirche. Man hüte sich, auf eigene Hand daran zu gehen, oder auch nur den Gedanken zu fassen. Man beherzige, daß der Herr der Kirche auch hier das A und O ist. Er muß deutlich seinen Ruf durch die Umstände ergehen lassen, er muß den Führer erwecken. Bis dies geschieht, gilt für uns das Wort des Jeremias an die Exulanten in Babel, E. 29, 17.: „Suchet der Stadt Festes, dahin

ich euch habe lassen wegführen und betet für sie zum Herrn." — Freilich dürfen wir diese Stimmen nicht überhören. Mit dem Gedanken an eine mögliche Trennung müssen wir uns vertraut machen. Es können Umstände eintreten, welche eine solche Trennung zur Pflicht machen, auch da, wo keineswegs Alles vollständig für sie vorbereitet ist. Wo das kirchliche Bekenntniß abgeschafft, oder auch nur aufgelockert würde, da müßten sich die Bekenner im Namen Gottes auf den Weg machen.

In Bezug auf die Verfassung der Kirche hat uns das verflossene Jahr in unserem nächsten Vaterlande einen wesentlichen Fortschritt gebracht, den wir mit wahrer Freude begrüßen. Die kirchlichen Angelegenheiten, welche bisher in den Händen der Regierungen waren, sind von ihnen an die Consistorien übergegangen. Die Bedeutung dieser preiswürdigen Maßregel ist von uns schon früher so vollständig dargelegt worden, daß wir uns nur wiederholen könnten, wenn wir hier noch einmal darauf eingehen wollten. Wir hoffen, das das Princip, von dem diese Maßregel ausgegangen ist, bald auch in der Herstellung eines Ober-Consistoriums zu seinem Rechte gelangen wird, hoffen eben so, daß die Trennung der kirchlichen von den Staatsbehörden nicht dauernd den großen Nachtheil mit sich führen wird, daß das Verhältniß der Schule zur Kirche irgend dadurch aufgelockert werde, hoffen, daß nur provisorisch die Zahl der Consistorien dieselben geblieben ist, während eine Mehrung derselben mit der neuen Anordnung unzertrennlich verbunden zu seyn scheint, hoffen endlich, daß der große Übelstand des Mangels an einer hinreichenden persönlichen Berührung des Kirchenregimentes mit der Geistlichkeit recht bald beseitigt werden wird. Die Kluft zwischen dem Superintendenten, der über zehn, und dem General-Superintendenten, der über tausend Geistliche gesetzt ist, wird durch nichts ausgefüllt. In den Consistorien ist der letztere der Einzige, der möglicher Weise amtlich Personalkenntniß hat, diese kann aber auch nur eine beschränkte und oberflächliche seyn, und wäre dies auch nicht, so ist es doch bedenklich, daß bei so wichtigen Angelegenheiten, wie die Besetzung der Superintendenturen, der Pfarrstellen, das Urtheil eines Einzelnen, der gar keinen competenten Correferenten hat, das allein entscheidende seyn soll. Die einfachste Abhilfe wäre wohl die, daß die Bezirke der Consistorien unter die einzelnen geistlichen Räte zur Inspektion vertheilt würden. Gewiß würde dies auch auf die ganze Behandlungsweise der Angelegenheiten in den Consistorien einen sehr segensreichen Einfluß ausüben.

Das Dringen auf Einführung von Presbyterial- und Synodalverfassung hat auch im verflossenen Jahre fortgedauert, und man ist nicht müde geworden, dies als das wahre und einzige Heilmittel für alle Schäden der Kirche anzupreisen, oft in solchem Tone, daß sich eine Reminiscenz aus der Jugend einstellte, daß man unwillkürlich des Milchmädchens gedenken mußte.

Solchen, die im Glauben stehen und sich zu solchen Verirrungen fortreißen lassen, muß man zurufen, was Paulus den Galatern: „O ihr unverständigen Galater, wer hat euch bezaubert, daß ihr der Wahrheit nicht gehorchet, welchen Jesus Chri-

stus vor Augen gemalt war unter euch gekreuzigt. Das will ich allein von euch lernen, habt ihr den Geist empfangen durch des Gesetzes Werke (kirchliche Verfassungen) oder durch die Predigt vom Glauben? Sind ihr so unverständlich? Im Geiste habt ihr angefangen, wollet ihr nun im Fleische vollenden?*) Der euch den Geist reicht und thut Thaten unter euch, thut er es durch des Gesetzes Werke oder durch die Predigt vom Glauben? Auf wahrhaft geistlichem Wege, durch das Evangelium, durch den Glauben sind sie zu den Gaben des Geistes und zum Heile gelangt, und nun suchen sie den Geist und das Heil, im Gegensatz gegen ihre eigene Erfahrung, bei Äußerlichkeiten, wollen aus dem Fleische den Geist herauspressen. Das ist so bodenlos, daß man an eine Verzauberung denken müßte, wenn man nicht die menschliche Natur selbst als eine fruchtbare Mutter der Täuschungen künnte.

Man macht dem Alten Testamente vielfach den Vorwurf der Äußerlichkeit, und es ist wahr, daß es in Ermangelung der durchgreifenden, innerlich wirksamen Mittel zur Förderung des Reiches Gottes vielfach zu dem geringen Surrogate der äußerlichen Mittel greifen mußte. Aber wie klar und wie sehr zur Beschämung unserer Verfassungsschwärmer wurde unter ihm erkannt, daß mit diesen Surrogaten in der Hauptsache nichts auszurichten sey, wie wurde das ganze Heil der Zukunft, dem man mit verlangendem Herzen entgegen sah, überall nur als Frucht der durch Gott selbst hervorgerufenen lebendigen Predigt seines Wortes, und der daran sich knüpfenden Ausgießung seines Geistes erwartet, hierin überall der königliche Weg erkannt, auf dem die Gemeinde des Herrn der soliden Besserung ihrer Zustände und der Vollendung entgegengeht! Schon Moses, der in so mancher Hinsicht Diener des Buchstabens seyn mußte, sagt Deut. 30, 6.: „Und der Herr, dein Gott, wird dein Herz beschneiden und das Herz deines Samens, daß du den Herrn, deinen Gott, liebest von ganzem Herzen und von ganzer Seele.“ Nach Jo. 2, 23. gibt der Herr, wenn er sich des Volkes erbarmen will, ihm immer zuerst den „Lehrer zur Gerechtigkeit“ — Elias, den Propheten, bei Mat. 3, 23., der das Herz der Väter zu den Söhnen und das Herz der Söhne zu ihren Vätern bekehrt —, und danach gießt er dann seinen Geist aus über alles Fleisch. Jeremias sagt in E. 31, 33.: „Das soll der Bund seyn, den ich mit dem Hause Israel machen will nach dieser Zeit, spricht der Herr, ich will mein Gesetz in ihr Herz geben und in ihren Sinn schreiben.“ Ezechiel weist in E. 47. als auf das durchgreifende Heilmittel für alle Schäden der Kirche, auf das Wasser hin, das herausfließt aus der Schwelle des Tempels und die Wasser des todten Meeres (des Emblemes der Welt) gesund macht, und von dem es heißt: „ja Alles was darinnen lebet und webet, dahin diese Ströme kommen, das soll leben und soll sehr viele Fische haben; und soll Alles gesund

*) Calvin: Carnem pro rebus externis posuit et caducis, quales sunt caeremoniae. Bengel: Sine dubio putarant Galatae, se profundius in spiritum ire. Facile potest caro pro spiritu, etiam a proficientibus haberi, nisi maneant in fide pura.

werden und leben, wo dieser Strom hinkommt", der Strom des Geistes des Herrn, der aus der Predigt des Wortes kommt.

Wir sind, indem wir auf diese Weise der Überschätzung des Verfassungswesens entgegenzutreten, weit entfernt, wie man uns wohl beschuldigt hat, einer „falschen Geistigkeit“, einem „krankhaften Spiritualismus“ zu huldigen. Wir halten die Verfassung nicht für ein *Abiaphoron*, wir sind völlig überzeugt, daß eine Verfassung, welche allen Theilen der Kirche thätige Theilnahme an ihren Angelegenheiten gewährt, unter Umständen sehr segensreich wirken kann, und das Ziel ist, dem sie entgegenstreben muß. Aber wir können in keiner Weise die Verfassung überhaupt, und speciell diese Verfassungsform für die eigentliche Lebensfrage unserer Kirche, für das halten, worauf ihr Wohl und Wehe beruht. Sehen wir zuerst ab von den besonderen Umständen, in denen wir uns befinden, so spricht gegen eine solche Betrachtungsweise, außer dem schon angeführten, noch ein doppelter Grund. 1. In einer Kirche, deren Mitgliedschaft an die Taufe gebunden ist, die gar nicht einmal den Anspruch darauf macht, nur aus Gläubigen zu bestehen, kann die Betheiligung der Gemeinden bei der Leitung ihrer Angelegenheiten immer nur eine untergeordnete und beschränkte seyn. Denn die Kirchenzucht ist nur ein sehr unzureichendes Mittel zur Beseitigung der heterogenen Elemente, um so mehr, da sie in einer solchen Kirche immer nur auf das Äußerlichste gehen kann. Es gibt hier kein Mittel, zu verhüten, daß die den Gemeinden zugestandene Theilnahme an der Leitung der Kirche nicht in unwürdige Hände komme. Solche Kirchen müssen immer mehr oder weniger seyn, was Bunsen mit dem verächtlichen Namen der Geisteskirchen benennt. In einem einflussreichen Stande von Dienern der Kirche, in dem der Geist derselben dadurch lebendig erhalten wird, daß sich ihm vorzugsweise diejenigen widmen, die von demselben erfüllt sind, muß ein Gegengewicht gegen die Übelstände bereitet werden, welche aus jenem Princip hervorgehen. Nur wo dieses Gegengewicht vollständig vorhanden ist, kann eine in die rechten Gränzen eingeschlossene Betheiligung der Laien von Segen seyn. Außerdem wird sie zur Herrschaft des Fleisches über den Geist führen. 2. Dr. Ullmann, in der Schrift: Die Zukunft der Kirche, Stuttg. 1845, bezeichnet als die Eigenthümlichkeit der Deutschen Kirche „eine zu vorherrschende Richtung auf das rein Innerliche des religiösen Lebens, die dann wieder eine beziehungsweise Vernachlässigung der äußerlichen Organisation desselben mit sich führte, und es nicht zu einem so vollständigen, gegliederten, einheitlichen und festen Kirchenbau kommen ließ, wie er eigentlich dem Wesen der christlichen Gemeinschaft und dem Nationalbewußtseyn entspricht“. Diese Eigenthümlichkeit ist nicht zufällig entstanden, sie ist in dem innersten Wesen des Deutschen Geistes begründet. Wir werden auf dem Gebiete der Verfassung nie Meister seyn. Unsere Mission ist eine andere. Durch uns sollen für die ganze Evangelische Kirche die

Schätze der Lehre zu Tage gefördert, durch uns sollen die Tiefen des religiösen Lebens eröffnet und dasselbe vor der Verflachung bewahrt werden, mit der es von der zu vorwiegend praktischen Richtung und unter dem Regimente des gesunden Menschenverstandes bedroht ist. Es wäre sehr traurig, wenn wir unsere besten Kräfte an ein uns doch nur sehr unvollkommen erreichbares Ziel verschwenden, und darüber unsere eigentliche Aufgabe aus den Augen verlieren sollten. Wir sind auf dem besten Wege dazu, wie unter Anderem die Geringschätzung zeigt, mit der die enthusiastischen Lobredner der Verfassung von der Lehre sprechen und ihr eifriges Bestreben, das Dogma aus der Kirche in die Schule zu verweisen. Gelingt ihnen dies, so hat die Deutsche Kirche ihre Krone verloren.

Diesen allgemeinen Bedenken treten aber andere, noch gewichtigere zur Seite, welche auf den speciellen Verhältnissen der Gegenwart beruhen. Wir wollen hier nicht weiter ausführend und begründend wiederholen, was wir schon früher dargelegt haben, um so weniger, da unsere Gegner auch nicht einmal versucht haben, es zu widerlegen. Wir beschränken uns auf die Hervorhebung einiger einzelnen Punkte.

Die Grundlage des Gedeihens einer vollständig gegliederten kirchlichen Verfassung ist die Kirchenzucht, und die Übereinstimmung in der Lehre. Die Einheit, welche die letztere gewährt, bei der Verfassung suchen, die Grundlage in ein Surrogat verwandeln, heißt nichts Anderes, als die Thorheit der Erbauer des Babylonischen Thurmes nachahmen. Diese wollten eben auch durch Äußeres das Innere ersetzen. Was ihnen fehlte, war der gemeinsame Glaube, war die Confession, und eben weil diese nicht vorhanden war, mußte das Äußere, statt zu einigen, nur dazu dienen, die Uneinigkeit zum vollen Ausbruche zu bringen. „Darum heißt ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirrt hatte aller Länder Sprache.“ Die Übereinstimmung in der Lehre ist auch von jeher in der christlichen Kirche als die Grundbedingung des Gedeihens der Verfassung betrachtet worden, und die jetzt meinen, ohne eine solche Grundlage die Kirche bauen zu können, stehen ganz einsam und verlassen da. Namentlich die Reformirte Kirche, auf die man sich so gerne beruft, legt gegen ein solches Beginnen lautes Zeugnis ab. Calvin verlangt in dem Briefe an Sommerset (ep. S. 42.) ein Glaubensbekenntniß, auf das alle Diener der Kirche verpflichtet werden sollen: „Es ist nöthig, muthwilligen Geistern vorzubauen, und man muß Neuerungen in der Lehre die Thür verschließen“; ferner einen öffentlich anerkannten Katechismus, damit „die Kinder und die Ungebildeten unter dem Volke die Wahrheit von Trügereien und Verderbnissen unterscheiden lernen“, endlich eine Liturgie und Agende. Alle drei Bücher sollen dazu dienen, „daß dem muthwilligen Leichtsinne derjenigen begegnet werde, welche nach Neuerungen trachten“.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 24. Januar.

N^o 7.

V o r w o r t.

(Schluß.)

Die Französische National-Synode zu Privas, 1612, setzte bei ausgebrochenem Streite einen Unionseid auf, der von allen Predigern und Ältesten unterschrieben wurde, worin es heißt: Nous jurons et protestons au nom de toutes les eglises pour leur bien de demeurer inséparablement unis et conjoints en la confession de foi des eglises réformées de ce royaume, jurant vouloir vivre et mourir en cette confession. (Henry Leben Calv. 2. S. 143.) Man vergleiche die strengen Bestimmungen zur Erhaltung der Einheit in der Lehre in dem Werke: La discipline eccles. des eglises réformées de France, c. 5. art. 31. Von irgend einem Punkte in der Lehre abweichen hieß rompre l'union de l'église. Die Geistlichen mußten nach ihrer Erwählung das Glaubensbekenntnis unterzeichnen, c. 1. art. 9. Nach der Kirchenordnung der reformirten Gemeinden in den Ländern Jülich und Berg (Synthelage, Kirchenordn. S. 1.) mußten diejenigen, die zum Predigen zugelassen werden wollten, sich vorher verpflichten, „daß sie anders nicht als Evangelisch-Reformirte, in Gottes Wort gegründete Lehre, wie sie jetzt in den Kirchen dieses Landes geübt wird und in dem Heidelbergischen Katechismo begriffen ist, predigen, keine neue Lehre einführen, treiben, auch sich allerhand gefährlichen, unschriftmäßigen Redensarten, besonders dadurch die heilige Schrift auf einige Weise menschlicher Vernunft unterwerfen wird und dergleichen enthalten wollen“. Dasselbe Gelöbniß wurde auf allen Klassen und Provinzial-Synoden allen Deputirten abgenommen, S. 43. 44.

Wie steht es nun bei uns mit diesen nothwendigen Bedingungen? Daß sich Gott erbarm! An die Einführung einer Kirchenzucht, die dieses Namens würdig wäre, ist nicht zu denken, und die Übereinstimmung in der Lehre bahnt sich erst langsam an, und für jetzt birgt unsere Kirche noch in ihrem eigenen Schoße Gegensätze, welche diejenigen weit überbieten, durch welche sie von den anderen Kirchen getrennt wird.

Die Einrichtung einer ausgebildeten Presbyterial- und Synodalverfassung wäre unter solchen Umständen ein sicheres Mittel, den Bruch in der Kirche herbeizuführen. Man achte doch nur auf das Resultat, welches der kleine Versuch mit den Provinzial-Synoden des vorigen Jahres geliefert hat. Noch einige solche Versuche und der Riß ist unheilbar. In Berlin waren die kirchlich gesinnten Geistlichen entschlossen, wenn der Antrag auf Abschaffung der Verpflichtung auf das Bekenntniß durch-

ginge, die Synode zu verlassen, und eine Frucht dieser Synode ist der Protest der 87.

Und was hat denn diese Verfassung da geleistet, wo sie, ohne daß ihre naturgemäße Grundlage vorhanden wäre, eingeführt ist? Haben wir trotz ihrer Synodalverfassung wohl Grund, die Kirche im Großherzogthum Baden zu beneiden? Sieht sich doch auch Dr. Ullmann in Bezug auf sie zu dem Wunsche veranlaßt, „daß die an sich trefflichen Formen immer mehr von dem rechten, kirchlich kräftigen Geiste erfüllt werden möchten“, ein Wunsch, in den gewiß Jeder einstimmen wird, der die Verhandlungen der letzten Badischen General-Synode gelesen. Sie sind ein sprechendes Zeugniß dafür, daß der Geist nicht aus den Formen kommt. Die Badensche Kirche hat durch ihre Synoden das Geschenk eines halbgläubigen Katechismus erhalten, durch den die kirchlich gesinnten Geistlichen in die größte Noth und bis an die Gränze der Absehung geführt wurden, eben so eine zwieschlächtige Agende, die den evangelischen Glaubensinhalt verwässert, oft in Unglauben verkehrt, und recht geeignet ist, uns dankbar zu machen für die in der Hauptsache gute Agende, die wir ohne Synoden erhalten haben. Jenes Badensche unkirchliche Buch ist jetzt auch von der Rheinbairischen Synode angenommen worden und soll von Neujahr an in allen Gemeinden der Pfalz gebraucht werden. Was sollen treue Diener der Kirche da anfangen? Der Herr bewahre uns in Gnaden vor solchen Geschenken.

Es ist Sitte geworden, daß man allen denen, welche gegen die sofortige Einführung einer freien Kirchenverfassung Bedenken äußern, mit der Berufung auf das allgemeine Priesterthum der Christen den Mund zu stopfen sucht. Namentlich sucht die kürzlich erschienene Schrift des Herrn Geh. Rath Bunsen, die man im Auslande sehr mit Unrecht als eine halbofficielle betrachtet hat, während sie, wie hier Jedermann weiß, einzig und allein ihrem Herrn Verf. angehört, der sich unseres Erachtens durch sein zugleich erschienenes Kirchenbuch ein weit besseres Verdienst um die Kirche erworben hat — der Allerschöste wohnt nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht — mit dieser Berufung jede Appellation abzuschneiden. Aber man verkennet ganz die hohe Bedeutung des geistlichen Priesterthums, wenn man meint, daß es bis zur Einführung einer freien Kirchenverfassung in seinen wesentlichen Functionen gehemmt sey. Schon das N. T. faßt die Sache tiefer und feiner. In Ps. 99, 6. erscheint als das Wesentliche des idealen Priesterthums die Anrufung Gottes. Die innige Verbindung mit Gott, der freie Zutritt zu dem Throne der Gnade, die Gabe und die Vollmacht

der Fürbitte — das sind die wesentlichen Funktionen, wie des gewöhnlichen, so auch des geistlichen Priesterthums. Und dann, wenn auch ein Zusammenhang stattfindet zwischen dem geistlichen Priesterthum und der Mitwirkung zu Leitung der Kirche, wie kommt man dazu, auf unsere Gemeinden anzuwenden, was jedenfalls nur für eine Kirche gehört, die wenigstens dem Principe nach aus Gläubigen und Befehten besteht? Das geistliche Priesterthum ist nicht dem N. T. eigenthümlich: die Neutestamentliche Hauptstelle, 1 Petr. 2, 9., ruht wörtlich auf 2 Mos. 19, 6., wo zu Israel gesagt wird: „Und ihr sollt mir seyn ein Königreich von Priestern und ein heiliges Volk.“ Sollte nicht die schwere Strafe, welche unter dem A. B. über den Mißbrauch der Lehre vom geistlichen Priesterthum erging, vgl. 4 Mos. 16, 3., auch uns eine Warnung seyn vor ähnlichem Herabziehen dieser Lehre auf ein ganz fremdartiges Gebiet?

So entschieden wir uns aber gegen eine sofortige Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung erklären müssen, so halten wir doch eine dreifache Annäherung derselben nicht bloß für unbedenklich, sondern auch für heilsam.

Es wäre sehr zu wünschen, wenn lebendige Geistliche in lebendigen Gemeinden auf Entstehung einer presbyterialen Einrichtung hinwirkten, wie dies schon mehrerer Orten mit Glück geschehen ist, und wenn die Behörden in solchen Fällen überall nicht hindernd, sondern fördernd einträten.

Als allgemeine Maßregel könnte schon jetzt überall den Kirchenvorständen eine umfassendere Bethheiligung an allen rein äußeren Angelegenheiten der Kirche gewährt und ihnen Manches übertragen werden, was sich jetzt in den Händen der verwaltenden Behörden befindet. Die Arbeit für das Äußere der Kirche weckt die Theilnahme für dieselbe, und kann ein Mittel für die innere Befreundung mit ihr werden. Auf das Äußere beschränken sich ja eigentlich auch die Rechte und Pflichten, welche den Presbyterien in der neuen Westphälischen K. O. geblieben sind (S. 179.). Was von Innerlichem geblieben, ist wenig praktisch, und steht wohl nur zum Andenken an die älteren Kirchenordnungen, von denen gerade in diesem Punkte die neue unendlich verschieden ist, auf dem Papier.

Die Belebung des Synodalesens kann heilsam wirken, sofern den Synoden vorläufig nur eine beratende, nicht eine entscheidende Stimme zugestanden, und vor Allem es ihnen unmöglich gemacht wird, die Kirche des großen Segens eines über ihr und ihrem schwachen und werdenden Glauben stehenden Bekenntnisses zu berauben. Geschieht dies, so wird freilich die allgemeine Begeisterung für das Synodalesen einen großen Stoß erleiden. Denn diese beruht zum großen Theil auf dem Gelingen, die Erzeugnisse einer glaubenskräftigen Zeit dem Urtheile der unreifen Gegenwart zu unterwerfen.

Wir dürfen wohl nicht erst bemerken, daß wir auch von dem Zusammentritt von Abgeordneten aus der Mitte der Deutschen Evangelischen Kirche nicht so glänzende Erwartungen hegen können, wie sie in der neuesten Schrift von Dr. Ullmann ausgesprochen sind. Es würde vorzeitig und unpassend seyn, wenn

wir jetzt schon auf diesen Punkt näher eingehen wollten. Dem Wunsch aber können wir nicht unterdrücken, daß von dieser Versammlung nichts ausgehen möge, was zur Auflockerung des Bekenntnisses der Kirche dienen kann. Wir verlangen und erwarten von ihr in dieser Beziehung keine Gaben, wir wünschen nur, daß sie uns lasse, was wir haben, und zu diesem Wunsche sind wir vollkommen berechtigt. Denn der Versammlung steht nach evangelischem Kirchenrecht kein Recht zur materialen oder auch nur formalen Abänderung ihres Bekenntnisses zu. Auf eine solche aber scheint uns schon der Vorschlag des Herrn Dr. Ullmann zu führen, daß die Versammlung sich zu gewissen Sätzen, als einem Quasibekenntniß, vereinigen sollte, als da sind „das Heil in Christo und in der von ihm gestifteten Ordnung der Versöhnung und Erlösung; die Ableitung der christlichen Wahrheit aus der Schrift, als höchster und letzter Norm des wahrhaft Christlichen; das Recht der freien Erforschung der Schrift“. Die gesammte Deutsch-Evangelische Kirche hat ein gemeinsames Bekenntniß, die Augsburgerische Confession, die namentlich durch den Westphälischen Frieden zum Bande zwischen Lutheranern und Reformirten erhoben worden, und dies hier ignoriren und ein anderes an seine Stelle setzen, hieße es abschaffen. Die Aufstellung eines vagen, zweideutigen Glaubensbekenntnisses, das für keine Zeit weniger geeignet ist, als für die unsrige, würde die nothwendige Folge haben, daß auch innerhalb der einzelnen Kirchen die Autorität der Augsburgerischen Confession gebrochen würde. Was auch die Conferenz sonst Erfreuliches bringen mag, es würde durch diesen unersehblichen Schaden aufgewogen werden.

Gewiß, keine Zeit war weniger, als die unsrige, eine solche großartiger, glänzender Unternehmungen auf kirchlichem Gebiete. Es gilt in ihr, wo die rechten Kräfte vorhanden sind, im Stillen zu bauen und zu pflegen, zur Geburt zu helfen; das Gut des Bekenntnisses der Kirche zu erhalten; dem bis zum Frevel steigenden Abfall der Diener der Kirche zu wehren; mit schonungsloser Strenge diejenigen zu beseitigen, welche ihr Amt durch ihren Wandel schänden; die Brunnen des heiligen Gesanges, welche die Philister verschüttet haben, wieder zu öffnen; *) den kirchlichen Gaben ihre Stellung anzuweisen; alle vorhandenen Kräfte in den Dienst der Kirche zu ziehen; und im Ubrigen, ohne selbst viel zu machen, zu warten, was der Herr aus seiner Kirche machen will.

Eben da der Herausg. im Begriff ist, das Vorwort zu schließen, erhält er von den Mitgliedern der theologischen Fa-

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf die eben in zweiter vermehrter Auflage (Stuttg. bei Neesing, 1846) erschienene „Sammlung geistlicher Lieder“ (von v. Ranmer) als die unseres Erachtens trefflichste unter allen vorhandenen aufmerksam, und fordern unsere Leser, deren Vielen sie gewiß nach der Bibel das liebste Buch werden wird, auf, nach Kräften für die Verbreitung derselben thätig zu seyn.

Fakultät in Erlangen, Dr. Thomafius (d. J. Dekan), Dr. Kaiser, Dr. Höfeling und Dr. Hofmann eine Zuschrift (vom 30. December 1845), die ihn tief und freudig bewegt hat. Wir können sie hier leider nicht vollständig mittheilen, weil Einiges in ihr die Person des Herausg. betrifft; was aber unmittelbar die Sache angeht, glauben wir unseren Lesern nicht vorenthalten zu dürfen. Es wird auch ihnen zur Kräftigung, Ermunterung und Ermahnung dienen.

„Was die unterzeichneten Mitglieder der hiesigen theologischen Fakultät bewegt, diese Zuschrift an Sie zu richten, ist die Erfüllung einer Pflicht, welche mit dem Bekenntniß der evangelischen Wahrheit auf's Engste verbunden ist. Wenn es überhaupt einerseits in dem Sinn der Welt und andererseits in dem Inhalt des Evangeliums von Christo seinen Grund hat, daß sich verschiedene Bekenntniß desselben auf die Ungunst der Menge und auf die Schmach der Welt zu rechnen hat, so gilt dies insbesondere von der gegenwärtigen Zeit, in welcher, neben einer zweideutigen Halbheit der Gesinnung, die Feindschaft gegen die Wahrheit, die aus Gott ist, und mit ihr der entschiedenste Widerwille gegen jedes offene und bestimmte Zeugniß von Christo, zur Herrschaft gelangen will. Darf nun diese Erfahrung die Bekenner des Herrn nicht abhalten, sich offen zu ihm und seinem Worte zu bekennen, so liegt darin zugleich für sie die Pflicht, sich auch zu einander zu bekennen und die Schmach, die um des Herrn Willen dem einen widerfährt, als eine gemeinsame Last zu tragen. Es ist das eine Pflicht der brüderlichen Liebe und der gliedlichen Gemeinschaft. —

Sie sind vor vielen Anderen gewürdigt worden, die Schmach des Herrn zu tragen. Nun halten wir allerdings dafür, daß Sie solche Anfechtung sich nicht befremden lassen, denn Sie wissen mit uns, was der Apostel, 1 Petr. 4, 14., sagt; aber zweierlei, glauben wir, hat Sie am tiefsten geschmerzt, einmal, das Schweigen solcher, die mit Ihnen desselben Glaubens sind, und sodann die öffentliche Erklärung derer, die wir bisher, wenn auch nicht für entschiedene Bekenner, doch für wohlgesinnte Freunde des Evangeliums halten durften. Auch uns hat die Erklärung, die von dieser Seite gegen Sie erging, auf's Höchste befremdet und auf's Tiefste verleht.

In Erwägung der oben bezeichneten Pflicht lassen wir darum diese Zuschrift und mit ihr die Bezeugung unserer Glaubensgemeinschaft an Sie, hochgeehrter Herr College! ergehen. Zwar wissen wir uns nicht in allen Punkten mit Ihnen völlig einverstanden, namentlich ist es Ihre Anschauungsweise der Preussischen Union und des Verhältnisses, in dem die Kirche zu ihrem Bekenntnisse steht, welche wir nicht theilen können; aber dasjenige, weshalb Sie gegenwärtig von so vielen Seiten her geschmäht und angefochten werden, ist nicht das, was uns von Ihnen trennt, sondern was uns mit Ihnen verbindet. Es ist das überhaupt nicht eine besondere, Ihnen eigenthümliche theologische Richtung, keine Sache der Schule, und noch viel weniger Sache einer Partei, sondern es ist der Eine Glaube an den Einen Christum und das Eine Bekenntniß dieses Glaubens,

welches die Kirche von Anfang an durch alle Zeiten herab bekannt hat; es ist insbesondere das theure Bekenntniß der Protestantischen Kirche, wie sie es aus den Anfängen der Reformation übernommen hat. Zu diesem Bekenntniß bekennen auch wir uns von Grund des Herzens mit der ganzen Protestantischen Kirche, und zwar aus demselben Grunde wie Sie; nicht weil es eine einmal recipirte Formel ist; sondern weil wir dem Worte Gottes in der Schrift, aus dem es geschöpft ist, glauben, nicht bloß, weil uns unser Eid, als Glieder einer Lutherischen Fakultät, darauf verpflichtet, sondern weil wir in seinem wesentlichen Inhalt den einfachen Ausdruck unserer eigenen Schriftserkenntniß, in seinen Lehrartikeln die adäquate Form für den evangelischen Glauben erkennen, in welchem wir unseres Lebens Heil und unserer Seele Friede finden. Und weil wir Sie um desselben Glaubens Willen angefochten und geschmähet sehen, so drängt es uns, hiemit unsere Glaubensgemeinschaft mit Ihnen zu bezeugen, und so zugleich an der Schmach, welche Ihnen widerfährt, uns zu theilhaben. — Uns bewegt lediglich das Bewußtseyn des gemeinsamen Glaubens und jene gliedliche Gemeinschaft des Leibes Christi, von welcher der Apostel sagt: „So Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so Ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“ Diesem Bewußtseyn einen einfachen Ausdruck zu geben, wollten wir nicht unterlassen.

Und so befehlen wir Sie denn Gott und dem Wort seiner Gnade. Fahren Sie fort, an Ihrem Theil den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen, und mit den Waffen des Geistes wider den gemeinsamen Feind Ihrer und unserer Kirche zu streiten. Der Herr sey Ihr Schild und Ihr sehr großer Lohn. Er stärke Sie im Glauben und Geduld, und mache Sie, wie uns, immer tüchtiger, sein Werk zu thun. Sein ist das Reich. Er wird's versehen und das sagen wir mit fröhlicher Hoffnung. Denn wie groß auch die Zerrissenheit der Gegenwart sey und wie unsäglich die Verwirrung in den kirchlichen Dingen, mitten da hindurch erblicken wir doch bereits die Morgenröthe eines neuen Tages. Sein Reich ist sichtbar im Kommen; seine Gemeinde sammelt und bauet sich aller Orten. Es wird ein vergebliches Bemühen seyn, ihr das gute Bekenntniß der Väter rauben zu wollen; es wird sich als wahr ausweisen, was vorlängst einer gesagt hat, „daß die alte Kirche Luther's einen festen Boden hat in der Geschichte und im Volke“, ja vielmehr, setzen wir hinzu, in dem Worte Gottes, welches ewiglich bleibet. Er segne die Kirche, die seinen Namen bekennet. Er segne Sie und uns.“

Wir erwidern diesen Segenswunsch aus vollem Herzen. Möchte in dem bevorstehenden Jahre und fernerhin das hohenzpriesterliche Gebet des Herrn: „Ich bitte, daß sie alle eins seyn, gleichwie du, Vater, in mir, und ich in dir; daß auch sie in uns eins seyn, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt“, recht reichlich unter uns Frucht tragen! Einig nach innen, Einer des Anderen Last tragend und also das Geseß Christi erfüllend, die Gemeinschaft der Schmach nicht fliehend,

on dern suchend, werden wir mächtig nach außen seyn, unseren Feinden wird's fehlen, wir aber werden auf ihren Höhen einherreten.

Nachrichten.

Königsberg. Es kann nicht fehlen, daß die Amtsentlassung des Divisionspredigers Rupp, welche gegenwärtig in der Rekurs-Instanz schwebt, von der liberalen Presse als eine gewaltige Beschränkung der kirchlichen Lehrfreiheit ausgeschrien werden wird. Unparteiisch betrachtet erscheint sie vielmehr als eine Beschränkung der kirchlichen Lehrfreiheit. Das Hauptvergehen des *ic. Rupp*, um deswillen er in Folge einer von ihm selbst dem Consistorio vorgelegten Predigt zur Verantwortung gezogen worden, bestand nicht darin, daß er etwa in einer wissenschaftlichen Erörterung ein Symbol frei bestritten, sondern daß er auf der Kanzel um eines ihm anstößigen Satzes willen in einem der ökumenischen Symbole (dem Athanasianischen) nicht nur dieses kirchliche Bekenntniß als ein unchristliches zu verwerfen, sondern auch die ganze Kirche, sofern sie sich nicht davon losage, als des christlichen Namens unwürdig zu erklären, also einen Mann über sie auszusprechen sich erlaubt hatte; denn Jemand des christlichen Namens unwürdig erklären, was heißt das anders, als für den Gemeinschaft des Namens ihn zu scheiden, in welchem alles Heil für den Menschen beschlossen ist, Apostelgesch. 4, 12. Daß die Lehrfreiheit eines Dieners der Kirche so weit gehen könne, die Kirche selbst im öffentlichen Dienst derselben anathematisiren zu dürfen, wird wohl kein Vernünftiger behaupten wollen, da Jeder einsehen muß, daß solcher Terrorismus Freiheit, Recht und Ehre der Lehren und Bekenntnisse der Kirche völlig unterdrückt, und jede würdige Diskussion auch über streitige Punkte vorweg schon durch Entwürdigung der Gegner an heiliger Stätte abschneidet. Dennoch würde, wie aus einer Eröffnung des Consistorii an die hiesigen Geistlichen hervorgeht, jenes Vergehen, auch nach wiederholten früheren, nur mit einer abermaligen Zurechtweisung geahndet worden seyn, wenn der *ic. Rupp* anerkannt hätte, daß er gesehlt, und künftig solche Verfehlungen vermeiden zu wollen erklärt hätte. Da er diese Erklärung verweigerte und also das Recht zu einer solchen exklusiven Opposition gegen die Kirche in der Kirche in Anspruch nahm, so mußte, da ein solches Recht, wenn ihm gelassen, dann auch jedem Geistlichen einzuräumen war, hiemit entweder die Auflösung aller kirchlichen Ordnung zugelassen, oder der *ic. Rupp* seines Dienstes entlassen werden, welches geschehen ist, nachdem langwierige und wohlwollende Versuche, ihn zur Anerkennung der Grenzen seiner amtlichen Berechtigungen zu bewegen, vergeblich geblieben waren. Damit jedoch die Möglichkeit ihm bliebe und erleichtert würde, den ungelösten Widerspruch, in den er sich verwickelt, seinerseits zu lösen und in den Frieden mit der Kirche, so wie in ihren Dienst zurückzutreten, sollte ihm sein Gehalt als Divisionsprediger noch auf zwei Jahre als Wartegeld zugestimmt werden. Die Nothwendigkeit, Gerechtigkeit und Milde der getroffenen Entscheidung findet daher auch hier in den verschiedensten Kreisen ihre Anerkennung, und wenn dennoch Versuche gemacht werden, eine Absonderung von der Kirche zu bewirken und eine neue widerkirchliche Sekte zu stiften, so beweist wenigstens das, Behufs Sammlung von Unterschriften zu diesem Unternehmen, umgehende Circular, wie dazu jenes Ereigniß nur etwa eine Gelegenheit darbietet, keineswegs aber das ursächliche Motiv ist. Vielmehr will dabei nur der allervulgärste Rationalismus unserer hiesigen Lichtfreunde, denen sich ein,

die geistliche Errungenschaft der Väter veruntreuender Prediger der hiesigen Französisch reformirten Gemeinde als Chorführer darbieten zu wollen scheint, einen sonderlichen Effect machen. Jenes Circular, welches das Symbol und die Satzung der neuen Gemeinde bilden soll und keiner Beurtheilung bedarf, weil es durch die Leere seines Inhalts und die Feindseligkeit seiner Absicht sich selbst richtet, soll von einem Lehrer, Namens Wechsler, der früher schon den Gustav-Adolphsverein zu einer Propaganda des freien Geistes constituiren wollte, verfaßt seyn und lautet nach einer Abschrift, wie folgt:

Was wir wollen und was wir nicht wollen.

1. Als Jesus austrat und anders lehrte, als die Hohenpriester, kamen sie und fragten: In wessen Macht thust du das. Wenn heute ein Prediger anders lehrt, als in den alten Satzungen steht, kommen die Hohenpriester unserer Tage auch und fragen: In wessen Macht thust du das? Wir wollen die freie Evangelische Kirche, darum wollen wir keine Kirche, in der dem Prediger befohlen wird, was er lehren soll; wir wollen keine Heuchelei. Wer vor der Gemeinde von der ewigen Wahrheit spricht, der muß frei reden können, was Gott zu reden ihm befehlt. Bei uns hat Jeder das Recht, vor der Gemeinde auszusprechen, wie er das Wort Jesu von Nazareth versteht.

2. Wir wollen die Evangelische Kirche; darum wollen wir keine Kirche, welche behauptet: der Mensch müsse entweder die Vernunft verläugnen oder den Glauben. Paulus spricht: Prüfet Alles und das Beste behaltet. Wir wissen, daß die Vernunft des Einzelnen oft irrt; aber der Glaube irrt auch. Die Geschichte des Christenthums ist voll von Verirrungen des Glaubens. Ohne den freien Gebrauch der Vernunft kann man die Lehre Jesu nicht verstehen und seinen Willen nicht erfüllen.

3. Wir wollen die Evangelische Kirche; darum wollen wir keine Kirche, wo selbst der Arme, der das tägliche Brod nicht hat, für Taufe und Abendmahl, Trauung und Begräbniß dem Geistlichen seine Gebühren bezahlen muß (?). Jesus reinigte den Tempel und sprach: Machet nicht meines Vaters Haus zum Kaufhaus. Niemand soll bei uns den Segen Gottes kaufen dürfen.

4. Wir wollen die Evangelische Kirche; darum wollen wir keine Kirche, in der (wo?) die Schriftgelehrten und Pharisäer, wie zu Jesus Zeiten, sprechen: Das Volk, das vom Gesez nichts weiß, ist verflucht. Die Zeit ist erfüllt, wo die Bevormundung der Gemeinde durch die Geistlichkeit zu Ende ist. Gott spricht zum Menschen im Gewissen (nicht in der Bibel?), zur ganzen Gemeinde, wie zum Geistlichen und Theologen. Bei uns soll es kein Volk geben, das vom Gesez Gottes nichts weiß.

5. Wir wollen die Evangelische Kirche; darum wollen wir keine Kirche, welche über dem sonn- und feittäglichen Gottesdienst und den alten Satzungen des Glaubens das Eine vergißt, was Noth thut, das neue Gesez, das Jesus dem menschlichen Geschlecht gegeben. Er hat ein Gottesreich, ein Reich der Wahrheit und Liebe gegründet. Dies Reich zu vollenden, ist unserer Gemeinschaft erhabener Beruf. —

Hieraus ist nun wohl zu sehen, daß diese lichtfreundlichen Separatisten wissen, was sie nicht wollen, was sie aber wollen, das wissen sie nicht, indem ihre sogenannte Evangelische Kirche nur negative Merkmale hat. Es wird interessant seyn, zu sehen, wie die Geister, die verneinen, eine Kirche der Verneinung bauen, und wie klug sie es anfangen werden, ihre Sache auf Nichts zu stellen. Jedenfalls hat jenes neueste Symbol den Vorzug, das wichtigste unter allen zu seyn, die je gewesen sind.

Die Preussische Ehrechts-Reform.

Achter Artikel.

In dem vorigen Artikel haben wir die seit dem 1. Oktober 1844 hervorgetretenen Wirkungen der Reform des Verfahrens in Ehesachen in's Auge gefaßt.

Die Reform hat aber in dieser Zeit noch einen anderen Fortschritt gemacht, von eben so großer, wo nicht größerer, innerer Bedeutung, und der mehr noch das Herz der Lebensentwicklungen der Evangelischen Kirche berührt.

Wir meinen die königliche Entscheidung, die den bis dahin versuchten oder doch angedrohten Zwang gegen diejenigen evangelischen Geistlichen untersagt, welche die Einsegnung schrift- und kirchenwidriger Ehen verweigern.

Wie oft haben wir in diesen Blättern die Recht- und Pflichtmäßigkeit dieser Weigerungen darzuthun gesucht, aus der heiligen Schrift, aus dem evangelischen Kirchenrecht, aus der Agende, und selbst aus dem Preussischen Landrechte!

Wir können nicht klagen, daß unsere Ausführungen vergeblich gewesen wären. Sie haben Viele überzeugt, und Manche zu entschiedenem, dieser Überzeugung gemäßen Handeln bestimmt, oder, wo Überzeugung und Entschluß schon vorhanden war, beides befestigt.

Aber dennoch haben viele andere, auch evangelisch gesinnte Geistliche sich in unsere Ausführungen nicht finden können. Manche haben uns Sophistik, und, in Beziehung auf unsere dringenden Mahnungen an das Kirchenregiment, Anmaßung vorgeworfen und uns als Störer bürgerlicher und kirchlicher Ordnung angegriffen.

Wir beklagen, wir wundern uns darüber nicht. So einleuchtend, so einfach die von uns vertheidigten Wahrheiten vom Standpunkte der Evangelischen Kirche aus erscheinen, so seltsam mußten sie denen vorkommen, die diesen Standpunkt nicht festhalten, so sehr mußten sie mit den weitverbreiteten Meinungen über das Wesen des Rechts und des Staats in Conflict gerathen.

Die Evangelische Kirche, die in der That ein Reich des Geistes ist, verflüchtigt sich dem Deutschen Idealismus so leicht zu einem Gespenste, das nicht Fleisch noch Bein hat. „Wir haben keine Kirche“, — das ist der Ausdruck, in dem dieser Irrthum gipfelt, mögen nun die, welche so sprechen, Lichtfreunde seyn, die überhaupt keine Kirche wollen, oder Segelianer, welchen die Kirche zur realen Leiblichkeit erst im Staate gelangt und in diesen aufsteigt, oder Verehrer fremder Kirchenformen, welche die Kirche nur im Episcopatismus oder Presbyterianismus gelten lassen.

Allen diesen gegenüber behaupteten wir, daß die Evangelische Kirche leibhaftig existire, selbstständig und unterschieden vom Staate, wiewohl auch mit demselben verbunden und unter seinem Einflusse, und das alles jetzt in diesem fünften Jahrzehent

des neunzehnten Jahrhunderts, in dem kirchlich und politisch gespaltenen Deutschlande, in dem von König Friedrich's II. Geiste mächtig influirten, in religiösen und kirchlichen Schwankungen und Entwicklungskrisen begriffenen Preussischen Staate. Wir hielten so fest an dieser realen Leiblichkeit oder leiblichen Realität der Evangelischen Kirche, daß wir in ihr Geseze und ein Recht anerkannten, welches, wie alles Recht, aus ewigen Wurzeln in der Geschichte erwachsen ist und sich entfaltet hat, ein Recht (wie wir oben von der Kirche selbst sagten), selbstständig und unterschieden von dem Rechte des Staates, wiewohl auch mit demselben verbunden und unter seinem Einflusse. Für diese Geseze, für dieses Recht nahmen wir den Gehorsam der Glieder, vor allen der Diener der Kirche in Anspruch. Wir behaupteten, daß die Diener der Kirche, wenn sie nach diesem Rechte der Kirche nicht fragen, sondern nur nach dem des Staates, wenn sie gar, was die Obrigkeit ihren Unterthanen erlaubt, ohne Weiteres auch als ihnen, in ihrem Amte, erlaubt, behandeln, ihre Pflichten verletzen und zwar nicht bloß allgemeine Christenpflichten, nicht bloß die Pflichten, welche aus individuellem Verstandniß der heiligen Schrift, oder aus dem Verhältnisse eines Predigers zur Kirche und ihrem Haupte in abstracto sich herzuleiten lassen, sondern ihre concreten Amtspflichten, diejenigen Pflichten, welche sie als Diener der Evangelischen Kirche im Preussischen Staate zu dieser unserer Zeit übernommen und beschworen haben.

Weit entfernt also, zuzugestehen, daß jene trauungsweigernden Geistlichen in einem Conflict zwischen ihrem Gewissen einer- und ihren Amtspflichten andererseits sich befänden und daher ihre Ämter aufzugeben hätten, behaupteten wir vielmehr, daß diejenigen Geistlichen gegen ihre Amtspflichten handelten, welche, dem Landrechte selbst zuwider (§. 66. t. 11. II.), die Normen für ihre Amtshandlungen nur in dem Landrechte suchten.

Wir setzten uns durch diese Behauptungen der Aufforderung aus, den Coder anzugeben, der dieses Recht enthalte, oder wenigstens das unbefristete feststehende System eines solchen Rechts nachzuweisen. Wir mußten zugestehen, daß ein solcher Coder nicht vorhanden sey, und daß viele Controversen das Recht, namentlich das Ehrecht, der Evangelischen Kirche verdunkeln, Controversen, die nach Maßgabe der Parteirichtungen der Zeit, dieser so, jener anders entscheidet. Allein wir behaupteten, daß ein Coder nicht die wesentliche, ja nicht einmal eine wünschenswerthe Form eines bestehenden Rechtssystems sey, daß Controversen das Bestehen des Rechts nicht aufheben, sondern voraussetzen, und nicht zum Ver zweifeln an dem Recht, sondern zum Erforschen und Feststellen desselben uns veranlassen sollen, daß derselbe Mangel eines Coder, dieselbe Verdunkelung durch Controversen in unserem Staatsrechte stattfindet, dessen Probleme kein Gebildeter aus den betreffenden Abschnitten des Landrechts

meint entscheiden zu können, und dessen Daseyn doch nicht in Abrede gestellt wird. Wir waren, Gott Lob! im Stande, auf die heilige Schrift, und auf die evangelischen Consistorial- und Kirchenordnungen, als auf Quellen und Grundlagen des evangelischen Kirchenrechts, und auf die Anerkennung derselben sogar in dem Landrechte (in der oben angeführten Stelle) und in der erneuerten Agende uns zu berufen. Wir räumten auch nicht ein, daß die wesentlichen Fundamente des Eherechts der Evangelischen Kirche, oder daß alles Detail desselben durch Controversen verdunkelt sey, vielmehr wiesen wir Scheidungsgründe des Landrechts nach, welche dem Eherechte der Evangelischen Kirche, wie es klar vorliegt, entgegen sind.

Nunmehr finden wir im Wesentlichen eine Bestätigung dieser von uns vertheidigten Wahrheiten in der oben angeführten Königlichen Entscheidung. Dem Vernehmen nach sind derselben ausführliche Erörterungen und Gutachten der betreffenden Ministerien vorausgegangen. Sie ist sonach in jeder Hinsicht geeignet, erneuertes Nachdenken über diesen hochwichtigen Gegenstand anzuregen, wozu wir insbesondere diejenigen Gegner auffordern, die sonst mit uns auf demselben Grunde stehen.

Es ist diese Allerhöchste Entscheidung von verschiedenen Seiten so dargestellt worden, als liege darin nur eine Schonung individueller Gewissensbedenken der Geistlichen, die sich weigern, einzusegen, was sie für Ehebruch halten. Selbst Lichtfreunde haben dieselbe von diesem Gesichtspunkte aus freudig begrüßt, als sey damit anerkannt, daß keinerlei kirchliche Ordnung dem Geistlichen entzogen werden dürfe, wenn er auf seine subjektive Überzeugung sich beruft, also auch ihnen, den Lichtfreunden, nicht, wenn sie ihre von der Kirche ihnen verliehenen Ämter dazu mißbrauchen, auf der Kanzel dieselben Grundlehren der Kirche zu verläugnen und zu schmähen, die sie am Altare bekennen.

Die Worte des Königlichen Befehls liegen uns nicht vor; daß aber dies nicht sein Sinn seyn kann, liegt klar zu Tage, nicht allein weil andere Handlungen des Kirchenregiments den Entschluß desselben bekräftigen, das Recht der Kirche gegen subjektive Willkür zu schützen, sondern auch, weil so verstanden, diese Entscheidung zu offenbaren Widersprüchen führen würde. Man müßte dann auch geschehen lassen, daß evangelische Geistliche wegen romanistischer Überzeugungen den Kelch, oder wegen baptistischer Überzeugungen die Kindertaufe, oder wegen quäkerischer Überzeugungen die Austheilung der Sakramente überhaupt verweigerten.

Es kann daher diesem Königlichen Ausspruche nur die Anerkennung des Rechts der Evangelischen Kirche und der Pflichten ihrer Diener, welche sich auf dieses Recht berufen, und zwar als eines selbstständigen, nicht in das Landrecht aufgehenden oder damit zusammenfallenden Rechts, zum Grunde liegen.

Freilich wäre zu wünschen gewesen, daß schon die Consistorien, als die eigentlich dazu kompetenten Behörden der Kirche, diese Anerkennung ausgesprochen hätten. Es ist indeß zu hoffen,

daß sie nunmehr dieser ihrer Pflicht nachkommen, und das jetzt anerkannte Eherecht der Kirche anfechten und durch ihre Praxis näher feststellen und begründen werden, je nachdem durch Anfragen der Geistlichen oder Beschwerden dazu Veranlassung gegeben würde.

Allerdings werden dabei viele Zweifel und divergente Entscheidungen zu Tage kommen. Allein dies ist nicht schlechthin als ein Übel, vielmehr auch als ein Mittel anzusehen, diese Fragen immer neu anzuregen und Geistliche und Staatsmänner, Theologen und Rechtsgelehrte dafür zu interessieren und dabei zu betheiligen. Die, materiell noch nicht durchgeführte, Eherechts-Reform wird dabei wesentlich gewinnen, denn sie bedarf einer solchen fortgesetzten Aufmerksamkeit auf die vorhandenen Zustände.

Aber die Wichtigkeit dieser Anerkennung des evangelischen Kirchenrechts reicht weit über das Eherecht hinaus.

Sie enthält ein Bekenntniß des realen, lebhaften, organischen Daseyns der Evangelischen Kirche, ausgesprochen, nicht als abstraktes Theorem, sondern in einer Krisis der Zeit, weit verbreiteten Irrlehren gegenüber, praktisch eingreifend, und sofortiger weiterer praktischer Anwendung fähig, — ein Bekenntniß von der umfassendsten Bedeutung und inhaltschwersten Wichtigkeit. Sie ist sonach ein wahrer „Fortschritt“, aber sie ist mehr als dies, sie ist ein fruchtbarer Keim der Erneuerung und Fortbildung der Kirche.

Ohne solche lebendige, kirchliche Gedanken, ohne solche Entwicklungskeime ist alles Andern an den Verfassungsformen der Kirche schlimmer als vergeblich, denn es lenkt Auge und Herz der Glieder der Kirche ab von dem ewigen geistlichen Inhalte, der das Princip aller Gestaltungen der Kirche ist, und verleitet zum — innerlich unwahren — Ignoriren und Vertuschen der heutigen Mark und Bein durchdringenden Gegensätze, aus deren Kampfe allein die Zukunft der Kirche hervorgehen kann.

Es ist bei Gelegenheit der oben gedachten Königlichen Entscheidung wieder die Einführung der Civilehe in Anregung gekommen. Besonders sind es die Lichtfreunde, welche die Civilehe empfehlen, da sie überhaupt keine heilige Kirche, mithin auch keinen von ihr geweihten Staat anerkennen, Staat und Recht vielmehr auf die Religion des natürlichen Menschen basiren möchten. Aber auch Gläubige haben mehrfach auf die Civilehe, als den nächsten Ausweg aus jenen Schwierigkeiten, hingedeutet.

In diesen Blättern ist wohl nie verkannt worden, daß die Ehe eine allgemein menschliche Institution ist und von der Obrigkeit auch ihren unglaublichen Unterthanen gewährt werden muß.

Gäbe es also Unterthanen, die weder Christen noch Juden, dennoch aber Unterthanen seyn wollten, und in diesem Zustande anerkannt würden, so wäre solchen allerdings die Civilehe zu gewähren.

Aber so steht es bei uns nicht. Selbst Lichtfreunde und Mongianer behaupten noch Christen, erstere sogar evangelische

Christen, zu seyn. Es ist nicht Sache der Obrigkeit als solcher, das schwache Band zu zerreißen, was sie noch an die Kirche knüpft, der Obrigkeit, die in so vielen ihrer Glieder und Organe selbst nur durch ein eben so schwaches Band mit der Kirche zusammenhängt.

Durch ein Gesetz, welches die Civilehe gestattete, würde proklamirt werden: „Ihr, getaufte Unterthanen, habt bisher gemeint, nur als Christen heirathen zu können; so war es auch bisher; nun könnt ihr, wenn ihr wollt, auch als Unchristen, als bloße Menschen, in die Ehe treten.“

Diese Proklamation erließen diejenigen, welche 1792 in Frankreich Thron und Altar umstürzten. Einer christlichen Landesobrigkeit in Deutschland würde sie übel anstehen. Sie würde denen nicht zusagen, für die dadurch gesorgt werden sollte; sie würde das christliche Gefühl des ganzen Landes verletzen. Denn in so weit ist noch unser ganzes Land als solches christlich, — hier durchdringen sich Christenthum und Landesitte, unabhängig von dem individuellen Glauben des Einzelnen. Die Civilehe ist eben so unpopulär — in dem wahrsten Sinne dieses viel gemißbrauchten Worts — bei uns Evangelischen, als die passive Apsistenz bei den Römisch-Katholischen. Es ist ein zartes Ding um diese christliche Stimmung und Sitte, die in der Urzeit unserer Geschichte, im Schoße der Kirche entstanden, alle Individuen der Nation unwillkürlich durchdringt und mit ihnen verwachsen ist. Beiden, den Ungläubigen, die sich an dem Zuviel, und den Gläubigen, die sich an dem Zuwenig von Christenthum darin stoßen, möchte man zurufen: „Verdrieß es nicht, es ist ein Segen darin!“ Wir sind hier auf einem Gebiete, welches von dem Wasser der heiligen Taufe befruchtet ist, von dem Wasser, welches noch über unser ganzes Land fließt, und keinem Christenkinde gewehrt wird.

Es mag seyn, daß die Entwicklungen der Welt und der Kirche der Civilehe entgegengehen. Hüten wir uns, daß wir diese Entwicklungen nicht übereilen.

Wenn das erwachte Gewissen der Evangelischen Kirche in allen oder den meisten ihrer Diener die Einsegnung unchristlicher Ehen ablehnt, dann, aber erst dann, wird für die ein Nothstand eintreten, welche den Namen Christi tragen, während sie seine Zucht hassen. Dann wird aber auch die Kirche und die Welt in ein neues Stadium, in neue Krisen, eingetreten seyn, — Glaube und Unglaube werden schärfer auseinander treten, jede Seite sich in sich verbinden, außer sich abschließen. Es ist möglich, daß während dieser Krisen Nothethen Bedürfniß werden, die nur die Obrigkeit, nicht die Kirche, legalisirt und anerkennt.

Leider sind wir von solchen Nothständen noch weit entfernt, da noch so wenige evangelische Geistliche den Segen der Kirche den Verbindungen verweigern, die sie von der Kanzel herab nach Gottes Wort für Ehebruch erklären müssen.

Zum diesjährigen Vorworte der Ev. A. 3., die Cherechts-Reform betreffend. *)

Der Cherechts-Reform haben wir erst neuerlich wieder mehrere specielle Artikel gewidmet. Dennoch müssen wir auch hier, wenn gleich nur mit wenigen Worten, darauf zurückkommen.

Ein gewisser Kritikus, welcher die Handlungen der gegenwärtigen Preussischen Regierung einer zwar wohlwollenden, doch scharfen Einzelbeurtheilung unterwarf, wurde von einem Freunde darauf aufmerksam gemacht, daß er den Preussischen Staat „in einer das Auge drückenden Nähe“ betrachte. Vor dieser allzu-großen Nähe möchten wir auch bei dem Anschauen dieser Maßregel, der Preussischen Cherechts-Reform, warnen. Für große Gegenstände muß der Gesichtspunkt in einiger Distanz, wo möglich auf einem Berge, gewählt werden. Erst von da aus erscheinen sie uns recht groß. Ein solcher Berg ist uns der Jahreswechsel, von welchem aus wir in das ganze Jahr zurückblicken.

Am Anfange desselben, in dem Vorworte, wurde mit einer Dringlichkeit, die Anstoß erregt hat, den evangelischen Kirchenbehörden ihre Pflicht an's Herz gelegt, abzusehen von den Ver suchen, mit dem Landrechte in der Hand, die Geistlichen zu schrift- und kirchenwidrigen Trauungen zu nöthigen. Wir stellten sie an, im Angesicht der ernstmahnenden Zeit, Lichtfreunden und kirchlichen Demokraten gegenüber, als wahre Kirchenbehörden sich zu bewähren und geistliche Sachen geistlich zu richten. Wir stellten ihnen eine Reihe von Fragen, in denen allen die Frage durchtönte: „Hüter! ist die Nacht bald hin?“ (Jes. 21, 11.) Wir wagten es, unsere Neujareshlagen und -Fragen mit den Worten zu schließen: „Wahrscheinlich werden wir 1845 zum letzten Male so fragen, und 1846 auch in dieser Sache nur die dankbare Anerkennung eines Fortschrittes auszusprechen haben, die in Beziehung auf die Kirchenbehörden unseres Vaterlandes schon so oft und so gern in diesen Blättern ausgesprochen worden ist.“

Diese Zuversicht ist nicht beschämt, unsere Hoffnung ist erfüllt worden durch die Königliche Entscheidung, welche jene Prozeduren untersagt hat, die unsere auf Gottes Wort gegründete Evangelische Kirche nicht bloß vor den Römisch-Katholischen, sondern auch vor den Lichtfreunden erröthen machten.

Mit der Detailbetrachtung dieser wichtigen Entscheidung und überhaupt des Fortschritts der Cherechts-Reform im vorigen Jahre, haben unsere beiden letzten Specialartikel sich beschäftigt. Besonders haben wir zu zeigen versucht, wie in jener Entscheidung die Anerkennung der Selbstständigkeit der Evangelischen Kirche und ihres Rechts enthalten ist, also die Anerken-

*) Wir haben dieser uns zugegangenen Ergänzung des diesjährigen Vorwortes den achten Artikel über die Cherechts-Reform vorangehen lassen, weil derselbe hier vorausgesetzt wird.

nung einer Wahrheit, die zwar auf dem ewigen Felsen unerschütterlich gegründet, aber doch vor den Augen auch so vieler Christen heut zu Tage verdunkelt ist.

Hier wollen wir nur noch daran erinnern, wie wichtig diese Wahrheit gerade für unsere Zeit ist.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg. Als Fortsetzung der früher von hier gegebenen Nachrichten wird Folgendes mitgeteilt. Der am Schlusse derselben erwähnte Bildungsprojeß einer Kirche der Verneinung hieselbst hat schon mit der Selbstverneinung und Auflösung derselben gendert. Auf Grund der dort mitgetheilten Verneinungssätze: Wir wollen die Evangelische Kirche, darum wollen wir keine Kirche u. s. w. sollte die Constituierung dieser Kirche des Neulichts (*luna non lucens*) in diesen Tagen zu Stande kommen. In einem Privathause wurde eine Versammlung gehalten, um die Wahl eines Presbyteriums und die Einsetzung des Herrn Rupp als Prediger zu bewerkstelligen. Er wurde eingeführt und erklärte sich bereit, an die Spitze zu treten, wollte dann aber auch seinerseits constituierende Artikel vorlegen, zu deren erstem die Herrschaft des Gesetzes vollkommener Bruderliebe und gegenseitiger Sitten-Censur, und zum zweiten ein entsprechender Ausdruck dieser Bruderliebe gehörte, welcher darin bestehen sollte, daß Alle ohne Unterschied, als freie und gleiche Brüder, sich Du zu nennen hätten. Diese quäkerische Proposition, der noch eine Reihe anderer folgen sollte, genügte, um die ganze Versammlung in große Aufregung zu versetzen und alsbald aufzulösen, so daß diese neue Kirche, deren Haupt Herr Rupp werden sollte, noch ehe sie geboren, schon gestorben ist. Dies macht besonders im Gegensatz des hochtrabenden Aufstufs, welcher zur Bildung derselben vom Neujahrstage an vertheilt wurde, einen zwar heiteren, aber doch betrübenden Effect, wenn man dabei sieht, wie unverantwortlich die unfundigen Laien zu solchen windigen Sektirereien verführt werden. Zum Beweise dient jener Aufstuf, welcher so lautet:

Im Namen Gottes, der den Menschen zur Wahrheit Kraft und Muth verliehen und im Namen Jesu, der den Menschen die Offenbarung der ewigen Liebe brachte! Glaubensbrüder und Mitbürger! Wir gehören der Kirche des Consistoriums nicht mehr an, weil es durch die Symbole hindern will, daß das Wort Gottes frei gepredigt werde. Wir sind entschlossen, das heilige Erbe der Reformation uns zu bewahren. Darum sind wir zusammengetreten zu einer freien evangelischen Gemeinde, welche die Symbole als Zeugnisse von dem Glaubensleben und den Glaubenshaten der Vorfahren ehrt, aber nur Ein Gesetz kennt, das Wort Gottes in der heiligen Schrift und darum Jeden, der auf Grund des ewigen Gotteswortes gegen die Symbole predigt, als den Ihrigen anerkennt.

Unsere Gemeinde ist zusammengetreten in dem Glauben Jesu, daß Gott den Menschen der Vater der Liebe ist, um nach dem Willen Jesu Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten, das heißt, das Gesetz der Bruderliebe zu erfüllen.

Rupp ist unser Prediger, an den sich Jeder wendet, der sich unserer Gemeinde anschließt.

Freunde und Mitbürger! Entzieht uns euer Vertrauen nicht; wir sind dem Rufe des Ewigen gefolgt, indem wir uns entschlossen, die Gedanken, welche den Meisten von euch theuer sind, endlich zur Richtschnur unserer Thaten zu machen. Ihr seyd Bürger der Stadt, in welcher in alten Zeiten das Wort der Reformation treue Herzen und frohen Muth fand. Wir sind sicher, daß auch diejenigen, die sich uns jetzt noch nicht anschließen, versichert werden, was uns bewegt. Bittet Gott, daß er unserem Werke Gedeihen gebe. Königsberg, Neujahrstag.

Folgen die Unterschriften, welche übrigens noch nicht publicirt sind.

Schmähtlich ist die auf Verführung des Volkes berechnete Heuchelei, welche der Verfasser dieses Aufstufs, dem seine eigene Vernunft das Wort Gottes, oder doch der Richter desselben ist, mit der Berufung auf die heilige Schrift und das heilige Erbe der Reformation treibt, während ihm beide so wenig heilig sind, daß ihm der ganze Glaubensinhalt jener, welcher eben der treu ihr entrobene Schatz der reformatorischen Bekenntnisse ist, in dem „Glauben Jesu“ zusammenschwindet, daß „Gott der Vater der Liebe ist, den man dadurch im Geist und in der Wahrheit verehrt, daß man das Gesetz der Bruderliebe erfüllt“. So weit haben diese mit den Worten: „Wort Gottes, heilige Schrift, heiliges Erbe der Reformation“, Gleichnerei treibenden Aelterreformatoren von der Wahrheit und dem Inhalte jener Worte sich losgesagt, so gering schätzen sie „die Zeugnisse von dem Glaubensleben und den Glaubenshaten der Vorfahren“, daß sie die grundbiblischen Lehren, das eigentliche Evangelium, das Lebensprincip der Reformation und der Evangelischen Kirche, die Lehren von der Sünde und dem Versöhner, von der Erlösung, Buße, Rechtfertigung im Glauben, Heiligung durch den heiligen Geist, kurz die ganze christliche Heilsordnung in ihren Proklamationen völlig ignoriren oder stillschweigend beseitigen und nur das Gesetz der Bruderliebe, nur das Gesetz ohne Evangelium, ohne Gnade und Wahrheit (Joh. 1, 17.), übrig lassen. O über diese Leute, die nur darum einige Entschuldigung verdienen, weil sie sich selbst zuvor auf die bedauerlichste Weise sowohl um die Erkenntniß ihrer selbst, als ihres Heilands betrogen haben (1 Joh. 1, 6—10.), und während sie Andere erleuchten und lehren wollen, selbst in Finsterniß umhertappen und so wenig „von den Zeugnissen des Glaubenslebens der Vorfahren“ gelernt haben, daß sie keine Ahnung weder von der Gerechtigkeit des Glaubens, noch des Lebens haben und die ersten Elemente evangelischer Erkenntniß vom unzertrennlichen Lebenszusammenhang des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe nicht wissen. Solcher freien Forschung sich rühmende Freigeister werfen das Wort Gottes gegen die Symbole auf, ohne weder diese noch jenes durchforscht zu haben; sind erst die Symbole, welche nichts Anderes als Bekenntnisse zum wesentlichen Inhalte der heiligen Schrift sind, verworfen, dann wird diese bald ihnen nachgeworfen werden (wie *figura Wisliceni* zeigt), und dann wird das eigensinnige Papstthum einzelne Schwarmgeister oder Vernunftschwärmer in ihren Kreisen auf den Thron zu heben suchen und unter der Firma des Gesetzes der vollkommenen Bruderliebe eine Despotie der drückendsten Menschensakungen geltend machen wollen. Darum sehet euch vor vor den falschen Propheten und werdet nicht der Menschen Knechte.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 28. Januar.

N^o 8.

Die Antireformation zu Magdeburg.

Herr Pred. Uhlisch hat eine Reformationspredigt zu Magdeburg gehalten, worin er die Position Luther's: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, zur Opposition gegen Luther, gegen die Apostel, gegen Christum selbst umwendet und die evangelische Bekenntnistreue des alten Magdeburgs mißbraucht, um zum Eigensinn des Abfalls von dem evangelischen Bekenntniß die neuen Magdeburger zu verleiten. Das Mittel der Verleitung besteht darin, daß er das: Hier stehe ich — wie Luther und die alten Christo treuen Confessoren behauptet, während er den göttlichen Grund verneint, worauf sie standen, und anstatt dessen den falschen Grund menschlichen Eigenwillens unterschiebt. Jener göttliche Grund war der Felsen, worauf Christus, der Herr, seine Kirche selbst erbaut, daß sie unüberwindlich stehen möge gegen alle widerstrebenden Mächte der Welt und der Unterwelt, wie sehr sie auch, sey es listig und lügnerrisch, oder gewalthätig und verfolgend, dagegen reagiren mögen. Und dieser Felsen war eben das Bekenntniß Petri und aller Apostel: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes, Matth. 16, 16., Joh. 6, 68. 69., und es ist in keinem anderen Heil, auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden, Apostelgesch. 4, 12. Dies ist eben das Bekenntniß, welches „Petrus und Johannes vor dem hohen Rathe abgelegt und wovon sie nicht lassen können; daran knüpft Herr Pred. Uhlisch den Text seiner Reformationspredigt Apostelgesch. 4, 13—21., nicht aber um hier auf diesem apostolischen Bekenntnisse festiglich mit den Aposteln und Reformatoren stehen zu bleiben und nicht anders zu können, als es vor Gott und Menschen zu bezeugen, sondern im Gegentheil, um davon zu lassen und auf den entgegengesetzten Grund seiner Selbstheit sich zu stellen und darauf mit der eigensinnigsten Stabilität zu behaupten: Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Jenen Glauben, den nicht Fleisch und Blut, den der Vater im Himmel geoffenbart in seinem Sohne (Matth. 16, 17.), jenes Bekenntniß auf göttlichem, ewigem Grund stellten die Apostel aller menschlichen Heilsbegründung, aller Selbstweisheit der Griechen, aller Eigengerechtigkeit der Juden, aller Heiligung und Erlösung aus eigener Vernunft und Kraft mit der gewissensten Zuversicht entgegen, immerdar Christum Jesum predigend als den, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung, 1 Cor. 1, 30. Hiemit überwandten sie den widergöttlichen Troß des Judenthums auf die eigene Gerechtigkeit, hiemit die fleischlichen und geistigen Mächte des Natur- und Menschen-vergötternden Heidenthums,

und so auch thaten nach ihnen die Väter der Kirche. Als aber im Ablauf der Jahrhunderte jüdisches und heidnisches Wesen sich wieder in die Kirche mengte, als Menschendienst neben den Gottesdienst sich setzte, als das Gesetz das Evangelium, als Aristoteles den Paulus von den Lehrstühlen verdrängte (vgl. die Apologie der Augsb. Confession Abschn. 2.), als der Rationalismus der Scholastiker des Mittelalters dasselbe lehrte, was jetzt die Unkunde des Herrn Uhlisch als neue Weisheit preißt (ajunt, naturales vires hominis mansisse omnino integras et incorruptas et rationem recte posse docere ac voluntatem posse ea, quae doceantur, praestare et Deum certo donare suam gratiam, cum homo tantum facit, quantum in se est, secundum liberum suum arbitrium, Schmalkald. Art. de falsa poenitentia Pontificiorum), da standen die Reformatoren auf, vom Geiste Christi getrieben, und erhoben von neuem den apostolischen Protest gegen alle Selbstgerechtigkeit der sündigen Menschen und predigten die Buße der tiefsten Selbstverläugnung und das Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo, dem Gottmenschen und Versöhner, und die Rechtfertigung und die Heiligung, die nur aus dem Glauben an ihn entspringt. Dem widersetzte sich die ganze Macht der Selbstsucht und der groben, wie der subtilen Eigenliebe, welche in der Kirche sich aufgehäuft, und je mehr sie sich in selbstgemachten Satzungen verfestigt, um so mehr Christum hintangesetzt und nur noch den Anfänger, nicht aber den Vollender unseres Heils ihn seyn ließ und seine göttliche Mittlerschaft an menschliche Vermittler vertheilt, oder auch durch Selbsthülfe überflüssig gemacht hatte. Hierüber kam es aus Gründen, die denen ähnlich waren, um derentwillen das Christenthum sich zuerst in Gegensatz des Judenthums und Heidenthums gesetzt, zu einer Spaltung in der Kirche, die einen tiefen Riß in das ganze gesellschaftliche Leben Europas brachte und insonderheit dem Wohle Deutschlands beweinenswerthe Wunden schlug. Mit Kummer und Schmerz empfanden dies die Reformatoren. Melancthon sagt Schmalk. Art. de potestate et primatu Papae: Schwer ist's, von der Übereinstimmung so vieler Völker abzuweichen und Schismatiker geheißt zu werden, aber durch göttliche Autorität sind unsere Gewissen genugsam entschuldigt. Und nun führt er die gewichtigen unwidersprechlichen Gründe an, warum man sich vom Papstthum hatte scheiden müssen, und darunter ist der vornehmste, daß seine Lehren von der Buße und Vergebung der Sünden „die Herrlichkeit Christi verdunkeln und den Gewissen ihren festen Trost rauben“. Christus, der ewige Hohepriester, König und Prophet, der einige Mittler zwischen Gott und Men-

schen, der da Gottheit und Menschheit in sich vereinigt und verehrt, Christus, der Herr, in dessen Namen alles im Himmel und auf Erden anbetend die Kniee beugen soll, der allein ist es, der über alles menschliche Prieserthum, Königthum, Vaterthum hoch erhaben ist, und um den zu gewinnen und zu behalten, alles Andere für Schaden erachtet werden muß, Phil. 2, 7 ff., und eher alle andere Bande zu scheiden sind, als daß man von ihm sich scheide. Jener große Spruch der Apostel (Apostelgesch. 4, 19., 5, 29.): Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, so wie jener: Wer Vater und Mutter mehr liebt, denn mich, ist mein nicht werth (Matth. 10, 35—37.) u. a. ähnliche, sind starke Zeugnisse für die Gottheit Christi. Denn wer darf über Vater, Mutter und alle Obrigkeit, die oben stehen auf der zweiten Tafel und Gottes Statthalter sind auf Erden, sich erheben, wenn er nicht selbst Gott ist; aus menschlicher Eigenmacht so sich überheben über Alles, das ist die Weise nicht des Christus, sondern des Antichrists, des Empörers, 2 Thess. 2, 4. Darum ist nicht das Christenthum oder die Herrschaft Christi eine Empörung gegen Heidenthum, Judenthum oder Papstthum, sondern diese vielmehr lehnen sich auf gegen ihn und wollen nicht, daß er, der allein rechtmäßige König und Herr, über sie herrsche. Die Befreiung der Heiden und Juden zum Christenthum, und die reformatorische Zurückführung der Christen zu Christo, dem alleinigen Haupte und Friedefürsten, ist daher überall nur eine Hinführung zum Gehorsam des Herrn aller Herren und Königs aller Könige, Offenb. 19, 16.

(Schluß folgt.)

Zum diesjährigen Vorworte der Ev. K. 3., die Cherechts-Reform betreffend.

(Schluß.)

Im sechzehnten Jahrhundert, als die Kirche zu einem allumfassenden Gesezesreiche sich gestaltet hatte, ausgerüstet mit irdischer Macht und Hoheit, als alle Wissenschaften, alle Künste diesem Riesentaate dienten, als die Gnade selbst den erschrockenen Gewissen spärlich in geselliger Weise zugemessen wurde, — da galt es, den Geist frei zu machen, der in diesen starren Hüllen zu erstickern drohte, die Unabhängigkeit der „souveränen“ Gnade, — wie die Engländer sagen —, von allem Irdischen in's hellste Licht zu stellen, und den Gegensatz geltend zu machen, in den alles menschliche, auch alles kirchliche Gesezthum zu dem treten muß, der das „Ende des Gesezes“ ist. Diesem Verufe der Reformation wich jede Rücksicht auf Erhaltung heilsamer kirchlicher Ordnung, jede Besorgniß, die Gefäße zu zertrümmern, welche Gnade und Wahrheit aufbewahrten, — man ließ es, um nur der freien Gnade nichts zu vergeben, lieber darauf ankommen, Kirche und Staat in Anarchie versinken zu sehen. In dieser Richtung bewegte sich der Sturmschritt der Reformatoren; ihr Princip war: „Es ist besser, daß Argerniß entstehe, als daß die Wahrheit nicht bekannt werde.“ So erklären sich die vielen

Äußerungen derselben über die Kirche, und insbesondere über die Ehe, welche den Lichtfreunden so zugesagt und welche die Römisch-Katholischen uns jetzt vorrücken; — so das Extrem, in welches sie auf diesem Gebiete geriethen, ihr Verhalten zu der Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen.

Wir leben in einer Zeit von grade entgegengesetztem Charakter. Ihre Signatur ist — wenigstens in Norddeutschland —: Idealismus, Antinomismus, und — Pantheismus, der aus den Lumpen des Rationalismus immer nackter hervorsieht. Der Staat — nicht als heilige Ordnung Gottes; „zur Rache über die Übelthäter und zum Lobe der Frommen“, sondern als Produkt des natürlichen Menschen, — will Alles in Allem seyn, alle Wissenschaft, alle Kunst, Wiege, Grab und Alles, was dazwischen liegt, umfassen und beherrschen. Für die Kirche findet sich nirgend ein Boden, der nicht schon in Besitz genommen wäre. Auch die Gläubigen sind in Gefahr, daß ihnen die Kirche —, nicht, wie vor dreihundert Jahren, im Gesezthum erstarre, sondern — in Nebel- und Wolfenthum sich verflüchtige und verschwinde.

Die „Rechtfertigung des Sünders vor Gott“, der „Heilsweg“ — das waren die Entwicklungsknoten der Kirche des sechzehnten Jahrhunderts. Aber Rechtfertigung setzt einen Richter und König, Sünde ein Gesez, König und Gesez ein Reich voraus, in das der Weg des Heils führen soll.

Diese Voraussetzungen standen unbestritten fest in dem Bewußtseyn jener Zeit, — in dem der unsrigen sind sie verdunkelt und erschüttert.

Deshalb sind die Wahrheiten, die Christi Königthum, die Wesenhaftigkeit, Leibhaftigkeit, Selbstständigkeit seines Reichs, seine Geseze und Ordnungen feststellen, für die Christen unserer Tage von so tief-innerlicher Wichtigkeit.

Die Verfassung der Kirche, ihr Verhältniß zum Staate, ja der Staat selbst, sein Ursprung, sein Wesen, sein Zweck, — sind Gegenstände, die jetzt in den Vordergrund des christlichen Bewußtseyns sich hervorbringen und die ernsteste Behandlung von Seiten der Theologie in Anspruch nehmen. Ihre Aufgabe ist nicht, solche Fragen, als äußerliche, zu beseitigen, — was unmöglich ist —, sondern sie in die innerlichsten Innerlichkeiten der Gewissen zu vertiefen, und ihre Beantwortung aus den Grundgedanken aller Gottesoffenbarung — Gesez und Evangelium zu entwickeln. Es sind nun einmal die Fragen, welche die Zeit bewegen.

Werfen wir einen Blick auf hervorsteckende Ereignisse der Deutschen Kirchen während der letzten zehn Jahre!

Die Verfolgung und die Duldung der Lutherischen Gegner der Union drehte sich wesentlich um die Fragen von Kirchenzucht und Kirchenfreiheit, — Fragen, welche grade die Lutherischen Kirchen Jahrhunderte lang fast unangerührt gelassen hatten! Sind die Geistlichen Diener der Kirche und Christi, dem Worte Gottes, dem Bekenntnisse der Kirche zur Treue verpflichtet, oder Diener der Stadtverordneten, der Kirchen-Collegien, der Gemeinden, Organe des Zeitgeistes? Was ist die Kirche, Christi Leib, die Gläubigen, die am Haupte hängen, oder die Menge,

die in Einem Lande zusammen wohnt? Darüber streiten die evangelischen Christen mit den Lichtfreunden. Und diese Preussische Ehrechts-Reform selbst, warum erregte sie so leidenschaftlichen, maßlosen Widerspruch, als weil man in ihren Motiven und Tendenzen die Anerkennung Christi als eines Königs, der ein Reich habe mitten im Preussischen Staate, wahrzunehmen meinte?

Unter solchen Umständen ist es ein „Fortschritt“, der weitere Fortschritte verbürgt, daß der Preussische Staat — der Staat Friedrich's II. — das Recht der Kirche an der Ehe, — diesem Fundamente des Staats, ja der Menschheit, — als ein selbstständiges Recht anerkannt hat.

Er hat damit ein Wort ausgesprochen, welches festzuhalten, zu ergründen, zu entwickeln, der Kirche obliegt. Wir fordern daher die evangelischen Geistlichen auf, diesen wichtigen Wahrheiten, welche die Regeln ihrer Amtsführung in einem ihrer einflußreichsten Theile enthalten, weiter nachzudenken, und die Theologen und christlichen Juristen, der Kirche in Lösung so schwerer Aufgaben mit dem Lichte der Wissenschaft zu Hülfe zu kommen. Von dem Kirchenregimente aber, welches wir in dem vorjährigen Vorworte nur erst baten, einstweilen abzulassen von dem Unternehmen, kirchenwidrige Ehen zu erzwingen, dürfen wir nunmehr hoffen, daß es das Ehrerecht der Kirche aus seinen wahren Quellen zu finden, und in der Praxis anzuerkennen und festzustellen bemüht seyn werde.

Auf solchen Wegen haben die evangelischen Christen dieser Zeit der Welt darzutun, daß sie das Volk des Fortschrittes — Jesu nach! — sind, und daß dieser Ruhm ihnen mit Unrecht von denen streitig gemacht wird, die den nun doch mindestens ein halbes Jahrhundert alten Sätzen des Nationalismus und Liberalismus auch nicht Einen neuen Gedanken hinzugefügt haben.

Nur aus solchen wesentlichen Wahrheiten, aus solchen, zu Leben und That werdenden Grundideen, grün und stark genug, Wurzeln zu schlagen im Worte, und Stamm und Äste, Blätter, Blüten und Früchte zu treiben im Reiche Gottes, kann Freiheit und Ordnung der Kirche sich entwickeln, nimmer aber aus noch so klüglich ersonnenen Verfassungsformen, denen das Leben fehlt, das allein aus dem Glauben, wie dieser aus der Offenbarung Gottes, kommt.

Nachrichten.

Aus brieflichen Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten.

Zu Utika am Mohawk hatte ich mit dem dortigen Deutschen Pastor Wegel eine Fahrt nach Verona, seiner früheren Hauptgemeinde, die er jetzt von Utika, das zu einer Stadt von 16,000 Einwohnern angewachsen ist, bedient, verabredet, um daselbst einer großen Versammlung der Albrechtsleute beizuwohnen. Sonnabend den 27. (September 1845) begab ich mich daher nach dem kleinen Pfarrhäuslein, das in armer Vorstadt unter den dortigen, wenig bemittelten Deutschen gelegen, von

Holz erbaut, funfzehn Fuß breit und fünfundzwanzig tief, eher einer Bude gleicht, und fand dort in der Küche, dem einzigen Raum zu ebener Erde, außer des Pfarrers Studirtüblein, auf grobem, aber reinlichem Tischtuch das Frühstück zugerichtet. Pfarrer Wegel, ein einfach gläubiger, begabter Mann, während einer Wirksamkeit voll Enttugung, bitterer Armuth und vielfachem Herzeleid, immer ergeben und voll Friedens, ist seit seinem Amtsantritt vor zwölf Jahren für die Deutschen in einem Umkreise von fünfzig (Engl.) Meilen ein gesegnetes Werkzeug und ein wahrer Vater gewesen, er hat sie in Gemeinden gesammelt und mehreren Gemeinden zu Predigern verholfen, nachdem er vorher oft dreißig Meilen und weiter zu Fuß sie besucht, um ihnen Gottes Wort zu bringen, das besonders in einigen Gegenden feste Wurzel gefaßt und liebliche Frucht gebracht hat. Auf leichtem, offenem Wägelchen, das von einem schnell trabenden, von W. gelenkten kleinen Pferde gezogen ward, durchreiten wir eine im Ganzen gleichförmige, von den Yankee, wie gewöhnlich, leicht und leichtfertig angebaute, flache Gegend, abwechselnd kurze Waldstrecken und Maisfelder, wo die Frucht, die einzige saft, welche überhaupt gebaut wird, eben in Garben zusammengestellt war, während dazwischen unzählige gelbe Kürbisse, zur Schweinezucht unentbehrlich, den Boden bedeckten. Zwei große Dörfschaften berührte allein unsere Straße, Witesbourg und Hampden, in beider Nähe ein Prediger-Seminar für Baptisten und Episkopalen, in beiden, einander gegenüberliegend, die Kirche der Methodisten und Baptisten, einmal der Presbyterianer, die Freiheitsbäume der Wigs und Radikalen, ein schlanker Erlenbaum und der biegsame Hicory (eine Kastanienart). Unter traulichem Gespräch über Privat- und kirchliche Verhältnisse waren die zweiundzwanzig Meilen bald zurückgelegt, eine wohlangebaute Gegend, überall die Spuren des Fleißes und der Ordnung zeigend; freundliche Wohnhäuser, Scheunen und auch Ställe, welche der Amerikaner nicht kennt, da auch im strengen Winter das Vieh obdachlos ist, benachrichtigten uns, daß wir die Deutschen Ansiedelungen von Verona erreicht hatten. Von breiten, graden Straßen war das Gelände durchschnitten, ein Deutscher Gruß ward von Begegnenden dem sehr beliebten Pfarrer und seinem Begleiter zugerufen, vor einem der besten Gehöfte wurde Halt gemacht. Hier wohnte ein Deutscher Bauer, Klein, mit seinen besjahrten Eltern, geborene Elässer, vor elf Jahren ausgewandert und immer zunehmenden Wohlstandes sich erfreuend. Die freundlichste, herzlichste Aufnahme ward mir zu Theil, ich fand an meinen Wirthsleuten und deren Verwandten, die vielfach kamen und mit dem fremden „Herrn Pfarrer“ reden wollten, gottesfürchtige, christlich fromme und dabei sehr wohlunterrichtete Leute, einfach und nüchtern, aber fest in ihrem evangelischen Glauben, indem sie durch fleißiges Lesen der Bibel und der Schriften von J. Arndt, Hofacker, Krummacher u. A., die ich zu meiner Freude in der kleinen Hausbibliothek fand, auch in anderen Häusern, in ihrer Verlassenheit sich stärkten, da sie nur alle drei Wochen Gottesdienst haben können. Es war Sonnabend, W. mußte daher bald den Rückweg antreten; nachdem wir einander Lebewohl gesagt „auf Wiedersehen“, fuhr er davon. Es ist ein wunderbar wehmüthiges und liebliches Gefühl, wenn man im fremden Lande theilnehmende und innig gläubige Seelen gefunden und nun von ihnen scheidet, der gewissen Überzeugung, durch die großen Wasser getrennt, hier niemals sie wiederzusehen, aber auch der festen Hoffnung, dereinst ihnen zu begegnen. — Nachdem ich noch Mehrere von den Deutschen Kolonisten besucht hatte und überall der freundlichsten Aufnahme mich erfreut und gottesfürchtige, ächt Deutsch gesinnte Leute gefunden, die alle mich aufs Herzlichste baten, ihnen doch zu einem tüchtigen Prediger zu verhelfen, begab ich mich zur Kirche der seventh day hap-

tists, die bekanntlich statt des Sonntags den Alttestamentlichen Sabbath feiern und welche den Albrechtsleuten für den Abend und den darauf folgenden Sonntag ihre Kirche für ihre meetings eingeräumt hatten. Mitten in der Ebene, einzeln, an einem Kreuzwege, steht die Kirche, daneben, wie gewöhnlich, ein langer, vorn offener Schuppen, der schon mit den bespannten Fuhrwerken der weit hergekommenen Albrechtsleute besetzt war. Ich wartete, bis der eigentliche Gottesdienst begann und setzte mich in der erleuchteten Kirche an einen Platz, wo ich Alles sehen und hören konnte. Hier muß ich voraus bemerken, daß die Albrechtsleute, die ihren Verein selber „die evangelische Gemeinschaft“ nennen, den ersten Namen von ihrem Stifter Jaf. Albrecht haben, einem Pennsylvanischen Geistlichen, der 1790 selber „erweckt und mit dem Zeugniß des Geistes, daß er begnadigt und Gottes Kind sey“, ausgestattet, anfang umherzuziehen und Erweckungspredigten zu halten, und 1803 die von ihm gestiftete Gemeinschaft kirchlich organisierte, sich ordinieren ließ und dem Vereine seine fast ganz methodistische Richtung gab, obwohl die methodistischen Auswüchse hier noch übertriebener erscheinen. Die Glieder wohnen über die ganzen Vereinigten Staaten, wo es Deutsche gibt, zerstreut. Jeder kleinere Umkreis, circuit, hat vierteljährliche Conferenzen (aus mehreren Gemeinden bestehend), jeder Conferenzbezirk jährliche, die General-Conferenz, der ein Bischof vorsteht, versammelt sich alle vier Jahre. Sie haben nur wenige, auf zwei Jahre fest angestellte, sonst nur reisende Prediger, die unermüßlich im Proselytenmachen, arg im Verdächtigen der Deutschen Geistlichen, schlau und gefährlich für nicht festgegründete Gemeinden sind. Sie bekehren und in ihre Gemeinschaft treten, ist ihnen einzeln, ihre Gemeinschaft besicht nur aus bekehrten Heiligen, aber die Bekehrung muß nach ihrer Methode geschehen seyn. Diese Methode hatte ich nun hinreichend Gelegenheit, kennen zu lernen. Schon vor der Kirchthür vernahm ich einen wunderbaren, nie in einer Kirche vernommenen Gesang. Es waren nicht die gehaltenen Klänge unserer Choralmelodien, sondern die Weisen unserer Volkslieder, wie man in Westphalen an den Sommerabenden die jungen Burtschen auf der Straße sie singen hört (z. B. die Weise: „O Straßburg, o Straßburg! du wunderschöne Stadt“, oder: „Drei Lilien, drei Lilien“ u. a.). Die Töne waren, bald lang gezogen, bald schnell und taktmäßig folgend. Eintreten, fand ich eine Versammlung von etwa fünfzig bis sechzig Albrechtsleuten. Die diesmalige Feier war ausgezeichnet durch die Gegenwart des Bischofs Seybert, der mit noch drei Geistlichen dieselbe leitete, einem president elder, dem führten Geistlichen des circuit, der eben seine vierteljährliche Versammlung hatte, und zwei reisenden Predigern; zwei waren immer auf der Kanzel, zwei unten. Dem Gesange folgte ein Gebet eines Gemeindegliedes, wozu Alle niederknieten, das Haupt bis zur Erde gesenkt. Aber wie erstaunte ich, als bei den ersten Worten des Betenden aus jedem Stuhle, aus allen Winkeln der Kirche ein Seufzen, ein Stöhnen, ein Achzen, ein lautes und lauterer, hohles Aussetzen in wirrem unheimlichem Durcheinander erscholl. „Amen, Amen!“ schrie Einer, je nach dem Inhalt des Gebets, „Gott sey Dank!“ ein Anderer in hohlem Ton eines vom Tode Erretteten, „Herr, salbe mich!“ rief, sich krümmend und windend, mein Nachbar. Dabei ging der Circuitgeistliche, der überhaupt der Hauptmann war, vor dem Altar auf und ab, taktmäßig gen Himmel blickend, die hochgehobenen Hände zusammenschlagend, Stoßseufzer laut ausstoßend. Auf das Gebet, das

übrigens innig und fließend das Verlangen nach Segen für das Zusammenseyn aussprach, und nur durch das widerwärtige Stöhnen, Seulen und Aufen verlör, folgte nun abwechselnd drei Stunden lang Gesang (einmal jene Volksweisen aus ihrem Liederbuch, „die Viole“, und dann unsere alten Kirchenlieder, immer Buß- und Ewigkeitslieder), Gebet des Predigers und Gebete der Brüder, immer mit jener lauten Begleitung dazwischen, dann folgte die Predigt und zum Schluß Gebete Einzelter und Gesänge. Das Gebet sprach der Circuitgeistliche, die Predigt hielt der eine reisende Geistliche, beide redeten in Deutsch, das von Mangel aller Bildung zeugte, fast immer war der Nominativ für den Accusativ gesetzt, zu jedem Fürwort der falsche Casus, alle Zeitwörter mit „thun“ construirt. Die Ausführung (Text: Pred. Sal. 12, 1.) war stockdürre, die Disposition offenbar entlehnt, denn was dazwischen war, klang jämmerlich, bestand aus lauter Wiederholungen und vergeßlichen Versuchen, irgend einen Gedanken klar zu machen. Anders ward es bei dem anwendenden, ermahnenden Theile; die Stimme des Predigers, bis dahin dünn und leise, erhob sich höher und höher bis zu den höchsten Tönen, vor welchen die Fenster klirrten und die Nerven zitterten, er war auf sein Thema gekommen, den Tod und das Gericht, und die deshalb auf der Stelle nöthige Befehrung. Aber das Mittel zu derselben sollte nicht Gottes Wort, sondern die heulende, schaurig und schneidend klingende, in den Nerven sägende Stimme des Predigers seyn, und bald hörte man die Folgen. Männer und Weiber jammerten, schrien dazwischen, rangen die Hände vor Jammer, klatschten in dieselben vor Freuden. Was die Predigt nicht vermocht, vollendete der Gesang aus der Viole, eine der Volksweisen, die besonders lieblich und aufreizend auf die schon aufgeregten Sinne wirken. Ein Getreisch, ein schneidend gellendes Geheul klang von der Seite der Frauen zu mir herüber, so scheußlich, wie nur die Geister der Hölle es auszustößen vermögen, fast eine Minute, ja länger hielt es an. Der Geist, der heilige Geist war über eine Frau gekommen; krampfhaft hob und krümmte sich ihre Figur, hoben sich ihre Arme, hob sich das entsetzlich vergerjerte Antlitz empor, die Arme wirbelten im Kreise in der Luft umher, der Geist kam mächtiger über sie, noch sitzend fing sie an mit den Füßen zu stampfen, und sog dann in furchtbarem Krampfe drei Schuh hoch in die Höhe und wieder hinab, unaufhörlich freischend, und in diesem Springen und Heulen, dessen dumpfe Klänge und gellende Töne das Stöhnen der Männer und den Gesang übertönte, fuhr sie noch fort, als der bitterste Unwillen mich aus der Kirche hinausgetrieben hatte. Noch hörte ich, wie der eine der Geistlichen der Gemeinde zurief, ein Jeder, der in dem Werke der Befehrung begriffen sey, solle auf seinem Lager darin fortfahren. „Es ist nur kurze Zeit bis Morgen Abend und ihr müßt durchbrechen, es muß zum Durchbruch kommen bis dahin!“ Wie war ich froh, als ich unter meinen lieben, fest an Christo, als ihrem Heilande, als dem Grund ihrer Seligkeit hangenden Bauersleuten war. Sie kamen zahlreich, zu hören, was der fremde Herr denn von der Sache meine, die ihnen vielfach zuseht, da öfter einer der nächsten Verwandten jenen Leuten zufällt, und waren sehr froh und dankbar, als ich sie ermahnte, an ihrem Heilande festzuhalten, ohne solche Zustände, die den heiligen Geist nur betrüben könnten, zu begehren. — In einem kleinen Kämmerlein fand ich auf einem reinlichen Lager bald eine sanfte Ruhe. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Antireformation zu Magdeburg.

(Schluß.)

Was soll man nun dazu sagen, wenn in Magdeburg Herr Uhlisch mit der Miene eines Apostels, eines Reformators auftritt und spricht: Hier stehe ich und kann nicht anders, stehet aber nicht auf dem Grunde, worauf die Apostel und Reformatoren, sondern vielmehr auf dem entgegengesetzten, und beginnt nun auf diesem eigenen, selbstgesetzten, menschlichen Grunde sich zu erheben über die Apostel und Propheten, über die Reformatoren und Väter der Kirche, ja über die ganze Christenheit. Gegen die Apostel, denen Christus ihr Eins und Alles war, setzet sich der Antireformator und spricht seinen Gegensatz klarlich aus in seiner Schrift: „Die Throne im Himmel und auf Erden“ S. 29.: „Den Jüngern hatte sich die erhabene Persönlichkeit Jesu von dem täglichen Beisammenseyn mit ihr, oder, wie bei Paulus, durch ihre fruchtbarsten Nachwirkungen, so tief eingepreßt, hatte so sehr ihre ganze Seele überwunden, daß, wie es Paulus einmal ausdrückt, Christus in ihnen lebte. Sie konnten nicht anders, als Alles, was sie dachten und was sie thaten, im Geiste erst vor das Bild Jesu bringen, welches in ihnen lebte, daß es davon seine Berichtigung oder Bekräftigung empfing. Ihr inneres Leben nach dem Scheiden Jesu, also auch das äußere, war wirklich nur ein Ausfluß aus dem Leben Jesu; unter ihnen kam Niemand zum Vater, als durch ihn, denn er war ihnen für ihr inneres Leben Eins und Alles. Aber bei uns? Man besinne sich doch wohl, ehe man an eine bestimmte Anschauung, an eine unbegreifliche Vorstellung von der Person Jesu anknüpfen will.“ Noch härter und entschiedener stellt sich Uhlisch den Reformatoren entgegen; denn in seinem Sendschreiben an die Christen des Deutschen Volkes bezeichnet er ihren Glauben an Christum, wie er sich in den Hauptstücken ausspricht, sehr deutlich als ein Heidenthum, von dem man sich loszusagen habe. Aber nicht bloß von solchen großen Herolden des christlichen Glaubens, vielmehr von allen, die irgendwie noch mit den Aposteln Christum „als den alleinigen Grund unserer Seligkeit“ bekennen, also selbst von so milden und weitherzigen Christen, wie die Unterzeichner der bekannten Erklärung vom 15. August, scheidet sich Herr Uhlisch in der erstgenannten Schrift S. 28. und will nur etwa zugeben, daß „Jesus der beste, nicht aber, daß er der einzige Führer zum Heil sey“, im Widerspruche mit dem Worte des Herrn selbst, Joh. 14, 6. Und was setz nun der kleine Mann allen jenen großen Zeugen, die von den Aposteln ab und mit ihnen bezeugen, daß Jesus Christus der eingeborene Sohn des lebendigen Gottes, und daß nicht in des Menschen eigener sündiger

Seele, sondern in ihm, dem Versöhner, das Heil und der Friede Gottes ruhe, was setz er ihnen und der ganzen christlichen Kirche aller Bekenntnisse entgegen? Dies eine selbstliche Wort S. 30. der angeführten Schrift: „Ich will meine Meinung mit Einem Worte sagen: unser Glauben, Lieben, Hoffen muß in unserer eigenen Seele ruhen — denn Jesus ist eine Erscheinung vergangener Zeiten u. s. w.“ Zu solcher, durch anderweite Höflichkeitens- und Dankbarkeitsbezeugungen gegen Christum und Bibel nur schwach verhüllten Abkehr von dem Herrn und einigen Heiland, welcher der lebendige Mittelpunkt der Bibel (Apostelgesch. 10, 43.) und das ewige, alle Glieder immerdar beseelende Haupt der Kirche ist (Eph. 1, 22 f.), zu solcher Abwendung der Seelen von ihm auf ihr eigen Selbst, in dessen Unruhe ihr Glauben und Lieben fortan ruhen soll, zu solchem Abfall von dem großen, göttlichen Christus der Bibel und der Kirche fordert das Menschenkind Uhlisch wirklich die Magdeburger in seiner Antireformationspredigt auf, und meint S. 13., daß weder die Bitten und Warnungen der liebsten Freunde, noch der in ihren Familien darob entstehende Zwiespalt, noch die Rücksicht auf den ehrwürdigen Glauben der Väter sie davon abhalten dürfe, diesen zu verwerfen und den Glauben Uhlisch's anzunehmen; denn der Glaube der Väter, als Christus lehrte, sey das Judenthum, als Luther predigte, das Papstthum, als die Heiden sich bekehrten, das Heidenthum gewesen; darum dürfe der Glaube der Väter nicht das Gewissen binden, und wie daher auf diesen das Christenthum gefolgt sey, so müsse nun auf dieses das Uhlischthum folgen. Welche Anmaßung! welche Selbstüberhebung! Überall in der Geschichte, wo der Überschnitt von der Religion der Väter zum Christenthum und Evangelium stattgefunden, ist er durch die Erscheinung oder Verkündigung der Herrlichkeit des Sohnes Gottes geschehen, durch welchen am letzten zu uns der Vater geredet und den er zum Erben über Alles gesetzt hat (Hebr. 1, 2 f.). Nun aber tritt Herr Uhlisch ohne höhere, als seine eigene Autorität, auf, und will vom evangelischen Christenthum der Väter die Kinder zur Religion der eigenen, selbstgerechten Seele abwendig machen; solcher Abfall vom Sohne Gottes, den die Kirche als den alleinigen Grund der Seligkeit erkennt, zu eigener menschlicher Lehre, solcher Rückfall in die alte natürliche Religion, die auch ohne Christus die Seele haben kann, ist eine Verläugnung des Neutestamentlichen Christus, ist eine Verwerfung seiner über alle Menschen sich erstreckenden göttlichen Autorität und Herrschaft. Wo diese nicht mehr geachtet wird, in welche Nichtachtung müssen dann alle menschlichen Autoritäten herabsinken, und wie nur zu natürlich ist es dann, in trotzigem Eigensinn sich hinwegzusetzen über die Bedeutung der Kirche, sofern sie mehr seyn will, als

die gegenwärtige Uhlische Gemeinde, und über die Ehrwürdigkeit der Väter, die treu an den Christus der Bibel glauben, und über die Pietät der in diesem Glauben verbundenen Familien, und über die Bitten und Warnungen der liebsten Freunde. Das ist alles nicht schwer dem leichtfertigen, hartköpfigen Ich, das auf sich selber steht und eigenwillig spricht: Hier stehe ich, ich kann nicht anders, und indem es die Herrlichkeit Christi unter die eigene Weisheit erniedrigt, den bis zum Frevel übermüthigen Anspruch macht: mich sollen sie mehr achten, denn Christum, ihren Herrn, und die Bibel und die Kirche und ihre Väter und ihre Freunde und alle die Ihrigen. Wenn das nicht geistige Empörung gegen die Throne im Himmel und auf Erden oder gegen den, dem nach der Schrift alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, und der alle Bande der Pietät in seinen göttlichen Händen hält, was ist es denn? Wie federleicht dabei der Leichtfinn solcher Pseudoreformatoren es mit den Gründen und Beweisen seiner Gegner und überhaupt mit aller Theologie und Wissenschaft nimmt, die er, so zu sagen, im Schlafe abmacht, beweist S. 14. der Predigt, wo er sagt: „Wenn uns einmal geschickte Beweisführungen, eifernde Reden die Brust enge machen wollten, so daß wir fast irre werden möchten an der Einsicht unserer Zeit (die Zeit ist infallibel) und die matt gewordenen Gedanken schon zu fragen anfangen: solltest du nicht der neuen Vorstellungen dich entschlagen und dich zu den alten zurückwenden? was könnten wir dann anders thun, als am Schluß des Tages die Sache noch einmal überdenken, sie dann Gott befehlen (schlafen), und wenn am anderen Morgen, bei neu erfrischten Sinnen, unsere Überzeugung die vorherige wäre, in guter (?) Zuversicht mit (gegen) unserem Luther sprechen: Hier stehe ich, ich kann ja nicht anders.“ Wahrlich, das heißt nicht Luthern gleichen, sondern nur nachäffen. Wie das Afflein den Menschen nachahmt, aber doch etwas ganz Anderes thut, als der Mensch, so thut Uhlisch das Gegentheil von dem, was Luther thut, aber doch in der Form Luther's. So sind auch Wölfe in Schafskleidern den Schafen ähnlich und doch zugleich ihnen entgegengesetzt. Sehr geschickt weiß Herr Uhlisch sich in Lammesformen zu kleiden, auch, wo es gilt, ein neues Amt anzutreten, den Formen der Kirche sich zu submittiren, und überhaupt den Anspruchslosen, den Gemüthlichen und Duldsamen zu spielen, so daß es gar nicht zu verwundern ist, wenn Tausende sich von ihm verführen lassen und den Antireformator für einen Reformator halten. Wem es aber irgend noch ein Ernst ist um seine Seele, der beherzige Matth. 7, 15.; Marc. 13, 22 f.

Schreiben an den Herausgeber.

In Nr. 5. der Ev. K. Z. vom 17. Januar. c. S. 38. lese ich das Folgende:

„und wo wäre wohl in Predigten etwas gleich dem in den Predigten eines der Unterzeichner vorgekommen, der . . . noch kürzlich die Schleiermacherianer mit Johannes dem Täufer verglich, uns mit dem Dittergeuchlich, und in höchster Erregung ausrief: Mit Füßen treten muß man sie, ich sage, mit Füßen treten!“

Man sagt allgemein, Ew. Hochwürden hätten dabei mich im Auge gehabt. Obgleich also von Ihnen nicht genannt, bin ich doch genöthigt, wie hiemit geschieht, zu erklären, daß ich zwar noch kürzlich, nämlich am 14. December v. J. über Johannes den Täufer gepredigt habe, daß aber übrigens die oben angeführte Stelle, auf mich bezogen, aller Wahrheit ermangelt, besonders daß ich mich der Worte: „Mit Füßen treten muß man sie, ich sage, mit Füßen treten“, in keiner Weise bedient habe.

Für diejenigen, die mich kennen, bedarf es dieser meiner Erklärung nicht. Aber ich will auch denen nicht in dem Lichte Ihrer Nachricht erscheinen, die mich nicht kennen. Darum bitte ich Sie recht dringend, ja ich fordere es als Erfüllung Ihrer heiligsten Pflicht gegen mich und gegen sich selbst, daß Sie dieses mein Schreiben in einer der nächsten Nummern der Ev. K. Z. abdrucken lassen.

Berlin,
den 22. Januar 1846.

Ew. Hochwürden
ergebenster
Jonas,

Prediger an St. Nikolai.

Der Herausg. hat Niemanden genannt. Seine Mittheilung beruht auf der Angabe eines Ohrenzeugen, eines ihm seit Jahren bekannten Geistlichen von außerhalb, dessen Glaubwürdigkeit unbedingt zu trauen, er allen Grund hatte. Sie stimmt zusammen nicht nur mit dem Geiste des Protestes selbst, sondern auch mit vielfachen anderen Nachrichten, welche die große Erregung des Betreffenden bekundeten.

Nachrichten.

Russische Ostseeprovinzen.

Die kirchliche Bewegung unter den Bauern dauert noch fort. Obgleich von der Regierung die Proselytenmacherei streng untersagt und zugleich bestimmt ist, daß denen, die zur Griechischen Kirche übertreten wollen, ein halbes Jahr Bedenkzeit gelassen werde, und daß die Geistlichen und Gutsherren, so wie alle Beamten, sie belehren sollen, daß sie von ihrem Uebertritt keine weltlichen Vortheile zu hoffen haben: so ist doch bei vielen Bauern der Wahn fest eingewurzelt, sie würden das Land der Deutschen und protestantischen Gutsherren bekommen, zumal es ihnen oder ihren Vorfahren früher gehört habe und nur mit Gewalt genommen sey; sie würden von nun an den besonderen Schutz des Kaisers genießen, weil sie sich zu derselben Kirche bekenneten; es wäre auch ein großer Unterschied zwischen den Leistungen an Lutherische und denen an Griechische Geistliche, denn die ersteren machten immer große Ansprüche, aber ein Russischer Pope wäre öfters mit einem Schnaps zufriedener u. s. w. Um unter den übergetretenen Bauern, die sich in ihren Erwartungen getäuscht sehen, Unruhen und Aufruhr zu verhüten, ist in mehrere Livländische Dritschastien Militär verlegt worden. Doch hegen nicht wenige adelige Familien selbst in dieser Provinz ängstliche Besorgnisse, weil von den aufgeregten Gemeinden hie und da Drohungen geäußert sind, und den Furchtsamen schweben nun schreckliche Brandstiftungen und Mordthaten vor Augen, von denen aber noch keine einzige vorgekommen. Nur wegen solcher Besorgnisse, nicht aus Menschenliebe und aus Eifer für ihre Religion, bemühen sich Viele, die Bauernschaften bei gutem Willen zu erhalten, man ist freundlicher, man unterstützt die Hilfsbedürftigen, deren Zahl, trotz der liberalen Beihilfe von Seiten der Krone, noch sehr groß ist, man ist bei dem öffentlichen Gottesdienste zugegen, man läßt sich herab, die im Irrthum Befangenen zu belehren. Eine würdige Haltung zeigen die Lutherischen Geistlichen, die überall mit Eifer und Freimüthigkeit die Gemeinden ermahnen, an dem Glauben der Väter festzuhalten. Indessen ist vor wenigen Wochen dem hie-

figen General-Superintendenten ein (officieller?) Wink gegeben worden, daß die Regierung durch geheime Agenten genau Kunde hat oder doch haben könne von der Polemik der Protestanten gegen die Griechische Kirche (darum ist man etwas vorsichtiger geworden). Auch soll der Minister des Inneren den Antrag gemacht haben, daß ihm freistehen möge, die zu sehr opponirenden Lutherischen Geistlichen zu suspendiren; er sey aber überstimmt worden. So kreuzen sich mancherlei Gerüchte; doch steht das Faktum fest, daß jetzt schon gegen 20,000 Bauern übergetreten sind, oder zum Übertritt sich gemeldet haben, und daß in Ehsiland viele Dorfschaften zum Übertritt geneigt sind, ohne daß diese Sache von Seiten der Regierung öffentlich gefördert oder irgend wie empfohlen wird; nur für die Übergetretenen ist der Bau von achtzehn neuen Kirchen und die Anstellung von Geistlichen verfügt worden.

Aus brieflichen Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten.

(Fortsetzung.)

Am Sonntage, einem der wärmsten und freundlichsten Tage auf meiner Reise, ging ich nach gemeinsamem Gebete und Frühstück wieder zur Kirche; bei offenen Thüren, durch welche der Blick auf die sonnenbeleuchteten Felder und die schon im herbstlichen, hier in Amerika über Alles herrlichen Farbenschmuck prangenden Waldsäume fiel, ward der Gottesdienst gehalten. Die Leute versammelten sich erst; an der einen Seite saßen die Männer, an der andern die Frauen; die Männer meist kräftige Gestalten, ernsten und fausten, einige bei näherer Prüfung aber unsicheren, etwas erloschenen Blicks. Die Geistlichen saßen, zwei auf der Kanzel, zwei unten, oben der Bischof, ein alter, schon gebrechlicher Mann, klein und schmal, das schlichte Paar hinunterhangend in ein schmales, blaßes, gefurchtes Gesicht über ein kleines, lebhaft blinkendes Auge. Neben ihm der vorsichtige Älteste, Minz, ein stattlicher Mann mit glattem Gesicht, gefalbt nach Rede und Gehebrden, wohl eingeübt in Stoßseufzern und einstudirten Bewegungen bis auf das Ringen und Ineinanderklasten der Hände während der Gebete der Gemeindeglieder. (Die Kleidung der Geistlichen ist beiläufig der Quäkerischen ähnlich, ein brauner oder blauer Leibrock mit stehendem Kragen, von grobem Tuch und ein breitkrempiger Hut.) Wiederum wechselte Gesang von jenen Liedern in profaner Weise und wenigen Choralversen mit Gebeten. Dann hielt der Bischof die Predigt und zwar in Beziehung auf die bevorstehende alle Vierteljahre stattfindende Abendmahlsfeier über Hebr. 13, 12—14.: „das Leiden Christi“, wo er zuerst das Leiden schilderte, und dann den Grund desselben betrachtete, worauf endlich der gewöhnliche Haupttheil, die Ermahnung folgte. Er redete unbeholfen, in schlechtem Deutsch voller Sprachfehler, fließend nur an den Stellen, wo er in populärer, naiver Weise sich gehen ließ, aber die Predigt erbaute mich; denn er malte den Christus für uns mit Wärme den Zuhörern vor die Augen und zeigte schön und treffend das Stellvertretende der einzelnen Leiden des Herrn. Freilich merkte ich gar wohl, daß da ein wohlbekannter Freund, A. Rambach, zu mir sprach. Gar geläufig waren ihm die Stellen, wo er von den Pharisäern und Priestern Gelegenheit nahm, auf die Schwarzröcke, die Evang. Geistlichen, loszuziehen. Den Leuten schien übrigens die mehr nüchterne Art des Vortrags nicht zu gefallen, sie schickten sich im Anfang an zur gewöhnlichen Begleitung mit Seufzern und Ausrufen, wurden aber bald und blieben ruhig, auch als der alte Mann den Rest seiner Kraft sammelte und gegen Ende seine schwache Stimme zu den stärksten, schneidendsten Tönen zwang. Dann folgte Gesang, Anrede des Minz und Abendmahl, das ihnen übrigens

wenig gilt, und dem sie kaum die Zwinglianische Bedeutung beilegen. Erinnerung an das Leiden Christi, Stärkung der Gemeinschaft untereinander sei die Frucht, hieß es in der Rede, die Einsetzungsworte wurden nicht über Brodt und Wein gesprochen. Jedermal vier oder sechs der Kommunikanten empfangen knieend zuerst das Brodt mit den Worten: Nehmet das zum Gedächtniß an das Leiden Christi für uns auf Golgatha, genießt es durch den Glauben mit eurer Seele und seyd dafür dankbar! Dann aus einem Wasserglas den Wein mit den Worten: Trinket das zum Andenken an das Leiden Christi, der sein Blut vergossen hat zur Abwaschung unserer Sünden. Hingewiesen wurde auf die Zeit, wo wir das Mahl besser mit Christo im Himmel feiern würden, nirgends ward dasselbe als Gnadenmittel dargestellt. Über dem darauf folgenden Singen ward wieder eine Frau des Geistes voll und hing an zu stam-pfen, die Arme zu schwingen und mit geschlossenen Augen und verzerrtem Gesichte ein furchtbar gellendes Geheul anzustimmen, was mehrere Männer mit Geföhnen und Ausrufungen in widerlichem Mißfalle begleiteten. — Bei meinen gastfreien Wirthsleuten, die nicht genug thun konnten, um dem Gast ihre Liebe an den Tag zu legen, genoß ich, nachdem ich, wie gewöhnlich, wo ich zu Gaste bin, das Tischgebet gesprochen, ein vortrefflich bereitetes Mittagsmahl und ging dann wieder zur Kirche, um dem Nachmittagsgottesdienst, der in schon angegebener Folge von 2 bis 5 Uhr währte, beizuwohnen; selbst zu predigen, so gern ich es gethan, hielt ich nicht für rathsam, da mir daran lag, den Beind der Deutsch-Evangelischen Kirchen in Nordamerika, der so viele Irre macht, genau kennen zu lernen, und die Leute mir versicherten, dies würde nicht in vollem Maße möglich sein wenn die Albrechtsleute gehört, daß ein Prediger, vorzüglich aus Europa, unter ihnen sich befinde. Doch meinen Wunsch, unerkannt zu bleiben, mußte ich selber zerstören. Nach vielem Singen und Beten predigte der Circuitälteste Minz über Psalm 38, B. 1 und 2: Die Pfeile des Allmächtigen wollte er in die Seele treiben, der Sünden Menge, der Sünde Schwere, der Sünden Folgen für uns und Andere malte er den Zuschauern vor die Augen; das war gut und heilsam, aber nicht die Methode, wie es geschah. Als er als den letzten und furchtbarsten der Pfeile, der nun das Herz zerspalten müsse, den Tod und die Verdammniß schilderte, immer höher, immer erschütternder, immer hohler den Ton seiner starken Stimme spannend, daß vor den heulenden Klängen, die ein unaufhörliches dumpfes Pauken mit beiden Händen auf den Kanzelbord begleitete, Nerven wie Schiffstauel hätten erzittern müssen, kam der Geist über die Versammlung; Weinen, Schluchzen, lautes Schreien erscholl von allen Enden. Ein starker Mann von etwa 30 Jahren, der vor mir saß, fing an zu zittern, zu rufen: O Gott, o Gott! Herr Jesu, komm herab u. s. w. Bald krümmte sich der starke Körper in konvulsivischen Zuckungen, jetzt fing er an, ein Gebrüll, ärger als das eines Stiers, auszustößen, so daß die heulenden Töne von der Kanzel vor dem unartikulirten Angst- und Freudegeheul des Begnadigten nicht mehr verstanden wurden, der Körper wurde von schrecklichem Starrkrampf gerade ausgestreckt, dann wirbelten die Arme in kreisförmiger Bewegung, endlich blieben sie in die Höhe gereckt, die Hände unnatürlich nach unten gestreckt, steben, der Kopf bog sich hinten über, mir, dem hinter ihm Sitzenden ein entsetztes, verzerrtes Angesicht mit geschlossenen Augen zulehrend und in dieser Stellung, starr, zitternd durch den ganzen Körper, nur leise ächzend blieb der unglückliche Mensch lange Zeit bis zum Schluß des Gottesdienstes. Die Andern aber priesen ihn selig, denn er war begnadigt, und zufrieden blieben die Geistlichen auf die Frucht ihrer Arbeit.

Mir brannte das Herz im Leibe vor Traurigkeit um der armen verblendeten Brüder willen und vor bitterem Zorn gegen die Prediger. Ich elkte hinaus, die Leute folgten bald, ich konnte es nicht lassen, ich

mußte Zeugniß ablegen gegen den Jammer unter Gottes Wolke. Laut und mit erregter Stimme erklärte ich den Leuten vor der Kirchthüre, daß ich auf den Herrn und Erlöser, von dem sie geredet und gesungen, meine einzige Hoffnung setze im Leben und Sterben; um Seinetwillen einst Gnade erwarde vor Gottes Richterstuhl und freudig bekenne, daß der Herr aus Gnaden durch seinen heiligen Geist uns arme Sünder zur Erkenntniß der Sünde, und Gnade uns zum Glauben führe; aber was ich unter ihnen gesehen und erlebt, das halte ich nicht für Wirkungen des heiligen Geistes, sondern für eine schwere Verführung gegen denselben, für ein Werk des alten Menschen in ihnen, das mich auf's Tiefste betrübt und verletzt habe. Eine Anzahl versammelte sich um mich, neugierig kam auch der zuletzt vom Geiste erfüllte, halb verlegene halb zornig blickte er mich an und ging (dann mit einigen Anderen, die grüßend mir zuraunt: Der natürliche Mensch versteht Nichts vom Geiste Gottes! schnell davon. Manche aber blieben, darunter die Besten von der Gemeinschaft, aus denen wirklich tiefe Erfahrung von der Gnade Gottes sprach; mit ihnen stritt ich mich eine halbe Stunde in allem Frieden und obwohl ich sie durch die schlagendsten Gründe, mit denen ich aus Gottes Wort ihren Heilsweg (in dem die Rechtfertigung ganz fehlt, wo es eigentlich des viel von ihnen angerufenen Christus nicht bedarf), das Verfahren ihrer Geistlichen und jene sinnlichen Aufregungen, die die Wirkungen des Geistes nennen, widerlegte, nicht zum Eingeständniß ihres Irrthums bringen konnte, in dem sie durch allerlei Schriftstellen künstlich sich befestigt hatten, so schien es doch aus der fast dankbaren Freundlichkeit, mit der Manche beim Weggehen mir die Hand boten, als ob Gott hier und da mein schwaches Zeugniß gesegnet habe. Die Besten, die bis zuletzt blieben, gestanden mir, daß sie nie in solch krampfhaftem Zustande, den sie übrigens nicht als Krampf, sondern als Geisteswirkung ansahen, gewesen seien, und dennoch der göttlichen Gnade gewiß wären, worauf ich ihnen wünschte, daß sie niemals dergleichen erfahren möchten, sie hat, die Gegenstände zu prüfen, an Christo zu halten, und nachdem ich die Hoffnung ausgesprochen, dereinst vor dem Angesicht des Herrn, wo das Alles klar seyn würde, ihnen zu begegnen (worauf sie mir herzlich die Hand drückten), mich nach meiner Wohnung begab. Abends ging es ruhig zu, nachdem im Anfange eine Dame in Schawl und Hut, die eine Zeit lang zu stampfen, zu freischen und dann tastmäßig zu springen angefangen, vom Krampf ermattet zu Boden gesunken war, und ein silberhaartiger, hiziiger Alter bei dem Gesange des Liedes „Wenn ich meinen Heiland seh, möcht' ich fliegen in die Höh“ eine Zeitlang harmlos in die Höhe gesprochen und die Gehehrden eines Fliegenden gemacht hatte, wobei er jedoch ganz bei Sinnen war. Nach einer dünnen und schalen Predigt des jüngsten der Geistlichen nach Pred. Sal. 9, 10. (!) über die Nothwendigkeit der guten Werke war mir der Heilsweg, den sie haben, klar: Erkenntniß der Sünde, auf den Kufen um Gnade schreien, durch ein Gesicht oder eine sinnliche Wahrnehmung der Begnadigung theilhaftig werden, heilig (vollkommen heilig) leben. Dann ergriß zum Schluß der Bischof das Wort; nach einer Ermahnung zur Bekehrung an Alle wandte er sich an mich und suchte, nach einem geführten Seitenhiebe auf alle theologische Gelehrsamkeit, „das Jauchzen und Hüpfen“ gegen meine Gegenstände zu vertheidigen, das Erstere unter Anderen durch Berufung auf die Psalmstelle „Jauchzet dem Herrn alle Lande“, das Letztere durch die Beweisstellen Apost. 3, vom hüpfenden von Petrus geheilten Lahmen (!) und Luc. 6, 23. Der Aufforderung an die Mitglieder, vorzutreten und von ihren Herzenserfahrungen zu erzählen, folgte Keiner, und so ward die Versammlung mit Gebet und Gesang geschlossen. Ich aber bat den Herrn, daß er unseren armen, verlassenen Landsleuten Voten erweisen

möge, die ihnen das reine Evangelium predigen und so vor solchen Verirrungen sie bewahren helfen.

Folgenden Tages früh um 8 Uhr nahm ich Abschied von den lieben Leuten, die mich so gastlich aufgenommen hatten, und jetzt zum Theil mit Thränen in den Augen mir Lebenswohl bis auf Wiedersehen sagten. Ein anderer Bauer, der einen kleinen Wagen besaß, ein äußerst gescheuter, innig gläubiger Mann, dessen Schwiegerältern zu den Albrechtsleuten zu seinem größten Schmerz übergegangen sind, brachte mich nach dem wenige Meilen entfernten Anhaltspunkt der Eisenbahn, auf welcher ich nach zweistündiger Fahrt durch eine ziemlich angebaute, mehr jedoch walbige Landschaft, nach dem 32 Meilen entfernten Syracusa gelangte. Hier verweilte ich von Mittag bis Abends bei dem deutschen Pfarrer Nechenberg, einem früheren Bögling des Berliner Missionsseminars, der vor der Stadt ein eigenes freundliches Häuslein, nahe der Evangelisch-Lutherischen Kirche, bewohnt. Er hatte eben schweres Herzeleid erfahren, in seine, wie es schien, festigegründete Gemeinde hatte ein früher von der Bremer Gesellschaft ausgesandter Prediger Saul sich eingeschlichen, und ihn, in dessen Hause er wochenlang beherbergt worden war, so verläumdete und verdächtigt, daß es ihm gelungen war, fast die Hälfte der Gemeinde von Nechenberg abzuführen. Jenen gelästete nach dem Einkommen des bisherigen Pastors, und auf seinen Antrieb hatte ein großer Theil der Gemeindeglieder in dem boshaftesten und beleidigendsten Tone den Pastor schriftlich aufgefordert, den Ort zu verlassen. Es ward einem bei dieser Gelegenheit recht klar, wie unsicher und traurig die Stellung eines Geistlichen hier ist, welcher Schlangengiftigkeit es bedarf, eine Gemeinde zusammenzuhalten. Etwa 50 bis 60 Leute treten zusammen und unterschreiben, jeder für den Geistlichen 3 bis 5 Dollars, aber sie sind nicht gebunden, länger als sie wollen zu zahlen. An anderen Orten machen sie auf 1 bis 5 Jahre, gewöhnlich auf die erstere Zeit, einen Kontrakt, nach dessen Ablauf jedem freisteht zu thun, was er will. Es kommt sehr auf die Persönlichkeit an, Pfarrer Wegel zum Beispiel sagte, er stehe so fest in seinen Gemeinden, als ob er auf Lebenszeit angestellt, und in solchen Fällen ist das Verhältniß sogar ein innigeres, als es in unseren Gemeinden zu seyn pflegt. Am liebsten sehen die Pfarrer, wenn die Gemeindeglieder für die Kirchenstühle eine bestimmte, durch die Vorsteher einjutzende, zur Erhaltung des Pfarrers bestimmte Summe zahlen. Übrigens hatte Nechenberg Schritte zur Wiederherstellung der Eintracht gethan, welche einen gesegneten Erfolg versprochen, und die Synode hatte über des Saul Eindringen in die Gemeinde ein scharfes Urtheil gefällt. Ein dritter Geistlicher, früher Hainöverischer Schulmeister, steht einer ungläubigen, nicht zur Synode gehörenden Gemeinde vor. Nach einem Gange mit Nechenberg durch Stadt und Umgegend (Syracusa hat etwa 10,000 Einwohner) und eingenommenem Thee in seinem Hause, ging es wieder zum Bahnhofe, von wo noch 26 Meilen bis Auburn zu machen waren. Spät Abends dort angelangt, fand ich im American-Hotel ein freundliches Unterkommen.

Dienstag, den 30. Sept., nahm ich Morgens früh das große Penitentiary in Augenschein, das, von 50 Fuß hohen Mauern umgeben, gar stattlich sich ausnimmt, und etwa 900 Verbrecher enthält, die zusammen, aber in tiefem Stillschweigen, arbeiten und in einzelnen Zellen schlafen, Ich durchwanderte mit einem Aufseher die geräumigen Werkstätten, wo alte und junge, weiße und farbige Verbrecher (besonders viel der letzteren Art), als Tischler, Schmiede, Schneider, Schuster, Teppichmacher etc., schweigend ihr Werk verrichteten, ein trauriger Anblick! Um 9 Uhr ging es dann auf der Railway nach Rochester, auf meistens anmutigem Wege, einmal über den Cayuga-See an dem einen Ende desselben hinweg, auf schmalen, zitternden, nur aus Pfählen, mit den der Ränge nach

Weilage.

darauf gelegten Balken und Schienen bestehende Brücke. Der Blick auf diesen, wie auf den bald darauf zur Linken sich erstreckenden Seneca-See war überaus lieblich, die Farbe des Wassers ein prächtiges Grün, die Ufer dunkel und waldig. Um 3 Uhr war Rochester (75 Meilen) erreicht, eine schnell aufblühende, reiche Stadt mit 22,000 Einwohnern, die an dem Genesee River, der noch in der Stadt mächtige Fälle hat, sehr schön gelegen, eine hügelige Fläche bedeckt, wo vor 30 bis 35 Jahren nur der Oberst Rochester wohnte, dessen Wittve noch als eine sehr geachtete Frau zu den Bewohnern des Ortes gehört. In dem deutschen Pastor Mühlhäuser fand ich einen sehr lebenswürdigen, in sehr geeigneter Amtswirksamkeit stehenden Mann, er und seine Frau, Muster von einer Amerikanischen Predigerfamilie. Er ist seit 4 Jahren in Rochester, von der Langenberger Gesellschaft ausgesandt, und wird von seiner blühenden, wohl durchgehenden aus christlich-frommen Eltern bestehenden Gemeinde innig geliebt. Seine Lebensgeschichte, wie überhaupt die der meisten Deutschen in Amerika, ist merkwürdig. Als Missionar hat er drei Jahr Sibirien durchzogen, in Wien ein Jahr lang, in der Hülle eines Grüntrauhändlers, dessen Geschäfte er Vormittags betrieb, Seelen für das Evangelium gewonnen, bis die Polizei ihn ergriffen und nach Jahreslangem Gefängnis über die Grenze gebracht; dann ist er nach Darmen gekommen und von da hieher gegangen. Seine Frau ist von Stuttgart, ebenfalls durch wunderliches Geschick hindurch, hieher geführt. Abwechselnd mit ihrem Mann, hält sie täglich Schule, denn Deutsche Schulmeister giebt es nicht, und will der Geistliche das künftige Geschlecht der Deutschen Kirche erhalten, so muß er neben seiner vielen Arbeit noch den Schulunterricht erteilen. Eben hatten die Eltern ihr einziges Töchterlein begraben; das kleine Knäblein, was ihnen geblieben, war ebenfalls blaß und siech, aber beide waren ergeben und voll Friedens. Den Abend brachten wir bei einer sehr lieben Deutschen Familie, in dem sehr wohlhabenden Maurermeister Schön, zu, und hier habe ich vor einer zahlreichen Deutschen Versammlung gepredigt zum eigenen Segen, und durch Gottes Gnade zur Erbauung der Leute, die alle 50 bis 60 nachher kamen und mir freundlich und gerührt die Hand gaben, und die Hoffnung aussprachen, daß der Herr uns (wie ich es ihnen gepredigt) treu bewahren möge bis auf den Tag, wo wir uns wieder finden würden. Es that mir herzlich leid, die Einladung mancher, sie zu besuchen, nicht annehmen zu können, da der vorrückende Herbst mich zu eilen zwang.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe.

Neunter Bericht.

(Schluß.)

Wir haben nun noch, unserer Aufgabe gemäß, über den Stand der Missionsache zu berichten. Hierzu ist es aber nöthig, eine kurze Geschichte unseres Missionsvereins zu geben. Nachdem in einer der Prediger-Conferenzen schon mehrfach von einzelnen Freunden der Mission, zu denen auch der Herr General-Superint. Althaus und der Past. v. Eöln gehörte, die Rede auf diesen Gegenstand gebracht war, wurde in einer Sitzung im Jahre 1839 beschloffen, einen förmlichen Verein zu gründen. Über die Art und Weise, wie derselbe zu Stande zu bringen

sey, waren die Ansichten etwas getheilt. Von einer Seite wurde vorgeschlagen, diejenigen, denen schon jetzt die Sache eine Herzensangelegenheit sey, möchten sofort zu einem Kern eines solchen Vereins zusammen treten, einen Vorstand bilden und dann auf die geeignetste Weise die übrigen Freunde der Mission im Lande zusammenrufen. Es wurde aber ein anderer Weg eingeschlagen. In Betracht nämlich, daß man doch die Behörden, namentlich die kirchliche, werde anrufen müssen zu Schutz und Genehmigung des Vereins und man ein Glied des Consistoriums bereits in seiner Mitte habe, wurde beschloffen, daß von letzterem zunächst eine Einladung an sämmtliche Prediger ergehen solle zu einer General-Conferenz, damit auch in formeller Hinsicht der Verein gleich von vorn herein einen kirchlichen Charakter bekomme, wobei man noch außerdem von dem Gedanken auszugehen schien: wer die geistlichen Vorsteher der Gemeinde gewinne, habe diese selbst mit für die Sache gewonnen. Die Versammlung fand nun auch noch in demselben Jahre zu Detmold in der Wohnung des Herrn General-Superintendenten statt. Fast sämmtliche Geistliche erschienen. Der Herr General-Superintendent wurde zum Präsidenten ernannt. Der Past. v. Eöln hatte bereits Statuten entworfen; dieselben wurden vorgetragen und genehmigt, und er zum Sekretär erwählt. Die Statuten enthalten unter Anderen die Bestimmung, daß diejenigen Mitglieder, die jährlich 1 Thlr. und darüber geben, eine General-Missions-Conferenz bilden, die dann jährlich zusammentreten soll. Eine solche Konferenz fand dann auch im folgenden Jahre statt. Auf ihr wurden noch die Pastoren Stockmeyer und Volkhausen in den Vorstand erwählt. Außer den Geistlichen hatten sich noch eine große Zahl von Laien aus allen Ständen eingefunden. In dieser Versammlung machte sich nun auch bald das Verlangen nach einem kirchlichen Missionsfeste geltend und der Gedanke fand großen Anklang. Die Bemühungen des Vorstandes schlugen auch nicht fehl. Dem Vereine war ja durch die Vermittelung seines Präses die Genehmigung der Regierung zu Theil geworden und er unter die besondere Aufsicht des Consistorii gestellt; da konnte es nicht fehlen; er feierte im folgenden Jahre 1841 ein fröhliches Missionsfest. Für ein zweites wurde in derselben Weise die Genehmigung eingeholt und dasselbe im Jahre 1842 begangen. In der auf dasselbe folgenden Versammlung der General-Conferenz traf man denn auch einige bereits früher für nothwendig erachtete Änderungen in der Form des Vereins. Dem Vorstande sollten nämlich größere Befugnisse eingeräumt werden, namentlich die selbstständige Bestimmung über die Gelder und die Anordnung der Missionsfeste, besonders die Ernennung der Festredner. Darum sollte der Vorstand von drei auf sieben Mitglieder erweitert werden. Jene General-Conferenz vom Jahre 1842 mit der auf ihr geschehener Wahl dieses neuen Vorstandes bildet einen merkwürdigen und interessanten Wendepunkt in der Geschichte des Vereins. Nachdem der Präses es sich gleichsam erbeten hatte, an der Spitze zu bleiben (was ohnehin der Wunsch der Versammlung gewesen zu seyn schien), trat er mit der Bitte auf, die übrigen sechs Vorstandsmglieder vorschlagen zu dürfen. Es wurde abgestimmt; aber eine, zwar nicht bedeutende, Mehrheit stimmte dagegen. Der Präses erbat sich darauf die Erlaubniß, seine Leute wenigstens zu nennen; man ließ es geschehen, und vorgeschlagen wurden: der Past. v. Eöln wieder als Sekretär, sodann die Pastoren Dreves und Klüsener, ferner Clemen, Krücke und Rohdewald. Nach Anhörung dieser Namen entstand in der Versammlung eine sichtlich tiefe Bewegung. Die Mehrheit bestand jedoch auf eine freie Wahl, und gewählt wurden: zum Sekretär der Past. Stockmeyer, sodann als übrige Vor-

landsmitglieder die Pastoren Krücke, Clemen, Rohdewald, Melm und Schmidt. Dies Ergebniß erregte bei dem größten Theile der Versammlung eine sichtbare Freude, bei den übrigen aber ein eben so sichtbares Mißbehagen, ja, man kann wohl sagen, daß ein rechter Schlag dadurch geschehen ist. Am meisten mußte es auffallen, daß Past. v. E. gar nicht wieder gewählt wurde. Der Schlüssel hiezu scheint aber in folgendem Umstande gesucht werden zu müssen. In einem auf der vorjährigen General-Conferenz gehaltenen berichtlichen Vortrage hatte der Past. v. E. in etwas wegwerfender und diktatorischer Weise es gerügt, daß die Besucher des kurz vorher stattgehabten Herforder Missionsfestes auf ihrer Heimkehr gesungen haben, hatte sich überhaupt etwas zu stark als einen Herrn des Vereins und nicht als seinen Diener gerirt und sich sichtlich bemüht, den Schwung, der immer mehr in die Missionsfache gekommen war und die immer wärmer gewordene Begeisterung des Volkes, besonders bei der Feier des letzten Missionsfestes, etwas zu hemmen und abzukühlen, etwa in der Weise, wie man auch einst es zu verhindern strebte, daß „nicht ein Aufruhr werde im Volk“. Die versammelte Missionsgemeinde hatte es dem Redner zu verstehen gegeben, daß er nicht ihr Mann sey. — Der neue Vorstand trat seine Funktionen an. Über die große Menge derer aber, die bisher dem Vereine angehört hatten, kam von dem Tage jener Wahl an eine Sichtung. Es war, als hörte man den Ruf des Herrn an Gideon sich wiederholen: „Führe sie an's Wasser, ich will sie dir prüfen“ (Richt. 7.). Viele Prediger zogen sich allmählig zurück, sandten am Jahreschluß gar keine Gaben und auch keine Berichte über den Stand und Fortgang der Sache in ihren Gemeinden mehr ein. Der Past. v. E., der in den ersten Jahren, da er noch im Vorstande war, eine rühmliche Thätigkeit in den Vereinsangelegenheiten, insbesondere auch in seiner großen Gemeinde, entwickelt hatte, meldete in seinem Jahresberichte dem neuen Vorstande, daß bei ihm und von ihm nicht viel geschehen sey auch aus dem Grunde, „weil jetzt die Missionsfache in den Händen der Pietisten und Winkelschriften sich befinde“; ein artiges Compliment für den neuen Vorstand und für dessen Präses, der zugleich Chef der Lippischen Kirche ist! Doch, wo ist die Kirche, die rechte, und wo und wer sind die Winkelschriften? Die Gemeinschaft der warmen Missionsfreunde im Lande hat es nicht daran fehlen lassen, sich mehr und mehr als die Stadt zu zeigen, die auf einem Berge liegt und nicht verborgen bleiben kann; und wer auf dem rechten Boden des Wortes und des kirchlichen Bekenntnisses stehe, das hat sich auch in der Folge genugsam gezeigt in dem großen Kampfe, welchen fünf der Vorstandsmitglieder, die der Reformirten Kirche des Landes angehören, für denselben Recht, Ordnung und Bekenntniß geführt haben, dessen Akten jetzt in den „Urkunden“ der ganzen Evangelischen Kirche offen vorliegen. Der Missionsverein entwickelte auch, trotz jener Schmähung, die auf ihn gefallen, eine rege, frische Thätigkeit für Ausbreitung des Reiches Gottes; und wenn von diesem Lebensbaume auch von Tage zu Tage die welken Blätter abfielen, so trieb er doch immer neue Blüthen und Früchte unter dem, „daß da umdel ist vor der Welt und das da verachtet und Nichts ist vor ihr“. Auch die Missionsgaben nahmen nicht ab, sondern vermehrten sich bedeutend, so daß auch hier sich das Wort bewährte, das von den Jüngern des Herrn geschrieben steht: „als die Armen, aber die doch Viele reich machen; als die nichts inne haben, und doch alles haben“, 2 Cor. 7, 10. Allein, in Ungnade war der Verein doch einmal gefallen. Denn, wenn auch für das folgende Jahr 1843 nochmals eine kirchliche Feier bewilligt wurde, und dieselbe der Missionsgemeinde eine schöne Gelegenheit gab zur Rumbmachung ihrer Freude am Herrn und seinem Werke und zum Dyrnen ihres Dankes, auch die General-Conferenz in Einigkeit des Geistes abgehalten ward, so zeigte doch gar bald die Folgezeit den „Pietisten und Win-

felschriften“ einen aufgehobenen Finger; — wessen? das ist schwer zu sagen. War es der Finger solcher, deren Geistesverwandte einflüßig hintraten vor gewisse Leute und sprachen: „Lasset uns ernstlich sie bedrängen, daß sie nicht lehren in diesem Namen“, oder derer, die einst der Kinde der Mund zu stopfen suchten mit den Worten: „Meister, strafe doch deine Jünger“! Wir wissen es nicht, wollen auch darüber weiter keine Vermuthungen aufstellen, sondern uns an die folgenden Thatfachen halten. Der Vorstand hatte auf der letzten General-Conferenz wiederum den Auftrag erhalten, für das folgende Jahr 1844 die Bewilligung eines Missionsfestes zu erwirken. Ein Gesuch dieserhalb ging, wie früher, an den Fürsten ab und die Missionsfreunde sahen dasselbe im Geiste mit gespannter Erwartung durch die Regierung und das Consistorium seinen Lauf nehmen, sich, unter anderen Hoffnungsfäden, auch noch an dem Einen haltend, daß ein Mitglied der geistlichen Behörde ihr Präsident war. Nach etwas langem Harren kam die Antwort: Serenissimus haben zwar für dies Jahr nochmals eine kirchliche Missionsfeier gestattet, dieselbe müsse jedoch für die Zukunft unterbleiben, da die öffentliche Feier eines solchen Festes an einem Wochen- und Werkstage unstatthaft erscheine. Dies hie mit zu guter Letzt bewilligte Fest wurde denn wiederum in Detmold gefeiert; die aus allen Orien des Landes herbeiströmenden Missionsfreunde erfüllten fast die ganze Residenz; ein besonderer Freudengeist wehte durch die Menge hinurch, der mit seinem Lobgesange fast den ganzen Teutoburger Wald erbeben gemacht hätte. Nach der kirchlichen Feier begab sich eine große Schaar der Festgenossen in einen schönen Wald nahe bei der Stadt, um bei erbaulichem Gesange und Gespräch noch eine Weile fröhlich in dem Herrn zusammen zu seyn, wobei der benachbarte Preussische Past. Schmieing, der sich als theilnehmender Gast eingefunden, eine liebliche, herzliche Ansprache hielt über die Worte: „Selig ist, der das Brod isst im Reiche Gottes“; worauf dann Alle, zwar freudig bewegt, aber in aller Ordnung in ihre Heimath zurückkehrten.

Für diese Festfreude aber sollte die Missionsgemeinde schwer büßen. Denn die Bemühungen des Vorstandes um ein neues Fest für das Jahr 1845 schlugen gänzlich fehl. In dem hierauf ergangenen Rescripte der Regierung erhob sich der bereits aufgehobene Finger noch um Vieles dräuender: „Dem Vernehmen nach werde das Missionswesen im hiesigen Lande zu religiösen Umtrieben mißbraucht, wie denn auch am letzten Missionsfeste Nachmittags bei dem Falkenfruge ärgerliche Austritte stattgefunden hätten, darum müsse es in der Folge gänzlich unterbleiben.“ Religiöse Umtriebe — ärgerliche Austritte! Das war eine arge Beschuldigung. Der Vorstand rechtfertigte sich darüber in einem Schreiben und wies dieselbe als durchaus ungegründet von sich, verlangte auch zu wissen, woher die Regierung diese, auf den Missionsverein ein so gehäßiges Licht werfenden Angaben erhalten habe. Es wurde rescribirt: Die Regierung habe es von dem Consistorium, und es bleibe bei dem erlassenen Verbot. — So kam denn der Sommer 1845 heran, und es konnte nun die General-Conferenz gehalten werden. Der Präses des Vereins hatte bereits früher von dem Consilte, in welchen die oben bezeichneten fünf Mitglieder des Vorstandes durch ihre „Protestation und Refutation“ mit dem Consistorium gerathen waren, Gelegenheit genommen, an den regelmäßigen vierteljährigen Sitzungen des Vorstandes keinen Theil zu nehmen. Auch an der General-Conferenz nahm er keinen Antheil. Auf derselben war unter Anderen auch eine neue Wahl des Vorstandes vorzunehmen. Die nicht sehr zahlreich erschienenen Vereinsmitglieder wählten den alten Vorstand wieder. Der Präses aber hat nachher die Wahl abgelehnt, was freilich nach allem Vorhergegangenen zu erwarten war. Das ist der Schlußstein, und das Resultat der mit dem Verein geschehenen Sichtung (Richter 7, 7.).

Er ist hindurchgegangen durch „Ehre und Schande, durch böse Gerüchte und gute Gerüchte“; er steht da „als ein Verführer und doch wahrhaftig, als ein Unbekannter und doch bekannt, als ein Sterbender und siehe, er lebt, als ein Gezüchtigter, und doch nicht erdödet!“ Die Einnahme vom Jahre 1840 betrug 744 Thlr., die vom Jahre 1844 beläuft sich mit den geschenkten Sachen auf weit über 1500 Thlr. Mehr brauchen wir nicht zu sagen.

Die große Masse derer, die nie zu dem Missionsvereine gehört hat, oder von demselben allmählig zurückgetreten ist, hat sich inzwischen zu allerlei anderen Vereinen zusammengethan. Denn, vereint muß in unserer Zeit nun einmal werden, das haben sie den „Pietisten und Winzelschriften“ abgelernt. Vorzüglich scheinen sie durch den Beitritt zum Gustav-Adolphvereine, als wobei es „auf den Glauben nicht ankomme“, einen Trost und Ersatz gefunden zu haben für alle Unbill, die ihnen vermeintlich bei dem Missionsverein angethan worden. Wenigstens sehen wir den Past. v. C. bei demselben als Sekretär fungiren, und die Ankündigung des Vereins in den „Vaterländischen Blättern“ (vom 30. März 1844) enthält einen sehr bitteren Ausfall gegen die Äußerungen des Vorworts der Ev. K. Z., wobei eine Stelle desselben, aus ihrem Zusammenhang gerissen, abgedruckt und durch ein doppeltes Ausrufungszeichen zu einem horrendum gestempelt wird. Der Gustav-Adolphverein des hiesigen Landes soll offenbar den Missionsverein paralyisiren, und er wird sich gewiß alles möglichen Schutzes und Vorschubs von oben zu erfreuen haben, wenn er nicht vor der Zeit in einem todten Formalismus erlahmt. — Auch dem Lippischen Bibelverein ist in den Zeiten jener „Sichtung“ ein etwas neuer Schwung gegeben, das Direktorium haben die Detmolder Herren unter sich vertheilt; der Past. v. C. ist auch hier Sekretär. Das ganze übrige Land aber hat bei der Sache nichts weiter zu thun, als daß durch die Geistlichen, auf hohen Befehl, alle Jahre am Reformationsfeste eine Kollekte abgehalten wird; für diese Gelder können sie dann Bibeln erhalten und ausgeben, wobei man mit bewunderungswürdigem Patriotismus der Meyerschen Hofbuchhandlung noch immer Gelegenheit bereitet, ihre schlechte Bibel-Ausgabe zu Gelde zu machen.

Indem wir im Begriff sind, den vorstehenden Bericht abzuschicken, kommt uns die Nachricht zu, daß das Lippische Consistorium folgendes Circular erlassen habe:

„Sämmtlichen Predigern des Landes wird hiemit aufgegeben, sich binnen vierzehn Tagen darüber zu erklären, ob sie sich bewußt sind und mit Wahrheit bezeugen können, daß sie nach bestandnem Examen und bei Einzeichnung ihrer Namen in die Liste der Candidaten oder das sogenannte Candidatenbuch auf den Heidelberger Katechismus eidlich verpflichtet seyen, eventuell auch anzugeben, wer ihnen ein solches Gelübde abgenommen habe. Detmold, den 3. November 1845.“

Wir trauten unseren Augen kaum, als wir das lasen. Also, die Behörde fragt die von ihr Angestellten und in Eid und Pflicht Genommenen, auf was sie verpflichtet worden seyen! Weiß sie das nicht selbst, und sagen es ihr nicht ihre Akten? Oder ist ihr etwa das Candidatenbuch aus der Registratur abhanden gekommen? Dahinter steckt etwas. Doch, wir wollen abwarten, was sich daraus entwickeln wird, und zu seiner Zeit getreulich der Evangelischen Kirche weiteren Bericht abfassen.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe.

Zehnter Bericht.

Am Schlusse des vorigen Berichts erwähnten wir eines Circulars, das so eben an sämmtliche reformirte Prediger des Landes ergangen war, und drückten bereits unser Erstaunen über die darin gethanen Anfragen durch einige Bemerkungen aus. Jetzt bringt das Regierungs- und Anzeigblatt vom 27. December v. J. das Ergebnis dieser Anfrage durch nachfolgende Bekanntmachung zur öffentlichen Kunde:

„Consistorium hat sich veranlaßt gefunden, durch ein Circular vom 3ten v. M. sämmtliche Prediger des Landes zu befragen, ob sie sich bewußt sind und mit Wahrheit bezeugen können, bei der Einzeichnung ihrer Namen in die Liste der Candidaten oder das sogenannte Candidatenbuch auf den Heidelberger Katechismus eidlich verpflichtet worden zu seyn, eventuell auch anzugeben, wer ihnen ein solches Gelübde abgenommen habe. In den darauf erstatteten Berichten wird jene Verpflichtung von sechs Predigern als gewissermaßen geschehen behauptet, wogegen alle übrigen 36, die jüngeren Prediger sowohl als die älteren und ältesten in der Erklärung übereinstimmen, daß bei ihrer Aufnahme unter die Kandidaten oder der Einzeichnung ihrer Namen in das Candidatenbuch eine Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus überall nicht stattgefunden, und Niemand eine solche von ihnen verlangt habe. Detmold, den 22. Decbr. 1845. Fürstlich Lippisches Consistorium.“

Jedermann, der nur einigermaßen mit dem in hiesigem Lande Vorgefallenen bekannt ist, sieht auf den ersten Blick, wo das Consistorium mit diesem Schritte hinaus will. Es will den Heidelberger Katechismus, der ihm als Symbol der Reformirten Kirche sehr zuwider ist, gänzlich beseitigen. Den Umstand, daß derselbe in den ursprünglichen Reversalen nicht namentlich genannt ist, hat es zu der Behauptung benutzt, daß er auch gar nicht gemeint gewesen sey, und verpflichtet seine fortan ins Amt tretenden Geistlichen auf die „jetzt gebräuchliche Anleitung für den Religionsunterricht.“ Nun war aber noch das Candidatenbuch übrig. In demselben wird der Heidelberger Katechismus ausdrücklich genannt und dadurch nicht bloß erst der Prediger, sondern schon der Candidat, sobald er in den Dienst der Kirche genommen wird, auf ihn verpflichtet. Mit diesem Candidatenbuche (dem jetzt nicht ohne Absicht das Wörtchen „sogenanntes“ beigegeben ist) hat es das Fürstliche Consistorium bisher folgendermaßen gehalten. Sobald ein Candidat sein erstes Examen bestanden hatte, wurde ihm ein Buch vorgelegt, in welches er eigenhändig seinen Namen schreiben mußte. Vor diesen Namen auf der ersten Seite dieses Buches ist ein Revers enthalten, auf welchen sich die Unterschriften beziehen. Es heißt in demselben wörtlich folgendermaßen:

„Ich endesunterschiedener candidatus ministerii Lippiae gelobe und verspreche mit handgegebener Treue an Eides Statt folgende Punkte, die ich mit gutem Bedacht gelesen und erwogen, auch freiwillig mit eigener Hand unterschrieben habe, stief und fest zu halten . . . §. 6. daß ich nichts anderes, als was mit den Schriften Alten und Neuen Testaments, auch dem darauf gegründeten Glaubensbekenntniß der nach Gottes Wort Reformirten Kirche und Heidelbergischem Katechismus übereinkommt, lehren will. . . §. 8. Dieses Alles . . . verspreche ich nochmalen an Eides Statt durch des Herrn Beistand aufrichtig zu halten. Urkundlich dieser meiner eigenhändigen Unterschrift.“

Daß diese und die übrigen Punkte von sämmtlichen Predigern des Landes als Candidaten unterschrieben sind, steht hiernach ohne allen Zweifel fest und kann dies Niemand läugnen. Daß auch die 36 Pre-

diger sich durch die Unterschrift verpflichtet, und zwar eidlich verpflichtet haben, diese Punkte zu halten, steht ebenso fest und kann nicht anders, als durch ein gänzlich Verläugnen verneint werden. Und dennoch macht das Fürstlich Lippische Consistorium bekannt, daß 36 von seinen Geistlichen erklärt haben, es habe eine solche Verpflichtung bei der Einzeichnung ihrer Namen in das Candidatenbuch überall nicht statt gefunden und Niemand eine solche von ihnen verlangt!!! Und diese Erklärung steht im Fürstlich Lippischen Regierungsblatte und ist dadurch zur offenen Kunde aller Lippischen Unterthanen gebracht! Evangelische Kirche Deutschlands! was sagst du hierzu? Les und prüfe und urtheile. So etwas ist in Einer deiner Landeskirchen vorgegangen! — Doch, damit wir in aller Weise als gerecht in unserem Urtheile erfunden werden, wollen wir die Sache noch näher beleuchten. Wir haben gehört, daß Einige das Circular des Consistoriums so aufgefaßt haben, als sey darin gefragt, ob bei Einzeichnung der Namen in das Candidatenbuch noch außerdem eine besondere Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus stattgefunden habe? wohn auch die weitere Frage ziele: Wer ihnen ein solches Gelübde abgenommen habe? Hat das Consistorium seine Frage so gemeint, so ist es unrecht von ihm, daß es dieselbe nicht geradezu so gestellt hat, da es sich hier nicht um eine Bagatelle, sondern um eine Sache von hoher Wichtigkeit und vielleicht von ernsten Folgen handelt. Es mag nun wohl richtig seyn, daß eine besondere mündliche Verpflichtung nicht noch außerdem geschehen ist. Eine solche war ja aber auch gar nicht weiter nöthig. Das Candidatenbuch mit seinem Revers ist jedenfalls durch das Consistorium den Candidaten vorgelegt, und durch das Consistorium ist von ihnen die Unterschrift verlangt; das genügt vollkommen; dadurch hat auch das Unterschreiben den Charakter einer Verpflichtung erhalten; und von Seiten des Consistoriums ist es auch sicherlich nie unterlassen, den Candidaten den Handschlag abzunehmen, der bekanntlich in vielen Fällen an eines geleisteten leiblichen Eides Statt gilt. Die Frage in dem Circular: Wer ein solches Gelübde abgenommen habe, können wir also nur im höchsten Grade befremdend finden, selbst dann, wenn es wahr seyn sollte, was hin und wieder erzählt wird, daß den Candidaten, nach beendtem Examen, das Candidatenbuch durch den Consistorial-Präsidenten auch wohl in's Wirthshaus gebracht ist und sie daselbst zur Unterschrift aufgefodert sind. Wir glauben überhaupt gern, daß es dem Consistorio mit diesem Vorlegen des Candidatenbuches selten rechter Ernst gewesen ist, wenigstens ist es notorisch, daß es seit langen Jahren nicht mehr darauf gehalten hat, daß seine Geistlichen z. B. dem §. 6. gehörig nachkämen. Wir glauben ferner gern, daß auch die Candidaten das Unterschreiben allmählig für eine leere Form zu halten gewöhnt worden sind und oft in den Tag hinein unterschrieben haben mögen. Aber, berechtigt denn dies dazu, die geschehene Unterschrift für keine Verpflichtung zu erklären? Wir unseres Theils können nicht anders urtheilen, als daß das Consistorium durch das Fordern der Unterschrift auch die 36 Geistlichen auf den Heidelberger Katechismus verpflichtet hat, und daß diese sich durch ihre Namensunterschrift auf ihn eidlich haben verpflichtet lassen. Es handelt sich also hier lediglich darum: Eid halten oder Eid brechen.

Aber, wird Mancher einwenden, wenn ich mich nun meiner Überzeugung nach nicht auf den Heidelberger Katechismus verpflichten lassen kann? Wir antworten: Lieber, das ist eine ganz andere Sache; zuerst fragt es sich, ob du verpflichtet bist; und, die Hand aufs Herz: verpflichtet bist du! Wenn du aber diese Verpflichtung nicht auf dir liegend haben kannst, so mußt du das deiner Kirche offen erklären,

und sie wird dich deines Eides entbinden, du aber bist damit denn auch deines Dienstes in ihr enthoben. So wird auch die Reformirte Kirche in Lippe, nämlich ihre wahren Glieder, die noch an ihrem Bekenntniß festhalten, die Sache ansehen; und sie können es auch nicht anders, selbst wenn sie die geistlichen Affectoren der kirchlichen Oberbehörde (die zugleich Pfarrgeistliche sind) dieselbe abfällige Erklärung gegen ihr symbolisches Lehrwort abgeben sehen. — Wie steht es aber bei diesem ganzen Handel mit denjenigen Dienern der Lippischen Reformirten Kirche, die wir bisher für des symbolische Lehrwort in die Schranken treten sahen? Diese hätten im Grunde gar nicht erst befragt zu werden brauchen, was sie sich über die Verpflichtung bewußt seyen; das haben sie bis in die neueste Zeit offen bekannt. (Ihre Zahl hat sich mittlerweile um Einen vermehrt und hoffentlich wird der Herr noch hinzukommen.) Das Consistorium macht öffentlich bekannt, daß sechs Prediger eine Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus als gewissermaßen geschehen behaupteten. Was ist das für ein Zusatz: gewissermaßen? Die Reformirte Kirche in Lippe erwartet hierüber von Euch Sehen eine öffentliche Erklärung, ob ihr bei eurer Antwort wirklich nur „gemummelt“, oder, nach Dr. Luthers Weise in Worms, eine Antwort gegeben habt, die rund und bündig, ohne Hörner und Zähne gewesen ist. Im letzteren Falle aber rufen wir euch zu: Haltet fest an dem guten Bekenntnisse und bleibt stets dessen eingedenk, daß ihr Knechte Jesu Christi seid; und werdet nicht der Menschen Knechte. Und wenn ihr auch nur 6 gegen 36 seyd — das verschlägt nichts; hat doch wohl auch sonst Einer gegen achtundachtzig, ja Einer gegen Kaiser und Reich gestanden und doch den Sieg behalten.

Indem wir zum Schluß unseres diesmaligen Berichtes eilen, haben wir noch einige Bemerkungen hinzuzufügen. Zunächst die, daß uns von Herzensgrunde danach verlangt, diese Berichte überhaupt schließen zu können, insofern sie sich nämlich über den Gegenstand erstrecken, der sich wider das neu erwachte christlich Evangelische Leben im Lande erhoben hat, wiewohl das Aufstehen dieses Geistes der Negation immer auch seine erfreuliche Seite hat und ein Beweis dafür ist, daß die Verfinstigung der Wahrheit, wie sie die Evangelische Kirche auffaßt, sich in erneuter Kraft Bahn macht. Sodann will es uns bedünken, daß auch hier zu Lande eine Zeit vorbereitet werde, wo es immer mehr heißen wird: „Hier her, wer dem Herrn angehöret!“ Auch die hiesigen Christen sind allerdings mündig geworden, wie das die Lichtfreunde auch von ihren Häusern so laut rühmen. Unsere Leute aber wollen sich „nicht mehr wiegen und wägen lassen von allerlei Wind der Lehre durch Schalkheit der Menschen und Täuscherei“; sie suchen den „gewissen Grund der Lehre“. Endlich, und das ist das Wichtigste: der „Leitsaden“ wird sich nun doch nicht mehr lange halten lassen, denn die Axt ist diesem faulen Baum nun einmal an die Wurzel gelegt. Dann wird an die Einführung eines längst versprochenen allgemeinen Landeskatechismus gegangen werden müssen. Daß der Reformirten Kirche in Lippe der Heidelberger Katechismus, so wie er ist, wiedergegeben werde, ist freilich, nach dem natürlichen Laufe der Dinge, nicht zu erwarten. Wird einer der schon vorhandenen gewählt werden, etwa der Zürcher, der Badensche oder Elsässer, oder wird man einen besonderen eigens bearbeiten? Darüber verlaute bis jetzt im Publikum noch nichts. Wie es aber auch kommen möge, das steht fest: auf Grund des lauternden Wortes Gottes und der Augsburgerischen Confession wird jedenfalls der neue Katechismus erbaut werden müssen. Letztere ist doch auch in Lippe noch nicht als Bekenntniß der Kirche aufgegeben, und sie enthält in ihren Lehr-Artikeln noch immer genug „des gewissen Grundes“ der Evangelischen Wahrheit, um gegen alle Rationalistereien und Menschenfünklein stehen zu können.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 4. Februar.

N^o 10.

**An die protestantische Deutsche Conferenz in Berlin. Offenes Sendschreiben, ehrenb-
tigit überreicht von Uhlich in Magdeburg.
Wolfenbüttel, 1846.**

Seitdem Uhlich in öffentlichen Volksversammlungen nicht mehr reden darf, ist seine Feder desto geschäftiger geworden. Er versäumt keine Gelegenheit, um seiner Sache Anerkennung zu verschaffen. Die Kinder dieser Welt sind klüger, als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht. Diese könnten von der Thätigkeit dieses Mannes viel lernen. Es war eine Zeit, wo Uhlich die Seinen auf das unermüdliche Wirken, auf die außerordentlichen Erfolge, auf den innigen und festen Zusammenhang der Gläubigen hinwies; die Lage der Dinge scheint sich fast umgekehrt zu haben. Wir müssen das mit Scham bekennen. Wir glauben zwar, daß die Thätigkeit jener nicht von nachhaltiger Dauer seyn werde, weil ihr der rechte Lebensquell fehlt; auch haben sie das immer noch nicht thun können, was der Glaube gethan hat, denken wir nur an das Eine, die Mission; doch sollten wir sehr von ihnen lernen; vor Allem sollte des Zwiespalts weniger unter uns seyn.

Wenn man auch sonst an Uhlich's Schriften schon gewohnt ist, immer dasselbe wieder zu finden, so sollte man doch denken, er werde sich in einem Sendschreiben an eine Conferenz von fürstlichen Abgeordneten einmal ein wenig zusammengekommen haben. Aber es finden sich nur die alten, durch Wort und That längst widerlegten Behauptungen wieder, die für keinen Anderen Werth haben, als für diejenigen, welche ihnen von vorn herein schon zugethan sind.

Indem er von der Veranlassung des Zusammentritts der Conferenz spricht, kommt er natürlich auf die protestantischen Freunde zu reden, erzählt ihre Geschichte, wie wir es schon zum Überdruß gehört haben, und spricht die Besorgniß aus, das Kirchenregiment werde ihrer wohl mit Mißstimmung gedenken, weil sie ihm sein Amt erschweren, und von ihm als Ruhestörer betrachtet werden. Da meint er nun, nicht die protestantischen Freunde seyen die Ruhestörer, sondern die Andern, die sie gezwungen hätten, aufzutreten, weil sie sie in der Kirche nicht hätten leiden wollen. Wenn also ein Dieb mir die Nacht in's Haus bricht, und es entsteht Lärm, so bin ich der Ruhestörer und nicht der Dieb. Der ehrwürdige, besonnene, liebeiche Dr. Heubner hat kein Bedenken getragen, das Wort des Herrn: „Wer nicht zur Thür hineingeht in den Schaffal, sondern steigt anderswo hinein, der ist ein Dieb und ein Mörder“ (Joh. 10, 1.), auf die vorliegenden Verhältnisse anzuwen-

den. Die Prediger, in deren Gemeinden Uhlich seine Versammlungen gehalten hat, die wissen davon zu sagen, wer die Ruhestörer waren. Wenn Uhlich und seine Genossen wirklich die Friesamen wären, die sich bloß auf die Vertheidigung beschränkten, warum zogen sie denn im ganzen Lande umher, warum verursachten sie überall Volksaufläufe, warum wurden in ihren Reden die härtesten Ausfälle gegen die Kirche und ihre Lehre und ihre Diener gehört, doch alles mit der auch hier wieder aufgefrischten Versicherung, man wolle die andere Richtung nicht verdrängen.

Uhlich meint, die Conferenz werde wohl vor Allem den Begriff der Kirche in's Auge fassen, werde eine mögliche Übereinsimmung in Lehre und Gottesdienst erzielen wollen, und dabei dem Althergebrachten einen besonderen Werth beilegen. Er findet das auch wohl natürlich, aber, das wäre nur die eine Seite, meint er, und nun ist er auf seinem Felde; die Reformation, die symbolischen Bücher, die Bibel selbst soll auf die Freiheit hinweisen, welche er und seine Freunde für sich in Anspruch nehmen; seltsam nehme sich in dem Munde eines protestantischen Theologen der Ausdruck aus: „Ein Bekenntniß neben der heiligen Schrift sey unumgänglich nöthig, ohne ein solches fehle es der Kirche an einem festen Mittelpunkte, an einer Norm für Predigt und christliches Lehramt“; obgleich er doch selbst vorher zugestanden hat, daß „der Geistliche nicht nach seines Herzens Gelüft der Gemeinde predigen und die Kinder lehren dürfe“, obgleich die ganze Geschichte der christlichen Kirche, selbst der Neu-Katholiken, bewiesen hat, daß es ohne solches Bekenntniß nicht geht! Uhlich will aber Willkühr; „wenn die Gegner sagen, man gestatte freie Bewegung, aber innerhalb der Gränzen, welche die Kirchenordnung und die Kirchenlehre gezogen habe, so spreche in dieser Weise die Römische Kirche“, meint er; und die Willkühr soll auch zur Herrschaft in der Kirche erhoben werden, denn dagegen erklärt er sich eben so stark, daß man ihm und seinen Genossen zumuthe, aus der Kirche auszuscheiden, wenn sie mit der Lehre derselben sich nicht befremden können. Er entwirft ein abschreckendes Bild von den Folgen einer neuen Spaltung in der Kirche. Nun, wir können eine solche an sich auch nicht wünschen und sind auch der Meinung, daß die gegenwärtigen Zustände mit Geduld getragen und mit Weisheit behandelt werden müssen, vornehmlich weil wir die feste Zuversicht zu der Kraft des Evangeliums haben, daß es bei der Menge der treuen Zeugen der Wahrheit, welche Gott schon erweckt hat, sich bald auch wieder Bahn machen wird zu den Herzen des Volkes, in welchem die Liebe dazu noch lange nicht so erloschen ist, wie Uhlich wohl meint; aber wenn davon die

Nede ist, daß die Kirche erklären soll: „die Sätze der Lichtfreunde sind die meinigen“, so mögen die, welche solches verlangen, lieber ausscheiden und eine Kirche für sich bilden; das Unglück einer Spaltung ist dann ein weit geringeres, als ein Zustand der Kirche, wo sie sich selbst eigentlich aufgegeben hat, wo alle ihre Bekenntnisse, an welchen die gläubigsten, die gelehrtesten, die frömmsten und weisesten ihrer Glieder Jahrhunderte lang gearbeitet, und für welche sie mit tausend Freuden ihr Blut verspritzt haben, ein für alle Male beseitigt, wo die ganze historische Entwicklung derselben bis auf den heutigen Tag annullirt, und an die Stelle ihres tiefen, in den Tiefen der Schrift und der Lebensarbeit und Lebenserfahrung von Jahrhunderten beruhenden Grundes die dürrer Sätze eines flachen Deismus mit einer christlichen Firma gesetzt werden, welche auch bald wird weichen müssen, wenn erst mehr Juden bei der neuen Gemeinde Gebatter stehen (s. Volksblatt für Stadt u. Land Nr. 2.), welchen diese Firma etwa unbequem würde. Denn auf eine solche Allerveltskirche hat es Uhlisch lebiglich abgesehen. Das ist aus seinen übrigen Schriften schon bekannt, das spricht er auch hier aus S. 15.: „Das Evangelium sagt, und über keinen seiner Aussprüche kann so wenig Zweifel seyn, als über diesen, es sagt, das ganze Menschengeschlecht solle eine einzige Familie von Kindern Gottes, Ein Himmelreich werden. Ist's der Weg zum Ziele, daß man neue Sekten erzwingt? Warum lebt sich's in Ländern so gut, wo doch auch verschiedene Auffassungen des Christenthums bestehen u. s. w.“ Das ist nun wohl ganz richtig, daß das ganze Menschengeschlecht eine einzige Familie von Kindern Gottes werden soll. Daß es dahin jezt noch nicht gekommen ist, das sieht Uhlisch auch, nur um den Weg dahin handelt es sich. Und den beschränkt das Evangelium eben so genau, und wer es mit einfältigem Auge betrachtet, kann eben so wenig Zweifel darüber haben, als nach Uhlisch's Meinung über das Ziel besteht. Der Herr sagt: „Ich bin der Weg“, und sagt das an einer Stelle, wo er zugleich bezeugt: „Wer mich siehet, der siehet den Vater“. Der Glaube an Jesum Christum, nicht den vortrefflichen Menschen, und als solchen den weisen Lehrer, das erhabene Vorbild der Menschen, sondern den Sohn des lebendigen Gottes, den Herrn, der unsere Gerechtigkeit ist — der allein ist der Weg und sonst keiner. Dieser Glaube allein vermag die Menschen zu Einer Familie Gottes zu vereinigen, weil er sie in Wahrheit zu Gott bekehrt, und mit der Demuth und der Liebe erfüllt, welche nöthig sind, daß Einigkeit unter den Menschen bestehe, welche von Natur doch einmal böse sind, und als solche immer ihrem Kopfe folgen wollen. Es läßt sich nicht läugnen, daß Uhlisch ein äußerst praktischer Mann ist. Man sollte denken, er sollte sich so viel vom Leben schon abgesehen haben, daß das Ding so nicht geht, wie er es sich denkt. Freiheit und Toleranz ist sein Weg. Hat er denn aber nicht gesehen, wie es in einem Hause zugeht, wo die Kinder machen können, was sie wollen, und wo der Vater zu dem Hausfreunde, der einmal losbricht, wenn er sieht, wie die Jungen die tollsten Streiche machen, sagt: „Lieber, nicht doch, mein Haus ist das

Mißl der Freiheit!“ Hat er noch nicht gesehen, wie es auf dem Rathhause, in den Gemeindefestken zugeht, wo auch der Unverschämteste sagen, thun kann, was ihm beliebt? Hat er nicht selbst gesehen, wie es mitunter in seinen Versammlungen zugegangen, kann er sich nicht denken, wie es in Zukunft hier zugegangen seyn würde, wenn sie sich erst noch mehr vergrößert und der Staat nicht bei Zeiten der Unordnung ein Ziel gesetzt hätte? Hat er nicht schon gesehen, wie es bei den Neu-Katholiken zugegangen ist, die diese gerühmte Toleranz zum Panier erhoben haben? Hat er nicht gehört, wie ein Ronge einen Ezer ski angelassen hat? Er wird zwar entgegnen, an dem Zwiespalt sind allein die Altgläubigen, die Unduldsamen, die Ruhestörer schuld. Aber diese Altgläubigen sind doch nun einmal da, und sind in weit größerer Menge da, als er es wähnt. Was soll denn mit denen werden? Die lassen sich doch nun einmal nicht mit unter seinen Toleranzhut bringen. Die werden doch immer zeugen, weil sie ihr Gewissen, weil sie die Treue, weil sie die Liebe Christi dringet, daß in keinem Andern Heil sey, als in Christo. Da bliebe denn doch weiter nichts übrig, als daß man diese zuerst in aller Liebe zu überzeugen suchte, daß sie Unrecht hätten, und wollten sie sich nicht überzeugen lassen, daß man ihnen geböte: „Ihr Ruhestörer, schweigt!“ und wenn das auch nichts hülfte, daß man sie einsteckte, und wenn sie immer wieder entkämen, daß man kurzen Prozeß machte, und diesen Feinden aller Freiheit endlich die Köpfe abschlug, und wenn darauf ihrer nun immer Mehrere würden, so wäre das alles wieder vergeblich, und Uhlisch müßte am Ende einsehen, daß sein Weg doch nicht zum Ziele führte. Wenn er aber nun sich hinsetzte, und läse seine Bibel ordentlich und studirte daneben Kirchengeschichte ordentlich, so könnte er alle diese vergeblichen und gefährlichen Versuche sich ersparen, und würde von vorn herein einsehen, daß, wenn irgend die Menschen zusammenzubringen sind, es nur dadurch geschehen kann, daß sie von Herzen an Jesum Christum glauben, durch den Glauben sich zu Gott bekehren, und auf diesem Grunde sich in Liebe vereinigen. Er würde dabei freilich gewahr werden, daß auch unter denen, welche diesen Glauben bekennen, Viele wären, die nicht Friede hielten, und der Zwiespalt hier auch wieder ausbräche; da müßte er sich dann freilich trösten, daß wir hier noch auf der Erde lebten, wo allezeit unter dem Weizen auch Spreu gefunden wird, er könnte aber doch froh seyn, daß unter denen, die nun von Herzen glauben, eine Liebe gefunden wird, wie sie sonst diese Erde nicht gesehen hat, noch sehen wird, und daß den Übrigen denn doch der Weg gezeigt wäre, wie sie auch zu dieser Liebe hier in dieser Welt, in jener Welt aber zu ihrer Seelen Seligkeit gelangten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg. Berichtigung der in Nr. 7. dieser Zeitung gegebenen Nachrichten.

Die dort aufgeführten fünf Artikel der neuen hier projectirten freien Gemeinde oder Sekte sind nicht von Herrn Wechsel, sondern von

Herrn Dr. Rupp verfaßt, der sich dazu in der Hartung'schen Zeitung bekannt hat. Daß der Prediger der Französisch-reformirten Gemeinde der Führer derselben werden wolle, ist unbegründet; vielmehr will derselbe von der Gemeinschaft der Evangelischen Kirche überhaupt und der Französisch-Reformirten insbesondere sich nicht lossagen. Die Sekte hat nach dem am 7. Januar merkwürdig verunglückten Versuch ihrer Constituierung, von der jene Nachricht Kunde gibt, sich doch nicht aufgelöst. Dr. Rupp hat vielmehr, was man nicht erwartete, dem Widerspruch gegen seine Propositionen in jener Versammlung nachgegeben, und unterm 10. Januar eine gleichfalls merkwürdige Retraction derselben in die Zeitung einrücken lassen. Hierauf ist in der folgenden Woche in einer zweiten, kleineren Versammlung eine Vereinbarung auf Grund jener fünf negativen Artikel (unter dem Titel: Was wir wollen und nicht wollen) zu Stande gekommen, in Folge deren Dr. Rupp zum Prediger gewählt worden, und schon am 18. Januar ein Gottesdienst auf dem Rathhause stattfinden sollte, der aber verboten worden ist, bis die staatliche Genehmigung erfolgt seyn würde. Diese wird gegenwärtig von ihnen noch gesucht, und es steht zu erwarten, wie sie nun ihr eigenwilliges Wollen und Nichtwollen realisiren werden.

Aus brieflichen Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten.

(Schluß.)

Mittwoch den 1. Oktober weckten mich aus dem erst gegen Morgen gefundenen Schlafe des Pastors leise Tritte, welcher kam, meine Stiefeln zu holen, um sie selbst zu reinigen, denn das Halten einer Magd würde ein Drittheil des 300 Dollar betragenden Gehaltes wegnehmen. Nachdem ich mit dem über die Amerikanischen Zustände gründlich unterrichteten Manne über diese und über die vaterländischen Verhältnisse mich lange unterhalten, und aus seinen Erzählungen von seinen persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen ihn immer mehr lieben und achten gelernt, gingen wir hinaus nach dem berühmten mount hope, dem schönsten Gottesacker, den ich je gesehen. Eine waltige Anhöhe, die höchste der Umgegend, ein wunderbar zerklüftetes Terrain, etwa hundert Morgen groß, wo Hügel und tiefeingeschnittene Gründe malerisch wechseln, hat diese Bestimmung. Friedlich unter den schattigen Bäumen zerstreut, bald tief im kleinen Thale, bald oben auf der Höhe, erheben sich die grünen Grabhügel, auf jedem ein bald prachtvolleres, bald einfaches, immer nur mit dem Namen der Verstorbenen und ihrem Todestage bezeichnetes Denkmal von weißem Marmor; an einer flacheren Stelle ist den Armen ihre Ruhestätte angewiesen. Von dem höchsten Punkte hat man eine weite Aussicht auf die statthal in die beiden Ufer des Genesee sich lehrende Stadt und das fruchtbare, weit sich erstreckende Flußthal, nach der andern Seite über ein flaches, von einem dunkeln Waldgürtel begrenztes Land, bis zu den Wassern des Ontariosees. Um 4 Uhr verließ ich denn das mir im lieben Angedenken stehende Rockester, um auf der Eisenbahn das 75 Meilen entfernte Buffalo zu erreichen. So lange die Tageshelle es gestattete, sah man ein ebenes, schon vielfach angebautes Land, abwechselnd mit Waldstrecken, unter denen man in diesen Gegenden sich aber ja keinen Urwald denken darf. Aber das haben diese Wälder vor den unsrigen voraus, daß sie, besonders jetzt im Spätherbst, einen unaussprechlich lieblichen Farbenschmuck tragen, denn der Baumgattungen sind unzählige (gibt es doch allein zweihundert verschiedene Gattungen von Eichen), und jeder Baum bietet eine andere Färbung der Blätter dar. Vorherrschend ist neben dem Grün, oder jetzt sogar vor dem Grün, das Roth, vom brennendsten Feuer= bis zum dun-

kelfen Braunroth, und über alle Maßen herrlich ist es zu sehen, wenn diese Farben im Schein der Morgen- oder Abendsonne erglänzen. Aber diese Wälder mit ihrer Todtenstille in ihrem abendlichen, auf baldiges Hinsinken deutenden Schmucke, sie haben etwas unbeschreiblich Melancholisches, Wehmuth Erregendes. — Reise schließt der Bahnzug auf der mit Unkraut und Dornen bewachsenen, oder mit Blättern bedeckten Bahn dahin, kein Mensch ist auf demselben zu sehen, denn alle unsere Wagenmeister, oben und unten, kennt man nicht, der einzige Condukteur geht durch die Wagen hindurch von dem einen Ende des Zuges bis zum anderen auf und ab, der Lokomotivführer ist durch ein kleines Dach über seinem Plaze geschützt und verdeckt, das widrige Pfeifen unserer Lokomotiven wird nicht gehört, nur Nachts warnt eine Glocke, die auf dem Kessel angebracht ist, die Begegnenden. Aber ich lobe mir doch unsere Vorsicht, unsere Bahnwärter und Schlagbäume, denn es geht buchstäblich kein Tag in den Vereinigten Staaten vorüber, wo nicht Menschenblut an einer Lokomotive klebt, und keine Woche, wo nicht ein Zug von den unsicheren Schienen abspringt; jede Zeitung berichtet von einem railway accident irgendwo, und seit meinem Hierseyn erinnere ich mich von vier Dampfschiffen gelesen zu haben, die verunglückten, das eine verbrannt, zwei gesprengt und eins auf den Sand gesetzt. Doch braucht man nicht furchtsam zu seyn, da solche Unfälle meist nur die schlechten Nebensfahrzeuge, nicht aber die großen sicheren Boote der Hauptlinien treffen.

Von den separatirten Lutherischen Geistlichen ist nur noch einer hier. Von Ehrenström, dem gepriesenen Märtyrer, hörte ich in Syracuse Näheres. In Buffalo angekommen, hat er, des Polemisirens einmal bedürftig, und keinen anderen Gegenstand hier findend, seinen Collegen Grabau angegriffen, dieser erwidert mit Ehrenström's Excommunication, worauf Ehrenström den Grabau excommunicirt. Bald geräth er in immer ärgere Verirrungen, er verbrennt alle seine Bücher, bis auf das Alte und Neue Testament im Urtex; statt zu predigen, lehrt er seine Leute nach Kräften Griechisch, und der jedesmal mit Freuden geschrei aufgenommene Nachweis der Stellen, wo Luther falsch übersetzt, macht den Hauptgegenstand der gottesdienstlichen Versammlungen aus, er selber zieht Stiefeln an, die bis an den Leib reichen, kleidet sich mit seinem Hausen in ein Talar ähnliches Gewand mit Gürtel (nach Art Johannes des Täufers) und wandert dann mit ihm nach Wisconsin, wo sie zusammen eine Niederlassung haben, und Haupt- und Barthaar lang wachsen lassen. Seitdem führt der einzige Pastor der hiesigen Gemeinde, Grabau, ein eisernes Regiment über dieselbe, hat ihnen ein Joch aufgelegt, ärger als das päpstliche. Sein Fanatismus, mit dem er z. B. noch vor Kurzem M. S. Franke zur Hölle verdammt hat und besonders den Neumärkischen Auswanderern (ihrer verfluchten Pfeiserei wegen, um derentwillen sie noch Gottes Strafe treffen müßte, bis sie gut Lutherisch geworden) auf das Härteste zusetzt, seine Härte und Herrschucht überhaupt hat aber jetzt eine Gährung hervorgebracht, die einen Theil der Gemeinde veranlaßt hat, eine Trennung und Verursung eines anderen, nicht altlutherischen Geistlichen vorzubereiten. — Von den Englischen kirchlichen Gemeinschaften rede ich jetzt nicht, doch ist mir der Blick in die gar verwickelten und zerrissenen Verhältnisse bei eifrigem Nachforschen immer klarer geworden, und ich bin eifrigst bedacht, für künftige genauere Mittheilungen, als die so eben flüchtig gemachten, überall die Materialien zu sammeln. Als Hauptaufgabe, deren Vervolg allein mir den oft gefühlten Mangel der Berufsarbeit ersetzen kann, sehe ich indeß die genaueste Erforschung der Zustände unserer Deutschen Landleute über das ganze Gebiet der Vereinigten Staaten an, und in dieser Beziehung hat die freundliche, ja freudige Aufnahme, die bereitwilligste

Unterstützung, die ich von Seiten der Deutschen Geistlichen überall gefunden, mir schon die Überzeugung gegeben, wie sehr die Hilfe gewünscht wird, deren dringende Nothwendigkeit so sehr auf der Hand liegt. Für den Staat New-York könnte ich schon vier Candidaten ziemlich geordnete Wirkungskreise nachweisen in Gemeinden, die 20 bis 30 und mehr Meilen von dem sie jetzt versorgenden Pfarrer entfernt sind, und New-York ist einer der am meisten kultivirten Staaten. Außer den Albrechtsleuten und Methodisten ziehen besonders die Katholiken viele Deutsche in ihre Gemeinschaften, zwei Drittheil derselben gehören überhaupt der katholischen Kirche an. Die reisenden Fortschritte dieser Kirche, der grimmige, fanatische Haß, den ihre Ueiber, besonders die Irländer, gegen die protestantischen Kirchengemeinschaften hegen, die Furcht, daß der katholische Einfluß einmal, und in nicht zu langer Zeit, widerstandlos die ganze Union beherrschen werde, hat übrigens die Amerikaner gar sehr in den Harnisch gebracht, so daß sogar Vereine entstanden und Comités, aus den verschiedenen kirchlichen Gemeinschaften zusammengesetzt, sich gebildet haben, um gegen den gefährlichen Feind auf der Warte zu stehen, und zu operiren. Allgemein ist man der Ansicht, daß baldige blutige Collisionen nicht ausbleiben können; die katholische Kirche wird von lauter Europäischen hergekommenen Jesuiten schlaun und consequent geleitet, sie hat eben in den anderthalb Millionen Irländern, die willenlose und zum tiefsten Haße aufgereizte Werkzeuge sind, einen sicheren Hinterhalt, und wagt immer kühner und herausfordernder aufzutreten; in Bezug auf die gemischten Ehen verfolgt sie die allerstrengsten Grundfätze, sie geht so weit, daß sie ihre Convertiten aus Englischen Denominationen immer erst wieder taufte, und daß man einem von seinem evangelischen Glauben abgefallenen, von Barmen gesandten Prediger bei seinem Uebertritt unter vielen verfluchenden Ceremonien öffentlich in der Kirche den Talar abriß, und ihn durch die Taufe in die Kirche aufnahm; dieser Convertit, Dertel, gibt in Cincinnati ein fanatisches katholisches Blatt in Deutscher Sprache heraus. Dem Fanatismus der Katholiken, der schon öfter zu blutigen Austritten geführt, steht aber ein täglich wachsender, auf Furcht gegründeter, Haß der Amerikaner entgegen, den ich oft sich aussprechen hörte. In Rochester wird eine prachtvolle katholische Kirche gebaut, wie gewöhnlich von Europäischem Gelde, das von der Propaganda in Frankreich und aus dem katholischen Deutschland zu Hunderttausenden herübergeschickt wird; auf die Frage, warum man die Mauern so ungewöhnlich stark aufführe, erwiderte der Werkmeister: weil die Anderen sie uns sonst niederbrennen, und es ist wahr, die Amerikaner sind fest entschlossen, sobald der Bau fertig ist, ihn in die Luft zu sprengen. — Im Einklang mit einander handeln in diesem Streite Presbyterianer, Congregationalisten, Methodisten und Baptisten, weniger die Episkopalkirche, die eher im Gegensatz zu den Genannten steht, und jetzt durch betrübende Zustände und Vorfälle in ihrem Schoße genugsam in Anspruch genommen ist. Nicht nur, daß eine sehr angewachsene high church mit der low church im Kampfe steht, zwei ihrer ersten Bischöfe, der von New-York und der von Pennsylvania, beide in der Kirche hochstehend durch Persönlichkeit und durch Bildung, zwei Brüder Dnberont haben ihrer Unsittelichkeit wegen suspendirt werden müssen, und vor einigen Tagen hat eine in New-York zusammengetretene Synode das Urtheil der Absehung über den ersten ausgesprochen. Die Verhandlungen füllten die Spalten aller Zeitungen, bis jetzt der „Mormonentkrieg“ im Staate Illinois die Zeitungsleser in Alarm gebracht hat. Einzelne Uebergiffe des von seinem wahnwitzigen religiösen Strangespinnste trunkenen Hausens, dessen Leiter einen religiös gefärbten Staat im Staate unter ihrem Einfluß bilden möchten, haben das Volk

aufgehört, so daß es über hundert Häuser der Mormonen niedergebrannt hat und laut erklärt, es werde nicht eher die Waffen niederlegen, als bis es jene zum Lande hinausgebracht. Aber die letzteren haben, neunhundert Mann stark, unter der Anführung eines Sheriffs ihrer Partei, den Sieg gewonnen, und die Gegner über den Mississippi, nach Missouri, gehetzt, und haufen nun wie die Sieger in Feindesland. Wieder ein Zeichen der Ordnung im freien Amerika, wo täglich und meist täglich mehrere Mordthaten als Curiosum mitgetheilt werden, und eine Legion Spikbuben ungestört ihr Handwerk treiben, an allen Bilettofficien der Eisenbahn lauern, und jetzt besonders auf den Dampfschiffen Geschäfte machen, von keiner Polizei irgendwie gestört. Doch solcher Einzelheiten ungeachtet, muß man staunen, mit welcher Haltung und Ruhe bei der unbundensten Freiheit das souveräne Volk sich selbst regiert, nur der tiefe religiöse und sittliche Fehls, dessen Mangel unser Volk, bei gleicher Freiheit der bürgerlichen und kirchlichen Institutionen, in bodenlose Anarchie und Verwirrung stürzen würde, macht dies erklärlich.

Buffalo, den 9. Oktober 1845.

Nachmittags besuchte ich einen der beiden Deutschen Geistlichen, welcher vor Kurzem aus dem Lande hergezogen, sich bitterlich beklagte, daß er so sehr verbauert sey, und wirklich, er hatte etwas Kalibanartiges im Busche bekommen, durch welches man indeß den inneren Kern, ein innig gläubiges Herz, hindurch erkannte. Seine Lebensgeschichte hatte viel Rührendes. Er war vor achtzehn Jahren, nachdem er seine theologischen Studien in Tübingen vollendet, von der Baseler Gesellschaft nach London gesandt, um dort seine Dienste als Missionar anzubieten, da hatte er den Beruf nach Amerika gewählt, und dafelbst erst als Missionar eine Thätigkeit gefunden, bis eine Gemeinde ihn berufen. Dort hatte er nun funfzehn Jahre armen Ansiedlern gepredigt, selbst so arm, daß er hatte von Morgen bis zum Abend die schwere Arbeit eines Bauern hinter dem Pfluge, und mit der Art und bei dem Vieh verrichten müssen, um von seinem Stück Landes so viel zu erwerben, als ihn und die Seinen vor dem Verhungern schützte. Und als es nicht hingereicht, und er um den schlechten Rock, den er getragen und die Kleider seiner Kinder vom Schneider war viel gemahnt worden, da hatte er ihn gebeten, Gebuld zu haben, und ihm angeboten, für die Summe Arbeit zu leisten, und siehe, der Knecht Gottes hatte für seinen Gläubiger zwanzig Haufen Holz klein gehackt, die Schuld abzuverdienen. Aber eine neue Prüfung war über ihn verhängt worden; er pflegte zwanzig Meilen weit entfernten Deutschen Ansiedlern zu bestimmten Zeiten zu predigen, und auf einem solchen Amtsrüte waren ihm im harten Winter Füße, Hände und Ohren erfroren; auf dem anderen hatte er sich ein Augenleiden geholt, das ihn dazu noch blind machte auf drei Jahr. Da, sagte er, mit seinem noch trübten Auge gen Himmel blickend, da habe ich aber gefunden, was all das bittere Elend mich leicht ertragen, ja mitten in der Trübsal fröhlich seyn ließ, meinen Herrn und Heiland habe ich da erst aus Erfahrung kennen gelernt. Endlich hatte er in des liebevollen Mühlhäuser's Hause in Rochester ein Unterkommen, und bei einem dortigen Arzt nach langer Kur Heilung gefunden, und nachdem er noch eine Zeitlang sein Amt verwaltet, war er nach Buffalo gekommen, sehr erfreut, jetzt wieder an seiner Fortbildung arbeiten, oder, wie er meinte, nachdem er über alle Bauernarbeit ganz zum Bauer geworden, wieder von neuem anfangen zu können. Jetzt war mir das Kalibanortige erklärlich, das stiere Auge, der lahme Gang, das stumpfe Gehör, die ungelene Sprache, aber ich beugte mich in Demuth vor dem Manne, der mir Ehrfurcht einflößte.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 7. Februar.

N^o 11.

An die protestantische Deutsche Conferenz in Berlin. Offenes Sendschreiben, ehrerbietigst überreicht von Uhlisch in Magdeburg. Wolfenbüttel, 1846.

(Schluß.)

Das Letztere aber bleibt für uns arme Menschen hier in dieser sündigen Welt die Hauptsache; das ist aber eben auch der Hauptfehler, daß Uhlisch hieran nicht denkt, wie doch ein Prediger des Evangeliums daran am ersten und allein denken sollte. Dächte er daran, so würde die Sache ganz anders kommen, und er würde alle seine Träumereien von Toleranz und Freiheit fahren lassen, und würde bei dem Evangelium bleiben, und denken, es ist einmal der Seelen Seligkeit nicht anders zu gewinnen, als bei diesem Christo, der nun freilich auch gesagt hat: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert und den Sohn zu erregen wider den Vater, und die Tochter wider die Mutter, und die Schnur wider die Schwieger und des Menschen Feinde müssen seine eigenen Hausgenossen seyn.“ Und so werden wir uns denn schon darüber trösten müssen, wenn auch noch mehr Zwiespalt und noch mehr Sekten entstehen dadurch, daß wir fest bleiben bei diesem Christo, wollen diesen wenigstens darum nicht aufgeben, wenn auch die protestantischen Freunde sich nicht mit uns vertragen könnten um diesen Christus, und aus der Kirche ausschieden, die ihn nicht lassen will.

Es macht Uhlisch beiläufig noch große Sorge (S. 14.), wie das nun werden solle, wenn die Kirche die Lichtfreunde ausgeschieden hätte und doch noch nicht überall Gemeinden der freien Ansicht beständen, wohin die freisinnigen Leute mit ihren Bedürfnissen sich nun wenden sollten. Ich glaube, er hat sich darum so große Sorge nicht zu machen. Die Erfahrung zeigt, daß diese freisinnigen Leute sich nicht grade darum zu Tode grämen, wenn sie nicht zur Kirche und zum Abendmahl gehen können. Ihre Religion ist ja: „Thue recht, und scheue Niemand“, und die können sie auch ohne Kirche üben, wenn sie nur wollen, und fühlen sie sonst ein Bedürfnis der Andacht, so gehen sie in den freien Tempel der Natur, und die Blätter der protestantischen Freunde haben ja dafür gesorgt, daß sie hier genug Beziehungen auf das „höhere Wesen“ finden, das sie allein anbeten wollen. Würden diese Leute durch ein anderes Bedürfnis aber auch getrieben, in eine Kirche zu gehen, wo das Wort Gottes nach alter Weise verkündigt wird, so wäre das wohl kein so großes Unglück, es ginge ihnen vielleicht wie Saul, der seines Vaters Gefinnen suchte und eine Krönung fand.

Aber noch mehr ist Uhlisch für sich, Wislicenus, Rupp,

David Schulz und Andere besorgt (S. 21.), wenn nun die alten Ordnungen und Bekenntnisse der Kirche durch die Conferenz wieder zur Geltung gebracht werden sollten. „Wo finde ich meine Stelle, der ich mir bewußt bin, meine Seele stets der Wahrheit offen gehalten zu haben, und für das Reich Jesu in voller Hingebung zu seyn, dem es also Niemand verargen kann, wenn ich mich des heiligen Geistes theilhaftig glaube?“ fragt er. Wir wollen jetzt hinwegsehen über die tausendmal wiederholte Versicherung Uhlisch's, daß er sich der Wahrheit stets offen gehalten habe, und dabei nicht denken an den Ausspruch des Herrn: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme“, es gehört aber jedenfalls viel Selbsttäuschung dazu, wenn sich Uhlisch nicht des Geistes, sondern des heiligen Geistes theilhaftig glaubt, des Geistes, den er (S. 17.) ausdrücklich als den Geist Christi bezeichnet, der den Jüngern Christi verheißen. Ja noch mehr, er stellt sich, die vorhin genannten, und alle Vertreter des Rationalismus den alten Propheten, dem Paulus, den Märtyrern gleich, welche die herrschende Kirche verfolgt habe (S. 17 bis 20.), und zwar warum? Weil diese alle, wie der Rationalismus Vertreter des „Neuen, des Flüssigen“ gewesen wären. Was würden die alten Propheten, was Paulus, was Savonarola, was Huß, welche Uhlisch ausdrücklich nennt, wohl sagen, wenn sie sich auf einmal in der Gesellschaft eines Uhlisch, Wislicenus, David Schulz und Rupp erblickten, ja, wenn sie sich von diesen auf einmal als Brüder begrüßt sähen! Die Sache ist freilich ernsthaft genug, aber ich sollte denken, Uhlisch hätte selbst des Lächelns sich nicht erwehren können, als er diesen Passus niederschrieb, wenn ihm nicht die Feder aus der Hand gefallen wäre bei dem Andenken an Pauli Wort: „Aber so auch wir oder ein Engel vom Himmel euch würde das Evangelium predigen, anders, als wir euch gepredigt haben, der sey verflucht. Wie wir euch jetzt gesagt haben, so sagen wir euch abermal: So euch Jemand Evangelium predigt, anders, denn das ihr empfangen habt, der sey verflucht“ (Gal. 1, 8. 9.).

Doch ein solches Wort fällt Uhlisch nicht ein, denn er ist allen Ernstes beflissen, den Glauben, den Paulus gepredigt hat, unter dem Namen der alten Dogmatik abzubringen und sagt eben deshalb der Conferenz, das wäre eine würdige Aufgabe für sie, einen Organismus für die Kirche zu finden, wo die Subjektivität, das heißt natürlich nichts Anderes, als die lichtfreundliche Subjektivität, ihren geselligen Spielraum hätte (S. 22.). Das müßte allerdings eine Kunst seyn, eine Kirche Christi construiren, und doch dem Unglauben gesellig darin Recht geben; denn bis jetzt hat noch Keiner solch ein Ding erfunden,

wird auch wohl nicht geschehen, wenigstens noch viel später, als die Quadratur des Kreises erfunden seyn wird. Wir wollen darüber eben so wenig noch ein weiteres Wort verlieren, wie über die Beschreibung, welche Uhlich (S. 29.) von dem Glauben „der alten Dogmatik“ gibt. Aber tief betrübend ist es, wie er hier die Grundlehren des Evangeliums behandelt, und wie geschickt er grade die Seiten derselben hervorzufehren weiß, welche dem natürlichen Menschen am anstößigsten sind, damit er nur immer die Frage wiederholen kann: „Hat etwa das Herz unserer Zeit nicht Recht, sich gegen einen solchen Glauben zu empören?“ Was soll man davon denken? Eine recht eigentliche Volksaufwiegelung gegen den Glauben der Bibel, der Kirche ist es; und selten hat einer so das Geschick gehabt, den Schein der Wahrheit mit der tiefsten Lüge zu vereinigen, als eben Uhlich, und wenn man seine Worte liest, so schwankt man immer zwischen den beiden Fragen: „Meint es der Mann ehrlich, oder hat er seine Absichten?“ Wir wollen an das achte Gebot denken, und auch hier alles zum Besten kehren; aber dann kann man sich doch nicht genug über die gränzenlose Verblendung und die namenlose Unwissenschaftlichkeit des Mannes verwundern, wenn man ihn so über den Glauben der Evangelischen Kirche reden hört, wie er redet. Wenn er auch weiter keine theologischen Studien machen wollte, so sollte er doch wenigstens nur einmal den Hutterus redivivus von Hase vornehmen, und wenn nur noch ein wahres Wort an seiner bis zum Überdruß wiederholten Äußerung wäre, daß er der Wahrheit sich stets offen erhalten habe und erhalte, wenn nur auf einen Augenblick der Schleier der Selbstgefälligkeit, der Abgeschlossenheit, der unüberwindlichen Eingenommenheit gegen den wahren Glauben bei ihm zerrisse, man sollte denken, es wäre nicht mehr möglich, daß er noch so fade und zugleich so gefährliche und verführerische Urtheile über diesen Glauben fällte, wie wir sie hier lesen. Und zugleich würde es ihm doch auf's Gewissen fallen, einen Glauben, dessen Tiefe er nie geahnet, an den die tiefsten Denker und die treuesten und besten Menschen ihr ganzes Glück, ja ihr Leben gewandt haben, so dem Gespötte des Volks preiszugeben, wie er es, freilich mit ernster Miene, doch eigentlich thut, und noch dazu als ein Prediger des Evangeliums, als ein Diener der Evangelischen Kirche!

Ist Uhlich über den Inhalt des Glaubens ganz im Unklaren, so fürchten wir, daß er über das Gebiet, welches er zur Zeit beherrscht, doch auch noch in einiger Täuschung begriffen ist. Wir müssen ihm freilich zugestehen, daß der Unglaube im Volke tief Wurzel geschlagen hat, besonders da, wo Uhlich wirkt, in Magdeburg, und daß es auch noch Geistliche gibt, welche ihm anhangen. Es ist die natürliche Frucht der Saat, welche auf den Lehrstühlen der Universitäten, den Kathedern der Schulen und den Kanzeln so lange, lange Zeit hindurch gesäet ist. Aber wir meinen, Uhlich hätte es nicht noch schlimmer machen sollen, als es leider schon ist. Auf den Kanzeln, wie auf dem Gebiete der Wissenschaft, ist die Herrschaft des Rationalismus gebrochen, das ist eine Thatsache, die Uhlich

nicht hinwegzulegen kann. Anders ist es allerdings mit dem Volke, besonders in der Provinz Sachsen. In den anderen Provinzen auch nicht so, z. B. in Pommern hält das Volk im Ganzen noch fest an dem Glauben der Väter; und selbst das Landvolk der Provinz Sachsen ist besonders da, wo noch die alten Gesangbücher geblieben sind, bei weitem der Mehrzahl nach auch noch diesem Glauben zugethan, und es sind hier nur die Gebildetenwollenenden, die Neumodigen, die sich in jeder Beziehung der alten Sitte schämen, welche mit dem neuen Lichte der Aufklärung nun auch wollen geschmückt seyn. Solche wird Uhlich auch nur in seinen Versammlungen gesehen haben. In den größeren und kleineren Städten ist man allerdings „freisinniger“. Wenn aber Uhlich sagt, daß bei der großen Zahl derer, welche noch nicht in's Klare über ihren Glauben gekommen sind, er mit seinem Glauben grade den größten Anklang finde, wie er denn sonntäglich wahrnehme, daß sich Leute in seinen Predigten erbauen, welche bisher bei ihren Nachbarn für Altgläubige galten, so mag ihm darauf eine Thatsache zur Antwort dienen, welche nur der Ausdruck von vielen ähnlichen ist. Es ist auch einmal eine Frau in Uhlich's Predigt gewesen, und versichert, als sie heraus kommt, sie habe sich erbaut. Als sie aber nun hört, er glaube, Jesus sey bloß ein Mensch, so erschrickt sie und sagt, nein, meinen Glauben mag ich mir nicht nehmen lassen. Übrigens ist Uhlich wirklich noch zu kurze Zeit in Magdeburg, um über seine Zuhörerschaft ein genügendes Urtheil fällen zu können, und es ist doch erst noch die Frage, ob diejenigen, welche er als vermeintliche Altgläubige bezeichnet, für immer seine Zuhörer bleiben werden.

Wenn Uhlich nun weiter meint und sich darüber sehr weitläufig ausläßt, daß damit nichts ausgerichtet sey, daß man den Glaubenszwang einführe, so müssen wir ihm allerdings darin beistimmen, und eben so darin, daß die Heuchelei ein furchtbares Laster sey, und daß dies Laster der Kirche großen Schaden gebracht habe. Aber wie kann er nur daran denken, daß die Conferenz gesonnen seyn möchte, solchen Glaubenszwang einzuführen! Es handelt sich nur darum, der Evangelischen Kirche, als einer einfachen historischen Erscheinung, wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Uhlich kann dies freilich nicht begreifen, denn er hat und will keinen Begriff haben von der Kirche. Er wiederholt es, was er schon in Rößen gesagt: „Aller Gräuel, der die Geschichte der christlichen Kirche besetzt, ist er nicht dadurch entstanden oder doch verschlimmert worden, daß man den Begriff der Kirche so hoch stellte?“ Trotz aller Erfahrung träumt er immerfort von einer Allerweltsreligion ohne alles bestimmte Bekenntniß, welche doch nie und zu keinen Zeiten eine Gemeinschaft gestiftet hat! Das müßte ihn doch bedenklich machen, es müßte ihm doch einfallen, daß die Leute in den vergangenen Jahrhunderten auch Leute gewesen sind, die etwas gewußt und gekonnt haben, und daß doch wohl schon früher auch Etlichen dieselben Gedanken gekommen sind, die er und seine Genossen jetzt für so neu ausgeben; aber die Sache ist nicht gegangen. Ist denn nun einmal keine Hülfe, müssen immer

Kirchen entstehen und da seyn mit bestimmten Bekenntnissen, wiß soll denn die Evangelische Kirche dazu kommen, allein keine Kirche zu seyn und kein Bekenntniß zu haben? Sie ist dadurch schon lange genug ein Spott der anderen Kirchen gewesen, daß sie in der letzteren Zeit in ihrem Bekenntniß so zerfloßen war. Und wenn jetzt nun überall das Streben wieder sich regt, dem Bekenntnisse derselben, welches ja historisch und rechtlich noch da ist, zu seinem Rechte zu verhelfen und dadurch ihr wieder eine Gestalt zu geben, so ist dieses Streben nicht ein Erzeugniß der Willkühr, wie Uhlich meint, sondern es geht aus einem wesentlichen tiefen Bedürfnisse, aus einem tiefen Wahrheitsgefühl, aus dem Gefühle des Lebens hervor, welches die lang erstorbene Kirche wieder zu fühlen beginnt. Aber das ist allerdings auch wahr, daß nur dieses Leben das rechte Bekenntniß wieder erzeugen kann. Und es ist Weisheit vonnöthen, und die größte und schwierigste Aufgabe des Kirchenregiments, beides in rechten Einklang zu bringen. Aus der Würdigung dieser Verhältnisse ist es auch hervorgegangen, daß so viele Männer, welche auf gläubigem Standpunkte stehen, als Bekenntniß der Kirche nichts als das formale und materiale Princip der Evangelischen Kirche wollen festgehalten wissen, indem sie es versäumen, sich den Unterschied zwischen dem Bekenntnisse der Kirche und der Handhabung desselben recht klar zu machen. Aber das ist ja Uhlich auch schon zu viel, denn er sagt, „daran knüpfen sich ja wieder eine Menge anderer Lehren als wesentliche Voraussetzungen und notwendige Folgen, und so hätte man wieder, bis auf einige Nebendinge, den ganzen Inbegriff der Dogmatik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts von der Erbsünde bis zur Wiedergeburt“. (Also die Wiedergeburt, von der der Herr Joh. 3. so deutlich lehrt, gehört auch in die Dogmatik des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts??) Er will, wie schon gesagt, vollkommene Willkühr, aus bloßer Furcht vor der Heuchelei, welche da kommen müsse, wenn die Kirche wieder ein irgendwie bestimmtes Bekenntniß aufstellte. Wir fragen ihn aber, was geschehen würde, wenn nun er mit den protestantischen Freunden zur Macht käme, wenn sie ihr Glaubensbekenntniß aufsetzen (und sie haben ja schon in ihren „Sähen“ ein solches bekannt gemacht) und danach regierten und die Stellen in der Kirche besetzten? Würden sie dann etwa nicht immer vorzugsweise die Stellen denen geben, welche ihren Glauben theilten und die Anderen zurücksetzen? Und würde nun für diese Letzteren nicht auch wieder die Gefahr der Heuchelei da seyn? Uhlich muß daraus erkennen, daß diese Gefahr bei einer herrschenden Kirchengemeinschaft durch nichts beseitigt werden kann, daß sie bei der Beschaffenheit der menschlichen Natur hier allemal ein notwendiges Ubel ist, eine Frucht der bösen Sünde. Am meisten wäre man vor derselben noch da gesichert, wiewohl auch nicht ganz, wo man, wie in Nordamerika, ganz auf eine herrschende Kirche, eine Staatskirche, verzichtete und vollkommene Religions- und Sektensfreiheit gestattete. Aber diese scheint Uhlich selbst nicht zu wollen, weil er doch durchaus nicht aus unserer Kirche ausscheiden will. Und allerdings hat eine solche

Gestaltung des religiösen Wesens so viele Schattenseiten, daß man Bedenken tragen muß, sie zu wünschen; auch wird's in Deutschland schwerlich je dazu kommen.

Uhlich schließt, indem er in hohen Worten die hohe Aufgabe, welche unserer Zeit, und theilweise auch der Conferenz gestellt sey, schildert, nämlich eine religiöse Vereinigung auf den ewigen Grundlagen des Evangeliums, welche er in den drei Worten, Gerechtigkeit, Lauterkeit und Liebe zusammenfaßt, zu stiften. Er verkennet nicht die Schwierigkeiten, welche die Lösung dieser „schönen Aufgabe“ finden würde. Wenn er sie aber ganz zu würdigen verstünde, so würde er die Aufgabe gar nicht stellen, wenigstens mehr Ernst machen mit den Worten „ewige Grundlagen des Evangeliums“, als er es nach alle dem, was er zuvor gesagt, thut; er würde zu dem wahren Grunde der Evangelischen Kirche, welche wirklich auf den ewigen Grundlagen des Evangeliums ruhet, zurückkehren und dann dürfte er allerdings nicht zweifeln, daß es den Bemühungen wahrhaft evangelischer Prediger, und eines wahrhaft evangelischen Kirchenregiments mit der Zeit gelingen wird, auf diesem Grunde wieder eine wahre Evangelische Kirche zu erbauen, kraft der Verheißung ihres Hauptes: „Und die Pforten der Hölle sollen meine Gemeinde nicht überwältigen!“

Nachrichten.

Sendschreiben der Freien Kirche in Schottland an ihre Glaubens- und Streitgenossen in Holland.

(Nach dem Originalschreiben übersetzt von dem Cand. Adolph Dammann im Haag.)

An Herrn Dr. med. A. Capadose im Haag.

(Auszug aus einem längeren Schreiben.)

Wenn es Ihnen in irgend einer Weise zur Förderung der Wahrheit und Ermuthigung der Freunde dienlich erscheint, so wird es Ihrem Ermessen überlassen, diesen Sendbrief ganz oder theilweise zu veröffentlichen. Ihre Kenntniß von dem Zustande der Angelegenheiten in Holland wird Sie in den Stand setzen, das Geeignete zu thun.

Glasgow.

Eneas M. Rait.

Ihre und hochgeachtete Brüder in Christo!

Es ist uns ein großes Vergnügen, dieses Schreiben an Sie zu richten, um Ihnen das Interesse zu bezeugen, welches wir sowohl für Sie, als für die anderen gläubigen Glieder der Holländischen Kirche haben, und zugleich durch unser geringes Zeugniß zum Beharren in Ihren Bemühungen Sie zu ermuthigen, auf daß der Irrthum bestritten und das Reich des Erlösers ausgebreitet werde; auch hoffen wir zugleich, von Ihnen eine brüderliche Antwort zu erhalten, um zu erfahren, welche Mittel von Ihnen in Holland angewendet werden zur Förderung der Sache des Kreuzes.

Es sind verschiedene Umstände, ihre Freunde, die uns Ihr Vaterland sehr wichtig erscheinen lassen. — Der edle Kampf, in welchen die Holländer verwickelt waren zur Zeit der Reformation unter ihrem tapferen Führer, dem Prinzen von Oranien, als sie heldenmüthig den Herren Philipp's II. von Spanien widerstanden, und endlich nach manchem verzweifelten Kampfe dahin gelangten, mit der Unabhängigkeit

ihrer Republik sowohl für sich selbst, als für ihre Nachkommenschaft den unschätzbaren Segen religiöser Freiheit sich zu sichern — diese Kämpfe haben Ihre Landsleute allen Freunden des Vaterlandes und der Religion theuer gemacht. In späterer Zeit, als der Sturm der Verfolgung durch unser Vaterland wüthete und schier Alles, was edel und ehrwürdig in seinen Einrichtungen war, verwüstete und vernichtete, und die ausgezeichnetsten Prediger, die nicht das Schlachtopfer jener Verfolgung geworden waren, in fremde Länder vertrieb: waren es die Christen in Holland, welche die vertriebenen Knechte Gottes herzlich empfingen und ihnen ein sicheres Asyl anboten. Als man nach einem protestantischen Fürsten sich umsah, der unser Großbritannien regieren und für immer von dem Britischen Throne ein Königl. Geschlecht entfernen sollte, dessen letzter Stammhalter sich zum Ziele gesetzt hatte, unsere Freiheiten zu vernichten und den Protestantismus unter uns zu verwüsten: da war es Holland, wohn unsere Führer sich wendeten und von wo sie König Wilhelm herüberbrachten, dessen Regierung der Anfang einer Reihe von Triumpfen und Segnungen war, die bis dahin von der Britischen Nation noch nicht gekannt waren. Und welch' inniges und lebendiges Interesse hatten nicht unsere Vorfahren für die Kirche, deren Lehre und Verfassung so genau ihrer eigenen entsprachen, und deren gegegneter Einfluß sich über alle Theile des Landes verbreitete, da von den Lehrstühlen ihrer Hochschulen herab laut und kraftvoll die Wahrheit verkündigt wurde. —

Aber, Brüder, je größer das Interesse war, womit wir die Holländische Kirche zu betrachten pflegten, um so größer ist jetzt unsere Betrübnis, mit welcher wir, und nicht wir allein, sondern eine Menge von Protestant in anderen Ländern, die Abweichung von der Wahrheit bemerken, welche sich in den letzten Jahren unter Ihnen gezeigt hat. — Wir reden hier nicht von der traurigen Abnahme des Eifers und der Wärme in Sachen der Religion, — von dem Mangel an jener lebendigen und evangelischen Gottesfurcht, durch welche Ihre Väter sich auszeichneten, und welche, wie es denn auch seyn muß, aus gesunder Lehre entsprungen, in's Herz aufgenommen, ihren höchsten Ruhm ausmachte; — denn ach! trotz all' unseren äußerlichen Fortschritten und deutlichen Beweisen, daß Gott in unserer Mitte wirkt, lebendig machend den Eifer, anfeuernd die Liebe seines Volkes, und kräftig erweisend sein Wort an den Herzen der Sünder: müssen wir dennoch bekennen, daß wir mit unserer Gottesfurcht weit zurückstehen gegen die Frömmigkeit der Väter unserer Kirche, und daß nur ein spärlicher Thau von göttlichem Segen auf uns herniederkommt, im Vergleich mit dem reichlichen Gnadenregen früherer Zeiten; — wir reden hier vielmehr von der Abweichung von jenen Haupt- und Fundamentallhren, durch deren treue Festhaltung Ihre Kirche sich früher so sehr auszeichnete. Es thut uns leid, zu vernehmen, daß die Lehre von dem göttlichen Ursprung und der gänglichen göttlichen Eingebung von Gottes Wort geläugnet oder verdunkelt wird, und daß damit ferner auch die Lehre, daß Jesus Christus der eingeborene Sohn des Vaters, in Wirklichkeit Jehovah ist, welcher mit dem Vater und dem ewigen Geist, wiewohl persönlich unterschieden, eins im Wesen und eben dadurch mit dem Vater und dem Geist der einzig lebende und wahre Gott ist, — daß diese Lehre, sagen wir, öffentlich geläugnet wird auf einigen Ihrer Lehrstühle, von welchen herab einst die Wahr-

heit gelehrt wurde, durch die das Verständniß von Tausenden Ihrer Landsleute erleuchtet und das Herz erfreut wurde. Wir fühlen mit Ihnen, geliebte Brüder, daß es von der äußersten Wichtigkeit ist, die Unverletzlichkeit und völlige Eingebung von Gottes Wort festzuhalten, allen denen gegenüber, welche das Wort betrachten, als bloß hervorgegangen aus dem Verstande des blinden und irdenden Menschen, oder auch wohl dafür halten, daß ein Theil desselben göttlichen, und ein anderer Theil nur menschlichen Ansehens sey; — festzuhalten ferner, daß alle Schrift von Gott eingegeben, daß wir verbunden sind, ohne Vorbehalt, allen Erklärungen der heiligen Schrift, wie der Stimme des ewigen Gottes selbst, ehrerbietig uns zu unterwerfen. Mit Ihnen fühlen wir auch, wie unaussprechlich wichtig es sey, die Gottheit des Sohnes Gottes zu verkündigen, von welcher die ganze heilige Schrift Zeugniß gibt, und aus deren unenblicher Herrlichkeit eine unaussprechliche Größe und Würde für den ganzen Erlösungsplan hervor spricht, da sie das Wunder seiner Menschwerdung über alle Begriffe erhebt und dem am versuchten Folge vergessenen Blute seine rechte Kraft und Wirkung gibt, nämlich Ruhe zu schaffen dem durch Sündenschuld beschwerten Gewissen, welches im Bewußtseyn des Zornes Gottes beben muß. Mit Ihnen fühlen wir auch die dringende Nothwendigkeit, die göttliche Natur des ewigen Geistes zu bekennen, dessen Wirken es durch alle Zeitalter hindurch gewesen ist, Herzen neu zu schaffen in Christus Jesus, Sünder aus dem Sündentode und aus dem Elende des Sündenfalles durch dieselbe allgewaltige Macht aufzumecken, durch welche er Christum aus dem Tode auferweckt hat; und wir können nicht anders, als lebhaft empfinden, daß durch die Verbreitung von Irrthümern, die zur Umstürzung dieser Lehrstücke dienen, der Glanz von Niederlands Kirche verdunkelt und ihr Ruhm vernichtet werden muß. Aber, geliebte Brüder, wenn wir mit Betrübniß vernehmen, daß diese Irrthümer in Holland verbreitet werden, so haben wir dennoch Ursach, Gott zu danken, daß noch viele Prediger und, wie wir hoffen, auch viele Gemeindeglieder da sind, welche dagegen einen Abscheu haben und Widerstand leisten, und daß eine kleine Vereinigung treuer Gläubigen im Schoße Ihrer Kirche sich gebildet hat, um gegen solche Abweichungen zu zeugen. — Zum Beharren in diesem Streite, um alles das, was von den Stiftern der protestantischen Kirche in Holland für höchst wichtige göttliche Wahrheit erkannt worden, ausrecht zu erhalten, und zum Widerstande gegen alles das, was Ihre Väter und die unsrigen für den allerschädlichsten Irrthum hielten, werden Sie ohne Zweifel genöthigt worden seyn durch Ihre eigene persönliche Überzeugung von dem, was Ihnen mit Gottes Wort übereinstimmend oder strengig erscheint; aber Sie werden dazu auch erweckt worden seyn durch das Andenken an die Schaa ren großer, weiser und heiliger Männer, die, seitdem der Sohn Gottes die Erde verließ, um zum Vater zu gehen und die Anbetung der himmlischen Heerschaaren zu empfangen, durch alle Jahrhunderte hindurch jene Wahrheiten, für welche Sie streiten, festhielten als ihren reichsten Schatz und herrlichstes Erbe theil, das sie ihren Nachkommen hinterlassen konnten, und die lieber bereit waren, den letzten Blutstropfen für dieselben zu vergießen, als sie zu verkünnen oder zu verdecken. —

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 11. Februar.

N^o 12.

Welche Bedeutung hat die Mission für die Kirche in einer Zeit, wo die letztere ihr ursprüngliches Wesen in ihrer Mitte ernstlich bedroht sieht. *)

Von jeher ist die protestantische Kirche die streitende gewesen. Sie war aber, als sie zuerst die geistigen, später die weltlichen Waffen der katholischen Kirche abwehrte, stark nach innen. Nur da war Gefahr, als, wie Spener sagt, die Maximen des Papstthums derselben anfangen zu gefallen, als sie unter dem Ausbau ihrer objektiven Gestalten, namentlich Bekenntniß und Lehre, vergaß Seelen zu retten, gerettete zu pflegen. Aber das Wort galt noch, der Altar stand noch, die Lehre war rein und lauter. Und als der Pietismus die Herzen an den lebendigen Christus wies, da kamen wieder Zeiten der Erquickung vom Angesicht des Herrn (Act. 3, 20.). Der Pietismus, wohl zugethan der Kirchenlehre, aber gleichgültig gegen die objektiven Gestalten der äußeren Kirche, nur darauf bedacht, eine ecclesiola von Wiedergeborenen zu gewinnen, brachte die Gläubigen in eine Art Parteilstellung in der Kirche, die noch heute an dem Namen des Pietismus haftet. Aber in seinem rastlosen Eifer, Seelen dem Herrn zu gewinnen, wandte er seinen Blick auf die, so in Finsterniß und Todes Schatten saßen, im fernen Osten, im fernen Westen. Aus dem Schoße des Pietismus sind in Deutschland die Missionen hervorgegangen. Da kam eine neue Zeit der Aufsechtung, schwerer als je. Ein seichter Geist der Aufklärung, der nur das wollte stehen lassen als wahr, was nach den Regeln des gemeinen Verstandes klar ist, erklärte das Wort Gottes für ein Erzeugniß menschlichen Geistes, lichte aus alles Geheimnißvolle, Wunderbare, Übernatürliche, deutete die Lehre nach seinem Wiße, handhabte die heiligen Handlungen in seinem Verstande. Das ganze Zeitalter trug diese Richtung. Aber der Herr der Weltgeschichte ist auch der König seiner Kirche. Er erweckte tiefere Geister, vor denen die Popularweisheit jener Oberflächlinge verstummte, Geister, die in den leichtfertig als Unsinn verworfenen Lehren ungeahnte Tiefen anerkannten; er zerschlug die Saaten der Aufklärung, um den Völkern das alleinige Ziel in der lebensfrischen Wiederaufnahme der guten Geister ihrer Geschichte zu zeigen. Da wurde erfüllt, was der 110te Psalm singt: Nach deinem Siege wird dir dein Volk willig opfern im heiligen Schmucke, deine Kinder werden dir geboren wie der Thau aus der Morgenröthe. Etwas zu

früh fragte wohl Harms in fünfundneunzig Sähen das neuerstandene Deutsche Volk am Tage der Reformation, ob es sich ganz bekennen wolle zum alten Glauben; aber wahr ist es, die Richtungen, welche am meisten galten in der Kirche, faßten das Zeitalter bei seinen tieferen Interessen, um sie mit den Grundprincipien des Christenthums auszugleichen. So senkte Schleiermacher in das Gefühl ein Erlösungsbedürfniß nach einem Heilande, von dem ein neuer Lebensstrom durch die Menschheit geht; so erkannten die spekulativen Schulen ihre höchsten Ideen in der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes. Der Geist des Herrn nahte sich in entgegenkommender Milde in diesen vermittelnden Richtungen, um sie, wie Alles, was menschlich gebaut wird auf dem einen Grunde, den Niemand anders legen kann, mit Feuer zu sichten, als die Kirche gebiehen war zum Mannesalter, wo sie dem Kreuze in's Auge schauen konnte. Der neubelebte Glaube ergriff die Sache der Mission, die in den stillen Kreisen des Herrn, namentlich in der Brüdergemeinde, unscheinbar, unter dem Lächeln der Welt, gepflegt worden war, mit Eifer als die heilige Pflicht jedes Christenmenschen nach dem Worte des Herrn: Wenn du dermaleinst dich bekehrst hast, so stärke deine Brüder, als die Schuld, welche die Kirche abtragen muß beides den Griechen und Ungriechen. So entstanden die Missionsvereine in Basel, Barmen, Berlin, Hamburg, Dresden, mit einem weiten Netze von Hilfsvereinen in allen Deutschen Ländern. Solch segensreichen Fortschritt der guten Sache konnte die Welt nicht tragen. Vor etwa zehn Jahren löste sich der Bund, welchen die Kirchenlehre mit der Philosophie geschlossen hatte, unter gewaltigen Zuckungen auf. Damals konnte sich Tholuck in seiner Schrift gegen Strauß auf das weissagende Wort eines Freundes beziehen: Der Rationalismus werde ein todter Hund seyn; der Hegelianismus aber herumgehen wie ein brüllender Löwe. Wie gar anders ist es nun. Wer nennt noch Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer? Sie sind verschollen. Der gemeine Rationalismus hat das Erbe der in sich zerfallenen und aufgelösten Philosophie angetreten. Drei Punkte sind es, so viel ich sehe, welche diesen Spätkommer der alten Aufklärung begreiflich machen. Einmal bei der Auflösung der philosophischen Systeme eine Neigung, zu der alten simplen Vernunft zurückzukehren, die sich auf dem Lande, wohin sie sich geflüchtet, unentwickelt, aber auch unverworfen erhalten hatte. So zeichnet ja Uhlich seine Stellung zur Philosophie: zweitens die Thatfache, daß gegenüber dem immer entschiedener werdenden Glauben jene vermittelnden Richtungen auf die rationalistischen Hinterbeine traten. Zuletzt verstanden sich Hegelianer und Rationalisten. In dem sogenannten zweiten Berliner Proteste, dem Proteste vom 15. August, liebüngelt die

*) Eins. hatte es im Auftrage des Missions-Comités in Breslau übernommen, die Diskussion der in diesen Worten gestellten ersten These einzuleiten.

Schleiermachersche Richtung mit den Lichtfreunden. Drittens, und das ist der Hauptgrund, die Lichtfreunde fanden das Gebiet, welches sie in den höheren Regionen des Lebens verloren hatten, im Volke wieder, namentlich unter den halbgebildeten Mittellassen, welche mit dem Hass des natürlichen Menschen gegen das Kreuz Christi, angeködert von den Bannalphrasen Licht, Fortschritt, Freiheit, geschmeichelt von der elenden Tagespresse, begeistert von dem Fortschritte der neu-katholischen Dissidenten, ergötzt von der gehässigen Polemik gegen die Dunkelmänner, in mehr oder weniger bewußtem Gegensatz gegen die Regierung, nach den seichten Flugblättern der Lichtfreunde griffen, um ihre Volksredner sich schaarten, sich leichten Kaufs in die Zahl der Vorfechter des Evangeliums aufnehmen ließen. Hier handelt es sich nicht um dieses oder jenes Dogma, es gilt das Princip der Protestantischen Kirche; hier handelt es sich nicht um theologische Controversen, sondern um das Herz des Volkes, das jene Verführer dem entziehen, in dem allein Heil ist; es gilt, ob das Bekenntniß, das die Protestantische Kirche hervorgerufen, noch ein Recht hat, oder nur geduldet werden soll von den übermüthigen Aelterföhnen des Lichts.

Es fragt sich nun, was bei diesen Zerwürfniß die Mission für eine Bedeutung habe für die Kirche.

Ich denke, zuerst ein Zeugniß des Glaubens zu seyn. Wenn die Lichtfreunde uns nur als eine geschlossene Gemeinschaft von außen gegenüberständen: wir könnten sie ruhig ihrer inneren Nichtigkeit überlassen. Aber der Protestantismus, der selbst auf dem alleinigen Grunde des Wortes die kirchliche Entwicklung abgebrochen hat, darf sein Bekenntniß der freien Prüfung nach dem Worte Gottes nicht entziehen. Unter dem Titel der freien Prüfung aber haben bisher alle möglichen Entwicklungen ihr Bürgerrecht in der Kirche begründet. So wissen denn auch entschiedene Verfechter der Kirchenlehre unter den vermaligen Umständen keine andere Praxis, als bei der objektiven Anerkennung der Augsburgerischen Confession, als des unveräußerlichen Bekenntnisses der Protestantischen Kirche, alle Richtungen gewähren zu lassen, welche auf dem Grunde dieses Bekenntnisses zu stehen behaupten. Uns nun, die wir heute in der heiligen Missionsache uns zusammengefunden haben, hat der heilige Geist gelehrt, daß jenes Bekenntniß, welche Bahnen auch die menschliche Wissenschaft noch einschlagen möge, des Wortes Gottes Kern, des Glaubens Substanz sey. Ob und wann wir durchdringen werden in der Kirche, legen wir in Gottes Hand; aber zeugen können wir. Solch Zeugniß ist das Werk der heiligen Mission. Vom Glauben an das Kreuz Christi ist es ausgegangen; von diesem Glauben lebt es; diesen Glauben will es pflanzen: das Kreuz mit seiner Schmach, das Kreuz mit seinem Segen liegt auf der Mission. Wenn die Welt dem Zeugniß, welches wir in Worten von unserem Herrn ablegen, so oft entgegenhält, daß nicht Alle, welche Herr, Herr sagen, in's Himmelreich kommen, sondern die den Willen des Vaters thun, so möge sie doch einmal dem Zeugniß, welches die Thaten der Mission ablegen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, damit nicht ihr eigener Grundsatz sie richte.

Denn die Mission ist zweitens ein Beweis des Geistes und der Kraft für die Sache des Evangeliums gegenüber der Welt. Die Welt wirft dem Glauben in ihren Protesten ein beschränktes Festhalten an veralteten Dogmen, äußere Zwecke vor. Ja wohl, diejenigen, welche Vater und Mutter und die süße Gewohnheit des Lebens verlassen, welche unter den Gefahren des Meeres, des brennenden Klima, der mörderischen Keule, aus der thierischen Hülle die unsterbliche Seele herauslieben, um sie mit Alles überwindender Geduld dem Herrn zuzuführen: die verfolgen äußere Zwecke. Eine alte Sache sey das Wort vom Kreuze, längst eretisch beseitigt, dogmatisch widerlegt, von der Bildung des Zeitalters überschritten. Sie mögen auftreten und sagen, ob für eine Lehre, welche scheußliche Altäre gestürzt, in entmenschten Seelen die zartesten Blüten der Liebe und Weisheit in Christo hervorgerufen, Wüsteneien umgeschaffen in einen Garten Gottes, unter schönen Stätten der Menschlichkeit und Bildung Wohnungen gebaut hat dem Herrn Zebaoth — ob für eine Sache, in der fast auf allen Punkten Thaten geschehen sind, die da rufen: Hier ist heilig Land, ziehe deine Schuhe aus! nicht Gott sich entschieden hat. Und die, welche jede Sache nach den statistisch nachweisbaren Erfolgen messen, die bedenken wohl nicht, was der Glaube aus den Heidenlanden, wohin er seine leichten Opfer gesandt, für Lebensströme zurückgezogen hat.

Das ist der dritte Punkt. Die Missionen sind Glaubensheerde für das christliche Volk. Die Lichtfreunde sprechen es offen aus, daß im Volke der Kraftpunkt ihrer Sache liegt. Es ist der böse Geist des Volks, in den sie einsetzen. So wenig nun das Gewicht der Masse in der Schale der Wahrheit wiegt, so wahr bleibt es, daß den Armen das Evangelium gepredigt wird. Auch die Missionsache zieht ihre Hauptkräfte aus dem Volke. Gehören doch die meisten Missionare dem Volke an. Die Nothwendigkeit, die Thaten Gottes unter den Heiden zu Boten seines Wortes für die Heimath zu machen, wurde frühe gefühlt. Daher die Missionsstunden, die allenthalben auf dem Erdkreise gehalten, die Missionschriften, die in Umlauf gesetzt werden. Bessere Schulen des Evangeliums für den gemeinen Mann, als Missionsstunden, kann es nicht geben. Die Anziehungskraft, welche die Gleichnisse Christi auf das Volk übten, haben die thatächlichen Erweise Gottes noch immer auf dasselbe; sie haben die schlagende Beweiskraft, die in erhöhtem Grade die Wunder hatten; das Volk schaut in Thatfachen, was keine Auseinandersetzung ihm klar machen kann; der schneidende Gegensatz zwischen Licht und Finsterniß, welchen die Missionsgeschichten hinstellen, deckt ihm am Klarsten die schöpferische Kraft des Christenthums auf. Für die aber, welche bereits Christum gefunden haben, sind die Missionsstunden die Sammelplätze christlicher Gemeinschaft zur Pflege ihres Lebens in Christo.

Das ist die letzte Seite, die ich herausheben möchte. Die Mission ist ein Einigungspunkt für die zerstreuten Gläubigen. Die Gegner haben in neuester Zeit durch Verbrüderung ihrer verfallenen Sache neue Kräfte geliehen. Wir belegen, wie gesagt, unsere Sache nicht mit Köpfen; aber auf jeden Kopf ist mit gerechnet im Reiche Gottes. Demselben dienen aber kann

er nur in Gemeinschaft. Dieser Gemeinschaft treten hindernd entgegen, einmal die vielen Differenzen, namentlich in Glaubenspunkten, die sich zwischen den Bekennern noch immer finden, zweitens der Mangel an Organisation. Nun ist die Mission kein Verein zu christlichem Wirken, mit Hintansetzung oder Neutralisation des Glaubens, wie etwa der Gustav-Adolphsverein; aber aus den Saaten des heiligen Geistes, die aus der Arbeit der Herrnhutischen, methodistischen, hochkirchlichen, reformirten Missionare in gleichem Segen aufgegangen sind, hat sich die Überzeugung siegend herausgestellt, daß der Gemeingeist der Kirche Jesu Christi über die Schranken der Confessionen hinausgreift. Das sollten doch aus den Zeichen der jüngsten Zeit, die das bedrohen, was allen Confessionen zu Grunde liegt, Alle gelernt haben, die Christi Namen nennen, Jedem die Hand zu brüderlicher Gemeinschaft zu reichen, der wiedergeboren ist aus dem Glauben an den gekreuzigten Gottessohn, welcher Confession er auch sey. Wie sich die, welche in unserer Provinz die Missionsfache treiben, auch äußerlich zu einer Gemeinschaft verbinden können, darüber will die zweite Thesis, welcher ich nicht vorgreifen will, eine Diskussion anregen.*)

Nachrichten.

Sendeschreiben der Freien Kirche in Schottland an ihre Glaubens- und Streitgenossen in Holland.

(Fortsetzung.)

Diese Lehren wurden sowohl in den apostolischen Zeiten, als in den ersten Jahrhunderten des Christenthums verkündigt. Dieselben Lehren, in ihrer Herrlichkeit dargestellt, in ihrer Kraft gefühlt und entwickelt, hingestellt in ihrem eignen Verbande mit dem Wege der Annahmeung bei Gott und Erneuerung zur Heiligkeit, waren die Waffen, deren die Reformatoren sich bedienten, um die Irthümer Roms, das in der Creatur sein Heil sucht, zu vertreiben. In allen Kirchen der Reformation wurden sie vollkommen verkündigt und in ihren Glaubensbekenntnissen ausgedrückt, und seitdem wirkt der Geist Gottes durch dieselben Wahrheiten in allen Ländern, wo das Wort seine Kraft offenbart, die Schuldigen und Blinden und Verlorenen aus ihrer Finsterniß und Schuld und Verderbniß zu erlösen. Sie werden sich daher ermuntert fühlen durch die ganze Geschichte der Kirche in der Vergangenheit. Und die, welche ihre Anhänglichkeit an diese Wahrheiten mit ihrem Blute bezeugt haben, — und große Philosophen, welche Hiensträfte des Verstandes mit Kindesteinfalt vereinten, — und Ihre eigenen Vorfahren und edlen und erlauchten Fürsten, deren Namen mit Auszeichnung in den Geschichtsbüchern genannt werden von den Landesleuten, welche im fremden, wie im eigenen Vaterlande, ihrer Gelehrsamkeit, Frömmigkeit und Gottesfurcht wegen berühmt sind: — sie Alle stehen an Ihrer Seite und zeugen von der unvergleichlichen Würde der Grundlehren, für welche Sie streiten. Daß nur die Freunde der evangelischen Lehre unter Ihnen nicht verzagt werden, wenn auch die Wahrheit eine Zeitlang bestritten und

selbst verfolgt wird! Die Wahrheit war oft, wie auch ihr göttlicher Meister, ohne feste Stätte auf dieser Welt. Gleich ihm, wurde sie gelästert und verbannt, derweil sie gegen die Irrlehren um sie her ihr Zeugniß erhob; gleich ihm, schien sie zu Zeiten unter der Last der Schmähungen, welche über sie kamen, begraben zu seyn, derweil ihre Feinde wähnten, man würde nicht mehr von ihr hören. Aber ihr Wesen ist unsterblich und, wenn auch für eine Zeitlang unterdrückt, so kam sie doch, nur mit noch größerem Glanz umgeben, aus dem Grabe wieder hervor, um größere Huldbildung zu empfangen, denn je zuvor. Darum, Brüder, zeugt von der Wahrheit Gottes und seyd überzeugt, daß Gott selbst die Lehre schützen wird, die seine Ehre offenbar macht und in seinem Worte verfaßt ist.

Mit Freude vernehmen wir, daß Sie nicht allein eine öffentliche Erklärung gegen die beregten Irrlehren erhoben, sondern auch gesucht haben, Ihre Landesleute zu der Erkenntniß zu bringen, wie nothwendig eine gottesfürchtige sowohl als wissenschaftliche Erziehung der Kinder ist, und daß nothwendig Gottes Wort in den öffentlichen Schulen gelehrt werden müsse. Vom ersten Beginn unserer Schottischen Kirche an, als ihre Grundlagen von unseren großen Reformatoren gelegt wurden, wurde auch die Nothwendigkeit erkannt, die Principien der Religion und das Wort Gottes auf den öffentlichen Schulen zu lehren. Ein klares System wurde angenommen und in's Werk gerichtet, so daß man in jedem Kirchspiele eine Schule hatte, und in jeder Schule ein geschickter, geübter und oft frommer Lehrer gefunden wurde, der die Kinder von Reich und Arm in den herrlichen Wahrheiten des Wortes Gottes mittelst des Katechismus und der heiligen Schrift unterwies. Und so wuchs in Schottland ein Geschlecht heran, ausgezeichnet vielleicht vor jedem anderen in der Welt durch Scharfsinnigkeit, Erkenntniß und intellektuelle Kraft, doch auch nicht minder durch die wahre Gottesfurcht und sittlichen Grundsätze, welche all' ihrem Thun und Treiben Festigkeit und Selbstständigkeit gaben und sowohl in als außer dem Vaterlande eids- und pflichtgetreue Unterthanen, sorgsame Eltern, ehrerbietige Kinder und brauchbare Staatsbürger bildeten. Nur allein der Unterweisung in der Bibel, welche Schottlands Söhnen und Töchtern überall gegeben wurde, und keiner anderen Ursache verdankte es jene Selbstständigkeit des Charakters und intellektuelle Auszeichnung, so wie jenen moralischen und religiösen Werth, der selbst in den fernsten Ländern seinen Einwohnern zuerkannt wurde. — Es war in dem lebendigen Gefühl des Werthes jener schriftgemäßen Erziehung, daß, sobald der Staat aufgebört hatte, die alten Principien der Schottischen Kirche aufrecht zu erhalten, und die Freie Kirche in Folge dessen sich bildete, die Prediger dieser Freien Kirche in Erwägung zogen, auf welche Weise sie der ihnen anvertrauten Jugend die Wohlthat sowohl einer wissenschaftlichen als religiösen Erziehung könnten zu Theil werden lassen, — und Gott hat bereits ihre Berathschlagungen und Bemühungen gesegnet. Außer dem von Privatpersonen zusammengebrachten Fonds, haben unsere Gemeinden zur Errichtung von Schulen den Betrag von „Funfzigtausend Pf. St.“ durch öffentliche Subscription aufgebracht. Man sieht in allen Theilen unseres Vaterlandes den Kirchen Schulgebäude zur Seite stehen, und geschickte und geübte Lehrer sind bereits an vielen Orten kräftig wirksam. Außerdem sind zwei Normalschulen (Seminare) da, eine in Edinburgh und eine in Glasgow, zur Heranbildung der Lehrer unter der Leitung tüchtiger Direktoren, welche mit ihren Gehülfsen die jungen Männer auf ihren Beruf vorbereiten, Lehrer des aufkommenden Geschlechtes zu seyn. Durch dergleichen Mittel hoffen wir unter Gottes Segen, der unsere Gebete erhören wird, daß die lieben Kinder eine Zierde und ein Segen der menschlichen Gesellschaft werden sollen, da sie „wie Cedern gepflanzt stehen in den Vorhöfen unseres Gottes“. Mögen auch Ihre Bestre-

*) Es ward beschloffen, daß alljährlich Anfang October, wo möglich aus jedem Missionsverein Schlesiens, sich Brüder zu einer Conferenz in Breslau zusammenfinden sollen, zunächst um Missionsangelegenheiten gemeinsam zu berathen; andere kirchliche Angelegenheiten werden nicht ausgeschlossen bleiben.

bungen in derselben Sache gesegnet werden! Mögen die Freunde der Wahrheit doch alle Mittel anwenden, welche der Herr ihnen an die Hand geben wird, um den Unterricht der Kinder nach den Grundsätzen des göttlichen Wortes einzurichten, wo möglich in den öffentlichen Seminarien, jedenfalls wenigstens in den Privatschulen, wo sie Einfluß haben! —

Erlauben Sie uns, theure Freunde, daß wir auf Grund unserer Erfahrung bei Ihnen und bei allen Freunden der Wahrheit in Ihrer Kirche, bei Allen, welche die Haupt- und Fundamentallehren des Christenthums festhalten, und dieselben nie zu verläugnen entschlossen sind, auf die Nothwendigkeit und das Gewicht einer herzlichlichen Vereinigung zur Vertheidigung der Wahrheit und Verbreitung des Evangeliums dringen. Die Geschichte der Kirche lehrt uns, daß Gott, wenn er etwas Wichtiges in seiner Kirche ausrichten will, gewöhnlich damit beginnt, daß er sein Volk geneigt macht zur Einigung im Gebet, zum Zusammenkommen im Geist der Demuth und gegenseitigen wohlwollenden Achtung, so daß, statt an kleinen Verschiedenheiten hangen zu bleiben und darauf zu bestehen, daß die eigenen besonderen Ansichten über minder gewichtige Dinge von Anderen angenommen werden, vielmehr Aller Augen gerichtet werden auf große Unternehmungen, um einen vielumfassenden Blick zu werfen auf das Evangelium und die Interessen des Gottesreiches. Als das herrliche Werk der Ausendung von Sendboten unter die Heiden am Ende des vorigen Jahrhunderts eine neue, nie gekannte Entwicklung nahm, und das Evangelium bis an die Enden der Erde gebracht werden sollte, wurden die Herzen des Volkes Gottes geneigt gemacht zum Gebet, zur Vereinigung und zur brüderlichen Mittheilung. Dieselbe Erscheinung sah man bei jeder entstehenden wichtigen religiösen Aufweckung. Wenn die Diener Gottes, selbst zahlreich, aber abgesondert wirken, so wird ihre Wirksamkeit wenig verspürt; wenn sie sich dagegen in ihrem Wirken vereinigen, so werden sie selbst zu immer neuem Eifer angetrieben, und das in ihrem eigenen Herzen entbrannte Feuer theilt sich schnell den Anderen mit. Das große Haupt der Kirche hat seinem Volke verschiedene Gaben zugetheilt, nicht damit die Einzelnen ihre Gaben ausschließlich für sich gebrauchen, sondern dieselben vielmehr zum Heil der ganzen Kirche anwenden sollten. Den Einen seiner Diener hat er begabt mit umfassender Gesehfamkeit und mit jenem ruhigen und weitschauenden Geiste der Unterscheidung, vermöge deren er einen klareren Blick hat in Alles, was mit den Interessen des Gottesreiches in Verbindung steht. Der Werth eines solchen Geistes im Entwickeln großer Wahrheiten und im Anweisen der geeignetsten Mittel, dieselben in's Werk zu richten, ist unbeschreiblich groß. Einem Anderen hat er den feurigen und kräftigen Geist gegeben, der ihn leitet und geschickt macht, mit Würde und Eifer die von Anderen gemachten Pläne auszuführen. Einem Dritten hat er Muth gegeben, zu protestiren und zu streiten gegen das, was von Anderen als böse erkannt ist, und zu dessen Befreiung diesen der Muth fehlte. Anderen hinwiederum hat er die Geschicklichkeit der Geschäftsführung und Regulirung gegeben, ohne welche die großartigsten Pläne und edelsten Absichten nicht würden ausgeführt werden können. So lange also ein Jeder nur für sich besonders wirkt, kann er nur wenig für die Sache seines Meisters thun; wenn sich dagegen die Talente und Gaben vereinigen und zur Erreichung desselben Zieles geleitet werden, so werden die allerwichtigsten Folgen daraus hervorgehen. — So, geliebte Brüder, sind die Pläne der Freien Kirche zur Ausführung gebracht, und unsere ganze Aufweckung, von welcher wir die innige Überzeugung haben, daß sie von Gott ist, gibt durchgehendes Zeug-

nis, wie wichtig es sey, sich auf den durch die großen Principien des Christenthums angewiesenen Standpunkt zu stellen, und wie heilsam, daß die Freunde Christi, mit einander zu einer christlichen Gemeinschaft verbunden, ihre Vorurtheile oder Verschiedenheiten in minder wichtigen Dingen fahren lassen und wie ein Herz und eine Seele zusammenwirken zur Ausbreitung des Evangeliums.

Als Beweis von den Segnungen, welche aus der herzlichlichen Vereinigung der Diener Gottes hervorgehen, wollen wir Ihnen, theure Brüder, hier in der Kürze melden, was unsere Kirche bereits zu thun befähigt worden ist, seitdem sie Gewissens halber im Jahre 1843 von der Vereinigung mit dem Staate sich losgemacht hat. Anfangs konnten wir nur allein sehen auf die Allmacht, Treue und Barmherzigkeit Gottes, der da verheißt hat, daß er die nicht will zu Schanden werden lassen, welche ihr Vertrauen auf ihn setzen. Und er hat seine Verheißung an seinem gläubigen Volke erfüllt und uns überschwengliche Ursach zur Dankbarkeit gegeben. Er hat denen, die uns folgten, als wir uns frei machten, das Herz gelenkt, daß sie für die Bedürfnisse der Kirche mit einer Freigebigkeit Beiträge lieferten, welche die kühnsten Erwartungen übertrafen. Gott allein gebührt die Ehre! Bereits sind sechshundert neue Kirchen gebaut und die Baukosten schon theilweis gedeckt. Bereits hat man einen Jahresfonds gebildet, wozu alle unsere Gemeindeglieder ihre Beiträge einsenden, um die Bedürfnisse eines jeden Predigers zu bestreiten, besonders derjenigen, die auf dem Lande wohnen, und von den Landgemeinden nicht hinlänglich unterhalten werden können. Bereits sind den geschicktesten und gelehrtesten Männern in unserer Kirche die theologischen Lehrstühle an unserer Universität überwiesen und man hat schon Maßregeln getroffen, eine Anstalt herzustellen, in welcher die höchsten Zweige der Literatur und Wissenschaft durch die befähigsten Männer vertreten werden, und für diesen Zweck sind bereits zum Bau eines entsprechenden Lokals von neunzehn Freunden einundzwanzigtausend Pfd. Sterl. zusammengebracht. Nicht allein jedoch, daß unsere Kirche alle Kraft angewendet hat, um für die religiösen Bedürfnisse unserer Landesgenossen zu sorgen: sie ist auch in den Stand gesetzt worden, auch außerhalb unseres Landes für die Ausbreitung des Reiches Christi kräftig wirksam zu seyn. Ja, anstatt durch die Beiträge für die Sache des Evangeliums geschwächt zu seyn, ist vielmehr die Mithätigkeit unseres Volkes zum Besten der Mission zusehens gewachsen, und nie waren unsere Unternehmungen gesegneter. Unsere Mission unter den Juden breitet sich alle Jahr mehr aus. Neue und wichtige Stationen werden errichtet, und eine beträchtliche Zahl aufrichtig Bekehrter in den früheren Stationen beweiiset auf das Sprechendste, daß ihre Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. — Unsere Missionare in Indien, nachdem sie viele Jahre den Samen des Wortes in die Erde gestreut und mit hoffender Geduld erwartet hatten, daß er Wurzel schlagen und aufschließen möchte, haben die ersten Früchte von einer, wie wir hoffen, reichlichen Ernte eingesammelt. Zwar hat das Gelingen ihrer Bemühungen zu Calcutta einen gewaltigen Widerstand hervorgerufen, welcher ihre Fortschritte zu hemmen droht; aber sie freuen sich, daß doch bereits Seelen bekehrt und Früchte eingesammelt worden sind zum ewigen Leben. Sie wissen, daß grade darin die Größe ihres Herrn besteht, daß er aus Bösem Gutes und aus Menschenrache Lob und Preis seines herrlichen Namens hervorgehen lassen kann, während er die Widersacher züchtigt. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 14. Februar.

N^o 13.

Zur Frage von der Kirchenzucht.

Einf. ist vor Kurzem aus zuverlässiger Hand folgende Nachricht zugegangen, welche, manche schmerzliche Erfahrung früherer Jahre in die Erinnerung zurückrufend, die Stimme der Klage zu erheben drängt:

„In —'s Gemeinde lebt seit vielen Jahren eine Frau in wilder Ehe mit einem Manne, und hat zwei Kinder von ihm. Es ist den anhaltenden Arbeiten des Pfarrers an den Seelen dieser Menschen bisher nicht gelungen, sie zur Buße zu bewegen. Kürzlich nun meldet sich die Frau zum heiligen Abendmahl. Der Pfarrer sagt ihr: „Wenn sie entweder das sündliche Zusammenleben mit ihrem Zuhalter aufgebe, oder die kirchliche Trauung nachsuche, könne ihr Wunsch ihr gewährt werden, unmöglich aber, so lange sie ihr offenkundig sündliches Leben zum Ärgerniß der Gemeinde fortsetze.“

Da sie sich nicht fügen will, legt der Pfarrer den Fall dem Consistorium vor, welches ihn dahin bescheidet, daß er seine seelsorgerischen Bemühungen fortzusetzen, die in unzüchtiger Ehe lebende Person aber zum heiligen Abendmahl zuzulassen habe, „weil grade der Abendmahlsgenuß Buße in ihr erwecken könne“.

Des Einf. Correspondent hat alle Lokalien und Personalien verschwiegen. So viel scheint indessen keinem Zweifel unterworfen, daß ein Königl. Preussisches Consistorium, welcher Provinz es auch sey, den gewissenbedrängten Pfarrer einer evangelischen Gemeinde vor Kurzem in obiger Weise beschieden habe. Es sey uns vergönnt, unsere tiefste Betrübniß über eine solche, natürlich nicht vereinzelt dastehende Thatsache auszusprechen.

Es ist wohl wahr, die Evangelische Kirche in Preußen trägt lange schon den Schleier der Büsserin. Sie ist keine Gemeinde der Heiligen mehr, nicht einmal in dem objektiven Sinne, daß sie ihre Zucht und Ordnung noch irgend wollte geltend machen gegenüber „dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht“. Dies ist ja in den großen Städten mit ihren unübersehbaren Parochien eine Unmöglichkeit; chaotisch drängt sich die, oft nur dem Namen nach evangelische Menge zu dem Genuß der Gnadenvorrechte der Gemeinde, die Communikanten und Taufzeugen sind einander und ihrem Pfarrer fremd. Es kann höchstens die bloße Voraussetzung, daß die Communikanten das Mahl des Herrn in bußfertiger, gläubiger Seelenstimmung empfangen, nicht zum Gericht es sich essen werden, das Herz des das Unmögliche nicht vermögenden Geistlichen beruhigen. Aber wie lange

soll der Trost einer Voraussetzung, die sich augenscheinlich als eine leere erweist, wohl währen, wenn der ungeheure Umfang eines Übels, dem der Einzelne sich nicht entziehen kann, nicht bald das geistliche Gewissen des Geistlichen stumpf und ungeistlich macht?

Indeß waltet hier eine gewisse Nothwendigkeit ob, die unmöglich sofort zu beseitigen ist, und diese Nothwendigkeit mag immerhin eine gewisse Beruhigung gewähren. Zudem darf der Geistliche bei dem großen Umfang einer Gemeinde immer die Zuversicht haben, daß unter so Vielen nicht Wenige seyn werden, denen das heilige Mahl sich als ein Segensmahl erweisen werde; er mag hoffen, daß der Segen des Herrn inzwischen doch wachsen werde in der Gemeinde, und daß der barmherzige Gott die Zeit der Unwissenheit und der Auflösung kirchlicher Ordnung übersehen werde.

Ganz anders stellt sich die Sache in dem vorliegenden Fall. Der Geistliche hatte zuvor das Seine gethan, um ein schreiendes Ärgerniß in der Gemeinde abzustellen. Die entschiedene Unbußfertigkeit eines seit Jahren in Unzucht lebenden Weibes war eine festgestellte Thatsache.

Sie verlangt den Genuß des heiligen Abendmahls in und mit der Gemeinde, die sie durch ihre offenkundige Unzucht ärgert. Und die kirchliche Behörde erklärt ihr Verlangen für berechtigt, sie will den Geistlichen zwingen, auf die augenscheinliche Gefahr hin, daß sie das Mahl des Segens als ein Zornmahl sich zum Gerichte esse, es ihr zu reichen; auf die unverholene Erklärung, von ihrer Sünde nicht lassen zu wollen, soll er sie absolviren, sie mit ihrer Sünde mitten in die Gemeinde an den Altar stellen; die Gemeinde soll sie nicht als eine Unbekannte, nicht als eine ordnungswidrige Erscheinung, nicht als ein sonst unvermeidliches Übel am Altar erblicken — sondern nach Recht und Ordnung der Kirche, **nach ausdrücklichem Spruch der hohen kirchlichen Behörde.**

Nun denke man sich die Lage des armen Pfarrers. In seinem Geist die Unverträglichkeit des ihm Auferlegten mit der Natur des Sakraments, mit der Ordnung der Kirche; in seinem Herzen das Gefühl des Jammers, ein Vermittler des Unsegens da seyn zu sollen, wo vor Allem das Gefühl, den Segen priesterlich zu vermitteln, ihn erheben sollte, ja den Gräuel der Verwüstung an heiligster Stätte vor Augen der Gemeinde darstellen zu sollen, die auf ihn als den nächsten Wächter der kirchlichen Zucht und Ordnung bisher mit Vertrauen gesehen.

Aber welche Wahl bleibt ihm, der kategorischen Verfügung der Behörde gegenüber, wenn er seine amtliche Stellung nicht

gefährden will, die nicht bloß ihn und die Seinen nährte, sondern in welcher er die Aufgabe seines Lebens gesucht, worin er einen göttlichen Beruf gefunden hat? Je kräftiger er in seinem Amte die Berufung des Herrn, die unverbrüchliche Ordnung seiner Kirche erkennt, je weniger mag er das ihm auferlegte Verfahrn mit seinem Gewissen vereinigen können, und je näher wird es liegen, daß die Kirche an ihm einen treuen Diener verliert, wie sie in einer Zeit der Charakterlosigkeit und Lauheit eben so theuer als selten sind. Aber eben in dieser Zeit möchte er immerhin zu den Besseren gehören, und es bei einer Frage, die seine ganze amtliche Existenz bedroht, doch im Gehorsam der kirchlichen Obrigkeit versuchen, mit zweifelndem Gewissen der Verfügung Folge zu geben. Mit welchen Empfindungen wird er nun sein Amt verwalten?

Er hat die unbussfertige Sünderin nochmals belehrt, ermahnt, gewarnt, wenigstens doch nicht eitle Weise in das Gericht des Mißbrauches des Sakraments zu fallen, und den Leib des Herrn mit Judaslippen zu nehmen. Doch vergeblich! Sie schreitet, auf die Anordnung eines königl. Consistorii gestützt, in das Gotteshaus. Der Geistliche hält die Beichtrede, verkündet das Evangelium, den Unbussfertigen aber Gottes Gericht und Verdammniß, und spricht danach die Absolution. Eins aber weiß er, indem er das Amt der Schlüssel, zu lösen und zu binden, verwaltet, daß eine Seele unter den Versammelten ist, die noch keiner Buße Raum gegeben und darum auf dem schauerlichen Wege des Judas ist, wenn sie nicht jetzt noch seiner Stimme der Warnung Raum gegeben. Er hofft vielleicht noch das nicht wohl zu Hoffende, die Todte werde erwachen und aufstehen von dem Schläfe der Verstockung. Dann würde sie ja umkehren, ihr sündliches Leben ändern, und nun erst, wo sie am Altare des Herrn die Gemeinde nicht mehr ärgern kann, das Mahl der Gnade suchen.

Aber nein, sie erscheint mit der Gehehrde des Troges und der Verhärtung. Der Unfriede ihres Gott entfremdeten Herzens steht an ihrer Stirn geschrieben. Die ganze Gemeinde steht auf sie, und — den im Gewissen bedrängten Prediger. Reicht er ihr das Sakrament, so wird sie in ihrer Sünde bestärkt, sie hat mit der Gemeinde communicirt, was fehlt ihr noch? Reicht er ihr das Sakrament, so wird die Gemeinde an ihm irre, ja an der Kirche selbst.

Einf., der wahrlich nicht geneigt ist, eine höhere Ordnung des kirchlichen Lebens mit seiner Kritik anzugehen, sondern lediglich die Stimme der Klage erheben will, muß doch die Klage unterbrechen, und zusehen, ob seine Klage auch ganz begründet, und das Gewissensbedenken, das er in tieffter Seele dem armen gemarterten Bruder nachempfindet, nicht in irgend einer Überspannung seinen Grund habe.

Wir unterscheiden nun, nach Angabe unseres Correspondenten, 1. das einfache Gebot, auch der trogigen Sünderin auf ihre unverholten erklärte Unbussfertigkeit das heilige Abendmahl zu reichen; 2. den Gesichtspunkt desselben, „weil grade der Abendmahlsgenuß Buße in ihr erwecken könnte.“

Was nun das Zweite betrifft, so kommen wir dem leitenden Gesichtspunkte der Liebe aus vollem Herzen entgegen. Wir kennen keine andere Kirche, als die durch Gottes versöhnende Liebe gegründete, darum auch keine andere Kirchenordnung und Disciplin, als worin die versöhnende, heiligende Liebe das leitende Princip ist, worin der versöhnenden Liebe Gottes zu den Sündern und der Liebe der Erlösten zu einander nach Gottes Bilde freier Raum gelassen, oder vielmehr hergestellt wird. Aber wenn wir auch davon absehen, daß diese Liebe als eine göttliche sich nie anders, denn als eine heilige darstellen darf, daß sie auch als wahrhaftige nie willkürlich nach einer Seite hin als Liebe auftreten darf, während sie nach anderen Seiten hin die Liebe verletzt und Unrecht thut: bleibt denn überhaupt auch nur für diese willkürliche Liebesäußerung in dem vorliegenden Falle Raum? Steht nicht der Möglichkeit, daß die durch Jahre lange Unzucht verhärtete Sünderin, nachdem sie alle Ermahnungen eines treuen Seelsorgers in den Wind geschlagen, durch den Genuß des Sakraments zur Buße erweckt werden könne, die mindestens ungleich größere Möglichkeit, ja augenscheinlich die größte Wahrscheinlichkeit gegenüber, daß jene das Mahl des Segens sich in Fluch verwandeln, daß sie die Gnade des Herrn auf Sünde ziehen und sich das Sakrament zum Gericht essen werde? Wo bleibt also hier die Liebe? Wie muß nicht eben sie es seyn, die mit heiligem Beben vor dem Gedanken zurückschrickt, daß sie sich hier zur Vermittlerin des Fluches bieten könnte, die darum nicht aufhören darf, sich nach anderen Wegen umzusehen, auf denen sie ihre Thätigkeit in Kraft und Wahrheit entwickeln könne?

Wie aber die Liebe sich keineswegs als der wahre Gesichtspunkt der Zulassung zum heiligen Abendmahl in einem solchen Falle erweist, so stehen derselben auch, wenn nicht Alles trügt, eben so die Natur des Sakraments, die Aussprüche der Evangelischen Kirche in ihren Symbolen und die Grundsätze unserer evangelischen Kirchenordnung selbst entgegen.

Die Natur des Sakraments. Wir wollen zu diesem Behufe keineswegs in eine tiefere Erörterung des Dogmas eingehen. Es reicht hier aus, an das zu erinnern, was die Angehörigen aller Confessionen darin anerkennen: Das Bundesmahl der Gläubigen mit Christo, darin sich die Gläubigen mit Christo von neuem vereinigen und verbinden. So ist das heilige Abendmahl nicht ein gelegentliches Bußerweckungsmittel für Gottlose, es ist ein Gnadenrecht der Gläubigen; es hat seinen Zweck nicht außer sich selbst und der gläubigen Gemeinde, sondern in sich selbst und in dieser. Mag also die Kirche immerhin das Gericht dem Herrn überlassen, der in das Verborgene sieht, und sonach alle zu dem Tische des Herrn zulassen, bei denen irgend die Voraussetzung möglich ist, daß sie, ob auch in Schwachheit, nicht ohne Buße und Glauben nahen. Wo aber, wie in diesem Falle, diese Voraussetzung zur Unmöglichkeit geworden, ist auch die Zulassung zum Sakrament selbst eine Unmöglichkeit, denn die Natur und Bestimmung desselben steht ihr direkt entgegen.

Das Kirchenregiment und die das Sakrament verwalten, sind durch die Bestimmung desselben unmittelbar verbunden, das Heiligthum der Profanation zu entziehen und dem Fluch seines Mißbrauchs zu wehren — so weit irgend die Macht menschlicher und kirchlicher Ordnung reicht; und in diesem Falle, wo es sich nur um Abhaltung offenkundig Unbussfertiger handelt, reicht sie vollkommen aus.

Dem entspricht denn auch vollkommen die Ordnung der Evangelischen Kirche, wie sie zunächst schon in den Symbolen einen gelegentlichen Ausdruck gefunden.

„Denn diese Gewohnheit wird bei uns gehalten,“ heist es im Art. 25. der Augsb. Confession, von der Beichte, „das Sakrament nicht Anderen zu reichen, als so zuvor verhört und absolviert sind;“ was die Verweigerung der Absolution an solche unbedingt voraussetzt, welche, wie in diesem Falle, sich als Unbussfertige erfinden lassen. In den Schmalkaldischen Artikeln wird aber, Art. 9., das Amt des kleinen, als des rechten christlichen Bannes, ausdrücklich darin gesetzt, „daß man offenbarliche halsstarrige Sünder nicht lasse zum Sakrament der Gemeinschaft der Kirche kommen, bis sie sich bessern und die Sünde meiden.“

Demgemäß sprechen sich überall die Kirchenordnungen aus, und dem entspricht überall die Praxis der Evangelischen Kirche, wo nicht Unordnung an die Stelle der Ordnung, Unzucht an die Stelle der Zucht getreten ist, nachdem das Leben der Liebe im Glauben erloschen war.

Das Consistorium zu Köln an der Spree verordnet unterm 18. Oktober 1660: „Unwissende sollen vom heiligen Abendmahle abgehalten werden, bis sie besser unterrichtet worden.“ Wer aber kann unwissender erscheinen, als ein Weib in dem obigen Falle?

Dieselbe Behörde verordnet vom 2. Februar 1718: „Unbussfertige und ruchlose Sünder sollen so lange vom heiligen Abendmahl abgehalten werden, bis sie zur bußfertigen Erkenntniß kommen. Wo zwei Personen gesündigt, so soll die bußfertige zugelassen, die unbussfertige aber vom heiligen Abendmahl zurückgehalten werden.“ (Diese und ähnliche Verordnungen sind der Ausgabe der Schurm. Bist. = und Consistorial-Ordnung vom Jahre 1573, Berlin 1761 beigelegt.)

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Sendschreiben der Freien Kirche in Schottland an ihre Glaubens- und Streitgenossen in Holland.

(Schluß.)

Ferner haben wir unsere Aufmerksamkeit gerichtet auf die geistlichen Bedürfnisse unserer ausgewanderten Brüder in unseren verschiedenen Colonien, welche meistens mit der Freien Kirche sich vereinigt haben, desgleichen auch derer auf dem Festlande von Europa.

Wir haben uns für verpflichtet erachtet, auch Hülfe zu bringen den Gemeinden unseres Herrn, welche in den Römisch-katholischen Ländern sich befinden, von mächtigen Feinden umringt, von den Großen und Mächtigen verlassen, der Armut und Blöße und Verfolgung preisgegeben. So gereichte es uns zur Freude, mitzuwirken an der Ausbreitung des Evangeliums unter der in Finsterniß liegenden Römisch gesinnten Bevölkerung in Frankreich, in der Schweiz und in Belgien, mitzuwirken durch ihre eigenen eifrigen Agenten, und diese Verpflichtung fühlten wir um so schwerer wegen der großen Bereitwilligkeit Tausender von Römisch-Katholischen, das Evangelium zu hören, das Joch der Römischen Knechtschaft abzuwerfen und mit dem Verstande wenigstens die Lehre des protestantischen Glaubens anzunehmen. Und derweil die Freie Kirche auf die Weise gesucht hat, der Sache Christi förderlich zu seyn, hat sie gefunden, daß sie selbst davon die reichsten Segnungen erntete. Sie hat also gelernt, ein desto lebendigeres Interesse zu nehmen an der Ausbreitung des Reiches Christi, da wir dadurch sowohl zum Gebet und Flehen, als zur Handreichung milder Gaben erweckt worden sind. Unser Gesichtskreis hat sich erweitert über den Kreis und die Wirksamkeit unserer Landeskirche hinaus auf die weit entfernten Lande, wo Gott zurückfordern die wüsten Plätze der Erde und die Wüdnisse umschafft in einen fruchtbaren, von ihm gesegneten Garten. Während wir beschäftigt waren, das Reich Gottes auch außerhalb unseres Landes auszubreiten, hat es Gott gefallen, uns merklliche Beweise von wahrer religiöser Erweckung innerhalb unserer eigenen Gemeinden schauen zu lassen.

Bei Erwähnung unserer missionarischen Wirksamkeit müssen wir doch noch unsere Freude bezeugen, mit welcher wir vernehmen, daß in Ihrem Lande Viele sind, welche die Sache der ausländischen Missionen tief beherzigen und zu Beiträgen, zu Arbeit und Gebet für ihren glücklichen Fortgang willig sind. Wir haben gehört von Ihrer Missionsgesellschaft zu Rotterdam, welche unterstützt und erhalten wird durch so viele tüchtige evangelische Prediger mit ihren Gemeinden, und welche eifrige Männer in die Colonien ausendet, um Sünder zur Buße zu rufen. Auch haben wir vernommen, daß man bei Ihnen jährliche Beiträge für Belgien sammelt, um auch in diesem Reiche die Sache Christi zu fördern. Mit der größten Freude sehen wir, daß Sie in einem der Felder missionarischer Thätigkeit wirksam sind, wo wir bisher nur wenig gethan haben. Wir fühlen aufs Lebhafteste, wie wichtig dieser Wirkungskreis ist, und es ist unser heißester Wunsch, daß sowohl bei Ihnen als bei uns das Interesse für denselben lebendiger und allgemeiner werden möge, ja daß wir einander gegenseitig zu guten Werken anspornen und durch unsere vereinten Bemühungen das Wort des Evangeliums in das Römisch gesinnte Land freien Lauf gewinnen und verherrlicht werden möge.

Genehmigen Sie denn, christliche Freunde, daß wir Sie kräftig zu muthigem Verharren ermahnen in Ihrem Werke des Glaubens, in Ihrer Arbeit der Liebe, mögen Sie sich mit den Freunden des Herrn zum gemeinsamen Zeugniß für die Wahrheit vereinigen und zur Bekämpfung der herrschenden Irrlehren, oder zur Ausübung von Missionaren, um das Evangelium in entfernten Gegenden predigen zu lassen. Wenn die Irrlehren, welche jetzt unter Ihnen verbreitet werden, noch mehr zunehmen sollten, so würden die Christen in Holland ihre edelsten Grundzüge verlieren, wodurch sie sich auszeichneten; Ihre Kirche würde immer mehr verderbt werden, bis sie durch Gottes Urtheil von ihrer Stelle fortgetrieben wird, oder nur bleibt, um das Volk zu blenden und zu betrügen, und zum Verläugnen der glorreichen Wahrheiten zu bringen, für welche einst Ihre Väter zu sterben bereit waren. Gern würden wir unsere betenden Stimmen erheben, auf daß gehört werden die Professoren

ren an Ihren Universitäten, die noch festhalten an den Grundwahrheiten der Reformation; auf daß gehört werden die Prediger, deren Lust Jesus Christus ist, und die den Gekreuzigten predigen; auf daß gehört werden in den Städten und auf den Dörfern die Leute (und wir vertrauen, daß ihrer Viele gefunden werden), die um keinen Preis abzuweichen entschlossen sind von den Wahrheiten, durch welche die Seele gerettet wird. Mit Freudigkeit würden wir hören, selbst wenn wir in einigen, nicht unwichtigen Punkten von ihnen abweichen, daß sie sich vereinigen, um ein einstimmiges Zeugniß für Christus abzulegen, und sich zu schaaren um das Panier ihres Herrn und Seligmachers, seine Ehre zu handhaben und seinen Opfertod zu verkündigen, der da ist Gott geoffenbart im Fleisch, und der einzige Grund des Vertrauens für die sündige Creatur. Wie gern möchten wir Sie und Alle hiezu ermutigt sehen durch die Versicherung, daß es Tausende gibt, die mit dem lebendigsten und innigsten Interesse auf Sie schauen und für Sie ihre Gebete zum Himmel aufsenden werden. Nicht eine Kirche nur, — nein Tausende von Gläubigen in Schottland, selbst die mit uns nicht im Verbande stehen; — nicht Schottische Christen allein, sondern auch Bischöflich-Gesinnte, die den großen Fundamentallehren der Reformation anhängen, auch Dissentirende in England; — nicht Englische Christen allein, sondern Tausende von Dienern Gottes auf den entfernten Küsten von Amerika; — und nicht diese allein, sondern eine Menge eifriger Christen in der Schweiz, in Frankreich und Deutschland, sie Alle werden mit dem lebendigsten Interesse auf Sie, theure Brüder, hinflicken. An Sie durch unzertrennliche Bande gebunden und zusammen einen Theil bildend von der großen Kirche des lebendigen Gottes, dessen Glieder durch alle Lande verbreitet sind, wenn auch durch weite Meere von Ihnen geschieden, wenn auch in Sprachen redend, welche Ihr Volk nicht versteht, auch wenn sie einander im Fleische niemals sehen sollen; werden sie dennoch, Ihren Glauben an Christus und von Ihrem Eifer um Gott hörend, über Sie den himmlischen Segen herabflehen, während sie selbst durch Ihr Vorbild werden erweckt werden. Aber nicht bloß werden die Bewohner der Erde auf Sie mit Interesse ihre Blicke richten, sondern wenn das Wort Gottes uns versichert, daß die Engel Gottes ausgesendet werden zum Dienste derjenigen, die die Seligkeit ererben sollen, und daß sie sich freuen über einen Sünder, der Buße thut: dann sind wir auch überzeugt, daß auch sie mit dem innigsten Wohlgefallen herniedersehen werden auf jede Versammlung von treuen Nachfolgern Christi, die sich vereinigt haben, um die Ehre ihres Meisters zu handhaben und seine Sache zu fördern. Aber zuletzt vor Allem und über Alles: Christus, unser Bruder, der gen Himmel gefahren ist, und Gott, unser Aller Vater, werden mit Wohlgefallen auf Sie ihren Blick richten, und an dem großen Tage des Gerichts werden Ihre Bestrebungen vor der ganzen Welt erkannt werden.

Wir hoffen und vertrauen, daß auch Ihre Brüder in der nördlichen Kirche für uns oft Gebete zu Gott aufsenden, und nicht allein für uns, sondern auch für jeden Theil seiner sichtbaren Kirche auf Erden, wo die Lehre des Evangeliums verkündigt und die Autorität Christi, als des Hauptes der Kirche, erkannt und bekannt wird. Wenn

das Gebet eines einzigen Dieners Christi, im Glauben gethan, für einzelne Personen oder Gemeinden nicht vergeblich ist, wie viel mehr des Segens dürfen wir dann nicht vom Himmel herab erwarten, wenn ganze Gemeinden in diesem erhabenen Werte für einander wirksam sind. Sollten dergleichen Erscheinungen nicht die Vorboten seyn von einer das Wort begleitenden großen, segensreichen Ausgießung des heiligen Geistes? Unsere Gebete sollen für Sie gen Himmel aufsteigen, daß Sie verharren mögen in der Laufbahn, die Sie sich eröffnet haben; daß der Weg, den Sie betreten müssen, Ihnen immer deutlicher werde; daß Gott Sie immer mehr hereinziehe in den Dienst zur Verbreitung der Kenntniß des Evangeliums, muthig das Panier der Wahrheit zu erheben; daß alle Gläubigen in Ihrer Kirche nicht länger allein für sich wirken, dem Willen Christi zuwider, sondern weiten Herzens, begeistert in der Wahrheit sich einigen mögen zur Beförderung der allgemeinen Sache.

Sehr willkommen soll es uns seyn, theuerste Brüder, wenn wir von Ihnen ein Antwortschreiben auf diese Mittheilungen erhalten, um zu erfahren, was Ihr Vornehmen sey, zur Förderung des Reiches unseres Herrn zu thun, welche Schriften wir Ihnen zur Vertheidigung und Entwicklung der Wahrheit senden können, und auf welche Weise auch wir dazu wirksam seyn können. Bei unserer letzten allgemeinen Synode sahen wir Brüder aus Frankreich, Deutschland und der Schweiz und die Bruderhand reichen und Zeugniß geben von der Liebe der Christen jener Gegenden zu uns, und uns mittheilen, was Gott auch unter ihnen wirkt. Auf unserer nächsten außerordentlichen Synode, welche in einigen Tagen zu Inverness gehalten werden soll, hoffen wir einen würdigen Prediger der Französisch-reformirten Gemeinde zu Montauban, Adolph Monod, zu empfangen. Sehr glücklich würden wir uns schätzen, wenn wir auf unserer Synode im Mai 1846 einen gläubigen Geistlichen oder Laien, einen Erben der großen Principien der Reformation, aus Holland bei uns sehen könnten. Seine Anwesenheit in unserer Mitte würde manche wichtige Erinnerung bei uns hervorrufen und die christliche Gemeinschaft erneuern, welche lange Zeit hindurch unterbrochen gewesen ist.

Daß Ihnen, theure Brüder, aller Reichthum von Weisheit und Gnade zu Theil werde durch das große und einzige Haupt der Kirche, in welchem alle Fülle wohnt, durch unseren Herrn Jesus Christum, und daß er alle Ihre Bestrebungen zur Verherrlichung seines Namens reichlichst segnen möge, ist das aufrichtigste Gebet Ihrer Brüder in Christo.

John G. Lorimer, Präsident des Comité von der General-Synode der Freien Kirche für die Correspondenz mit den Kirchen des Continents. Eneas M. Räte, Sekretär für auswärtige Angelegenheiten.

An die Herren Capadose, Groen van Prinsterer, Clout, und die andern Laien, welche die Irrlehren, die an der Universität Groningen gelehrt werden, nachgewiesen und aufmerksam gemacht haben auf die alten Grundsätze der holländischen Kirche; desgleichen an alle Prediger und Laien, die ihre Theilnehmer gewesen sind, oder die ihre Ansichten theilen und ihre gethanen Schritte gut heißen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 18. Februar.

N^o 14.

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Hebr. 13, 7.

Der 18. Februar ist herangekommen, der Tag, an welchem es dreihundert Jahre wird, daß der große Reformator Dr. Martinus Luther im Bekenntniß des evangelischen Glaubens sein vielbewegtes, kampfreiches Leben, zu Eisleben, seinem Geburtsorte, beschlossen hat. Seit der Apostel Zeit ist von keinem menschlichen Lehrer das Wort Gottes gegen die Macht der Finsterniß kräftiger geschützt, und die heilsame Wahrheit in Christo Jesu durch die Predigt des Evangeliums auf Lehrstuhl und Kanzel zugänglicher gemacht worden, als von diesem Manne Gottes. Einer zwar macht die Geschichte, der Herr, der auch Himmel und Erde gemacht hat; zur Ausführung seiner ewigen Gedanken und Rathschlüsse würdigt er aber auch die Menschen, und braucht sie, die Schwachen, zu Werkzeugen seiner göttlichen Thaten und schreibt ihre Namen in die Gedenktafel der Geschichte seines Reiches mit so unauslöschlichen Zügen, daß sie eine fortwirkende Kraft auf alle nachfolgenden Geschlechter ausüben. Je mehr nun Alle, die der Herr in seinen Dienst nimmt, ihrer Schwachheit und Sünde sich bewußt werden, und allein von der Gnade des barmherzigen Heilandes haben leben, in seiner Kraft haben wirken wollen, desto heller glänzen ihre Namen in der Geschichte des Reiches Gottes. Von wem aber können wir solches Zeugniß mehr ablegen, wer ist von falscher Einbildung auf Menschenkraft entfernter gewesen, wer hat sich mehr unter die gewaltige Hand Gottes gedemüthigt, wer mehr Kraft, Trost, Gnade aus dem blutigen Verdienst Jesu Christi geschöpft, als Luther? Darum ist aber auch die Gnade Gottes ganz besonders durch ihn ein Heil und Segen für Viele geworden, darum heißt er ein Lehrer des göttlichen Wortes, der nicht von menschlicher Weisheit aufgeblasen, ein System kluger Gedanken uns hinterlassen hat, sondern der durch Wort und That und in großer Kraft ein Interpret der heiligen Schrift gewesen ist, in einer Weise, die nach ihm in keinem Menschen wiedergekehrt ist. — Luther's Name erinnert überall, wie der Herr den Reichthum seiner Gnade, den er selbst in seiner Menschwerdung uns kund gethan, unserer Vergeßlichkeit und Schwachheit so gern wieder nahe bringt, indem er dazu diejenigen Menschen am liebsten als Organe gebraucht, die in absoluter Selbstlosigkeit sich am meisten dem Göttlichen hingeben. Daß diese Hingabe an das Göttliche, diese Vertiefung in das Wort Gottes, dieses objektive Leben, das nur in dem Verdienste des Herrn Jesu und in seiner Gerechtigkeit etwas seyn konnte und wollte, der eigentliche Cha-

rakter Luther's war, kann Niemand läugnen, der auch nur eine Seite von seinen Schriften gelesen hat. Aber in dieser Objektivität findet die jetzige Zeit nur Mysticismus, so wie sie auch in der Geschichte das Walten des dreieinigen Gottes nicht erkennt, sondern nur ein Gesetz, welches der reflektirende Verstand und die Subjektivität des Menschen sich selbst gibt. Daher auch die moderne Weltbildung sich an der Wahrheit nie mehr versündigt, als wenn sie Luther einen großen Mann nennt, weil er der Entwicklungsform zu der beliebten Freiheit Bahn gebrochen habe. Wie diese Bildung außer Stand gesetzt ist, den wahren Begriff von Freiheit zu besitzen, so wird sie auch das inwendige und göttliche Moment in dem Charakter Luther's nicht erkennen, und wenn es ihr von Anderen aufgewiesen wird, als eine Schwachheit seines Lebens uns bezeichnen, worin wir doch allein seine göttliche Stärke finden können. Es ist jetzt die Frage, ob überhaupt noch ein objektives Gesetz göttlicher Manifestation von dem Weltgeist wird auf die Länge anerkannt werden, denn alle sogenannten subjektiven Entwicklungsformen deuten darauf hin, daß wir zu einem Abschluß kommen und die Principien sich völlig von einander sondern müssen. Daher thut es gegenwärtig so noth, in die Geschichte auf wahrhaft lebendige Weise einzufahren und namentlich in ihre zurückzublicken auf die Lehrer der Vorzeit, in denen das objektiv göttliche Gesetz das eigenthümliche Princip ihres Lebens war, darin sie gedacht, geforscht, gehandelt und alle sonstigen Entwicklungsformen des menschlichen Lebens geheiligt haben. Unter diesen Männern ist Luther der größte, und ein Lehrer wie keiner sowohl der Vergangenheit, als auch der Gegenwart.

Gern möchten wir in der Nähe seines Todestages diesem Gedanken, „Luther ein Lehrer der Gegenwart“, eine ausführliche Behandlung widmen, aber es gibt Vieles, was uns davon zurückhält. Mit tiefem Schmerz wird das Herz eines jeden evangelischen Christen erfüllt, wenn man sieht, wie inmitten der evangelischen Christenheit die göttliche Tiefe in Luther's Charakter in demselben Grade verdunkelt ist, als das Licht der sogenannten Aufklärung über unser Volk in einem ungöttlichen Denken sich Raum geschafft hat. *) Mit tiefer Wehmuth sehen wir auf die Evangelische Kirche, die sich in einer Zerrissenheit uns darstellt, in der eine allgemeine Feier seines Todes, in einem Geiste und in einem Bewußtseyn, in einem Lob- und Dankgefühl unmöglich gemacht ist, und wenn die Evan-

*) In Schlesien hat das Königthum die Leute wieder an das Lutherthum erinnert, leider aber in der Art, daß sie sagen: Könige werden nun vollenden, was Luther angefangen. Wohl das traurigste Zeichen davon, daß man nichts mehr von Luther weiß und seine Lehre bis auf die letzte Spur vergessen hat.

gelische Kirche ein solches einheitliches Bewußtseyn von dem geschichtlichen Grunde unserer Evangelischen Kirche, wie er in Luther sich ausprägt, nicht mehr aufzuweisen hat, so ist es auch besser, dieser Gedenktag geht in ihr still vorüber, als daß dem Mann Gottes, der nur als Sünder, aber im Glauben an das Verdienst seines Heilandes gestorben ist, ein Kultus errichtet werde, im Sinne des modernen Christenthums, dessen Kommen er vorhergesehen, vor dessen Irrelehren er aufs Nachdrücklichste die künftigen Geschlechter gewarnt hat.

Sie und da wird sein Todestag in den Gemeinden und in den engeren Kreisen des von der Welt in jeder Zeit im bösen Sinne genannten Pietismus den Herzen erwecklich werden, wird ihr Dank zum Herrn emporsteigen für die reine Lehre des Evangelii, die wir lediglich durch ihn noch besitzen und darin wir denn auch wieder zur Schrift zurückkehren können. Sie und da wird auch sein Todestag zu dem Gedanken führen: „Luther, ein Lehrer unserer Zeit“, wohl uns, wenn wir zum Heil unserer Seelen von diesem Lehrer Einiges aufs Neue lernen!

Wir leben in einer Zeit, von der alle Menschen, die Freunde und Feinde des Kreuzes Christi, sagen, daß sie eine Zeit der Reformen und ganz ähnlich der Zeit der Reformation sey. Wir können diese auffallende Ähnlichkeit nicht läugnen, aber in Wahrheit besteht dieselbe zunächst in denselben Erscheinungen des Antichristis, wie er auch im sechzehnten Jahrhunderte sein Haupt erhoben hatte. Gegenwärtig ist derselbe nur noch mächtiger geworden, indem ihm in der hochgebildeten, aufgeklärten Welt ganz andere Mittel zu Gebote stehen, als damals. Die damalige Nichtkenntniß des Wortes Gottes hat sich jetzt in unserem Geschlecht in Gleichgültigkeit gegen dasselbe, in Verachtung und in die Negation desselben verkehrt; die menschlichen Sätzungen, welche dem göttlichen Lehrinhalte der Schrift damals wie ein Bollwerk vorgelagert waren, haben sich jetzt in einer Intelligenz festgesetzt, die, alles Glaubens baar und ledig, die heilige Schrift nur insoweit noch gebrauchen will, als sie mit dem hochgebildeten Verstande des Zeitgeistes, dem Hören des neunzehnten Jahrhunderts vereinbar ist. Die Scholastik, die damals noch an eine Autorität gebunden war, hat sich jetzt in eine Philosophie umgewandelt, die alle Geheimnisse der offenbarten Religion nach den Grundsätzen eines völlig gottlosen Pantheismus erklärt. Das nennt man den Fortschritt des Zeitgeistes, dessen Walten man mit Jubel- und Siegesgefreue auf allen Stufen des materiellen und geistigen Lebens vergöttert. Ja, es gibt deren nicht Wenige, die unter Fortschritt dasjenige Vernunfttreiben verstehen, was mit der größten Spitzfindigkeit den göttlichen Inhalt der Schrift negiren kann. Mit welchen Sätzungen der kritisirenden und reflektirenden Weisheit hat man auch auf allen Gebieten der Theologie den Inhalt der Schrift so überzogen und mit dem Gewebe menschlicher Klugheit so umgarnt, daß sein diamantener Lebenskern in seiner Schönheit und Pracht nicht mehr zu schauen ist; welche einander widersprechende Prozesse des dialektischen und spekulativen Denkens hat man eingeschlagen, um die Bese des göttlichen Wortes ganz danielberzureißen und ein Gebäude menschlichen Irrwahns zu errichten, und wie ist unter diesen eiteln

Bestrebungen der sogenannten modernen Wissenschaft die Kirche heruntergekommen, wie die Theologie und das Leben in der Kirche gewaltsam auseinandergerissen! Wer wird die Theologie unserer Tage von ihren Sätzungen befreien, wer wird den Lehrstoff der heiligen Schrift auf Grund der Geschichte wieder im Bewußtseyn christlicher Völker erwecken? Der oder die Vielen werden es seyn, die in der Schule Luther's, des großen Reformators, von gleich entschiedenem Glaubensmuth und in derselben Tiefe des göttlichen Wortes gegen das weit gefährlichere Papstthum des modernen Christenthums kämpfen werden, und wenn sie diesen Kampf auch unter anderen Angriffen und in anderer vielgestaltiger Weise werden zu führen haben, nur aus dem Principe des unverfälschten und lauterer Worte Gottes kam in diesem Kampfe der Sieg hervorgehen.

Aber auch wie das Wort, wenn wir es demüthig annehmen, und unser subjektives Wissen unter seine objektive Macht beugen, uns das wahre und göttliche Wissen, die rechte Philosophie aus Gott mittheilt, so wie alle Formen menschlicher Erkenntniß und Intelligenz heiligt, das lehrt uns Luther noch heute. Die Theologie, wie sie noch vor wenigen Decennien ihren Triumph als Wissenschaft zu feiern gedachte, ist jetzt veraltet; eine neue Epoche fängt in der kirchlichen Wissenschaft gegenwärtig an, und mit der Principienfrage innerhalb der Kirche warten alle einzelnen theologischen Disciplinen auf eine Erlösung von ihren Sätzungen. Möchten wir von Luther lernen, daß man auch in der Wissenschaft die göttliche Weihe empfangen, und daß auch der Mann der Ideen sich receptiv erhalten muß für die Erleuchtung des heiligen Geistes innerhalb der wahren, rechtgläubigen Kirche und Lehre. Erst in dieser Receptivität, so wie in dieser Inspiration durch den heiligen Geist selbst, kommt in unsere Begriffsformen das wahrhaftige Leben und gestalten sich dieselben zum wahrhaft theologischen Gedanken; was aber aus dieser Bewegung des heiligen Geistes in der Wissenschaft nicht herkommt, das ist Rehricht, und wohl uns, daß wir in der Objektivität des Lutherischen Lehrbegriffs noch unterscheiden können, was in der Wissenschaft ächt und unächt ist, und wohl uns, daß wir in der Rückkehr zum Bekenntniß Theologie und Kirche wieder anfangen in ihrem rechten Verhältnisse zu betrachten, und wohl uns, daß die Lehrer unserer Hochschulen wiederum die Rechtgläubigkeit als die erste Eigenschaft eines christlichen Lehrers betrachten!

Der Lehrer Luther hat uns wieder auf die kirchliche und geschichtliche Basis zurückgeführt. Er hat uns gezeigt, wie weit wir davon zurückgekommen, er predigt uns, mit Entschiedenheit auf das Wort Gottes uns zu stellen, er fordert uns auf, gegen den Lügegeist zu protestiren. Ja Luther selbst ist für uns ein so entschiedener Protest, daß wir keines anderen Protestes hochgebildeter, ansehnlicher und kluger Leute bedürfen. Sein Protest hat die völlig positive Seite, daß darin das göttliche Wort ganz enthalten ist, und aus diesem Grunde kann er und müssen auch wir Alles verwerfen, was sich mit dem göttlichen Worte nicht vereinbaren läßt. Halten wir an diesem Protest, wir brauchen keinen anderen! In den Protesten der neuesten

Zeit ist solch' loses, lockeres, unwahres Ding, daß man eben darin nur die Zweideutigkeit und die Unwahrheit erkennt, die der Charakter des Zeitgeistes ist. Protestiren wir, aber protestiren wir inmitten des göttlichen Wortes und eines geschichtlichen Bewußtseyns gegen den Lügegeist, der beides negirt. Luther ist der rechte Protestmann, wie auch der Mann ächter Wissenschaft; in beiden bewies er eine unendliche Energie des Lebens. Weil er im Glauben stand, so war er nichts halb, sondern alles, was er war, ganz, und nie konnte das anders seyn, er hat nie etwas aus sich gemacht, der alles aus ihm machte, war sein Herr und Heiland. Luther war im eigentlichen Sinne des Wortes der Reformator; alle anderen großen Männer der damaligen Zeit haben ihm mit ihren Gaben gedient und wacker geholfen, aber er war das Alles bewegende Princip. In Luther hat sich das Gefühl von dem großen Schaden der Irrlehren in der Kirche und von den zerstörenden Mächten einer falschen Subjektivität und Lügentheologie aufs Kräftigste herausgestellt, so daß auch wir hierin noch heute seine Schüler werden und es für unsere Aufgabe halten müssen, die Lehre der heiligen Kirche zu schützen gegen die Scheinweisheit des Zeitalters, so wie wir auch durch Luther gegenwärtig lernen sollen, in der Erneuerung und Befestigung unseres kirchlichen Bekenntnisses die Lebendigkeit des göttlichen Wortes, als den Grund aller festen Lebensformen zu betrachten, damit wir nicht über der Fixirung des kirchlichen Bekenntnisses in die todtte Orthodoxie zurücksinken, und über der Rechtgläubigkeit vergessen recht gläubig zu seyn. In solcher Wissenschaft, die objectiv-wahr und darum subjectiv-lebendig, das wahre Leben aus Gott ist und der Kirche in ihrem Kampfe gegen die Welt mit Erfolg dienlich wird, in solcher Wissenschaft, meine ich, ist uns Luther noch der größte Lehrer.

Aber in einer noch weit wichtigeren Hinsicht müssen wir von Luther in gegenwärtiger Zeit lernen. Die Streitfragen der Theologie sind längst aus den Hörsälen der Universitäten herunter in das Volksleben gedrungen. Es ist jetzt nichts mehr so hoch und fein gedacht, woran das Volk nicht mit Wohlbehagen, wie an seinem Eigenthum, Theil nähme. Über die Dogmen von der Gottheit Christi, der Dreieinigkeit, der Gerechtigkeit im Glauben, so wie im Allgemeinen, was man vom Herrn Jesu zu halten, wird jetzt überall gesprochen und disputirt. Das mag denn auch wohl gut seyn und wir mögen Gott danken, daß wir aus der Zeit heraus sind, die einem Todeschlafe glich, und in der das Volk um seine höchsten Heiligtümer sich gar nicht mehr bekümmerte. Ja die gegenwärtige Zeit tritt immer mehr aus dem Indifferentismus heraus, der Unglaube macht sich geltend, wird dreist, gibt sich Formen, und stiftet Gemeinschaften; das ist zugleich das Schlimme, darin sehen wir die bösen Geister unter dem Himmel. Hiezu kommt noch eine große Verderbtheit in unserem Volksleben, von der die Ursachen in der materiellen Genußsucht und Überreizung ganz nahe liegen, und welche das menschliche Herz am meisten verhärten gegen die wohlthunenden Einflüsse des göttlichen Wortes. *) Darum thut uns nichts so

noth, als daß wir uns lehrend zum Volk herablassen und mit großer Geduld und anhaltendem Gebet es wiederum dem Herrn zuführen, von dem es sich durch unsere Schuld entfernt hat; und hierin sey uns Luther auch jetzt unser Lehrer! Er war, weil ein Mann Gottes, ein Mann des Volkes, und mit einer unendlichen Liebe würde unser geistlich armes Volk seinen Luther wiederum lesen, wenn wir ihm vor die Augen gestellt haben werden, was der theure Mann von der freien Gnade Gottes in Christo Jesu erfahren, und wovon er zu seinem lieben Deutschen Volke gezeugt und gesprochen hat. Möchte allen wahren Verehrern Luther's dies eine Mahnung werden an der Feier seines Todestages, unser Volk auf die Stufe einer Bildung hinüberzuführen, die in dem lebendigen Christenthum ihre Wurzel hat. Durch mancherlei Formen *) hat uns die neueste Zeit den Weg zum Herzen des Volkes gezeigt; möchten wir diese Formen mit dem demüthigen, gläubigen und freudigen Geiste unseres Luther's in die Hand nehmen und in der großen und wichtigen Arbeit erfunden werden, Seelen zu erretten und sie zur Wahrheit aus Gott zurückzuführen. Nur wenn der Herr in dieser letzten betrübten Zeit in dieser Arbeit uns antrifft, haben wir Hoffnung, so zu vollenden, wie Luther vollendet hat, denn wie des Mannes vielbewegtes Leben, so hat auch sein Ende für uns und in unserer kampfreichen Zeit viel Erbauliches und Ermunterndes; vor Allem aber fordert es uns auf, treu auszuhalten, und nur nach einem rechten Kampf die Krone des Lebens zu erwarten. Wie er bis zu seinem, so stehen auch wir gewiß bis zu unserem Tode in dem heißen Kampfe gegen die tobende Weltsubstanz. Das sollte uns auffordern, von allem vergänglichem Gut abzusehen, wie er davon abgesehen hat, das sollte uns ermuntern, zu wirken die Werke des Lichts, wie er sie gewirkt hat.

Es ist erfreulich, überall jetzt wahrzunehmen, wie Männer, von ächt wissenschaftlichem Geiste getrieben, nicht bloß der kirchlichen Lehre sich wiederum zuwenden, sondern wie, was uns viel wichtiger scheint, viele gläubig und kirchlich gesinnte Lehrer sich ihrer Gemeinden wieder in einem festen und entschiedenem Bekenntniß annehmen und die Predigt des Evangeliums vorzüglich in der Seelsorge dem Herzen des Volkes nahe bringen. Luther's Kraft und Luther's Geist schreitet wieder durch die Deutschen Gauen, wir merken's, er ist noch unser Lehrer. In die Herzen der Gemeinden ruft er noch immer das theure Wort von der Vergebung der Sünden, und wo das Wort Gottes, dem er allein Geltung verschaffen wollte, in Kraft verkündigt wird, da lebt das Volk im Glauben wieder auf. Die Walhalla, in der Luther sein Standbild gefunden, kein aus

wein, auch im mäßigen Genuß, das menschliche Herz gegen die Eindrücke des göttlichen Wortes verhärtet. Wie manche, die es einsehen, verzagen über der Arbeit, dieses Volkwerk aus dem Wege zu räumen. Wo in einer Kirchgemeinde der Branntwein ausgerottet wird, beginnt das Christenthum wiederum seinen wohlthätigen Einfluß, kommt wahre Bildung und Humanität zum Vorschein.

*) Ich weise hier vorzugsweise auf das gesammte Gebiet der inneren Mission in Form der freien Vereine hin.

*) Wie viele Geistliche sehen das noch nicht ein, daß der Brannt-

Marmor und Erz gebildetes, ist die Christenheit. Luther's kann man nicht anders gedenken, als daß man dem Herrn Jesu dabei alle Ehre läßt, wie er sie ihm gelassen hat. Der Luther, wie ihn der moderne Unglaube, das Nongethum und die Lichttwirthschaft liebt, ist nie da gewesen, sondern eine Erfindung des Teufels. Die evangelische Freiheit, die er gepredigt, hat er nie zum Deckmantel der Bosheit gebraucht; er war frei, weil der Geist des Herrn in ihm wohnte.

(Schluß folgt.)

Zur Frage von der Kirchenzucht.

(Schluß.)

So ist kaum nöthig, daran zu erinnern, wie die zuvor verschollene Stimme ernsterer Wissenschaft längst wieder die Nothwendigkeit des reinigenden Handelns der Kirche anerkannt hat, so daß der wieder erwachte Ernst der neueren Zeit, in der Wissenschaft wie im Leben, mit dem allgemeinen Bewußtseyn und der Praxis der Kirche der früheren Zeit zusammentrifft. „Eine Gemeinde, die in Bezug auf das Mißverhältniß des ärgerlichen Wandels zum sakramentlichen Bekenntnisse als Gemeinde überhaupt nicht handelt, überhaupt gar keine Zucht ausübt, noch eine solche ausüben will oder kann, ist, wenn sie auch viele lebendige Glieder Christi in ihrer Mitte hegt, doch als Gemeinde noch nicht vorhanden“ — sagt E. J. Rijsch schon im Jahre 1829 in der ersten Ausgabe seines Systems der christl. Lehre §. 120. Und wie viele Stimmen haben sich seitdem auf Kanzeln und Kathedern, ja in den Collegien der geistlichen und weltlichen Behörden, in gleichem Sinne ausgesprochen!

Und wenn nun diesem allen gegenüber das Gewissen der Diener unserer Kirche durch Verfügungen, wie die oben gedachte, bedrängt wird, so ist wohl Grund genug, die Stimme der schmerzlichsten Klage zu erheben. Vielleicht haben die verfügenden Räte ihre Anschauung nur aus dem Kreise großstädtischer Gemeinden gebildet, in denen, wie schon oben zugestanden, die Unvermeidlichkeit des Übels dasselbe für den Augenblick wenn nicht entschuldigt, so doch dem Auge mehr entrückt. Aber ist's nicht genug, daß die Kirche Christi durch diese großartige Unordnung großstädtischer Gemeinden unberechenbaren Schaden erleidet, daß das Bild christlicher Gemeinden dort so gut als ganz verloren geht, indem um einen in der allgemeinen Auflösung kaum noch erkennbaren Kern gläubiger Seelen sich eine ungeheure Schale zuchtloser Bekenner des Unglaubens angelegt hat —: soll der Schaden nun darin noch größer werden, daß um der Unordnung jener Gemeinden willen auch die Zucht in den unsrigen völlig gebrochen werden soll? Möget ihr, indem ihr Tausenden das Mahl der Gnade spendet, und fürwahr wohl einen Ausweg nicht zu finden wißt, euch beruhigen können, wenn ihr neben diesen, deren Glaube euch erquickt, andere seht, die euch fremd und unbekannt sind: womit aber sollen wir uns trösten, wenn wir

in unseren kleinen Heerden die Böcke trotzig unter den Schafen am Altare erblicken, wenn sie gegen unsere Warnungen sich auf Verfügungen der Consistorien stützen können? Wäre es nicht viel besser, die form- und zuchtlosen Heerden der großen Städte würden allmählig durch das Beispiel der frommen Ordnung und Zucht der unsren mit erbaut, als daß, weil die Zeit der Hülfe für jene noch nicht gekommen ist, die unsrigen mit jenen zugleich verderben sollen?

Und was für ein Weg bleibt uns, wenn unsere Gemeinden an uns irre werden, wenn sie erst an den Sünden solcher trotzig Verächter Ärgerniß nehmen, dann aber vielmehr an uns, daß wir die Kirchenzucht und Ordnung der Gemeinde brechen? Solche Ärgernisse können, dem Herrn sey Dank! in kleinen Land- und Stadtgemeinden nicht verborgen bleiben, so können wir auch nicht, ohne uns, die kirchliche Ordnung und das Sakrament zu prostituiren, solche trotzig Sünder offen vor der Gemeinde, als gläubige Christen, mit dem Sakrament bedienen. Sollten wir aber verbunden seyn, so lange unsere Gemeinden zu schlafen scheinen, den Krebs des Ärgernisses an unseren Gewissen nagen zu lassen, uns für verdammt zu halten, als ordentliche Diener der Evangelischen Kirche so himmelschreiende Unordnung in den Gemeinden zu dulden, für die wir Gott Rechenschaft schuldig sind — bis die Gemeinde aufwacht, das Ärgerniß nicht länger tragen will, das wir geduldet, und vielleicht jetzt wie uns, so zugleich die Kirche ohne Zucht und Liebe, verwirft und zur Sektirerei greift?

Wenn aber dies nicht, wenn dies unmöglich seyn kann, wer trägt dann die Schuld, wenn wir in der Marter unseres Gewissens keinen Ausweg sehen, den schuldigen Gehorsam gegen die Obrigkeit, die Gewalt über uns hat, mit unserer Gewissenspflicht gegen die göttliche Ordnung zu vereinigen?

Wir sind ja von unten her, durch die in unseren Gemeinden, in denen der Fürst der Finsterniß durch die Macht des Unglaubens so lange sein verderbliches Werk gehabt, durch die herrschenden Kräfte des Bösen genug bedrängt: soll unsere Stellung von oben her noch mehr bedrängt werden? Wir haben ja wohl durch Gottes Gnade Geduld gelernt, sind wohl weit entfernt, einen hochkirchlichen Maßstab an unsere erst neu zu bauenden Gemeinden zu legen, und etwa durch unser überspanntes Gewissen ihnen ein unerträgliches Joch aufzulegen. Aber wo bliebe auch nur ein Schein kirchlicher Zucht und Ordnung, wo nur ein Schein des Rechts, uns der Welt, der Katholischen Kirche, den Sektirern und den Spöttern gegenüber als Diener der Evangelischen Kirche zu bezeugen, wenn wir in solcher Weise die Heiligthümer der Kirche preisgeben?

Darum denn klagen wir, bitten und flehen, daß man doch da, wo wir im unveräußerlichen Recht und auf Grund der Ordnung unserer Evangelischen Kirche stehen, sich unser erbarmen, unser Gewissen ansehen, uns vielmehr in unserer Schwachheit aufrichten und befestigen, als niederdrücken und vernichten wolle.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 21. Februar.

N^o 15.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

Erster Artikel.

Diese Partei ist in der letzten Zeit so vielfach genannt worden, daß es nöthig wird, sie einmal recht ex professo in's Auge zu fassen. Aus dieser Prüfung wird aber, indem hier ein vieljähriges Glied der Partei sie versucht, eine Selbstprüfung werden, und Selbstprüfung ist vorzüglich an ihrer Stelle, wenn einem so hohe Ehre widerfährt, wie jetzt dieser Partei, indem sie von den Gegnern durch die Namen, die sie ihr beilegt, als diejenige bezeichnet wird, die die Fahne trägt in dem Kampfe für die Heilighümer der Kirche. Es ist Freude, Schmach zu leiden um seines Namens willen, aber wir sollen uns mit Zittern freuen, denn diese Ehre legt schwere Pflichten und Verantwortung auf, während sie in unseren Zeiten oft nur wenig oder gar keine reelle Leiden nach sich zieht.

Unter solchen Umständen sollte man den Beweis kaum für nöthig halten, daß die Partei der Ev. K. Z. in der That eine Partei ist; man sollte meinen, durch ihre vielen Parteikämpfe seit fast zwanzig Jahren habe sie diesen Beweis überflüssig gemacht.

Aber es ist dem Antinomismus der Zeit gelungen, den Begriff: Partei — diesen wesentlichen Rechtsbegriff — (man erlaube dem Juristen dies hervorzuheben) — dergestalt zu verdunkeln, daß man ihn der Fülle von Wahrheit, die er enthält, entleert und nichts als einen Popanz, der Freund und Feind schreckt und verwirrt, davon übrig gelassen hat.

Der Verf. dieses Aufsatzes hat schon einmal auf einer Prädiger-Conferenz zu zeigen gesucht, daß die Gläubigen heut zu Tage die Bezeichnung: „Partei“ nicht von sich zu weisen haben, weil sie wirklich eine Partei sind; er hat sich damals nicht gescheut, der oft gehörten Behauptung: „die Wahrheit darf nie Parteifache seyn“, die andere entgegenzustellen: „die Wahrheit muß immer Parteifache seyn“, nämlich die neu sich entfaltende, neu durchbrechende oder sich herstellende, kämpfende Wahrheit, — mithin hier auf Erden alle Wahrheit. Er hat ausgeführt, daß wir die Parteifünden nur dann vermeiden können, wenn wir unserer Stellung als Partei uns bewußt sind, und die aus dieser Stellung fließenden Parteipflichten zu erfüllen streben. Diese Conferenztrede ist in diesen Blättern Nr. 79 u. f. des Jahrgangs 1843, und später etwas bearbeitet noch besonders, in Westphalen, abgedruckt worden.

Man lehnt den Namen einer Partei ab, weil man meint, er involvire Einseitigkeit, Übertreibung u. s. w. und stehe der Unparteilichkeit entgegen, die doch ein so schönes Ding sey. Man

möchte gern „über den Parteien“ stehen, was während des Trojanischen Krieges nicht einmal den Homerischen Göttern auf ihrem stets sonnigen Olympusgipfel zu Theil wurde. Die Wahrheit wenigstens, behauptet man, stehe über den Parteien und dürfe in das Treiben der Parteien nicht herabgezogen werden, obgleich der Herr, der die Wahrheit selbst ist, herablassend mitten unter die Parteien seiner Zeit, ja aller Zeiten, getreten ist. Am lauteften aber fordert man von der Obrigkeit in Staat und Kirche, daß sie über den Parteien stehe, unparteiisch, d. h. neutral sey, keine Partei begünstige, d. h. keiner Recht und keiner Unrecht gebe. Diese der Obrigkeit gestellte Aufgabe wird besonders dann etwas verwickelt, wenn auch die Moderaten, die Effektiker, die Partei- und Farblosen sich in eine Partei formiren, wie sie wohl zuweilen zu thun pflegen. Alsdann soll die Regierung weder schwarz noch weiß, aber auch nicht grau, weder grün noch blau, noch sonst gefärbt, aber auch nicht farblos seyn. Wenn sie dann dieses Kunststück nicht zu Stande bringt, sondern zu irgend einer Partei sagt: „Du hast Recht“ und zu einer anderen: „Du hast Unrecht“, so ist eine unwiderlegliche Anklage der Parteilichkeit, der Begünstigung Einer Partei, der Zurücksetzung einer anderen, fertig. Und leider lassen nur zu oft die Organe der Regierung selbst von diesen Anklägern sich imponiren, so daß sie läugnen, was doch wahr ist und ihnen Ehre macht, und ihre heiligsten Amtspflichten furchtsam oder gar nicht erfüllen.

Es lohnt hiernach wohl der Mühe, dem Begriffe: „Partei“ etwas näher zu treten.

Aus dem bloßen Begriffe des Streitens geht der Begriff Partei noch nicht hervor. Die streitenden Theile oder Parteien müssen, um diesen Namen zu verdienen, einen, wirklichen oder idealen, Richter über sich anerkennen, oder als unter ihm stehend, betrachtet werden, der sie zu einer Gemeinschaft verbindet. Diese ist das Ganze, dem sie als Theile (partes), angehören. So der Kläger und der Beklagte vor Gericht, — so die respectiven Anhänger gewisser Meinungen oder Tendenzen im Staate oder in der Kirche, sofern sie um Geltung oder Herrschaft streiten, wo der Staat, die Kirche selbst das Ganze ist, dessen endlicher Entscheidung, wenn auch erst in ferner Zukunft oder in der Idee, sie entgegensehen, — Liberale, Conservative, Lichtfreunde, Rechtgläubige, — oder die Anhänger entgegengesetzter wissenschaftlicher Systeme, die eine Gerichtsbarkeit der öffentlichen Meinung, der Mitwelt, der Nachwelt, der Wissenschaft — als ideale Person gedacht — anerkennen, z. B. in Beziehung auf die Cholera Contagionisten und Non-Contagionisten. Ja, in jedem Streite können die Theilnehmer als Parteien angesehen werden, sofern die Wahrheit oder das Recht als richterlich

über ihnen thronend betrachtet wird. In einem weiteren Sinne nennt man auch solche Personen Parteien, welche in einem Verhältnisse stehen, aus dem ein Streit vor einem Richter hervorgehen kann, z. B. Personen, die einen Vertrag mit einander geschlossen haben.

Wo dagegen an ein Gericht über den Streitenden nicht gedacht wird, da ist auch von Parteien nicht die Rede. Wenn England und Frankreich sich bekriegen, so bezeichnet man diese Mächte darum noch nicht als die Englische und Französische Partei, — diese Benennungen treten erst ein, wenn man etwa sämmtliche christliche Mächte als ein Ganzes betrachtet, das den Streit durch einen Congreß oder sonst wie schlichten soll. Heiden und Christen werden heut zu Tage nicht als sich gegenüberstehende Parteien betrachtet, obgleich sie zu Constantin's und Theodosius' des Großen Zeit im Römischen Reich so betrachtet werden mußten, sofern sie vor dem Throne der Kaiser, als Richter, um Duldung oder Anerkennung stritten.

Eben so spricht man nicht von Parteien, wo der Richterspruch mit voller Wirkung ergangen und vollstreckt ist, oder wo und insofern derselbe nach der einen Seite hin mit zweifelloser Gewißheit zu erwarten ist, und deshalb als schon ergangen und vollstreckt betrachtet wird. Das Ende des Processes ist auch das Ende der Parteistellung. Könige und sein Anhang bilden keine Partei innerhalb der Römischen Kirche, denn sie sind mit voller Wirkung aus derselben ausgeschlossen. Eben so wenig würde man bis jetzt noch politischen Schwärmern, welche die Ehe, das Eigenthum, die monarchische Verfassung u. s. w. abschaffen wollten, die Bezeichnung einer Partei im Preussischen Staate zugestehen, weil man davon ausgehen würde, daß über die Verwerflichkeit solcher Grundsätze ein des Nennens werther Streit nicht stattfinden könne. Jedermann würde empört gewesen seyn, wenn man von einer Tschechischen Partei hätte reden wollen, selbst wenn einige diesem Verbrecher Gleichgesinnte ermittelt worden wären. Dagegen kann man nicht umhin, das Daseyn einer radikalen Partei in Königsberg, einer Polnisch gesinnten Partei im Großherzogthum Posen einzuräumen.

Hienach also ist es allerdings ein Zugeständniß, welches man den Anhängern gewisser Tendenzen macht, eine Art Ehre, die man ihnen erweist, wenn man sie eine Partei nennt. Man erkennt dadurch an, daß sie Bedeutung und Macht genug haben, um mit ihren Gegnern vor dem Richterstuhle, den man nun grade im Auge hat — sey es die Obrigkeit, die Kirche, die öffentliche Meinung u. s. w. — zu streiten, und zwar so zu streiten, daß die sofortige Beendigung des Streites nach der einen oder der anderen Seite hin noch nicht in gewisser und naher Aussicht steht.

Dieses Zugeständniß aber müssen wir den Feinden der Kirche — Lichtfreunden, Pantheisten u. s. w. — heut zu Tage machen, während man es ihnen im sechzehnten Jahrhunderte, wo solche Tendenzen vereinzelt auch auftauchten, schwerlich gemacht haben würde. Sie sind im Besitze einer großen Zahl unserer Kirchenämter, bis in die höheren des Kirchenregiments hinauf, — eines noch größeren Theils der Staats- und Com-

munalämter und der Presse, sie sind durch alle Stände hindurch weit verbreitet. Sie bekämpfen die Gläubigen mit Gründen, welche auf das Kirchenregiment oft einen bestimmenden Einfluß ausüben und mittelst deren sie sich in dem angemessenen Besitze der Heiligthümer der Kirche behaupten, die den Gegenstand des Streites (objectum litis) bilden. Nur spiritualistischer Dünkel kann die Wichtigkeit dieser Thatfachen verkennen; ihm ist die gliedliche Theilnahme an diesen Leiden des realen Leibes Christi fremd; dadurch aber, daß er nicht mit leidet, wenn so viele Glieder krank sind, beweist er sein Getrenntseyn von diesem heiligen Leibe. Lichtfreunde und Pantheisten sind also im vollen Sinne des Wortes eine Partei in der Evangelischen Kirche, womit jedoch auf keine Weise gesagt ist, daß sie ein Recht haben, in derselben zu seyn. Wenn der wahre Eigenthümer den unrechtmäßigen Besitzer einer Sache vor Gericht in Anspruch nimmt, so ist dieser so gut als jener Partei, obgleich der Zweck des Processes eben ist, den wahren Eigenthümer wieder in den alleinigen Besitz zu setzen. Aus der Parteistellung der Lichtfreunde und Pantheisten aber folgt, nach der relativen Natur dieses Begriffs, daß ihre Gegner, die Gläubigen, ebenfalls eine Partei bilden, und diesen Namen sich gefallen lassen müssen, wie sie denn auch in der That von Jedermann so angesehen und mit allerlei Parteinaamen belegt werden, die sie sich, wie es immer zu gehen pflegt, auch wohl selbst aneignen.

Diesem letzten zwingenden Schlusse versuchen die Gläubigen oft durch die Behauptung sich zu entziehen, daß sie die Kirche selbst und deshalb keine Partei seyen, dieser Name vielmehr nur ihren von der Kirche abtrünnigen Gegnern zukomme. Allein diesem Einwurfe liegt die sprachwidrige und begriffverwirrende Auffassung des Wortes Partei zum Grunde, als werde damit nothwendig eine Abweichung von dem Rechte und der Wahrheit, mindestens eine tadelnswerthe Einseitigkeit oder Übertreibung bezeichnet. Man verwechselt den Begriff der Partei mit den gewöhnlichen Sünden der Parteien, — eine Verwechslung, die, wie unten gezeigt werden soll, recht geeignet ist, die Parteikämpfe zu verbittern und diese Parteisünden zu befördern und unheilbar zu machen. Eine Partei vor Gericht ist darum nicht weniger Partei, weil sie durchweg Recht, die Gegenpartei durchweg Unrecht hat. Kein Richter läßt zu, daß eine Partei dadurch, daß sie auf ihr Recht in der Hauptsache sich beruft, ihrer Stellung und ihren Pflichten als Partei sich entziehe.

Es ist wahr, daß die Gläubigen die Kirche selbst, daß die Lichtfreunde nur Abtrünnige sind, eben so wie der König und die ihm anhangenden Unterthanen den Staat bilden. Wenn aber glückliche Rebellen des Königs halbes Land in Besitz haben und sein Recht auf die Krone mit den Waffen in der Hand und mit Rechtsgründen bekämpfen, die, seyen sie auch noch so unhaltbar, viele seiner Diener und Unterthanen verführen, — wenn der Thron unter seinen Füßen wankt und das Scepter in seiner Hand, — wenn er nicht mehr umhin kann, die wichtigsten Aemter seines Heeres und seines Civilstaats seinen Feinden anzubevertrauen, oder doch in ihren Händen zu lassen, so muß man ein solches Land als von Parteien zerrissen bezeichnen und

von einer königlichen Partei, der Partei der Rebellen gegenüber, reden. In diesem Zustande ist unsere Kirche.

Man sagt ferner, die widerkirchlichen Lehren der Lichtfreunde u. s. w. brauchten nicht mehr widerlegt zu werden; sie seyen längst gerichtet und verworfen durch Gottes Wort, durch die in voller Gültigkeit bestehenden Bekenntnisschriften der Kirche u. s. w. Auch ist dies wahr, und diese Wahrheit genügt einem sich isolirenden Mysticismus und Pietismus, der nur seine eigene und einiger Gleichgesinnten Befriedigung sucht und gleichgültig ist gegen den hohen Beruf der Kirche in leblicher Realität als Stadt auf dem Berge, als Baum aus dem Senfkorn erwachsen, als Sauerteig in drei Scheffel Mehl gemenet, alle Geschlechter der Erde, alle Staaten und Völker, alle Richtungen des Menschengeschlechtes zu versammeln, zu durchbringen und zu erneuern. Glühet die Liebe Christi in unseren Herzen, das Feuer, das Er auf Erden anzuzünden gekommen ist, — und Ihm war bange, bis daß es brannte — so „kann nicht Friede werden, bis Seine Liebe siegt, der ganze Kreis der Erden zu Seinen Füßen liegt“, so können wir uns nicht, in stolzer Ruhe, einhüllen in das Bewußtseyn unseres bloßen Rechts. Besitzen soll unser himmlischer König jedes Land und jedes Herz, und nicht eher, als bis der letzte Feind ihm unterworfen ist, bis die ewige Wahrheit nicht bloß auf die Blätter der Bibel und der Symbole, sondern in jedes Herz, in jedes Leben, eingeschrieben ist, müssen die Kämpfe der Kirche fortgekämpft werden, und diese Kämpfe sind Parteikämpfe, so lange der Feind in ihrem Inneren ist und ihre Heiligthümer inne hat.

Aus eben diesem Nicht- oder Mißverstehen des Begriffs der Partei entsteht der wahrhaft lächerliche Mißbrauch, der mit der Forderung der Unparteilichkeit getrieben wird. Man fordert, die Regierung, namentlich das Kirchenregiment, solle unparteiisch seyn, und versteht darunter, es solle dahingestellt seyn lassen, welche Partei Recht und welche Unrecht habe, es solle neutral seyn gegen Recht und Unrecht. Ein Lichtfreund, der die Kirche bekämpft, und ein Gläubiger, der ihr dient, stehen zur Wahl bei Befetzung eines Predigtamtes, einer Professur, einer Superintendentur u. s. w. Da soll die Unparteilichkeit des Kirchenregiments sich darin äußern, daß von diesem entscheidenden Gegensatz keine Notiz genommen, sondern nur auf Nebensachen (— gelehrte Kenntnisse, Fertigkeit der Rede, ein schönes Organ, Geschäftsgewandtheit u. s. w. —) gesehen werde, auf Vorzüge, die in den Händen der Gegner der Kirche in eben so viele Waffen gegen sie sich verwandeln. Wird nach dem geurtheilt, worauf es eigentlich und wesentlich ankommt, so klagt man über parteiische Begünstigung der einen Partei. Die Wahrheit ist, daß in solchen Fällen das Kirchenregiment zwischen den Parteien zu entscheiden, daß es die Frage zu beantworten hat: Wer eignet sich für die Ämter der Kirche, ihre Feinde oder ihre Glieder? Ein Richter ist nicht deshalb parteiisch, weil er der einen Partei Recht gibt und der anderen Unrecht. Die Leser mögen entschuldigen, daß so klare Sachen erst lange ausgeführt werden; aber wie viele Menschen lassen sich nicht täglich durch das Geschrei der Lichtfreunde bethören, das Kirchenregiment sey nicht

unparteiisch; es begünstige bei den Anstellungen die rechtgläubige Partei! Und wenn nun gar von Seiten des Kirchenregiments die unläugbare Thatsache dieser eben so rechtmäßigen als nothwendigen Begünstigung der Gläubigen vor den Ungläubigen in Abrede gestellt wird (— sie ist eben so nothwendig wie bei Befetzung der Staatsämter die der Redlichen vor den Unredlichen, der Geschickten vor den Ungeschickten u. s. w. —), wenn man läugnet, was doch (Gott sey Dank!) jetzt klar vor Augen liegt, daß man die Ämter der Kirche möglichst mit ihren treuen Dienern zu besetzen, die Ungläubigen aber davon fern zu halten sucht, muß da nicht die Verwirrung und der Mißmuth der armen Lichtfreunde und der durch sie verblendeten Menge auf das Höchste sich steigern, die doch wohl berechtigt ist, Wahrheit und Ehrlichkeit bei denen zu suchen, die sich zu Ihm bekennen, der selbst die Wahrheit ist? Selbst die Wahnehmung, daß die Lichtfreunde, so weit ihr Patronat und ihr Einfluß reicht, grade dasselbe thun, was sie dem Kirchenregiment vorwerfen, nämlich die Ihrigen begünstigen, — und zwar mit Recht, wenn sie in der Hauptsache Recht hätten —, selbst diese augenfällige Erfahrung muß dann ungenügend bleiben, die Menschen zu orientiren.

Unparteilichkeit ist die Tugend des Richters, vermöge deren er nach dem Rechte, nicht nach Nebenrücksichten, entscheidet. Das Recht der Kirche aber ist, daß, wer ihre Grundlehren verwirft, ihre Ämter nicht bekleiden darf. Diese Tugend hat nichts zu thun mit dem jetzt so oft als Weisheit und Mäßigung empfohlenen unsicheren und furchtsamen Zappen und Schwanken zwischen den Parteien, mit dem heuchlerischen Ignoriren und Vertuschen der als offenkundige Thatsache klar vor Jedermanns Augen dastehenden Gegensätze. Die Milde, die zarte Berücksichtigung aller Umstände, das Bewußtseyn der Beschränktheit der eigenen Einsicht, der eigenen Macht, alles dies ist mit dem Richteramte wohl verträglich, ja, ihm wesentlich, — die Gnade ist „die Krone der Gerechtigkeit“. Das Kirchenregiment muß überdies fortwährend durchdrungen seyn von der zarten geistlichen Natur der Kirche, in der es walten soll. Aus solchen Richtertugenden, aus solcher Einsicht geht eine besonnene, feste, gemäßigte Thätigkeit des Kirchenregiments hervor, ein Überschlagen der Kosten, ehe man den Thurm baut oder in den Krieg zieht. Aber ganz davon verschieden, ja das Gegentheil davon, ist jenes Schwanken, Zappen, Ignoriren und Vertuschen. Die Halbheit, die Menschenfurcht und Menschengefälligkeit schwankt und tappt; sie wird zur Unwahrheit, zur Lüge, wenn sie ignoriert und vertuscht. Dadurch verliert das Kirchenregiment seine richterliche Stellung, wie jeder Richter, der zu unklar oder zu unredlich oder zu furchtsam ist, die Sachen zu sehen, wie sie sind, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen und endlich einen Ausspruch zu thun, der seinem Gewissen und dem bestehenden Rechte gemäß ist; die Kirche versinkt in Anarchie, das Richteramt aber wird von den Parteien an sich gerissen.

(Schluß folgt.)

Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Hebr. 13, 7.

(Schluß.)

In dieser geschichtlichen Wahrheit Luther's Leben und Wirken dem Volke zugänglich zu machen, ist ein großes Verdienst. Wir freuen uns, auf ein Werk hinweisen zu können, welches dies im vollen Sinne des Wortes thut. Wir meinen das Werk: „Luther's Leben“ aus den Quellen erzählt von M. Meurer, Pastor in Kallenberg. Eine Probe dieses Werkes liegt uns vor in dem Büchlein: „Luther's letzte Lebensstage, Tod und Begräbniß“ aus den Quellen erzählt von M. Meurer, Dresden, bei J. Naumann, 1846, mit zwei Bildern: Martin Luther im Tode und Luther's Standbild in Wittenberg. Auf dem Umschlage findet sich das Portal der Schloßkirche in Wittenberg, an der Dr. Martin Luther seine denkwürdigen Sätze ansetzte, und am Schluß des Büchleins ist die Tafel und Inschrift auf Luther's Grab. Das Vorwort ist zeitgemäß und ganz geeignet, würdige Vorstellungen von dem großen Todten zu erwecken. Darauf folgt ein Überblick über Luther's äußeres und inneres Leben. Die Hauptmomente sind darin übersichtlich und chronologisch hervorgehoben. Dann folgt die aus den Quellen geschöpfte Darstellung von Luther's letzten Lebensstagen, wie sie Ref. in einer gleichen Frische und erquicklichen Sprache gelesen zu haben sich nicht besinnt. Kein wichtiges Moment ist darin übergangen und man sieht in dem, was die Seele dieses Mannes in seinen letzten Lebensstagen bewegt hat, die ganze volle Eigenthümlichkeit seines Charakters. Die Sprache des Büchleins ist auch in der reichen Quellenanführung fließend, rein, edel; überall mit dem wichtigen Inhalt in harmonischem Einklang. Ganz besonders empfehlen wir aber dieses Büchlein deswegen, weil es uns fast durchweg daran erinnert, daß Luther noch jetzt unser großer Lehrer ist. Darin finden sich z. B. Stellen wie diese: „Ihr habt noch einen Dünkel bei euch, wie andere grobe Sünde; darum sehet euch vor, vor euch selbst. Bisher habt ihr das rechte wahrhaftige Wort gehört, nun sehet euch vor, vor euren eigenen Gedanken und Klugheit. Der Teufel wird das Licht der Vernunft anzünden und euch bringen vom Glauben, wie den Wiedertäufern und Sakramentschwärmern widerfahren ist, und sind nun mehr Keherstifter vorhanden. Ich habe mehr denn dreißig Mottenmeister vor mir gehabt, die mich haben wollen ehren; aber ich widerlegte alle mit diesem Spruch: Dies ist mein lieber Sohn, an welchem ich Wohlgefallen habe, den sollt ihr hören! Und mit diesem Spruch habe ich mich durch Gottes Gnade bisher erhalten, sonst hätte ich müssen dreifigerlei Glauben annehmen. Die Keher suchen allerwegen Ränke, daß wir ihnen sollen weichen, nachlassen, zugeben; aber wir wollen es mit Gottes Hülfe nicht thun. So sprechen sie denn, ihr seid stolze Tropfen. Ich will gern allerlei Scheltworte leiden, aber nicht eines Fingers breit weichen von des Munde, der da sagt:

Diesen höret! Ich sehe vor Augen, wenn uns Gott nicht wird geben treue Prediger und Kirchendiener, so wird der Teufel unsere Kirche zerreißen, und wird nicht ablassen, noch aufhören, bis er's hat geendet; und hat er kurz im Sinne. Wo er's nicht kann durch den Papst und Kaiser: so wird er's durch die, so noch in der Lehre mit uns einträchtig sind, ausrichten. Derhalben ist hoch von Nöthen, daß man von Herzen bete, daß Gott uns reine Lehrer geben wolle. Jetzt sind wir sicher und fehler nicht, wie gräulich uns der Fürst dieser Welt durch den Papst, Kaiser und unsere Gelehrten allhier nachtrachtet, welche sagen: Was schadet's, daß man das nachläßt! Nein, nicht ein Haar breit sollen wir nachlassen. Wollen sie es mit uns halten, gut; wollen sie nicht, so lassen sie es.“ Ich habe von ihnen die Lehre nicht empfangen, sondern durch göttliche Gnade von Gott.“ — Oder auch wie diese: „Hier beschreibe der Evangelist ersichtlich, wie der Herr Christus im Schiffe liege und natürlich schlafe, damit zu beweisen, daß Christus ein natürlicher, wahrhaftiger Mensch gewesen, der Alles an sich gehabt und empfunden habe, was ein rechter Mensch von Natur an sich habe. Hernach aber auf seiner Jünger ängstliches Schreien und Rufen siehe er auf, gebiete dem Winde, das sey, allen Teufeln, die solche Winde und Ungewitter erregen, daß sie mit ihren Wellen, Toben und Wüthen aufhören müßten. Das sey nun nicht eines Menschen Werk, sondern beweise, daß Christus wahrhaftiger Gott sey und göttliche Kraft und Gewalt habe, als ein Herr über alle Creaturen, Wind, Meer und den Teufel selbst. Es sey freilich nicht bloß aus diesem Evangelio, sondern allenthalben zu lernen, daß Christus beides, wahrhaftiger Mensch und wahrhaftiger Gott sey; aber wir müßten es doch täglich wiederholen und daran lernen, auf daß dieser Artikel gewiß bleibe in der Christenheit und wir ansingen, ernstlich und stark zu glauben, daß wir in diesem unserm Heiland Christo hätten einen solchen Herrn, der nicht allein in menschlicher Natur uns gleich, sondern auch der Herr und Gott ist, von dem wir beides, das leibliche Leben haben und dazu Erlösung, Hülfe und Rettung in allen Nöthen, zeitlich und ewiglich, und wider aller Creaturen Anfechtung. In diesem Artikel scheide sich der Christen Glaube von aller anderen Menschen Religion und Glauben, denn Gott könne nicht recht erkannt und angebetet werden, als von denen, die sein Wort hätten, dadurch er sich selbst geoffenbart habe, wie Christus zur Samaritanerin sage: Ihr wisset nicht, was ihr anbetet; wir aber wissen, was wir anbeten. Türken, Juden und alle Unchristen rühmten wohl, viel von Gott zu wissen, aber es seyen nichtige Gedanken, mit denen der Teufel sie bethöre. Weil sie Christum, der da ist wahrer Gott und Mensch, nicht annähmen, so hätten sie auch an Gott, den sie rühmten Schöpfer Himmels und der Erden, nicht mehr, als einen bloßen lebigen Namen oder Schemen von Gott.“ —

Möchte das Büchlein, das ein Jeder zu großer Belehrung und Erbauung lesen wird, eine recht weite Verbreitung unter unserem Volke finden!

J.

B.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 25. Februar.

N^o 16.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

(Schluß.)

Man wendet endlich ein, die religiösen Gegensätze der Zeit gingen zu tief, als daß irgend eine menschliche Macht, also auch das Kirchenregiment, darüber entscheiden könnte. Auch diese Behauptung hat Grund; sie vergißt aber, wovon hier die Rede ist. Es ist der Kirche, als erscheinender, in die Welt real und leiblich eintretender Gemeinschaft, wesentlich, daß in ihr gerichtet und entschieden werde, wer würdig und wer unwürdig sey, ihre Ämter zu erhalten oder darin zu bleiben. Mag das Kirchenregiment in den Händen der Obrigkeit oder in den Händen gewählter Synoden sich befinden, oder mag, nach der Lichtfreunde und Rongianer Wunsch, „Herr omnes“, wie Luther sagt, es an sich reißen, immer wird ein solches Gericht geübt werden. Der „aufgeklärte“ Herr omnes würde dasselbe unfehlbar zur Entfernung der Gläubigen aus den Kirchenämtern gebrauchen, nach der Regel, welche die in Altenburg gedruckte Eingabe der Magdeburger Lichtfreunde aufstellt und nach welcher zwar unbedingte Freiheit der Prediger von jeder anderen Beaufsichtigung ihrer Lehre, als der durch die Gemeinden, gefordert wird, jedoch mit der fast allzu naiven Ausnahme, daß Controverspredigten — (nämlich gegen die Lichtfreunde) — unter keiner Bedingung geduldet werden dürften. Die Forderung der Unparteilichkeit involvirt ja selbst schon die Anerkennung eines Gerichts. Daß dasselbe aber ohne Rücksicht auf die Grundlehren der Kirche urtheile, ist ein in sich absurdes Verlangen, welches kein Lichtfreund stellen kann, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, selbst wenn er, wie Uhlich, so liberal ist, mit den Juden, als guten Christen, zu sympathisiren. Denn er müßte es dann auch tadeln, daß die Evangelische Kirche diejenigen von ihren Ämtern ausschließt, welche lehren, daß der Papst ihr legitimer Herr sey. Dieses Beispiel ist bei weitem nicht so grell, als die Gegensätze der Zeit, auf die es hier ankommt; vielmehr kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Papst und Jesuiten den Grundlehren der Evangelischen Kirche, wie sie von den Reformatoren gepredigt, in den Bekenntnisschriften zusammengefaßt und in den kirchlichen Festen, Gottesdiensten und Agenden ausgesprochen sind, viel näher stehen, als Uhlich, Wislicenus und ihre Anhänger. Das Kirchenregiment muß also entscheiden, richterlich entscheiden, — so wie es auch immer entschieden hat und immer entscheiden wird —, was den Grundlehren der Kirche, und, da die Kirche diese Grundlehren als Gottes Wort erkennt und bekennet, was dem Worte Gottes gemäß ist und was nicht, eben so wie die weltliche Obrigkeit urtheilt und ent-

scheidet, was den von ihr zu handhabenden Gesetzen gemäß ist und wer diese Gesetze übertreten hat.

Damit ist aber nicht gesagt, daß irgend ein jetzt lebender General-Superintendent, Bischof oder Consistorium oder König die höchste Instanz bilde zur Entscheidung der Frage, ob Jesus Christus wahrer Gott sey, wie die Kirche bekennet, oder ein bloßer Mensch, wie der Prediger Sintenis in Magdeburg, der Prediger Wislicenus in Halle und alle Juden und Heiden behaupten. Gott ist allgegenwärtig, auch als Richter, als höchster Richter, 1846 in der Evangelischen Kirche, im Preussischen Staate, gegenwärtig; er hat nicht, als ein Abwesender, sein Richteramt einem Stellvertreter übertragen. So ist auch im Staate keine menschliche Obrigkeit, sondern der gegenwärtige Gott höchster Richter über Mein und Dein, über Recht und Unrecht. Er nimmt Appellationen an gegen die rechtskräftigen Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe. Dies erkennen selbst die Türken, die ihre Urtheilsprüche mit den Worten beginnen: „Gott weiß es besser, — Alles ist provisorisch, — Allah allein ist ewig.“ Auch im Staate stehen die Institutionen Gottes, Ehe, Vaterschaft, Eigenthum u. s. w. nicht unter, sondern über den menschlichen Obrigkeiten; diese können jene Institutionen, so weit sie sich in der Welt realisiren, erkennen und schützen, oder verkennen und verunstalten, aber ihre Rechtsverbindlichkeit nicht aufheben. Wehe dem Staate, wo nur die Obrigkeit, und nicht auch und am meisten der gegenwärtige Gott sie aufrecht hielte.

Dieses allgegenwärtige Richteramt des lebendigen Gottes ist, weit entfernt, Kirchenregiment und Obrigkeit aufzuheben, vielmehr die Seele, die Kraft, der wesentliche Inhalt des Amtes des Kirchenregiments und der Obrigkeit.

Ihre Gränze aber finden diese Ämter in der menschlichen Beschränktheit, die fortwährend ihre Ergänzung in dem ewigen Gotte sucht, und, wenn sie recht sucht, nach seiner Verheißung auch findet. Wer theologische oder Gewissenszweifel durch ein Consistorial-Dekret niederschlagen wollte, der würde diese Gränze verkennen; dem würde mit Recht entgegnet werden, daß keine menschliche Macht, keine Obrigkeit, kein Kirchenregiment die tiefen Gegensätze der Zeit zu entscheiden competent sey; eben so dem, welcher Erörterungen über das Wesen des Rechts und des Staats durch einen Cabinets-Befehl zu erledigen versuchte. Wo nun das Richteramt aufhört, da wird das Kirchenregiment eben so wie die Obrigkeit in Beziehung auf die kirchlichen und politischen Streitfragen des Tages selbst Partei, — sie müssen Partei nehmen, wenn nicht ihrer richterlichen Thätigkeit selbst der Boden unter den Füßen entgehen soll. Diese Parteilichkeit in den höheren, geistigen Sphären steht aber der richterlichen Unparteilichkeit bei Ausübung des Amtes in der Kirche, wie im

Staate, nicht allein nicht entgegen, sondern sie ist erste Bedingung dieser und aller richterlichen Thätigkeit. Nur wer den König von Gottes Gnaden als solchen aus Überzeugung anerkennt, kann in seinem Namen und Auftrage Rebellen recht beurtheilen und richten, — obgleich in einem Staate, der von aufrührerischen Faktionen zerrissen wäre, ein solcher Richter, als königlich-gesinnt, den Faktionen gegenüber, wo er nicht zu richten hätte, eine Parteistellung einnehmen würde. Nur wer den Grundlehren der Evangelischen Kirche mit Herz und Mund anhängt, ist fähig, am Regimente derselben Theil zu nehmen, und recht zu richten über Sintenis, Uhlich, Wislicenus, — obgleich er diesen, als Lichtfreunden, gegenüber, zur Partei der Rechtgläubigen (— „Pietisten, Orthodoxen, Dunkelmänner u. s. w.“ —) gehört, und, wo es nicht auf Ausübung des Richteramts der Kirche, sondern auf eine theologische Disputation ankäme, der Gegenpartei der Lichtfreunde *al pari* gegenüberzutreten müßte.

Summa: „Wer ein Amt hat, der warte des Amtes!“ und „Richtet ein gerechtes Gericht!“

Leider enthält dieser Artikel viele Wahrheiten, die sich eigentlich von selbst verstehen, und der Verf. hat deshalb manchen Leser um Entschuldigung zu bitten. Wer es aber erfahren hat, wie grade solche Wahrheiten, wo sie mit Zeitendungen in Conflict gerathen, am meisten verkannt werden, und wer einsieht, daß der diese Wahrheiten verdunkelnde Antinomismus jetzt eine der mächtigsten Zeitendungen, vielleicht die allermächtigste, ist, der wird ihm deshalb nicht zürnen.

Nachdem er so durch Beleuchtung des Begriffs der Partei sich den Weg gebahnt, wird er im zweiten Artikel die specielle Charakteristik der Partei der Ev. K. Z. versuchen.

Bedenken gegen die in der Evangelisch-Lutherischen Kirche übliche Weise der Confirmation.*)

Da in der Evangelischen Kirche die Confirmation bekanntlich auf sehr verschiedene Weise verrichtet wird, so wollen wir gleich die Form namhaft machen, welche wir vorzüglich im Auge haben, ohne zu verschweigen, daß uns auch jede andere Bedenken zurückläßt. Wir meinen diejenige, nach welcher die Confirmation als Erneuerung des Taufbundes aufgefaßt und dies äußerlich durch feierliche Wiederholung des Taufgelübdes Seitens der Confirmanden ausgedrückt wird. In mehreren Kirchen findet der Gebrauch statt, daß jeder einzelne Confirmand knieend das

Taufgelübde vor dem Altare ablegt. — Dies ist der erste anstößige Punkt, der zweite aber ist der, daß in unmittelbarem Zusammenhange mit der Confirmation der Genuß des heiligen Abendmahls steht. An einigen Orten ist beides so untrennbar verbunden, daß die Confirmation nur die Vorbereitung auf das unmittelbar darauf folgende Abendmahl ist. In der Stadt, wo der Eins. sich befindet, sind zwar beide Handlungen durch den Zwischenraum einiger Tage geschieden, allein in den Augen der kirchlichen Behörde fließt beides so sehr zusammen, daß der lithographirte Schein, welcher nach kirchlicher Vorschrift den Confirmirten ertheilt wird, nicht nur besagt, daß das betreffende Kind eingesegnet, sondern in Folge dessen zum Genuße des heiligen Abendmahls zugelassen sey. Ein solcher Schein endlich hat eine bürgerliche oder polizeiliche Bedeutung. Jeder angehende Lehrbursche muß ihn seinem Meister, jedes Dienstmädchen ihrer Herrschaft vorzeigen und kann ohne ihn nicht angenommen werden.

Bei diesem Verfahren fühlt sich das Gewissen des Eins. in zwiefacher Hinsicht beschwert. Einmal durch die Annahme, daß jedes zur Confirmation zugelassene Kind auch wahrhaft zur Bekehrung gekommen sey — denn die Ablegung des Gelübdes, dem Teufel, seinen Werken und Lüsteu zu entsagen und sich dem dreieinigen Gott zu ergeben, setzt doch nichts Geringeres, als die Bekehrung voraus. — Sodann durch die Verflechtung von kirchlicher und polizeilicher Ordnung. Das Letztere wirkt trübend und verwirrend auf das Erstere, die Kirche sieht sich nämlich in der bedenklichen Verlegenheit, entweder das Kind, weil es noch nicht bekehrt ist, für nicht fähig zur Confirmation zu erklären, doch damit entzieht sie ihm bürgerliche Rechte und das ist hart und gehässig, oder sie läßt sich, der bürgerlichen Rechte wegen, bestimmen, es mit der Befähigung zur Confirmation nicht so genau zu nehmen, doch das ist eine geheime oder offenbare Untreue, eine Entweihung des ihr anvertrauten Sacramentes, eine fortwährende Verletzung ihrer Wahrheit und Heiligkeit.

Man wird nicht läugnen können, daß es so steht. Wenn aber diese Mißstände dem Eins. schwerer auf das Gewissen gefallen sind, als Anderen, so mag dies wohl darin seine Ursache haben, daß sie ihm in seiner Stellung klarer vor Augen treten mußten. Unter einer Bevölkerung, bei der Armuth und sittliche Verwilderung Hand in Hand geht, hatte er Gelegenheit zu beobachten, wie von ihr die Confirmation angesehen wird, und wie es vor, während und nach derselben zuzugehen pflegt. Er möchte zur Rechtfertigung seiner Bedenken eine kurze Schilderung davon entwerfen. Es ist nöthig, dabei bis auf die Anmeldung zum Confirmandenunterrichte zurückzugehen. Wenn diese stattfindet, haben die meisten der Kinder die Tagesschule schon seit längerer Zeit verlassen, sie besuchen nur noch wenige Stunden der Woche die sogenannte Abendschule, den größten Theil ihrer Zeit bringen sie in den Fabriken zu, oder müssen auf andere Weise sich und den Eltern etwas verdienen. Ihre Kenntnisse sind dabei nicht gewachsen, ihre Sittlichkeit nichts weniger als gefördert. Die Mehrzahl kann eben nur nothdürftig lesen und die ersten Hauptstücke des Katechismus hersagen, von biblischer Geschichte ist oft kaum noch eine Erinnerung vorhanden, man

*) Der Herr Eins. schreibt an den Herausgeber: „Ich will meine gegenwärtigen Ansichten durchaus nicht als absolut richtige ausgesprochen haben, sie sollen aber eine Frage seyn an das urtheilsfähige Publikum, ich will mich gern belehren lassen und mich freuen, wenn ich widerlegt werde.“ Von diesem Gesichtspunkte aus glaubte der Herausg. dem Aufsage die Aufnahme nicht versagen zu dürfen. Er hofft und wünscht, daß ihm in diesen Blättern eine gründliche und vielseitige Prüfung zu Theil werden wird. Ammerk. d. Red.

Kann sich die Unwissenheit nicht groß genug vorstellen. Einzelne scheinen nie eine Bibel in der Hand gehabt zu haben, weder ein biblisches Buch, noch was Capitel oder Vers sey, ist ihnen bekannt. Dabei sind mehrere 15 — 17 Jahr alt, trotz dem daß gewisse bürgerliche Einrichtungen Eltern und Geistliche fast nöthigen, die Confirmation mit dem vierzehnten Jahre zu beschließen. Man kann darauf rechnen, daß, wo eine Verzögerung stattfindet, die Ursache gemeinlich schlimmer Art ist: es sind die schlechtesten Schüler gewesen, die nicht lesen gelernt haben, die schon gewohnt sind, ein herumstreifendes Leben zu führen, die am liebsten den Confirmandenunterricht ganz ungehen möchten. Was fängt man mit diesen an! Man könnte versuchen, sie mit polizeilicher Hülfe wieder in die Schule zu weisen. Allein wenn dies auch gelingt, was, wie die Sachen stehen, nicht immer ein Leichtes ist, so fruchtet es doch, mit wenigen Ausnahmen, gar nichts. Sie sind in der Schule eine Plage der Lehrer, ein Verderben für ihre jüngeren Genossen, kommen so unregelmäßig und sind zum Lernen so unlustig, daß es mit ihnen eher schlechter als besser wird. Oder man könnte sie zur Aufnahme in das Arbeitshaus anmelden, aber dies sucht sich solcher Gäste auch so viel als möglich zu erwehren, und es ist ihrer Sittlichkeit mit der Aufnahme auch nicht gebient. Das Gerathenste ist immer noch, sie anzunehmen und zu versuchen, was sich bei ihnen ausrichten läßt. So beginnt der Unterricht. Der Geistliche hat nun vor sich zwanzig, dreißig, funfzig und mehr Knaben oder Mädchen, unter denen es allerdings auch solche gibt, an denen er seine Freude hat, dagegen sind andere schon in die tiefsten Tiefen der Sünde eingeweicht, einzelne wohl auch schon polizeilich aufgegriffen und bestraft, einige sind so kindisch und beweglich, daß man sie beständig hüten muß, damit sie nicht durch ihre Thorheiten die Aufmerksamkeit der übrigen abziehen oder ihr Gelächter erregen, wieder andere zum Erschrecken stumpf und unempänglich für jede höhere Regung und Auffassung, während sich bei ihnen oft eine große Schlaueit in der Befriedigung der niedrigsten Triebe offenbart. Alle diese sollen im Laufe eines Jahres durch einen wöchentlichen Unterricht von anderthalb bis zwei Stunden zur Confirmation fähig gemacht werden. Dazu pflegt mit Beginn des Unterrichts auch die dürftige Nachhülfe der Schule gänzlich aufzuhören. Den Brotherren der Kinder ist es nämlich gewöhnlich zu viel, sie in den Confirmandenunterricht und die Abendschule zugleich zu schicken, sie bedingen sich aus, daß die letztere wegfalle, sonst müßten sie dieselben aus ihrem Dienst entlassen. Was kann nun aber die Einwirkung des Geistlichen über Kinder vermögen, die er von Woche zu Woche nur auf anderthalb bis zwei Stunden vor sich sieht, während sie die ganze übrige Zeit entweder in drückender Arbeit oder in zügelloser Freiheit, fast immer aber in sittengefährlicher Umgebung zubringen? Kein Wunder, daß viele oft vor den Augen des Geistlichen während des Confirmandenunterrichts zusehends verwildern und zurückkommen, man möchte sie herausnehmen, am liebsten in ein Rettungshaus, dort, abgeschnitten von verderblichen Einflüssen, jeden Augenblick umspannt von sorgender Liebe, wäre noch etwas für sie zu hoffen. Das kann man aber nicht,

dagegen soll man sie einsegnen, Knaben, die während des Unterrichts vielleicht Verbrecher geworden, Mädchen, die nicht nur gefallen sind, sondern angefangen haben, sich zu öffentlichen Dingen auszubilden. Aber, wird man sagen, man kann sie ja zurückstellen. Allerdings kann man das, allein damit bessert man nichts, im Gegentheil, man macht es nur schlimmer, man erregt ihren Trotz und Unmuth, der Besuch des Unterrichts wird ihnen immer widriger und lästiger, mögen sie nun noch unregelmäßiger kommen und noch weniger lernen als zuvor, einmal, das wissen sie, müssen sie doch eingeseget werden, die Polizei bestürmt zuletzt den Geistlichen nicht weniger, als sie, doch endlich einmal ein solches Individuum durch die Einsegnung zu entlassen. Wenn nun aber der Tag der Confirmation gekommen ist, wie sollen Kinder dieser Art vor den Altar treten und nicht nur das kirchliche Glaubensbekenntniß als ihr Bekenntniß ablegen, sondern auch geloben, dem Teufel und der Welt zu entsagen und bis zum Tode dem dreieinigen Gott sich zu ergeben? Ist das für sie nicht die größte Unwahrheit? Und kann es die Kirche über ihr Gewissen bringen, sie dazu zu veranlassen? Fällt auf sie nicht die Schuld zurück, wenn die meisten jener Kinder Alles, was verlangt wird, thun, aber auf eine ganz mechanische Weise, um nichts Schlimmeres zu sagen, sie sind dazu gewissermaßen gezwungen, sie können sonst nicht in das bürgerliche Leben eintreten. Wenn sie von der Confirmation nach Hause zurückkehren, kommen ihnen die Eltern mit Glückwünschen entgegen, daß sie dies ja nun auch überstanden hätten, als wäre eine schwere Last von ihnen genommen.

Doch noch ist nicht Alles erfüllt, es steht noch ein Akt bevor, der nothwendiger Weise erst überwunden werden muß. Die Confirmation ist nicht vollständig ohne das heilige Abendmahl. Erst nach dem Genuße desselben können sich die Kinder den Schein holen, der ihnen die Rechte für das bürgerliche Leben gibt. Für das erste Abendmahl besteht also eine Art von Zwang, ein Zwang, dessen Druck am schwersten auf dem Gewissen des Geistlichen lastet. Hat er es schon als eine Unwahrheit empfunden und mit schwerem Herzen getragen, daß jenen Kindern zugemuthet wurde, das Taufgelübde abzulegen, so soll er nun ein Heiligthum, das die Schrift mit so ernsten Worten vor dem Zutritt jedes Unwürdigen zu schützen sucht, der Entweihung preisgeben. Denn daß eine große Anzahl jener Kinder nicht in dem geeigneten Stande ist, es zu genießen, läßt sich nicht läugnen. Sie würden es auch gar nicht begehren, wenn nicht die bürgerliche Ordnung sie dazu triebe. Durch diesen Zwang werden alle Theile unfrei und unwahr. Der Geistliche, indem er nach dem Gebote der Schrift die Aufforderung zur Prüfung und die Ermahnung, nicht unwürdig hinzutreten, ausspricht, ist doch zugleich genöthigt, keins von den Kindern zurückzuweisen, und wenn von diesen letzteren eines vor jenen ernstesten Worten und der Heiligkeit des Sakraments fliehen möchte, so treibt es der dahinter stehende Staat mit seinem Zwange wieder hinzu. So werden von beiden Seiten die Regungen des Gewissens daniedergehalten und abgestumpft, der erste Schritt in die Kirche geschieht unter Verläugnung der Wahrhaftigkeit,

und kann nur von Unsegen für die Kirche selbst, und für ihre jungen Glieder insbesondere begleitet seyn, der Unterschied zwischen dem, was Kirche oder Staat, was göttliche Ordnung oder menschliches Gesetz sey, muß ihnen schwinden, den heiligsten Handlungen ihre Weihe geraubt und ein zweideutiges Licht über sie verbreitet werden.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß oft gerade bei dem ersten Abendmahle, das jeder ernste Christ, als etwas besonders Zartes und Heiliges, vor jeder Entwürdigung möchte gesichert wissen, die allerbetäubendsten Anstöße vorkommen, die von dem Leichtsinne, der Rohheit, der Andachtslosigkeit, dem Mangel an aller Ehrfurcht bei so vielen jener Kinder die traurigsten Belege geben. Kaum haben sie das Abendmahl empfangen, so scheinen sie auch schon ungeduldig die Kirche zu verlassen, unbekannt mit den Ordnungen, die in ihr herrschen, da sie oft nie zuvor eine Kirche betreten oder dem Gottesdienste beigewohnt haben, wissen sie nicht, was nun kommt und was sie nun noch zu thun haben, sie fangen an unter einander zu schwatzen und die übrigen Anwesenden zu stören. Wir wollen es nicht wiederholen, was wir von Knaben und Mädchen, auf unsere Nachfrage, was sie denn zu sprechen gehabt hätten, alles vernehmen mußten; es kamen dabei nicht bloß die allerleichtfertigesten und nichtswürdigsten Dinge, sondern auch gradezu Spottereien und Lästerungen zum Vorschein.

Und welches ist endlich der gewöhnliche Schluß der Feierlichkeit, die mit dem Abendmahle vollständig überstanden ist? Wir würden es erfahren, wenn wir des Abends der Musik, die uns aus den verschiedenen Tanzplätzen entgegenkönt, folgen wollten, wir würden da eine bedeutende Anzahl der Kinder, die vor wenigen Tagen gelobten, der Welt zu entsagen, die an demselben Tage vor dem Altare knieend das Sakrament empfangen haben, erblicken, wie sie im neuen Schmucke ihrer Einsegnungskleider von ihren Eltern in die Welt eingeführt werden, oder sich selbst nach Möglichkeit in dieselbe einzuführen suchen.

Wir glauben durch die vorhergehende Schilderung, die frei ist von aller Übertreibung, so viel erreicht zu haben, daß man uns zugestehen wird, wie die gegenwärtige Form der Confirmation an manchen Bedenken leide. Doch wird man vielleicht diese Bedenken als in örtlichen Verhältnissen begründet ansehen, oder sie nur in Bezug auf die niederen Stände gelten lassen. Dagegen möchten wir indeß Einspruch thun. In den niederen Klassen, wo die Rohheit herrscht, sündigt man auf rohe Weise, in den höheren, wo der Anstand Gesetz ist, auf anständige. Daß innerlich die Kinder gebildeter und vornehmer Eltern bei dem Aussprechen des Taufgelübdes oder dem Genuße des Abendmahls so wesentlich anders ständen, als die Kinder, von welchen wir geredet haben, scheint uns eine unbegründete und durchaus unzulässige Annahme zu seyn. Das menschliche Herz verändert sich nicht nach den Ständen. Es ließen sich unschwer dafür die überzeugendsten Beispiele anführen, man frage aber nur, wie

wird im Allgemeinen auch da die Confirmation betrachtet. Etwa als eine Entfagung der Welt? Oder gilt sie nicht gerade umgekehrt als der Schritt, nach welchem für den Knaben oder das Mädchen die Welt sich öffnet, als der Freibrief zum Eintritt und zur Theilnahme an derselben, ach, oft an allen ihren Lüssen und bösen Werken?

Eben so wenig kann man über jene Bedenken hinwegkommen durch eine Änderung der Form, so lange dabei der Grundcharakter, welchen die Confirmation gegenwärtig trägt, unangestastet bleibt. Es wird allerdings die Confirmation auf sehr verschiedene Weise verrichtet, das Taufgelübde z. B. fällt an vielen Orten gänzlich weg, gleichwohl bleibt immer dreierlei: Erstens die Voraussetzung, daß das Glaubensbekenntniß das Eigenthum aller Confirmanden geworden sey, ferner die unmittelbare Verbindung der Einsegnung mit dem Abendmahl, die nur dann unanfechtbar wäre, wenn jene Voraussetzung Wahrheit hätte, und endlich die bürgerliche Nothwendigkeit der ganzen Handlung, deren nachtheiligen Einfluß wir schon geschildert haben.

Es wäre uns räthselhaft, wie so viele gewissenhafte Geistliche diesen Zustand, dessen Mängel und Schäden offenbar sind, so lange haben ertragen können, wenn nicht das Gefühl dabei obgewaltet hätte, daß jene Uebelstände nur dann vollkommen beseitigt werden könnten, wenn eine gewisse Lösung von Kirche und Staat in diesem Punkte eintrete. Vor jedem dazu führenden Schritte haben aber viele besonnene Männer eine nicht ungegründete Scheu und fürchten, daß es für beide Theile der Anfang von Übeln seyn möchte, die größer wären, als die bestehenden. Wir fühlen dies vollkommen mit, gleichwohl nehmen wir keinen Anstand, unsere Bedenken zu äußern. Die höchste Pflicht der Kirche ist Gewissenhaftigkeit und Wahrheit, wo diese fehlt, da ist sie nicht mehr die heilige und kann nicht mehr die gesegnete seyn. Ein jeder Schritt zur Wahrheit zurück ist ein unabweisbares Gebot und darf durch keine Furcht vor irdischen Folgen aufgehalten werden. Ueberdies möchte die Besorgniß grade in diesem Punkte leicht zu weit gehen. Denn daß Bedenken, wie wir sie hier geäußert haben, sich mit einer Gesinnung, die weit entfernt ist, Kirche und Staat oder Welt auseinanderzureißen, sehr wohl vertragen, dazu möchte eine Hinweisung auf Bunsen's Verfassung der Kirche der Zukunft genügen. Man wird es dem Verfasser wohl am wenigsten Schuld geben, daß er eine separatistische Neigung habe, oder die Nothwendigkeit des Zusammenhangs von Kirche und Staat verkenne. Dennoch stellt er (S. 322 f.) als ein Erforderniß der Kirche der Zukunft das Aufhören des Zwanges der Confirmation hin, und will sie in ein freies Bekenntniß des Einzusegnenden verwandelt wissen. „Nur dann,“ so äußert er sich, „wird der Tisch des Herrn und die innigste Gemeinschaft Christi nicht schon von dem in die Gemeinde eintretenden Geschlechte entweiht und das Gewissen der Gemeinde zerdrückt werden.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 28. Februar.

N^o 17.

Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.

Die Erwartungen, mit denen Eins. in Betreff der Schwedischen Leser seine Mittheilungen über den Zustand der Schwedischen Kirche unter obiger Überschrift im Januarheft der *Ev. K. Z.* des Jahres 1844 (und zuvor im Januarheft 1843) dargebogen hat, haben ihn nicht betrogen. Die der besseren Zukunft angehörigen, von beschränkter Nationalempfindlichkeit freien Männer haben ihre Zustimmung einer Darstellung nicht versagen können, welche in Liebe die Mängel aufdeckte, welche sie selbst schmerzlich empfinden. Von Männern dagegen, welchen der gegenwärtige Zustand der Schwedischen Kirche behaglich erscheint, wäre es Thorheit gewesen, andere, als mißliebige Urtheile zu erwarten.

Von allen Schweden, mit denen ich seit Veröffentlichung meines Berichts in persönliche oder schriftliche Berührung gekommen, hat nicht ein einziger den geringsten Widerspruch gegen die gegebene Charakteristik verrathen; die ich ausdrücklich um ihr Urtheil befragte, bekannten im Gegentheil ihre volle Zustimmung zu derselben. So Consistorialrath Nothlieb von Stockholm, und Hofprediger Nordenfson, welcher Letztere nur, mit Beziehung auf das Urtheil des Erzbischofs af Wingård, bemerkte, daß die nun erst auf den Akademien gebildete jüngere Geistlichkeit mehr verspreche; eine Bemerkung, die jedoch mit der gegebenen Charakteristik nicht im Widerspruch steht.

Die gleiche Zustimmung ist dem Eins. von sämtlichen Reisenden, die sich neuerdings längere Zeit in Schweden aufgehalten, und mit denen er in Berührung kam, ausgesprochen worden, während nur Herr Superint. v. Schubert, wo die Charakteristik seiner um einige zwanzig Jahr früher veröffentlichten Darstellung entgegentritt, seine Zustimmung versagen zu müssen glaubt.

Wenn ich sonach schon getrost hoffen durfte, durch die Mittheilungen der *Ev. K. Z.* manchen wohlgesinnten Leser in Schweden erwecklich angeregt, und so zum Besten der Schwedischen Kirche nach Kräften mitgewirkt zu haben, so ist hiezu grade von gegnerischer Seite her eine unerwartete, wirksame Beihülfe geleistet worden.

Es hat sich nämlich der bei der Schwedischen Gesandtschaft zu London angestellte Pred. Carlson bewogen gesehen, die beiden Berichte des Eins., dann die Mittheilung über die Freimaurerei und Schwedische Kirche im Aprilheft der *Ev. K. Z.* von 1844, nebst zwei Artikeln im *English Review*, aus Veranlassung der Berichte der *Ev. K. Z.*, in's Schwedische zu über-

setzen.*) Hiedurch ist meine Darstellung dem gesammten Schwedischen Volke zugänglich geworden, und ich kann unmöglich zweifeln, daß der so dem Volke vorgehaltene Spiegel seines kirchlichen Zustandes Vielen die Augen und Herzen aufthun werde. Der Übersetzer hat zwar seine Arbeit mit einem Duzend Anmerkungen begleitet, die jedoch dem Leser nur sagen können, daß Jener dem wesentlichen Inhalt meiner Darstellung, so gern er gewollt hätte, überall nichts entgegenzusetzen wußte. (Die meisten Noten beschränken sich auf eine kurze Bemerkung von drei bis fünf Zeilen. So wird S. 64. sorglich aus der Schwedischen Kirchenmatrikel der Name eines Pastorats corrigirt, ob schon hier den Übersetzer seine ältere literarische Quelle nicht so richtig geleitet, als den Verf. die örtliche Anschauung. In Anmerkungen von gleichem Werth fehlt es auch unter den übrigen nicht.)

Höchst charakteristisch ist die Einfalt, mit der Herr Carlsson die Veranlassung seiner Arbeit in dem kurzen Vorwort erzählt. Als er den ersten Bericht in der *Ev. K. Z.* las, achtete er wenig darauf, er schien ihm von keiner Bedeutung, doch „ganz bescheiden und unanstößig“. Der andere Bericht zwar dünkte ihm zur äußersten Verwegenheit fortzuschreiten, da er „die gesammte Schwedische Kirche und ihre Priesterschaft vor des Verf. Richterstuhl zöge, und nach mancher peinlichen Tortur sie zum geistlichen Tode verurtheile“. Doch wollte Herr Carlsson auch dies passiren lassen und der Vergessenheit opfern. Da erblickt er aber in dem *English Review* einen Auszug aus den Berichten der *Ev. K. Z.*, worin „die Schwedische Kirche und Priesterschaft so gräulich vor dem Englischen Volk herabgesetzt wurde, zu seiner, als des einzigen Repräsentanten der geschmäheten Kirche in England, großen Scham und Demüthigung“.

Nun beschloß er, eine Übersetzung des Berichtes mit Beichtigungen herauszugeben. „Während ich hiemit beschäftigt war, hatte ich die Ehre, einem Aufsatz des Dr. Anjou von Upsala in der gleichfolgenden Nummer des *Review* zu begegnen. Diese vortreffliche Arbeit meines gelehrten Freundes machte jede weitere Untersuchung von meiner Seite ganz überflüssig, und ich habe mir an deren Stelle die Erlaubniß erwirkt, diese kostbare Beigabe (eines flüchtig entworfenen öffentlichen Zeitungsartikels!) meiner Übersetzung beizufügen.“

*) Die Übersetzung, einen Oktavband füllend, ist zu Stockholm im Jahre 1844 erschienen, unter dem Titel: Samling af diverse uppsatser, rörande svenska Kyrkoväsendet. Utgifven af G. W. Carlsson.

So bot denn der Übersetzer seine Arbeit zur „milden und schonenden Beurtheilung“ seinen heimathlichen Amtsbrüdern dar.

Wir sehen hier einen Schriftsteller, der die Schwedische Artigkeit auch gegen seine Landsleute reichlich in Anwendung bringt, aber auch in Ansehung gründlicher Untersuchungen mit gar wenigem zufrieden ist.

Auch der, ein paar Spalten einnehmende Artikel des damals in England reisenden Dr. Anjou, obschon er genugsame Kenntniß der kirchlichen Einrichtungen seines Vaterlandes verräth, ist weit entfernt, die in der Ev. K. Z. gegebene allgemeine Charakteristik im geringsten zweifelhaft zu machen. Auch er beschränkt sich außer einigen allgemeinen Reflexionen über die Auffassung und Beurtheilung, welche Schweden öfter bei Reisenden gefunden, fast nur darauf, solche Angaben zu besprechen, welche mehr die stehenden Einrichtungen, als die lebendigen Zustände der Schwedischen Kirche betreffen. Wir hätten sehr gewünscht, der Verf. des Artikels wäre im Stande gewesen, unsere ernste Beurtheilung der letzteren, wie sie uns unsere thatsächliche Anschauung und die Liebe zu dem Schwedischen Volke gebot, zu berichtigen. Derselbe scheint indeß hiezu wenig befähigt; wenn er es z. B. über sich gewinnen kann, die Schwedische Sonntagsfeier gegen die gegebene Darstellung in Schutz zu nehmen und zu versichern, daß „ländliche Arbeiten am Sonntage ganz selten vorkommen, nicht während des Gottesdienstes geschehen ic.“ (also kennt auch die ernstere Schwedische Kirchenordnung den Unterschied des Tages des Herrn, und einzelner ausgefonderter Stunden desselben?): wie will er damit vor den angeführten Thatsachen bestehen, die mir überall von der Südspitze Schwedens bis zur Norwegischen Gränze, und von dort wiederum bis zu Stockholm und Upsala ungesucht entgegentraten? Verräth dies nicht einen Sinn, der mehr auf die Erhaltung der natürlichen Volksehre, als auf die Ehre des Herrn, auf Wahrheit und auf die Heilung der Schäden in der Kirche seines Volkes bedacht ist? Wie kann der Verf. in Wahrheit Zeugniß über die kirchlichen Zustände seines Volks geben, wenn er den Verfall der kirchlichen Ordnung nicht einmal in seinem Wohnort, wie er dem Reisenden daselbst an dem ersten kirchlichen Tage überall so schmerzlich entgegentrat, wahrgenommen, ja wenn er sich gegen die angeführten Thatsachen verblendet, um nur nicht aus dem sanften Schlummer aufzuwachen, in den die Selbstzufriedenheit ihn gewiegt hat!

Da, wo Herr Dr. Anjou unsere Darstellung vervollständigt, geschieht es zum Theil auch in Ansehung der gesetzlichen Einrichtungen, daß seine Angaben zu einem noch strengeren Urtheil leiten müssen. So wenn er in Ansehung der kirchlichen Disciplin sagt, daß die Kirchenbuße (im Fall von Diebereien u. dgl., die außerdem auch mit bürgerlichen Strafen belegt werden) lediglich von dem weltlichen Richter verfügt werde, wobei der Geistliche verbunden sey, jeden Verbrecher ohne Weiteres zu absolviren, sofern er sich nicht ausdrücklich der Wiederaufnahme in die Kirchengemeinschaft widersetzt. So sey den Geistlichen nicht Zeit gelassen, sich über des Verbrechers Seelen-

zustand in's Klare zu setzen und ihn nöthigenfalls zur Buße zu leiten. Oft genug komme es vor, daß der Geistliche den Delinquenten nicht eher zu sehen bekomme, als bis er eben zum Bußakt schreite. Wenn nun Dr. Anjou dies alles aus dem genauen Zusammenhange der Schwedischen Kirchen- und Staatsverfassung erklärt, und zugleich auf die Gesichtspunkte hinweist, die den großen Segen einer ernstern Disciplin erkennen lassen: so hat er das Letztere unmöglich in unserer Darstellung vermissen können. Was aber das Erstere betrifft: will er denn so himmelschreiende und unerhörte Uebstände dadurch rechtfertigen, daß er die Quelle derselben nachweist?

Doch wir sind in dem Fall, anstatt unsere Darstellung, die in Ansehung von Einzelheiten gewiß der Berichtigung fähig ist, selbst gegen die Bemerkungen der beiden Schweden in Schutz zu nehmen, die Gegenbemerkungen eines Schwedischen Correspondenten mitzutheilen.

Herr Propst Wieselgren zu Westerstad in Schonen hat, in der Hoffnung, seinem Vaterlande mehr durch den Gehorsam der Wahrheit, als durch eitle Selbstliebe zu dienen, diese dem Eins. zur beliebigen Benützung für eine etwanige Gegenschrift übersandt. Wir beschränken uns indeß, statt eine solche zu geben, darauf, Einiges aus der Mittheilung unseres Correspondenten auszuheben, so weit es für die Ev. K. Z. geeignet erscheint.

„Es ist wohl bekannt, daß der Mensch gegen das Aufdecken der Fehler empfindlicher ist, als gegen die Fehler selbst. In dieser Hinsicht unterscheidet sich die Schwedische Kirche weder von anderen Kirchen, noch von anderen Menschen. Der Schwede ist vielleicht noch, in Folge der Ungewohnheit, von Ausländern in Druckschriften beurtheilt zu werden, dagegen empfindlicher, als andere Völker. Solche Austritte, wie der zu Stockholm gegen Herrn Scott, würden wohl unmöglich in London vorkommen, wenn er auch in Sibirien gesagt hätte, daß die Engländer allesammt Taschendiebe wären. Weil aber das Schwedische Volk wegen seines guten Namens im Auslande so empfindlich ist, so ist nichts Besseres zu thun, als den Ausländern Alles mitzutheilen, was man wünscht, daß das Volk es verändere. Taub bei Allem, was uns in Schwedischer Sprache gesagt wird, zucken wir, als ob uns Feuerfunken brenneten, sobald etwas, unsere Zustände Betreffendes, in fremder Zunge geäußert wird. Darum heiße es, „man traktire die Ausländer auf Kosten des Vaterlandes“, wenn man die Besserung des letzteren wünscht. Aber es ist wohl eine zu große Forderung, man solle aus Patriotismus das Schwarze weiß machen. Sagt ein Ausländer: „In Lund waren Wirthshäuser und Buden offen und auf dem Acker viele Hände in Arbeit, als ich letzten Sonntag da hindurch fuhr; in Upsala benahmen sich Wirthshausbesucher im Priesterkragen nicht so schicklich, als Priester im Auslande“, u. s. f., und ich weiß wohl, daß dem nicht anders ist, aber auch, daß, wo ein Schwede dergleichen rügt, er von allen Seiten, von Frommen und Unfrommen, von Anständigen und Unanständigen, als ein Samariter verworfen werden würde, der mehr nach dem Leben

als nach der Lehre frage, als ein blinder Eiferer über Dinge, denen nicht zu helfen sey: so spreche ich: „„Lieber, weil der Schwede sich nicht schämt, die Welt solches sehen zu lassen — schreib es auf, daß es auf diesem Wege ihm wieder kund werde!““ Seit die Ausländer angefangen, über uns zu urtheilen, ist Vieles geändert worden. Darum aus Patriotismus bitte ich Sie, Ihrer Überzeugung zu folgen; wenigstens bitte ich, sie nicht aus bloßer Gelindigkeit zu verbergen.“

§. 16. hat der Uebersetzer unseres Aufsatzes die Bemerkung gemacht: „Es ist den meisten Dienern der Schwedischen Kirche eine große Neuigkeit, daß unsere kirchliche Gesetzgebung nunmehr fast nur auf dem Papier gelte.“ Dem entgegen geht nun unser Correspondent eine große Reihe Schwedischer Kirchenverordnungen durch, und weist auf deren allgemeine Mißachtung hin. Wir können indeß für unsere Leser hievon nur Einiges ausheben.

„Wie verhält es sich mit den gesetzlich (2. §. 7.) angeordneten Wochenpredigten, in welchen über ein Bibelbuch in den Städten gepredigt werden sollte? In wie vielen Pfarren werden die vorgeschriebenen Predigtverhöre gehalten? Und wie, wenn nachgewiesen werden kann, daß einem Pfarrer, der sie nach Vorschrift hielt, nachdem ein Bauer bei der Kirchenvisitation darüber sich beschwert, von dem Propst mit harten Vorwürfen verboten wurde, das Volk mit dergleichen zu beschweren? Was würden die Anmerker, die von London oder Upsala aus unsere Kirche, oder von der Landstraße aus unsere weißglänzenden Kirchen betrachten, dann sagen? Möchten sie nicht erkennen, daß sie Vieles vielleicht wenig besser gekannt, als der „„bescheidene Deutsche““, worüber sie jedoch den Rosenschleier geworfen? . . . Wann wurde §. 19. §. 25. auf die Pfarrer angewandt, die Branntwein verkauften, wenn sie sogar alle Aneipen des Kirchspiels damit versahen, und von dieser Waare 30,000 Kannen jährlich brannten? Wo wird befolgt, daß in jeder Diocese jährlich einmal Synode gehalten werde? Der Bischof von Werö hielt sie zwischen 1797 und 1817 gar nicht, und seitdem ein Mal ab; in Lund war seit vierunddreißig Jahren nur zweimal Synode. Eine neue Kirche soll gesetzlich von dem Bischof oder seinem Stellvertreter eingeweiht werden. Aber wie, wenn erweislich ist, daß Kirchen über zwanzig Jahr gebraucht werden, ehe die Einweihung erfolgt? Ist eine solche Weihe nicht ein Spektakel vor dem Volk? Wann wurden Maßregeln gegen das Schwören und Fluchen der Priester getroffen, selbst wenn sie diese barbarische Gewohnheit nicht einmal in der Kirche ablegen konnten? Wurden nicht solche Flucher, auch wenn ihre Unsitte allgemein bekannt war, dennoch Propste? . . . War etwa §. 8., welcher verbietet, am Sonntag Nachmittag zu Gasse zu seyn, so daß die Vesperpredigt versäumt wird, damals aufgehoben, als ein Primas der Kirche seine Gäste Sonntags zu einem großen Gastmahl auf's Land lud, wohin man sich sogar während der Hauptpredigt begeben mußte? . . . Bedarf es mehr Fragen, oder reichen diese zu? Ich behaupte nicht, daß alle unsere kirchlichen Verordnungen von Wichtigkeit seyen, daß

an ihrer Aufrechthaltung viel gelegen. Aber warum benutzen nicht die Prälaten ihr Recht als Reichstagsglieder, um Verordnungen aufheben zu helfen, welche aufrecht zu erhalten sie sich nicht für gewachsen oder verpflichtet halten?“ *)

„Wenn §. 68. angemerkt wird, daß Lindeblad und Wieselgren eine irrige Meinung von der Ausbreitung des Rationalismus in Schweden theilen, so entgegne ich nur, daß diese Männer, die zwanzig bis dreißig Jahre an vielen Orten des Reichs unter Geistlichen gelebt, in dieser Sache eben so gültige Zeugen seyn dürften, als der Verf., der in London wohnt. Wäre freilich mit Rationalismus ein wissenschaftliches System im Sinne Deutschlands gemeint, so wäre die Behauptung Beider sehr irrig. Doch ich berufe mich in Ansehung dessen, was in dem Tadel des Anmerkers das Beschwerendste ist, auf Dr. Reuter dahl's Werk, „„das theologische Studium mit besonderer Rücksicht auf Schweden““, **) eines Mannes, der ja nicht zur ultrapietistischen Schule im Lande gehört. Da diese Schrift unter seinem Namen erschienen ist, und leicht in's Deutsche übersetzt werden kann, er folglich die Ausländer auf Kosten der Schwedischen Priesterschaft unterhalten könnte, so sehen die Anmerker, daß wohl auch Andere die Ordensgeheimnisse zu offenbaren gewagt, als der, welcher im Jahre 1843 von den Deutschen besucht worden.“

„Nun heißt es bei Dr. Reuter dahl §. 51.: „„Hier tritt also das Bedürfnis von . . . Kenntnissen ein. Ob wohl bei solchem Verhältnisse die Theologie in einem Tage, oder gar etwa während der Mittagsruhe erworben werden könnte?““ Dies scheint ein argumentum ad hominem zu seyn.“

„§. 68.: „„Wie ist es im Allgemeinen mit dem wissenschaftlichen Leben der Schweden beschaffen? Sind sie Europäer oder sind sie es nicht? . . . Zuerst ist die Anzahl der wissenschaftlich Gebildeten äußerst gering in Schweden, dann sind die, welche es sind, auf sechzig bis achtzig Meilen von einander getrennt.““ „Nachdem er der Hauptstadt eine Artigkeit gesagt hinsichtlich nur des nicht theologischen Wissens (wiewohl da so viele Seidenpriester mit Nordsternorden sind!), wird von den Universitäten geäußert, daß der Verf. sich vielleicht als ungültigen Zeugen ansehen müsse; allein was einem Jeden in die Augen falle, dürfe man auch aussprechen. (So hat auch der Deutsche gedacht.)“

„Um Stapelplätze des Wissens zu seyn, dazu sind die Universitäten in mehr als einer Hinsicht zu arm, zu dünn und vielleicht auch zu nachlässig besetzt, zu übel gepflegt, und selbst zu wenig auf ein wissenschaftlich geselliges Leben bedacht. Da sieht man also manche Ameise ihr Korn schleppen, aber die Körner werden selten zusammengebracht. Und doch ist es schon etwas Gutes, wenn die Ameisen ihre Körner schleppen, und sich

*) Diese Bemerkung bezieht sich ohne Zweifel mehr auf manche in der Mittheilung übergangene Stellen.

**) Det theologiska Studium, med särskildt henseende til Sverige, 1832.

nicht einer Thätigkeit überlassen, die ihrer noch unwürdiger ist, als selbst das Nichtsthun. Aber verhält es sich so mit den Anstalten, die eben der Vereinigungspunkt des wissenschaftlichen Lebens seyn sollten, wie viel ist dann weiterhin zu erwarten? ... Welches sind die literarischen Produkte Schwedens? ... Es gibt hier keine literarische Zeitung, Zeitungen für eine Literatur, die nicht existirt, können nicht sehr alt werden.“

... „Es sollen sich akademische Lehrer finden, die nicht ein Dreihunderttheil ihrer Einkünfte auf Bücherkauf verwenden. Wir kennen Pfarrer, deren ganze Bibliothek sich auf die Schwedische Bibel, Gesangbuch, Agende, einige Possillen und längst vergessene Schulbücher beschränkt. Wir kennen Andere, aber wir wissen wirklich nicht, ob die Anzahl der Vorigen oder die der Letzteren größer sey. ... Vielleicht ist unsere Armuth daran schuld? Aber biegen sich nicht die Tische unter dem Überflusse? Hastet nicht mehr Gold an den Kleidern der Schwedischen Beamten, als nöthig wäre, um große Bibliotheken zu unterhalten?“ „Nachdem die Theologie in Schweden mit gleicher Strenge beurtheilt worden, heißt es: „Es geschah also, daß viele Priester ordinirt wurden, die an keiner Universität eine einzige theologische Vorlesung gehört, noch auf einzige theologische Frage Antwort gegeben. Dies wurde auch an den Priestern fühlbar. An Vielen war nicht einmal die größte Rohheit weggeräumt. Der theologische Unterricht hat schwerlich schlechter organisiert seyn können, als in Schweden. In den Gemeinden waren deren nicht gar wenig, welche die Kirche entbehren zu können meinten. Es ist traurig, aber unverkennbar, daß diese ihre vornehmste Nahrung in der Unwissenheit, oder Gewinnsucht und dem Unverstand der Geistlichen gehabt haben. Daß sie nicht nur existiren, sondern auch ziemlich allgemein sind, darüber kann kein Zweifel gelten.“ — „Da nun die jungen Theologen Carlson und Anjou hervortreten und vergolden, ist es am besten, daß der Deutsche den alten Theologen Reuter dahl hervorzieht, und jene bittet, ihn zu zuchtigen, den Zereleiter der Schweden und Deutschen.“

Wir übergehen, was zur Bestätigung unserer Angabe über die Kälte, womit eine von dem Feuer der Liebe so wenig durchwärmte Kirche die Missionsache aufgenommen (seitdem ist es jedoch glücklich gelungen, ein Missions-Institut unter Fjellstedt's Leitung zu begründen), über das Schuldenmachen von Geistlichen bei sehr großem Einkommen u. a. m., gesagt wird, und heben nur noch Folgendes aus.

... „Daß ein Schwedischer Prediger den Makel der Stockholmer Geburtstabellen (S. 92.) überschleiern will (die schon seit 1780 mit denen von Paris zu unserem Nachtheil verglichen werden), statt die Stockholmer zu bitten, auf ihren guten Namen bedacht zu seyn, muß in Erstaunen setzen, und hat gewiß die Wirkung anderer Vergoldungsversuche bei allen denen vernichtet, die nicht weiß aus schwarz machen wollen.“ Die angefochtenen Angaben über die Erhebung af Kullberg's zum Bischof, über Tegnér und andere unerhörte Dinge in Betreff der Bischofswahlen, werden bestätigt, und gelegentlich

von dem großen Dichter gesagt, daß sein dichterischer Ruhm mit seiner theologischen Vorbildung, als er Bischof wurde, nichts zu schaffen habe, obschon er nachher als Bischof so eifrig studirt, daß, nach L—'s eigenem Ausdruck, „selbst der Gut Theologie schwigte“, und er sich bis zum Jahre 1836 vielleicht zu einem der besten Theologen Schwedens heraufgearbeitet. „Wir sind überzeugt, daß keine der angeführten Anekdoten von den betreffenden Personen für „Verläumdung oder Skandal“ werde erachtet werden. Aber, o arme Kirche, die du so empfindlich bist für solche Bemerkungen, wie wird es stehen, wenn einst strengeres Gericht über dich gehalten wird!“ „Der, gleichfalls der Ev. K. Z. entnommene Aufsatz über die Freimaurerei scheint, als der Wahrheit gemäß und zur Ehre der Schwedischen Klerisei beitragend, vor den Augen des Übersetzers Gnade gefunden zu haben, da hier keine tadelnden Bemerkungen eingeflochten sind. Darum mag erklärt werden, daß dieser Artikel von dem viel getadelten Deutschen eingefordert worden, in Veranlassung eines, wie es ihm schien, für die Schwedische Kirche beleidigenden Artikels in einer Deutschen Zeitung, und Verfasser ist der „leicht erkennliche“ Briefschreiber.“

Hierauf schließt unser Correspondent mit folgenden allgemeinen Bemerkungen: „Die Beschaffenheit einer mit dem Staatsleben engverbundenen Kirche muß (gegen Dr. Anjou) von dem, der da weiß, was eine christliche Kirche ist, aufgefaßt werden können, wie die einer anderen Kirche. Wenn man einen High Churchman findet, der in London lebt, die Einkünfte von einer Gemeinde ziehend, die er lange Zeit hindurch nicht sieht, an den Belustigungen des Spiels und der Theater theilnehmend u., kann man da nicht nach Gottes Wort diese Thatfache beurtheilen, ohne die Staatsverfassung genau untersucht zu haben? Dies zur Vertheidigung des Deutschen, obgleich er einen geringen Theil seines Berichts aus dem Munde des Vertheidigers entnommen. Bei allem, was von Mängeln in unserer Kirche bemerkt werden kann, möchte ihr Platz wohl, wenn sie mit anderen Staatskirchen verglichen wird, nicht der letzte werden. Sie als eine Gemeinde von Heiligen darstellen wollen,*) ist ein Papismus, der kaum erklärt werden kann. Ich sehe die beiden Männer als brave Männer, ja als Zierden ihres Standes an; aber daraus folgt nicht, daß die Kirche im Ganzen als aus Männern von gleichem Werth bestehend, betrachtet werden kann. Daß es jedoch noch außerhalb der Schwedischen Priesterschaft Männer von geistlichem Leben gibt, wissen wir wohl, und danken Gott dafür.“

Wenn das zum Begriff einer Kirche gehört, die „im nahen Verhältniß zum Staate“ steht, sie als eine Gemeinde von Heiligen zu vertheidigen, und jede Anmerkung über die Ungeistlichkeit von Personen abzuwehren, auch, wenn es unmöglich ist, die Wahrheit zu verhehlen: dann bekenne ich, nach fünfundzwanzig-

*) Hier folgt ein mir unverständlicher Satz. Überhaupt gebe ich auch diese Schlussbemerkungen in Verkürzung, daher der Schwedische Leser das härter Scheinende sich hieraus erklären mag.

jähriger gründlicher Erwägung des Gegenstandes gar nichts davon zu verstehen, und trete das Feld willig denen ab, die, was wohlgefällt, zu sagen verstehen, und ernte lieber Haß als Tadel, denn Beifall als Vertheidiger ein. Ein ganzes Reich als eine Kammer betrachten, deren Bewohner als theilweis fehlerhaft zu bezeichnen, Verläumdung sey — das ist eine Engbrüstigkeit, die denen gefallen mag, die sich gern einschläfern lassen, nicht denen, die verstehen, was der Herr vom „Salze der Erde“ fordert &c. Was ich meinerseits weit mehr von dem Deutschen verfehlt betrachteten muß, als die gerügten Ausstellungen, auch die Fehlgriiffe eingerechnet — ist das übertriebene, von der Liebe eingegebene Urtheil, besonders über einen Mann, den Briefschreiber, über dessen Person der Leser nicht leicht irren wird.“

So bleibt mir nichts, als der Wunsch, daß der treu nach der Wahrheit und in Liebe gegebene Bericht weiter den diesseitigen Lesern zur theilnehmenden Kenntniß der kirchlichen Zustände Schwedens, den Schwedischen Brüdern aber zur Anregung dienen möge, der großen Übelstände ihrer, in Vielem bevorzugten Kirche sich zu ihrer Abhülfe mehr bewußt zu werden.

Wittribiegen.

J. Liebetrut.

Bedenken gegen die in der Evangelisch-Lutherischen Kirche übliche Weise der Confirmation.

(Schluß.)

Wenn nun aber in dem Folgenden der Verf. den Vorschlag macht, statt des jetzt gebräuchlichen Confirmationscheins den aus der Schule im reifen Alter ohne Confirmation Abgehenden ein Entlassungszeugniß zu geben und zu verfügen, daß dieses für das bürgerliche Leben dem Gesetze genüge, — so möchten wir so weit nicht einmal gehen. Unsere gegenwärtige Confirmation enthält nach unserer Ansicht Bestandtheile zweifacher Art. Solche, die unverändert bleiben können und die wir um keinen Preis aufgeben möchten, und solche, die wir nur darum verändern möchten, um sie zu ihrer vollen Wahrheit zu bringen. Zu den ersten gehört vornehmlich der Confirmandenunterricht, der durch keine Schule ersetzt werden kann. Die Kirche hat die Pflicht, allen denen, welche in ihr getauft sind, in den Jahren des Verstandes noch einmal die ganze Wahrheit des Heils an's Herz zu legen. Dazu möge ihr der Staat immerhin die Hand bieten, und einen gewissen Zwang des Unterrichts bestehen lassen. Eben so wenig können wir wünschen, daß die eigentlich so zu nennende Einsegnung wegfalle. Doch müßte sie aufgefaßt werden als der feierliche Schluß jenes Unterrichts, in welchem die Kirche noch einmal die Kinder an ihre Taufe und an den Glauben, in welchem sie unterwiesen sind, erinnert, sie dringend zur Treue ermahnt, vor der Untreue mit allem Ernste warnt und sie unter Gebet und Segen, doch ohne jetzt von ihnen die Ablegung eines Gelübdes oder die Verpflichtung auf ein Glaubensbekenntniß zu fordern, entläßt. Bis dahin könnte der Staat

mitgehen, er könnte verlangen, Jeder, der in das bürgerliche Leben eintritt, müsse sich ausweisen, daß er in diesem Sinne eingeseget sey. Was weiter folgt, gehöre der Freiheit an; denn jede fernere Einmischung des Staates ist ein Gewissenszwang, ein Einbrechen in ein Heiligthum. Die Kirche aber stände, nach jener vollbrachten Einsegnung, in der Erwartung, welche von den Kindern, die sie entlassen hat, zu ihr freiwillig zurückkehren werden, um aus eigenem Antriebe ihren Glauben zu bekennen, ihr Gelübde abzulegen und das Sakrament zu begehren. Diese hätte sie entweder einzeln, oder nach einem gewissen Zeitraum zusammen, mit der Feierlichkeit, welche diesem Zwecke entsprechend seyn würde, in die Gemeinde aufzunehmen und zum Tische des Herrn zuzulassen.

Vollendete sich die Confirmation auf diese Weise, so würde beides gewahrt seyn, die sittliche Würde des Staates, dem daran gelegen seyn muß, daß Niemand ohne Kenntniß des Heils aufwache, und die Heiligkeit der Kirche, der kein Unwürdiger darf aufgedrungen werden. Es würde kein Gewissen beschwert, keine kirchliche Handlung durch Einmischung von Rücksichten, die außerhalb ihrer liegen, verunstaltet und entweiht seyn.

Allerdings aber würde die Folge davon seyn, daß sich in gewissem Sinne eine kirchliche und eine bürgerliche Gemeinde schiebe. Die Kirche würde nur diejenigen im vollen Sinne als die Ihrigen anzusehen haben, welche in Freiheit zu ihr zurückgekehrt wären, um in die Gemeinschaft der Abendmahls Genossen aufgenommen zu werden. Nicht das erste Sakrament, sondern das zweite würde zum Merkmal der eigentlichen Gemeinde dienen. Zwar glauben wir, daß schon der Gedanke einer solchen Scheidung bei nicht Wenigen die Furcht erwecken werde, als möchte dann die Kirche ihren Boden in der Welt verlieren und ihre Zahl auf ein geringes Häuflein zusammenschmelzen. Wir theilen diese Furcht indeß keineswegs. Was wir vorschlagen oder fordern, ist ja nichts Neues, es besteht ja z. B. in der Schottischen Kirche von je her, und man wird nicht behaupten können, daß sie durch jene Unterscheidung zwischen einer weiteren und einer engeren Gemeinde, je nach der Theilnahme oder Nichttheilnahme am Abendmahl, ihren Einfluß auf die Gemüther eingebüßt und ihren Boden in der Welt verloren habe, sie hat im Gegentheile dadurch an Kraft und Würde gewonnen. So glauben wir, würde es auch unter uns geschehen. Die Kirche, die man anseindet und haßt, so lange sie sich der zweideutigen Hülfe des Staates bedient und einen Zwang walten läßt bei Schritten, die nur aus der Freiheit hervorgehen sollten, wird man zu lieben oder wenigstens zu achten anfangen, sobald sie nur durch die Mittel zu wirken sucht, die ihr allein geziemen, und die, entböhrt von jeder weltlichen Mitwirkung, am mächtigsten sind. Und wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß für manches bedenkliche Gemüth noch Bedenken genug aus den gegenwärtigen Zeitumständen übrig bleiben möchten, so wollen wir zum Schluß nur daran erinnern, was öfter schon geäußert ist, daß Wahrfähigkeit die Forderung sey, auf welche unsere Zeit gebieterisch

hinderängt. Die Kirche wird am wenigsten sich dieser Forderung entziehen können, sie hat die Folgen nicht ängstlich zu überlegen, sie hat den Schritt, den sie nicht abweisen kann, zu thun, das Ubrige ist Gottes Sache.

Nachrichten.

Königsberg. Herr Prediger Detroit und die Französisch-reformirte Gemeinde in Königsberg. Ein Wort der Mahnung von Palmié, Prediger an der Franz.-reform. Gemeinde zu Stettin.

Die in der Königsberger Hartung'schen Zeitung veröffentlichte Erklärung des Herrn Predigers Dr. Detroit vom 12. Januar berührt, um der traurigen Folgen willen, welche sie bereits herbeigeführt hat, das Wohl und die Ehre der gesammten Französisch-reformirten Kirchengemeinschaft in Preußen; denn sobald ein Glied des Leibes leidet, so leiden alle anderen mit. Unsere Schwesterngemeinde in Königsberg ist der Gefahr ausgesetzt, zu einer von der evangelischen Kirchengemeinschaft gänzlich losgetrennten Sekte herabzusinken. Durch die groben Irrthümer ihres Predigers verführt, bildet sie sich ein, bei den bereits gemachten, unüberlegten Schritten in ihrem vollen Rechte zu seyn, und doch bewegt sie sich durchweg nur im Unrecht. Dies veranlaßt mich, die in der erwähnten Erklärung des Pred. Detroit enthaltenen handgreiflichen Unwahrheiten offen und freimüthig zu beleuchten und zu berichtigen, um wo möglich ihn und seine Gemeinde zur Besinnung zu bringen. In einer so wichtigen Angelegenheit schweigen wollen, wäre Verflückung an der Bruderliebe.

Der Kern sämmtlicher Irrthümer und Mißgriffe des Pred. Detroit stellt sich besonders in folgender Behauptung desselben heraus: daß in der Französisch-Reformirten Kirche das theilweise Losgehen von ihren Bekenntnissen noch kein Ausschneiden aus ihrer Gemeinschaft mit sich führe, weil diese Gemeinschaft niemals irgend ein Bekenntniß, nicht einmal das fast vergessene, im Jahre 1561 dem Könige Karl IX. übergebene Bekenntniß einzelnen ihrer kirchlichen Gemeinden als Symbol oder Glaubensvorschrift aufgedrungen habe.

Bei den Symbolen der Evangelischen Kirche kann von einem Aufdringen nicht geredet werden, denn wer den Ursprung derselben kennt, weiß auch, daß sie das Ergebnis freiwilligen Zusammenstehens und Übereinkommens sind, und wer ihren Inhalt kennt, der weiß auch, daß ihr Zweck von Anfang an ein zweifacher gewesen ist, nämlich 1. die unbedingte Lossagung von aller subjektiven, menschlichen Meinung und Satzung, 2. die unbedingte Unterwerfung unter das in der heiligen Schrift geoffenbarte Wort Gottes. Die Theologen, welche an dem jezt so geläufigen Schwärmen auf die Symbole Theil nehmen, bekunden damit, daß sie ihre symbolischen Studien schlecht getrieben haben. Um den erwähnten, zweifachen Zweck zu erreichen, hat auch die Französisch-Reformirte Kirche im Anfang aus eigenem, freiem Antrieb und ohne irgend welchen Zwang sich selbst ein Symbol gegeben, und das ist die confessio gallica vom Jahre 1561. Allerdings ist diese Bekenntnisschrift bei uns in Vergessenheit gerathen in demselben Maße, als in der Lutherischen Kirche die Bekenntnisschriften derselben in Vergessenheit gerathen sind. Die Vergessenheit aber schließt keineswegs die Aufhebung in sich. Auch das Evangelium ist eine Zeitlang in der evangelischen Christenheit fast ganz vergessen gewesen, und in dieser Zeit hat man von den Kanzeln alles Mögliche gepredigt, nur nicht Gottes Wort. Folgte etwa daraus, daß das Evangelium auch rechtlich und förmlich aufgehört hatte, die Grundlage der Evangelischen Kirche zu seyn? Wer wagt das

zu behaupten? Eben so verhält es sich mit den Symbolen unserer Kirche, die ungeachtet aller Vergessenheit von ihrer zu Recht bestehenden Gültigkeit und Kraft nicht das Mindeste eingebüßt haben.

Die Grundlage, auf welcher die Französisch-Reformirte Kirche in Preußen errichtet wurde, ist die discipline ecclesiastique des églises réformées de France. Unsere Väter zur Zeit der Einwanderung haben sich von dem großen Churfürsten die Erlaubniß erbitten, ihr kirchliches Leben nach jener Disciplin einzurichten und ausbilden zu dürfen, die in den unserer Kirche verliehenen Privilegien ausdrücklich erwähnt wird und sogar vom juristischen Standpunkte aus als die Bedingung erscheint, unter welcher unsere Privilegien uns gewährt worden sind. Bis auf den heutigen Tag besteht bei uns die Sitte, daß ein Jeder, der zum geistlichen Stande berufen wird, die Disciplin an Eides Seatt unterschreiben muß. Auch Pred. Detroit, als er in die Zahl der Französisch-reformirten Candidaten aufgenommen wurde, hat die Disciplin vor dem Consistorium der Französischen Kirche zu Berlin eigenhändig unterschrieben. Es heißt nun in der Disciplin Th. 1. §. 9. wie folgt: „Ceux, qui seront élus ministres, signeront la confession de foi arrêtée entre nous et la discipline ecclésiastique.“

Die confession de foi arrêtée entre nous ist aber keine andere, als die confessio gallica vom Jahre 1561. Die früher in unserer Kirche übliche besondere Verpflichtung unserer Geistlichen auf die confessio gallica ist zwar in neuerer Zeit vernachlässigt worden; wie dieselbe Vernachlässigung auf dem Gebiete der Lutherischen Kirche vor Einführung der neuen Abende vielfach vorgekommen ist. Aber eine solche rein willkürliche Unterlassungsgünde hebt das positive Kirchenrecht nicht auf, und es leuchtet überdies von selbst ein, daß die Geistlichen unserer Kirche schon durch Unterzeichnung der Disciplin, die, wie oben erwähnt, bisher nicht unterlassen worden ist, auf das Bekenntniß der confessio gallica verpflichtet sind, wie aus dem klaren Inhalt des citirten Paragraphen unwiderleglich hervorgeht. In der vorliegenden Streitsache ist mit Ansichten und Behauptungen nichts auszurichten, das geschriebene Recht allein kann und muß den Ausschlag geben. Aus dem geschriebenen Recht habe ich meinem Amtsbruder Detroit nachgewiesen, daß seine Behauptung, unsere Gemeinden seyen nicht, wie andere, an eine bestimmte Confession gebunden, rein aus der Luft gegriffen ist, und daß mithin auch sämmtliche Folgerungen, die er aus jener Behauptung entwickelt, in nichts zerfallen. Jene Gebundenheit mag dem Einen und dem Anderen ein lästiges Joch seyn, indeß sie ist nun einmal in unserer Kirche, wie in allen übrigen Evangelischen Kirchen, ein zu Recht bestehendes Verhältniß, das nur auf geistlichem Wege geändert oder gar aufgehoben werden kann.

Was hätte nun, fragen wir weiter, Pred. Detroit und seine Gemeinde zu thun, wenn sie des Bekenntnisses ihrer Väter sich in gesetzlicher und nicht in revolutionärer Weise entledigen wollten? Haben sie gegen unser kirchliches Symbol Bedenken, und wünschen sie eine Abänderung desselben, so sind sie zunächst verpflichtet, Bedenken und Wünsche der Kirchenbehörde vorzulegen. Diese allein hat das Recht, zu entscheiden, ob die Bittsteller bei etwaniger Gewährung ihrer Wünsche, fernerhin als Mitglieder der Kirchengemeinschaft angesehen werden dürfen, welcher sie bisher angehört haben, denn das Französisch Reformirte ist ja nicht alles Mögliche und Beliebige in der Welt, sondern etwas Bestimmtes und geschichtlich Gegebenes. Es können nun Abweichungen vom kirchlichen Bekenntniß vorkommen, welche ein Ausschneiden aus der Kirchengemeinschaft nicht nothwendig erfordern, weil sie nicht die Grundlagen derselben betreffen. Hätten Pred. Detroit und seine Gemeinde etwa nur Bedenken gegen die reformirte Lehre von der Gnadenwahl, so würde die Behörde ihnen ohne Zweifel bereitwillig Dispens

ertheilen. Gingen aber ihre Abweichungen so weit, daß sie die heilige Schrift als unbedingte Glaubensnorm nicht mehr anerkennen könnten und die biblische Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben verwerfen müßten, so hätte die Behörde nicht allein das Recht, sondern auch die Pflicht, sie aus aller und jeder evangelischen Kirchengemeinschaft auszuschließen. Zwang würde ihnen damit nicht angethan werden, denn indem sie das Bekenntniß der Evangelischen Kirche aufgeben, trennen sie sich selbst von dieser Kirche, und es bleibt ihnen unbenommen, eine unitarische oder dergleichen Sekte zu bilden. Geben sie aber freiwillig die Bedingung auf, unter welcher ihnen die Theilnahme an einer bestimmten Kirchengemeinschaft gestattet war, so können sie auch nicht verlangen, daß die Vortheile, welche an jene Bedingungen geknüpft waren, ihnen auch nach Aufhebung derselben unverkürzt verbleiben sollen, weil kein Contract einseitig gelöst werden darf. Die Beibehaltung jener Vortheile könnten sie in solchem Fall nur aus Gnaden, nicht von Rechts wegen verlangen. Wielwehre hätte der Staat die volle Berechtigung, ihnen Pfarrgehalt, Kirche und Kirchenvermögen zu entziehen, weil dies Alles an die Bedingung geknüpft ist, nicht ein beliebiges, sondern ein bestimmtes, stipulirtes und zwar das Französisch-reformirte Gemeindeleben auszubilden. Jedenfalls hat keine Gemeinde das Recht, aus eigener Machtvollkommenheit das kirchliche Bekenntniß zu ändern oder gar aufzuheben, und wenn sie es thut, ohne zuvor den Weg Rechts einzuschlagen und sich mit der kirchlichen Behörde zu einigen, so befindet sie sich im Stande nicht der Reform, sondern der Revolution. Die entwickelten Grundsätze bilden die Grundlage alles göttlichen und menschlichen Rechts, und müssen auch in der kirchlichen Gemeinschaft zur Anwendung kommen, die, wie jede andere Gemeinschaft, eine gesetzlich geordnete ist.

Den Detroit'schen Irthümern überhaupt liegt eine Begriffswirkung zum Grunde, die jetzt auf kirchlichem Gebiete großen Schaden anrichtet, es ist die Verwechselung der Lehrfreiheit mit der Gewissensfreiheit. Zu keiner Zeit ist in unserem Vaterlande die Gewissensfreiheit gefährdet gewesen, am wenigsten in unserer Zeit. Wenn ein einzelner Christ mit dem Glauben seiner Kirche gänzlich zerfällt, so darf ihm deshalb kein Paar geknüpft werden. Anders verhält es sich mit der öffentlichen Kirchengesellschaft als solcher; sie muß, um sich die Freiheit zu bewahren, ein Gesetz haben. Ohne Gesetz keine Freiheit. Das Symbol ist ihr Gesetz. Durch das Symbol sollen nicht die Gewissen gebunden werden, es ist nur um der kirchlichen Gemeinschaft willen da, aber hier auch durchaus unentbehrlich. Sieht denn Pred. Detroit nicht ein, daß, wenn er seiner Gemeinde das Symbol, ihr Palladium, nimmt, sie damit einer weit ärgeren Knechtschaft preisgegeben wird, als unsere Väter unter dem Papismus erduldet haben? Ist kein Symbol mehr da, so ist der Willkür und der Frechheit Thor und Thür geöffnet. Wie, wenn in einer evangelischen Kirchengemeinschaft papistische Irthümer, Hegelscher Pantheismus, Suescher Communismus öffentlich debittirt würden, so müßte das um der Freiheit willen geduldet werden, und der Staat dürfte dabei nur einen müßigen Zuschauer abgeben? Wie ließe sich aber ein solcher, in unserer Zeit nicht unmöglicher Witz, ohne Symbole verhüten? Der Staat befindet sich in der Nothwendigkeit, daß er, zur Sicherung seiner eigenen Existenz, von jeder religiösen Gemeinschaft die Verpflichtung auf ein bestimmtes Symbol verlangen muß. Die heilige Schrift wird oft durch Irthum, Fälschung und Betrug verdrängt, und das ist der Zweck der kirchlichen Symbole, den Staat und die Gemeinden gegen den Mißbrauch des göttlichen Wortes sicher zu stellen. Wird das Symbol aufgegeben, so können Staat und Gemeinden nichts dagegen thun, wenn auf den Kanzeln das entschiedene Antichristenthum aus der heiligen Schrift deducirt wird, was

eben nichts Neues ist unter der Sonne. Das kirchliche Leben muß ferner eine Form haben, das Symbol gibt ihm die Form im Gegensatz zu anderen kirchlichen Formen. Die Vernichtung der Form zieht die Vernichtung des Wesens nothwendig nach sich. Die Behauptung des Pred. Detroit, unsere Väter hätten die Formlosigkeit zum kirchlichen Princip erhoben, verunehret ihr Andenken. Die Geschichte bezeugt, daß sie die katholische Form des kirchlichen Lebens nur ausgegeben haben, um dafür eine andere Form anzunehmen, die Französisch-reformirte.

Pred. Detroit und seine Gemeinde sind es der Ehre unserer Kirche schuldig, öffentlich auszusprechen, was sie an der Form zu tadeln haben, welche unserer Kirche von unseren Vätern durch das Symbol, die Liturgie und die Disciplin gegeben worden ist, und besonders die Glaubenslehren der *confessio gallica* anzuführen, welche ihnen anstößig erscheinen. Davon wird es abhängen, ob wir übrigen Französisch-reformirte fernerhin die Königsberger Brüder werden als die unseren anerkennen können oder nicht. Constituiren sie sich zu einer Sekte, so müssen wir jede Gemeinschaft mit ihnen abbrechen, müssen es um des väterlichen Erbtheils willen, das wir nicht zu verschleudern gedenken. Was aber die Person des Pred. Detroit betrifft, so theilen die meisten meiner Amtsbrüder mit mir die Besorgniß, daß bei ihm die Losagung vom kirchlichen Symbol nur ein Vorwand, um sich der biblischen Wahrheit zu entziehen, denn er ist mit dem Glauben der Väter nicht theilweise, sondern gänzlich zerfallen, wenn er die positiven Lehren des Evangelii, als die Gottheit, das Sühnopfer Christi, die Persönlichkeit des heiligen Geistes u. s. w. aufgegeben hat. Möchten wir uns doch hierin irren! Möge unser Bruder alle auf Schrauben gestellte Erklärungen beseitigen und in dieser Zeit, wo Freimuth allein bestehen kann, zu seiner und unserer Beruhigung offen und ehrlich vor aller Welt sein Glaubensbekenntniß aussprechen und bei allen ferneren Schritten und bevor er unserer Kirchengemeinschaft eine liebe Gemeinde abwendig macht, gewissenhaft bedenken, welche gewaltige Verantwortlichkeit er auf sich ladet. Besonders aber möge er sich hüten, seine Gemeinde zu dem Irthum zu verführen, als sey die nothwendige Beschränkung der Lehrfreiheit des Geistlichen eine Verletzung der Gewissensfreiheit; denn das ist die baare Unwahrheit. Ich schließe mit der Anführung einer wichtigen Stelle aus unserer Disciplin Th. I. §. 12 und 47. *La charge des ministres est principalement d'évangéliser et d'annoncer la Parole de Dieu, se donnant garde qu'il y ait aucune chose en leurs prédications, qui puisse apporter préjudice à l'honneur et à l'autorité de l'écriture sainte. Les ministres, qui enseigneront mau- vaise doctrine et qui après avoir été suffisamment exhortés, ne désisteront, seront déposés.*

Stettin, den 23. Januar 1846.

Erklärung.

(Aus der Preuß. Zeitung.)

Unter dem 31. Januar d. J. habe ich an das Presbyterium der hiesigen Französisch-reformirten Kirche ein Schreiben gerichtet, worin ich meine Erklärung rechtfertige, die ich mich veranlaßt sah, in der Gemeindeversammlung am 6. Januar d. J. abzugeben. Um auch anderweitigen Mißdeutungen zu begegnen, die meine Handlungsweise erfahren hat, veröffentliche ich dasselbe in Folgendem:

„Hochwürdiges Presbyterium der Französisch-reformirten Kirche!

Es kann mir in einer so wichtigen und heiligen Angelegenheit, wie in der, der Kirche und Religion, in welcher ich auferzogen, und der ich mit ganzer Seele zugethan bin, durchaus nicht gleichgültig seyn, was in derselben vorgeht, ob man die Gebräuche der Väter beibehält und

ehrt, oder solche durch Einführung von Neuerungen verwirft und somit verunehrt! Es kann mir durchaus nicht gleichgültig seyn, ob der Seelsorger der Gemeinde, deren treues Mitglied ich bin, nach den Grundsätzen predigt, oder nicht predigt, die unsere Vorfahren festgesetzt und beobachtet, und von deren Festhaltung der Staat die Aufnahme der Französisch-Reformirten im Preussischen Lande abhängig gemacht; es kann mir nicht gleichgültig seyn, ob das Presbyterium den neuerungsfürchtigen Ansichten unseres gemeinschaftlichen Predigers beitrifft oder dagegen protestirt, ob man solche Schritte als „reformatorisch oder revolutionär“ bezeichnet, ob der Prediger meiner Gemeinde den „Eid“, den er dem Staat geleistet, festhält oder nicht, ob in dem Falle, daß die Behörde nach dem gewaltsamen Losreißen von den Bekenntnissen der Französisch-Reformirten Kirche, die Ausschließung derselben aus aller evangelischen Kirchengemeinschaft veranlaßt, ihr Pfarrgehalt, Kirche und Kirchenvermögen entzieht, und sie nur als Sekte gebuldet wird, es kann mir — sage ich hiemit feierlich nochmals — Alles dieses und auch durchaus nicht gleichgültig seyn, welche Ansichten dabei unsere Behörden, Gemeindeglieder und christlichen Brüder überhaupt von uns und in specie von mir hegen, ob sie mich in kirchlichen und ganz besonders religiösen Dingen für einen Unterthan und für ein Mitglied halten, das die reformatorischen Bestrebungen innerhalb seiner Gemeinde auf geseglichem oder gewaltsamem Wege zu bewirken wünscht, und es ist mir um so weniger Alles dieses gleichgültig, als ich selbst aus einer Familie herstamme, deren meiste Mitglieder Geistliche dieser Gemeinden waren, ich überhaupt unnötigen Neuerungen nicht zugethan, ein getreuer Unterthan des Preussischen Staates bin und mich stets daran gewöhnt habe, die Gesetze in jeder Weise zu respektiren, es somit also nicht gutheißen kann, daß man in unserer Kirche Neuerungen vornimmt, ohne deshalb mit der geseglichen Kirchenbehörde zuvor in Verbindung getreten zu seyn. Wie bekannt, habe ich einige dieser Bedenkllichkeiten schon bei der Versammlung am 6. Januar d. J. vor der ganzen Gemeinde mitgetheilt; wenn ich mich damals nicht dem ganzen Inhalte nach ausgelassen habe, wie das hier nunmehr geschieht, so lag das in meiner Befangenheit und in anderen zarten Rücksichten, nicht minder aber auch darin, daß man nach ernstem Überlegen in einer so heiligen Sache sich christlich immer geordneter und ausführlicher auszusprechen im Stande ist, als dieses, namentlich bei einem so ungeübten Redner, wie ich, durch den mündlichen Ausdruck möglich ist.

Ich bin von meiner Gemeinde und anderen christlichen Brüdern vielfach angefochten worden, daß ich in damaliger Generalversammlung der Einzige war, der gegen die Anordnungen und Beschlüsse des Predigers, des Presbyteriums und der Gemeinde protestirte, ich bekenne es offen und ehrlich, es that mir wehe, daß man mich verbannt, verkettert und verläumdet, es konnte mir und kann mir noch die allgemeine Meinung nicht gleichgültig seyn, und eben deshalb, um nicht als Heuchler, Scheinheiliger, Zweideutiger oder Mantelträger in der christlichen Gemeinde dazustehen, bin ich es dem Gesez, der Gemeinde, der Kirche, mir selbst und meiner Familie schuldig, offen und ohne Scheu hervorzutreten und mich auszusprechen, wie es mir um's Herz steht.

Zu ich bekenne es hiemit offen, mein Glaubensbekenntniß ist das Glaubensbekenntniß des Predigers Palmis, das derselbe am 23. Januar aus Stettin in Nr. 24. der Zeitung für Preußen ausgesprochen und veröffentlicht hat.

Ich bleibe sonach dem Glauben meiner Väter getreu und glaube ebenfalls, daß, wenn man unserer Gemeinde das Symbol, unser Palladium nimmt, die Gemeinde damit einer ärgeren Knechtschaft preisgegeben wird, als unsere Väter, die für ihren Glauben bei der Pariser Bluthochzeit den Märtyrertod starben, unter dem Papismus je erduldet

haben. Ist kein Symbol mehr da, so ist der Willkühr und der Frechheit Thor und Thür geöffnet. Ich will nicht, daß man von mir sage: Zappa ist ein Mann, der seine Religion wie einen Alltagsrock wechselt.

Ich bleibe mit meiner Familie dem alten Glauben meiner Väter getreu und rufe mit Palmis aus: Möge Prediger Detroit alle auf Schrauben gestellte Erklärungen beseitigen, und in dieser Zeit, wo Freimuth allein bestehen kann, zu seiner und unser Aller Beruhigung offen und ehrlich, so wie ich es hiemit thue, vor aller Welt sein wahres Glaubensbekenntniß aussprechen.“

Rönigsberg, 31. Januar 1846.

Michael Zappa,
Conditor und Kaufmann.

Schreiben an die abgetretenen Geistlichen des Kantons Waadt.

Geliebte Freunde.

Gnade und Friede in unserem Herrn Jesu Christo!

Am Todestage unseres großen Luther um den Ort versammelt, welcher die irdische Hülle des theuren Gottesmannes birgt, danken wir Gott, unserem Vater, von Grund unserer Herzen über die Gemeinschaft am Evangelium, in die Luther unsere Väter wieder zurückgeführt hat, und über die Einigkeit im Geiste, in welche unser Herr Alle versetzt hat, die an ihn glauben. Gott sey dafür Lob und Preis und Anbetung in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist.

Indem nun Euer Bild vor unsere Seele trat, macht dieser durch die Reformation wiedergewonnene Besitz, daß wir Eure jeßige Trübsal schmerzlich mitfühlen. Ihr leidet Übel darum, daß Ihr dem Herrn dienet, der vor Euch verfolgt worden ist und seinen Jüngern auch solche Leiden vorausgesagt hat. Nach einer Reihe von Angriffen hat man Euch von Euren Gemeinden gerissen, die Freiheit und Würde Eures Amtes nicht geachtet, das zu brandmarken gesucht, was Ihr in treuer Erfüllung Eurer Pflicht mit schwerem Herzen thatet, den Schutz der Gesetze, so weit sie den Geistlichen gelten, für Euch aufgehoben. Dagegen habt Ihr, so viel wir von Euren Angelegenheiten wissen, das Wort des Herrn treulich getheilt und die Euch anvertrauten Heerden nicht allein gelassen, als der Wolf kam, habt Gehorham geleistet der Obrigkeit, nicht allein der gütigen, sondern auch der wunderlichen, und habt alle Anderen dazu ermahnt, daß auch sie in keinem Dinge Böses mit Bösem vergelten und nicht die Freiheit zum Schanddeckel der Bosheit machen möchten. Weil wir nun fühlen, wie große Dinge daran hängen, daß Ihr auch fortin des Herrn würdiglich kämpfet allein mit den Waffen des Lichtes, so reichen wir Euch die Bruderhand aus der Ferne und bezeugen Euch, daß Ihr auch fernerhin nicht nach dem Willen Eures Fleisches, sondern allein nach dem Willen des Herrn kämpfet. Der wird Euch erleuchten, stärken, kräftigen, trösten, ein fröhliches Herz geben und auch ein Vermögen verleihen, Euch in Zukunft wiederum unsere Bereitwilligkeit zur Hülfe zu beweisen, von der eine heute geschehene kleine Sammlung das erste Zeichen seyn soll. Dem Herrn sey's befohlen, wenn Euch noch Härteres bevorstehen sollte. Und wie wir ihm Euch täglich in unserem Gebet besehlen, so bitten wir auch, Er wolle die erleuchten und bekehren, die Euch drängen und verfolgen und meinen, sie thun Gott einen Dienst daran, damit sie sich beugen unter die gewaltige Hand des Herrn und Theil haben an unserem Frieden und an unserer Freude.

Vor Allem wolle Er seine Hülfe nahe seyn lassen Euch und denen, die mit Euch leiden, damit Ihr erfahret, daß wir uns der Trübsal rühmen können, dieweil ic. Denn vergeht die Herrlichkeit der Welt, so vergeht auch ihr Leib, aber des Herrn Wort, auf das wir vertrauen, bleibt in Ewigkeit. Gott befohlen!

Die Unterschriften mehrerer Sächsischer und Preussischer Prediger.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 4. März.

N^o 18.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

Zweiter Artikel.

Indem wir, uns selbst prüfend, den Charakter unserer Partei zu erkennen suchen, sehen wir zuerst auf die von Gegnern gelieferten Charakteristiken, und wählen unter diesen die, welche der Protest vom 15. August aufstellt, weil diese Gegner uns am nächsten stehen, und erst ihnen gegenüber unser specieller Parteicharakter recht hervortritt.

Denn den Lichtfreunden und Rongianern gegenüber bildet die gesammte Kirche, so viel Parteien auch in ihr sind, nur Eine Partei, nämlich die Partei derer, die den dreieinigen Gott bekennen, und glauben, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, um unserer Sünde willen gestorben und um unserer Gerechtigkeit willen auferstanden ist. Ob dies wahr ist oder nicht, davon allein sollte, wie in den Sächsischen Kammern neuerlich mit Recht geltend gemacht wurde, zwischen der Kirche einer- und Ronge, Uhlich, Sintenis und Wislicenus andererseits die Rede seyn, nicht aber, wie die Lichtfreunde gern wollen, von Bileam's Eselin, nicht von der Sonne zu Gibeon, dem Monde im Thale Ahalon, nicht von dem Stater im Fischmaule, nicht von der Geltung der Symbole, und am allerwenigsten von Presbyterial- und Synodalverfassung. Wer die Schrift als Gottes Wort anerkennt, mit dem kann man von jenen Schriftstellen, wer die Kirche als Christi Leib anerkennt, mit dem kann man von dessen Gestaltung und Pflege handeln. Aber zur Schlichtung häuslicher Fragen dürfen wir keine Fremde, am wenigsten Feinde des Hauses, herbeirufen. Dadurch, daß wir diese Niegel außer Acht lassen, geben wir den Lichtfreunden Raum zu ihren Winkelzügen, mit welchen sie sich und Andere täuschen, zu den Heuchelreden, als komme es nicht auf jene „hohe Artikel göttlicher Majestät“ selbst an, sondern auf eine gewisse „Fassung“ und Formulirung derselben, die man der Kirche aufdringen wolle. 1845 hieß es: „Herr Uhlich spricht: Der „Formel“ wegen kann ich mein Amt nicht niederlegen.“ So wird er 1846 nicht mehr sprechen können, wenn wir den wahren Gegenstand des Streits festhalten. Kein geschickter Feldherr überläßt dem Gegner die Auswahl des Schlachtfeldes.

Überdies enthält der Protest vom 15. August wohl ziemlich vollständig, was innerhalb des Protestantismus gegen die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung aufgestellt zu werden pflegt, mit Einschluß dessen, was die Lichtfreunde vorbringen, wenn sie jene großen Hauptfragen zu verdunkeln, festen Fuß in der Kirche zu fassen und als eine Partei in derselben sich zu behaupten bemüht sind.

„Sie“ — die Partei der Ev. K. Z. — „hält starr an der aus den Anfängen der Reformation ererbten Fassung, — diese Formel ist ihr Papst, — danach beurtheilt sie Glauben und Unglauben, und verdächtigt diesen auch politisch. Sie eifert ohne Weisheit; sie strebt nach Herrschaft in der Kirche, übt eigenmächtigen Kirchsbann, verlegt damit die kirchliche Ordnung, gefährdet die Evangelische Glaubens- und Gewissensfreiheit, und versucht mit der Zahl zu schlagen.“

Diese Charakteristik ist bereits trefflich berichtigt worden in der „Beleuchtung der Erklärung vom 15. August“ von S. Erbkam, Licentiaten der Theologie und Privatdocenten an der Universität zu Berlin. Der Verfasser dieser Beleuchtung will, so scheint es, nicht zur Partei der Ev. K. Z. gehören. Er zieht, wenn wir S. 4. recht verstehen, den Standpunkt „außerhalb der Parteien“ vor, der jetzt bei allen Parteien so beliebt ist, und wegen dessen wir auf unseren ersten Artikel verweisen. Er erlaube aber dem Laien, der dies schreibt und der ihn nicht persönlich kennt, auszusprechen, daß, nach dieser Abhandlung zu urtheilen, er eine Zierde der Partei der Ev. K. Z. seyn und daß auch sein zum Theil treffender Tadel derselben in ihr selbst seine gute Stelle finden würde; — er erlaube ihm ferner, von seinen Widerlegungen des Protestes Gebrauch zu machen, um die positive Charakteristik, die darauf folgen soll, mehr in's Licht treten zu lassen.

Herr Erbkam zeigt, daß ein starrer Orthodoxyismus, — wie der Protest ihn der Ev. K. Z. in der Behauptung zur Last legt, daß eine ererbte Formel ihr Papst sey —, überhaupt unserer Zeit fremd und in ihr kaum denkbar, namentlich aber auf keine Weise der Charakter der Ev. K. Z. ist. „Die Orthodoxie der Ev. K. Z.“ — sagt er treffend —, „ist eine Tochter des Pietismus. Was sich früher, in anderen Zeiten, feindlich focht, ist hier zum innigsten Bunde zusammengewachsen. Wie sollte es nun wohl möglich seyn, daß diese Orthodoxie ganz derselben Art wäre, wie die frühere, die den Pietismus verfolgte und seinen Einflüssen sich widersetzte? Muß nicht nothwendig, auch wenn materiell der Inhalt derselbe geblieben wäre, doch formell die Orthodoxie eine ganz andere Stelle erhalten haben? Muß nicht der warme Hauch einer lebendigen Frömmigkeit, wenn er die Macht gehabt hat, einen erstorbenen Leichnam zu neuem Leben zurückzuführen, nothwendig auf diesen selbst einen umbildenden Einfluß ausüben? Wird er ihm nicht wenigstens die Starrheit genommen haben, die ja eben die Krankheit war, die ihm das Leben raubte? Das Alles läßt sich schon von vorn herein erwarten, und so bestätigt es auch ein unbefangener Blick auf die Kirchen-Zeitung selbst. Wir begegnen hier nicht steifen dogmatischen Entwicklungen, nicht scholastischen Begriffspaltereien, nicht

all' dem schweren Gerüst, das die alte Orthodorie um den Tempel des Dogmas gebaut hatte, um es zu stützen und auszubauen, sondern frischen, lebendigen Mittheilungen, die aus der unmittelbaren Erfahrung des religiösen Lebens geschöpft sind. Die Kirchen-Zeitung ist ein Blatt aus der Zeit und für die Zeit; und grade darauf beruht ohne Zweifel zum Theil die unlängbar große Wirkung, die sie ausübt. Sie beschränkt sich nicht darauf, bloß das kirchlich religiöse Leben zu besprechen, sie zieht auch Kunst und Literatur in den Kreis ihrer Beurtheilung; in der Zeit der starren Orthodorie würde es gefährlich und profan erschienen seyn, wenn eine Kirchen-Zeitung sich darauf hätte einlassen wollen. Ist das nicht ein deutliches Zeichen, daß man es hier nicht mit einer nach einem steifen dogmatischen Systeme abgeschlossenen Erscheinung zu thun hat? Eben so folgt dasselbe noch von einer anderen Seite. Der Charakter und Ton der Kirchen-Zeitung beweist, daß ihre Mitarbeiter weniger unter den gelehrten Theologen, als unter gebildeten Laien und praktischen Geistlichen zu suchen sind. Sollten nun diese letzteren wohl im Stande seyn, das zum Theil so künstlich ausgebildete dogmatische System der Lutherischen Orthodorie sich geistig anzueignen und auf die veränderten Verhältnisse dieser Zeit anzuwenden? — Statt einer ängstlichen buchstäbelnden Rechtgläubigkeit wird man im Gegentheil auf viele Stellen stoßen, die, wenn man es streng nimmt, die offenbarste Heterodorie lehren.“ Diese Beschreibung des Charakters der Ev. K. Z. begründet Herr Erb kam hierauf noch im Einzelnen, und zeigt namentlich, wie dieselbe auch in den Symbolen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, Haupt- und Nebensachen, dem, was von Seiten des Kirchenregiments geltend zu machen ist und was nicht, wie sie zwischen Kirche und Schule wohl zu unterscheiden wisse und das: in dubiis libertas mit Freuden anerkenne, und wie ihr die Kirche keine Maschine ist, welcher das kleinste Stiften so nöthig ist, als die Hauptträger, sondern ein organischer Leib, dem es nicht gleichgültig ist, ob man ihm ein Haar auszieht oder das Herz durchbohrt.

Alles dies ist so wahr, daß der Laie, auf die Gefahr hin, daß man wenigstens ihn für einen krassen Orthodoxen halten werde, nicht umhin kann, nach der anderen Seite zu warnen und seine Partei ernstlichst zu bitten, sich der gefährlichen Freude an solchen Freisprechungen von der Anschulbigung des Orthodoxismus oder gar dem Spiel mit angenehmen Heterodorien nicht zu sehr zu überlassen. In den Tiefen dieser verschrieenen Orthodorie ist viel Gold und sind viele Edelsteine enthalten, von welchen unser windiger, gefühliger Subjektivismus keine Ahnung hat, und in dem Zeitalter derselben, dem angeblich erstarrten siebzehnten Jahrhundert, sind die saftigen, duftenden Lieder erblüht, die noch heute den Philistern und Ungläubigen ein Ärgerniß, dem Israel des neuen Bundes aber eine süße Weide sind, und uns das beschämende Bewußtseyn aufbringen, wie wenig wir der Aufforderung des Psalmisten zu genügen im Stande sind: „Singet dem Herrn ein neues Lied!“

Herr Erb kam führt hiernächst, gegen die Äußerung des Protestes als seyen in den Augen der Partei der Ev. K. Z.

alle diejenigen ungläubig, welche die aus den Anfängen der Reformation ererbte Formel sich nicht angeeignet haben, den allerdings leichten Beweis, daß die Tendenz der Ev. K. Z. vielmehr dahin gehe, wahres Christenthum und lebendigen Glauben in allen Gestalten, in allen Kirchenparteien und selbst da liebend und brüderlich zu begrüßen, wo mangelhafte Erkenntniß oder beigemischter Irrthum ihn nicht so leicht erkennen lassen. Er citirt, als einen Belag dieser Tendenz, das Bekenntniß zu denjenigen Pilgern nach Erier, welche daselbst den Herrn Jesum Christum, als ihren Gott und Herrn, in Aufrichtigkeit angebetet haben, in dem Aufsatz über christliche Polemik, was dem Laien, von dem dieser Aufsatz herrührt, eine besondere Freude gewesen ist. Der Laie hofft, daß seine Partei diesen Ruhm sich nie wird rauben lassen, den herrlichen Ruhm, mit allen Kindern Gottes brüderlich verbunden zu seyn, mit allen Anbetern Jesu Christi Eine große Partei zu bilden, wenn diese große Partei auch wieder mehrere kleine in ihrem Schoße hat, — daß wir nie vergessen werden, daß Alle, die, wie Thomas, von Herzen zu Ihm sprechen: Mein Herr und mein Gott! mit uns zu Einem heiligen Leibe verbunden sind.

Welche Bewandniß es mit der politischen Verbächtigung der Ungläubigen von Seiten unserer Partei hat, davon soll weiter unten die Rede seyn, eben so von dem Streben nach Herrschaft, dem eigenmächtigen Kirchenbann und dem Schlagen mit der Zahl. Hier genüge es zu bemerken, wie Herr Erb kam den Widerspruch aufdeckt, in welchen die Gegner mit sich selbst gerathen, wenn sie der Ev. K. Z. einerseits zur Last legen, der in ihr ertörende Angstschrei der Geistlichen über den Gräuel an heiliger Stätte sey eine eigenmächtige Anmaßung des Bannes, der doch nur der Behörde zustehet, und andererseits, sie rufe die Behörde an, die Kirche gegen die Feinde zu schützen, die in ihre Unter eingedrungen sind, was doch der freien Entwicklung überlassen bleiben müsse. Er tadelt jedoch die Geistlichen, welche erklärt haben, die Abtrünnigen seyen nicht mehr für rechtmäßige Diener der Kirche zu halten. Wir widersprechen seiner Beurtheilung der Erklärungen dieser Zeugen nicht. Aber er wird uns erlauben, daß wir für sie das Recht der Kinder in Anspruch nehmen, die ihre Mutter mißhandeln sehen, — das Recht, zu schreien —, und er wird, als Sohn derselben Mutter, an der Stellung der Kritiker kein Wohlgefallen haben, die sehr ruhig und richtig beurtheilen, ob die Kinder auch nicht zu laut, und ob sie in correcten Ausdrücken geschrien haben, oder auch an Herrn Dr. Ullmann's Standpunkt, der sich unparteiisch in die Mitte stellt zwischen diesen „Pronunciamientos“ der Diener der Kirche und den „Volksversammlungen“ der Lichtfreunde, und auf beiden Seiten Wahres und Falsches findet, ohne darauf weiter einzugehen, daß jene für Christum sind und diese wider ihn, S. 16 u. f. der Schrift: „Für die Zukunft der Evangelischen Kirche Deutschlands“. Von keiner Richtung ist für diese Zukunft so viel Gefahr zu fürchten, als von der Neutralität, namentlich droht dieselbe alle Freiheits- und Verfassungskeime der Evangelischen Kirche zu ersticken, oder doch ihre Entwicklung unmöglich zu machen, denn der erste Anfang dieser Ent-

wicklung ist das Bekenntniß, mithin heut zu Tage das Partei-nehmen.

Wir gehen nun zu einer anderen Charakteristik über, welche nicht von Gegnern, wofür wir die Protestanten vom 15. August doch halten müssen, sondern von einem Freunde versucht worden, nämlich von Herrn Dr. Neander in seinen „Worten des Friedens unter den Gegensätzen“.

Diese Schrift unterscheidet sich, sehr zu ihrem Vortheile, von dem Proteste vom 15. August dadurch, daß jeder Schein einer Gemeinschaft mit den Lichtfreunden oder auch nur der Neutralität zwischen ihnen und uns darin vermieden ist. Denn es ist doch wohl kein anderer Gegensatz gemeint, als der, in welchem wir zu den Lichtfreunden stehen, wenn Dr. Neander von Gegensätzen redet, „die sich schlechthin ausschließend zu einander verhalten, zwischen denen eine Ausgleichung, eine Vermittelung zu suchen, Thorheit wäre, — was nur zu etwas Halbem und Unhaltbarem hinführen könnte —, wo es vielmehr nur auf die Entscheidung durch das Entweder — Oder der festen Gesinnung ankommt“. Wer diese Erklärung des Dr. Neander sich aneignet und praktisch durchführt, ja, wer uns auch nur erlaubt, ihn bei vorkommenden Gelegenheiten daran zu erinnern, und, wenn er ein Amt in der Kirche oder im Kirchenregimente hat, sie ihm als Regel seiner Amtsführung vorzuhalten, den zählen wir, selbst wenn er es nicht will, zu den Unrigen.

Herr Dr. Neander charakterisirt nun aber auch die beiden von ihm als christlich, als der Kirche nothwendig sogar, anerkannten Gegensätze, und, wenn er mit dem einen, wie es scheint, die Partei der Ev. R. Z. hat bezeichnen wollen, so müssen wir diese Charakteristik ablehnen, so freundlich sie auch gemeint ist. Wir wären nach dieser Darstellung diejenigen, die „mehr in die Vergangenheit zurückblicken“, — während die andere Richtung, also etwa die der Schleiermacherianer oder der Protestanten vom 15. August, „ihre Auge mehr zur Zukunft hinwendet“, wir „das conservative Element“, jene „das Element der fortschreitenden Entwicklung“, unsere Lösung wäre „Entschiedenheit für das Eine“ im Gegensatz zu der Lösung jener: „Freiheit der Bewegung in dem Mannigfaltigen“.

Auf solche abstrakte Kategorien lassen die Gegensätze, in und aus denen die Menschheit sich entwickelt, sich niemals zurückführen, am wenigsten die der Kirche. Petrus der Vergangenheit, Paulus der Zukunft zugewendet, jener conservativ, Mann des Stillstandes, dieser liberal, Mann des Fortschritts, — wer mit einer solchen Charakteristik dieser Gottesmänner mehr als die oberste Oberfläche getroffen zu haben meinte, der würde sehr fehl gehen. Das Papstthum stationär, die Reformation progressiv, — auch diese Bezeichnungen werden Keinen befriedigen, der die Geschichte der Kirche verstehen will. Es wäre, wenn dergleichen Abstraktionen genügen, in der That allzuleicht, die „Vermittelung der Gegensätze“, den „Standpunkt über den Parteien“, sich anzueignen. Schon der erste Anfang christlichen, wie politischen Denkens lehrt, daß Vergangenheit und Zukunft, Erhaltung und Fortschritt, Einheit und Mannigfaltigkeit zusammengehören und in der Kirche wie im Staate erst, wenn sie sich

ergänzen, die volle Wahrheit bilden. Es kann keinem Christen verborgen seyn, daß „Der im Anfange war“, „Dessen Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist“, derselbe ist, der gesagt hat: „Siehe, ich mache Alles neu“ und „einen neuen Himmel und eine neue Erde“ verheißt, „in welchen Gerechtigkeit wohnt“. Ein Friedensstifter, der diese Wahrheiten theilen, der einer Partei die eine, der anderen die andere Hälfte zuweisen, sich aber den höheren Standpunkt, wo er beide als ein Ganzes hat, vorbehalten wollte, könnte sich nicht beklagen, wenn beide den Vorschlag zurückwiesen. Wir wenigstens sind nicht gesonnen, den Blick in die Zukunft, das Princip der fortschreitenden Entwicklung, die Freiheit in der Mannigfaltigkeit den Gegnern zum ausschließlichen Besiz zu überlassen. Auch auf dem politischen Gebiete sind Parteinamen wie: Liberale und Conservative zwar zulässig, vorausgesetzt, daß ihr concreter Sinn durch die Geschichte der Zeit bestimmt wird, wo sie entstanden und im Umlaufe sind, und in diesem Zusammenhange sogar unentbehrlich. Wer aber mit der Vorstellung sich begnügt, die ihr Wortlaut an die Hand gibt, daß die Liberalen die Freiheit, die Conservativen die Erhaltung wollen, der würde den Entwicklungen der Zeit nicht in das Auge sehen und die Parteistreitigkeiten nicht schlichten, sondern verbittern.

Noch einige angebliche Charakterzüge unserer Partei berühren wir in der Kürze. Die strenge Rechtgläubigkeit, das unverrückte Festhalten an den Symbolen hat schon Herr Erbkam abgethan; er hätte noch hinzusehen können, daß der Ruhm dieses Standpunktes — denn er hat seinen Ruhm — viel mehr der ehrwürdigen Partei der Lutherischen Gegner der Union gebührt, als der der Ev. R. Z. Pietismus, sowohl im alten geschichtlichen Sinne, als im neueren, wo er mit seinem damaligen Gegensatze: Herrnhuthianismus zusammensießt, ist zwar der Ev. R. Z. und ihrer Partei nicht fremd, aber doch für andere Blätter, für andere Lebenskreise mehr als für sie charakteristisch; sie repräsentiren ihn mehr und besser, als wir. „Versuch, mit der Zahl zu schlagen“ — dieser nicht ganz verständliche Vorwurf des Protestes vom 15. August klingt seltsam dem entgegengesetzten, factisch wohl besser begründeten, der Nationalisten gegenüber, daß eine so kleine Partei nach Herrschaft in der Kirche strebe. Hoffentlich wird die Partei der Ev. R. Z. nie vergessen, daß die Kopfsahl ein ohnmächtiges Ding ist im Reiche Gottes, daß Gideon mit Dreihundertern siegte und daß „der kleinen Heerde das Reich beschieden“ ist. „Es verräth“ — sagt Herr Erbkam — „kein großes Zeichen männlicher Tapferkeit, wenn man so viel klagen hört über die Herrschsucht von Männern, deren einzige Macht in ihrer Feder ruht.“

„Gunst von oben, Allianz mit der Regierung, Einfluß auf dieselbe“, diese Anklage, so weit sie eine ist, wird durch die Geschichte der Ev. R. Z. hinlänglich widerlegt. Sie entstand 1827 und durchlebte ihre Jugend unter entschiedener Ungunst der damaligen „oberen Leitung der kirchlichen Angelegenheiten“, wurde derselben oft sehr unbequem, kam oft mit der Censur in Berührung und hat bis auf die neueste Zeit nicht unterlassen, ihre Selbstständigkeit zu bewahren, — ein Ruhm, der auch von Fein-

den ihr zugestanden wird. Und so wie unsere Partei war, was sie jetzt ist, ehe irgend ein Sonnenschein ihr zu Theil wurde, der bekanntlich auch jetzt oft mit Wolken kämpft, so darf sie hoffen, treu zu bleiben und zu bestehen, wenn einmal keine andere Sonne, als die ewige, ihr scheinen sollte. Allerdings aber ist Pietät gegen die von Gott geordnete Obrigkeit in Staat und Kirche ihre Regel, die sie in jenen Zeiten der Ungunst nicht minder als jetzt zu bethätigen gestrebt hat, — eine Pietät, die mit Selbstständigkeit und Freimüthigkeit wohl vereinbar, ja, die rechte Wurzel dieser Tugenden ist. Ist diese Gesinnung nicht in Einklang mit allen Lehren und Tendenzen der Ev. K. Z., und sollen wir sie verläugnen, um es mit denen nicht zu verderben, welche fleischliche Freiheit predigen oder die Majestäten lästern? Oder verdenkt man es der Regierung, daß die Verbindung dieser Gesinnung mit Selbstständigkeit und Freimüthigkeit ihr Vertrauen einflößt? Möge nur unsere Pietät auch dann, als im Feuer, sich bewähren, wenn sie einst, was jetzt, Gott Lob, nicht der Fall ist, auf harte Proben gestellt werden sollte!

Doch, es ist Zeit, daß wir zur positiven Charakteristik der Partei der Ev. K. Z. übergehen. Sie ergibt sich aus der Betrachtung der kirchlichen Entwicklungen, aus denen sie entstanden und in denen sie zu ihrer heutigen Gestalt erwachsen ist. Denn sie ist die Partei des Fortschritts, des Fortschritts nämlich vom Pietismus zum evangelischen Kirchenthume.

Diese Charakteristik erklärt die Tugenden und die Fehler, die Kraft und die Schwäche unserer Partei.

Es ist bekannt, wie sehr der Pietismus, welcher in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die evangelische Christenheit erfrischte, die Kirche als solche, als göttlich-menschliche Institution, als Reich, nicht von, aber in dieser Welt, in den Schatten stellte. Befehrung, Wiedergeburt des Individuums, Seelenpflege, „persönliche Religion“, wie die Engländer sagen, war so sehr die alleinige Tendenz der Pietisten, daß sie bald ihre Blicke abwendeten von der heiligen Mutter, aus deren Schoße allein, — nach Calvin's Ausspruch — die Kinder Gottes geboren werden, oder doch diese realste aller Realitäten, den Leib Christi, in ein bloß Ideales sich ihnen verflüchtigte. Heut zu Tage können wir es kaum fassen, wie der Dichter der herrlichen Ofterlieder: „Reich durch, mein angefochtenes Herz“ und „O auferstandener Siegesfürst“, Just Henning Böhmer, in seinem gelehrten Werke über das protestantische Kirchenrecht einen so trockenen Territorialismus hat predigen können, wie wir ihn uns mit der sandigsten Ebbe der Aufklärungsperiode in Verbindung denken. Es ist schon oft, auch in diesen Blättern, warnend darauf hingewiesen worden, wie die abstrakt praktische, vom Kirchenthum abgewendete Richtung des Pietismus bald auch zur Gleichgültigkeit gegen die Bestimmtheit und gegen die Tiefen der

christlichen Glaubenslehren verleitet und dem Nationalismus den Weg gebahnt hat.

Merkwürdig ist es, wie der Nationalist Schloffer von seinem Standpunkte aus den praktischen Subjektivismus der alten Pietisten auffaßt, und ihren Gegensatz zu uns, welchen man denselben Namen beilegt, obschon wir Wissenschaft, Kunst, Staat und Kirche in unser christliches Bewußtseyn aufzunehmen streben. Er sagt, S. 565. Bd. I. der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts, erschienen 1836: „Die Deutschen Pietisten galten nur unter den Leuten, die von den anderen schlechte Gesellschaft genannt wurden. Man sieht leicht, daß es grade umgekehrt war, wie in unseren Tagen: darum war denn auch mehr Einfalt, Kraft und Wahrheit in den alten Pietisten, als in den neuesten.“ (Warnende, nicht unwahre Worte!) „Wer war ihr Publikum? Der Deutsche Bürgersmann, der Landjunker, der alte Hofmann, der steife Jurist, der Kanzleibeamte und Pfarrer, allenfalls Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Die hatten alle für den vornehmen Witz der Engländer und Franzosen“ (— der Deisten und Spötter —) „keinen Sinn; man durfte ihnen nicht in die Ohren flüstern, sondern mußte laut hineinschreien.“

So waren auch die Brüdergemeinden, wenn gleich in ihrem Inneren nicht unkirchlich, sondern auch als Gemeinden vertieft in das Anschauen und die Anbetung des leidenden Heilands und fruchtbar an heilsamer Zucht und Ordnung, doch, in ihrem Gefühlsleben, in ihrer Abgeschlossenheit, abgewendet von der Betrachtung der Kirche, als weltumfassender oder Reiche und Völker durchbringender Institution, dogmatischer Schärfe abhold, und fremd den Entwicklungen und Kämpfen der Zeit auf den Gebieten des Staats, der Kunst und der Literatur.

Als daher mit den Freiheitskriegen für die Evangelische Kirche von Deutschland ein Frühling Morgen erschien, und ihre neugeborenen Kinder über die öden Steppen des Nationalismus zurückblickten in die Vorzeit der Kirche, da reichten ihnen zunächst Pietisten und Herrnhuther die Hand in Schriften, Liedern, Erinnerungen, Persönlichkeiten, welche die finstere Zeit überlebt hatten, und bestimmten so den Charakter der neuen Geistesregungen, wenigstens insofern, daß auch diese neuen Christen, mit vorherrschender Gefühls- und subjektiver Religion, von der objektiven Bestimmtheit des Dogmas und vom Kirchenthum in seiner leiblichen Realität sich abwendeten, wenn sie gleich im Dogma und im Kirchenthume Erbauung suchten und fanden, wo und so weit Jeder den Hauch christlichen Geistes darin zu fühlen vermochte. Man legte ihnen daher jenen alten Namen: Pietisten, bei, und brauchte statt dessen auch wohl die Bezeichnung: Herrnhuther, und zwar beides nicht ganz mit Unrecht, so verschieden auch diese neuen Pietisten in vielen Beziehungen von den alten und von den Herrnhuthern und diese von einander waren.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 7. März.

N 19.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

(Schluß.)

Wer von uns älteren Männern, die wir, damals jung, diese Entwicklungen in unseren eigenen Herzen erfuhren, hätte wohl zu jener Zeit der Evangelischen Kirche Deutschlands, als einem Ganzen, ihren Consistorien und Superintendenten, ihrer gesammten Geistlichkeit, oder gar ihren Universitäten zugemuthet, Christum zu bekennen mit Herz und Mund und sein Reich zu bauen! Wir waren zufrieden und freuten uns herzlich, wenn hier und da ein Geistlicher den Herrn kannte und predigte, und sahen es als ein doppeltes Wunder der Gnade an, wenn wir in einem Consistorialrath oder gar in einem Professor der Theologie einen gläubigen Christen fanden. Charakteristisch für diese Periode der Trennung des Pietismus vom Kirchenthume und fast nur verständlich für den, der sie innerlich mit durchlebt hat, ist die Erzählung, daß damals ein vornehmer, ernstgesinnter Beamter des Kirchenregiments als Mitglied einer Bibelgesellschaft, da vorgeschlagen wurde, deren Versammlungen mit Gebet zu eröffnen, sich deshalb dagegen aussprach, weil dies mit seinem Amte nicht vereinbar sey. Noch weniger kam es uns in den Sinn, etwa gar dem Preussischen Staate, oder der Deutschen Kunst und Wissenschaft im Ernste zuzumuthen, sich von Christi Geiste durchdringen zu lassen.

Von diesem Standpunkte ist auch die Ev. K. Z. und ihre Partei ausgegangen, wie Herr Erbkam richtig andeutet, wenn er ihre Orthodorie eine „Tochter des Pietismus“ nennt, — ausgegangen, also nicht darauf stehen geblieben. Das erste Entsetzen der Ev. K. Z. selbst, ihr Titel, war schon ein Schritt, denselben zu verlassen. Sie ist fortgeschritten, — dem Anfange nach, denn sie schreitet noch fort, — zum evangelischen Kirchenthum. Dieser Fortschritt ist ihr Charakter. Darin möchte sie wohl den Ton angeben haben; denn den Pietismus — in dem bezeichneten neueren Sinne — hat sie mit Vielen gemein, die nicht zu ihrer Partei gezählt werden, und von denen Manche mehr Virtuosität als sie in den mystischen und praktischen Tiefen dieser ehrwürdigen Richtung beweisen.

Ein Hauptstadium dieses Fortschritts der Ev. K. Z. war ihr Zeugniß gegen den Hallischen Rationalismus im Jahre 1830, welches so viele Bewegungen veranlaßte. Woher kamen diese Bewegungen? Es war ja nichts Neues, was die Ev. K. Z. mittheilte. Was jene Hallischen Rationalisten lehrten, wie sie es lehrten, wußte ganz Deutschland. Daß diese ihre Lehre im schneidendsten Widerspruche stand mit der heiligen Schrift und mit den Bekenntnissen der Evangelischen Kirche, lag offen zu

Tage und wurde von ihnen selbst nicht geläugnet. Eben so notorisch war es, daß Hunderte von Studenten aus ihren Hörsälen, im Wesentlichen ohne eine andere Ausrüstung als diese, jählich hervorgingen und in die Ämter der Evangelischen Kirche eintraten. Aber daß alle diese Thatsachen in Verhältniß gesetzt wurden zu den Rechten und Pflichten der Kirche, als göttlicher Institution, als des Leibes Christi, — daß die theologischen Fakultäten als edle Glieder, als zum Leben unentbehrliche Blutgefäße dieses heiligen Leibes bezeichnet, die Theologie für den Dienst der Kirche in Anspruch genommen, aus den Fragen der Schule Fragen der Kirche gemacht wurden, — und zwar der Kirche nicht als eines lustigen Ideals, sondern als eines lebendigen und darum leiblich erscheinenden Organismus, der, wie jeder Organismus, fremdartige Stoffe, die er sich nicht assimiliren kann, aus sich ausschleidet, als einer Institution, die ihre in Gesetz und Recht verfaßte Ordnung zu ihrer und ihrer Glieder Erhaltung handhabt, — das war es, wodurch die Ev. K. Z. den empörten Widerspruch der Welt nicht allein, die nicht will, daß der König Christus über sie herrsche, sondern auch die Disposition vieler gläubigen, aber unkirchlichen Freunde, vieler „Pietisten“, wie die Welt sie nannte, sich zuzog, deren Subjektivismus durch jenen Wεκruf sich unangenehm gestört fühlte und deren Spiritualismus im Kirchenthume eine profane Veräußerlichung des Christenthums zu erkennen meinte.

Wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß das Wesentliche dessen, was die Ev. K. Z. damals predigte, gegenwärtig in der Überzeugung aller oder fast aller entschiedenen Anhänger der Evangelischen Kirche feststeht. Der Satz: „daß die von den Grundlehren der Kirche, von der heiligen Schrift Abgefallenen in den Lehramtern der Kirche nicht seyn dürfen“, ist ein Gemeinplatz geworden. „Von Florencourt erklärte laut, Daß Lüge nicht die Kirche baut“, — so hieß es im goldenen ABC von 1845. Selbst Wislicenus erkennt die Schmach eines solchen inneren Widerspruchs an; nur daß er ihn dadurch lösen will, daß die Grundlehren der Kirche und die Geltung der heiligen Schrift, nicht dadurch, daß er selbst aus der Kirche entfernt werde. Noch stärker drückt Giese, Prediger in Arenswalde bei Herzberg, im Preussischen Herzogthum Sachsen, in seinen „Bekenntnissen eines Freigewordenen, Altenburg 1846“ sich aus, in denen er überhaupt Wislicenus an Dreistigkeit überbietet. Er setzt der Vorhaltung der „theuern Eide, die die Geistlichen auf die Bekenntnisse vor Gottes Altar abgelegt hätten und welche im Gewissen tragend sie nun umhergingen und den Abfall predigten“, die kategorische Versicherung entgegen, daß er keinen Eid geleistet, und daß keine Macht der Erde ihn zwingen solle, einen Eid auf die Lehre der Bibel,

wie sie in den symbolischen Büchern verfaßt ist, zu leisten. Und, nachdem er seinen Abfall von der Kirche auf neunzig Seiten mit einer Offenheit, die nicht offener seyn kann, ausgesprochen, versichert er S. 91., ihm und seinen Gleichgesinnten sey „nun einmal die vorsorgliche Zusammenleimung fremdartiger Elemente in einer und derselben Gemeinde, und die gutmüthige Überkleisterung, resp. Überbrückung grundsätzlicher Differenzen bis in den Tod zuwider.“ „Der status quo“ — fährt er fort — „wie er bei uns, zumal in Preußen, sich vorfindet, ist für jeden freischen, klaren, männlichen Sinn wahrhaft unelblich; er ist Sterbebett aller Wahrhaftigkeit, Sarg alles gegenseitigen Vertrauens, Grab aller soliden Religiosität und Wiege der heillossten und verachtenswerthesten Furcht und Schelei. Eine Scheidung ist nothwendig! Ein vorsichtiges Besehen- und Gewährenlassen der bisherigen verwirrten kirchlichen Verhältnisse bringt den sittlichen Geist unseres Volks dem gänzlichen Bankerott und Ruin immer näher“ u. s. w. Möchte doch die Wahrheit dieser beherzigungswerthen Worte alle diejenigen beschämen und aufwecken, welche auf den Wegen des Glaubens noch nicht zu derselben Entschiedenheit gelangt sind, die dieser Unglückliche auf den Wegen des Unglaubens erreicht hat!

Daß aber schon 1830 jener Satz von Sr. Majestät dem damals regierenden Könige anerkannt worden, diese interessante Thatsache wurde damals verschwiegen, sie geht aber nunmehr aus einer Kabinetts-Ordre an den Staatsminister v. Altenstein vom 23. Sept. 1830 hervor, welche wir, nachdem sie erst neuerlich durch die Zeitungen bekannt geworden, in einer Note mittheilen. *)

*) „Durch meine heut an Sie erlassene Kabinetts-Ordre habe ich auf Ihre Anträge über die Anklage wider die Professoren W. und G. entschieden, kann Ihnen jedoch nicht verhehlen, daß, wenn ich gleich weit entfernt bin, auf die theologischen Wissenschaften und auf den Unterricht in denselben durch direkte Maßregeln der landesherlichen Gewalt einen directen Einfluß auszuüben, ich dennoch die Vorträge der Lehrer der Evangelischen Kirche, die von deren Dogmen, als anerkannten Glaubenswahrheiten, wesentlich abweichen, für sehr bedenklich, und, bei der Empfänglichkeit jugendlicher Gemüther für die Religiosität, deren anschließende Beförderung und Verbreitung das Ziel der Bildung und die praktische Bestimmung junger Theologen seyn soll, für sehr gefährvoll halte. Ich kann Ihnen daher nicht dringend genug empfehlen, bei der Wahl der akademischen Lehrer theologischer Wissenschaften Ihre ganze Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu richten und die ernstlichste Sorge zu tragen, daß die Lehrstühle der Theologie auf unsern Universitäten zwar mit wissenschaftlich gebildeten Männern, aber nur mit solchen besetzt werden, von deren Anhänglichkeit an den Lehrbegriff der Evangelischen Kirche im Sinne der Augsburgerischen Confession Sie hinreichende Überzeugung gewonnen haben; wodurch zugleich den Verirrungen des Separatismus und den Spaltungen in der Kirche mit dem sichersten Erfolge entgegen gewirkt werden wird. Wenn es daher auch nicht meine Absicht ist, die auf den Universitäten bereits angestellten Professoren der Theologie, deren Ansichten laut ihren Schriften und ihren mündlichen Vorträgen mit dem kirchlichen Lehrbegriffe nicht übereinstimmen, bloß deshalb immediat von den Lehrstühlen zu entfernen, so gibt dies wenigstens im Interesse des Staats keinen Anlaß, ihre Erhaltung zu begünstigen, falls ihnen eine Gelegenheit zu einer Verbesserung ihrer persönlichen Verhältnisse an auswärtigen Universitäten, oder sonst, dargeboten

Es wird darin ausgesprochen, daß die theologischen Lehrstühle nur mit Anhängern des Lehrbegriffs der Evangelischen Kirche im Sinne der Augsburgerischen Confession zu besetzen, und die schon angestellten unkirchlichen Professoren zwar nicht bloß deshalb sogleich von den Lehrstühlen zu entfernen, aber auch, wenn sie fort wollten, nicht zum Bleiben zu nöthigen seyen, und daß der Minister dies genauer als bisher zu berücksichtigen hat.

Der Weg, den die Ev. K. Z. in der Hallischen Sache eingeschlagen hatte, mußte sie immer weiter vorwärts, ab von dem bloßen Pietismus und hinein in das evangelische Kirchenthum, führen. Es wird genügen, auf einige Momente dieses Fortschritts hinzuweisen.

1840 lehnte sich der Prediger Sittenis in Magdeburg gegen die Anbetung des Sohnes Gottes auf. Die Zeit war nun schon so verändert, daß das Kirchenregiment von selbst thätig einschritt. Die Ev. K. Z. nahm lebhaften Antheil und stärkte, so viel sie es vermochte, die Hände der Streiter für die Kirche. Dies ist das „Schüren“, welches ein Pamphlet eines der Männer vom 15. August ihr vorwirft, — möchte sie nie aufhören, den Eifer um das Haus Gottes, dieses Liebesfeuer, zu schüren, das noch so trübe brennt, bis die hellen Flammen des Heilands sehnlichen Wunsch erfüllen, den er aussprach, als er sagte, er sey gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden.

Nach Uhlig's ausführlichen Mittheilungen sind es die damaligen Maßregeln der Behörde, welche ihm und den Bistumsfreunden Veranlassung gaben, sich zu verbinden zum Kampfe gegen die erwachende Kirche. Seitdem wird der Kampf von allen Seiten auf kirchlichem, nicht mehr auf abstrakt wissenschaftlichem, Boden geführt. Die Zeugnisse der Ev. K. Z. gegen diese neuerdings so dreist gewordenen Gegner, die nicht bloß den alten Nationalismus in seinem Besitze schützen, sondern das Kirchenregiment der Menge übergeben und den Sohn Gottes aus der Kirche ganz hinausweisen wollen, und die erst begonnenen Verhandlungen über die kirchlichen Verfassungsfragen sind in zu freischem Andenken, als daß hier mehr als diese Erinnerung daran nöthig wäre.

Aber nicht bloß auf dem Gebiete der Kirche im engsten und speciellsten Sinne hat die Ev. K. Z. und ihre Partei ihren Fortschritt zum Kirchenthum bethätigt. So wie die Kirche selbst, so hat auch sie alles Menschliche in ihr christliches Bewußtseyn aufzunehmen, Staat, Kunst und Wissenschaft Christo unterthänig zu machen an ihrem bescheidenen Theile, wenn auch in Schwachheit, sich bestrebt.

Als die Julitage 1830 die Christenheit erschüttert hatten, zeugte sie für die Obrigkeit von Gottes Gnaden, für das heilige Gesetz Gottes, für das Schwert, welches dieses Gesetz handhabt zur Rache über die Übelthäter und zum Lobe der Frommen, für die Freiheit, mit welcher der Sohn Gottes uns frei macht, für Augustin's Ausspruch: Gott zu dienen ist Freiheit; — sie zeugte gegen die Fleischesherrschaft, gegen die Souve-

wird. Sie haben dies bei sich ereignenden Fällen genauer als bisher zu berücksichtigen.“

ränität der Menge, als den schmachvollsten Despotismus, gegen das Auseinanderreißen von Staat und Kirche, wodurch der Staat profan und die Kirche sektirisch wird.

Auf diese Tendenzen bezieht sich der Vorwurf der Gegner, die Partei der Ev. K. Z. suche, wen sie für ungläubig halte, auch politisch zu verdächtigen. Soll damit gesagt seyn, daß sie jede Abweichung von der Reinheit des Glaubens mit politischer Gefährlichkeit des individuellen Charakters des Abweichenden in Verbindung bringe, so ist der Vorwurf absurd, und aus jedem Hefte der Ev. K. Z., wie schon Herr Erbkam gethan hat, leicht zu widerlegen. Dagegen wird sie den Vorwurf nicht ablehnen können, daß sie das Christenthum als wesentliche Basis, als Seele unserer Staaten, und die Zerrüttung der Kirche als nothwendig verbunden mit der Zerrüttung des Staates, mithin allerdings diejenigen, welche, wie die Lichtfreunde, die Kirche zu zerstören trachten, als politisch im höchsten Grade gefährlich — man möchte sagen, als unsere einzige oder wenigstens Hauptgefahr — betrachtet und darstellt. Der Jurist, der dieses schreibt, wünscht nur, daß diese Seite der Wahrheit noch mehr als bisher beleuchtet und hervorgehoben würde, und hat oft mit Schmerz gelesen und gehört, wie Gläubige den Lichtfreunden u. s. w., gleichsam als unschuldige captatio benevolentiae, eingeräumt haben, sie könnten als Lichtfreunde eben so gute Staatsbürger — Bürger unserer christlichen Staaten! — seyn, als die evangelischen Christen, als ob unsere, aus dem Schoße der Kirche geborenen Staaten mit dieser ihrer Mutter nichts zu theilen hätten und den lebensvollen Wahrheiten derselben in trockner Fremdigkeit gegenüber ständen. Von diesem Zugeständniß ist nur noch ein Schritt zu jenen anderen, daß der „redlichste“ Wahrheitsforscher recht wohl endlich beim Pantheismus oder Atheismus anlangen könne, daß der moralische Werth eines Menschen unabhängig sey von seinem Glauben, oder daß jeder Glaube (— auch der Aberglaube? —) ehrwürdig sey, — lauter rationalistische Sätze, welche leider nur zu oft Christen aus einem gewissen Bedürfnisse, unparteiisch und milde zu seyn, sich aneignen, ohne zu bedenken, daß sie damit ihren Glauben virtualiter verläugnen und die Wahrheit, daß der Glaube es ist, der uns selig macht, seines Inhalts entleeren und in eine hohle Formel verwandeln.

Auch der Vorwurf des Strebens nach Herrschaft erklärt sich nunmehr leicht. Er besagt eigentlich — und zwar mit Recht — daß die Partei der Ev. K. Z., nicht zufrieden mit subjektivem Glauben, für das Christenthum objektive Geltung in der Kirche und durch die Kirche im Staate erstrebe. Mit diesem Streben kann Niemand Friede machen, der Christi Joch nicht sanft, seine Last nicht leicht findet. Daher ist es thöricht, wenn wir, die wir auf Eroberung der Welt ausgehen, von der Welt Toleranz erwarten oder verlangen. Die tolerantesten Römischen Kaiser, die mit allen Arten von Gögendiensten sich zu befreundeten vermochten, fanden doch die Christen der ersten Jahrhunderte intolerabel. Die Streiter Christi müssen auf Krieg gefaßt seyn und sich nicht wundern, daß in der Schlacht geschossen wird.

Besonderen Tadel haben einige Versuche der Ev. K. Z. erregt, auch die Kunst und Literatur mit dem Maßstabe Christi

zu messen, Genies, wie Rahel und Bettine, oder gar Halbgötter, wie Schiller und Göthe, zu wiegen mit dem Gewichte des Heiligthums. In wie weit dieses Unternehmen gelungen ist, haben wir jetzt nicht zu prüfen; zu den Aufgaben der erwachenden Kirche gehört es aber ohne allen Zweifel; es ist eine ihrer schwersten und schönsten Aufgaben, zu deren Lösung ihr Weisheit und Liebe von oben verheißen ist.

Wie unendlich viel ist für uns noch zu thun, wenn wir in der That als Partei des Fortschritts uns bewähren wollen! Wahrlich, wir haben weder Zeit noch Veranlassung, uns unserer Leistungen zu rühmen, wohl aber uns zu demüthigen, daß noch so wenig geschehen ist. Daher bitten wir auch, in dieser Selbstcharakteristik keine Überhebung zu argwöhnen, sondern vielmehr die Tendenz zu erkennen, die objektive Grundlage aller Demuth festzuhalten, nämlich die Anschauung dessen, was wir seyn sollten, aber nicht sind. Je erhabener das Ziel, desto unerrückter der Blick nach vorne, desto weniger Ruße zu hoffärtiger Selbstbespiegelung. Quod vixi, tege, quod vivam, rege! Von der anderen Seite werden billige Beurtheiler uns den alten Ausspruch: in magnis voluisse sat est — einigermaßen zu Statten kommen lassen.

Wir sagten oben, unser Charakter, als Partei des Fortschritts, erkläre unsere Kraft und unsere Schwäche, unsere Tugenden und unsere Fehler. Sie sind Tugenden und Fehler der Jugend. Denn als Partei — wenn auch nicht als Individuen — sind wir jung. Einen gewissen Muth, eine gewisse Entschiedenheit, eine gewisse Energie werden die erklärtesten Gegner der Ev. K. Z. nicht absprechen. Aber die Jugend verspricht, unternimmt Manches, was sie nicht, — oder noch nicht — oder noch nicht ganz — ausführen kann. So wir unseren Fortschritt zum evangelischen Kirchenthume. Die Neulingschaft gibt sich bald hier, bald dort kund. Gewisser schwerer Fragen haben wir nicht Herr werden können, so derjenigen, — wenigstens nach des Laien Überzeugung —, die aus den Kölner Wirren, aus der Lutherischen Separation entstanden. Die Kirchenverfassungsfrage haben wir erst dem Anfange nach in Arbeit genommen. Ganze große Gebiete, die fruchtbarsten Felder, liegen brach, oder großentheils brach, aus Mangel an Arbeitern, — im Staat, in der Kunst und Wissenschaft, in der Literatur. Manche schon reife Ernte wartet nur auf Schnitter. Diese Klage trifft aber hauptsächlich die, welche nicht Hand anlegen, obschon gewöhnlich gerade diese die Klagenden, und die, welche etwas, — nur nicht Alles — thun, die Angeklagten sind. Überall Unvollkommenheit, Unreife — der eigenthümliche Fehler der Jugend. Wie viel Vorwürfe kann man uns mit Recht machen! Verbrennen möge Holz, Heu und Stoppel, — die Edelfeine und das Gold werden bleiben, und der Grund, auf dem wir bauen, ist ewig.

Mit der Unreife hängt die vielfach, auch von Herrn Erbkam, mit Recht gerügte „Herbigkeit“ zusammen, eine Eigenschaft der Früchte, die recht eigentlich zur Geduld auffordert, zum Warten auf den Sommer und Herbst. Erst der alte Wein ist milde. Um diese Geduld haben wir daher die Beurtheiler

zu bitten. Wir rechtfertigen, wir entschuldigen uns nicht, nur bitten wir uns nicht zu messen mit dem Maße, welches die weiche Ichheit der Zeit an die Hand gibt, sondern mit dem Maße des Wortes Gottes. So viel aber gesteht der Laie im Namen seiner Partei, daß wir unsererseits kein Recht haben, empfindlich zu seyn, und wo wir es dennoch gewesen sind, uns vergangen haben.

Doch dies führt uns zu dem Gegenstande, welchen wir unserem dritten Artikel vorbehalten, der von den Parteipflichten und Parteisünden handeln soll.

N a c h r i c h t e n.

Einiges über die sogenannte Predigtkrankheit in Schweden. Bericht eines Augenzeugen aus der Englisch-Bischöflichen Kirche.

Wenn auf irgend einem Gebiete, um die Wahrheit an's Licht zu bringen und die rechte Mitte zwischen abergläubischer Leichtgläubigkeit und sadducäischem Nichtsglauben zu treffen, unmittelbare Anschauung und gläubige, gewissenhafte, geduldige und liebevolle Prüfung noth thut, so ist es gewiß auf dem Gebiete außergewöhnlicher Äußerungen des geistig-religiösen Lebens. In keinem Falle darf man weniger dem Urtheile der Weltweisen und Weltlichgesinnten trauen. Selbst die Lehrer und Führer in geistlichen Dingen irren hier oft, weil sie entweder zu stolz sind, um Alles zu prüfen, oder zu einseitig und befangen, um sich auf Erscheinungen einzulassen, wofür in ihrem System kein Platz übrig geblieben ist. Nichts ist leichter und nichts in unserer überschneellen, oberflächlichen Zeit gewöhnlicher, als Alles, was sich nicht leicht fassen und schnell abfertigen läßt, unter irgend eine fertige Rubrik, wie Schwärmerei, Lebensmagnetismus u. dgl. zu bringen, und sich dann der bequemen Täuschung hinzugeben, man habe der Sache Gerechtigkeit widerfahren lassen.

„Glaube nicht einem jeglichen Geiste, sondern prüfet die Geister, ob sie von Gott sind“, schreibt der Apostel Johannes. Es soll also geprüft werden. Wer ohne Prüfung verwirft und wer ohne Prüfung Alles und Jedes annimmt, ist in den Augen des Apostels gleich strafbar. Wer aber soll prüfen? „Jesum kenne ich wohl und Paulum weiß ich wohl; wer seyd ihr aber?“ war die Antwort des bösen Geistes an diejenigen, die ohne göttlichen Auftrag und göttliche Kraft in Dinge sich mischen wollten, wobei Fleisch und Blut nicht ausreichen. Nur der, dessen Beruf es ist und der in Christi Kraft steht, kann und darf über die Geister richten, und bei Erscheinungen auf dem kirchlich-religiösen Boden, wie der f. g. Predigtkrankheit in Schweden, entscheiden. Einen solchen göttlichen Auftrag und eine solche göttliche Befähigung hat Schreiber dieser Zeilen nicht. Er wagt es daher nicht, als Richter in dieser wichtigen Sache aufzutreten, sondern beschränkt sich darauf, die Resultate einer gewissenhaften und wohl auch ehrlichen und vorurtheilsfreien Beobachtung, an Ort und Stelle geschehen, christlichen Freunden mitzutheilen.

Im Laufe der Erzählung ziehe ich es bisweilen vor, einige Schwedische Ausdrücke beizubehalten, die die Erscheinung selbst hervorgerufen

hat, und die sich nicht immer gut durch andere ersetzen lassen. Man nennt solche Personen, die unmittelbar ergriffen werden, und die eigentlichen Werkzeuge der in diesen merkwürdigen Erscheinungen wirkenden Kraft sind, „röstar“, und ihre Reden nennt man „rop“. — „Röst“ (pl. röstar) bedeutet Stimme und rop (das Verbum ropa), Rufen, Schreien. Beide Ausdrücke sind mit Hinweisung auf Joh. 1, 23. „φωνή βοᾶτος“ in Gebrauch gekommen.

Die Provinz in Schweden, wo die Erscheinung in ihren ersten Anfängen und ihrer größten Ausdehnung stand, heißt Småland, liegt im Innern des Landes, ist arm und wenig bevölkert. Im Juli 1844 war ich dort; und weil die Erscheinung bis dahin beinahe ausschließlich auf Bauern und Landleute beschränkt war, verweilte ich auf dem Lande in der Nähe von Werjö.

Die Individuen, die ich ropa hörte, waren eine alte Frau, drei junge unverheirathete Frauenzimmer, eine junge Frau und zwei kleine Mädchen, ungefähr zehn Jahr alt. Sie wohnten in verschiedenen Dörfern und gehörten zu den ärmsten unter den Landleuten. So weit ich urtheilen konnte, schienen sie geistig und leiblich gesund, waren einfache, demüthige Leute, voll Gottesfurcht und Abscheu vor der Sünde; ihre Stimmung hatte etwas Feierliches, und nie habe ich größeren Ernst in göttlichen Dingen, als bei diesen armen Leuten wahrgenommen. Es war mir eine wahre Erbauung, mit ihnen zu reden, wenn auch in geistlicher Erfahrung und christlicher Förderung große Unterschiede bei ihnen sich fund gaben. Sie glaubten unbedingt, die Erscheinung sey ein göttliches Werk, und schienen dabei, ohne Furcht und ohne Aufregung, ganz passiv sich zu verhalten, auf Gott sich verlassend, in dessen Hand sie sich sicher fühlten, und dem sie den Ausgang ihrer Sache überließen.

Ehe diese Personen zu rufen anfangen, werden sie sichtbar und leiblich afficirt, einige mehr, andere weniger; sie werden von Zuckungen ergriffen, die in plötzlichen Contraktionen der Schulter gegen die Brust hin bestehen; zu gleicher Zeit gerathen sie in eine Art Entzückung oder völlige Geistesabstraktion und Zuschließung ihrer Sinne gegen alle Einbrüche von außen. Bald darauf, und nachdem die Zuckungen völlig aufgehört haben, folgt der rop. Gewöhnlich liegen sie, während der Rede oder des Rufens, ausgestreckt auf dem Rücken (ich habe sie aber auch stehend gesehen); die Augen sind zugeschlossen und bisweilen begleiten sie ihre Rede mit Gestikulationen. Nachdem sie aufgehört und in ihren gewöhnlichen Zustand zurückgekehrt sind, wissen sie, mit wenigen Ausnahmen, nichts von dem, was sie gesprochen haben. — Nur bleibt ihnen das Gefühl großer Freude der Seele und eine gewisse körperliche Leichtigkeit. Sie gerathen in den entzückten Zustand und kehren wieder in ihren normalen Zustand zurück ohne irgend eine menschliche Vermittelung; auch können sie nicht selbst diesen Zustand herbeiführen, und in vielen Fällen war die Ergreifung so überwältigend, daß die Ergriffenen keinen Widerstand zu leisten vermochten. Die Zuckungen, die dem Rufen vorangehen, haben für den Zuschauer etwas Unheimliches und Erschreckendes, aber je mehr ich Gelegenheit hatte, die Rufenden zu beobachten und die Erscheinung in ihrer Totalität zu untersuchen, desto mehr erschienen mir diese Zuckungen, und überhaupt was dem Rufen vorangeht, als eine pneumatische und psychologisch nicht unerklärbare oder unwahrscheinliche Vorbereitung des menschlichen Werkzeugs für seine außerordentliche Thätigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 11. März.

N^o 20.

Der 18. Februar in Wittenberg.

Sage uns Niemand, wir wären nach Wittenberg zu Luther's Grabe „gewallfahrtet“. Wir Evangelische kennen auf Erden keine besonderen Gnadenorte. Unser Gnadenort ist das Kreuz, und das ist aller Orten, wo das Wort vom Kreuz ist. Doch unser evangelisches Gewissen wehrt uns nicht, die Heilmathslust lieb zu haben, die in der alten Lutherstadt uns anweht. Die alten Christen, die auf den Gräbern ihrer Märtyrer anbeteten und dort Kirchen erbauten, mögen für uns eintreten, wenn wir mit Andacht und dankbarer Freude die Kraft eines solchen memento verspüren, wie es aus der Schlosskirche und dem Augustinerkloster in Wittenberg hertönt. Und bekommt nun dies sprachlose: „Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben!“ die rechte Zunge im Munde eines treuen, dem Glauben Luther's nachfolgenden Zeugen: wer möchte da nicht zu Wittenberg, lieber als sonst wo, Luther's Gedächtnistag feiern! Auch vor hundert und zweihundert Jahren hat Wittenberg am 18. Februar seine Gäste gehabt, die das „christlich-schuldige Ehrengedächtniß des seligen Mannes Gottes Lutheri“ am Orte seines Wirkens und seines Begräbnißes begingen.

Schwer war es, zu der bevorstehenden Feier des Sterbetages Luther's ein rechtes Herz zu fassen. Die Jubiläensucht unserer Zeit fand dabei ihre Rechnung, und Leute hatten den Tag mit großer Begeisterung an sich gerissen, denen des Herrn Wort gehört: „Wehe euch, ihr Heuchler, die ihr bauet der Propheten Gräber und schmücket die Gräber der Gerechten!“ Auch sind wohl Viele mit einiger Scheu vor einer „großartigen“ Feier nach Wittenberg gereist. Doch diese Furcht war unbegründet. Wir haben in acht Lutherischer Schlichtheit einen evangelischen Segenstag genießen dürfen, und gewiß ist Keiner, der sich nicht herzlich freut, an diesem 18. Februar in Wittenberg gewesen zu sehn.

Die Zeitungen haben über diese Wittenberger Feier ziemlich ausführlich berichtet. Wir dürfen also den Gergang derselben als bekannt voraussetzen *) und beschränken uns darauf, in einigen Zügen den Eindruck wiederzugeben, den wir davon mit heimgenommen haben.

Die lautere Verkündigung des Evangeliums, welche Luther zu einem Manne Gottes gemacht hat, gab der Feier seines Gedächtnisses den rechten Geschmak. — „Luther ist zu einem seligen Ende gekommen: hoffst auch du selig zu sterben

im Glauben Luther's?“ Diese einfache, nächstliegende Frage mag an manchem Orte durch das Feiergeräusch hindurch den Weg nicht gefunden haben zu den Herzen. In Wittenberg wurde es dir schwer gemacht, dieser Frage dich zu entziehen. Nicht vor Zuhörern wurden hier über Luther Reden gehalten; der Gemeinde wurde Christus gepredigt, an welchen Luther geglaubt, den er geliebet, gelehret und gelobet hat, dem er sterbend seine arme Seele befohlen hat, als seinem einigen Heiland; Luther's seliges Leben und seliges Ende in dem Herrn wurde uns vorgestellt von der seelsorgerischen Liebe, welche um der Prediger verheißenen Lohn wirbt: „Du wirst selig machen, die dich hören.“ Durch dies ernste persönliche Anfassn der Seelen ward denn jene hohle Begeisterung fern gehalten, mit der man im Rühmen Luther's sich ergeht und über das Bedenken eilend sich hinwegsetzt, ob denn Luther's Sendung an uns selbst erfüllt sey, so daß wir in rechter Gewisheit die Antwort wissen auf die Frage: Was soll ich thun, daß ich selig werde? Und indem so einem Jeden das tua res agitur! an's Herz gelegt wurde, gewann auch das Lobopfer einen soliden Grund, welches dem Herrn gebührt an den Gedenktagen seiner Heiligen. Weil die Erbauung der Gemeinde in rechter Einsicht gesucht ward, so mußte auch aller Menschen dienst wegbleiben, der nur bei denen beliebt ist, die bei dergleichen Feiern sich lieber aufblähen, als bessern lassen wollen. Es würde uns übel angestanden haben, hätten wir an Luther „die Natur fromm machen wollen durch natürliche Kräfte, zu Schmach des Leidens und Verdienstes Christi“. Luther durfte uns Christum nicht verdunkeln, er mußte vielmehr in helles Licht setzen, was Christus, und Er allein, an einem Sünder vermag. Das ist die Ehre evangelischer Heiligen.

Die Bußtagsbedeutung, welche der 18. Februar für unsere Kirche vorwiegend haben mußte, ist nicht vergessen worden in Wittenberg. Luther hat in seinen letzten Stunden gebetet, „daß Gott die Kirche seines lieben Vaterlandes bis zum Ende, ohne Abfall in reiner Wahrheit und Beständigkeit rechter Bekenntniß seines Wortes gnädiglich erhalten wolle, auf daß die ganze Welt überzeugt werde, er habe ihn darum gesandt“. Was müßte Luther sagen, träte er jetzt unter uns! Ja, was wird er sagen, dereinst die Welt richtend mit dem Herrn! „Die Heiligen werden die Welt richten.“ Dies Wort des Apostels tönt uns noch immer im Ohr, so wie es in Dr. Heubner's Predigt der Gemeinde zugerufen und darauf hin Luther ihr vorgestellt ward, wie er einst Freunden und Feinden erscheinen wird in seiner wahren Gestalt. Vor Christo und seinem Worte: „Ich kenne euch nicht“, werden einmal erschrecken Alle, die ein Gemächte ihrer Gedanken als ihren Chri-

*) Die gehaltenen Predigten und Ansprachen werden ehestens im Druck erscheinen, weshalb es einer eingehenden Darlegung ihres Inhalts hier nicht bedarf.

aus angebetet haben. So werden auch vor dem wirklichen Luther erschrecken die Geister, die jetzt mit Lobhymnen auf einen mythischen Luther die Klust zusingen möchten, die zwischen ihnen und Luther's Glauben befestigt ist. Ob sie dann sagen: Haben wir nicht gesungen „Eine feste Burg ist unser Gott“ — der Gott, den Luther unseren Gott nennt, der Herr Jesus Christ, wird sie nicht kennen. — Wer möchte nicht gern annehmen, daß in der allgemeinen, erblichen Anhänglichkeit unseres Volks an Luther, den Deutschen Mann, auch ein geheimer Zug liege zu der Wahrheit, deren Zeuge er war, ein Sinn für die herrliche Freiheit eines im Worte seines Gottes gefangenen Christenmenschen! Desso betrübender ist es zu sehen, wie die Leiter der Volksaufklärung darauf ausgehen, den ächten Dr. Martin Luther aus des Volks Gedächtniß zu reißen und an seine Stelle einen Akerluther zu stellen, unter dessen deckender Autorität sie ihre Lügen als reformatorische Weisheit verkaufen. Und sie sind schon weit gediehen damit. Wo nicht, so würde die Volksstimme als ein Pasquill auf Luther's Gedächtniß ein solches Bild brandmarken, wie sie in Eisleben — ja, in Eisleben! haben drucken lassen: Luther, der die Thesen an die Schlosskirchentür schlägt, neben ihm auf der einen Seite Ronge, dem Bischof Arnoldi seinen Brief überreichend, auf der anderen Uhlisch, der Köthener Lichtversammlung seine dreizehn Sätze über die Kirche vortragend!*) D, es thut wohl noth, daß unser Volk den Luther wieder kennen lerne, an dessen Namen seine Liebe haftet. (Es sey zu diesem Zwecke — neben dem leghin in der Ev. K. Z. schon erwähnten Büchlein von Meurer — der vortreffliche Traktat: „Erzählung von Dr. M. Luther's seligem Abschied aus diesem Leben“, herausg. vom Berliner Hauptverein für christl. Erbauungsschriften, auf's Nachdrücklichste empfohlen.)

Uns Evangelischen allen aber thut es noth, des Mannes in rechtem Ernst zu gedenken, von dem wir abstammen. Nicht allein den rohen Unglauben so vieler mit uns gezählter Glieder unserer Kirche haben wir zu betrauern, sondern am ersten unsere eigene Untreue im Gebrauch der evangelischen Güter, die des Herrn Gnade uns anvertraut hat. Daß dies in Wittenberg ohne Bemäntelung uns zu Gemüthe geführt wurde, möge es nachhaltige Frucht tragen! In einem Kreise von Brüdern, die Abends bei einem Mitgliede des Prediger-Seminars im alten Augusteum sich zusammenfanden, wurde u. A. eben jenes Thema besprochen, welches neulich auch in diesen Blättern dem Bedenken der Leser übergeben ist: „Luther als Lehrer der Gegenwart“; und da wünschten wir Eins vor Allem von

ihm zu lernen: dem Worte Gottes die rechte Ehre zu geben. Daß Luther's Herz in diesem Punkte richtig war vor Gott, unter das Wort heiliger Schrift in unbedingtem Gehorsam sich beugend und darin ruhend, wie das Kind an der Mutterbrust; daß „unter dem Hören des göttlichen Wortes der heilige Geist kam und sein Herz fein zurechtete, daß er von Herzen solchem Worte glauben und sagen mochte: „Das ist Gottes Wort und die Wahrheit! auch sein Leben darüber lassen,“ und daß er unbeweglich hielt an dem Satze: „Es ist unmöglich, daß derjenige Gottes Wort verstehe, welcher will des Wortes Richter seyn und mit seinen Gedanken dasselbe meistern“ — dies drückt seinem Reformationswerke das Siegel des göttlichen Wohlgefallens auf und macht, daß nun und nimmermehr vergehen wird, was durch seinen Diebst der Kirche ererbte ist. So befehle uns der Herr zum Glauben Luther's an sein Wort. Erringen wir dieses treuen Dieners am göttlichen Worte Gründung in der heiligen Schrift wieder, im redlichen Gebrauche auch aller Mittel ächter Wissenschaft, dann werden wir Theil haben an jeder neuen Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn, welche seiner Kirche bevorsteht, bis zur letzten. Ohne dieses Lutherische Faßten am Gesetz und am Zeugniß aber, wird uns keine Morgenröthe seyn. —

Die Stadt Wittenberg selbst, das darf man fröhlich hoffen, wird nicht ungesegnet bleiben durch die Feier dieses Tages. So viele der Gäste waren — leicht möglich, daß seit Luther's Begräbnistage eine solche Volksmenge nie in der Stadt war; schon am frühen Morgen strömte das Landvolk in langen Zügen herein — man fühlte es den Predigern doch an, daß sie ihre Gemeinde vor Allem auf dem Herzen trugen. Namentlich die Abendpredigt auf dem Markte, die das Standbild Luther's redend einführte nach seiner Inschrift: „Glaubet an das Evangelium!“ galt den Wittenbergern zunächst. Es war eine liebe „Kinderpredigt“, so recht für „Hans und Gretchen“, voll herzandrängender Ermahnung eines treuen Hirten an die ihm befohlene Heerde, zu wandeln und zu beharren im Glauben der Väter und kräftig zu widerstehen der Verführung, die auch hiehin schon die Hand ausgestreckt hat. Dem Amen des Predigers antwortete tausendstimmig der Gesang des: „Das Wort sie sollen lassen stahn“.

Die Gegenwart unseres theuern Königs in Wittenberg machte die Erinnerung recht lebendig an die Fürsten, an denen Luther seine Schutzherrn und die junge Evangelische Kirche ihre treuen Pfleger gehabt hat in einer Zeit, wo es nichts Geringeres kostete, ein standhafter Bekenner zu seyn.

So zogen wir denn heim, reich erquickt; erquickt auch durch die Gemeinschaft mit vielen Brüdern, die Luther's Glauben nachfolgen. Uns kam auf dem Heimwege ein Gleichniß Luther's von der Kirche in den Sinn: „Ich weiß nicht, ob der Kirche etwas möge gleicher seyn, denn Amaranthus, diese Blume, die wir heißen Taufendschön. Es ist mehr ein Stengel, als ein Blümlein, läßt sich gern abbrechen und berupfen, und wächst fein fröhlich und lustig daher. Und wenn nun alle Blumen vergangen sind, und dies mit Wasser besprenget und feucht gemacht

*) Es ließe sich eine ganze Reihe solcher Schmachorden aufzählen, die man in diesen Tagen Luther angehängt hat. Die Magdeb. Zeitung leitete die Feier des 18. Februar mit dem Preise „der Verdienste Luther's um eine freie Auffassung der Lehre Jesu“ und um den „Nationalcultus“ ein. Auch hat man seinem Gedächtniß zu Ehren Nathan den Weisen aufgeführt. Das Schamloseste aber dieser Art leistet ein Artikel der Zeitschrift von Wislicenus, unter der Inschrift: „Die ächten Luthersöhne“.

wird, so wird es wieder frisch und grün, daß man mitten im Winter Kränze daraus machet."

Ein Kranz mitten im Winter — das war die Feier des 18. Februar in Wittenberg!

N a c h r i c h t e n .

Einiges über die sogenannte Predigtkrankheit in Schweden. Bericht eines Augenzeugen aus der Englisch-Bischöflichen Kirche.

(Fortsetzung.)

Was nun die Rede oder das rop betrifft, so ist sie der Form nach keine Predigt und noch weniger ein belehrender Vortrag. Es ist in ihr gar keine systematische Eintheilung, keine Beweisführung, keine Auslegung der Schrift, keine Entwicklung genau bestimmter Lehrpunkte. Die Reden, so weit ich sie gehört habe, waren im eigentlichen Sinne und ohne Ausnahme ein Rufen an ein gottloses Volk, Buße zu thun und zu glauben, und können daher nicht besser bezeichnet werden, als durch ihre Schwedischen Namen „bättringsrop" (Ruf zur Buße). Die Rufenden (röstar) sprechen mit großer Schnelligkeit und außerordentlicher Kraft der Stimme; wie ein Strom fließt ihnen das Wort aus dem Munde. In Allem, was ich hörte, war völlige Einheit des Geistes, wenn auch bedeutende Verschiedenheit der Form. Es zeigten sich bei dem Rufen der verschiedenen Individuen Unterschiede, die deutlich ihren Grund in der Persönlichkeit der Rufenden hatten. Das Mädchen, das in ihrem normalen Zustande die Tüchtigste und in ihrem inneren Leben die Gefördertste schien, zeichnete sich beim Rufen durch weniger Wiederholung und durch größere Gedankenfülle aus. Ihr Rufen war das erbaulichste, wenn auch nicht das ergreifendste. Alles, was ich hörte, war aber voll tiefer religiöser Erfahrung, voll Eifer und Ernst, und oft ausgezeichnet in der Auswahl und Anwendung von Schriftstellen; es zeigte von einer tiefen Kenntniß des menschlichen Herzens, von einem heiligen Abscheu vor der Sünde, von einem festen und erleuchteten Glauben an einen gerechten und gnädigen Gott. Bald wurde gedroht mit aller Strenge des Gesetzes, mit allen Schrecken der Hölle und der ewigen Pein, bald wieder in aller Liebe getröstet und zum Heiland geführt; hier war ein Wort der Mahnung an die, die den guten Kampf angefangen, an die vielen Gefahren, die uns umgeben und an die tiefe Bosheit und Verfehrtheit unseres Herzens erinnernd, dort wurde wieder in einfacher, praktischer Rede der Sünder zur Buße gerufen. Beinahe Alle, die ich hörte, sprachen sehr lange, Einige ohne Unterbrechung über zwei Stunden. Was die Aufmerksamkeit der Zuhörer fesselte und das Interesse wach hielt, schien dabei mehr das Eigenthümliche in der Stimme des Rufenden, die große Schnelligkeit, womit gesprochen, und die blühenden überraschenden Wendungen der Rede zu seyn, als der Inhalt oder die Form des Gesprochenen. Bedenkt man aber, daß die Sprechenden unwissende, ungebildete, rohe und unbehülliche Bauernmädchen waren, die in ihrem gewöhnlichen Geisteszustande keine zehn Wörter richtig zusammenstellen können, und daß der Zweck dieses Rufens nicht der seyn kann, die Ohren der Gelehrten und Gebildeten mit feinen Reden zu fesseln, sondern vielmehr eine verkommene und geistig todte Bauernbevölkerung zur Buße zu führen, dann staunt man über das Geleistete und muß gestehen, daß die Mittel dem Zweck entsprechen. Wie schon bemerkt worden, es ist in diesen Rufen kein eigentlich belehrendes Element; die röstar treten nicht als Lehrer oder Prediger auf; ihre rop sind keine zusammenhängende, gegliederte Vorträge über gewisse christliche Lehrpunkte.

Dennoch wurden im Laufe der verschiedenen rop, die ich hörte, alle Hauptpunkte der christlichen Wahrheit auf mannigfache, lebendige und ergreifende Weise in praktischer Rede den Zuhörern in's Gewissen geredet, und zwar oft mit solcher Schärfe und Feinheit der Unterscheidung, mit solcher Lebensfülle und mit so viel Takt in der richtigen Austheilung und Anwendung des göttlichen Wortes und der göttlichen Wahrheit, daß mancher christlicher Kanzelredner bei diesen Leuten in die Schule gehen könnte. Ich hörte genau zu, verstand jedes Wort, und so weit ich zu urtheilen vermag, kam nur reine Lehre aus dem Munde dieser röstar. Auch war die Wahl und Anwendung von Schriftstellen immer korrekt, sehr oft vorzüglich und mehr im Geiste der Schrift, als nach dem Buchstaben.

Der Geist, worin diese röstar reden, ist kein Sektengeist. In ihren Rufen erkennen sie alle Gottes Ordnungen an, in der Kirche, so wie im Staate. Sie trennen, oder vielmehr unterscheiden wohl zwischen Gläubigen und Ungläubigen, zwischen denen, die die Wahrheit lieb haben und denen, die sie hassen, aber sie erkennen Gottes Gnadenwort in allen Getauften an. Fortwährend hörte ich sie die Zuhörer als solche anreden, die aus dem Taufbunde gefallen waren, die „die weißen Kleider, womit sie Gott in der Taufe geschmückt, wieder verunreinigt hatten". Es wurde immer zum fleißigen Kirchenbesuche und zum Gebet für den König und die Obrigkeit ermahnt, und alle verordneten Lehrer und Diener wurden als Gottes Gesandte anerkannt. Grade in diesem so wichtigen Punkte, und wobei der natürliche Mensch, selbst unter geförderten Christen, so oft den Sieg davon trägt, fühlte ich mich oft von dem Gesprochenen getroffen und beschämt. Eine arme Frau, nachdem sie in ihrem Rufen uns auf Alles hingewiesen, was Gott für uns Christen und zu unserer Befehlung gethan, und dabei auch die „verordneten" Prediger als Gottes Boten genannt hatte, fuhr fort: „Sind sie nicht Alle seine Boten, die treuen und die weniger treuen? Hat je einer von ihnen von der Kanzel euch zum Fortfahren mit eurem Sündenleben aufgefordert?" Wenn man den Zustand der Schwedischen Geistlichkeit kennt und bedenkt, daß bei gar Vielen unter ihnen dies wirklich das Äußerste ist, was man Gutes von ihnen sagen kann, daß sie von der Kanzel nicht die Leute zur Sünde aufgefordert haben; wenn man bedenkt, wie nahe die Versuchung da liegt, die andere Seite des traurigen Bildes aufzudecken und die Mängel und Laster des geistlichen Standes hervorzuheben, dann muß man über diese Schonung, diese Liebe, die Alles glaubt und Alles hofft und nichts Übles denkt, staunen. Auch übertraf dieser Geist der Demuth und der Schonung, des Gehorsams und der glaubensvollen Anerkennung göttlicher Ordnungen in ihrem Verfall und Verderbniß, der bei dem Rufen sich kund gab, weit, was ich unter denselben Leuten in ihrem gewöhnlichen Geisteszustande erfuhr. Bedenkt man aber, wie sie von den Geistlichen vernachlässigt und verachtet worden, und wie die weltliche Obrigkeit sie verfolgt und tyrannisiert hat, so bleibt ihr geduldiges Leiden und ihre Achtung vor kirchlichen Einrichtungen immer ein schönes Zeugniß ihrer christlichen Gesinnung und übertrifft weit, was Fleisch und Blut vermag. In den rop, die ich hörte, bemerkte ich nichts von einer etwaigen Erhebung des Rufenden über die Zuhörer. Im Gegentheil, es war mir oft auffallend, wie im Laufe des rop auf eine feine, zarte, aber verschiedene Weise dem Rufenden jedes Verdienst und jede Ursache zur Selbsterhebung entzogen wurde; als Sünder sprachen sie zu Sündern, und oft fing das rop mit einem tief gefühlten Sündenbekenntniß an und mit der dringenden Bitte, der Herr möge doch den Rufenden bewahren, daß kein Wort, das nicht von seiner Eingebung wäre, gesprochen werden möchte.

Wenn auch der gewöhnliche Inhalt der rop ein einfacher und wie

schon bemerkt, eigentlich nur eine Aufforderung zur Buße ist, so ist doch auch damit nicht Alles gesagt. Solche Leute, die der Erscheinung von Anfang an gefolgt sind, hunderte von rop gehört haben, und bei denen man einen Totaleindruck des Erfahrenen und Gehörten erwarten kann, sind voll allerlei Abnungen und Befürchtungen vor der nächsten Zukunft, die in ihnen durch das Rufen erweckt worden. Sie erwarten furchtbare Gottesgerichte und große Ereignisse in der Christenheit, auch eine baldige *παρουσία* des Herrn. Ihre Stimmung ist dabei eine feierliche, wenn auch vertrauensvolle und ruhige. Auch erzählen sie von allerlei Visionen, wovon mehrere auf einmal von vielen Personen sind gesehen worden, und die mit diesen Erwartungen übereinstimmen. In den rop, die ich hörte, hieß es oft: „die Zeit ist kurz“, „der Bräutigam kömmt“, „die Ernte ist gekommen“.

Wie sind nun diese rop und diese ganze merkwürdige Erscheinung zu erklären? Auf welches Gebiet gehört sie? Ist sie als eine bloße Abnormität auf dem Gebiete der menschlichen Seelenkunde und vielleicht als mit gewissen krankhaften körperlichen Zuständen verbunden erklärbar? — oder müssen wir, allerdings mit Verläugnung unserer rationalistischen und sabbucäischen Natur, zu einer praktischen Anerkennung außer- und übermenschlichen Eingreifens in die hergebrachte und vielleicht lange nicht gestörte Ordnung religiöser und geistiger Dinge geführt werden? Sind wir in die für viele Christen und Theologen unheimliche Enge getrieben, auf unmittelbare und außergewöhnliche Einwirkungen von geistigen Kräften, entweder aus der Finsterniß, oder vom Geiste Gottes zurückkommen zu müssen, um diese Erscheinungen unter den Schwedischen Bauern gründlich und gewissenhaft erklären zu können? — Wie gesagt, ich wage nicht, hier als Richter aufzutreten; die Sache ist mir zu groß und wichtig, und ich habe, um mit Gewißheit entscheiden zu können, weder die erforderliche Befähigung noch den göttlichen Beruf. Aber während ich ehrlich und offen gestehe, daß ich in dieser Sache zu denen gehöre, die nicht vor der Zeit richten, sondern Gottes Urtheil abwarten wollen, erlaube ich mir doch bei dieser Gelegenheit einige wenige Bemerkungen zu machen.

Das Phänomen auf bloß krankhafte, körperliche Zustände zurückzuführen zu wollen, ist eine Absurdität, die man bei wissenschaftlich gebildeten Ärzten und hochgestellten Personen in einem christlichen Lande, seyen sie auch noch so weltlich und materialistisch gesinnt, für unmöglich halten sollte. Nach Allem, was ich gesehen und gehört habe, ist bei den Leuten, die röstar genannt werden, gar keine Spur von körperlicher Krankheit. Sie sind geistig und körperlich gesund und spüren in ihren Körpern gar keine üblen Folgen von dem, was bei ihnen vorgeht, keine Schwäche, keine Erschlaffung ihrer körperlichen Kräfte. Im Gegentheil, nach einem rop, sey dieser auch noch so lang und laut gewesen, fühlen sie sich ganz besonders körperlich leicht und frisch. Nur wenn sie Widerstand leisten und das Rufen zurückhalten wollen, haben sie zu leiden. Auch sehen sie (wenn nicht Altersschwäche oder andere Ursachen Ausnahmen erklärbar machen) gesund aus; die einzige sichtbare Abweichung von dem gewöhnlichen Aussehen ihrer Landsleute ist vielleicht die, daß ihre Gesichtsfarbe heller und ihre Augen glänzender sind. Sie verrichten den Tag über ihre gewöhnlichen Arbeiten, und da sie meistens arm sind, und Viele unter ihnen bei Bauern dienen, so würde allerdings eine Abnahme ihrer körperlichen Kräfte bald bemerkbar werden. Ich hörte z. B. eine Frau rufen, die weit in ihrer Schwangerschaft vorgerückt war; sie kam von einem entlegenen Ort und hatte ungefähr vier Stunden zu Fuß gemacht, als sie in die Stube trat. Bald darauf wurde sie ergriffen und sprach oder rief mit großer Kraft und Schnelligkeit zwei Stunden lang, ohne nachher die geringste Ermüdung oder Mattigkeit zu spüren.

Es soll vorgekommen seyn, daß die röstar ganze Nächte hindurch ohne Aufhören gerufen haben und ohne körperlich dadurch angegriffen zu werden. Auch ist es thatsächlich, daß jeder Versuch, dieser Erscheinung durch ärztliche Behandlung (und leider ist man dabei oft auf barbarische und empörende Weise zu Werke gegangen) Herr zu werden, durchaus fehlgeschlagen; und, nachdem man Alles versucht, die Hospitäler gefüllt, zur Ader gelassen und mit Gewalt den armen Leuten kräftige Arzneimittel aufgedrungen hatte, mußte man wieder davon ablassen.

Eine bequeme und zartere Weise, mit dieser Erscheinung fertig zu werden, ist die, wonach man sie auf das geheimnißvolle Gebiet des Nervenlebens, oder des s. g. Lebensmagnetismus, verweist. Oberflächliche Beobachtungen und einige analoge Symptome, die man vergleichungsweise in anderen mysteriösen Erscheinungen aufweisen kann, reichen hin, um solche Leute zu befriedigen, die gar zu gerne alles Übermenschliche auf diese Weise erklärt haben wollen; befriedigen auch die große Schaar derjenigen, die zu träge und selbstzufrieden sind, um solchen Erscheinungen Gerechtigkeitswiderfahren zu lassen. Wer aber tiefer in die Sache blickt, der kann bei solchen Erklärungen nicht stehen bleiben. Geseht auch, daß bei den Schwedischen röstar äußerliche Vergleichungspunkte mit epileptischen und magnetischen Personen vorkämen, z. B. Zuckungen, Concentration der Geisteskraft und Thätigkeit nach Innen, Zuschließung der Sinne gegen die Außenwelt u. s. w., was oder wie viel ist dadurch bewiesen oder erklärt? Gar nichts von dem, was bei der Sache das eigentlich wichtige und bedeutungsvolle Moment ist. Ich meine das christlich geistige und kirchlich religiöse Moment. Dies nämlich ist das Merkwürdige und für Christen und Theologen Beachtungswerthe bei dieser Erscheinung, daß, in einer ganzen Provinz, nach allen Richtungen hin, unter armen, ungebildeten und abgehärteten Bauern, ohne menschliche Einwirkung oder menschliches Zutun, eine große Zahl von Individuen jedes Alters und beiderlei Geschlechts (wenn auch hauptsächlich Frauenzimmer) auf dieselbe Weise innerlich und geistig ergriffen werden und mit solcher Kraft und solchem Erfolge zur Buße auffordern, daß in kurzer Zeit (und dies selbst nach dem Zeugnisse solcher Berichterstatter, die die Rufenden als „Kranke“ und die Erscheinung als ein „Übel“ bezeichnen*) der ganze sittliche und religiöse Zustand der Bevölkerung ein neuer wird. Nicht nur einzelne Personen, sondern die ganze Masse des Volks wurde, wenn auch nicht von wahrer Reue, so doch wenigstens von einer heilsamen, sittlichen Furcht ergriffen: in einer Pfarrei (Nydholsm) stellten siebzig Brantweinbrenner im Laufe von vierzehn Tagen das Treiben ihres Gewerbes völlig ein. Daß diese Einwirkung auf die große Masse, nachdem die Neuheit vorbei und die Furcht vorüber war, wieder nachließ, gibt uns nur einen neuen Beweis einer alten Erfahrung, daß der große Haufe sich wohl ergreifen und erschrecken, aber nicht gründlich bekehren läßt. Dennoch ist eine große Zahl Leute da, die durch diese Bewegung zu einer lebendigen Erkenntniß Gottes und Christi gekommen sind und sich als seine wahren Jünger bewähren haben.

(Schluß folgt.)

*) „Überall sah ich den gewöhnlichen Betrieb, Feld- und häusliche Geschäfte ungestört fortgehen; und ich habe von Gesunden und Kranken wiederholt die Aeußerung gehört, daß sie zuvor das Zusammenleben so zufriedenen, ruhig und friedlich gewesen sey, wie jetzt, seitdem allgemein das bisherige Fanken und Fluchen, Kartenspielen und Tanzgesellschaften eingestellt, namentlich auch der Genuß des Brantweins entweder ganz aufgegeben, oder doch innerhalb der Gränzen der Mäßigkeit beschränkt worden sey.“ Bericht des Bischofs Butsch in Tara über die s. g. Prebigkrankheit.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 14. März.

N^o 21.

Das Geheimniß der Taufe.

I dico, che l' battesimo ciascun fresa
Della divina grazia, e mondal tutto
D'ogni peccato e d'ogni virtù il presa;
Qual' è sol d'acqua, e di parole frutto.*)

Jeder evangelische Christ, welcher getauft ist, hat hiemit auch das Verlangen und die Verpflichtung überkommen, in das Geheimniß der heiligen Taufe immer tiefer ein- und unter zu tauchen. Das Verlangen muß ein Jeder nach dem Maße und nach der Weise seines Berufes fühlen, wenn er es nicht leichtsinnig oder absichtlich unterdrückt. Die Verpflichtung kann Niemand läugnen, ohne die Taufe selbst zu verläugnen, die an ihm geschehen ist.

„Ach! lieben Christen! lasset uns nicht so unfeilig solche unaussprechliche Gaben achten und handeln! Ist doch die Taufe unser einiger Trost und Eingang zu allen göttlichen Gütern und aller Heiligen Gemeinschaft. Das helfe uns Gott! Amen!“

So schreibt Luther in dem Taufbüchlein des kleinen Katechismus. Und in dem großen Katechismus Lutheri wird diese Ermahnung dringend und vielfältig wiederholt.

„Darum hat ein jeglicher Christ sein Leben lang genug zu lernen und zu üben an der Taufe; denn er hat immerdar zu schaffen, daß er festiglich glaube, was sie zusagt und bringet, Überwindung des Teufels und Todes, Vergebung der Sünden, Gottes Gnade, den ganzen Christum und heiligen Geist mit seinen Gaben. Summa, es ist so überschwenglich, daß, wenn's die blöde Natur könnte bedenken, sollte sie wohl zweifeln, ob es könnte wahr seyn.“

Unser Katechismus führt uns selbst in das Geheimniß der heiligen Taufe ein, welches kein Getaufte erschöpfen mag. Der Katechismus weist uns zugleich in die Schriftlehre von der Taufe, als zur Quelle.

Matth. 28, 19. Gehet hin, und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes.

Marc. 16, 16. Wer da glaubet und getauft wird, der wird selig werden: wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden.

Röm. 6, 3. 4. Wißet ihr nicht, daß Alle, die wir in Jesum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir je mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln.

Col. 2, 12. Ihr seyd mit ihm begraben durch die Taufe, in welchem ihr auch seyd auferstanden durch den Glauben, den Gott wirket, welcher ihn auferwecket hat von den Todten.

Eph. 5, 25. 26. Christus hat die Gemeinde geliebet, und sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte, und hat sie gereinigt durch das Wasserbad im Wort.

1 Petr. 3, 21. In der Arche wurden acht Seelen bewahrt durch das Wasser, welches nun auch uns selig machet in der Taufe, die durch jenes bedeutet ist, nicht das Abthun des Unflaths am Fleisch, sondern der Bund eines guten Gewissens mit Gott, durch die Auferstehung Jesu Christi.

Tit. 3, 5—7. Nicht um der Werke willen der Gerechtigkeit, die wir gethan hatten, sondern nach seiner Barmherzigkeit machte er uns selig durch das Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes, welchen er ausgegossen hat über uns reichlich durch Jesum Christum, unseren Heiland, auf daß wir durch desselbigen Gnade gerecht und Erben seyen des ewigen Lebens, nach der Hoffnung.

Hebr. 10, 21—22. Wir haben einen Hohenpriester über das Haus Gottes, so lasset uns hinzugehen mit wahrhaftigem Herzen, im völligen Glauben, besprenget in unseren Herzen und los von dem bösen Gewissen, und gewaschen am Leibe mit reinem Wasser.

Gal. 3, 27. Wie viele euer getauft sind, die haben Christum angezogen.

1 Cor. 12, 13. Wir sind durch Einen Geist Alle zu Einem Leibe getauft, wir seyen Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und sind Alle zu Einem Geiste getränkt.

Hiemit ist einem Jeden eine gute Lektion gegeben für sein ganzes Leben, um, wie Luther sagt, das Werk der Taufe zu treiben, welches uns bleibet und fortwirket, wiewohl die Taufe selbst nicht wiederholt werden kann.

„Kündlich groß ist das gottselige Geheimniß: Gott ist geoffenbaret im Fleische.“ 1 Tim. 3, 16. „Das Wort ward Fleisch.“ Joh. 1, 14. In diesem Geheimnisse ruhet das Christenthum. Das Christenthum ist eben deshalb wesentlich sakramental; denn das Sakrament ist eben dieses, daß das Wort zum Elemente kommt.

*) Ich sage, daß die Taufe Jeden zieret
Mit Gottes Gnaden, und ihn gänzlich rein macht
Von aller Sünd', und alles Guten würdigt,
Wie's aus dem Wasserbad im Wort' allein kommt.

Auf dem Geheimnisse der Menschwerdung Gottes in Christo beruht die christliche Kirche, näher der Kern der Kirche, das innerste Geheimniß der Kirche, das Sakrament, denn das Sakrament ist die leibhaftige Aneignung des Gottmenschen.

Wie nur Eine Kirche Christi ist, so ist auch nur Ein Sakrament. Wie aber die Eine allgemeine christliche Kirche mehrere Stufen und Abtheilungen in sich zusammenfaßt, so besteht auch das Sakrament in zwei Stufen und Abtheilungen, von welchen jede das Sakrament ganz und unzertheilt enthält.

„Ein Leib, und Ein Geist, wie ihr auch berufen seyd auf einerlei Hoffnung eures Berufs. Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Alle, und durch euch Alle, und in euch Allen.“ Eph. 4, 4—6. Ein Leib in Einem Glauben an Einen Geist, an Einen Herrn, an Einen Gott Vater mit dem Sohne und dem Geiste durch Eine Taufe.

Der Apostel Paulus nennt nur Ein Sakrament, und zwar die Taufe, aber in und mit der Taufe auch das Sakrament des Abendmahls.

Die Taufe ist, wie das Abendmahl, eine Communion der Christen mit Christo und mit dem Leibe Christi, welcher die Kirche ist, und zwar sakramentale Communion, Communien durch das Wort im Elemente.

In der Taufe ist auch schon das Abendmahl enthalten, denn die wir getauft sind, die sind in Christi Tod getauft. Im Abendmahl wird auch der Taufbund erneuert, denn „der gesegnete Kelch, welchen wir segnen, ist der nicht die Gemeinschaft des Blutes Christi? Das Brod, das wir brechen, ist das nicht die Gemeinschaft des Leibes Christi?“ 1 Cor. 10, 16. So ist auch die Krippe in Bethlechem nicht ohne das Kreuz auf Golgatha: Christus ist unzertheilt in beiden Sakramenten, als in Einem.

Der Unterschied ist nur erstens dieser, daß der Christ durch die Taufe eintritt in die Gemeinschaft mit Christo und mit dem Leibe Christi, welcher die Kirche ist, — darum kann die Taufe nur einmal vollzogen werden an einem jeden Menschen. „Wer gewaschen ist, der bedarf nicht, denn die Füße zu waschen, sondern er ist ganz rein.“ Joh. 13, 10. — Im Abendmahl pilgert er aber weiter fort und erneuert mit jedem Genuße dieselbe Gemeinschaft, bis er es neu genießen wird mit Christo in dem Reiche des Vaters. Matth. 26, 29.

Der zweite Unterschied ist, daß in der Taufe das Sakrament, nämlich die wahrhaftige Vereinigung des dreieinigen Gottes mit dem Menschen, zu dem Menschen kommt, während im Abendmahl der Mensch zum Sakramente herzutritt. Eben darum geschieht die Taufe als Sakrament nur einmal: aber das Abendmahl, als die Erneuerung des Taufbundes, wird uns

gereicht, so oft wir hinzutreten. Dort die voranlaufende Gnade, hier die vollbereitende. Jene wird dem Kinde, doch nicht ohne diese, zur Einverleibung mit dem gesammten Leibe in Christo, die vollbereitende Gnade wird dem mit Selbstbewußtseyn verlangenden Christen, doch nicht ohne die voranlaufende, zum Wachstume am Leibe, dessen Haupt Christus ist.

Wie der Mensch aus den natürlichen Elementen des Leibes und der Seele, und aus dem übernatürlichen Funken des Geistes besteht, so besteht auch das Sakrament einerseits aus natürlichen Elementen, andererseits aus dem Worte.

Wie im Sakramente das Wort in, mit und unter dem leiblichen Elemente zu dem Menschen kommt, so vereinigt es auch den Empfangenden nicht allein mit dem Worte, welches ist Christus, sondern auch mit dem Leibe, welcher die Kirche ist.

So wenig das Abendmahl, welches der Mensch mit Bewußtseyn empfängt, ein bloßes Zeichen oder eine Ceremonie ist, eben so wenig ist die Taufe, welche das Kind nicht ohne Bewußtseyn, wenn auch ohne entwickeltes Bewußtseyn, unter Anrufung und im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes empfängt, ein bloßes Zeichen oder Pfand zur künftigen Einverleibung: sondern die Taufe ist, wie das Abendmahl, wahrhaftiges Sakrament, so wie denn auch dem Kinde wahrhaftig das Bewußtseyn schon inwohnt und nicht erst später von Außen zukommt.

So wie dem Kinde bei der menschlichen Zeugung und ersten natürlichen Leibesbildung der Geist aus Gott, dem Schöpfer, zur Entwicklung eingehaucht wird, so wird ihm auch bei dem von Menschen vollzogenen Akte der Taufe der Geist aus Gott, dem Erlöser, welcher derselbe dreieinige Gott ist, zugesagt und mitgegeben. Das Erste, das wir nicht läugnen können, ist wie das Andere, wogegen so viele Zweifel sich regen, zwar keine menschliche Magie, aber ein göttliches Mysterium. In jenem, wie in diesem Akte ist die That Gottes das Zweite, welches sich einem menschlichen Akte anschließt und davon bedingt ist oder bedingt erscheint.

Apri alla verità, che viene, il petto;

E sappi che si tosto come al feto

L'articolare del cerebro è perfetto,

Lo motor primo a lui si volge lieto

Sovra tanta arte di Natura, e spira

Spirito nuovo di virtù repleto,

Che ciò, che truova attivo quivi, tira

In sua sustanzia, e fassi un' alma sola,

Che vive e sento e sè in sè rigira.“)

*) Schluß auf die Brust der Wahrheit, die jetzt folget; Und wisse, daß sobald im Menschenleibe Die Gliederung des Gehirnes sich vollendet,

Wenn der Milch, welche dem Säugling wird, der ersten Luft, die er athmet, wenn Allem, was unbewußt auf ihn einwirkt, ein Einfluß auf den ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist nicht abgesprochen werden kann, wiewohl er hernach nach seiner Freiheit die guten und bösen Eindrücke zu beseitigen vermag, wie sollte doch dem nach der Verordnung Christi gespendeten Wasser und Worte in der Taufe der Einfluß auf das Kind abgesprochen werden können? wiewohl der Getaufte dem Gnadenbunde untreu werden, und das empfangene Siegel zu seinem Verderben mißbrauchen kann.

Insofern zu der Erzeugung die Mittheilung des Geistes als die unmittelbare That Gottes (1 Mos. 2, 7.) und zu der Geburt die Taufe, als wahrhaftiges Sakrament, hinzutritt, sofern kann im beschränkten Sinne gesagt werden, was vor vierzig Jahren eine Weihnachtsfeier in einem nur zu unbeschränkten Sinne aussprach, daß in gewisser Beziehung jede christliche Mutter eine Maria sey. Dazu gehört aber die Taufe, durch welche das in der Sünde empfangene und geborene Kind (Ps. 51, 7.) dem Sündentilger einverleibt wird. Und an die Taufe als Sakrament kann wieder Niemand glauben, der nicht an die allein reine Menschheit und an die Gottmenschheit des Eingeborenen vom Vater glauben kann.

Mit diesen wenigen Tropfen, die wir aus dem Geheimnisse der Taufe, aus dem Wasserbade im Worte, vorweg oben abgeschöpft haben, wollten wir zunächst nur erinnern und anknüpfen an die Brosamlein und Tropfen, die wir früher aus dem Geheimnisse der Communion, aus dem Brote und aus dem Kelche, zu sammeln versuchten. *) Aber wir wollten damit zugleich die Aufmerksamkeit auf eine Schrift lenken, welche vor mehreren Jahren dem in unseren Tagen neu auftauchenden separatistischen und eben deswegen auch atomistischen Baptismus entgegengehalten wird. Diese Schrift heißt:

Die christliche Taufe und die baptistische Frage. Von Dr. H. Martensen, Prof. der Theologie an der Universität zu Kopenhagen. Hamburg und Gotha. Im Verlage von Friedrich und Andreas Perthes. 1843. IV. S. 81 S.

Die kleine Schrift zerfällt in fünf Abtheilungen, denn sie sucht, immer mit Rücksicht auf die baptistische Irreligie, aus dem Begriffe der Taufe nach der Schrift zu beweisen, 1. daß die Taufe die Kirche, den Kultus und die Predigt in der Kirche, und ebenemassen auch den Glauben begründet, 2. daß sie wesentlich für die Kinder, und außer diesen nur für solche bestimmt ist, welche nicht als Kinder getauft worden sind, und deshalb nachträglich

Der Schöpfer sich voll Freude zu ihm kehret,
Ob solchen Kunstbilds der Natur, und haucht ihm
Von aller Kraft erfüllt den neuen Geist ein,

Der das, was er von Leben findet, anjehet,
Zu seinem Wesen und zu Einer Seele,
Die lebt und fühlt und sich in sich zurückkehret.

*) Ev. R. 3. 1841. S. 577 — 624.

getauft werden, jedoch nur unter der Voraussetzung, daß sie sich wie Kinder dazu verhalten, 3. daß sie sich als die wahre, nämlich als die sakramentale Prädestination erweist, 4. daß sie das Sakrament der Rechtfertigung und Wiedergeburt ist, mithin das Wesen der Rechtfertigung und Wiedergeburt schon enthält, 5. daß sie objektiv mit dem apostolischen Glaubensbekenntnisse beginnt und subjektiv in der Confirmation sich bethätigt und bewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Einiges über die sogenannte Predigtkrankheit in Schweden. Bericht eines Augenzengen aus der Englisch-Bischöflichen Kirche.

(Schluß.)

Sehr merkwürdig ist der Umstand, daß, wo die äußeren Zeichen der unmittelbaren Einwirkung der sich kundgebenden Kraft sich einsanden, immer besondere religiöse Eindrücke und Erfahrungen damit verbunden waren. Es kam nämlich bei sehr vielen Leuten, die ergriffen wurden, gar nicht zum Rufen. Sie hatten nur Zuckungen. *) Diese Zuckungen aber, oder genauer geredet, die innerliche Kraft, wovon die Zuckungen die äußere Erscheinung waren, griff den Leuten tief in ihr Herz und Gemüth ein; rief in ihnen anfangs ein brennendes Sündengefühl, große Angstlichkeit und geistliche Unruhe hervor. Hiemit verbunden ist die interessante Thatsache, daß, während äußere Mittel und ärztliche Behandlung nichts gegen die Paroxysmen vermochten, sie in solchen Fällen, wo die Ergriffenen vielleicht, um die innere Unruhe los zu werden, sich weltlichen Vergnügungen und leichtsinnigem Wesen, oder übermäßigem Trinken hingaben, sehr bald ganz ausblieben. Es ließe sich hier noch manches Interessante erzählen, z. B. wie die Rufenden in mehreren Fällen auf merkwürdige Weise, durch große innere Kämpfe und eigenthümliche geistliche Erfahrungen (Visionen z. B.) für ihren Beruf vorbereitet zu werden scheinen. Was aber schon gesagt ist, reicht hin, um die Erscheinung als eine entschieden religiös-sittliche und eine, wenigstens in unseren Tagen, ganz eigenthümliche zu bezeichnen.

Eine Frage, die sich vielleicht schon manchmal dem in geistlichen Dingen erfahrenen Leser aufgedrängt hat, bleibt noch zu beantworten. Man fragt: Sind denn bei dieser Erscheinung gar keine Extravaganzen, keine Störungen, keine Abweichungen, keine Thatsachen von, dem schon Erzählten entgegengesetzter, Natur und Art vorgekommen? — Wenn auf diese Frage ein unbedingtes Nein folgen müßte, würde ich, und wohl Viele mit mir, etwas mißtrauisch werden. Erstens, weil wir wissen, daß auf dem geistlichen und religiösen Gebiete zwei einander entgegengesetzte Mächte immer thätig sind, die entgegengesetzte, wenn auch oft scheinbar ähnliche Wirkungen hervorbringen: die Kraft Gottes, oder die Macht Christi und des heiligen Geistes, und die Macht oder die Mächte der Finsterniß. Zweitens, weil man es wenigstens für höchst wahrscheinlich halten muß, wenn, bei dem jetzigen verfallenen und verwirrten Zustande der Kirche und der Christenheit, irgend ein geistliches Werk, ohne von den verordneten Dienern der Kirche geprüft, und wenn gut gefunden, anerkannt und aufgenommen zu werden, ausbricht und seinen Gang läuft, daß sich dann, wenn es auch dem Wesen und Hauptcharakter nach ein gutes seyn sollte, allerlei Unlautes, Fleischliches und

*) Man hat mir erzählt, daß ganze Versammlungen Zuckungen gehabt haben.

Unwahres, ja sogar positiv Böses und Teufliches, darunter mischen wird. In Schweden, wenn solches auch nur als Ausnahme bezeichnet werden kann, ist bei der Bewegung, wovon hier die Rede ist, Schlechtes und Verwerfliches, ja unbedingt Teufliches, nicht ausgeblieben. Ich habe diese Thatfachen bis hieher verschwiegen, nicht aus Parteilichkeit, weder um ihre Falschheit zu verschönern, sondern theils, weil ich mit eigenen Augen nichts der Art gesehen habe und theils, weil ich nicht das Bild dessen, was unbedingt das Wesen und der Grundcharakter dieser Erscheinung ist, durch eine frühere Aufführung solcher Thatfachen trüben und unklar machen wollte. — Es sollen also (so wurde mir von den glaubwürdigsten Zeugen erzählt) Fälle vorgekommen seyn, wo Personen, auch in einem außergewöhnlichen, geistigen Zustande und mit fast ähnlichen äußeren Symptomen (Zuckungen u. s. w.) theils verschleierte und theils offene Lügen, auch Fliche und Gotteslästerungen geäußert haben. Es sollen Leute erklärt haben, die Zeit der Gnade sey schon vorbei, und dabei sollen sie die Umgebenden, als solche, die schon das Malzeichen des Thieres (Offenb. Joh. 13.) trügen, verflucht haben. Bei einer Gelegenheit meinte man, man müsse mit Gebet anhalten, bis der Herr käme; man verblieb zusammen mehrere Tage und hörte mit aller Arbeit auf. Noch mehrere Thatfachen dieser Art könnte ich wiedererzählen, aber zu welchem Nutzen? Und jedenfalls gehören diese Verirrungen und Verfälschungen zu den seltenen Ausnahmen, was am besten dadurch bewiesen wird, daß sie bald als Lügen und Werke des Teufels erkannt und von dem gesunden und christlichen Sinn der Bauern gerichtet wurden. Als ich unter ihnen war, hatten sie schon viele nützliche Erfahrungen gemacht und Takt und Unterscheidungsvermögen erworben. Wenn sie auch mit Ehrfurcht die Rufenden hörten, so scheuten sie sich gar nicht, nachher allerlei Bemerkungen über das Gesprochene zu machen, und die Rufenden selbst, weit davon entfernt, an solchen Bemerkungen Anstoß zu nehmen, stellten Fragen an die Zuhörer, ob sie auch der Wahrheit gemäß gerufen hätten! Es fehlte allerdings nicht an Leuten, die aus den vorkommenden Verirrungen und Extravaganzen recht viel zu machen wußten und die, wenn die Rede auf die Erscheinung kam, immer damit vorrückten. So weit meine Erfahrung ging, waren es aber nur solche Leute, die bei ihrem Verfahren vielmehr ihre eigene unchristliche Gesinnung, als die Gerechtigkeit und Wahrheit ihrer Anklagen, an den Tag legten. Es waren entweder fleischliche und weltliche Menschen, die in größter Unwissenheit und in der angeborenen Feindschaft des natürlichen Menschen gegen alles Göttliche sprachen, oder es waren Leute, die aus Menschenfurcht und irdischen Rücksichten es nicht wagten, dieser Erscheinung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder endlich es waren religiöse Monopolisten, die nur was auf ihrem Acker wächst und ihren Stempel trägt, als Wahres und Gutes anerkennen wollen.

Das wahrhaft Schmerzhafte bei der ganzen Erscheinung, und was auf einen Zustand der Geistlichkeit schließen läßt, worüber man Blut- und Thränen weinen möchte, ist das Verfahren der verordneten Hirten und Lehrer der Kirche bei dieser so wichtigen Gelegenheit. Sollte man es für möglich halten, daß bei einer solchen Erscheinung (wenigstens so weit ich erfahren konnte) kein einziger Geistlicher da war, der sich als ein wahrer und treuer Hirt der armen Leute annahm. Von der Kanzel herab wurde dagegen gepredigt und gestürmt, der christliche Seelenhirt trieb Hand in Hand mit der weltlichen Obrigkeit das Werk der

Verfolgung. Wo ein Geistlicher christlicher gesinnt war und vielleicht günstig oder wenigstens weniger ungünstig über die Erscheinung dachte, zog er sich schüchtern zurück und, statt die Sache gründlich zu untersuchen und Leben und Zeit daran zu geben, die Wahrheit an's Licht zu bringen und als ein treuer Hirt die Schafe vor dem Wolfe zu schützen (sollte er zu der Überzeugung kommen, das Werk sey vom Teufel), lief er wie der Mithling davon, versteckte sich und mahnte Andere davon ab, ihn an Muth, Eifer und Selbsterlägnung zu übertreffen. Auch können die dortigen Geistlichen sich kaum damit entschuldigen, daß die röstar und ihre Zuhörer sich der seelforgerischen Thätigkeit der Kirchendiener entziehen, oder daß sie in sektirischem Hochmuth sich über die Kirche und kirchliche Ordnungen erheben. Ich habe es schon erwähnt, daß bei dem Rufen die größte Ehrfurcht vor allen göttlichen Ordnungen sich kund gab. Die röstar und ihre Zuhörer gehörten zu den fleißigsten Kirchgängern und Abendmahlesgenossen. Sie hielten ihre Versammlungen nie während des öffentlichen Gottesdienstes, und, weil das Rufen in der Kirche ihnen verboten ist, so thun sie sich die größte Gewalt an, um es zu unterdrücken und laufen aus der Kirche, wenn sie der Kraft, wovon sie getrieben werden, nicht länger widerstehen können. Es ist hier nicht an Ort und Stelle, die furchtbaren Schäden der Schwedischen Kirche und Geistlichkeit aufzudecken. Wer aber etwas davon erfahren hat, der muß bei der jetzigen Erscheinung unter den armen Bauern an die Worte des Herrn erinnert werden: „Ich sage euch, wo diese werden schweigen, so werden die Steine schreien.“ Luc. 19, 40.

Zum Schluß noch diese Bemerkung. Trägt man unter den Leuten selbst, die bei dieser Erscheinung mehr oder weniger unmittelbar betheiligt sind, was sie davon halten, oder wie sie sie erklären, so antworten sie, das Werk sey von Gott und als eine Ausgießung des heiligen Geistes zu erklären und verweisen dabei auf die Prophezeiung Joel: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch, und eure Söhne und Töchter sollen weissagen, eure Ältesten sollen Träume haben, und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen.“

Ob nun diese Erklärung aus dem Munde derjenigen, die, wenn sie auch in ihrer eigenen Sache reden, doch immer Erfahrungen gemacht haben, wovon kein Fremder etwas wissen kann, zum Theil, oder völlig, wahr oder unwahr sey, darauf wage ich weder Ja noch Nein zu antworten. Es muß die Sache der Bischöfe und Geistlichen Schwedens seyn, in diesem Falle die Geister zu prüfen. Sie werden dem Herrn über diese Angelegenheit Rechenschaft ablegen müssen.

Solchen Schriftauslegern und Gottesgelehrten aber, die Gottes Kraft und des heiligen Geistes Gaben aus der Kirche Christi für immer ausschließen wollen, und zwar nur, um ihren eigenen Schwach- oder Unglauben zu rechtfertigen und geschichtliche Vorurtheile aufrecht zu halten, und die daher, schon ehe sie geprüft, jede ansgewöhnliche geistige Erscheinung auf das Gebiet des Unmöglichen oder der Schwärmerei und Verirrung verweisen, solche Leute sollten sich beissen, zu einer besseren Erkenntniß zu kommen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, aus lauter Anhänglichkeit an eine verkehrte Theorie, die Thaten ihres Gottes und Herrn zu verkennen oder gar zu lästern.

B...

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 18. März.

N. 22.

Das Geheimniß der Taufe.

(Fortsetzung.)

Zu einiger näherer Verständigung darüber, zu weiterer Entwicklung, Erläuterung und Ausführung des reichen Inhalts möchten folgende Artikel dienen und genügen, womit wir in die Lehre von der Taufe, nach Anleitung der kleinen Schrift, näher eingehen.

1.

Was die persönliche Erwählung Christi für den ersten Kreis der Jünger war, das ist die Taufe für die nachfolgende Gemeinde, als die göttliche Thatfache, durch welche Christus seiner Kirche den wahren, den ewigen Anfang gibt im Individuum, durch welche er auch die Kirche in stetiger Folge der Heilsordnung fortpflanzt. Und diese Thatfache ist nicht Lehre, nicht Predigt, sondern Sakrament, mittelst dessen Christus sich selbst gibt. Eben deswegen muß sich der christliche Prediger, welcher das Sakrament im Namen Christi verwalten soll, als Christi Organ wissen; und als solches kann er sich nur wissen, insofern er selbst dem Organismus Christi oder der Kirche einverleibt ist. Denn nur durch das Ganze bezieht sich Christus auf den Einzelnen, und jede wahre Gemeinschaft mit Christo ist nur eine Gemeinschaft mit ihm, als dem Haupte des Leibes. Die allgemeine Forderung ist daher, daß Keiner hervortrete als Privatorgan Christi, sondern daß er zeuge aus dem von Christo gestifteten, in der Geschichte sich entwickelnden Gemeinleben. Wie sollen sie predigen, so sie nicht gesendet werden? Röm. 10, 15.

Diesen organischen Begriff der Kirche verkennen die Sekten, welche die Kirche nur als Resultat, nur als Produkt, nicht als Voraussetzung der einzelnen Glieder betrachten. Die Sekten wollen das Ganze hervorbringen durch eine atomistische Zusammensetzung der Theile, da es doch eben das — rücksichtlich des Staats schon von Aristoteles erkannte — Geheimniß des Organismus ist, daß das Ganze den Theilen vorausgeht, also die Gemeinschaft der Heiligen den einzelnen Gliedern. Zu diesem Organismus gelangt aber die Kirche durch das Sakrament der Taufe, mittelst dessen sie die Christen, ehe sie es noch wissen, in das innigste Verhältniß der Gemeinschaft mit Christo und unter einander versetzt, wie der Mensch auch sonst, ehe er dazu Ja sagen kann, nach allen Beziehungen in bestimmte Verhältnisse gesetzt wird.

Das Sakrament der Taufe ist hiemit zugleich der Ausgangspunkt alles Kultus und die Thüre des Glaubens.

Der Kultus ist nicht bloß als Gottesdienst, oder als Gemeinschaft zur Erbauung zu fassen; dies ist eben nur die eine Seite des Kultus, wonach Christus eben nur das Objekt dessel-

ben ist. Nach der anderen Seite ist Christus auch das Subjekt des Kultus, der Begründer der Gemeinschaft, der ewige Hohepriester, welcher selbst gegenwärtig ist und selbst fungirt, der König, welcher vernehmlich durch die Reihen gehet und sich empfinden läßt. Eben dieser Begriff des ewigen Königthums ist das Grundmysterium, auf welchem die Kirche ruht.

Gleichmaßen ist der christliche Glaube nicht nur Glaube an Christum, sondern auch und zwar zuerst Glaube durch Christum, und eben darum drittens Glaube in Christo. In dieser Weise kommt der Glaube nach seiner sakramentalen Genesis aus der Taufe, in welcher er mitgetheilt wird durch Christum innerhalb seines Organismus.

Wenn geschrieben steht: der Glaube kommt aus der Predigt, so ist damit zunächst die exoterische Seite der Wahrheit gegeben. Denn es steht auch daneben: die Predigt kommt aus dem Worte: dies ist die esoterische Seite der Wahrheit. Die Taufe ist das Wort in, mit und unter dem Wasser, gespendet von einem priesterlichen Organe der Kirche. Sie ist hiemit zwar nicht der endliche Anfang des Glaubens, welcher aus der Predigt kommt durch eigene Erkenntniß und Willensbestimmung, aber wohl der centrale Anfang des Glaubens, welcher als genial sich erweist. „Das Geniale besteht nicht darin, daß das Individuum sich seine Idee erwählt, sondern daß die Idee sich das Individuum zu ihrem Organe erwählt.“ So wird die Taufe das Sakrament der Ordination zum allgemeinen Priesterthume der evangelischen Christen: 1 Petr. 2, 9., das Sakrament der Kirche. Darum sagt denn auch der Apostel, nicht von den einzelnen Getauften, sondern von der Gemeinde, daß Christus sie gereinigt hat durch das Wasserbad im Worte. Eph. 5, 26.

„Der Irrthum des Baptismus besteht darin, daß er das Mysterium des Glaubens verläugnet und die Taufe nur als eine Zulage zur Predigt betrachtet, anstatt die Predigt sich entwickeln zu lassen aus dem Grunde der Taufe.“

Wollten wir hiegegen an das erste Pfingstfest erinnern, in welchem wir die ursprüngliche Stiftung der Kirche erkennen, so würden wir doch in dieser ersten Ausgießung des Geistes auch die Feuertaufe der versammelten Jünger (Joh. 1, 26. 33.) anerkennen müssen (Apostelgesch. 2, 1—4.), wodurch sie auch zu dem persönlichen Glauben gelangten, aus welchem die erste Predigt hervorging, und woran sich die erste Taufe der Erwachsenen anschließt (Apostelgesch. 2, 41.). Seitdem ist die Taufe das die Kirche stiftende und fortpflanzende Sakrament.

2.

Weil das Sakrament der Taufe erst die Kirche stiftet, und dann in die Kirche einführt, —

„es sey denn, daß Jemand geboren werde aus dem Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen“, Joh. 3, 5. —

so ist sie wesentlich Kindestaufe. Als solche ist sie die Macht, welche der Herr aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge sich zugerichtet hat. Ps. 8, 3., Matth. 11, 25.

Wie das Kirchenjahr, nachdem zuvor alle seine Thatfachen in Erfüllung gegangen waren, mit Advent und Weihnachten, mit dem Weihnachtskinde beginnt, so beginnt auch die christliche Gemeinschaft im Kinde mit der Taufe. Selbst die Missionstaufe, selbst die erste Pflingstaufe ist nach ihrem eigensten Wesen, abgesehen von der äußeren Erscheinung, eine Kindertaufe. „Wahrlich, ich sage euch: Wer das Reich Gottes nicht empfängt als ein Kindlein, der wird nicht hineinkommen.“ Marc. 10, 15.

Auch „der erwachsene Täufling kann in Beziehung auf die Erlösung und das Reich Gottes nicht als eine selbstständige Persönlichkeit angesehen werden“. Alle seine Selbstständigkeit ist der Taufe gegenüber eine verschwindende Größe. „So kommt er auf gleiche Linie mit dem Kinde, das in die neue Welt des Christenthums hineingeboren werden soll.“

Aber eben darum, daß das Sakrament der Taufe den Menschen ergreift, ehe er es selbstständig ergreifen kann, erweist es in der Wirksamkeit voranlaufender Gnade seine sakramentale Natur.

Dieser Kindestaufe gegenüber steht einerseits die baptistische Taufe, welche von der selbstständigen Erwählung und von vollständiger Einsicht, ja von der Wiedergeburt, der sie doch die Bahn brechen soll, bedingt ist. Der andere extreme Gegensatz ist die Zwangstaufe, wie sie — die Sachsen empfangen haben sollen unter Karl dem Großen. Alle diese Abarten weist die Kindertaufe zurück; das Kind widerstrebt nicht, folglich ist die Kindestaufe keine Zwangstaufe: das Kind verlangt zwar vermöge des in ihm wohnenden Erlösungsbedürfnisses nach der sakramentalen Vereinigung mit Gott, aber es hat keinen bewußten Willen dazu, noch weniger eine Erklärung des Willens, darum ist die Kindestaufe keine von eigener Wahl begingte Handlung. Das Kind wählt nicht selbstbeliebig, sondern wird zuvor erwählt: die Kirche ist so die Vermittlerin, womit sie der Atomistik des separatistischen Baptismus entgegentritt.

3.

Durch diese Negation selbstbeliebiger Willkür erweist sich die Taufe recht eigentlich als das Sakrament der Prädestination. Die sakramentale Prädestination besteht eben darin, daß das Kind noch nicht als Subjekt sich erweist, sondern als Gefäß der Gnade; als der creatürliche Stoff behandelt wird, aus welchem Christus ein Werk bilden will. In der Taufe ist es Christus, welcher den natürlichen Menschen sich assimiliert, um sich später in dem heiligen Abendmahl mittelst des gläubigen Genusses von dem Menschen assimiliren zu lassen. Das Kind ist aber zugleich in der Taufe anfängendes Subjekt. Eben deswegen ist diese wirkliche, objektive Prädestination keine fertige: denn aus der Gnadenwahl in der Taufe entspringt der Gnadenruf an die Freiheit. Unsere Erwählung steht fest durch die

Taufe: die Entwicklung der Frucht der Taufe, die bestimmungsmäßige Benützung des Gnadengeschenks ist aber bedingt durch Wachen und Beten, durch das Gemeindeleben und das heilige Abendmahl.

Die sakramentale Prädestination ist die spezifische, intimere, gegenüber der allgemeinen, nach welcher Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Zwischen jener und dieser ist dasselbe Verhältniß, als zwischen dem Worte, das Fleisch geworden ist, und demselben Worte, das am Anfange war, λόγος ᾧσαςτος. Was aber die sakramentale Prädestination für die nachfolgenden Christen ist, das war für die ursprünglichen Jünger der ursprüngliche Autoritätsglaube, welcher wesentlich darin besteht, daß sie nicht wählten, sondern erwählt wurden, daß sie ergriffen waren, ehe sie es ergreifen konnten. In unserer Zeit ist es besonders wichtig, auf die tiefe Bedeutung des Autoritätsglaubens aufmerksam zu machen.

Eben diese sakramentale Prädestination hat daher einerseits an der fatalistischen (Calvinischen) Partikular-Gnadenwahl, andererseits an der Pelagianischen Prädestination, wonach das Subjekt sich selbst prädestinirt, ihre extremen Gegensätze. Auch die Apokatastasis (Wiederbringung aller moralischen Wesen zum seligen Leben in Gott) ruht mit der ihr entgegengesetzten Calvinischen Prädestinationslehre auf einem und demselben Momente, nämlich auf der Naturnothwendigkeit, welcher nach beiden Lehren die moralischen Wesen unterworfen werden. Die Apokatastasis hat nur dieses voraus, daß sie den Calvinischen Dualismus, die von Anfang an fertige Scheidung zwischen Seligen und Verdammten, in die Form der Einheit umsetzt. Nach der Lehre von der sakramentalen Prädestination ist aber thetisch, d. h. — nach der ursprünglichen Bestimmung — nur Seligkeit, aber keine Verdammniß gegeben; letztere kann aber hypothetisch, das heißt, möglicherweise nachfolgen. Ja, die Verdammniß ist als eine notwendige Hypothese, das heißt, als eine unvermeidliche Möglichkeit zu fassen, weil — die Taufgnade keine abgeschlossene, keine magische, keine fertige Prädestination in sich schließt.

4.

Wenn das Sakrament der Kindertaufe nicht allein die Berufung, sondern auch die Erwählung vollständig enthält, — nur der Freiheit des Subjekts unbeschadet, — so ist es hiemit auch das Bad der Wiedergeburt, in welchem die Getauften Christum anziehen. So lesen wir in der heiligen Schrift, so erkennt auch die durch den Glauben erleuchtete Vernunft. Die Taufe ist der Akt, wodurch Christus seinen den Menschen recht fertigenden Willen, und zwar auf sakramentale Weise, dem Kinde mittheilt. Durch die Taufe wird mithin das Kind wirklich der Gerechtigkeit Christi theilhaft, als des substantiellen befruchtenden Principis eines neuen Lebens in der Gemeinde.

Es ist wohl zu merken, daß das Princip aller Rechtfertigung der gnadenreiche Wille Gottes in Christo ist, dessen Mittheilung durch die Taufe, dessen Annahme durch den Glauben geschieht. Es bleibt daher unabänderlich dabei, daß es allein der Glaube ist, welcher den Sünder rechtfertigt und zur Wie-

vergeburt durchbringt: aber dieser Glaube an und durch Christum und in Christo wird eben in der Taufe nach seinem Wesen, nach seiner Substanz sakramentalisch empfangen. Darum sagt auch Luther, der Prediger von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, in seinem großen Katechismus: „Freilich macht der Glaube allein selig; aber das wollen die Blinden nicht sehen, daß der Glaube Etwas haben muß, das er gläube, das ist, daran er sich halte und darauf er stehe und fuße. Also hanget nun der Glaube am Wasser, und glaubt, daß die Taufe sey, darin eitel Seligkeit und Leben ist, nicht durch's Wasser, sondern dadurch, daß mit Gottes Wort und Ordnung verleiht ist, und sein Name darin klebt. Wenn ich nun solches gläube, was gläube ich anders, denn an Gott, als an Den, der Sein Wort darein gegeben und gepflanzt hat, und uns dies äußerliche Ding vorschlägt, darin wir solchen Schatz ergreifen können? Nun sind sie aber so toll, daß sie von einander scheiden den Glauben, und das Ding, daran der Glaube haftet und gebunden ist, ob es gleich äußerlich ist.“ —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus Schleswig-Holstein. Ende Februars 1846.

Unser noch jüngst vom politischen Kampfe gegen den Nachbarn im Norden vielfach bewegtes Volksleben ist zwar auch jetzt noch nicht in dieser Bewegung zur Ruhe gekommen, aber eine andere Ruhe ist für dasselbe doch noch vorhanden, eine Ruhe, von welcher Hebr. 4. die Rede ist. Denn die Mehrzahl und der Kern der christlichen Bevölkerung, die an innerer Erfahrung reichsten Gemeinden stehen mit ihrem Glaubensbekenntniß auf dem Boden der heiligen Schrift und innerhalb der Lutherischen Kirche. Nur sehr sporadisch werden Ansichten laut, wie diejenigen, welche die „Norddeutsche Monatschrift“ der Herren Candidaten Grebe und Schwarz allgemein zu machen bemüht ist. Freilich spukt der vulgäre Rationalismus oder gar eine völlig antievangelifche Dichtung noch häufig in unseren Wochenblättern, deren wir eine Menge, wie wohl kaum ein anderes Land, besitzen; aber das ist eben nur ein Gespenst — und Furcht vor solchen kennen wir nicht. Im Gegentheil wird auf den meisten unserer Kanzeln ein frisches, freudiges Bekenntniß von dem, der die Sünde der Welt trug, abgelegt, und mit heiligem Ernste und wissenschaftlichem Geiste wird dasselbe in einem vielgesehenen Blatte, dem „Kirchen- und Schulblatte für die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“, redigirt von dem Archidiaconus Th. Jesi und dem Diaconus E. Versmann in Tjeboe, ohne Scheu bekannt und vertreten. In dieser schon seit zwei Jahren bestehenden Zeitschrift haben daher die Ansichten des freien Protestantismus zuerst ihre Gegner gefunden, und wir dürfen mit Recht hervorheben, daß der Lehrer des Kirchenrechts an unserer Landesuniversität, der Herr Etatsrath Prof. Zalk, der Erste war, der vom kirchenrechtlichen Standpunkte aus die Behauptung der Norddeutschen Monatschrift von der geseklichen Anerkennung des Rationalismus bei uns schlagend widerlegte. Denn Lübker's anmaßende Gegenschrift, „Anti-Zalk“, die in einer, sowohl der Sache, als dem Manne gegenüber, höchst unwürdigen Sprache noch einmal die aufgestellte Behauptung zu erhärten versucht, ist eine sehr bebauerliche Erscheinung, deren Tendenz, den Gegner lächerlich zu machen, doppelt ihren Zweck an dem Verfasser erreicht. Das ist auch bereits

von anderer Seite her ausgesprochen worden, und das genannte Kirchen- und Schulblatt namentlich hat seitdem fast in jeder Nummer Widerlegungen von Lübker's Behauptung, woraus man ersieht, wie groß unter unseren Geistlichen die Zahl derjenigen ist, welche im entschiedenen Widerspruch gegen den freien Protestantismus mit ihrem Glauben an dem Worte der heiligen Schrift festhalten und kirchlich gesinnt sind. Auch die Redaktion des Kirchen- und Schulblattes hat sich im Vorworte der ersten Nummer von diesem Jahre mit großer Klarheit und Entschiedenheit über ihre Stellung zur Nordd. Monatschrift ausgesprochen. „Beide Blätter,“ heißt es, „stehen im letzten Grunde einander gegenüber, sie haben so wenig Gemeinsames in ihrer Auffassung des Christenthums, daß eine Verständigung nicht zu hoffen ist, weil es an der Anknüpfung für dieselbe fehlt; es wird daher nur das Princip, nicht eine einzelne Folgerung aus demselben zu bekämpfen seyn.“ Als letzter Grund der Divergenz wird dann die verschiedene Beantwortung der Frage: Wie dünkt euch um Christo? (Matth. 22.) bezeichnet, und ausführlich, man möchte sagen, „mit prophetischem Geiste“, nachgewiesen, wie der freie Protestantismus, weil er von der Sünde so gut wie gar nichts weiß, auch in Christo nicht den Sünderheiland der Welt anerkennt. Denn in dem bald nachher erschienenen Januarhefte der Nordd. Monatschrift spricht Herr Grebe in einem Aufsätze, „Rechtfertigung und Anklagen“, es unumwunden aus, daß die Lebensfrage des sechzehnten Jahrhunderts: Wie soll ich selig werden? eine veraltete sey. „Unsere Zeit wiederholt nicht dieselbe Frage, sie hat auf ein noch Tieferes, Größeres und Umfangreicheres Antwort zu geben.“ Begierig erwartet man Aufschluß, was denn noch tiefer, größer und umfangreicher sey, als diese das Diesseits und Jenseits, Erde und Himmel umfassende Frage, und erhält endlich das Begehrte in den Worten: „Was soll das Deutsche Volk thun, damit das gesammte Deutsche Volksleben frei werde?“ Also nicht Seligkeit und ewiges Leben ist das Ziel, wohn der freie Protestantismus seine Jünger führen will, sondern nur die Freiheit des Deutschen Volkes hienieden. Eine Religion ist er also nicht, — denn von religiöser, christlicher Freiheit, die nur der Sohn gewährt (Joh. 8, 36.), kann er nicht reden, der den Sohn Gottes nicht kennt; eine Weltreligion, wie das Christenthum, ist er noch viel weniger — denn nur das Deutsche Volksleben frei zu machen ist sein Bestreben. Ja, dieses vorgeblich neue Evangelium hat sich mit jenen Worten selbst sein Urtheil gesprochen: Sie wollen der Schrift Meister seyn und verstehen nicht, was sie sagen oder setzen (1 Tim. 1.). Diesen Mangel an Selbstverständniß hat auch das erwähnte Vorwort zum Kirchen- und Schulblatte gründlich hervorgehoben und gegen Ende nachstehendes Bekenntniß ausgesprochen, dessen Mittheilung wir um so weniger uns versagen können, als es nicht das Zeugniß Weniger, sondern Vieler ist, die der Herr uns zu Dienern am Worte verordnet hat. „Wir behaupten,“ so lautet es, „daß die Menschheit nicht in einer allmählichen Entwicklung, in welcher dann auch Christus ein Moment abgibt, allmählich fortgeschritten sey, sondern uns tritt mit Christo ein ganz Neues, die volle Wahrheit, das wahrhaftige Leben in die Menschheit ein; das Evangelium von Jesu Christo bedarf nicht bloß keiner weiteren Entwicklung, sondern läßt eine solche an und für sich nicht zu; will man von einer Entwicklung sprechen, so kann dieselbe nur darin bestehen, daß die Welt die in Christo erschienene Wahrheit immer tiefer zu erfassen, das in Christo mitgetheilte Leben immer völliger sich anzu eignen trachte. Weil nun aber diese Wahrheit in der heiligen Schrift einen treuen Ausdruck gefunden hat, so hat die Schrift uns allerdings eine Geltung und Autorität für alle Zeiten; sie ist uns die Quelle der Wahrheit und die Norm aller Lehre. In ähnlicher, wenn freilich nicht in gleicher Weise verhält es sich mit den Symbolen. Darin

bestand die Deformation, daß die Christenheit, welche von der Schrift abgekommen und damit in Irthum verfallen war, wieder zur Schrift und damit zur Wahrheit zurückkehrte. In ihren Symbolen bekannte nun die Evangelische Kirche das, was sie, der Katholischen Kirche gegenüber, aus Gottes Wort als Wahrheit erkannt hatte; und so lange nicht nachgewiesen und von der Evangelischen Kirche anerkannt ist, daß ihr Symbol kein treuer Ausdruck der Schriftwahrheit sey, so lange wird dasselbe seine Autorität für die Kirche behalten. Was im Vorwort (der Nordb. Monatschrift) behauptet, und als ein fast allgemeines Zugeständniß angeführt wird, daß die Art und Weise, wie die christliche Wahrheit in den Symbolen unserer Kirche vorliege, eine überschrittene und veraltete sey, das ist eine Behauptung, aber die eben zu erweisen wäre. So lange man diesen Beweis noch schuldig bleibt — und bis dahin ist man ihn schuldig geblieben —, so lange wird man die Autorität der Symbole für die Evangelische Kirche auch müssen gelten lassen.“ Freuen wir uns dieses entschiedenen, freimüthigen Bekenntnisses! Wollte man es den vaterländischen Gemeinden zur Unterschrift vorlegen, die weitem theils meisten, wenn nicht alle, würden es mit Freuden als das ihre unterzeichnen. Denn die Bibel ist auch unseres Volkes Buch — Dank sey unserer Bibelgesellschaft, welche die Schrift verbreitet! — und Bibelstunden, die jetzt schon vieler Orten neben Missionsstunden regelmäßig gehalten werden (worüber wir später specielle Mittheilungen zu machen gesonnen sind), werden zahlreich besucht. Wahrlich, der freie Protestantismus stellt sich eine schwere Aufgabe, die Christen unseres Landes zur Verwerfung der biblischen Weltanschauung und damit zur Annahme der „modernen“, zur Loskaspung von der Evangelischen Landeskirche zu bewegen. Nur einige wenige Mitglieder einer einzigen Gemeinde haben bis jetzt öffentlich ihren Dissens von dem kirchlichen Bekenntniß ausgesprochen in einer Weise, die an die Königsberger erinnert und bei einer Gelegenheit, deren nähere Erwähnung wir um so weniger zurückhalten, als sie von ihnen selbst öffentlich mitgetheilt worden ist. In Eckernförde nämlich, einem Städtchen im Herzogthum Schleswig, vier Meilen von Kiel, hatte sich schon vor längerer Zeit ein sehr kleiner Theil der Gemeinde dahin erklärt, daß er mit den Ansichten seiner Prediger, die natürlich Gottes Wort rein und lauter verkündigten, nicht übereinstimme. Die Gelegenheit zur Abgabe dieser Erklärung war damals vom Zaun gebrochen, die Erklärung selbst ohne positives Bekenntniß, man negirte nur. Bald darauf war das Diakonat dort erledigt. Das Patronat präsentirte gesekundmäßig drei Candidaten und Einen als Reserve, und suchte, wie üblich, höheren Ortes um Bestätigung der Präsentation nach. Was geschah? Einige Glieder der Gemeinde richteten ein Ansuchen an den König, in welchem darauf angetragen ward, die Präsentation des Patronats zu verwerfen und eine neue anzurufen, event. den Herrn Cand. Greve in Kiel (den schon genannten Redakteur der Nordb. Monatschrift) mit zu präsentiren. Dies ward abgeschlagen. Nun suchte man durch persönliche Zuschriften die präsentirten Candidaten zur Zurücknahme ihrer Bewerbungen zu veranlassen. In diesen, die gleichlautend abgefaßt wurden, heißt es unter Anderem: „Wir können nicht umhin, Ihnen die Versicherung zu geben, daß wir weder gegen die Person eines der präsentirten Candidaten oder ihre kirchlich-religiöse Ansicht an sich etwas haben, sondern daß wir einzig von unserer abweichenden kirchlich-religiösen Überzeugung und dem natürlichen Rechte, dafür Befriedigung zu suchen, in unserem Verfahren geleitet werden. Machen wir Sie daher offen auf die fatale, völlig wirkungslose Stellung aufmerksam, worin derjenige Prediger gefest würde, der sich entweder uns, d. h. nicht den Unterzeichneten, sondern, wie wir versichern dürfen (?), der ganzen Gemeinde (?), selbst aufbringen möchte oder aufbringen ließe, so wer-

den Sie uns das gewiß eher Dank wissen etc.“ (Folgen einundzwanzig Unterschriften.) Inzwischen war Einer der Candidaten, noch ehe solche Zuschriften ausgefertigt worden, aus Privatgründen zurückgetreten; die übrigen erschienen am Wahltag, nachdem nur Einer von ihnen das Schreiben beantwortet. Die Wahl fand statt. Von 550 stimmbfähigen Gemeindegliedern gaben nur 150 ihre Stimmen ab und grade derjenige, der nach dem Berichte von Anwesenden die am wenigsten orthodoxe Predigt gehalten hatte, erhielt auch die wenigsten Stimmen. Wie sucht man jetzt sich zu rechtfertigen? Man spricht von Ungehörigkeiten, die bei dem Abgeben der Stimmen vorgefallen seyn sollen; das darüber unmittelbar nach der Wahl zur Rede gestellte Patronat hat erwidert: es werde nichts zu Protokoll genommen. Wie sollte auch wohl eine Behörde bei einem öffentlichen Aktus in der Kirche Ungehörigkeiten dulden! Daß 400 stimmbfähige Gemeindeglieder ihre Stimmen nicht abgeben, als man drei orthodoxe Predigamt-Candidaten zur Wahl stellte, beweist noch nicht gradezu, daß diese 400 eine abweichende kirchlich-religiöse Überzeugung hatten, sondern kann eben so sehr in dem Indifferentismus dieser, wie derselbe sich namentlich in den Städten nicht selten zeigt, seinen Grund haben. Jedenfalls ist dies Beispiel einer von einer ganzen Gemeinde, wie die einundzwanzig Herren behaupten, ausgesprochenen rationalistischen Gesinnung bei uns das erste und einzige, und wird es hoffentlich bleiben. Dagegen hört man von vielen Orten her, wie mehr und mehr die kirchlich-gläubige Richtung im Volke, die nur zurückgebrängt war, weil es ihr an Anregung fehlte, wieder zum Bewußtseyn kommt und zu neuem Leben erwacht. Mit großer Theilnahme besuchen namentlich die Landgemeinden die Predigten gläubiger Geistlichen; wir könnten Kirchen nennen, wosin die Zuhörer zwei bis vier Stunden Weges gehen und doch regelmäßig erscheinen. Nicht minder werden die Bibelstunden, welche die Geistlichen in den Schulstuben der einzelnen Dorfschaften an einem Wochentage halten, fleißig und andächtig besucht; ja wir kennen solche — und dies in einer Stadtgemeinde —, die am Sonabend-Abend zusammenkommen, um sich durch Lesen der Schrift für den Sonntag vorzubereiten, und diese erbaulichen Übungen am Sonntage fortsetzen. Wir kennen Andere, die schon seit Jahren bei regelmäßigem Besuche des Gottesdienstes am Vormittage und Nachmittage, nachher mit einander in einfältiger Weise die heilige Schrift lesen und auslegen, gemeinschaftlich singen und beten. Wir kennen einen Mann, seines Standes ein Handwerker, geachtet von allen seinen Mitbürgern wegen seiner Rechtchaffenheit und seines Fleißes, der seit Pfingsten vorigen Jahres schon mehrere tausend christliche Schriften verbreitet hat, und zwar auf keine andere Weise, als daß die Leute sie von ihm abholen. Und solche Erscheinungen sind keineswegs vereinzelt, im Gegentheil ziemlich häufig. Vorzugsweise sind es die Christlichen Gemeinden an der Westküste des Herzogthums Schleswig, auf den Inseln und Halligen der Nordsee, die treu und unerschütterlich am Glauben ihrer Väter halten. Sie waren es auch, die sich hauptsächlich gegen die Einführung der rationalistischen Kirchen-Älde sträubten. Überall aber zeigte sich der rechtgläubige Sinn unserer Gemeinden, als vor zwei Jahren der Missionar Fjelsstedt Schleswig und Holstein bereiste, und in den Kirchen Ansuchen für die Mission hielt. Er predigte stets vor überfüllten Kirchen, erhielt bedeutende Beiträge für die Mission, und man stritt sich um die Ehre, ihn unentgeltlich von einem Orte zum anderen zu befördern. Es ist außer Zweifel, daß eine von der heiligen Schrift und den Symbolen abweichende Richtung, die somit nicht mehr innerhalb der Kirche, sondern ausen vor steht, nur bei sehr Wenigen Anklang finden wird. Die Zeit wird es lehren.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 21. März.

N^o 23.

Das Geheimniß der Taufe.

(Schluß.)

Indem aber der Glaube als das Sakrament der Rechtfertigung und Wiedergeburt gefaßt wird, tritt dem Begriffe desselben einerseits die in der Römischen Kirche vorwaltende Ansicht entgegen, als wenn durch die Taufe mit dem Kinde in magischer und mechanischer Weise eine Transsubstantiation, eine fertige Reinigung vorginge: andererseits ist der extreme Gegensatz in der Vorstellung beschloffen, als wenn die Taufe eben nur ein Sinnbild, ein Zeichen, ein Unterpfand der Verheißung sey. Bei den Verirrungen gegenüber wird uns nach der Schrift durch den Gedanken selbst das Sakrament der Taufe erklärt und nachgewiesen als das der Inkarnation analoge Mysterium der Wiedergeburt zu einem nunmehr als subjektiv zu entwickelnden neuen Leben. Der Täufling hat als christliches Kind das Christuskind zur Voraussetzung. Es ist daher wohl zu merken, daß der die Taufe zu einem bloßen Zeichen herabsetzende Verstand einerseits dem Ebionitischen Nationalismus, welcher die übernatürliche Empfängniß beseitigt, andererseits der doketischen Schwärmerei, welche die reale Menschheit Christi bestreitet, sich analog verhält. Aber wie es von dem Christuskinde heißt: „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das höchste Gut“, so wird in dem adamitischen Kinde auf reale Weise das Mysterium der Versöhnung gesetzt: es ist nicht bloß ein Geschöpf Gottes, es ist ein Kind Gottes, obgleich es sich als solches noch nicht bewußt wird. Wie aus dem Christuskinde die Gnade herausleuchtet, so strahlt sie in das christlich getaufte Kindlein hinein.

Hiermit ist auch der Exorcismus vorbedungen, wenn er auch wörtlich nicht erwähnt wird. Die Wahrheit ist, daß der unsaubere Geist nicht eher ausfährt, und nicht eher dem guten Geiste Raum gibt, bis dieser selbst einkehrt und aufräumt.

Hiermit ist zugleich die Frage beantwortet, ob die Taufe zur Seligkeit nothwendig sey. Die Antwort ist: Die Taufe als das Sakrament, womit Christus dem Christen angeeignet wird, ist das Christenthum selbst: anders aber, als durch Christum, kann Niemand zu Gott kommen. Es ist auch die geordnete Regel, daß dieses Sakrament durch Wort und Wasser verwaltet werde. Auch Paulus ließ sich taufen, Apostelgesch. 9, 19., und abwaschen seine Sünden, Apostelgesch. 22, 16. Und die Apostel, welche Jesum in der Knechtsgestalt gesehen, gehört, beschauet, betastet haben — 1 Joh. 1, 1. — waren recht eigentlich von dem Worte des Lebens, von dem persönlichen Sakramente, von dem Worte im Fleische getauft, ordinirt, prädestinirt, gereinigt durch das Wasser, Joh. 13, 10., und durch das

Wort, Joh. 15, 3., erwählt, ohne gewählt zu haben, Joh. 15, 16., und zuletzt von dem Geiste erfüllt, Apostelgesch. 2, 4. Seitdem ist die Taufe im Wasser und Worte die sakramentale Initiation, Apostelgesch. 2, 41.

Die Regel schließt aber die Ausnahmen nicht aus.

Lume tal volta di quella lucerna,
Che dallo Spirito santo in noi risplende,
E con dritto disio si ne governa:
E del Battesimo amor si forte accende
L'ardor in noi, che per la voglia giusta
Non men, ch'averlo, l'uom giusto s'intende.

Oft fügt sich's, daß ein Strahl von jener Leuchte,
Die in uns wieder scheint vom heil'gen Geiste,
Mit Hunger nach Gerechtigkeit uns so treibt,
Und solche Liebesgluth in uns zur Taufe
Entzündet, daß der Mensch durch solch' Verlangen
Nicht minder, als hätt' er's erlangt, gerecht wird.

Wer zum Glauben kommt, der ist entweder schon getauft, oder er wird die Taufe noch empfangen, oder doch verlangen, um der Gemeinde, als dem Leibe des Herrn, eingepflanzt zu werden, denn das Christenthum ist keine Privatsache. Wer aber nicht glaubt, das heißt, wer die ihm wirklich angebotene Gnade nicht annimmt, der wird, er sey getauft oder nicht getauft, verdammte.

Hiermit ist auch die Nothtaufe gerechtfertigt, und jede Versäumniß daran ist ein Vergehen gegen die Ordnung der Kirche. Es ist die Ordnung und Regel, daß die, welchen sie befohlen ist, nicht auf die Ausnahmen sich verlassen, welche nicht ihnen, sondern dem Herrn allein zustehen. „Der Begriff von der Möglichkeit unendlich vieler und anderer Gnadenmittel, kann nur dialektische Gültigkeit haben innerhalb der Wirklichkeit der geordneten Offenbarungsoekonomie und unter Voraussetzung der Nothwendigkeit ihrer Gnadenmittel.“ So liegt die Wahrheit der Nothtaufe in der Mitte zwischen den Extremen einer unbedingten Nothwendigkeit der sinnlichen Handlung, und der baptistischen Freiheit der Geistes-taufe. So ist es auch eine baare Sinnlichkeit, wenn die übersinnlichen Idealisten in der sinnlichen Handlung des Sakraments Gottes unsichtbares Wesen nicht erkennen: es ist aber auch eine baare Sinnlichkeit, wenn die Realisten materialistisch Gottes unsichtbares Wesen daran gebunden wännen. Christus bindet uns daran, — das ist den übersinnlichen Idealisten gesagt — aber nicht sich, — das ist den materialistischen Realisten gesagt. —

Jetzt beantwortet sich auch die Frage, ob die kleinen Kinder glauben können. Das getaufte Kind hat und em-

pfängt das Wesen des Glaubens und den Geist des Glaubens; aber so wenig wir dem neugeborenen Christus ein wirkliches, entwickeltes Gottesbewußtseyn und Selbstbewußtseyn zuschreiben, so wenig wir ihm die wirkliche Kindheit rauben dürfen, zu welcher er sich wirklich erniedrigt hat, — wiewohl in dem Christkindslein alle Schätze der Weisheit und alle Fülle der Gottheit schon ruhen, — eben so wenig dürfen wir in dem getauften Kinde schon wirkliches Glaubensbewußtseyn suchen.

5.

Eben darum kommt dem Kinde der Glaube in der Gemeinde durch die Taufe zu. Eben darum wird den Taufzeugen das apostolische Glaubensbekenntniß, als der Glaube des Kindes, vorgehalten, daß sie sich für dasselbe dazu bekennen. Eben darum erweist sich auch der mystische Gemeindeverband in der Taufe an dem Kinde, welches der Gemeinde einverleibt wird, und dieser organische Verband aller Glieder zu einem Leibe ist auch in der Taufe der Segen der Gemeinschaft, gegen welchen aller Separatismus atomistisch erscheint. Eben darum ist aber auch die Taufe, als Sakrament, durch den Akt objektiv vollendet, und bedarf, als die That Christi, keiner weiteren Ergänzung, sondern nur der Entwicklung im Subjekte, wozu sie gegeben ist. Die Confirmation ist daher weder eine Ergänzung, noch eine Bestätigung der Taufe selbst, sondern eben nur eine Bestätigung ihrer subjektiven Entwicklung im Kinde. Es ist mithin eben nur eine Hineinigung zum Baptismus, eben sowohl aus dem reformirten Standpunkte, als aus dem Unionsstreben erklärbar, wenn selbst Schleiermacher die Kindertaufe für unwesentlich erklärt, und in dem rein ethischen Akte der Confirmation ihre eigentliche Erfüllung anzuerkennen geneigt ist.

Darum ist aber die Confirmation für das Subjekt nicht weniger wichtig. Sie ist zwar in den verschiedenen Zeiten der Kirche von verschiedenem Werthe, — während die Taufe nach ihrem sakramentalen Charakter sich immer gleich bleibt, — aber ob auch die Confirmation dem Sakramente nicht parallel steht, so ist sie doch als das Bekenntniß des Subjekts zu der an ihm vollzogenen Taufe und als die Rechenschaft, welche das Subjekt vor der Gemeinde darüber ablegt, zu allen Zeiten von großer Bedeutung, für Zeiten, wie die unseren, von der größten Bedeutung. Denn es ist gegenwärtig unter sehr vielen Gliedern der christlichen Kirche ein schneidender Widerspruch, ein gewaltiger Riß entstanden zwischen der Taufe und dem subjektiven Bekenntnisse. Und doch sind auch sie getauft, die von dem Taufbunde abgefallen sind. Auch an ihnen ist die getaufte Psyche durch die heidnischen Larven zu sehen. Die christliche Liebe darf sich zwar die heidnischen Phänomene nicht verbergen, die sich nicht weg erklären lassen: aber in den Individuen, an denen sie sich zeigen, erkennt sie zugleich die zurückgedrängten christlichen Züge, die Spuren der neuen Schöpfung, die zwar in den Hintergrund gestellt und entstellt, aber nicht ganz vertilgt werden kann. Bei solchen fehlt es nicht an der Taufe, aber — an der Confirmation. Darum darf auch die Kirche ihre Getauften nicht aufgeben, aber sie muß sie — als Katechumenen anse-

hen, als solche, die entweder durch die Schuld der Kirche selbst nicht die christliche Erleuchtung erhalten, oder die sich selbst in kirchlicher Beziehung unmnüdig gemacht haben. Solche stehen in der Taufe, aber auf einem unconfirmirten Standpunkte. Sie sind getaufte Katechumenen, — getauft, weil sie ein für allemal getauft sind durch das Wasser und Wort, unconfirmirt, wie feierlich sie auch vor längerer oder kürzerer Zeit confirmirt sind, weil sie sich zur Taufe nicht bekennen, und daher nach wie vor Katechumenen, — welche der besonderen Pflege der Kirche bedürfen, und zu dieser Pflege gehört insbesondere die katechetische und apologetische Unterweisung.

Mit dieser Apostrophe, mit dieser Fürsprache für die Abgefallenen schließt die kleine Schrift, welche insbesondere gegen den Baptismus gerichtet ist. Hiemit schließt sich auch unsere Relation, die zugleich als Übersetzung, als Paraphrase sich erweist, um dem innersten Sinne desto näher zu treten. Nur das sey noch erinnert, daß, den getauften Katechumenen jeglichen Alters gegenüber, die ungetauften Katechumenen nicht zu vergessen sind, worunter der Missionsgeist der Kirche alle Heiden, alle Nichtchristen ohne Ausnahme rechnet, denn diese Alle sind der Kirche als Katechumenen befohlen. Die Missionspflege für sie liegt uns viel näher, als die Frage, ob auch auf sie die Nothwendigkeit der Taufe zur Seligkeit anwendbar ist. So viel ist aber unbestreitbar, daß den getauften Christen mit der sakramentalen Gnadengabe der Taufe, welche sie voraus haben, auch eine Verantwortung mitgegeben ist, welche die Nichtchristen nicht trifft, wiewohl auch sie keine Entschuldigung haben. Röm. 1, 20.

Nach diesen Mittheilungen bleibt uns zum Beschlusse nur noch eine kurze Erinnerung übrig. In der vorstehenden Ausführung ist nur ein einziger literarischer Name genannt, der Name Friedrich Schleiermacher's. Dadurch und durch den Inhalt selbst sind wir an sein dialektisches Gespräch, die Weihnachtsfeier aus dem Jahre 1806, womit wir das Vorwort schlossen, noch einmal lebhaft erinnert. Diese Erinnerung thut in unserer Zeit wohl Noth, denn wir finden in dem Gespräch eben sowohl das lichtfreundliche Princip und sein „fein sachwalterisches“ Verfahren, als auch die mythischen und pantheistischen Ansichten über Weihnachten und Taufe treffend gezeichnet und vertreten; dazu gesellt sich auch das mystische Element, bis sich zuletzt alles in dem allgemeinen Gefühl vereinigt, während die kirchliche Lehre selbst im Hintergrunde bleibt und auch von den Frauen und Kindern nicht, oder doch sehr schwächlich vertreten wird. Dennoch fehlt es auch in dieser aufgeklärten, leichtfertigen Gesellschaft nicht an einzelnen Regungen der „getauften Psyche“. Dahin gehört insbesondere die wiederholt angedeutete, und immer wieder neu aufgenommene Verbindung des Weihnachtsfestes mit der Taufe, und die Vergleichung des Taufkinds mit dem Weihnachtskinde in Bethlehem; dahin gehört auch — die Wärterin mit dem Säugling, welche in den Weihnachtsaal tritt, nach den Weihnachtsgeschenken sich umsieht und dann — anklagend und für-

sprechend — fragt: „Hat denn Niemand dem Kinde etwas geschenkt? Haben sie denn das Kind ganz vergessen?“ Denn daraus entspringen sich sofort allerlei Reden darüber, „wie man doch einem solchen Kinde bei aller Liebe noch keine Freude machen könne“. Und daraus erwächst denn auch die Veranlassung, das Kind nicht allein mit irdischen Gaben, wenigstens für die Zukunft, zu bedenken und zu beschenken, sondern auch mit dem heiligen Sakramente der Taufe sofort zu weihen, wie wohl der Knabe jetzt davon noch kein Bewußtseyn haben kann. „Ja, so ist es,“ sagte damals Agnes, „das Kind nimmt von den kleinen Geschenken, die für alle Lebensalter seiner Zukunft berechnet sind, und auch von dem größten Geschenke, welche ihm das göttliche Weihnachtskind bescheert, noch keine Notiz. Es ist ganz an seine Mutter gewiesen, und auch diese kann ihm heute noch nichts Anderes, als das gleiche tägliche Gefühl der Befriedigung erregen. Sein Gefühl ist noch mit dem ihrigen verwachsen, in ihr wohnt es und nur in ihr können wir es pflegen und erfreuen.“

Darauf wird denn nun wirklich die Taufe an dem Kinde vollzogen, und als nun, „nach der damaligen alten guten Sitte“, alle Taufzeugen dem Kindlein die Hände auflegen, „da war es, als ob die Strahlen der himmlischen Liebe und Lust sich auf dem Haupte und Herzen des Kindes, als einem neuen Brennpunkte, vereinigten, ein neues Leben zu entzünden“. Auch die Gesellschaft fühlt sich in dem Kinde concentrirt: sie fühlen sich Alle innerlich bewegt, und wer würde denn auch nicht von einer solchen Taufhandlung unwillkürlich ergriffen? Muß doch auch der Ungläubigste in der Gesellschaft, derselbe, welcher das Studium der Theologie für das unfehlbarste Heilmittel gegen den christlichen Glauben erklärt hatte, wider seinen Willen bekennen: „Ist doch so ein Täufling wie ein umgekehrtes negatives Christkindlein, in welches der Heiligenschein einströmt, nicht aus!“ Wer wollte nicht auch solche Regungen der getauften Psyche, solche Reflexe des Christenthums auch in einer solchen Gesellschaft unter aller Confusion, unter aller Alteration des eigentlichen Sinnes, gern anerkennen! Aber zu bedauern ist es doch sehr, daß selbst das Gespräch über die Unempfänglichkeit des Kindes für bewußte Freude, selbst Agnesen's sinnreiche Bemerkung über das Verhältniß des Neugeborenen zur Mutter der gebildeten, wiß- und geistreichen Weihnachts- und Taufgesellschaft nicht zu einigem tieferen Nachdenken Veranlassung gibt. Liegt es doch so nahe, daß, wie der Säugling noch mit der Mutter ganz vereinigt ist, und nur in ihr und aus ihr lebt, so der Täufling durch das Sakrament mit der Kirche, als mit seiner geistlichen Mutter, verwächst, und in ihr und aus ihr die Milch des Lebens und Glaubens empfängt!

So erinnert uns noch zuletzt das Sakrament der heiligen Taufe abermals an das Mysterium des Organismus, in welchem die Kirche besteht. Dieser Organismus der Kirche und das Sakrament der Taufe stehen in einem solchen Wechselverhältnisse, daß eins ohne das andere nicht bestehen kann. Der Organismus der Gemeinde ist es, aus dem das Sakrament der

Taufe hervorgeht; das Sakrament ist es wiederum, welches den Organismus in jedem neuen Gliede begründet, indem es dieses jenem einverleibt. Die Kirche selbst ist hienach, wir sagen es noch einmal, der organische Leib, dessen Haupt Christus ist, als der Gottmensch: das Haupt ist aber nicht nur der Gegenstand, sondern das organische Haupt des Leibes. Darum, je mehr unter unseren Zeitgenossen das einige Kleinod des ungefärbten Glaubens an den Gottmenschen zum Leben, zum Bewußtseyn kommen würde, desto lebendiger würde auch das in dem Gemeindebewußtseyn fast erloschene, nicht allein dem Unglauben, sondern auch dem Privatchristenthum fremd gewordene Mysterium des Organismus Christi wieder erwachen. Durch eine solche Erneuerung der Kirche in der Bedeutung des Leibes würde auch der Geistliche, welcher das Sakrament verwaltet, als Organ der Kirche, als verordneter Diener der Kirche, hiedurch würden auch die Taufzeugen, als Glieder des gesammten Leibes, in die rechte Stellung kommen sowohl zu dem Mysterium jenes Organismus, als auch zu dem Sakramente insbesondere: denn nur aus jenem Organismus erschließt und öffnet sich in der vollen realen Bedeutung das Sakrament der Taufe, als „der Eingang zu allen göttlichen Gütern und zu aller Heiligen Gemeinschaft“.

Die Bedeutung der ökumenischen Symbole oder der allgemeinen Glaubensbekenntnisse der christlichen Kirche für die Unterscheidung von Kirche und Sekte.

Herrn Professor Dr. Richter in Marburg verdanken wir eine jüngst erschienene, staats- und kirchenrechtliche Betrachtung — der Staat und die Deutsch-Katholiken —, deren wohlbegründetes Resultat dahin geht, daß dieser neuen Sekte mit ihrem gegenwärtigen Bekenntniß kein Anspruch an den christlichen Staat auf Anerkennung als christliche Kirche zustehe, daß darum aber doch nicht ihre Anhänger bloß auf die Hausandacht beschränkt werden müssen, sondern die Privatübung ihrer Religion auch in weiteren Kreisen zu dulden sey. Der Herr Verf. gründet sich S. 21. auf „die auch den Blinden sichtbare und den Tauben hörbare Thatsache, daß unser ganzes Besitzthum an Gesittung, Wissenschaft und Kunst, unsere Staats-, unsere Rechtsordnung so durchdrungen ist von den positiven christlichen Elementen, daß an eine Ausscheidung nicht gedacht werden kann, weil sie eine Zerstörung seyn würde“. Daraus folgert er S. 22., daß, obwohl „zugegeben werden müsse, daß die Zahl der Kirchen keine abgeschlossene sey, doch zur Begründung des Anspruchs auf volles kirchliches Daseyn es nicht hinreiche, daß dem Staate überhaupt nur ein Bekenntniß vorgelegt werde, das seiner Ordnung nicht widerspreche; sondern mit zwingender Nothwendigkeit müsse gefordert werden, daß dieses Bekenntniß in seine Ordnung überhaupt eingehe, indem es sich offen und klar auf dem Grunde hält, der der allgemeine christliche selbst ist“. Da nun aber das

Bekenntniß der katholischen Dissidenten „sich absichtlich gerade über die christlichen Grundfragen mit der höchsten Unbestimmtheit ausgesprochen, so daß die disparatesten Richtungen unter seinem Schilde sich zusammengefunden, und daher alles gerade in den wesentlichsten Beziehungen so unklar und unsicher sey, so könne der Staat die Anerkennung zu ebenbürtigem kirchlichen Daseyn nicht gewähren“. Um diesem Resultate seine volle Zustimmung zu geben, bedarf es nur eines Blickes auf den unter dem prahlerisch selbstgegebenen Titel: „Die erste allgemeine Kirchenversammlung der Deutsch-Katholischen Kirche, abgehalten zu Leipzig Ostern 1845“ von dem Theaterkassirer R. Blum und dem Vorsteher des stenographischen Instituts F. Wigard herausgegebenen „authentischen Bericht“ über die Abmachungen jenes aus beschränkten Ibioten zusammengesetzten Convents oder Conventikels, welcher über die Artikel des christlichen Glaubens in einer Weise diskutirte, die nur zu sehr an die weiland Beschlüsse des National-Convents über das Seyn oder Nichtseyn des höchsten Wesens erinnert. Solchen, unter aller Würde sehenden, aller kirchlichen Haltung ermangelnden, eil- und leichtfertigen Satzungen das Siegel kirchlicher Anerkennung aufzudrücken, wird jede christliche Staatsregierung in Europa um so mehr erörthen müssen, je mehr das spätere Gebahren der Sektenhäupter, namentlich des so unwissenden, als ausgeblasenen Ronge, leider die Voraussetzungen zerstört hat, als würden die Leipziger Übereilungen durch spätere gediegenere Leistungen würdigerer Männer wieder gut gemacht werden. Es bleibt also auf der neuen Sekte nicht bloß der Vorwurf haften, daß sie „in höchster Unbestimmtheit über die christlichen Grundfragen (namentlich über die eigene Frage des Herrn: wie dünkt euch um Christo? weß Sohn ist er?) sich ausgesprochen“, sondern auch der, daß sie eben damit die Bestimmtheit und zwar die übereinstimmende Bestimmtheit, womit alle christlichen Hauptkirchen über jene Fragen sich aussprechen, verworfen und insbesondere die Bezweiflung oder Längnung der Gottheit Christi (den Alle nach seinem eigenen Wort [Joh. 5, 23.] ehren sollen, wie sie den Vater ehren) proklamirt hat. Wenn sie ihn dessen ungeachtet noch ihren Heiland nennt, so ist dies nur ein trauriger Überrest katholischen Heiligendienstes und vom Standpunkte der Evangelischen Kirche, welche nicht duldet, auf bloße Geschöpfe eine Zuversicht des Heils zu gründen, eben so zurückzuweisen, wie jener Menschenkultus, der sich doch damit noch zu rechtfertigen sucht, daß er die Heiligen nur im Glanze des göttlichen Lichtes Christi leuchten läßt. Wie die durch alle Zeiten und Räume der allgemeinen christlichen Kirche ausgebreitete Anbetung des Herrn Jesu Christi, in dessen Namen alle Kniee im Himmel und auf Erden sich beugen, denen, die seine Gottheit läugnen, als Abgötterei und Götzendienst erscheinen muß, und in welchen feindlichen, schneidenden Gegensatz sie daher gegen alle Haupttheile der allgemeinen Kirche (eben so gegen die beiden Evangelischen wie gegen die beiden Katholischen) treten, dies müßte sehr wohl erwogen werden, wo man sich versucht fühlen könnte, einer solchen, die Gottheit Christi läugnenden Sekte eine gleiche Anerkennung wie

den sie bekennenden Kirchen in den christlichen Staaten zu gewähren.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg. Die neue „freie“ Gemeinde wird zwar Einigen zum Schaden, aber Vielen zum Frommen gereichen; und wenn sich die unchristlichen Elemente aus der Kirche, die sie bisher getragen und ihr einen Hintergrund gegeben, ausscheiden und ein eigenes Leben beginnen, kann die Heilung des Ganzen erfolgen. Die Kirche gewinnt, wenn sie diese verliert und diese mögen die Wahrheit oder die Lüge ihres Daseyns durch ihr Leben bewähren. Wie jetzt die Gemeinde auftritt, darf jeder evangelische Christ ohne Bangen auf dieses Zusammentreten der Feinde sehen; die sind in weiter nichts einig, als im Haß gegen das Evangelium. Die Verfassung dieser „freien“ Gemeinde ist radikal demokratisch; über Alles wird von der ganzen Gemeinde nach Stimmenmehrheit entschieden; Geist und Erkenntniß ist der ungelistigen Masse preisgegeben. Fast mehr als die Hälfte der Anwesenden waren Damen. Rupp, der ungeachtet eines traurigen Mangels christlicher Erkenntniß, wirklich der edelste Geist in dieser Gemeinde ist, und wenigstens gute Absichten hat, hat sich dem kräftig widersetzt, daß die Gemeinde über Glaubensgegenstände abstimme. Die Debatten waren sehr heftig. Rupp verneinte die Mündigkeit der Gemeindeglieder in Glaubenssachen; es müsse, meinte er, erst eine reifere Entwicklung vorangehen, ehe über die fraglichen Vorlagen, Taufe und Abendmahl, entschieden werden könne. Er mußte dabei von der sich beleidigt fühlenden Gemeinde harte Worte hören. Für's Erste ist der Zwist beschwichtigt, doch Rupp wird sich nicht lange vertragen können. Der Präses erklärte ausdrücklich, daß die Gewissensfreiheit der Gemeinde die Lehrenfreiheit des Geistlichen ausschließe und daß die Gemeinde dafür sorgen müsse und werde, daß sie nichts zu hören bekomme, was ihrem Bewußtseyn nicht entspreche, das „Wie?“ könne vorläufig noch nicht bestimmt werden. Eine Adresse von Wislicenus wurde vorgelesen, worin er eine ähnliche Gemeinde gründen zu wollen erklärte; es bestimme ihn nur, daß sich die Königsberger Gemeinde nur „halb frei“ gemacht habe; so lange sie noch die Bibel als Glaubensnorm anerkenne, seien die Fesseln, wenn auch locker, noch an ihren Füßen. Auch diese Fessel müsse fort. Fort mit den Bibeltexten, die unsere Nerven nur hemmen; fort mit den Geistlichen, Jeder rede zur Gemeinde; fort mit dem Altar und dem Priestergewande, die nur das Pfaffenthum bezeichnen; fort mit dem salbungsvollen, mit Bibelversen geschmückten Styl; fort mit den bisherigen Liedern, statt deren neue, und fort mit den traurigen und leiernden Melodien, statt deren muntere Gesänge; nicht in den Kirchen sollen die Versammlungen seyn, sondern in heiteren Sälen. — Nach dem Vorlesen dieser Adresse erhob sich eine laute Affkamation. Der Präses erklärte, so weit könne die Gemeinde wenigstens vorläufig noch nicht gehen. Als die Gemeinde über Taufe und Abendmahl abstimmen sollte, fand man für nöthig, sie erst zu belehren, wie es sich damit eigentlich verhalte, und dabei fand der Redner oft Gelegenheit, durch Witze über jene Lehren das Lachen der Gemeinde zu erregen. Zuben brauchen, nach dem noch nicht zur Abstimmung gebrachten Entwurfe, nicht erst getauft zu werden. Bei der Taufe wird verpflichtet auf Gott den Vater, der heiligend in dem Menschen wirkt, und auf Jesum, der uns dies gelehrt hat. Auch zwölfjährige Knaben befanden sich in der Versammlung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 25. März.

N^o 24.

Die Bedeutung der ökumenischen Symbole oder der allgemeinen Glaubensbekenntnisse der christlichen Kirche für die Unterscheidung von Kirche und Sekte.

(Schluß.)

Wenn wir nun mit Herrn Dr. Richter ganz darin übereinstimmen, daß der Staat nur einem solchen Bekenntnisse, „das sich offen und klar auf dem Grunde hält, der der allgemein christliche selbst ist“, die kirchliche Vollberechtigung angedeihen lassen kann, so hätten wir nur gewünscht, daß darüber auch noch eine bestimmte und sowohl kirchenrechtlich als theologisch gültige Nachweisung gegeben wäre, was der Staat als den allgemein christlichen Grund zu betrachten hat. Sollte dies vom Staate erst dogmatisch vermittelt und entschieden werden müssen, so würde dies mit vielen und großen Mißständen verknüpft, und ein übereinstimmendes Urtheil zwischen den verschiedenen Staaten schwerlich zu hoffen seyn. Sowohl die allgemeine Gültigkeit des Urtheils über das allgemein Christliche, als die rechtliche Verbindlichkeit und Unabhängigkeit desselben von persönlichem Belieben erheischt eine historische Basis, die über dem Streit und der Spaltung der Kirchen hinausliegt. Diese Basis, diesen gemeinsamen Grundstamm aller Hauptverzweigungen der Christenheit, bieten die drei ökumenischen Glaubensbekenntnisse, das Apostolische, Nicänische und Athanasianische. Bis zur Zeit der Reformation hatte die christliche Kirche des Morgen- und Abendlandes, auch seit ihrer Trennung, keine anderen Symbole, als diese drei. Die Reformation, unabhängig von der Autorität beider Kirchen, nur auf die heilige Schrift bauend, hielt eben um des göttlichen Wortes willen jene gewichtigen Zeugnisse des kirchlichen Alterthums, als allgemein christliche Bekenntnisse, fest, so daß die Reformatoren auch dadurch von unseren Radikale reformern sehr wesentlich sich unterscheiden, daß sie nicht nur kein bestehendes Symbol der Kirche verworfen, sondern auch neue hinzugefügt haben, während diese sowohl die alten, als die neuen verwerfen wollen. Auch im Gebiete der Reformation trat ein Zwiespalt ein zwischen Lutheranern und Reformirten, der wenigstens die kirchliche Autorität der einen für die andere aufhob. Aber in der auf Gottes Wort begründeten Anhänglichkeit an die allgemeinen Symbole schieden sie sich nicht, und obwohl es die Reformirten weniger, als die Lutheraner, zu allgemeinen symbolischen Festsetzungen gebracht, sondern in verschiedenen Ländern eigenthümliche Bekenntnisse aufgestellt haben, so zieht sich doch durch alle diese unabhängigen Zeugnisse die um so gewichtigere Übereinstimmung der Anhänglichkeit an

die ökumenischen Symbole hindurch. Die christlichen Hauptkirchen haben daher in den drei Hauptsymbolen (wie sie in dem Ordinationsformular der Preussischen Agende genannt werden) ein gemeinsames und allgemeines symbolisches Fundament, welches ihnen allen den Charakter der ökumenischen Katholicität, oder allgemein-christlichen Kirchlichkeit gibt. Diese durch die gründliche Sichtung der ganzen kirchlichen Überlieferung im sechzehnten Jahrhundert, inmitten der großen Kirchentrennungen und trotz mannigfacher Sektenspaltungen (Wiedertäufer, Unitarier, Socinianer u. a.) unversehrt gebliebene Grundlage ohne Abbruch zu erhalten, müssen die christlichen Staaten, die den symbolischen Bestand der Kirchen nicht eigenmächtig verkürzen und das geschichtlich und rechtlich Gegebene nicht nach selbstbeliebiger Ansicht verändern dürfen, pflichtmäßig sich angelegen seyn lassen. Unschätzbar für die Europäische Menschheit ist eine solche urkundlich gemeinsame Grundlage ihres christlichen Glaubens, wodurch sie, ohnerachtet aller sonstigen Entzweigungen, noch immer in dem gleichen Bekenntnisse Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes als Eine allgemeine Christenheit verbunden ist. Nicht hoch genug kann in Zeiten spaltender Sonderungen, mißtrauischer Scheidungen und feindlicher Befehdungen, wie die gegenwärtigen, alles das angeschlagen werden, was die Feuerprobe ähnlicher Zeiten bestanden, und mitten im Streit noch immer ein Band des Friedens und ein Pfand der Verbrüderung erhält, auch trotz allem Widerspruche dem apostolischen Worte: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller u. s. w. seine einigende Wahrheit verbürgt, und nicht nur gegen Juden und Heiden, sondern auch gegen alle Sektirer sie wahr, die, von dem gemeinsamen, achtzehnhundertjährigen Stamme der Christenheit sich ablösend, ihre eigenen dürftigen Reiser daneben setzen. Allerdings haben im Laufe der gegenwärtigen Geschichte die Europäischen, wie die Deutschen Staaten den durch die Reformation in jedem von ihnen mit Ausschließlichkeit herrschend gewordenen, entweder katholisch- oder protestantisch-confessionellen Charakter verloren und sind fast alle gemischte Staaten geworden, worin die beiden Confessionen gleiche Berechtigung haben. Dadurch sind sie aber nicht außer oder über das Christenthum, oder indifferent gegen die christliche Kirche überhaupt gestellt worden; sondern je mehr im Staate der speciell confessionelle Charakter zurücktritt, um so mehr muß er als christlicher Staat den generell christlichen behaupten und als seine Confession eben diejenigen Bekenntnisse festhalten, welche wie der ungetheilten Christenheit der früheren, so der getheilten der späteren Jahrhunderte gemeinsam gewesen und geblieben sind. Eben darum wird er nur denjenigen christlichen Gemeinschaften

Kirchliche und staatliche Vollberechtigung paritätisch zuerkennen, welche auf dem allgemein christlichen Grunde der ökumenischen Symbole beharren. Wo man von ihm weicht, da gibt es zwischen Kirche und Sekte keine bestimmte, sichere Gränze mehr, sondern es bleibt nur eine willkürliche, eigenbeliebige, höchstens quantitative, nach der Zahl der Anhänger sich richtende Unterscheidung.

Was die bestehenden Kirchen selbst anlangt, so sind sie alle durch ihre eigenen, aus der Reformation hervorgegangenen Confessionen auf die allgemeinen christlichen Bekenntnisse der alten christlichen Kirche, als auf unerschütterliche, in dem Worte Gottes fest begründete Zeugnisse der göttlichen Wahrheit hingewiesen, und keine wird je von diesem Zusammenhange mit der Einen allgemeinen Christenheit sich lösen wollen, sondern jede wird wünschen, auch fernerhin den durch keine bisherigen Trennungen gelösten Verband mit ihr unzertrennlich zu erhalten, um mit derselben auch in Wahrheit bekennen zu können: ich glaube an den heiligen Geist, eine heilige allgemeine christliche Kirche. Um so unwandelbarer müssen alle Glieder dieser allgemeinen christlichen Kirche auf jenen Bekenntnissen beharren, als sie eigentlich alle drei nur Ein Bekenntniß sind und zwar das Bekenntniß zu dem dreieinigen Gott Vater, Sohn und heiligen Geist, worauf der Mensch gewordene Sohn in göttlicher Vollmacht alle Völker zu lehren und zu taufen befohlen hat, Matth. 28, 18 ff. Nichts anderes wollen die drei allgemeinen, kurzgefaßten Bekenntnisse, als diesen heiligen Glauben der heiligen Schrift gemäß so bestimmen, daß beides von dem gläubigen Christen erkannt und bekannt werde, nämlich der Unterschied des Vaters, Sohnes und Geistes, als unseres Schöpfers, Erlösers und Heilmachers, und doch zugleich die Einheit des göttlichen Wesens in ihnen, so wie auch die Vereinigung des Sohnes Gottes mit der menschlichen Natur zur Erlösung derselben. Die Verläugnung jenes Unterschiedes führt in's Judenthum zurück, welches die Offenbarung des Sohnes Gottes in Jesu Christo und des heiligen Geistes in der christlichen Kirche verwirft und darum keine Versöhnung mit Gott hat. Dagegen führt die Verkenennung und Trennung der Wesenseinheit des Sohnes und Geistes mit dem Vater und die Annahme, daß Christus nur ein Geschöpf und der heilige Geist nur ein endlicher, dienstbarer Geist sey, obwohl wir doch Heil und Gnade und ewiges Leben ihnen verdanken sollen, zur Creaturvergötterung, Abgötterei und Vielgötterei, d. h. zum Heidenthume hinab. Mehr oder minder beugen alle sektirerische Abirrungen vom ökumenischen Christenglauben in jüdische oder heidnische Anschauungen zurück, während die Kirche die volle Wahrheit der vollkommenen göttlichen Offenbarung des Neuen Bundes ganz und rein bekant, so daß jede wesentliche Abweichung von diesem Bekenntniß nicht nur kein Fortschritt, sondern vielmehr ein Rückfall in längst überwundene Irrthümer seyn würde.

Stimme der Klage.

Nicht als ein Ruf des Verzagens, nur als ein Ruf der Sorge, doch auch der Hoffnung, wünschte die Stimme verstanden zu werden!

Die Stimme der Klage ist für jetzt darauf gerichtet, daß, während nicht nur der Schauplatz der Welt von großen und kleinen Reformplänen widerhallt, sondern auch die wohlgeordneten Behörden unserer Kirche, von den niederen bis zu den höchsten Stellen hinauf, seit Jahren die Neigung kundgeben, den großen Mängeln des jetzigen kirchlichen Zustandes durch entsprechende Einrichtungen abzuhelpen, bisher fast überall Alles beim Alten bleibt.

Wosern die Absicht stattfindet, diesen Mängeln durch umfassende organische Reformen abzuhelpen, muß zwar das Bedenkliche einleuchten, inzwischen jenen Mängeln im Einzelnen Abhülfe verschaffen zu wollen, während dieser Zweck etwa zugleich sicherer erreicht werden würde, sobald die Zeit für die umfassende Reform gekommen wäre.

Aber abgesehen davon, daß es noch immer fraglich erscheint, welchen Umfang, zumal unter den unberechenbaren Schwankungen, denen auch das Schiff der Kirche unter den Stürmen der Gegenwart erliegt, die Reform endlich doch gewinnen möchte, dünkt es uns doch sehr mißlich, daß mancher schreiende Übelstand, dem ohne Schwierigkeit abzuhelpen wäre, nach wie vor in aller Wirksamkeit belassen bleibt. Wohl mag bei den höheren Stellen des Kirchenregiments, wo ohne Zweifel das Gefühl der Mangelhaftigkeit unserer jetzigen kirchlichen Zustände im Ganzen sich concentrirt, das Gewicht der einzelnen Übelstände weniger hervortreten, deren Druck an niederen Stellen und im unmittelbaren Leben der Gemeinden schwer empfunden wird.

Und so darf wohl, wenn auch ohne die Absicht eines Vorwurfs, ohne Regungen der Ungeduld, die Klage laut werden: „Ach, Herr, wie so lange!“ Wir sehen so manchen Übelstand, der hell in die Augen springt, der auch denen nicht verborgen bleiben kann, die jetzt so ungerufen die Reform der Kirche betreiben, ehe sie noch irgend Hand an das Werk ihrer eigenen Wiedergeburt gelegt. Solche Blößen der Kirche benutzen sie, über diese und das Kirchenregiment den Stab zu brechen; damit verschaffen sie sich Eingang bei der losen Menge unter Predigern und Gemeinden, obschon grade jene es sind, durch deren Untreue die Schäden der Kirche so groß geworden.

Aber wäre es nicht besser, die bessernde Hand würde inzwischen überall, wo es geschehen kann, an die einzelnen schreiendsten Mißstände der kirchlichen Ordnung gelegt, als in Aussicht auf eine universelle Reform den Riß immer ärger, den Schaden immer größer werden zu lassen? Daß von den Feinden der Kirche, indem sie bewußt oder unbewußt dem Fürsten der Finsterniß dienen, Alles aufgeboten wird, und der Geist der Zeit mächtig dahin arbeitet, die von oben her beabsichtigte Reform in einen Strudel der Revolution von unten her zu ziehen, liegt am

Tage. Und so dürfte die vorläufige Beseitigung manches Mißstandes, der die Fortentwicklung des kirchlichen Gemeindelebens eben so hindert, als der herrschenden kirchlichen Auflösung kräftigen Vorschub leistet, dringend wünschenswerth erscheinen.

Wir erlauben uns, nur beispielsweise auf Einiges hinzuweisen, was sich eben zunächst darbietet, und uns in unserer kirchlichen Lebensstellung mit Anderen besonders drückend wird.

Es ist zunächst die Auflösung alles kirchlichen Gemeindeverbandes, die sich nicht bloß in jenen unübersehbaren städtischen Pfarochien ausspricht, sondern nicht minder in den Gemeinden der kleinsten Städte und auf dem platten Lande zu Tage kommt, auf die wir hinweisen.

Dies tritt vorzugsweise zur Zeit des Jahreswechsels, wo das Gesinde zieht, hervor. Auf eine Gemeinde von fünfhundert Seelen kommen hier auf dem Lande gegen achtzig bis hundert Dienstreute, die zum großen Theil um Neujahr sich erneuen, so daß vielleicht die Hälfte in andere Dörfer zieht, eben so viele einwandern. Alle haben sich sämmtlich bei dem Schulzen, dem Vorstande der bürgerlichen Gemeinde, zu melden, um entweder ihre Abzugzeugnisse vollziehen zu lassen, oder sich durch solche beim Anzug als berechtigt zu erweisen. Niemand aber fällt es ein, sich beim Aus- oder Eintritt in die kirchliche Gemeinde bei dessen Vorstande zu melden.

Jener Wechsel des Gesindes pflegt in der Mark mit dem wildesten Getümmel verbunden zu seyn. Die durch Genuß von Brantwein erhitzten Knechte und Mägde verlassen mit unbändigem Jubelgeschrei die Höfe; die Knechte, welche die Läden der Mägde auf die neuen Höfe führen, jagen in wilder Hast durch das Dorf, welches ganz und gar in der Auswanderung begriffen zu seyn scheint. Nachher vergehen Wochen und Monate, bis der Geistliche gelegentlich die neu angezogene Jugend kennen lernt. Inzwischen haben die von auswärts Gefommenen die auswärtig herrschenden Unsitten vollständig eingeführt, und nicht selten darauf sich etwas zu Gute gethan, viel gottloser zu erscheinen, als sie wirklich sind.

Auf den Filialen lernt der Geistliche die erwachsene Jugend vielleicht nie kennen — da dieselbe nicht verbunden ist, sich vor ihm darzustellen, und er keine Macht in Händen hat, eine Verbindung mit denen anzuknüpfen, die einer geistlichen Ansprache am meisten bedürfen.

Nicht anders ist es, um dies beiläufig zu bemerken, mit den etwa neu ankommenden Sträflingen, die aus öffentlichen Strafanstalten entlassen sind. Hier ist der Geistliche zwar durch sein Amt und durch besondere Verordnungen befugt und verpflichtet, auf den ferneren Wandel derselben seelsorgerisch einzuwirken. Bei der völligen Auflösung des Gemeindeverbandes bleibt es aber zufällig, ob und wann er von der Ankunft eines entlassenen Sträflings erfährt, der vielleicht sich schon neuer Vergehen schuldig gemacht hat, ehe der Geistliche von seiner Ankunft Kunde erhält. Und ist dies auch geschehen, so bleibt es nicht selten für den Geistlichen mehr als mißlich, den eben seiner Haft entlassenen Sträfling in seiner Wohnung aufzusuchen,

da es diesem völlig frei steht, ihn in seiner amtlichen Stellung anzuerkennen, oder nicht.

In diesem einfachen Faktum liegt die völlige Auflösung unserer kirchlichen Gemeindeordnung zu Tage. Die roheste Dorfgemeinde erscheint bürgerlich besser geordnet, als die kirchliche Gemeinde; diese stellt sich als eine durchaus zufällige Sammlung von Individuen dar, deren Umfang nach dem Vorigen nicht einmal bekannt und festgestellt ist.

Wie gar anders würde es nun seyn, wenn Jedermann, und namentlich die dienende Jugend, beim Wechsel der Gemeinde ihren Kirchenschein zu entnehmen, und damit eben so bei dem Vorstand der kirchlichen Gemeinde sich darzustellen verbunden wäre, wie bei der bürgerlichen Ortsobrigkeit. Im Gegensatz jenes gottvergessenen Leichtsinns, mit dem die Jugend so häufig aus einem Dienstverhältniß und aus einer Gemeinde in die andere rennt, würde sie durch diese Ordnung zunächst thatsächlich zu dem Bewußtseyn von einer höheren kirchlichen Ordnung der Dinge gebracht, die ihr jetzt nicht selten eben so verschwindet, als ihr das Bewußtseyn der bürgerlichen Ordnung ohne das persönliche Hervortreten einer Obrigkeit entgehen würde. Dann aber würde jedem treuen Seelsorger sofort die Gelegenheit gegeben seyn, mit jedem neu anziehenden Gliede der Gemeinde den Grund eines gemeindlichen und seelsorgerischen Verhältnisses zu legen. Ist kein Zweifel, daß manchem der Miethlinge unter den Geistlichen hiedurch eine unerträgliche Last würde aufgelegt werden, daß er sich der hiemit in Anspruch genommenen Pflicht auf eine Weise entledigen würde, die kaum von einem Segen begleitet seyn könnte: so ist auch eben so gewiß, daß jeder treue Seelsorger diese Ordnung zum großen Segen der Gemeinde zu benutzen wissen würde. So sehr die ange deutete Wildheit der Jugend bei dem Wechsel der Herrschaften dem zu widersprechen scheint, so kann es doch gar nicht fehlen, daß beim Eintritt in eine neue Gemeinde, in eine neue Familie, eine gewisse Spannung und Erregung sich zeigt, die der treue, geschickte Seelsorger durch geeignete Ansprache in rechtem Ernst der Liebe am wenigsten jetzt ohne Segen benutzen würde.

Also wohl Grund genug der schmerzlichen Klage, daß Ordnungen so einfach elementarischer Art noch immer auf sich warten lassen.

Und wäre denn die Herstellung der so mangelnden Ordnung besonderen Schwierigkeiten unterworfen?

Wir meinen, dies sey keineswegs der Fall, sobald nur überhaupt die vorläufige Besserung einzelner greller Mißstände beliebt würde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg, den 23. Februar.

Die heutige Hartung'sche Zeitung bringt uns aus den Freitag's-Verhandlungen der sogenannten freien Gemeinde eine interessante Nachricht, wonach dieselbe in eine neue Phase ihrer Entwicklung getreten ist.

Nach wiederholentlichen Debatten über die Taufe ist man endlich darüber einig geworden, zwar dieses Sakrament selbst nicht abzuschaffen, wie von funfzehn Mitgliedern der Gemeinde verlangt worden ist, wohl aber die bisherige Taufform zu beseitigen und namentlich „die alten Einsekkungsworte bei der Taufe nicht mehr zu brauchen“. Indem wir diese Worte hinschreiben, durchgeht uns, wie es ohne Zweifel auch manchem unserer Leser gehen wird, eine gewisse Scham über diese Behandlung des Sakramentes. Nicht als ob wir uns schämten, dasjenige heilig zu halten, was eine kleine Zahl andersgesinnter Personen profanirt; wohl aber darüber, daß man wirklich bis zu dem Extrem gelangt ist, innerhalb der christlichen Kirche die fernere Existenz der heiligen Taufe in Frage zu stellen, und sich dann dessen zu rühmen, daß jene Hand voll Herren und Damen ihr wirklich in der Majorität ihr Vorhandenseyn gestattet haben. Es gibt gewisse Dinge, welche zu erlauben, eine eben so große Beleidigung ist, als sie zu verbieten. Als der National-Convent das Daseyn Gottes dekretirte, beging er eine Handlung, welche eben so lächerlich oder verächtlich war, als wenn er es verboten hätte. In der neuen freien Gemeinde wird man also in Zukunft noch taufen (falls der übrig behaltene Rest der Handlung den Namen einer Taufe noch verdient), nicht weil es so Gottes Befehl, sondern ein Beschluß der Gesellschaft ist; es wird ein schöner Morgen kommen, an welchem man das Gegentheil belieben wird. Indes im Grunde hat man es schon beliebt. Man hat die Taufhandlung beibehalten, aber die Einsekkungsworte gestrichen. Man hat einen unschuldigen Menschen, der nichts als wohlgeihan hat, vor Gericht geladen, hat sich nach langen Debatten endlich entschlossen, ihm das Leben zu lassen; aber — nur unter der Bedingung, daß man die Seele von seinem Körper scheide, und in der Absicht, ihm gelegentlich, wenn man damit fertig seyn wird, eine bessere Seele einzuhauchen. Wir wissen nicht, wie man die Taufe vollkommener hat abschaffen können, als daß man der äußeren Handlung das Gotteswort genommen und Menschenwort an die Stelle zu setzen gedenkt. Wir haben wohl von Illustrationen bei den Heiden, von Proselytentaufen bei den Juden, ja von einer Johannaestaupe gehört, in welchen allen der symbolische Gebrauch des Wassers eine Analogie mit der von Christo eingefegten Taufe darbot: allein wir haben mit der ganzen christlichen Kirche und zwar mit der rechtgläubigen sowohl, wie mit allen häretischen Fraktionen derselben stets die christliche Taufe für eine heilige Handlung gehalten, welche sich grade durch die Bestimmung, daß sie geschehe im „Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“, also durch die Einsekkungsworte als christliche von jenen analogen nichtchristlichen Austauschhandlungen unterscheidet, mit diesen Einsekkungsworten aber — woran überdies alle verheissenen Segnungen des Sakramentes geknüpft sind — Ihr christliches Gepräge verliert; kurz, wir haben mit gutem Grunde eben in dem angefochtenen Gottesworte den spezifischen Charakter und Segen der heiligen Taufe gesehen. Nichts desto weniger ist die freie Gemeinde so frei gewesen, den Lebensnerv des Sakramentes, da wo dasselbe mit dem Worte Gottes organisch zusammenhängt, zu durchschneiden; sie wird künftig eine Taufhandlung haben ohne das dazu gehörige mächtige und gnadenreiche Gotteswort, indem sie dasselbe durch ein vollkommen ohnmächtiges und armseliges Menschenwort ersetzt, und wird dann von der christlichen Kirche und von dem christlichen Staate verlangen, daß sie diese durchaus nicht täuschende Composition für ganz besonders edles Metall nehme. In dieser Rechnung wird sie sich aber entschieden irren. Jene verachtete Minorität von zweihundvierzig ihrer Gemeindeglieder hat

mächtige Bundesgenossen in dem Worte Gottes, in der Vernunft, in der Geistesarbeit von achtzehn Jahrhunderten, in den tiefsten Bedürfnissen des christlich-religiösen Gemüthes, schwächere Bundesgenossen nicht zu rechnen; schon diesen, fürwahr mehr als bloß zweihundvierzig, wird sie nicht auf lange widerstehen können. Könnte sie's aber auch: die christliche Kirche müßte sich selbst verläugnen, wenn sie die eitelen Menschengesankungen der freien Gemeinde jemals auf gleiche Linie mit den Ordnungen des lebendigen Gottes zu setzen vermöchte. Luther sagt: „Das ist nun der erste Irrthum über diesem Sakrament derer, die allein das einige Stück, nämlich lauter Wasser, ansehen und das beste Stück davon sondern und scheiden, daß es muß bei ihnen eine lautere, leere Hülse seyn.“ Gottlob! die Kirche vermag noch leere Hüllen von vollen Früchten zu unterscheiden und wird das geltend zu machen wissen an ihrem Theile. Es hilft nicht, sich eine „evangelische“ Gemeinde zu nennen, während man das Evangelium verläugnet, und auf den Christennamen zu pochen, während man den ausdrücklichen Befehl Christi mißliert und verwirft. Es haben sich schon Viele eingebildet, Heilige und Kaiser zu seyn, und sind doch nur Thoren oder Kranke gewesen. Es hilft nicht, die Symbole abzuschaffen, angeblich um Gotteswort desto unverfälschter und unbeschränkter zu haben, und doch die unzweideutigen Gottesworte durch Stimmenmehrheit zu verwerfen; die Zeigenblätter reichen nicht mehr zu, der nackte Unglaube kommt an's Licht; man will die Symbole nicht, weil man Gottes Wort nicht will, sondern nur seine eigenen zufälligen, selbstbeliebigen Gedanken, weil man nicht Gott will, sondern allein sein eigenes Ich. Die freie Gemeinde hat mit den Beschlüssen des 20. Februar viel mehr gethan, als bloß einige Worte bei der Taufe abgeschafft; sie hat die christliche Taufe verworfen, sie hat das Wort Gottes aufgegeben, sie ist faktisch aus der christlichen Kirche hinausgetreten. Und Dr. Rupp, der nach einer früheren Mittheilung die Einsekkungsform um Alles festhalten wollte, nun aber überstimmt worden ist und darum das seiner Überzeugung Entgegengesetzteste als Diener derjenigen, welche dieselbe verworfen haben, fortan vertragsgemäß zu treiben haben wird? — In der That, wie wenig wir die Ungebuld begriffen haben, mit welcher Dr. R. einer so ehrwürdigen Societät, wie der Evangelischen Kirche, den Scheidebrief zuzuschicken vermochte: so sehr erlaunnen wir über die Geduld, welche ihm seiner jetzigen Genossenschaft gegenüber gegeben ist. Wie ein Mann von Sachkenntniß und religiösem Charakter — was wir wenigstens Herrn R. nie abzuspochen gemeint gewesen — wie ein solcher mitten in einem Treiben, wie es uns in seinen äußersten, aber unerkennbaren Zügen durch die Freitagstapporte der Hartung'schen Zeitung vorgeführt wird, auch nur aushalten kann: ist uns schon schwer begreiflich; wie sich aber ein Mann, und ein solcher Mann, nachdem er es verschmäht hat, ein Diener Gottes in dessen Kirche zu seyn, dazu herzugeben im Stande ist, nach dem Belieben der Majorität in einer Gemeindefaßt, wie die, welcher er gegenwärtig angehört, heute zu verwerfen, was er gestern noch für wahr hielt, und will's die Gesellschaft, morgen wieder zu predigen, was er heute verworfen hat — das erscheint uns doch als eine Tortur, welche sich von der berüchtigten Inquisition wenig unterscheidet und wozegen die Verpflichtung auf die herkömmlichen Gemeindebekennnisse für lauter Himmel zu achten ist; es erscheint uns als eine moralische Unmöglichkeit. Wir werden sehen, ob Herr Dr. R. dieses Unmögliche möglich machen wird; in diesem Falle wird die neue Gemeinde auch ihre Wunder haben.

B. f. Pr.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 28. März.

N^o 25.

Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland.

Es ist noch nicht so lange her, daß man in der Evangelischen Kirche neben einer Mission für die Welt außerhalb ihrer auch von einer inneren Mission hat reden hören. Doch hat der Gedanke derselben, seitdem er einmal ausgesprochen ist, in weiten Kreisen einen schnellen und lebendigen Widerhall gefunden. Es ist die Überzeugung immer allgemeiner geworden, daß die vielen vereinzelter Thätigkeiten der rettenden Liebe, welche der neu erwachte Geist des Glaubens an den verschiedensten Punkten der evangelischen Christenheit unabhängig von einander hervorgerufen hat, eines großartigen Zusammenhanges nicht nur fähig, sondern eines solchen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen, auch bedürftig sind. Nur von ihrer Vereinigung steht zu hoffen, daß es ihnen gelingen werde, sich des leiblichen und sittlichen Elendes, das jetzt unter dem Namen des Pauperismus so viel von sich reden macht, zu bemächtigen, den rasilos fortschreitenden Versuchen derer, die dies Elend benutzen und ausbeuten, um es zum Mittel des Umsturzes jeglicher Ordnung zu gebrauchen, einen festen Damm entgegenzusetzen, und unser Volk zu der christlichen Sitte und Zucht, die es in der langen Herrschaft des Unglaubens verloren hat, wieder zurückzuführen.

Schon seit einer Reihe von Jahren bestanden im Norden Deutschlands Vereinsthätigkeiten, die, wenn auch nicht an äußerem Umfang, doch an innerem Gehalt, an Gesundheit und Klarheit ihrer Grundsätze und an Vollendung ihrer Organisation vor allen ähnlichen unseres Vaterlandes sich auszeichneten. Hier entsprang auch der Gedanke der inneren Mission und fand, kaum laut geworden, fruchtbaren Boden, er ward eine treibende Kraft, aus der neue Bestrebungen mit Bewußtseyn ihres Ziels hervorgingen.

Es ist dem Eins. vergönnt gewesen, im Herbst des vergangenen Jahres die Hauptpunkte für die Entwicklung der inneren Mission im nördlichen Deutschland zu besuchen. Er hat gern der Aufforderung, seine Wahrnehmungen zu veröffentlichen, Folge geleistet, denn wie unvollständig dieselben auch seyn mögen, wie Vieles seiner Beobachtung bei oft nur kurz zugemessenem Aufenthalte entgehen mußte, so hofft er doch, daß seine Mittheilungen dazu beitragen können, die Bedeutsamkeit jener Bestrebungen in das Licht zu setzen, ihre Kenntniß zu verbreiten und zur Nachahmung zu reizen.

Auf dem großen Gebiete der inneren Mission lassen sich drei Arten von Thätigkeiten von einander sondern und unterscheiden.

1. Die Vereine, welche die Pflege und Beschäftigung von

Kranken und Armen zu ihrem Zwecke haben und mit ihrem Netze die ganze Noth der unteren Klassen umspannen möchten.

2. Die Vereine für entlassene Sträflinge, weibliche Gefallene, verwahrloste oder verbrecherische Kinder, genug, für alle einer besonderen sittlichen Pflege bedürftigen Glieder der menschlichen Gesellschaft.

3. Die Handwerker-, Gesellen- oder Jünglingsvereine, zu dem Zwecke, die jüngeren Genossen des Gewerbestandes dem Strudel der Verführungen zu entziehen, christliche Sitte und Zucht im Mittelstande wieder einheimisch zu machen und tüchtige Werkzeuge zu allen christlichen Liebesthätigkeiten heranzubilden.

Diese drei Zweige der inneren Mission in ihrer Entwicklung zu verfolgen war das Ziel, welches sich der Eins. auf seiner Reise stellte. Er möchte nun in gesonderten Artikeln eine Übersicht über den Stand derselben im nördlichen Deutschland gewähren.

Wir wollen uns demnach in einem ersten Artikel mit den weiblichen Vereinen zur Armen- und Krankenpflege beschäftigen — denn es ist eine Eigenthümlichkeit jener Gegenden, daß fast ausschließlich weibliche Vereine diese Liebesthätigkeit übernommen haben — in einem zweiten mit den Rettungshäusern, dem Rauhen Hause und seinen Tochteranstalten — in einem dritten mit den Gesellen- oder Jünglingsvereinen. Endlich möchten wir in einem vierten die Zusammenfassung dieser einzelnen Thätigkeiten zur inneren Mission, das Verhältniß derselben zur Kirche und ihren Unterschied von der Diaconie besprechen und dabei einige weitere Blicke über dies Gebiet werfen.

I. Artikel. Die weiblichen Vereine für Armen- und Krankenpflege.

Diese Klasse von Vereinen führt uns nach Hamburg, als ihrem Ausgangspunkte. Hier entstand der erste derartige Verein; seitdem haben sich nach dem Vorbilde desselben im Norden von Deutschland und darüber hinaus in Dänemark in allen größeren und einer Menge kleinerer Städte ähnliche gebildet. Wir möchten nun versuchen, zunächst von den Einrichtungen des Hamburger Vereins und den in ihm herrschenden Grundsätzen ein möglichst anschauliches Bild zu entwerfen.

Als Frä. Amalie Sieveking vor nun fast vierzehn Jahren ihren Verein für Armen- und Krankenpflege in's Leben rief, stellte sie sogleich den Grundsatz an die Spitze, der seitdem unveränderlich festgehalten ist, daß die von ihm ausgehenden Hülfsleistungen eine Auszeichnung seyn sollten für die bessere rechtliche Klasse von Armen. Man hat sich indeß diese Bezeichnung nicht zu enge zu denken, sie soll nicht sowohl ausdrücken, daß besondere Tugenden vorhanden sind, als daß grobe Laster und Unsitte fehlen. Wo also Mann oder Weib dem Trunke erge-

ben ist, wo ein Zusammenleben ohne Segen der Kirche stattfindet, wo die Kinder von der Schule ferngehalten und zum Betteln ausgesandt werden, zieht der Verein seine Hand zurück, er hält sich für zu schwach, um bei so tiefer Versunkenheit eine sittliche Einwirkung üben zu können, leibliche Unterstützung aber in solchen Fällen nur für schädlich. Er beschränkt sich, um im engeren Kreise ausreichender und durchgreifender zu helfen. Er hat dabei die Aufnahme auch an gewisse äußere Bedingungen geknüpft. Die Armen, die er berücksichtigt, müssen schon zu der Zahl derer gehören, welche von der Commune Unterstützung empfangen. Er läßt also die sogenannten verschämten Armen bei Seite, sowohl weil diese meistens noch wohlhabendere Angehörige haben, denen er die Pflicht, für sie zu sorgen, keineswegs abnehmen möchte, als auch, weil für diese Klasse von Armen in Hamburg viele wohlthätige Stiftungen bestehen. Ferner ist in der Regel erforderlich, daß in der aufzunehmenden Familie ein erwerbendes Glied erkrankt sey, so daß dadurch eine fühlbare Stockung des Verdienstes entsteht. Die Anmeldung endlich muß durch die Armenärzte geschehen. Eine Maßregel, die der Verein hauptsächlich aus dem Grunde ergriffen hat, um sich der oft zudringlichen Empfehlungen von Privatpersonen zu erwehren. Wollen diese, daß eine Familie, welche nach den geltenden Bestimmungen sich zur Aufnahme nicht eignet, dennoch die Pflege des Vereins genieße, so haben sie die Aufgabe eines solchen Falles mit einer Sendung von 10 Thalern zu begleiten, über deren Verwendung der Verein gewissenhaft Rechnung führt, und nach einem Jahre, wenn sich die Familie nicht der Unterstützung unwürdig gezeigt hat, den Wohlthätern Bericht erstattet. Sonst wird wöchentlich eine Umfrage bei den Armenärzten gehalten, ob für den Verein geeignete Fälle vorhanden seyen; auf einem gedruckten Schema bemerkt dann der Armenarzt Wohnung, sittliche Beschaffenheit, die Unterstützung, welche die Familie von der Armenbehörde genießt, Krankheit und vorgeschriebene Diät.

Die Unterstützungen, die der Verein gewährt, bestehen nun keineswegs in Geld — es müßte denn dies der Lohn geleisteter Arbeit seyn — sondern in Naturalien, in Holz, Kartoffeln, Brod, Fleisch, Suppe, in Kleidern, Decken, Betten u. dgl. Vorzugsweise aber ist der Verein bestrebt, die Armen, auch die Schwächeren unter ihnen, zu beschäftigen, theils weil die Arbeit selbst schon vor vielen Lastern bewahrt, theils um den Bedürftigen das wohlthuende Gefühl zu verschaffen, durch Anwendung eigener Kraft in nützlicher Thätigkeit sich ihren Unterhalt zu erwerben und sie wo möglich dahin zu führen, daß sie der Hülfe des Vereins nicht mehr bedürfen. Die Auswahl der Arbeit wird dabei von den Personen bedingt, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, er muß solche Beschäftigungen aufzufinden suchen, die auch von Schwachen und Kranken geleistet werden können. Dazu gehört das Stricken, Leinwand oder Seide zupfen, Ausrebbeln u. s. w. Sonst sucht der Verein Jedem nach seinem Handwerke in Thätigkeit zu setzen. Was ihn nun aber von allen bürgerlichen Beschäftigungsanstalten unterscheidet, ist, daß er auf den aus der Arbeit zu erzielenden Gewinn nicht sieht. Er producirt nicht

für das Publikum, er tritt mit keinem Gewerke in Concurrenz, er drückt keinen Preis herab. Die Arbeit geschieht hauptsächlich nur von Armen für Arme. Z. B. es entdeckt der Verein eine Familie, in der die nothdürftigsten Lebensbedürfnisse mangeln. Es sind keine Betten da, nicht einmal ein Strohsack, die Kleider sind abgerissen, es fehlt an Hemden und Strümpfen, kein Tisch, kein Stuhl ist vorhanden, durch die zerbrochenen Fensterscheiben, spärlich mit Papier verklebt, streicht der Wind hindurch — welche eine Gelegenheit, Hände in Thätigkeit zu setzen. Gewiß findet sich unter den Familien, die in der Pflege des Vereins stehen, ein Schneider, der die nöthigen Kleidungsstücke verfertigt, ein Schuhmacher, der Stiefeln und Schuhe liefert, ein Tischler, der einige Stühle macht, ein Glaser, der die Fensterscheiben einsetzen kann. Einige Frauen stricken Strümpfe, nähen Hemden und Strohsäcke, zu denen andere schon das Garn gesponnen haben; ist Jemand so krank, daß er der Wartung des Tags und Nachts bedarf, so stellt der Verein aus seiner Mitte eine Wärterin, kann irgendwo ein Gebrechlicher sein Hauswesen nicht versehen, so sorgt der Verein dafür, daß dies durch Jemand anders, der noch rüstiger ist, geschehe. So läßt der Verein die Kräfte in einander greifen, sucht jede, auch die schwächste, zu benutzen, und bezahlt dann einen Jeden nach seiner Arbeit. Nur wenn noch, so zu sagen, überschüssige Kraft vorhanden ist, die in dem Vereine selbst nicht ihre Verwendung finden kann, übernimmt derselbe die Vermittelung zwischen seinen Pflegebefohlenen und dem Publikum. So hat er z. B. eine Art von Bureau errichtet, wo Gesuche um Dienste von Seiten seiner Armen und wiederum Gesuche dienstthuender Personen von Seiten der Herrschaften angenommen werden, doch empfiehlt er nur solche, die er kennt, und für fähig hält. Er veranstaltet ferner alle Jahre eine öffentliche Ausstellung von Arbeiten, die innerhalb des Vereins nicht verbraucht werden können. Wie mannigfaltig diese sind, läßt ein Blick auf die gedruckte Anzeige dieses Verkaufs erkennen, wir finden da die verschiedensten Tischlerarbeiten, wenn auch nur einfacherer und gröberer Art, Flachsspinnereien, Webereien, Kleidungsstücke, Stroh- und Korbsflechtereien, Papparbeiten u. dgl. Doch ist es auch hiebei nicht die Absicht des Vereins, durch besondere Wohlfeilheit des Preises die Käufer anzulocken, er stellt die letzteren, um keinem Gewerbe Schaden zu thun und nicht gegründeten Anlaß zur Klage zu geben, den gewöhnlichen Ladenpreisen gleich. Der Vortheil dabei ist nur auf Seiten der Armen, denen der Verein, indem er auf den Gewinnantheil eines Zwischenhändlers oder Fabrikanten verzichtet, den ganzen Verkaufspreis zuwendet. Der Ertrag, den diese Ausstellung lieferte, betrug nach dem letzten Jahresbericht 4445 Mark 8 Schilling, außerdem wurden noch für 589 Mark Bestellungen gemacht. Die ganze Summe, die für die von den Armen gelieferte Arbeit als Lohn gezahlt ward, belief sich auf 7891 Mark 8 Schilling. Um diese Summe zu beschaffen, und für die Unterstützungen an Holz, Kartoffeln, Brod, Fleisch u. s. w. zu sorgen, bedarf der Verein der freiwilligen Beiträge, er kann sich nicht selbst erhalten und geht nicht darauf aus, es zu thun, die Arbeit ist ihm ein Mittel, nicht der Zweck oder die Bedin-

gung seines Bestehens. Es ist ihm eine Freude, wenn er durch Anregung zu derselben solchen, die ihr scheinbar hoffnungsloses Elend in dumpfe Betäubung und Gleichgültigkeit versetzt hat, durch seine Hülfe die verlorene Spannkraft wiedergeben, zum Vertrauen zu Gott und zu sich selbst verhelfen kann; oder wenn er die schlummernden Fähigkeiten zu wecken vermag, dem kleinen Handwerker die Mittel zur Vervollkommenung in seinem Beruf an die Hand gibt, ihm Anleitung ertheilt, den Anforderungen des Bedürfnisses und guten Geschmacks zu entsprechen. Eine besondere Freude aber ist es ihm, neue Zweige der Betriebsamkeit zu entdecken, die Armen zu lehren, auch das scheinbar Unbrauchbare und Weggeworfene noch zu benutzen, wie z. B. der Verein aus werthlos geachteten Tuschfäden von seinen Armen Fußdecken anfertigen läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Stimme der Klage.

(Schluß.)

Es ist bekannt, daß nach §. 2. der Kirchenordnung für die westlichen Provinzen feststeht, „daß jedes Gemeindeglied, welches die Gemeinde verläßt, gehalten ist, zuvor beim Pfarrer das erforderliche Kirchenzeugniß zu begehren, und dasselbe dem Pfarrer der Gemeinde des neuen Wohnortes einzureichen“. Warum müssen nun die übrigen Provinzen noch immer einer Ordnung völlig entbehren, durch deren Mangel sich die chaotische Gestalt auch unserer kleinsten Gemeinden vollendet? Warum ordnet man nicht wenigstens für die Gemeinden der Provinzialstädte und des platten Landes eine Einrichtung, die wir so schmerzlich vermissen? Oder eignete sich eine Ordnung der Art weniger für Lutherische und unierte Gemeinden? Aber in der Schwedischen Kirche ist sie überall eingeführt, und es ist dort ein Hauptgeschäft der Pfarrer, die hier entsprechende Ordnung in ihren weiten Pfarochien aufrecht zu erhalten — eine Ordnung, die mit dem Begriff einer geschlossenen Gemeinde unzertrennlich verbunden ist.

Aber noch mehr, auch in den östlichen Provinzen fehlt es nicht, wenigstens nicht ganz an den entsprechenden Anordnungen, sondern vielmehr nur an dem Ernst ihrer geordneten Ausführung. So ist schon 1718 für die Churmark verordnet: „Knechte, Mägde oder Hausleute, sollen bei ihrem Abzug vom Prediger loci ein testimonium vitae mitnehmen, und solches ihrem künftigen Prediger vor dem Gebrauch des S. A. überbringen.“

So käme es ja nur darauf an, daß, was für die westlichen Provinzen schlechthin und ganz allgemein feststeht, mit Bezug auf frühere Verordnungen vorläufig auch für unsere ländlichen und kleinstädtischen Gemeinden festgestellt würde, bis die Zeit für Reorganisation der kirchlichen Gemeindeverhältnisse auf umfassendere Weise gekommen seyn wird. Wir Pfarrer kleiner Gemeinden sind nicht selten mit Muße so überreichlich bedacht, und stehen einen Tag um den anderen Tag wartend, ob sich

uns nicht eine Gelegenheit zu seelsorgerischer Einwirkung bietet. Eine solche bietet sich aber keineswegs bei der stattfindenden kirchlichen Auflösung immer dar, wenn man den zerstreuten Schafen in ihre Häuser nachgeht; da finden wir so oft, es sind unsere Schafe nicht, sie kennen und hören die Stimme des Hirten nicht. Nun meinen wir keineswegs, daß dieser Segen uns alsbald mit Herstellung einer besseren äußeren Ordnung gegeben seyn werde. Aber es wird uns doch eine wesentliche Hülfe damit gewährt seyn; die Hülfe, daß die zerstreuten Schafe wenigstens äußerlich verbunden sind, sich um ihre ordentlichen Hirten zu sammeln, die sie nun aber auch eher als Diener des Herrn und der Gemeinde, als Gehülfen ihrer Freude erkennen werden, wofür wir solches in Wahrheit sind. Und daß uns solche, noch immer versagte, Hülfe doch bald gewährt werde, das wünscht die Stimme der Klage.

Das Andere, worauf wir, die gleichmäßige Nothwendigkeit und Ausführbarkeit theilweiser Reformen zu bezeichnen, beispielsweise hinzuweisen uns erlauben, ist die völlige Auflösung des Diöcesanverbandes, worin die dargelegte Auflösung des Gemeindeverbandes ihr vollkommenes Gegenbild findet.

Zwar fehlt es den einzelnen Diöcesen nicht an ihrer geographischen Abgränzung, aber der innere Zusammenhang der Diöcesanen beschränkt sich größtentheils darauf, daß ihnen die Verordnungen der Behörden durch denselben Superintendenten zukommen, und der letztere alle drei Jahre die einzelnen Pfarochien visitirt. Höchstens versammeln sie sich noch einmal jährlich zur Revision der Wittwenkassenrechnung, und geschieht etwas mehr, so ist dies eine Ausnahme von der Regel. So ist's wenigstens überall, unter den Augen der höchsten Behörden, in der Mark Brandenburg. Da ist nirgend eine Form, welche den etwaigen Versammlungen der Synodalen einen kirchlichen Charakter gäbe, nirgend ein bestimmter Plan, der ihnen zum Grunde läge, ihnen einen bedeutsamen, lehrreichen, bildenden Inhalt sicherte, nirgend eine höhere Leitung, oder auch nur geregelte Kenntnissnahme derselben, die zu einem heilsamen Betteifer ermunterte, nirgend ein Gedanke daran, daß die christlich sittliche Kraft der Synodalen sich hier vor dem Angesicht des Herrn zusammenschlüsse, um sich die überall nöthige brüderliche Ermahnung und Aufsicht gegenseitig zu gewähren. Nirgend, so viel Eins. bekannt, ohne daß damit das Vorhandenseyn einzelner Ausnahmen bestritten werden soll, die jedoch jedenfalls höchst selten vorkommen! Die Regel aber ist das gänzliche Fehlen irgend kirchlich, oder auch überhaupt nur in würdiger Form gehaltener Versammlungen, wie sie, namentlich in der gegenwärtigen ersten Zeit, den jährlich ein oder zweimal versammelten Pfarrern eines kirchlichen Kreises geziemte. Wenn ein dem Eins. wohlbekannter Superintendent unlängst seinen Synodalen eine zweite jährliche Zusammenkunft in Vorschlag brachte, und dabei ausdrücklich bemerkte, daß in derselben nicht etwa gebetet werden sollte, wie hie und da in freien Pastoral-Conferenzen geschähe, und die Synodalen „unter dieser Bedingung“ sich dazu bereit erklärten: so entspricht diese beklagens

werthe Thatsache nur zu sehr dem ungeistlichen Sinne, in welchem jene formlosen Versammlungen fast überall stattfinden.

Wenn nun bereits im Jahre 1817 verordnet und von dem Königl. Consistorio der Provinz Brandenburg unterm 14. März d. J. (Amtsblatt S. 129. vom Jahre 1817) bekannt gemacht worden ist, daß die Bestimmung der unter dem Vorstehe der Superintendenten zu bildenden Kreis-Synoden sey „die fortschreitende Ausbildung der Geistlichkeit und ein würdiges Betragen derselben zu befördern, weshalb ihnen auch die Handhabung der Disciplin über Geistliche und Candidaten des Predigamttes durch Ermahnung, Zurechtweisung, und, wo dieses nicht genüge, Anzeige an die geistliche Behörde zustehen solle; ferner die Verhathung der inneren Angelegenheiten der Kirche zur Erhaltung der Einigkeit in der Lehre u. s. f.“, so fragt Einl.: „Was für ein Segen geht der Kirche verloren, indem von diesem Allen fast so gut als nichts geschieht? Und was stünde wohl im Wege, jene Verordnungen in Wahrheit und Leben zu rufen? Unseres Erachtens käme es nur darauf an, daß das Kirchenregiment diesen Versammlungen, ohne sie ängstlich zu binden, im Allgemeinen nach Form und Inhalt einen bestimmten kirchlichen und pfarramtlichen Charakter gäbe, von dem Gange der Verhandlungen theilnehmende Kenntniß nähme, und die jetzt in der Vereinzelung schlummernden Kräfte würden alsbald vielfach zur gesegneten Entwicklung kommen. Wir meinen nicht, daß nun alsbald überall eine Fülle des Geistes und Lebens sich in diesen Versammlungen zeigen würde, aber wollte man so lange warten, bis hiefür die Bürgschaft zu geben wäre, so würde nie eine andere Ordnung der Dinge zu hoffen seyn. Dagegen würde auch jetzt schon den besseren Kräften, an denen es nicht leicht noch in irgend einer Synode ganz fehlt, ein freier Spielraum eröffnet werden. In vielen Synoden dürften die wohlgesinnten Superintendenten nur auf einen gegebenen Anhalt warten, um die Leistung der Synoden mit ganzem Ernst zu übernehmen, während es ihnen so an Muth und Kraft fehlt, im Gegensatz der allgemeinen Unordnung, in ihrem eigenen Namen eine bessere Ordnung der Dinge herbeizuführen. Überall würden die gläubigen Glieder der Synode nun frei hervortreten können, wo die gesegnete Ordnung ihren earnest kirchlichen Sinn in Schutz nähme, und wo auch nur Einer dieses Sinnes in der Synode sich fände, würden die Übrigen schon Bedenken tragen, noch, wie bisher nicht selten, ohne Furcht und Scheu von ihrem unchristlichen und unkirchlichen Sinne Zeugniß zu geben.

Dem Vernehmen nach ist in der Provinz Pommern bereits das Synodalwesen in diesem Sinne geordnet, und diese Anordnung von den Geistlichen der Provinz mit großem Danke aufgenommen worden.

Möchte denn diese Stimme der Klage in Betreff anderer Provinzen bald verstummen und in eine Stimme des Lobes und Dankes sich umwandeln können!

Nachrichten.

Berlin. Aufforderung.

Vor drei Monaten brachten öffentliche Blätter die Nachricht, die große Mehrzahl der Geistlichen des Kantons Waadt habe, im Conflict mit ihrer neuen Regierung, ihre Stellen niedergelegt. Diesen ersten Schritt glaubten jene Männer ihrem Gewissen und der Selbstständigkeit ihrer Kirche und ihres Berufes schuldig zu seyn. Zum größeren Theil ganz unbewittelt, blieben sie doch keinen Augenblick unschlüssig in der Wahl zwischen dem Opfer ihrer äußeren Existenz oder demjenigen ihrer besseren Überzeugung.

Eine That der Aufopferung, des Gewissens-Ernstes wie diese, mußte in dem ganzen protestantischen Europa einen tiefen Eindruck hervorbringen. Aus der Französischen und der Deutschen Schweiz, aus Frankreich, England und Schottland haben die austretenden Geistlichen der Waadt schon eine Reihe der kräftigsten Zeugnisse herzlicher und thätiger Theilnahme erhalten. Allgemein hat man die Pflicht gefühlt, jene Männer, die Gewissenshalber Amt und Brod dahingaben, nicht darben zu lassen; es gilt nun, in ihnen ein würdiges Interesse der Evangelischen Kirche zu ehren, und sie ihrem Lande zu erhalten, damit nicht schon in der nächsten Zukunft eine beträchtliche Anzahl von Gemeinden aller Seelsorge entbehren müsse.

Von ungefähr 140 austretenden Geistlichen bedürfen und erhalten bereits 116 Unterstützung; die übrigen, im Besitze einiger Mittel, für ihre Subsistenz selbst zu sorgen, haben auf alle Unterstützung verzichtet.

Deutschland und zunächst Berlin wird hierin nicht zurückbleiben; mit diesem Vertrauen haben die Unterzeichneten sich an Se. Majestät den König gewandt, und die Allernachbichtigste Erlaubniß zur Sammlung von Beiträgen in dieser Residenz erhalten.

Auch die kleinste Gabe wird uns willkommen seyn.

Berlin, 10. März 1846.

Königl. Ober- Ceremonienmeister Graf Pourtales, Leipziger-Straße Nr. 3. Ch. de la Harpe, Dorotheen-Straße Nr. 73. 74. Professor Dr. Gelzer, Lenné-Straße Nr. 5. Andrieu, pasteur de l'église française, Jäger-Straße Nr. 63 a.

Der Herausgeber legt die Sache dieser um des Herrn willen leidenden Brüder allen Lesern der Ev. K. Z. so dringend, als nur möglich, an das Herz. Ein erfreulicher Anfang der Sammlung ist bereits gemacht worden, möge sie auch in ihrem Fortgange zeigen, daß wir uns des Opfers unserer Brüder nicht bloß freuen, sondern auch bereit sind, in die Gemeinschaft desselben einzutreten.

Erklärung.

In Bezug auf den Artikel in der Ev. K. Z. 1846 N. 9. „Schrift an den Herausgeber“ hält sich derselbe für verpflichtet, ausdrücklich zu erklären:

daß nachdem mehrere andere glaubwürdige Ohrenzeugen ihn versichert haben, daß die aus der erwähnten Predigt angeführte Stelle von ihnen nicht gehört worden sey, er selbst auch nunmehr zu der Überzeugung gekommen ist, daß der Betreffende sich jener Ausdrücke nicht bedient hat.

Der Herausgeber bittet daher für das wahrscheinlich durch einen Irrthum, gewiß aber ohne seine Absicht zugefügte Unrecht, gern um Berichtigung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 1. April.

N 26.

Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland.

(Fortsetzung.)

Es ist klar, daß ein so großartiges Gewebe verschiedenartiger Thätigkeiten, wie der Verein es bildet, nicht ohne eine bestimmte Vertheilung der Geschäfte an die beaufsichtigenden und leitenden Glieder bestehen kann. Es gibt demnach in dem Vereine auch eine Mannigfaltigkeit von Ämtern, ja es scheint der Grundsatz zu herrschen, dieselben möglichst zu vervielfältigen, sowohl damit jedes thätige Glied bestimmt wisse, was ihm obliegt zu thun, als auch damit die Sorge für die Armen um so umfassender und eingehender werde. Es gibt innerhalb des Vereins zwei Comités, eines für die Beschäftigung, das andere für die Beforgung der Lebensmittel und Feuerung, jedes mit einer Vorsteherin, Rassenführerin und mehreren Mitgliedern, an welche wieder die einzelnen Zweige vertheilt sind. So beaufsichtigen z. B. in dem ersten Comité zwei Mitglieder die Spinnerei und Weberei, zwei andere das Stricken, fünf das Nähen und Sticken, ein Mitglied das Anfertigen der Basthüte, ein anderes das Zupfen der Seide, ein anderes das Flechten der Strohschuhe und Binsenschemel, andere wieder die Papparbeiten, selbst für das Heften der Schreibebücher, das Anziehen der Puppen, die zum Verkauf ausgestellt werden, besteht ein besonderes Amt. Aber auch außer diesen beiden Comités gibt es noch mancherlei zu thun. So besorgen mehrere Mitglieder die Anstellung der Wärterinnen, andere die Zuweisung von Dienstmädchen, Lehr- und Laufburschen, andere die Aufsicht über die Einlösung verfehlter Sachen, das Einheften der Schulzeugnisse in die Armenhefte des Vereins u. s. w.

Doch diese vielfachen Ämter würden selbst die Ordnung nicht aufrecht erhalten, sondern sich selbst nur verwirren und stören, wenn sie nicht wieder ihre Regelung hätten in der höchsten Spitze, in der Vorsteherin. Diese muß freilich nicht nur der Schlüssel, sondern auch die Seele des Ganzen seyn, eine klare Übersicht über dasselbe besitzen und mit allen einzelnen Theilen in lebendiger Verbindung stehen. Ein schweres Geschäft, das nicht nur viel Aufopferung und guten Willen, sondern ein besonderes Geschick erfordert, das nicht Jedem gegeben ist. Man wird das erkennen, wenn wir einen Blick in das Triebwerk des Vereins thun.

Zu den vornehmsten Pflichten der Vorsteherin des Hamburger Vereins gehört die, bei jeder angemeldeten Familie den ersten Besuch zu machen, um zu sehen, ob sie sich zur Aufnahme eigne. Bei einem solchen Besuche erkundigt sie sich möglichst genau nach dem äußeren und inneren Zustande der Familie, und nimmt darüber eine Art von Protokoll auf. Es wird darin

nach einem schon gedruckten Schema der Name, das Alter des Mannes, der Frau, der Kinder bemerkt, welche Miete sie zahlen, wo sie getraut sind, welches Gewerbe der Mann betreibt, was Frau oder Kinder dazu verdienen, welche Unterstützung sie von der Armenanstalt oder von anderen Seiten genießen. Dann folgen die Bemerkungen der Vorsteherin. Ein solcher Aufnahmebesuch nimmt wohl eine Stunde hin. Dies Protokoll wird nun in der nächsten Konferenz einer der Besucherin des Bezirks, in welchem die Familie wohnt, eingehändig. Anfänglich wird jede aufgenommene Familie wöchentlich wenigstens einmal besucht, in dringenden Fällen auch öfter, während bei Armen, die schon lange Zeit die Pflege des Vereins genießen, und nicht in augenblicklichen Verlegenheiten sind, nur ab und zu nachgesehen wird. Jedes Mitglied ist verpflichtet, nach abgestatteter Besuche das Protokoll, welches die Vorsteherin angefangen hat, weiter fortzuführen, und über den Gesundheitszustand, die besonderen Begehren und Wünsche der Armen und Kranken, die dargereichte Unterstützung, ihr sittliches Verhalten, die Ordnung und Reinlichkeit, den Schulbesuch der Kinder u. s. w. zu berichten. Wöchentlich, Mittwoch von 2 — 3 Uhr Nachmittags, versammelt sich die eine, von 3½ — 4½ die andere Hälfte der Besucherinnen zu einer Konferenz. Eine dieser Konferenzen, abwechselnd die frühere oder die spätere, wird jedesmal von der Vorsteherin, die andere von einer ihrer Gehülfsinnen geleitet. Am Tage zuvor sind von der präsidirenden Dame die sämtlichen Mappen mit den Berichten der Besucherinnen eingefordert, sie hat dieselben durchgelesen und angezeichnet was eine gemeinschaftliche Berathung erfordert oder ein allgemeines Interesse erregen kann. In dieser Konferenz werden auch die in der kommenden Woche zu machenden Besuche vertheilt. Jede Dame hat zu dem Ende bei Einsendung der Mappe bemerken müssen, wie viel Besuche ihr in der nächsten Woche möglich seyn werden, in der Regel wird erwartet nicht weniger als zwei. Auf Veräumnis solcher Meldung oder des rechtzeitigen Einschickens der Berichte ist eine Strafe gesetzt. Man nimmt Rücksicht darauf, daß die Wohnungen der Armen von denen der Besucherinnen nicht zu entfernt seyen. Übrigens befolgt man den Grundsatz, jede Familie von mehreren Mitgliedern abwechselnd besuchen zu lassen. Man hat dies nach vielfacher Erwägung gethan. Wenn auch durch diesen Wechsel das vertrauliche Verhältniß, das sonst zwischen den Armenfamilien und den Besucherinnen sich zu bilden pflegt, einigermaßen erschwert wird, so wird dieser Nachtheil doch wieder durch andere Vortheile reichlich ausgewogen. Einerseits erhalten die Besucherinnen selbst einen größeren Überblick über die Verhältnisse der Armen und werden davor bewahrt, die ihrer Pflege grade anvertrauten für beson-

ders hilflosbedürftig anzusehen und mit Vorliebe zu behandeln, andererseits ist auch für die Armen so bei weitem besser gesorgt, indem die verschiedenen Besucherinnen verschiedene Gaben besitzen und sich gegenseitig ergänzen. So hat die eine vielleicht einen besonderen Scharfblick für das Wirthschaftliche, für äußere Ordnung und Reinlichkeit, eine andere ist erfindereich, ihren Pflegebefohlenen einen Weg des Erwerbes zu eröffnen, eine dritte hat mehr die Fähigkeit, auf ihren inneren Zustand einzugehen, und geistliche Nahrung zu spenden. Es sollen auf diese Weise die mannigfachen geistigen Kräfte und Gnadengaben in Thätigkeit gesetzt und zu gemeinem Nutzen verwandt werden.

Außer den wöchentlichen Geschäfts-Conferenzen findet monatlich noch eine beratende Versammlung statt. Hier können die verschiedensten Gegenstände, welche den Zweck des Vereins zu fördern und seine Verwaltung zu vervollkommen geeignet scheinen, zur Sprache kommen. Die Vorschläge, die dieserhalb gemacht werden, müssen der Vorsteherin zuvor angemeldet seyn, damit sie dieselben nach einer gewissen Ordnung zum Vortrag bringe. Jedes störende, nicht zu dem Gegenstande gehörige Gespräch ist untersagt, es besteht auch für solche Vergehungen eine Strafbüße. Ihr äußerst geringer Ertrag ist ein Zeugniß, wie wohl die Gesetze des Vereins erfüllt werden. Über das Ergebniß dieser beratenden Versammlungen wird ein Protokoll geführt, das bei den Mitgliedern abschriftlich circulirt. Außerdem, damit dem Vereine keine seiner Bestimmungen in Vergeßlichkeit gerathe, ist die Einrichtung getroffen, daß in jeder beratenden Versammlung die Beschlüsse aus zwei früheren Jahrgängen verlesen werden, denn Gesetze, die gegeben, aber nicht beobachtet werden, sind, wie Zsl. Sieveking bemerkt, für das Leben jeder Gemeinschaft, was der Rost für das Eisen, eine zersetzende Kraft. — Endlich, damit die Vorsteherin nicht bloß in Kenntniß aller im Augenblick unter der Sorge des Vereins stehenden Familien sich erhalte, sondern auch im Stande sey, über alle, die je unter seiner Pflege gewesen sind, einen Überblick zu haben, führt sie ein Hauptbuch, in welches sie ein halbes Jahr nach Aufnahme einer Familie die erforderlichen Notizen aus ihrem eigenen Aufnahmeprotokoll und den fortgesetzten Berichten der Besucherinnen einträgt und bis zur Entlassung der Familie oder dem Tode fortführt. So kann über jede Familie Rechenschaft gegeben werden, welche Frucht an ihr die Einwirkung des Vereins getragen, welches ihr Gang und allmähliche Entwicklung gewesen sey.

Blicken wir nun wieder auf den Zweck des Vereins zurück, um dessentwillen dieser — man wird gesehen — großartige Organismus geschaffen ist, so ist es am letzten Ende kein anderer, als die sittliche Umwandlung und Erneuerung der Familien, zu welchen Armuth oder Krankheit dem Vereine Zugang verschafft hat. Auf dieses Ziel laufen alle seine Thätigkeiten hinaus. Das Mittel aber, das er dabei als das allein kräftige anerkennt, ist die Liebe, die aus dem Glauben kommt. Doch befolgt er in Betreff der Art, wie diese Liebe zu wirken und sich zu äußern habe, Grundsätze, die sehr beherzigenswerth sind, Zeugnisse großer Reüthternheit und Erfahrung. Wenn gewisse Englische visiting

societies es ihren Besuchern oder Besucherinnen zur Regel mitgegeben haben, sich mit Fragen und Gesprächen über die äußeren Angelegenheiten der Familien nicht lange aufzuhalten, sondern gleich auf den Hauptpunkt, das Seelenheil, zu kommen, so erklärt Zsl. Sieveking dies für sehr verkehrt. Wenn ihr auch das Seelenheil der Hauptpunkt und das Ziel bleibt, so ist ihr doch die Sorge für das leibliche Wohl das Anfängliche, und ein möglichst genaues Eingehen in die äußeren Verhältnisse der Armen, die Theilnahme für ihre irdischen Bedürfnisse, nicht nur eine viel größere Offenbarung der Liebe, als jenes zwar bequeme, aber abstoßende Ermahnen und Predigen, sondern auch der Weg zu den Herzen derer, die oft Niemand haben, der nur ihre Klagen anzuhören Willens wäre, eine Wohlthat, die oft dankbarer angenommen wird und mehr erquickt, als Geld und andere Gaben. Es hat aber auch nur diese eingehende Liebe die Mittel an der Hand, das ganze Leben der Armen mit einer, anfangs freilich gefühllichen, Zucht zu umspannen, auf äußere Ehrbarkeit, Fleiß, Ordnung zu achten, auf Fehler aufmerksam zu machen und so allmählig erziehend vom Äußeren zum Inneren, vom Gesetz zum Evangelium zu führen. Wie sehr es dem Verein übrigens darauf ankommt, eine sittliche Umwandlung hervorzu bringen, das zeigen am besten die Beschränkungen, die er sich auferlegt. Darum zieht er den Kreis von vorn herein nicht zu groß, darum scheidet er die aus, bei welchen er mit seinen Mitteln an einer geistigen Erneuerung verzweifeln müßte, daraus ist ferner noch eine Bestimmung geflossen, die auf den ersten Anblick hart erscheinen möchte, die aber nur davon ein Beweis ist, wie sehr der Verein jenen sittlichen Gesichtspunkt vorzugsweise im Auge hat, nämlich: in der Regel Alte über sechzig Jahre nicht aufzunehmen, weil bei diesen der Geist meistens schon so stumpf, die Gewohnheiten so fest, das Herz so starr, das Verständniß durch mancherlei Gebrechen so erschwert ist, daß eine also sittliche Umwandlung kaum zu hoffen steht. Der Verein bleibt auch hier seinem Grundsätze getreu, lieber Weniges recht zu thun im beschränkten Kreise, als Vieles halb in größerer Ausdehnung. Doch, um gleichsam jenes Unrecht, das er gegen solche Alte zu begehen scheinen könnte, wieder aufzuheben, pflegt er sie um so angelegentlicher der Privatwohlthätigkeit zu empfehlen. — Endlich aus jenem sittlichen Gesichtspunkte fließen nicht nur diese beschränkenden Bestimmungen, sondern der wichtige Grundsatz, die Familien, welche der Verein einmal in Pflege genommen, nicht loszulassen, wenn die augenblickliche Noth vorüber ist, sondern sie festzuhalten, mit ihnen in beständiger Verbindung zu bleiben, so lange sie sich nicht seiner Theilnahme durch grobe Unsittelichkeit oder Heuchelei unwürdig machen, und so den Schwachen eine Stütze, den geistig Unmündigen ein Berater, Allen ein Führer zu Christo hin zu werden.

Dies ist die Absicht und das Ziel des Vereins. In wie weit er es erreicht, wird, abgesehen von dem, was Gott dabei thun muß, von den Personen abhängen, die in ihm thätig sind. Wir wollen zu dem Ende noch einen Blick auf die Verfassung des Vereins werfen. Da alle Ämter ein Zeichen des Vertrauens seyn sollen, so legt auch die Vorsteherin das ihrige jedes

Jahr nieder, kann aber sofort wieder gewählt werden, was auch ununterbrochen geschehen ist. Sehr wichtig für das Leben des Vereins ist es natürlich, welcher Art die Mitglieder sind, die sich ihm neu anzuschließen wünschen. Er hat über die Aufnahme derselben sehr genaue Bestimmungen getroffen. Hat sich Jemand gemeldet und ist vorgeschlagen, so findet eine Abstimmung durch Kugelung statt. Stimmeneinheit ist erforderlich. Sollte sich indeß nur eine schwarze Kugel vorfinden, so hat die Vorsieherin das Recht, zu verlangen, daß das Mitglied, welches dawider ist, seine Gründe ihr in Gegenwart einiger Zeugen eröffne. Es gilt als Regel, strenge zu seyn in den sittlichen Anforderungen, schon der kleinste Makel in dieser Beziehung genügt von der Mitgliedschaft auszuschließen, dagegen Niemanden, der sittliche Unbescholtenheit und guten Willen besitzt, aus dem Grunde zurückzuweisen, weil es ihm noch an christlicher Erkenntniß mangle. Der Verein hegt in solchen Fällen die Hoffnung, daß die Thätigkeit in der Liebe selbst und die Gemeinschaft, in die ein solches Mitglied eintritt, einen Segen mit sich führe, der die Fernstehenden allmählig näher bringe. Es ist auch die Ausübung dieses Grundgesetzes um so weniger gefährlich, als es einerseits in dem Vereine so mannigfaltige Thätigkeiten gibt, auch ganz äußerlicher Art, und ferner die Armen und Kranken immer von Mehreren besucht werden. Doch damit Niemand sich täusche über den Geist und Sinn, der im Vereine gefordert wird, und welche Weise der Wirksamkeit dieser für die rechte ansehe, hat Fr. Sieveking eine Instruktion für solche, die sich der Armenpflege widmen wollen, entworfen. Diese Instruktion pflegt denen, die sich melden, überreicht zu werden, und die Eintretenden legen darauf eine Art von Verpflichtung ab. Sie ist gewissermaßen nächst den Statuten das Symbol des Vereins. Es wird darin ein Bild aufgestellt, wie die Armenpflegerin innerlich stehen soll in dem Glauben, aus dem die Liebe fließt, äußerlich auftreten in Demuth und Einfachheit, ihre Pflichten erfüllen mit Sorgsamkeit, unter den Armen wandeln in heiliger Liebe, die freundlich ist, der aber die Weisheit und der Ernst nicht fehlt und in dem Vereine sich fühlen als ein Theil, der für das Ganze sich hingeben soll. — Die christliche Entschiedenheit, die in dieser Instruktion hervortritt, und die Höhe der darin gestellten Anforderungen, haben schon öfter dahin gewirkt, daß eine Meldung zurückgezogen wurde, ehe die letzte Entscheidung durch die Abstimmung erfolgte.

Nachdem wir so versucht haben, eine vollständige Übersicht über die Einrichtungen dieses Vereins zu geben, wird man vielleicht einen Eindruck von der hohen Ausbildung seiner Organisation gewonnen haben. Es läßt sich das nicht ohne Freude sehen. Denn es ist keineswegs gleichgültig, ob ein solcher Organismus da sey oder nicht. Viele freie Vereine, in denen schöne Kräfte vorhanden sind, richten darum so wenig aus, weil diese äußerliche Ordnung fehlt, die jeder Kraft ihre Regel und ihre Entfaltung gebe. Es ist ein zerstreutes Umherfahren ohne Maß und Ziel. Da kommt dann auch Niemand zu dem befreienden Bewußtseyn, daß seine Thätigkeit wirklich von wesentlichem Nutzen sey. Fr. Sieveking spricht sich über diesen

Punkt mit großer Klarheit und Erfahrung aus. Ein regellos zusammengewürfeltes Aggregat verschiedener Kräfte, das, sagt sie, dürfe nach ihrer Meinung gar nicht als eine Vereinsthätigkeit bezeichnet werden. Wie bei dem menschlichen Körper jedes Glied seine bestimmte Funktion habe, so solle auch jedem Mitgliede einer Gesellschaft seine bestimmte Thätigkeit angewiesen und ihm das Gefühl gegeben werden, daß die Treue, mit der es diesen Pflichten obliegt, einen nicht unwesentlichen Einfluß habe auf die Förderung der Gesamtzwecke des Vereins. Darum werde kein Verein einen äußerlichen Mechanismus entbehren können. Es ist auch dieser nicht etwas so Außerliches, grade je lebendiger und kräftiger der inwohnende Geist ist, um so ausgebildeter wird auch jener Mechanismus oder der Leib seyn, den er sich schafft, desto vollkommener die Herrschaft, die er über seine Glieder und durch sie auf die Welt ausübt.

Daß die Begründung und Leitung einer solchen Organisation nicht außerhalb des weiblichen Charakters liege, zeigt das Beispiel des Hamburger Vereins, aber nicht dieses allein, auch vieler anderen, die nach seinem Vorbilde gegründet sind. Doch könnte man fragen, ob es nicht passender seyn möchte, wenn ein Mann, etwa ein Geistlicher, an die Spitze trete. Fr. Sieveking hat auf diese Frage, die auch ihr vorgelegt wurde, geantwortet. Sie will dieselbe weder bejahen noch verneinen, nur eins möchte sie dabei zur Berücksichtigung empfehlen. Sollte nämlich ein Mann, ein Geistlicher oder ein anderer, die Leitung des Vereins übernehmen, so müßte derselbe auch allen jezt von der Vorsieherin übernommenen Obliegenheiten sich unterziehen, die ersten Besuche machen, alle Berichte der Besucherinnen lesen u. s. w. und sich so nicht nur im Allgemeinen mit den Statuten und Principien des Vereins, sondern mit allen Einzelheiten vertraut machen. Geschehe das nicht, so würde seine Stellung immer eine falsche seyn, ein müßiges Patronat, das in der Regel nur lähmend einwirken würde auf den Eifer der wirklich thätigen Glieder. Diese Bedingungen dürften schwer zu erfüllen seyn, und so wird die Leitung wohl meistens weiblichen Händen verbleiben. Daß übrigens Fr. Sieveking wohl weiß, wo die Grenzen der weiblichen Thätigkeit liegen, bezeugen andererseits ihre Warnungen an ihre Schwesternvereine, nicht den männlichen Beistand da zu verschmähen, wo sie sich bei bescheidener Selbstschätzung gestehen müssen, daß es ihnen an der nöthigen Befähigung fehle, die nur bei Männern von Fach und Beruf zu erwarten ist. Es bezieht sich dies nicht nur auf Rechtsfragen, oder das Bauwesen und die Finanzen, sondern besonders auch auf die Seelsorge.

Was nun die äußeren Verhältnisse des Hamburger Vereins betrifft, so zählt er dreiundsechzig thätige Mitglieder oder Besucherinnen, von welchen im verflossenen Jahre 193 Familien versorgt wurden. Seine Einnahme betrug 5878 Thlr., davon sind etwa zwei Drittheile Liebesgaben, das andere Drittheil Erlös verkaufter Arbeiten. Der Verein beschränkt sich auch darin, daß er seine Wirksamkeit nicht über die Ringmauer der eigentlichen Stadt ausdehnt. Für die Georgen-Vorstadt, welche vorzugsweise von den Armen bewohnt wird, besteht ein eigener, ganz nach denselben Grund-

fäßen eingerichteter Verein. Doch besitzt der Verein in dieser Vorstadt ein Haus, das Amalienstift, nach dem Namen der Königin Caroline Amalie von Dänemark, seiner hohen Gönnerin, genannt. Das Kapital zur Erbauung desselben ist aus verschiedenen Schenkungen geflossen, den Platz trat die städtische Behörde ab. Es sind in diesem Stifte neun Wohnungen für arme Familien, die hier um den halben Preis, 12 Thlr. jährlich, ein bei weitem besseres, bequemes und gesunderes Unterkommen haben, als in der Stadt. Die Aufnahme ist natürlich eine Wohlthat, die der Verein den würdigsten und bedürftigsten unter seinen Armen zu Theil werden läßt. Dafür muß sich Jeder einer vorgeschriebenen Hausordnung unterwerfen. Außerdem befindet sich in dem Stifte ein Kinderhospital zur Verpflegung von zwölf kranken Kindern. Eine Diaconissin und eine Gehülfin besorgen die Wartung. — Seit einigen Monaten hat sich die kleine Armenkolonie des Stiftes nun noch bedeutend erweitert, durch zwei unmittelbar hinter demselben gelegene Häuser, jedes zu vierundzwanzig Wohnungen. Diese Häuser erbot sich nämlich der Verein nach dem Brande sofort aufzuführen, wenn die Stadt dazu die Bausteine wollte auf den Platz liefern und ein Drittel der Kosten tragen. Drei Jahre sollten dieselben dann der städtischen Armenanstalt zur Benutzung frei stehen, nach Ablauf dieser Zeit aber dem Vereine als Eigenthum zufallen. Es wurde dies angenommen. Die drei Jahre sind mit Martini 1845 verfloßen gewesen. Der Verein verfügt also jetzt über siebenundfünfzig Wohnungen für arme Familien. Ein großer Zuwachs für seine Thätigkeit ist ihm dadurch geworden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Schreiben eines evangelisch-lutherischen Geistlichen an einen Prediger der separirten Lutheraner. *)

Hochgeschätzter Herr Bruder!

Diese Benennung wollen Sie mir schon auch unter Ihren gegenwärtigen Verhältnissen gestatten; ich habe ein altes Recht daran; denn ich fand mich schon Ihnen brüderlich verbunden, ehe Sie sich den separirten Lutheranern angeschlossen. Es war mein theurer Bruder F., der Sie mir, da Sie noch in . . . waren, zum Hülfsprediger vorschlug, und ich würde Sie für diese Stellung eingeladen haben, hätte man mir nicht gezeigt, daß es kaum zu übersteigende Hindernisse finden würde, Sie in's Land zu ziehen. Also als zu einem, wenn auch nur meiner Seite, alten Bekannten rede ich; aber auch als zu einem Gliede einer Kirche, zu welcher manches Jahr in Liebe ich mich hingezogen gefunden habe; rede zu Ihnen, nicht Ihnen wehe zu thun, oder auch nur, der Kirche, der Sie jetzt angehören, das ihr gebührende Lob rauben zu wollen, sondern, um des Herrn willen, welchem mit Ihnen zu dienen ich die

Gnade habe, Sie zu bitten, zuzusehen, was Sie thun, und sein Werk da zu achten, und nicht zu verderben, wo es noch außerhalb Ihrer kleinen Kirche getrieben wird; und wohl zuzusehen, daß nicht als Einer, der in ein fremd Amt greift, Sie in Sünde fallen möchten.

Sie sind am 19., 20. und 21. v. M. in meiner Pfarochie gewesen. Als ich vernahm, es werde ein Prediger der separirten Lutheraner in den Ort kommen, schlug diesem Fremdling ein, obwohl um des traurigen Irrthums derer willen, die ihn hergezogen, innig betrübtes, doch eben so brüderliches Herz entgegen; denn ich meinte, er werde, wie es die Ordnung mit sich zu bringen schien, bei mir seinen Beruf, in der mir von dem Herrn überwiesenen Herde das Hirtenamt zu treiben, wenn auch nicht nachzuweisen, doch anzukündigen für Pflicht erkennen. Ich glaube gern, daß Ihnen Ihre Kirche, nicht Ihr Herz, diesen Schritt verwehrt hat, und klage darum nicht Sie, aber desto schwerer Ihre Kirche an; denn diese Ihre Kirche hat Sie zu einer schweren Sünde verleitet: Sie sind nicht als ein Hirte zur Thür in die Herde eingegangen, sondern anderswo eingestiegen. Hören und urtheilen Sie.

Die Thür zu der Herde ist Christus, darüber sind wir einig; Sie sind aber nicht durch Ihn, sondern durch Ihre Kirche zu den Schafen dieser Herde eingegangen; denn diejenigen, welche Sie herzogen, suchten nicht den Herrn Jesum, sondern Ihre Kirche, und Sie vermochten diesen verhärteten Herzen unmöglich etwas Anderes, als Ihre Kirche zu bringen. Sind Sie also durch etwas Anderes, als durch Ihre Kirche zu ihnen eingegangen? — Welche Verantwortung haben wir, die Haushalter über Gottes Geheimnisse, in Verwaltung insbesondere der heiligen Sakramente! Sie aber haben unter der Zahl derer, die Sie zum Genuß des heiligen Sakraments zugelassen, ganz Unwürdige gehabt, und mindestens ein Glied, das in groben Sünden muthwillig verhartet, und von mir nothwendig abgewiesen zu werden erwarten mußte. — O theurer Bruder! Ihre zur Zeit ihres Märtyrthums mir so ehrenwerthe Kirche, sie thut eine schwere Sünde, wenn sie, mindestens zu dieser Zeit, wo die falsch unirte Kirche kaum noch dem Namen nach da ist, einen anderen Beruf für den ihrigen erkennen will, als den, eine Missionsanstalt für diejenigen zu seyn, denen Christus nicht gepredigt wird; denn sie kommt dann in die Gefahr, das Werk des Herrn, wo es in seinem Namen getrieben wird, zu zerstören; indem sie die ungleichartigen und störrigen Seelen, deren Wesen zu durchschauen sie unmöglich sofort weder vermögend, noch angewiesen ist, entweder ihre Unwissenheit und Blindheit oder ihr Trogen köstlich Ding heißen macht und sich dadurch zugleich selbst mit den nicht selten unreinsten Gliedern belastet. So ist es aber Ihrer lieben, theuren Kirche in meiner Gemeinde ergangen, in welcher seit einer Reihe von Jahren Christus gepredigt wird, und kein anderer Christus, als den unser Luther, und ich denke, auch Sie meinen; denn, „so Jemand ihr Evangelium predigen wollte anders, als ihr gepredigt ist, der sey verflucht“.

Um aber zugleich Ihnen zu dem Gesagten den Beleg zu geben, wie wenig Bedürfnis und Überzeugung diejenigen Glieder, welche von Ihnen in Ihre Gemeinschaft aufgenommen worden sind, zu Ihnen geführt hat, theile ich Ihnen die Nachricht mit, daß dieselben bereits wieder gemeigt sind, aus Ihrer Gemeinschaft auszuscheiden; wie sie denn dieses durch Deputirte mir haben erklären lassen. Ich denke, daß unter den obwaltenden Umständen Sie dieser Nachricht sich nur erfreuen werden, da es unmöglich, als eines Knechtes Jesu Christi, Ihr Wille seyn kann, wo sie noch zu finden ist, die Kirche des Herrn Jesu zu zerreißen, um die Zahl der Ihrigen zu vermehren.

*) Das vorstehende Schreiben ist seit Oktober v. J. unenwidert geblieben, und dürfte deshalb seine öffentliche Mittheilung gerechtfertigt erscheinen; da es sich jedoch nur um die Sache, nicht um die Personen handelt, so sind diese verschwiegen worden. Jene aber zur Sprache zu bringen, wollte heilsam erscheinen. —

Anmerk. d. Eins.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 4. April.

N. 27.

Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland.

(Schluß.)

Wollen wir nun schließlich nach den Früchten der Wirksamkeit des Vereins fragen, so läßt sich allerdings bei keiner wohlthätigen Anstalt die Summe des durch sie gestifteten Segens mit Bestimmtheit angeben und berechnen, und je geistiger und tiefer die Aufgabe eines Vereins ist, desto mehr ist seine Wirkung eine verborgene. Überblicken wir indeß die in den jährlichen Berichten aufgeführten Fälle, aus welcher Noth und sittlichen Erschlaffung der Verein ganze Familien herausgerissen, ihnen gleichsam einen neuen Geist eingehaucht, den einzelnen Gliedern eine gedeihliche Existenz verschafft hat, lesen wir die rührenden Beispiele eines bewährten christlichen Sinnes, auch unter den drückendsten Verhältnissen, so tritt uns ein sehr befriedigendes Bild von der Wirksamkeit des Vereins entgegen. Doch ist es nicht die Frucht, aus der er den Antrieb für seine Arbeit zieht, er hat darum auch keinen Grund, sich über seine Erfolge zu täuschen, er sieht sein Werk an als eine Arbeit des Herrn und lebt des Glaubens, daß sie nicht vergeblich seyn werde. Von der Ausaat des Landmanns, so äußert sich Frä. Sieveking, mag Manches nicht aufgehen, einige Körner bleiben vergraben im Schoße der Erde, andere werden zertreten, andere gefressen von den Vögeln des Himmels, auf dem Gebiete des Geistigen aber, meine ich, wird auch das kleinste Samenkörnlein nicht verloren gehen, sondern wird zu seiner Zeit seinen Beitrag liefern zu der großen Segensernte, die in der Ewigkeit uns erfreuen soll.

Nach diesem Vorbilde des Hamburger Vereins haben sich nun im Norden Deutschlands und in Dänemark zahlreiche andere Frauenvereine zu demselben Zwecke nach denselben Grundsätzen und mit wesentlich derselben Organisation gebildet. Nur die Verschiedenheit ist zu bemerken, daß, während ein Theil derselben seine Besuche nur auf weibliche Kranke erstreckt, ein anderer ohne Unterschied männliche und weibliche in seine Pflege aufnimmt. Es hat dies bei Einigen Anstoß erregt, auch im Hamburger Verein ist das Bedenken aufgestellt worden, ob nicht dadurch die weibliche Reinheit oder Sitte könnte verletzt scheinen. Doch hat man dies Bedenken nicht für gegründet halten können. Die ächte Herzensreinheit, sagt Frä. Sieveking, ist ja nicht ein Frühlingschnee, der so leicht in den Noth getreten wird, sie ist vielmehr wie das Gefieder des Schwans, an dem der fremde Schmutz nicht haftet.

Der Verein, welcher nach dem Hamburger am nächsten genannt zu werden verdient, ist der zu Hannover. Er ist

ihm an Umfang nicht nur beinahe gleich, sondern hat auch in Betreff seiner Wirksamkeit einen sehr großen Vortheil voraus. Er besitzt nämlich einen Mittelpunkt seiner gesammten Thätigkeit in einem Hause, das Friederikenstift genannt, das ungleich bedeutender ist, als das Almalienstift in Hamburg. Dies in der Bäckerstraße am Wall gelegene Haus umschließt mit seinen Gebäuden einen ziemlich geräumigen Hof und hat hinter sich einen Garten von beträchtlichem Umfange. Der König hat es dem Vereine zur freien Benutzung überlassen und nach dem Namen der Kronprinzessin, die dem Vereine ihren hohen Schutz und warme Fürsorge zugewandt hat, ist es genannt. Es ist in demselben fast für alle Bedürfnisse der Armen nach den verschiedensten Altersstufen auf die entsprechendste Weise gesorgt. Es enthält gegen zwanzig Wohnungen für arme Familien, die hier zu einem billigen Zins, manche Schwache und Kranke auch ganz umsonst aufgenommen werden. Es war ein freudiger Tag, als der Einzug der neuen Bewohner stattfand. Viele darunter hatten Jahre lang in den engsten, dumpfigsten Gassen und Höfen gelebt, wo sie kaum den Himmel hatten erblicken können. Manche konnten es gar nicht glauben und fassen, daß diese freundlichen Zimmer mit dem Blick auf den grünen Garten und Wall nun die ihrigen seyn sollten. Hier, rief der Eine, will ich nun auch gern hungern. Ein Anderer versicherte, es sey ihm zu Muth, als wäre er in einen anderen Welttheil versetzt, und wenn er hier nun auch die Nächte wachend und unter Schmerzen zubringen müßte, so freue er sich doch des stillen Friedens um sich her, und hoffe auf den Tag, der ihn wieder Gottes schöne Welt sehen lasse. Dabei that der Garten diesen, die oft wie Gefangene haben leben müssen, so wohl, sie können sich doch nun in Gottes frischer Luft ergehen. — Es ist ferner in den Räumen des Stifts eine Kleinkinder-Warteschule für dreißig bis vierzig Kinder, die den ganzen Tag in der Anstalt bleiben, auch da beköstigt werden. Sie erhalten ein blaues, leinernes Überkleid wenn sie in der Anstalt sind. Das reinliche Ansehen derselben und ihre Manierlichkeit, wenn sie zusammen bei Tische sitzen, gewährt einen sehr erfreulichen Anblick. Es ist weiter in dem Stifte auch ein Kleinkinder-Hospital. Es ist auf eine Zahl von sieben Kranken eingerichtet, und eine große Wohlthat sowohl für die kleinen Wesen, die da unter sorgfamer Pflege und in frischer Luft des Gartens sich oft wunderbar erholen, als auch für die armen Familien, die durch die Krankheit eines Kindes oft auf das Äußerste zurückkommen und dann sich schwer wieder heben können. Es befindet sich aber auch in diesem Hause Gelegenheit, wo die heranwachsenden Mädchen der Armenfamilien, sowohl die, welche noch die Schule besuchen, als auch die, welche schon eingeseget sind, zusammenkommen können, um in weib-

lichten Handarbeiten, Stricken, Sticken, Nähen u. dgl. von Elstern des Vereins unterrichtet zu werden. Hier sind ferner auch die Arbeitslokale für alte und schwache Männer, die von dem Verein mit Strohflechten und Haarpuppen beschäftigt werden. Auch eine Tischlerwerkstatt, und eine Seidenzuchterei, eine sehr passende Beschäftigung für schwache Personen. In dem Stifte sind gleichfalls die Räume zur Aufbewahrung der Lebensmittel, des Arbeitsmaterials, der Vorräthe aller Art. Hier ist das Verkaufselokal für die gefertigten Gegenstände, eine große Küche, aus der die mehr als hundert Personen zählende Hausgenossenschaft gespeist, und überdies, nach einem Abkommen mit der städtischen Behörde, die Stadtarmen mit Suppe versorgt werden. Die Betreibung dieser großen Ökonomie hat man wieder zu einem Mittel benutzt, wohlthätig auf die Erziehung der Kinder der Armen einzuwirken. Zwölf junge Mädchen erhalten hier die Anleitung, sich zu tüchtigen Dienstmädchen auszubilden. Das Stift bietet dazu in allen Beziehungen die reichlichste Gelegenheit. Abwechselnd besorgen die Mädchen die Abwartung in der Küche, auf den Stuben der Armen, in der Kleinkinder-Bewahranstalt, in den übrigen Lokalen, in dem Stalle, der zum Stifte gehört. Vielleicht daß sich dasselbe bald noch um einen wichtigen Theil erweitert; der Verein hofft, ein angränzendes Haus zu erwerben, um es zu einem Krankenhause für Erwachsene einzurichten.

An der Spitze des Vereins steht Fr. Ahrenhold, die denselben auf ähnliche Weise, wie Fr. Sieveking den ihrigen, leitet. Sonst hat das Stift selbst noch eine Hausmutter, die dem ganzen Haushalte vorsteht und jede Abtheilung in demselben wieder ihre besondere Vorsteherin, so die Kleinkinder-Warteschule ihre Mutter, die dienenden Mädchen ihre Aufseherin, die Mädchen, die den Unterricht in Handarbeiten genießen, ihre Lehrerin, eine Wittve besorgt die Küche, eine andere die Krankenwartung, für das Kinderhospital ist eine Wärterin und eine Gehülfin beschäftigt, außerdem aber hat dies eine besondere Hülfe an einer Blinden, welche mit einer feinen Ausbildung der übrigen Sinne und einem Herzen voll Liebe die Kleinen in den ihr ganz vertrauten Räumen im Hause und im Garten leitet, sie trägt, ihnen erzählt und Pieder vorsingt. An die Besucherinnen oder Mitglieder sind dann noch die verschiedenen Ämter, auch für die Armen in der Stadt, ähnlich wie in Hamburg, vertheilt.

Der Verein hat im letzten Jahre 21, theils Familien, theils einzelne Personen verpflegt. Er macht aber einen Unterschied zwischen solchen, die er vorläufig nur unterstützt, und wie zur Probe aufnimmt, und solchen, die er in die Zahl seiner Pflegebefohlenen für die Dauer einschreibt. Er säumt mit dem letzteren, wo Neigung zur Trägheit, oder Unbescheidenheit, oder Trunk ein gerechtes Mißtrauen gebieten, bei Trinkern knüpft er seine Unterstüßung an die Bedingung des Eintritts in den Enthaltungsverein. Besucherinnen sind einige vierzig. Die Einnahme betrug 4514 Thlr., dabei 2000 Thlr. freiwillige Beiträge, das Ubrige Ertrag gefertigter Arbeit. Die Ausgabe belief sich auf 4919 Thlr. Die veröffentlichten Berichte des Vereins sind im hohen Grade anziehend und erfreulich.

Länger als in Hannover besteht schon in Celle ein Verein

für Armen- und Krankenpflege. Er beschränkt sich auf weibliche Kranke, ohne indeß zu genau über dieser Bestimmung zu halten. Erst nachträglich hat er auch eine Beschäftigungsanstalt eingerichtet, die eine gesonderte Verwaltung hat und eine besondere Kasse führt. Die Organisation ist etwas anders, als in Hamburg und Hannover. Unter der Vorsteherin des Vereins stehen drei Untervorsteherinnen, deren jede mit mehreren Gehülfsinnen einen Distrikt der Stadt oder Vorstadt zu versorgen hat. Wöchentlich hält jede Untervorsteherin eine Konferenz, monatlich einmal ist eine Gesamt-Konferenz bei der Vorsteherin des Vereins, die zuvor alle Hefte eingefordert und durchgesehen hat. Sie führt die Generalliste, und entscheidet über die Aufnahme jeder Familie. Der Verein unterstützt auch arme Wöchnerinnen, und wird jetzt vielleicht schon im Besitze einer kleinen Armenkolonie und eines Kleinkinder-Hospitals seyn. Ein Wohlthäter hatte nämlich zu einem Stifte ein Kapital von 1000 Thlr. geschenkt, ein anderer 3000 Thlr. Gold auf zehn Jahr zu drei p. C. angeboten, der König für das aufzuführende Haus das Holz zum halben Werthe der Taxe liefern lassen. Das zweistöckige Gebäude soll nach seinem freien Raume, so viel nicht das Hospital, die Vorrathskammern und ähnliche, den Zwecken des Vereins dienende Lokalitäten einnehmen, an arme Familien billig vermietet werden. Man hofft dennoch damit sowohl die Zinsen des Kapitals, als auch die Abgaben für Haus und Grundstück decken zu können. Der Verein hat im Jahre 1845 drei- und siebenzig Arme verpflegt, und allein 2435 Cß. oder Suppenportionen ausgetheilt. Funfzehn Frauen nahmen thätigen Antheil. Die Einnahme der Armen- und Krankenkasse war 577 Thlr. 15 Gr. die der Industrie- oder Beschäftigungsanstalt 612 Thlr. 26 Gr. Davon 405 Thlr. aus einer Lotterie gefertigter Sachen. — Die Berichte liefern sehr rührende Thatfachen von der Noth, aber auch von der wohlthätigen Hülfe des Vereins. Sehr erfreulich ist das Verhältniß, in welchem der Verein zur städtischen Armenverwaltung steht. Diese, statt, wie kurzfristige Armenbehörden an anderen Orten wohl thun, in dem Verein einen Nebenbuhler zu sehen und ihn mit Eifersucht zu betrachten, hat die ergänzende Thätigkeit desselben mit Bereitwilligkeit anerkannt, öffnet ihm selbst die Wege zu den städtischen Anstalten und unterstützt den Verein durch einen vierteljährlichen Beitrag.

Unter den übrigen Vereinen des nördlichen Deutschlands, die uns bekannt geworden sind, möchten wir nur noch den in Bremen erwähnen, da die übrigen nichts Eigenthümliches darbieten, zum Theil auch erst im Entstehen sind. Bremen, diese Stadt der Vereine, in welcher der Wohlthätigkeitsinn, der auf einer gediegenen, durch alle Stände verbreiteten Frömmigkeit ruht, sich auf großartige Weise bethätigt, hat auch noch für einen weiblichen Verein für weibliche Krankenpflege Raum gefunden, obwohl neben ihm mehrere ähnliche schon bestehen. Die Beschränkung auf weibliche Kranke ist hier ganz natürlich, da ein Männerkrankenverein nebenhergeht. Auch unterstützt und verpflegt der Verein vorläufig nur, er beschäftigt noch nicht. Doch hat er gefühlt, wie nothwendig es sey, und bereits die einleitenden Schritte gethan, um künftighin den Genesenden durch

Arbeit fortzuhelfen. Die Einrichtung des Vereins ist der in Celle verwandt. Elf Vorsteherinnen besorgen mit ihren Gehülfinnen die verschiedenen Distrikte, sie kommen alle vierzehn Tage zu Berathungen zusammen, sie wählen jährlich aus ihrer Mitte eine Obervorsteherin, die alle Viertelsjahre die Gasse durchsieht, und sonst den Gang des Vereins überwacht. Jährlich findet eine Generalversammlung statt, zu der alle Wohlthäter und Freunde des Vereins eingeladen werden, aber auch sonst Jeder Zutritt hat. In ihr wird über die Wirksamkeit des Vereins ein Bericht erstattet. Die Zahl der vom Verein Verpflegten belief sich im letzten Jahre auf 172. Die Unterstügungen sind zuweilen sehr reichlich, es wird nichts gespart, was zur gründlichen Heilung eines Übels dienen kann. So wurden zwei Mädchen vom Beistand nur dadurch völlig hergestellt, daß ihnen die kräftigste Nahrung, dazu alter Wein, Bier, starker Kaffee, dargereicht wurde. Der Verein erfährt in dieser Beziehung von wohlhabenden Privatpersonen die anerkennenswerthe Beihülfe. So wurde es ihm möglich, allein 5553 Portionen Mittagessen aus Privatlüchen zu vertheilen, abgerechnet die 984 Portionen Suppe, welche die städtische Suppenanstalt ihm bewilligte. Eben so reichliche Geschenke erhielt er an Wein; Fleischer und Bäcker verpflichteten sich zu wöchentlichen Lieferungen an Brot und Fleisch u. s. w. Seine Baareinnahme betrug 464 Thlr. 21 Gr., seine Ausgabe 479.

Wir haben unter den bisher aufgezählten Vereinen noch einen nicht erwähnt, weil wir nicht Gelegenheit hatten, ihn kennen zu lernen, er ist uns erst aus Wichern's fliegenden Blättern, 1846. I., bekannt geworden, den zu Göttingen. Wir können nicht umhin, auf den dort enthaltenen Bericht über denselben hinzuweisen. Seine Thätigkeit scheint umfassend und groß angelegt zu seyn. Seine Entstehungsweise war eigenthümlich; der Magistrat selbst, in Betracht der Unmöglichkeit, mit den unzureichenden Mitteln der Armenkasse die entsetzliche Noth, der seit der Abnahme des Universitätsbesuches die unteren Klassen verfallen sind, gründlich zu heilen, veranlaßte selbst die Stiftung eines Frauenvereins, der nach vier Jahren seines Bestehens die erfreulichsten Resultate geliefert hat. Seine Einrichtungen scheint er dem zu Hannover nachgebildet zu haben. Er hat auch einen Mittelpunkt wie das Friederikenstift, es ist das ehemals Blumenbachsche Haus. Alle Thätigkeiten, die wir in Hannover sahen, finden wir hier wieder. Eine Arbeitsschule für arme Kinder, mit vier Klassen, eine Dienstabenschule, eine Koch- und Spelleanstalt, eine Kleinkinderschule. Nebenher geht die Familienpflege, die Beaufsichtigung der Pflegekinder. Etwas ihm Eigenthümliches ist, daß der Verein auch Land pachtet, um die Armen sich ihre Kartoffeln bauen zu lassen. — „Wir dürfen mit Wahrheit bezeugen,“ heißt es in dem Berichte, „daß der Geist des Herrn mächtig gewesen ist in den Herzen unserer Pfleglinge, und wie wir selbst durch ihn mehr geweckt, gelehrt, erwärmt wurden, so fanden wir auch unsere Armen mehr ernüthigt und erfüllt mit Vertrauen, Hingebung, Aufrichtigkeit, Folgsamkeit, Thätigkeit, Bescheidenheit und — wir dürfen es hoffen — mit Frömm-

igkeit und Demuth.“ Wir müssen es Jedem überlassen, das Weitere am angezeigten Orte selbst nachzulesen.

So hat sich denn in der Evangelischen Kirche erst in den neueren Zeiten auch für die Frauen ein Gebiet eröffnet, auf welchem sie nach apostolischer Weise in dienender Liebe thätig seyn und ihre eigenthümlichen Gaben zum Nutzen der Gemeinde verwenden können. Es ist dies auch gewissermaßen eine Emancipation der Frauen, die längst schon hätte eintreten können, doch mußte auch dazu die geeignete Stunde kommen. Nach dieser Emancipation, gesteht eine vielerwähnte Vorsteherin eines der besprochenen Vereine, je und je ein Verlangen getragen zu haben; nach einer Ablösung für Mädchen und Frauen von den tausend Nichtigkeiten und Eitelkeiten, denen so manche Seele ihr ganzes Leben opfert, eine Ablösung von dem Sklavenjoch der Eitelkeit und Convenienz, und dagegen eine Anspruchnahme auf einen ernsten Beruf, der, wie verschieden er sich auch gestalten möge, doch immer den Charakter dienender, werththätiger Liebe trage, dem Leben einen befruchtenden Gehalt und ein würdiges Ziel verleihe. Diese Emancipation hat zum Heil vieler tausend Elender und Verlorener begonnen; möge sie sich in unserer Kirche immer vollkommener erfüllen.

Bekenntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Beziehung auf Kämpfe's Beantwortung der Uhlischen Bekenntnisse, von B. M. Giese, Prediger zu Arensnest (Prov. Sachsen). Altenburg, bei Helbig, 1846.

Wir wollen zunächst Einiges von dem mittheilen, was Herr Pred. Giese sein „Glaubensbekenntniß“ nennt, und wovon er jenen Ausspruch vom Panier des Kreuzes parodirend — sagt: „In diesem Zeichen werd' ich siegen.“

„Autorität sind mir nicht die symbolischen Bücher irgend welcher Religionspartei. Autorität ist mir aber auch nicht die Bibel Alten und Neuen Testaments, weder nach ihrem Buchstaben, noch nach ihrem Geist, weder nach ihrer s. g. richtigen Auslegung, noch nach den s. g. klaren und einfachen Aussprüchen Jesu. Autorität ist mir einzig und allein der Geist, der — mit dem Menschengenisse stets verbundene Geist Gottes, der von Anfang an im menschlichen Geiste, als göttliches Ebenbild, die Keime der ewiggültigen Vernunftgesetze eingepflanzt hat u. s. w. Dieser Geist, dessen ewige Kraft und Gottheit wir natürlich in dem jetzt lebendigen, herrschenden guten Geiste der Zeit am unmittelbarsten haben und empfinden, dieser Geist und nichts Anderes ist mir Autorität. Wozu er Ja! sagt, das nehme ich an; wozu er Nein! sagt, das verwerfe ich.“ Dreister als selbst Wislicenus, dessen „göttlich derbe und herbe Wahrhaftigkeit“ er verehrt, spricht der Verf. es aus, daß er kein Wort Gottes, keine heilige Schrift, keine Offenbarung mehr anerkenne. „Wir sind gern erbötig, uns der Ausdrücke „Gottes Wort“ und „heilige Schrift“ zu entledigen;“ — „das Wort: Offen-

barung hat eigentlich einen für die Zeitbildung unerträglichen Beigeschmack. Dies Wort gehört selbst zu den vergänglichen Normen und Formen, die der geschichtlich gewordene Gottesgeist sich selbst in der Vergangenheit gegeben hat, jetzt aber wieder von sich abweist, abstreift, zerbricht." Seinem Geist-Principe gemäß läugnet denn der Verf. sämtliche Grundwahrheiten des Heils, „in aller Ruhe“, sagt er; den dreieinigen Gott und die Gottheit Christi, die Erbsünde und die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen, die Versöhnung und Rechtfertigung, die Auferstehung und das Gericht; kurz Alles, was über das den Heiden verbliebene Licht hinausgeht, nicht geschrieben steht in dem „ewig gültigen symbolischen Buche, dem Buche der Vernunft und des Geisteswissens, mit den drei Hauptkapiteln: Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Das ist unsere Glaubensnorm; eine andere mögen wir nicht!“ Die Frage: Was dünkt dich um Christus? beantwortet der Verf. so: „In der Person des Juden Jesus erkenne ich nicht die anzubetende zweite Person in der Gottheit“ — die Anbetung Christi ist ihm „Götzendienst“ — „auch nicht ein, absolute Naturwunder verrichtendes Mittelwesen zwischen uns und Gott (denn „für meinen Glauben an Jesus ist kein einziges Wunder von Anfang bis zu Ende nothwendig“), sondern einen wahren, natürlichen, auf die von Gott ursprünglich geordnete Weise entstandenen Menschen, geboren und entwickelt wie wir, gestorben wie wir, und nicht dem Leibe nach auferstanden, und nicht dem Leibe nach gen Himmel gefahren“. Weil jedoch Jesus ein „religiöses Genie“ gewesen ist und die Idee eines sündlosen Menschen, diese Grundforderung der Vernunft, in ihm ihre „irdisch vollkommenste Verwirklichung“ gefunden hat, weil er die Lehre gebracht hat, daß „der Mensch gut seyn kann, wenn er nur will“ — so bekennet der Verf., als „Ersten seines Geschlechts, als seinen Heiland und Erlöser, ihn zu lieben und zu ehren“. Recht geistlich betont er, daß die von ihm verworfenen Lehren der Kirche gegründet seyen in der heiligen Schrift, und spottet der vergeblichen Mühe der „Männer der lauen und flauen Mitte“, die ihnen unbequemen Artikel aus der Schrift heraus zu eregisiren. So sagt er: „Ich bekenne, daß ich das apostolische Symbolum für ganz schriftgemäß halte; daß aber, weil ich die Schrift nicht als Autorität anerkenne, viele Sätze desselben meine Überzeugung nicht ausdrücken.“*) Hin und wieder jedoch wird er durch ein Gefühl noch nicht völlig ertödteter Scham vermocht, den Schriftgrund etlicher Fundamentallehren, z. B. von der Gottheit Christi, an-

*) Abgeschafft hat Herr Pred. Giese das apostolische Symbol in seiner Gemeinde noch nicht. „Ich suchte mir dadurch zu helfen, daß ich vorher sagte: Bekennet nun mit einander in stiller Andacht euern alten Christenglauben.“

zuzweifeln, oder aber sein Gewissen damit zu beschwichtigen, daß er hinwirft: „Die Aechtheit der Evangelien und sämtlicher apostolischen Briefe ist mindestens zweifelhaft“.

Die sittliche Unmöglichkeit, daß ein Mann mit einem Glaubensbekenntnisse, wie seines ist, das Predigtamt in der Evangelischen Kirche verwalte, ist dem Verf. nicht unbewußt. Er spricht es in den stärksten Ausdrücken aus, daß der status quo in der Landeskirche ein heilloser sey, nennt die Ordination eine gräuliche Komödie u. dgl. „Eine Scheidung ist nothwendig!“ ruft er aus. Er habe oft Lust in sich gefunden, der guten Sache ein Opfer zu bringen und zu abdiciren; doch sey es nicht gerathen, als Einzelner dreist und keck eine Aufopferung zu affectiren, die bald gar kein Opfer mehr seyn werde. Er hegt nämlich die frohe Hoffnung, daß in Kürze eine friedliche Scheidung zwischen den „Alt- und Neu-Protestanten“ eintreten werde. „Das Bedürfniß einer baldigen Zusammenberufung von freien, geistlich-weltlichen Synoden hat sich siegreich von allen Seiten ausgesprochen. Das Inslebentreten dieser segensreichen Institute muß von den Freien abgewartet, resp. mit allen gesetzlichen Mitteln beschleunigt und herbeigeführt werden. Ich meine, der Augenblick, auf den die Völker harren, ist nicht mehr fern. So wird in dem gesegneten, kräftigen Sachsen gewiß eine freie Synodalverfassung, die dort so sehr ersehnt und in zahllosen Petitionen befühwortet wird, baldigst sich verwirklichen. Und wir Preußen haben ja kürzlich erst aus königlichem Munde vernommen, daß eine Synodalverfassung nicht mehr fern sey.“ Diese Synodalverfassung, meint der Verf., werde das Signal zur Auflösung der gegenwärtigen, unleidlichen kirchlichen Verhältnisse geben. Die Gemeinderepräsentanten würden sich in überwiegender Mehrzahl — ein Segen der, vom Verf. gepriesenen Volksversammlungen der protestantischen Freunde — von dem alterangelischen Glauben trennen, und ihnen müsse dann vom Staate rechtliche Anerkennung als Kirchengenossenschaft zugesichert werden, auf Grund des Glaubensbekenntnisses: „daß sie Christum als ihren Heiland annehmen und Christen heißen wollen“. Auch auf die Frage, was aus dem Kirchengut werden soll, läßt der Verf. sich ein; es sey eine Theilung desselben gemäß der Kopfzahl der alten und neuen Protestanten etwas durchaus Rechtsbegründetes. In der That nicht mehr noch minder rechtsbegründet wäre das, als wenn man den Insassen eines Armenhauses, denen es einfiele, daraus ein Tanzlokal zu machen, ihr Begehren bewilligen wollte, anstatt ihnen zu antworten: „Wollt ihr tanzen und spielen, so habt ihr euren Willen draußen; für das Armenhaus werden schon andere Arme sich finden!“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 8. April.

N^o 28.

Die Lügner der Gottheit Christi, mit besonderer Beziehung auf die Streitpredigt des Archidiaconus Krause dagegen.

Es ist erfreulich, daß sich die Kämpfe, welche die Christenheit bewegen, immer mehr um den lebendigen Mittelpunkt derselben concentriren, daß sie für oder wider die göttliche Herrlichkeit ihres Herrn gestritten werden, um die es herrlich sich lohnt, die geistlichen Waffen zu führen. Wohl lohnt es auch, die Vorhöfe des Heiligthums zu vertheidigen und um die Prolegomena von Vernunft und Schrift und Offenbarung u. s. w. zu streiten; aber dies hat doch alles nur ein vorläufiges, mittelbares Interesse und dann erst gilt's pro aris kämpfen, wenn die Gegner in den Tempel selbst eindringen und den Gegenstand unserer Anbetung von der Stätte göttlicher Ehre herabziehen und den ewigen Grund unseres Heils antasten. Dann muß es — oder die Streiter sind unter der Würde der Sache — zu einem großen und ersten Entscheidungskampfe kommen, dessen Resultat nur entweder die entschiedene Anbetung Christi in seiner Kirche, oder die entschiedene Verwerfung desselben sammt seiner Kirche seyn kann. Dies ist die Vorbedingung eines jeden würdigen Streites über die Person Christi, daß, auf welcher Seite man auch stehen möge, die gewaltige Bedeutung der Gegensätze erkannt und eingesehen werde, daß es hier einen Kampf auf Tod und Leben der Kirche gilt, daß es darum sich handelt, ob wir einen allmächtigen oder ohnmächtigen, einen todtten oder lebendigen Christus haben, ob Christus Gott oder Göze ist? Immer zwar hat man zwischen denen, welche die Gottheit Christi läugnen und denen, die sie bekennen, Vermittelungen gesucht. Bald hat man daher den Gegensatz zwischen Geschöpf und Gott in einen bloßen Stufenunterschied verwandelt, bald auch pantheistisch beide identificirt; und während man einerseits den Menschen Jesus bis zur Göttlichkeit hinauf apotheosirte, schraubte man andererseits die Gottheit zu einer Halb- oder Mittelgottheit herab, die man ihm auf der Wesensleiter etwa noch zuerkennen wollte. Wer aber kennt die heilige Schrift und weiß nicht, wie weit sie alle solche heidnische Vorstellungen von sich weist, wie unendlich groß der Gegensatz ist, wodurch sie den Einen unendlichen Gott und Schöpfer von der ganzen endlichen Welt und allen Geschöpfen unterscheidet, wie sie außer ihm keinen Herrn, keinen Heiland, sondern nur dienstbare Geister erkennt, die vor seiner heiligen Herrlichkeit ihr Angesicht verhüllen und dem Sohne Gottes tief, tief untergeordnet sind, Hebr. 1, 2—14. Zurückzuweisen sind daher, wenn im reinen Interesse der Wahrheit ein würdiger und nicht vergeblicher Streit geführt werden soll, alle unklare, zweideutige Mittelungen, we-

durch der Streitpunkt verdunkelt und die Streitfrage verschoben wird, so daß weder die Streitenden selbst, noch die Theilnehmenden zu wahren Bewußtseyn dessen kommen, um was es sich handelt. Allerdings unterscheiden sich die Arianischen Vorstellungen, wonach in Christo das erste und vollkommenste Geschöpf sich mit der menschlichen Natur geeinigt, sehr weit von den rationalistischen, wonach er nur ein natürlicher Mensch gewesen. Demohnachtet bleibt beiden dieser gemeinschaftliche große Gegensatz gegen die Lehre der Kirche, daß Christus, der Heiland der Welt, der Quell des ewigen Lebens, nur als ein zeitliches Geschöpf betrachtet und also Heil und Seligkeit des Menschen nicht auf Gott, sondern auf eine Creatur begründet wird, was zur Abgötterei führt. Der Arianismus hat jedoch in der neueren Zeit keine namhaften Vertreter; vielmehr steht überall im Vordergrund des Gegensatzes der rechtgläubigen Lehre der sogenannten Nationalismus, welcher in Christo weder eine göttliche Natur, noch überhaupt etwas Übernatürliches, sondern nur einen natürlichen Menschen anerkennt, der (wie überhaupt Menschen nicht dem Wesen, sondern nur dem Grade nach von anderen sich unterscheiden) nur graduell durch höhere moralische und intellektuelle Vollkommenheit über seine Mitmenschen erhaben, oder gottähnlicher und gottverwandter, als sie gewesen sey. Dies ist ohne Zweifel die übereinstimmende Meinung aller Freunde des Lichts, Wegscheider's, Bretschneider's, Uhlig's u. A. Zu diesen gehört bekanntlich auch der Archidiaconus Krause in Breslau. Zwar spricht derselbe in seiner „der Meinungsstreit über die Person Christi“ betitelten Predigt von einer „unendlichen Erhabenheit Jesu über allen Anderen, die je auf Erden wandelten“. Aber da es nur Eine unendliche Erhabenheit, nämlich die der Gottheit, gibt, welche in dieser Predigt Christo entschieden abgesprochen wird, so haben wir auch jenen hyperbolischen Ausdruck nur in dem endlichen Sinne zu nehmen, wonach er nur einen höchst vorzüglichen Menschen bezeichnen soll.

Dieser rationalistischen Meinung steht nun die kirchliche Lehre nicht etwa so gegenüber, daß sie, die Gottheit Christi behauptend, seine vollkommene Menschheit läugne, oder diese nur als eine weesenlose Erscheinung des göttlichen Wesens betrachte. Sie behauptet vielmehr sehr entschieden seine wesentliche vollkommene Menschheit, zugleich aber auch, daß mit ihr die vollkommene Gottheit in der Person des Sohnes sich persönlich geeinigt habe, weil eben die Vereinigung der Menschheit mit der Gottheit, oder die Versöhnung der Welt mit Gott, der Zweck der Erscheinung Christi war. Wie man nun auch hierüber denken möge, ob Christus nur ein Mensch war, oder ob er Gott und Mensch ist, dies müßte jedenfalls zugegeben werden, daß diese Differenz eine unendlich große und unermesslich wichtige ist. Weit milder

ist der jüdische oder häretische Irrthum zu beurtheilen, daß Christus nicht Gott sey, als die Meinung, daß es gleichgültig sey, ob er es sey oder nicht. Nur die dem Indifferentismus eigene Gedankenlosigkeit kann einigermaßen die Blasphemie entschuldigen, welche darin liegt, Gott oder nicht Gott, unendlich oder endlich, ewig oder zeitlich, allmächtig oder ohnmächtig, als gleichgültig zu setzen. Der Gleichgültigkeit freilich ist es am Ende auch gleichviel, ob Gott ist oder nicht, ob der Schöpfer Gott und Vater, oder ob die Welt ihr eigen Geschöpf und Produkt ist, ob der Mensch überhaupt eines Gottes und Heilandes bedarf, oder ob er sich selbst genügt. Solche ungeheure Gleichgültigkeit aber ist der Tod aller Religion und verschwindet daher, wo irgend wieder religiöses Leben sich regt, weshalb daher auch jetzt schon die Frage, welche der Herr, wie an seine Jünger (Matth. 16, 13 ff., 22, 42 ff.), so auch an seine Gegner richtet, keineswegs eine gleichgültige, sondern eine sehr lebhaft bewegte und bewegende ist. Wohl stellen es die Gegner der Kirche und Lügner der Gottheit Christi gern so vor, als käme für das christliche Leben nicht viel darauf an, „wie man sich das Verhältniß Christi zu Gott denke.“ In diese und ähnliche biegsame Formeln liebt man es, den immensen Gegensatz — Gott oder nicht Gott? — umzusetzen, und mit vorgelieblicher Unwissenheit der Antwort auf des Herrn eigene Fragen aus dem Wege zu gehen.*) Aber wie sehr auch diese Lichtfreunde über solche Grund- und Lebensfrage des ganzen Christenthums: Wie dünket euch um Christo, wess Sohn ist er? eine klare Aufklärung uns schuldig bleiben und sie vielmehr in's Dunkel zu ziehen suchen, dennoch wissen sie und sagen es auch anderweitig ganz bestimmt, daß Christus nicht Gott sey, s. Krause's Predigt S. 11. Wenn also auch ebendasselbst S. 15. für nothwendig erachtet wird, ihn als den Sohn des lebendigen Gottes (nach Matth. 16, 16.) zu bekennen, so soll unter diesem Bibelwort doch nur ein als Mensch erschaffener, uneigentlicher Gottessohn verstanden werden, und es bleibt daher zwischen der Meinung dieser Gegner und der Lehre der Kirche das ganze Gewicht des Unterschiedes, welcher überhaupt zwischen Schöpfer und Geschöpf, Gott und Mensch besteht. Solche Differenz für indifferent zu halten, ist die größte Unwahrheit. Ist die Meinung der Gegner wahr, ist Christus nur ein Mensch, nur ein erschaffener dienstbarer Geist, und nicht Gott, nicht der Geist, welcher der Herr ist in der Herrlichkeit Gottes des Vaters, so ist das Christenthum, seines göttlichen Hauptes beraubt, nicht bloß zu einer nur menschlichen Stiftung herabgesunken, sondern es ist auch, so weit es diesen Christus dennoch göttlich verehrt und über alle Menschen als Heiland erhebt, in Abgötterei und Menschendienst verfallen, und darum zu verwerfen. Denn die heilige Schrift und die schriftmäßige Evangelische Kirche duldet nicht einen solchen, dem ersten und vornehmsten Gebote widersprechenden, Menschendienst oder Heilgunkult, und eifert dagegen, daß Heil und Gnade und Leben

und Seligkeit in einem anderen Wesen außer oder neben Gott oder in einem Geschöpf unter ihm gesucht werde, was eine heidnische Menschen- oder Creaturvergötterung ist, die für das christliche Leben nur verderblich seyn könnte. Wenn dennoch hiegegen die Gegner sich duldsam zu erweisen scheinen und den treuen Anhängern der Kirche den Glauben an die Gottheit Christi lassen zu wollen erklären, wenn diese nur wiederum auch ihre Längnung derselben als eine zulässige Meinungsverschiedenheit über die Person Christi dulden wollten, so können wir ihnen für solches schriftwidrige Affordiren und Afformodiren nicht dankbar seyn, und würden es mehr ehren, wenn sie gegen ein solches Heidenthum, wie ihnen auf ihrem Standpunkte die von der christlichen Kirche Christo gewidmete göttliche Verehrung und Anbetung erscheinen muß, einen ernstern und strengern Eifer zeigten. Dagegen werden sie es auch nicht verübeln dürfen, wenn wir gegen die Längnung der Gottheit Christi, welche uns und alle gläubigen Glieder seiner Kirche als Gözendiener erscheinen läßt und den Göttern Menschen uns raubt, von dem wir allein Verzeihung und Vereinigung mit Gott und ewiges Heil der Seele erwarten können, mit aller Entschiedenheit uns erklären. Eine oder die andere Seite muß hier in großem, grobem Irrthum entweder der Abgötterei oder der Gottesläugerei in Beziehung auf Christum sich befinden, und hiegegen gleichgültig oder fahrlässig seyn, heißt die Wahrheit verrathen und das ist Sünde. Wie sehr man auch in solchem ersten Streite die Liebe als Mittlerin empfehlen mag, immer kann sie doch den Gegnern gegenüber nur Feindesliebe seyn und darf nicht selbst zur Verrätherin werden dadurch, daß sie die heilige Ehre Gottes, sey es des Vaters oder des Sohnes, preisgibt und treulos die Menschen mehr geliebt haben will, als Gott den Herrn.

Die Lügner der Gottheit Christi läugnen Zwiefaches, wodurch sie mit der Kirche in den größten Gegensatz und härtesten Widerspruch treten. Erstlich läugnen sie die ewige Persönlichkeit des Sohnes im Wesen der Gottheit und zweitens die göttliche Vereinigung derselben mit der Menschheit in Jesu Christo. Beide Verneinungen sind von der höchsten Bedeutung und alteriren völlig den christlichen Gottesbegriff sowohl des Vaters wie des Sohnes, der Schöpfung wie der Erlösung. Denn der ewige Sohn kann nicht geläugnet werden, ohne daß zugleich der ewige Vater geläugnet wird, 1 Joh. 2, 23.; denn Gott wäre ja nicht von Ewigkeit her, oder seinem Wesen nach Vater, wenn es nicht zu seinem Wesen gehörte, auch immerdar den Sohn zu haben, den er lieb hat und dem er alle seine Herrlichkeit mittheilt, Joh. 5, 19 ff., 17, 5. 24. Und ohne das ewige Vaterthum wäre auch sein Wesen nicht ewige Liebe; denn da ist keine Liebe, wo der Geliebte fehlt, wo nur ein Ich, aber kein Du ist, und wo keine Liebe ist, da ist auch kein Leben, kein göttliches Leben, sondern nur todtes oder träumendes Seyn. Die Lehre von dem Vater, dem Sohn und dem heiligen Geist ist nur die Explication des Satzes, daß Gott die Liebe ist; denn eben weil er es ist, so ist er nicht als einsames Ich in sich selbst lieb- und leblos versunken, sondern er lebet und wirkt als Vater in der Mittheilung und Gemeinschaft seiner Herrlichkeit

*) „Wer Jesus eigentlich war, das weiß ich nicht; hier fehlt mir die Antwort.“ so dunkel spricht vom Lichte der Welt, vom Mittelpunkte der ganzen Offenbarung Uhlrich in seinen Bekenntnissen S. 40.

mit dem Sohne und Geiste in ewiger Seligkeit; nur als der Dreieinige ist Gott der lebendige Gott, seinem ewigen Wesen nach an und für sich selber, und wird es nicht erst durch die endliche Creatur. Wo der Sohn in der Gottheit geläugnet wird, da kann von einer Vaterschaft und Liebe und Wirksamkeit Gottes nur noch in Bezug auf die Creatur die Rede seyn, und an die Stelle des Einen unendlichen, allumfassenden Sohnes, in welchem alle Fülle der Gottheit und alle Vollkommenheit ihrer Liebe wohnt, tritt dann die Masse der Geschöpfe oder Werke Gottes, die, wie groß auch ihre Menge, dennoch alle nur Gegenstände seiner Herablassung seyn können und zu klein sind, um seiner Größe und Vollkommenheit zu genügen. Daraus muß dann auch folgen, daß Gott nur durch das, was nicht Gott ist, nämlich durch die Welt, der lebendige Gott ist und erst durch die Schöpfung liebender Vater wird, während er doch in den Geschöpfen den adäquaten Gegenstand seiner Liebe nicht finden kann. Die Welt wird zum Sohne Gottes, und muß eben so nothwendig und ewig wie Gott erscheinen, was den biblischen Begriff der Schöpfung derselben aufhebt und zu pantheistischer Weltvergötterung und Naturverehrung führt. Weil aber die Welt weder eine Person, noch überhaupt eine Einheit ist, sondern eine Vielheit von Dingen, Wesen und Persönlichkeiten, so geht eben in dieser Vielheit das Pantheistische nur zu leicht in das Polytheistische auseinander, und die Läugnung des Sohnes Gottes, wie ihn die Kirche bekennt, führt daher entweder zu monistischem Pantheismus, wie ihn ältere und neuere Philosophie erzeugt hat, oder zu einem paganisirenden Polytheismus, wie er neuerdings in dem Kultus des Genius und verwandten Apotheosen sich zu erkennen gegeben. Der Glaube an Gott den Vater und Schöpfer, welchen das Christenthum lehrt, ruht wesentlich auf dem Glauben an den eingeborenen Sohn, durch welchen und zu welchem alle Dinge geschaffen sind, Col. 1, 16., Joh. 1, 1 ff. Eben dadurch ist er selbst der Reize der Geschöpfe entnommen und über alle erhaben als ihr Herr durch die Herrlichkeit des Vaters, deren vollkommener und untrennlicher Abglanz er ist, als Licht vom Licht und Gott von Gott, Hebr. 1, 3 ff.

Wird uns nun durch die Läugnung des ewigen Sohnes auch der ewige Vater genommen, so auch durch die Läugnung der persönlichen Vereinigung des Sohnes Gottes mit dem Menschensohn Jesus der wahre Erlöser und Mittler zwischen Gott und Menschen, und das Werk der Versöhnung fällt dahin und unsere Seligkeit verliert ihren Grund, und wir bleiben in der Verdammniß unserer Sünde von Gott geschieden. Was ist die Sünde anders, als das Gefallen seyn aus der Liebe Gottes in die Selbstsucht, in die Liebe der Creatur, und was ist die Unseligkeit anders, als das Geschieden seyn von Gott und seiner Liebe, seinem Frieden, als das Verloren seyn in der Welt? Was bedürfen wir, um die Seligkeit und Heiligung wieder zu erlangen, als Gottes, als der Versöhnung und Wiedervereinigung mit ihm durch seine Gnade, und wer kann die uns geben, wer kann Gott uns wiedergeben, als Gott? Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß

Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Wie könnte dieser Sohn der eingeborene oder der Sohn schlechthin genannt werden, wenn er nur ein ungleichartiges Geschöpf des Vaters, nur ein Diener Gottes unter tausendmal Tausenden wäre, und wo bliebe die Größe jener Liebe, wenn Gott nicht sowohl den einzigen Sohn gegeben, als vielmehr nur einem seiner Knechte befohlen hätte, die Welt zu erlösen? und welche subordinirten Begriffe muß man von der Erlösung haben, wenn man als das Werk eines solchen Knechtes Gottes sie denkt. Ich bin gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist, spricht er. Ist es möglich zu glauben, daß ein beschränktes Geschöpf der Retter einer verlorenen Welt seyn könnte, daß eine schwache Creatur die Sünden der ganzen Welt tragen könnte, die schwerer sind, als sie selbst, daß von einem endlichen, dienstbaren Geiste ewiges, seliges Leben ausgehen könnte auf Alle, die an ihn glauben.

(Schluß folgt.)

Bekenntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Beziehung auf Kämpfe's Beantwortung der Uhlischen Bekenntnisse, von B. M. Giese, Prediger zu Arensnesta (Prov. Sachsen). Altenburg, bei Selbig, 1846.

(Schluß.)

Diese Bekenntnisse aus dem Munde eines Predigers, der früher zu den „entschiedenen Gläubigen“ gehört zu haben versichert, werden von den Feinden der Kirche mit Jubel aufgenommen werden. Schon preißen Zeitungsartikel dieselben dem Volke an als „das Zeugniß eines Stimmfähigen, welches tiefe Blicke in das Wesen des jetzigen Pietismus thun lasse“. Und Herr Pred. Giese hat ja die ausgesprochene Absicht, an seinem Beispiele zu beweisen, daß der Glaube der Christenheit ein Phantasma, die Bekenner desselben in Selbstbelugung gefangen seyen. „Es könnte Manchem wie eine Eingebung anmaßender Ruhmsucht vorkommen, wenn ich mich so vor aller Welt in meiner geistigen Blöße darstelle; aber ich rede hier, wenn nicht im Sinne, so doch aus dem innersten Bewußtseyn, aus dem Gewissen vieler meiner Altersgenossen; ich rede als Einer von Vielen; ich rede als vielleicht unerwünschter, aber jedenfalls nicht unerwünschter, und wahr und treu berichtender Repräsentant einer großen Allgemeinheit.“ „Auf dem Wittenberger Seminar, wo ich gebildet wurde, ging es Mehreren so wie mir, ohne daß sie es sich gestehen wollten. O, man sah Vielen die blutsaure Selbstqualerei des Frommseynwollens und nicht Könnens an!“

Die Schrift kann Manchen zum Schaden gereichen; doch so groß, wie ihr Verf. meint, wird ihre Wirkung sicher nicht seyn. Wo nicht überwiegende Neigung dem Verf. entgegenkommt, da muß sein unheimlicher Haß gegen das Evangelium, dessen verordneter Diener er noch ist, abschreckend wirken, und sein, auf jeder Seite seiner Schrift offen zu Tage liegender, unbändiger Hochmuth muß die Einsicht erleichtern, daß eigent-

lich keine Umwandlung mit ihm vorgegangen ist, auch die nicht, deren man sich freuen könnte, die Umwandlung eines heuchelnden in einen ehrlichen, natürlichen Menschen. Dieselbe Unlauterkeit hat ihn nach wie vor im Besitz. Früher „echaufrte“ er sich für die strengste Orthodoxie, jetzt thut er dasselbe für den eklatantesten Unglauben. Er schwärmt für die „Fülle von Geist und Leben“ im ordinären Rationalismus und staunt über die „göttlichen Gaben“ eines Uhlisch und Wislicenus; des Letzteren Schrift, „Ob Schrift, ob Geist?“ nennt er: „die religiöse Welt aus ihren Angeln hebend“. Noch immer also dieselbe „Erhizung“, dasselbe „Hinauffschrauben auf die Höhe eines — nun ungläubig — erregten Gefühls“. Sein Kleid ist ein anderes geworden; der Mensch ist derselbe geblieben. „Frei geworden“ aus den Banden der Selbstbetrugung ist er nicht.

Doch wie viel oder wenig Schaden die Schrift anrichtet, das sey Gott befohlen. Unsere Aufgabe ist es, so sie hinzunehmen, daß sie uns nütze. Haben die treuen Jünger, als der Herr zu ihnen sagte: „Einer unter euch wird mich verrathen!“ ihrer Sündigkeit eingedenk, erschrocken gefragt: „Herr, bin ich's?“ — gewiß, so wird auch uns bei diesem ähnlichen Anlasse ernste Selbstprüfung besser anstehen, als ein, freilich bequemes, Fertigseyn mit dem Schluß: „Ich bin's nicht!“ Namentlich mögen die jungen, der Lehre ihrer Kirche in Liebe zugewandten Theologen nicht versäumen, im Spiegel dieser „Bekennnisse“ sich zu beschauen, um vor jedem Schritte auf den Weg hin zu erschrecken, der einen aus ihrer Zahl in's Elend geführt hat. Ein grober Heuchler, vor den Leuten heuchelnd, bekennt der Verf. nicht gewesen zu seyn. „Aber vor mir selber und gegen mich selbst heuchelte ich. Ich redete mir mit Gewalt ein, den Glauben haben und den Glauben predigen zu wollen und zu müssen.“ Und was hat ihn bewogen, diese Gewalt sich anzuthun? Seine Bekenntnisse bezeugen deutlich, daß er glauben wollte, nicht um selig, sondern um ein orthodoxer Virtuoso zu werden. Daß Christus gekommen ist, um die Sünden der selig zu machen, und daß er zu diesen Sündern gehöre; daß Gott ein heiliger Gott ist und daß ohne Bekehrung seine Seele verloren sey; daß das Wort Gottes dazu gegeben ist, zur Seligkeit zu unterweisen — von dieser Erkenntniß scheint nie eine Spur in dem Verf. lebendig geworden zu seyn. Ihm war Christus in die Welt gekommen, damit sein bitteres Leiden und Sterben den Menschen zu dem süßen Gefühlsbrause verhelfe, der zwar nicht Vergebung, aber doch ein Vergessen der Sündenschuld, zwar nicht wahrhaftige Buße, aber doch den Schein derselben einbringt, und damit es Leute geben möchte, die in dem Ruhme, trotz des Widerstreits ihrer Vernunft, tadellos rechtgläubig zu seyn, sich sonnen könnten. Von einem wahren Bedürfniß nach dem Heilande hat seine Seele wohl Nichts gewußt; denn als er erst „die Bedürfnisse seiner Zuhörer kennen lernte, da predigte er christliche Moral“. Zwar er behauptet, Keiner wisse es so gut aus eigener Erfah-

rung, was Sünde sey, als er; hat er aber wirklich einen Troppfen dieser Erkenntniß im Lichte des heiligen Gottes gekostet, so müßte ihm die Hand den Dienst versagt haben, als er seine Erlösungslehre niederschrieb: „Jesus hält den Menschen ohne Weiteres Gott als ihren Vater vor; er sagt uns: ihr seyd Kinder Gottes, seyd denn vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist — und alsbald werden wir Kinder Gottes.“ In diesem „ohne Weiteres“ und „alsbald“ steckt wohl eben der Betrug, worin der Verf. gefangen war und ist. Nach seiner Meinung sollte und soll es nicht viel kosten, ein Christ zu seyn. Den Ernst der Buße scheuend „glaubte“ er „ohne Weiteres“, und gewahrte nicht, daß sein Glaube ein Auge ohne Stern war, denn der Augenstern des Glaubens ist ein zerbrochenes Herz. Nur die Hungrigen, nicht die Leckeren, füllt Er mit Gütern. Gefämpft hat er wohl; aber nur „mit der trotz aller Zwangsmaßregeln doch immer wieder zuckenden Vernunft“, nicht gegen die Sündenlust, die bei ihm eben in der Anwendung jener Zwangsmaßregeln ihre Befriedigung suchte. Er spricht von dem „halsbrechenden Todessprunge in den Glauben hinein“, und täuscht sich darüber, daß er diesen Sprung grade gethan hat, um auf die feinste Weise sich selber zu leben. Das Spielen mit den Geheimnissen der göttlichen Majestät hat er selbst in Form des Gebets getrieben. O, wie verwüstet und zweifach erstorben muß ein Gemüth seyn, auf welches die Schilderung wirklich paßt: „In der Verzweiflung meiner Gebetsverlegenheit redete ich oft in einem Zuge einmal den Vater, dann den Sohn, dann wieder den heiligen Geist an; oft redete ich in komischer Verlegenheit, um keine der drei Personen zu vergessen und zu beleidigen, den dreieinigen Gott im Ganzen auf einmal an.“ Das göttliche Wesen, sagt er, sey ihm zuweilen trotz seines Irthums nahe gekommen, ungefähr wie es auch des armen Regers sich annehme, der vor seinem Fetisch kniee. Möge es noch Zeit seyn, daß Gott, der wohl noch andere Bekenntnisse, als wir, von ihm zu hören haben wird, trotz seiner Lästung und mitten in seiner Selbstanbetung ihm recht nahe, an's Herz ihm komme und ihn nüchtern mache aus seinem Rausche.

Flecken der Sünde, die an diesem Unglücklichen zu vollendeter Herrschaft gekommen und von ihrem Gericht ereilt ist, werden so manche, im Herzensgrunde aufrichtige Gläubige an sich entdecken. Sich begeistern aus eigenen Mitteln für die göttliche Wahrheit, anstatt sich in rechter Stille vom Geiste der Wahrheit je mehr und mehr erleuchten zu lassen, das ist eine Gefahr, vor der wir uns durch das ernstliche Bedenken hüten sollen, daß jede christliche Erkenntniß eine sittliche Verpflichtung auflegt. Nicht Blätter, Früchte sucht an uns der Herr. Nicht Prediger will er an uns haben, denen die rechte Lehre Zweck, sondern Prediger, denen sie Mittel ist, ihre und Anderer Seelen selig zu machen und zur Herrlichkeit zu führen. Möge Niemand diese „Bekennnisse“ aus der Hand legen, ohne die Frage sich beantwortet zu haben: Lebst du, was du bekennst?

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 11. April.

N^o 29.

Die Lügner der Gottheit Christi, mit besonderer Beziehung auf die Streitpredigt des Archidiacons Krause dagegen.

(Schluß.)

Gewiß ist doch das geistliche Leben höher als das leibliche, und das ewige höher als das zeitliche. Welche Herabwürdigung, von Gott dem Vater das leibliche und sichtbare, von dem Geschöpf Christo dagegen das geistliche und ewige Leben, von jenem das irdische Wohlergehen, von diesem die himmlische Seligkeit abzuleiten. Wer kann selig und heilig machen außer Gott, der aller Seligkeit und Heiligkeit Inbegriff und Lebensquell ist? Ein selig- und heiligmachender Mensch, das ist eine durchaus abgöttische Vorstellung; ein solcher würde nichts weniger als eine Offenbarung, er würde eine Verdunkelung Gottes seyn. Er, Heiland, ohne Gott zu seyn, würde Gott die Ehre und Wahrheit nehmen, der Heiland zu seyn, und würde uns, als Stifter unseres Heils, mehr sich verpflichten, als Gott, und also nicht mit Gott uns verbinden, sondern vielmehr von ihm abführen zu sich, und die Erlösung würde nur eine neue Menschenverknechtung seyn. Nein, Christus ist entweder gar nicht Heiland und Seligmacher, wofür ihn doch die ganze Schrift bekennet, oder er ist Gott; denn außer Gott ist kein Heil für den Menschen, für den heillosen, gottentfremdeten Menschen, keine Seligkeit für ihn außer in dem Gott für uns und mit uns, welcher ist Christus Immanuel. Alle Apostel bezeugen ihn als die Quelle alles Heils — falsch, wenn er selbst nur ein heilsbedürftiger Mensch war; sie beugen die Kniee in seinem Namen, sie erheben ihn über Alles zur Rechten des Vaters; er selbst stellt sich in der Einsetzung der heiligen Taufe neben den Vater, fordert gleiche Ehre für sich und ihn (Joh. 5, 23.), identificirt sich mit ihm (Joh. 14, 9 u. a.) — lauter schmählische Abgötterei, ja Gotteslästerung, wenn Christus nicht Gott ist. Das Judenthum kreuzigt Christum als Gotteslästerer; das Christenthum betet ihn an als wahrhaftigen Gottessohn; was inconsequent dazwischen liegt, ist heidnische Vergötterung eines Menschen oder Geschöpfes.

Vierfach ist die Reihe der Schriftzeugnisse, wodurch die christliche Kirche für Jeden, der an die Schrift glaubt, auch die Nothwendigkeit des Glaubens an die Gottheit Christi beweist. Die heilige Schrift schreibt Christo, als dem Sohne Gottes, die Namen, Ehren, Eigenschaften und Werke Gottes (Schöpfung, Erlösung, Weltgericht) zu, und betrachtet ihn daher als wesentlich eins mit dem Vater. Sie ist das Buch Gottes, welches von Anfang bis zu Ende das: Allein Gott in der Höh sey Ehr bezeuget und wider alle Abgötterei, alle Ver-

götterung der Menschen oder Geschöpfe eifert; wie könnte sie daher, ohne den härtesten Widerspruch gegen sich selbst, Christum Gott zur Seite setzen, wenn er nicht Gott wäre? Wie auch an den zahlreichen Beweisstellen die rationalistische Exegese mäkeln möge, die Gewaltthatigkeit, die sie an den klarsten Stellen, wie Matth. 28, 18 ff., Joh. 1, 1 ff., Col. 1, 16 ff., Phil. 2, 6 ff., 1 Joh. 5, 20 u. a. m., übt, zeugt wider sie, daß sie nicht der Schrift, sondern die Schrift sich unterwirft. Dennoch, so lange sie nicht ganz mit derselben bricht und Christum mit den Juden verwirft, kann sie nicht umhin, ihn als den heiligen Mittler und Mittelpunkt des Heils der Welt, als Heiland, Erlöser und Richter, als Herrn und Haupt der Kirche gelten zu lassen. Und wie man auch diese inhaltschweren Schriftbegriffe bis zum Schatten ihres Wesens abschwächen mag, immer bleibt ein Christusdienst noch, der nichts Anderes als ein Menschendienst ist, und von der katholischen Heiligenverehrung sich nur wie der Singular vom Plural unterscheidet. Trotz aller Um- und Ein- und Abdeutungen bleibt dann insbesondere das N. T. voll der Abgötterei, alles Heil der Menschen, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit von Einem Menschen abzuleiten, in dessen Namen alle Geschöpfe ihre Kniee beugen und als den Herrn Himmels und der Erde ihn bekennen sollen (Phil. 2, 10. 11.). Und doch soll er selbst nur ein schwaches Geschöpf und nur desselben beschränkten Wesens gewesen seyn, wie andere Diener Gottes auf Erden, nur mit dem Unterschiede, daß Keiner von diesen sich als den Herrn zu bezeugen wagte, Jesus aber selbst in der Knechtsgestalt von sich sagt: Ich bin's, Joh. 13, 13.; Er ist's, von dem alle Propheten und Apostel dienend zeugen, daß er sey der Richter und Heiland der Welt, Apostelgesch. 10, 42 ff., wie kann er selbst nur ein menschlicher Prophet und Apostel seyn? was sind selbst alle höheren Geister gegen ihn, Hebr. 1, 1—14. Insbesondere für unsere protestantische Kirche, die auf dem tiefsten biblischen Bewußtseyn der Nichtigkeit der Creatur gegenüber der Herrlichkeit Gottes ruht, und kein menschliches Mittlerthum, keinen Menschen-, keinen Engelskultus duldet, wäre es heilige Pflicht, gegen einen Christus, gegen einen Herrn und Heiland und Verfühner zu protestiren, der nur ein Mensch, nur ein geschaffener Geist wäre. Hinweg mit solchem Abgott. Wer die wahre Gottheit Christi läugnet, dem sinkt er zu einem Abgott oder heidnischen Halbgott zwischen Gott und Mensch, oder noch tiefer zu einem bloßen Menschen herab, der, weil er sich selbst Gott gleich machte (Joh. 5, 18 ff.), unter das Gericht der Juden fällt. Nichts ist inconsequenter und daher auch weniger vernünftig, als jene Halbheit, die den Mittler „in die Mitte zwischen Gott und den Menschen“, nur etwa halb Gott und halb Mensch seyn läßt, und daher auch nur zu einer halben

Erlösung oder Veröhnung kommt. Wahres und ganzes, eben so biblisches, als in sich selbst mit innerer Nothwendigkeit vernünftig zusammenhängendes Christenthum ist nur da, wo man mit der christlichen Kirche eben so an die wahre Gottheit, wie an die wahre Menschheit des Erlösers glaubt, in dem Gott die Welt mit sich selber veröhnt hat, 2 Cor. 5, 19. Alles Wunderbare in der Erscheinung Christi findet dann auch seine Lösung in dem Worte des Kirchenvaters: *Cur miraris? Deus est; transeat admiratio, ascendat laudatio.*

Wir sind weit entfernt, einem bescheidenen Zweifler zu zürnen, der vor dem großen Geheimniß der Gottseligkeit: Gott ist großendareit im Fleisch (1 Tim. 3, 16.), schweigend und denkend steht und einen überzeugenden Einblick in dasselbe noch nicht gefunden, weil ihm überhaupt das Wesen der Erlösung noch nicht klar geworden. Ganz anders aber verhält es sich mit dem, der das große und allgemeine Bekenntniß der christlichen Kirche von der Gottheit Christi öffentlich auf dem Predigtstuhle der Kirche verläugnet, wie es in der oben erwähnten Predigt vom Meinungsstreit über die Person Christi *ex professo* geschieht, und damit so leicht genommen ist, daß dies schon die hohe Würde des Gegenstandes beleidigt. Es kann und darf einem Theologen nicht unbekannt seyn, welche Geistesarbeiten, welche große Kämpfe um jenen Artikel gegen die mächtigen Gegensätze des Judenthums und Heidenthums und der inneren Häresen die Kirche durchgemacht hat, wie darin alle Gründe für und wider gründlich und immer gründlicher wiederholt zur Sprache gekommen, alle Einwürfe sorgfältigst erwogen und beantwortet und die Beweise mit treuester Gewissenhaftigkeit geführt worden sind. Dessen unerachtet hat man sich in jener Predigt nicht gescheut, von der Kanzel herab dem christlichen Volke in's Angesicht zu behaupten: „Jesus ist nicht Gott! wollet ihr Beweise? ihr findet sie zu hunderten in der Schrift.“ Welche leichtfertige Selbstüberhebung über die großen Lehrer der Kirche, die so ernst und treu und vielfach angefochten in der Schrift geforscht haben, und doch die hunderte von Beweisen nicht gefunden haben sollten, welche die Gottheit Christi widerlegen, welche Verachtung aller gläubigen Christen, die so blind gegen so augenfällige Beweise seyn sollten! Glaubt Herr Krause wirklich mit den vier Seiten seiner oberflächlichen Predigt, S. 8—11., einen Fundamentalsatz des christlichen Glaubens, welchen die morgenländische wie die abendländische, die Lutherische wie die Reformirte Kirche als unumstößlich erkannt und auf dem Grunde der Schrift erhärtet haben, umstoßen zu können? Weiß er es nicht, oder will er es nicht wissen, oder will er es nicht sagen — eins ist so schlimm als das andere — wie seine hundert angeblichen Beweise, von denen er aber kaum ein Duzend vorbringt, längst und oft schon vorgebracht und eben so oft auch entkräftet worden sind. Was soll es bedeuten, wenn er die Einheit Gottes gegen die Gottheit Christi einwendet, da eben diese Einheit die Wesenseinheit des Sohnes mit dem Vater begründet, weil sie sonst zwei verschiedene Gottheiten seyn würden, und wenn Christus, der wahrhaftig mehr ist, als ein menschlicher Lehrer, nicht als solcher gut genannt seyn will, weil Niemand gut sey, denn

der einige Gott, will er damit läugnen, daß er Gottes Sohn und als solcher eins mit dem einigen Gott auch gut sey? Gewiß eben so wenig, als der Apostel, wenn er sagt, daß alle Menschen Sünder sind, Christum mit darin einbegreifen will. Was aber die Stellen anlangt, worin Christus sein Wissen dem des Vaters unterordnet, oder den Vater größer als sich erklärt, so dürfte doch auch der mittelmäßigste Theologe es nicht ignoriren, daß dieselbe Bibel, welche seine Gottgleichheit behauptet (Phil. 2, 6 f.), ebendasselbst auch eine Entäufserung derselben lehrt, und daß, weil der Sohn das ewige göttliche Leben nicht von sich selbst, sondern vom Vater hat, dieses darum doch kein wesentlich anderes Leben ist, als das des Vaters. Was endlich, um von unerheblicheren Stellen abzusehen, jene Hauptstelle anlangt, welche der Nationalismus besonders mißbraucht, um das Christenthum, nur mit dem Unterschiede des Namens Christi, auf gleiche Linie mit dem Muhamedanismus zu setzen, der auch nur bekennet, daß Ein Gott und Muhamed sein Gesandter sey, die Stelle Joh. 17, 3.: Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen, so kann nur großer oder absichtlicher Unverstand derselben behaupten, daß Jesus sich damit als einen bloß menschlichen Gesandten Gottes darstellen wolle. Vielmehr nennt er den Vater nur im Gegensatz aller Abgötter den allein wahren Gott, nicht aber im Gegensatz seiner, dessen Erkenntniß er vielmehr als eben so nothwendig zum ewigen Leben, wie die des Vaters erklärt, was eine gräßliche Anmaßung wäre, wenn er selbst nicht mehr wäre, als ein zeitliches Geschöpf, ein sterblicher Mensch. Wie hoch erhaben er aber in der Herrlichkeit des Vaters über alle Welt ist und vor aller Welt war, das lehrt ja eben am klarsten der ganze Zusammenhang jenes erhabenen Capitels Joh. 17., woraus die obige Stelle entnommen ist. Denn gleich zuvor, B. 1 und 2., spricht der Herr: Vater, die Stunde ist hier, daß du deinen Sohn verklärst, auf daß dich dein Sohn auch verkläre, gleichwie du ihm Macht gegeben hast über alles Fleisch, auf daß er das ewige Leben gebe allen, die du ihm gegeben hast. Und gleich nachher, B. 5., folgen die Worte: Und nun verkläre mich du, Vater, mit der Herrlichkeit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt war; vgl. B. 24. Es streitet in der That wider allen Menschenverstand, anzunehmen, daß ein bloßer Mensch der Erde Macht habe über alle Menschheit, ihnen das ewige Leben zu geben, und daß er vor aller Welt in der Herrlichkeit des Vaters gewesen. Wer überhaupt noch seinen Worten glaubt und Wahrheit liebt, der muß den heiligsten Zeugnissen jenes Capitels gegenüber bekennen, daß Christus, seinem vorweltlichen Wesen nach, Gott ist, und da es keinen unwahren, halben oder außerwesentlichen Gott gibt, daß er wahrer und wesentlicher Gott ist in und mit dem Vater von Ewigkeit. Und wie das Evangelium Johannis mit dem Zeugniß der Gottheit des eingeborenen Sohnes im Schoße des Vaters beginnt (Joh. 1, 1—18.), so schließt der an das Evangelium sich anschließende erste Brief des Evangelisten mit einem Zeugniß seiner wahrhaftigen Gottheit, das nur Unwahrhaftigkeit verbrechen kann 1 Joh. 5, 20 f.: Wir wissen daß der Sohn

Gottes kommen ist und hat uns einen Sinn gegeben, daß wir erkennen den Wahrhaftigen und sind in dem Wahrhaftigen, in seinem Sohne Jesu Christo; dieser ist der wahrhaftige Gott und das ewige Leben; Kindlein, hütet euch vor den Abgöttern. Amen.

Wie es nichts ist mit der biblischen Argumentation jener Predigt, so auch nichts mit der rationellen, womit S. 11. in der Weise des idiotischen Nationalismus die Gottheit des Herrn so kurz als schwach befehdet wird. Während der Begriff der Person des Erlösers eben die Vereinigung der göttlichen mit der menschlichen Natur ist, setzt Herr Krause sie einander entgegen und argumentirt aus den Eigenschaften der letzteren gegen die erstere mit eben solchem Geschick, wie wenn Jemand daraus, daß der Leib sterblich sey, folgern wollte, daß darum auch die Seele nicht unsterblich seyn könne. Aus der Unendlichkeit Gottes will er die Unmöglichkeit der Menschwerdung schließen; denn weil der Unendliche nicht eingeschlossen werden könne in das Endliche, was Niemand bezweifelt, so folgert er, daß derselbe davon ausgeschlossen werden müsse, und verendlicht eben damit wieder die Unendlichkeit, weil er ihr wehren will, das Endliche mit ihrer Gegenwart zu durchdringen und erfüllen. Statt Gründe stellt Krause Fragen auf, die sich überaus leicht beantworten lassen. Weil ihm der Sinn dafür fehlt, so fragt er: „Hat denn Jesus ganzes Leiden und Sterben für uns noch einen Sinn, wenn er Gott war?“ Antwort: Gewiß, den göttlichen Sinn hat es für uns: Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber, 2 Cor. 5, 19. „War das Ganze nicht dann vielmehr ein bloßer Schein?“ fragt Kr. weiter; Antwort: Gewiß nicht, denn der Sohn Gottes hat nicht den Schein eines Menschen, sondern das Wesen desselben angenommen, Hebr. 2, 14 ff. „Liegt dann in dem ganzen Leben, Leiden und Sterben Jesu für seinen heiligen Beruf noch irgend ein Verdienst?“ Allerdings, nämlich dies höchste Verdienst, daß der Höchste sich aus erbarmender Liebe so tief zum persönlichen Mitleiden unseres Leidens bis zum Tode erniedrigt hat, Phil. 2, 8., und daß, obwohl er göttlich reich war, er doch menschlich arm ward um unfertwillen, 2 Cor. 8, 9., während, wenn er von Natur nur ein armer Mensch war, von solcher Entäußerung, solcher Hingabe gar nicht die Rede seyn kann. Aber fragt K. noch: „kann Jesus dann noch für uns ein Vorbild seyn, wenn er Gott war?“ Allerdings; denn wir sind ja zum Bilde Gottes geschaffen, wir sollen ja vollkommen seyn, wie unser Vater im Himmel vollkommen ist, Matth. 5, 48.; und was insbesondere den Sohn Gottes anlangt, so besteht ja der höchste Werth und die stärkste Verpflichtung seines Vorbildes eben darin, daß Er, der Herr, gekommen, nicht zu herrschen, sondern zu dienen, daß Er, obwohl göttlicher Gestalt, doch in aufopfernder Liebe Knechtsgestalt annahm, wovon keine Rede seyn kann, wenn er als Mensch von Natur schon nichts Anderes, als ein armer Knecht und Diener war. Diese Tiefe seiner Herablassung, welche eben die Höhe seiner Herrlichkeit voraussetzt, sie ist es, worauf er selbst das Wort gründet, Joh. 13, 13—15.: Ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie

ich euch gethan habe, und worauf Paulus mit tiefstem Nachdruck die Mahnung stellt, Phil. 2, 5 ff.: Ein Jeglicher sey gesinnt, wie Jesus Christus auch war, welcher, obwohl er in göttlicher Gestalt war u. s. w. Vor solchem Vorbild göttlicher Herablassung muß alle große und kleine Selbstsucht der Menschen beschämt sich beugen und dienende Liebe und Geduld und Demuth, kurz eben das, was dem natürlichen Menschen fehlt, von ihr lernen, Matth. 11, 29., während ein Beispiel menschlicher Selbsterhöhung und-Selbstvergötterung, wie der Nationalismus Christo sie andichtet, bei denen, welche ihm aus eigener Kraft nachfolgen zu können meinen, nur den geistlichen Hochmuth nährt, der keine Gnade findet vor Gott. Wie nahe der Arianismus mit dem Pelagianismus, der theoretische mit dem praktischen Nationalismus zusammenhängt, wie unvereinbar der letztere der evangelischen Heils- und Heiligungslehre widerspricht, und wie völlig daher die Längnung der Gottheit Christi das Christenthum umkehrt, kann keinem denkenden Theologen, keinem denkenden Christen verborgen seyn.

Die Gründe des Herrn Kr. sind zu leicht, um bei Kundigen auch nur Zweifel an der Gottheit Christi zu erregen; wie vielmehr sind sie zu leicht, um mit offener Längnung derselben auf der Kanzel, die zur Ehre Christi errichtet ist, hervorzutreten. Welche Vermessenheit, in einem christlichen Tempel seine Stimme zu erheben, um die Gottheit dessen zu läugnen, in dessen Namen die Christenheit ihre Kniee beugt und ihr ewiges Heil sucht und findet, welche Blasphemie, die christliche Kirche aller Jahrhunderte im amtlichen Dienste derselben der größten Abgötterei zu bezüchtigen, weil der, den sie anbetet, nur ein fälschlich für Gott gehaltener Mensch gewesen, der weder die Erlösung und Versöhnung der Welt mit Gott vollbringen, noch auch jetzt den Seinen mit göttlicher Hülfe und Gnade nahe seyn, noch die Gebete hören und erhören könne, welche in den Gefängen seiner Gemeinden, wie in den Stimmen seiner Prediger und Bekenner aus Kirchen, Häusern und Kämmerlein zu ihm emporsteigen, sondern der nur als eine abgeschiedene Menschenseele irgendwo in himmelweiter Ferne weile, ohne die hohen Worte, die er verheißend auf Erden sprach (Matth. 28, 18—20., Joh. 14, 13 ff. u. a. m.), irgendwie wahr machen zu können. Und was noch schlimmer ist, als solche offenbare Längnung Gottes, des Sohnes wie des Vaters, das ist die affectirte Gleichgültigkeit, womit sie betrieben und als mit ihrem Gegensatz vereinbar dargestellt wird, während ein redlicher Eifer gegen die Abgötterei der Kirche mit unnachsichtiger Schärfe zeugen müßte. Es kann und darf uns nicht gleichgültig seyn, ob Christus Gott ist oder nicht; ist er es nicht, so kann er auch nicht unser Herr und Heiland, unser Christus seyn; denn Abgötterei ist es, die Zuversicht unseres ewigen Heils auf ein Geschöpf zu gründen. Wir müssen daher die Lügner der Gottheit Christi für Widerchristen halten (1 Joh. 2, 18—23.), die der Christenheit den wahrhaftigen Christus rauben und einen falschen an die Stelle setzen, welcher sich selbst und die Welt mit dem Schein göttlicher Herrlichkeit getäuscht hat, dessen Wort betrüglich, dessen Taufe nur Wasser, dessen Abendmahl nur ein todttes Zeichen ist.

Wo der heilige, ewig lebendige Christus zu einem verstorbenen Menschen herabgesetzt wird, da verweist die Kirche und die heilige Stätte wird entweiht. Wer dem Herrn die göttliche Ehre abspricht, der spricht sich selbst die Ehre ab, sein Diener zu seyn, der ist kein christlicher Prediger, kein Diener Gottes mehr, sondern ein Menschenknecht, der lieber herrschen als dienen will. Wer ist der Lügner, ohne der da läugnet, daß Jesus der Christ sey; das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn läugnet; wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater nicht, 1 Joh. 2, 22. 23.

Nachrichten.

Aus der Mark.

Herr Pred. Schindler in Wittstock hat in der Zeitschrift für die unirte Kirche (1tes Heft), wie er sagt, im Interesse der gehofften presbyterialen Synodalverfassung eine öffentliche Mittheilung von einer Anfrage gemacht, die im vorigen Herbst an die Consynodalen der Wittstocker Synode erging, ob Einzelne von ihnen einem Gesuche an das Hochwürdigste Consistorium um Verlesung einer geregelten und beaufsichtigten Form der Kreis-Synodaltage beitreten wollten, und hat aus diesem Gesuche, das mit ähnlichen aus anderen Synoden gleichzeitig war, und aus der Art, wie es der Synode vorgelegt wurde, gefolgert, es gäbe eine Partei in der Evangelischen Kirche, welche den Schein erregen wollte, als ob das Verlangen nach presbyterialer Synodalverfassung nicht so allgemein sey und ein großer Theil der Geistlichen die alte Consistorialverfassung fest zu halten wünsche. — Im Interesse der Wahrheit fühle ich mich gedrungen, hierauf Folgendes zu erwidern.

I. Bei Gelegenheit des im vorigen Herbst zu Prißwahl gefeierten Missionsfestes fanden sich mehrere Geistliche aus verschiedenen Diöcesen der Mark zu gemeinsamer Erbauung und Besprechung zusammen. Gegenstand der letzteren waren u. A. auch die Synodalversammlungen. Es ergab sich, daß in einer Diöcese solche gar nicht gehalten wurden, in einer anderen war die Haltung so feindlich gegen die evangelische Lehre, daß der Ref. glaubte, sich zurückziehen zu müssen. In den übrigen stand es, wenn nicht völlig so übel, doch sehr ähnlich. Bei vielen Geistlichen herrscht eben so große Unkenntniß, als Verachtung der kirchlichen Lehre, und diese wollen in stürmischer Weise das evangelische Bekenntniß zum Schweigen bringen. Nur um eine, wenn auch schwache Garantie zu erhalten, daß sich die Synoden innerhalb der äußersten Gränzen der christlich-evangelischen Lehre halten möchten, und damit auch der kirchlichen Lehre das Recht feststehe, sich in einer kirchlichen Versammlung hören zu lassen, wollten wir um Gewährung ordentlicher, beaufsichtigter Synodaltage (wie sie z. B. in Pommern mit Segen bestehen) bitten, auf denen nach einer öffentlichen, gottesdienstlichen Feier eine ruhige, würdige theologische Diskussion wäre.

Weil wir aber ein gutes Zutrauen zu anderen Amtsbrüdern in unseren Synoden hatten, wollten wir noch zusehen, ob nicht Andere mit uns dasselbe Verlangen gegen das Kirchenregiment aussprechen wollten.

Darum erzählte ich diesen Vorgang Einzelnen auf der bald darauf folgenden Synodalversammlung; legte aber die Sache nicht, wie Herr Pred. S. behauptet, der ganzen Synode vor, weil ich aus Erfahrung wußte, daß Viele in der von uns gewünschten Ordnung nur eine Beschränkung ihrer Freiheit sehen würden, es das aber, wie Herr S.

sagt, die evangelische Freiheit ist, welche solche Ordnung und das Offenbarseyn vor dem Kirchenregiment scheut, mag Jeder, der das Evangelium kennt, entscheiden.

Hierauf formulirte ich mein Gesuch an das Hochwürdigste Consistorium, nicht, wie Herr S. sagt, im Namen der Synode, sondern im Namen derjenigen Einzelnen aus der Synode, welche sich unterschreiben würden, und stellte dasselbe mit einem Beischreiben zuerst unserem Senior zu, der sich früher gegen mich entschieden gegen unsere Art der Synoden, ja sogar für die sehr strenge Mecklenburger Ordnung erklärt hatte, mit der Bitte um seine Unterschrift, der vielleicht mehrere andere nachfolgen möchten: ich habe also das Vergnügen, den Herrn Senior entschieden von der Beschuldbigung reinigen zu können, die Herr S. gegen ihn ausspricht, als habe er etwas, das er weder nach Form noch Inhalt gebilligt, unterschrieben, bloß in der Meinung, die er weder hatte, noch haben konnte, als ob die ganze Synode in seiner Abwesenheit die Sache beschloffen hätte. Nachdem der Herr Senior unterschrieben, sandte ich mein Gesuch mit einem Beischreiben an den Herrn Superintendenten mit der Bitte, ersteres durch Gelegenheit der Currende allen Consynodalen mitzutheilen. Der Herr Superintendent bemerkte dazu, daß uns alle mögliche Beilegung der Synode schon freistünde. Uns war es jedoch nur um die bestimmte Beilegung durch den christlich-evangelischen Geist und um kirchliche Beaufsichtigung zu thun. Herr Pred. S. aber, was er nicht bekannt gemacht hat, warnte die ganze Synode nachdrücklich vor der Unterschrift, weil dadurch Spaltung in ihr entstehen würde, als ob die nicht schon da gewesen und nicht immer seyn müßte, wo man in dem nicht eins ist, der allein Weg, Wahrheit und Leben ist. Freilich unterblieb nun jede Unterschrift des Gesuches selbst; auf meinem Beischreiben jedoch erklärten sich drei Amtsbrüder mit der Sache an sich ganz einverstanden, und wollten nur gern eine allgemeine Besprechung herbeiführen. Daneben lauten andere Unterschriften recht deutlich, z. B. die eine: „Ich mag mich nicht binden lassen“ — eine andere: „Keine zu große Hinderung der geistlichen (?) Freiheit. Wir sind theuer erkauft, kein Joch (Matth. 11, 29.) soll uns binden.“ Dies ist der Commentar zur obigen evangelischen Freiheit. Die anderen Mitglieder wollten sich ohne gemeinsame Berathung nicht erklären. Deshalb bemerkte ich kurz in der Currende, daß man mich trotz meines Beischreibens mißverstanden, indem ich nur diejenigen, welche mit meinem Gesuche von selbst einverstanden wären, um Unterzeichnung hätte bitten, nicht aber einen Beschluß der Synode veranlassen wollen. Herr Pred. S. theilte diese Worte sogleich allen Consynodalen als eine große Beleidigung mit und bestürmte mit seinen Freunden den Herrn Superintendenten (wie mir derselbe bezeugte), gegen mich auf das Strengste zu verfahren.

Derselbe remittirte mein Gesuch nur mit dem Rathe, dieses, wenn ich wollte, allein beim Hochw. Consistorio einzusenden; nicht aber, wie Herr S. sagt, die Sache ganz liegen zu lassen.

Da der Herr Senior viele Vorwürfe wegen seiner Unterschrift hören mußte und dieselbe im falschen Lichte dargestellt wurde, bat ich ihn, wenn er wollte, lieber zurückzutreten: erst, nachdem ich ihn zum zweiten Male dazu aufgefordert, that er es aus äußeren Gründen, nicht weil er seine Meinung geändert hatte.

So viel steht also fest, daß eine festere, vom Consistorio beaufsichtigte Ordnung der Synoden von viel Mehreren gewünscht wird, als Herr S. will glauben machen. In der ganzen Provinz ist dies Verlangen bei gar Vielen anzutreffen: die Meisten schweigen aus äußeren Gründen. —

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 15. April.

N^o 30.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

Dritter Artikel.

Bei der Selbstcharakteristik, die wir in unserem vorigen Artikel versuchten, lag der Schein, vielleicht die Gefahr, der Selbsterhebung nahe. Wer charakterisiren will, kann nicht umhin, zu idealisiren, denn das Wesen fällt mit der Erscheinung nie ganz zusammen; ein Spiegelbild, ein Daguerrottyp, auf dem die Warze so viel Recht hat, als die Nase, ist kein Porträt. Die Ähnlichkeit des Porträts ist höher, tiefer, obschon minder buchstäblich.

Desto nöthiger aber ist es, daß wir nun die Parteipflichten und die Parteisünden, namentlich die unsrigen, noch besonders in's Auge fassen; denn davon wird das Resultat gewiß unsere Demüthigung seyn. Vorher aber vergegenwärtigen wir uns noch einmal das Verhältniß des Begriffs der Partei zu „der Wahrheit, die über den Parteien ist“.

Ja, sie ist über den Parteien, so hoch der Himmel über der Erde, so hoch Gottes Gedanken über unseren Gedanken, so hoch Gott über den Menschen, so hoch der Sohn Gottes über seiner Kirche ist. Denn der Herr spricht: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“, und auf Pilatus Frage: „Was ist Wahrheit?“ ist die rechte Antwort die in den Lateinischen Buchstaben: Quid est veritas enthaltene: vir qui adest, der Mann, der vor dir steht.

Aber die ewige Wahrheit ist auch die ewige Liebe. Unser Gott ist nicht mißgünstig, wie die Heiden von ihren Göttern sagten, daß sie mißgünstig seyen, — „*πάν θεῶν φθονερόν*“. Die Wahrheit achtet es nicht für einen Raub, Gott gleich zu seyn; sie wird Fleisch und wohnet unter uns; sie äußert sich selbst (— wörtlich Philipp. 2, 7.: sie leert sich aus —), sie nimmt Knechtsgestalt an und wird gleich wie ein anderer Mensch und an Geberden als ein Mensch erfunden. Unübertrefflich schön singt Luther: „Gar heimlich führt Er Seine Gewalt, Er ging in einer armen Gestalt, Den Teufel wollt Er fangen.“ Zu dieser Gestalt der Wahrheit gehört es, daß sie von ihren blendenden und zerschmetternden Blüten und Donnern keinen Gebrauch macht, sondern ihren Gegnern als ihres Gleichen gegenüber tritt und mit ihnen rechtet. So der Herr, unser Haupt, wenn Er mit den Juden disputirt, Pharisaern und Sadducäern Rede steht, und endlich, — Er, der ewige Hohepriester, — vor des Caiphas, — Er, der ewige König, — vor des Landpflegers Gericht sich stellen läßt. So seine Jünger, die er aus Fischern und Zöllnern, als Anhang eines jüdischen Rabbi, parallel den Johannesjüngern, um sich sammelt, und mit sich selbst und

unter einander zu einer Gemeinschaft verbindet, die sogar an dem unzierlichen Galiläischen Dialekte kenntlich ist (Matth. 26, 73., Marc. 14, 70.), und der Welt nicht bloß, sondern auch dem Volke Israel, als eine Sekte, — als „die Sekte, der überall widersprochen wird“ (Apostelgesch. 28, 22.) — erscheint. An der Erhöhung des Hauptes, welches Knechtsgestalt angenommen hat, können die Glieder, welche von Natur Knechte sind, nur Theil nehmen, wenn sie zuvor mit Ihm sich erniedrigt haben. Noch fast hundert Jahre später sieht der Scharfblick des geistreichen Tacitus in der christlichen Kirche nichts Anderes als eine jüdische Partei, und so oft und insofern die Kirche, oder die Wahrheit in der Kirche zu kämpfen hat — und zu kämpfen wird sie haben bis zur Wiederkehr ihres Hauptes — so oft und insofern muß die Kirche, muß die Wahrheit in der Kirche es sich gefallen lassen, immer wieder als Partei zu erscheinen.

Summa: Die Parteiuniform ist der Knechtsrock der Wahrheit. Er ist ihr in der gefallenen Welt so wesentlich, wie überhaupt dem Christenthum die Entäußerung, die Herablassung, die Knechtsgestalt.

Es wird nun einleuchten, wie der Begriff der Partei, in seiner evangelischen Erfüllung, einen Reichthum von Lehre, Zucht und Trost in sich hat. So wie das Gesetz überhaupt Zuchtmeister und Weissagung auf Christum ist und unter seiner dem fleischlichen Menschen harten Schale den süßen evangelischen Gnadenkern, die friedsame Frucht der Gerechtigkeit verbirgt, so ist in jedem einzelnen Rechtsbegriff, als in einem Theile oder Momente dieses Gesetzes, ein entsprechender Theil, — ein Moment, — des Evangeliums, als des erfüllten Gesetzes, verhüllt vorhanden, und wartet seiner Entfaltung.

Versuchen wir einige solcher Ermahnungen und Warnungen, mit besonderer Beziehung auf unsere Partei, näher darzulegen.

Den Charakter der Partei bestimmt zunächst die Sache, für welche sie auftritt. Unsere Sache, unser Beruf ist, wie in dem vorigen Artikel gezeigt worden, der Fortschritt zum evangelischen Christenthume. Die Kleinodien, die Heilighümer der Evangelischen Kirche sind also unser Panier, um das wir uns schaaren müssen. Das Bekenntniß zu denselben ist die Lösung, an der wir uns zu erkennen, durch die wir der Welt uns kenntlich zu machen haben. Sonach ist die Treue in diesem Bekenntnisse unsere erste Parteipflicht. Nur indem wir diese Pflicht erfüllen, können wir, wie mit unserem Haupte, so unter einander verbunden bleiben. Haben wir unsere Lösung nicht, verlängen wir sie durch die That, durch das Wort, durch Stillstehen wo wir handeln, durch Schweigen wo wir reden sollten, so kom-

men wir bald dahin, uns einander zu misshenken und zu misstrauen. Das Bekenntniß ist der Leib des Glaubens; ohne Bekenntniß ist der Glaube ein Gespenst. Schwindet das Bekenntniß, so löst unsere Parteiverbindung sich auf; sie ist, wenn die Stunde der Prüfung kommt, nicht mehr vorhanden; wenigstens zum gliedlich-gemeinsamen Thun und Leiden, zu den Lebensfunktionen des Leibes ist sie unfähig; wir verlieren die Fülle von Segen, die der Gemeinschaft der am Leibe verbundenen Glieder verheißen ist und sinken in die Vereinzelung zurück, aus welcher der Sohn Gottes uns erlöst hatte. Denn dazu ist Er gekommen, „daß Er die zerstreuten Kinder Gottes zusammenbringe“.

Aber auch an unseren Gegnern versündigen wir uns schwer, wenn wir unserer Fähe untreu werden. Es ist unser schönster Beruf, durch Bekenntniß in Wort und Wandel das Heil, das uns geschenkt ist, der Welt vor Augen zu stellen, es ihr anschaulich und verständlich zu machen. Wie vollziehen wir aber dieses edle, heilige Liebeswerk? Diese Frage stellt unsere Parteisünden in ein helles Licht. Versetzen wir uns, so gut wir können, in die Seele der Gegner! Bergegenwärtigen wir uns die Einflüsse des Zeitgeistes, unter denen sie stehen, und die ja auch wir aus schmerzlicher Erfahrung kennen, die Vorurtheile, unter denen sie laboriren, die engen Schranken, in die der Nationalismus ihren Gesichtskreis einschließt! Und dann fragen wir uns, was wir dazu thun, daß sie die Lösung verstehen, die auf unserem Panier zu lesen ist, und von ihr geleitet den schmalen Weg finden und die enge Pforte, die zum Leben führt! Wir werden bald inne werden, wie sehr wir ihre Schuldner sind. Mahnungen werden in unserem Gewissen laut werden, die uns jede Untreue, ja, jede Lauigkeit und Unentschiedenheit im Bekenntnisse deshalb bereuen und fliehen heißen, weil wir dadurch diese theuern Liebespflichten gegen die Ungläubigen so schwer verlegen.

Man hört jetzt oft über die harten Worte klagen, die in der Polemik unserer Tage den Streitern für und wider die Kirche entfallen. So Mancher, der die Schmach der Kirche, die ihn geboren hat, recht ruhig mit ansieht, der die blutenden Wunden dieser guten Mutter lieber beschreibt und begutachtet als mitfühlt, wird unwillig und protestirt im Namen der Liebe, wenn in dem Kampfe um die höchsten Güter der Menschheit Schüsse fallen und treffen. Weich gegen die Feinde der Kirche, wird er hart und kritisch, wenn ihre treuen Söhne sie vertheidigen. Vor Allem soll das liebe Ich menagirt werden, die zarte Haut der Selbstheit, von deren Striemen und Rigen in den Kämpfen des sechzehnten Jahrhunderts die Rede nicht war, obgleich man damals noch ganz anders als jetzt zuschlug. Und jetzt steht mehr auf dem Spiele, als damals. Wahrlich, brennete unsere Liebe mehr — die Liebe, die nach des Apostels Ausspruch nicht eifert für das Eigene, die aber wohl eifert um das Haus Gottes und in diesem Eifer als ein Brandopfer sich verzehret (Joh. 2, 17.), so würden im Streit um so hohe Güter noch viel schärfere Waffen geführt werden. Fleisch und Blut, fremdes Feuer mischt sich auch in des treuesten Kämpfers Eifer ein, und wir, die wir des Herrn Gefäße tragen, sollen dagegen auf unserer Hut seyn. Aber was sind solche Schwachheitsfün-

den in Vergleich mit der Untreue, die die heilige Pflicht des unterschiedenen Bekenntens selbst gering achtet oder versäumt, und, wohl gar unter dem guten Schein der Milde, den Segen verdirbt, welchen wir vom Herrn für die Welt empfangen haben und durch Erfüllung dieser Pflicht ihr zu überbringen verbunden sind.

Es ist der Welt ohnehin nicht leicht, uns zuzutrauen, daß wir die Wunder und Geheimnisse des Christenthums in der That und in der Wahrheit glauben. Sehr nachdrücklich hält uns Wislicenus*) vor, daß derselbe Zeitgeist, dieselben Bildungsmomente, in welchen sein Unglauben hängen geblieben, auch auf uns influiren, daß wir Fleisch vom Fleische und Bein vom Beine dieser Zeit sind, und schließt daraus, daß wir Andere oder uns selbst täuschen, wenn wir vorgeben, dieselben Wunder und Geheimnisse zu glauben, welche die Reformatoren und Apostel geglaubt haben. Solche Vorhaltungen sollten uns Weß- und Bußstimmen seyn. Es ist wahr, daß der lebendige Glaube ohne immer neue Wunder nicht entstehen und nicht bestehen kann, denn „Ich glaube, daß ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum, meinen Herrn, glauben, oder zu ihm kommen kann, sondern der heilige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet und im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“ Es ist wahr, daß wir Kinder, nicht bloß Adam's, sondern auch unserer Zeit sind, und daß wir uns vor dem Heiden Terenz**) schämen müssen, wenn wir irgend etwas Menschliches, also auch die Einflüsse des Zeitgeistes, als uns fremd behandeln, — wahr endlich, daß das Gebet: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben“, unser Gebet ist. Wie oft lassen Gläubige dadurch, daß sie sich in einem Gegenfaze zur Welt und Zeit wissen, zu dem Irrthum sich verleiten, als seyen die eigenthümlichen Sünden der Zeit und des Zeitgeistes ihnen fremd! Sie bekennen, daß sie Sünder sind, aber sie stumpfen den Stachel, welchen dieses Bekenntniß in ihr Herz drücken sollte, dadurch wieder ab, daß sie grade von den Sünden sich frei sprechen, auf welche es besonders ankommt, nämlich von den Sünden ihrer Zeit und ihrer Lebenskreise. Möchte doch das dreiste Auftreten der Lichtfreunde, — das, wie alle Dinge, den Gläubigen zum Besten dienen muß —, uns zu der weckenden Erkenntniß verhelfen, daß wir von Natur ihnen gleich sind, nicht bloß in dem abstrakten Sinne, in welchem alle Menschen Sünder, sondern auch in dem concreten, nach welchem wir wie sie Kinder des Deutschen Protestantismus und des neunzehnten Jahrhunderts sind. Wie erhaben, wie schwer erscheint von diesem Gesichtspunkte aus unsere heilige Aufgabe, ihnen dennoch zu beweisen, daß wir aus dem Geiste, der von Ewigkeit zu Ewigkeit ist, geboren, daß wir Gottes Kinder sind.

Wenn aber alle dem so ist, wenn das Bekenntniß unsere heilige und schwere Pflicht ist, unser edelstes Liebeswerk, das alle anderen in sich schließt, wenn wir von Natur so untüchtig

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes hat die Stelle gesucht, aber nicht wieder finden können. Es kann auch ein anderer Lichtfreund seyn, der uns diese eindringliche Predigt gehalten hat.

**) Homo sum; nihil humani a me alienum puto.

dazu sind, Gnade und Geist jedoch eben dazu uns gegeben werden, daß wir es wohl ausrichten, — wenn dem Unglauben der Gegner ein schlimmeres Argerniß nicht gegeben werden kann, als die Verleitung zu der Meinung, es sey uns mit unserem Bekenntniß nicht Ernst, unser angeblicher Glaube sey Selbsttäuschung oder Täuschung Anderer, — wenn diese Meinung ihnen so nahe liegt, — wie ernst erscheinen dann alle Versündigungen gegen die Parteipflicht der Treue im Bekenntnisse!

Wir bekennen uns zu den Grundlehren der Schrift und der Kirche; die oberste Autorität der Schrift nennen wir unser formales, die Rechtfertigung aus dem Glauben unser materiales Princip; wir hoffen durch den Glauben an den Sohn Gottes selig zu werden und erklären, was nicht aus dem Glauben kommt, für Sünde. Gleichwohl haben so Manche der Unreigen sich gefallen lassen, daß in den Gustav-Adolphsvereinen, zu der Zeit, wo sie nach den öffentlichen Aufrufen ihrer Beförderer nicht bloß Geld sammeln, sondern zugleich die Einheit der Evangelischen Kirche Rom gegenüber darstellen sollten, proklamirt wurde, hier komme es auf Liebe, nicht auf Glauben an; sie haben diejenigen getadelt, welche auf das Bekenntniß der Wahrheit, die doch das Fundament der Liebe ist, drangen, — als sey der christlichen, der evangelischen Liebe das Bekenntniß gleichgültig, — und haben unter solchen Losungen in den Vereinen mit den Lichtfreunden zu fraternisiren sich nicht geschueet. Ist nicht ein solches Sinken auf beiden Seiten recht geeignet, diese in ihrem Unglauben und die Römisch-Katholischen in allen ihren Vorurtheilen wider die Evangelische Kirche zu bestärken? Wir sind Streiter Christi, für Ihn sollen wir die Welt, die Herzen, erobern, aber, — „wenn die Posaune einen undeutlichen Ton gibt, wer will sich zum Streite rüsten?“

Auf der Magdeburger Synode 1844 „gruppiren“ sich die Synodalen nach den Parteien. Den drei Achtzehnteilen Rechtgläubiger steht auf der äußersten Linken eine Gruppe von vier Achtzehnteilen gegenüber, unter welchen die Lichtfreunde sich befinden und der sie den Lichtfreundscharakter aufgedrückt haben. „Als dieses Sondern der Synodalen erfolgt war, erkönte ein Ruf der Liebe durch die Versammlung: „„Theure Brüder! ob wir uns gleich geschieden haben, lasset uns doch festhalten, daß wir nicht geschieden sind! Lasset uns Gott geloben, daß wir uns lieb behalten wollen!““ Und aus Einem Munde erscholl ein Amen, wie ein Lied im höheren Chor.“ Und beim Schluß der Berathung über die Lehre „fühlte der ganze Bruderverein in diesem großen, erhebenden Augenblicke, was es heiße: „„Ihr seyd allzumal Einer in Christo!““

Es ist wahr, daß wir alle Menschen lieben sollen, auch unsere Gegner, auch die Lichtfreunde. Aber — „meine Kindlein“ — ruft der Jünger der Liebe uns, ruft er namentlich den lieben drei Achtzehnteilen zu — „lasset uns nicht lieben mit Worten noch mit der Zunge, sondern mit der That und mit der Wahrheit.“ Auf der Synode kam es nicht auf Liebesversicherungen zwischen Gläubigen und Lichtfreunden an, nicht auf gutmüthige Herzensergießungen, sondern auf das Bekenntniß der Wahrheit. Die Synodalen waren recht eigentlich in statu con-

fessionis, und, dieser heiligen Pflicht des Bekennens die gemüthliche Gefühlsaufregung des „erhebenden Augenblicks“ unterzuordnen, das wäre ein Werk selbstverläugnender, selbstaufopfernder Liebe, eine Liebesthat gewesen.

Welchen Eindruck muß jener Liebes- und Einheitsruf auf die Lichtfreunde gemacht haben, dieser Ruf, der grade in dem entscheidenden Momente die theuern Wahrheiten der Bekenntnisse der Kirche in den Schatten stellte und die radikalen Gegensätze unserer Tage verwischte! Es ist doch in der That für diese Armen nicht leicht, sich in uns zu finden, wenn sie nun — was doch ganz unumgänglich nöthig und auch wirklich geschehen ist und noch geschieht — von denselben Männern, die den Ruf der Liebe und Einheit ertönen ließen, für Abtrünnige und Irrelehrer erklärt und aus den Ämtern der Kirche hinausgewiesen werden! Wenigstens sollten wir, wenn sie uns Jesuiten nennen, wie es namentlich in Magdeburg häufig geschieht, ihnen nicht zürnen, sondern uns, daß wir unserer Parteipflicht gegen sie so schlecht nachkommen, der Pflicht, unser Bekenntniß klar und hell und verständlich ihnen vor Augen zu stellen und durch die That zu bewähren. Was ist Liebe Anderes, als Selbstmittheilung, und wie kann der Christ sich selbst mittheilen, wenn er nicht das Herz seines Lebens, sein Bekenntniß, mittheilt?

Noch tiefer werden wir mit diesem Schuldgefühl den Lichtfreunden gegenüber uns durchdringen, wenn wir mit unserer Mutter, der Evangelischen Kirche, uns identificiren, wenn wir ihre Sünden und Gebrechen als die unsrigen auf uns nehmen, wie es unsere Kindespflicht gegen sie erfordert, denn sie sind in der That und in der Wahrheit unsere Sünden und Gebrechen. Den Bußschmerz, den die Kirche in ihrem jetzigen Zustande durch amtliche, feierliche Handlungen nicht kund geben, den sie, als Ganzes, nicht einmal schmecken kann, wie es ihr als einem großen Organe des Leibes Christi so wohl anstehen würde, diesen Bußschmerz haben wir an ihrer Statt, als Partei oder als Individuen, zu schmecken und kund zu geben. Die Bekenntnisse der Kirche erklären, nach der Schrift, die Lichtfreunde für Irrelehrer und zwar für solche, die den ganzen Grund des Heils umstürzen. Und doch läßt die Kirche sie in ihren Lehrämtern. Macht sie es ihnen dadurch nicht recht schwer, das Wesen der Kirche, ihre Heiligkeit, ihren Ernst und ihre Liebe und die Wahrheit, auf welcher sie erbauet ist, zu erkennen? Sollte sie nicht verständlich mit ihren Dienern, mit ihren Kindern reden? Sie handelt nicht mütterlich an ihnen. Aber sie ist krank; sie ist zu schwach, um die natürliche Funktion der Aussonderung unorganischer, fremder Stoffe verrichten zu können. Darum soll auch hiemit den heutigen Kirchenbehörden, die ja der extremsten Skandale kaum Meißer werden können, nichts angesonnen werden, was sie in ihrem jetzigen Zustande zu leisten nicht fähig sind. Uns vielmehr wollen wir das Gewissen schärfen, uns wollen wir als Schuldner der Lichtfreunde darstellen, indem wir die Heiligkeit der Parteipflicht des treuen Bekenntnisses hervorheben und zeigen, wie weit wir in deren Erfüllung zurückbleiben. (Fortf. folgt.)

Nachrichten.

Aus der Mark.

(Schluß.)

II. Nur Weniges noch in meinem und meines mit mir angegriffenen Fremdes W. zu T. Namen über die uns untergelegte Absicht, die Verfassung betreffend.

Nicht eine blinde Vorliebe für die alte Consistorialverfassung, allein unsere Hergensangst über den Zustand der Kirche, da viele ihrer Diener, als offene Feinde der evangelischen Lehre, statt der Milch des Evangeliums, das Gift ihrer thörichtesten Einbildungen dem armen Volke darreichen, und das arme Volk in immer furchtbarere, religiöse Barbarei gestürzt wird, hat uns zum Hülfseruf gedrungen. Erwachsene wissen oft nichts von Christo, nichts vom heiligen Geiste, weil ihnen nie etwas von denen gesagt ist, und wollen zum heiligen Abendmahle gehen, ohne irgend seine Bedeutung zu erkennen. Es ist gar traurig, wenn man die Leute nach ihrer Hoffnung im Leben und Sterben befragt, und sie framen dann nichts als pharisäisches Judenthum aus. Wird ihnen dann ihr ungeheurer Irrthum vorgehalten, so sagen sie wohl: „Ich denke, mein Glaube ist der ächt Lutherische.“ So sind die Armen um das reiche Erbe betrogen! Gar traurig ist's, wenn man an Sterbebetten alter Leute steht, die wiederum nichts haben als pharisäisches Judenthum und oft voll Jammers erklären: „Wir ist es nie anders gesagt; jezt kann ich nichts Neues mehr fassen.“ Kann man ruhig dabei bleiben, wenn man gewiß ist, daß es keine Rettung, als durch Christum gibt? Sollen der Unglaube und die Unwissenheit, die solches hauptsächlich zu Wege gebracht haben, immer ruhig fortregieren? mitten in der Evangelischen Kirche? Muß nicht Jeder, der in Wahrheit zum Herrn für die Kirche steht, sich selbst zum Dienste hergeben, daß eine rechte Reformation an Haupt und Gliedern geschehe?

Manche, welche die Noth nicht so nahe berührt, sagen wohl, der einzelne Geistliche solle des Amtes stille in seiner Parochie pflegen, ohne um Weiteres sich zu kümmern; aber eines Theils können wir uns mit unseren Gemeinden nicht abschließen, daß sie im günstigsten Falle nicht geärgert würden; anderen Theils ist die Forderung in sich gar lächerlich, als ob nicht die Kirche ein Leib sey mit vielen Gliedern, und es uns nicht mit schmerzte, wenn die anderen beschädigt und vergiftet werden.

Was soll man aber von denen denken, die jezt nach presbyterialer Synodalverfassung verlangen? Ist's so große Demuth, daß sie einen Theil ihrer Macht an die Laien abgeben wollen? Das stimmt ja schlecht zu ihrer Freiheit.

Daß es ihnen nicht um christliche Laienthätigkeit zu thun ist, sieht man daraus, daß sie dieselbe perhorresciren, wo sie ihnen, wie besonders in der Mission, entgegentritt, und verlangen, die Mission solle kirchlich werden, d. h. sich von ihren Feinden tödten lassen. Will man Thätigkeit und Macht der Laien, die man selbst zum Unglauben erzogen hat? Nicht genug, daß man ihre Seelen verdirbt, sie sollen dem Unglauben auch Geltung in der Kirche verschaffen. Diese Laien, welche nie das Erbe ihrer Väter kennen lernten durften, denen Jesum lieben, Jesuitismus heißt, sollen dann auf den Synoden die alte Lehre abschaffen und ihre Propheten aus der traurigen Alternative herausreißen, entweder Meinelbige gegen den Amtseid oder Heuchler zu seyn.

Es handelt sich also darum, welche Laien will man zur Thätigkeit und in's Regiment bringen? Die christlichen, die jezt schon zu vielen

Verainen verbunden, die größte Lebenskraft der Kirche in sich haben, vor Gott recht kirchlich sind, so weit sie auf dem reinen Evangelium ruhen, und nur noch nicht gehörig, als von einem Mittelpunkt ausgehend, organisiert sind? Wenn diese, so ist ihnen aller Antheil an Verwaltung und Zucht in der Gemeinde und in der Kirche zu wünschen (die Zucht wird ohne sie nie recht segensreich); nur sollen sie nie und kein Mensch über die Lehre bestimmen. Die Entwicklung der Lehre und Liturgie gehört dem Lehramte, das wiederum durch die Symbole der Gemeinde Garantie gegen Willkühr geben muß. Will man aber die unchristlichen, unbekehrten Laien zu Presbytern und durch diese die Symbole ungültig machen, so können evangelische Christen sich solchem Beginnen nicht genugsam widersetzen.

Darum im Interesse der evangelischen Lehre, daß sie in der eigenen Evangelischen Kirche zu Rechte komme und im Rechte bleibe, ist jene Eingabe gemacht worden: und solche Petition um etwas, das andere Provinzen längst als ein Recht haben, ist wohl das Mildeste, was man thun konnte: wir fürchten jezt auch gar nicht, daß nicht vom Hochw. Consistorio etwas zum Besten der Synoden ohne unsere Petition geschehen sollte.

Freilich ist mit dieser Einrichtung der Synoden erst ein Anfang gemacht. Es muß die Lehre überhaupt als das Wichtigste in der Kirche angesehen werden, während sie eine Zeitlang als etwas ziemlich Indifferentes betrachtet wurde: sie muß, wenigstens in den äußersten Unrissen, überwacht werden und das arme Volk darf nicht länger jeder irreführenden Willkühr überlassen bleiben. Um dies durchzusetzen, ist eine genaue Visitation, ja Reformation der Kirche und Schule in der Lehre nöthig. — Wir nehmen uns nicht heraus, Zeit und Stunde bestimmen zu wollen, wo die Lehre vom Kirchenregiment in die gehörige Aussicht genommen werde; geschehen muß es aber und zwar bald, wenn nicht durch den enormen Widerspruch innerhalb derselben Kirche die Haufen von aller Religion entfremdet werden sollen, wie es leider schon zu sehr der Fall ist. Innerhalb unserer Kirche wird jezt kein einziger Satz durchweg gleich gehalten: wir glauben nicht mehr an Einen und denselben Gott; sondern der Christen dreieiniger Gott ist ein anderer, als der Nationalisten Gott. Dieser totale Widerspruch muß in vollen Indifferentismus und zuletzt in volle Barbarei stürzen.

Mag es nun auch noth seyn, daß, wie im Kriege, tausend für zehntausend auf's Spiel gesetzt werden, so für eine Zeit um der unzähligen noch Unentschiedenen und Unmündigen willen, zu solcher Verwirrung von Seiten des Kirchenregiments geschwiegen werde, so soll man doch bedenken, daß, so lange die Heilehre nicht in der Kirche alleinige Geltung hat, unzählige Menschen mit ihrer Seligkeit auf's Spiel gesetzt sind und keinen Augenblick der Hülfe verschmähen, wie ein rechtes evangelisches Kirchenregiment unter Gottes Leitung dann auch gewißlich thun wird. — Man täusche sich nicht, der Kampf um die Verfassung ist nur Vorwand; es geht auf die Lehre. Darum gilt Vorsecht, daß man, ohne volle Garantie für die reine Lehre, keinen Schritt breit von der alten Verfassung, die jezt nur mit der evangelischen Lehre und deren Befennern stehen kann, aufgebe. Will der Herr etwas Neues; wir sind's gern zufrieden: ja stieße er im Zorne den Leuchter für Deutschland um, die Funken des fallenden würden ganze Erdtheile mit neuem Lichte entzünden zu immer größerer Herrlichkeit seines Namens.

D. in G.

Für Abschnitt 2. zugleich W. in T.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 18. April.

N^o 31.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

(Fortsetzung.)

Wie lange wird es noch auch unter Gläubigen für ein Paradoxon gelten, daß der Bann ein Liebeswerk der Kirche an dem Gebannten ist, was doch Paulus an die Corinther so deutlich und so gewaltig lehrt? Wenn einer von uns der Vater oder der Bruder eines der Unglücklichen wäre, die in Volksversammlungen oder Schriften oder auf der Kanzel das Gegentheil von dem lehren, was sie am Altar bekennen, der Armen, die Weihnachten feiern, ohne die Menschwerdung des Sohnes Gottes, Ostern ohne seine Auferstehung, Himmelfahrt ohne sein Auffahren zum Vater und sein Sitzen zur Rechten Gottes, Pfingsten ohne den heiligen Geist und die Kirche zu glauben, die da taufen, aber von der Wiedergeburt aus Wasser und Geist, Abendmahl halten, aber von dem versöhnenden Opfer Christi nichts wissen wollen, und was des Jammers mehr ist, — er könnte ja doch für einen solchen Sohn oder Bruder nichts Besseres wünschen und erleben, als daß, wenigstens in Beziehung auf sein kirchliches Amt, das gute Werk an ihm vollzogen würde, welches die Römische Kirche an ihrem ungerathenen Sohne Konge vollzogen hat.

Wir gedenken hier noch der jetzt so viel besprochenen Entwicklung der Verfassungselemente der Kirche. Auch diese ist bedingt durch unsere Treue gegen unsere Fahne. Parteiverbindungen sind der erste Schritt zur Organisation eines kirchlichen wie eines politischen Chaos. Auf dem Gebiete der Kirche sind dieselben in unserem Vaterlande jetzt schärfer ausgebildet als auf dem des Staates, und dies ist ein sicheres Merkmal des erwachten Lebens, des sprossenden Bildungstriebes der Kirche. Dieser Bildungstrieb ist es, der die Vereine zu christlichen Liebeswerken und die Conferenzen der gläubigen Prediger und in ihnen den Samen künftiger evangelischer Synoden hervorgebracht hat. Sollte unsere Untreue im Bekenntnisse diese und ähnliche noch zarte Keime zerstören, ehe sie zu Stämmen und Ästen erstarkt sind, so würde uns die Verantwortung treffen, wenn die Kirche kraftlos in den Polizeistaat zurücksänke, oder dem wüsten Despotismus der Menge verfiel.

Aber wir können unsere Parteipflicht des treuen Bekenntnisses noch specieller in's Auge fassen, wenn wir nicht bloß das allgemeine Christenpanier, sondern unsere besondere Lösung uns vorgegenwärtigen, wie wir sie in dem vorigen Artikel festzustellen suchten, den Fortschritt nämlich vom Pietismus zum evangelischen Kirchenthume. Dieser Fortschritt darf den Standpunkt nicht verläugnen, von dem er ausging. Der Pietisten unmittelbare Gemeinschaft mit Christo, ihre praktische Innigkeit und

Entschiedenheit, ihre Absonderung von der Welt, ihre collegia pietatis, durch welche Spenger unsere Kirche erfrischte, ihre Conventikel, ihre „christlichen Haeetische“, deren Urbild Emmaus ist, oder was für Formen die Verbrüderungen solcher Christen annehmen mögen, die sich ihrer persönlichen Verbindung mit dem Haupte individuell und gegenseitig bewußt sind, — Alles dies sollen wir, wenn auch nicht immer in derselben Gestalt, doch in dem Geiste festhalten, der sich immer neue Formen bildet. Zugleich aber soll unser Herz sich erweitern, daß es ein Abbild werde des großen Mutterherzens der Kirche, die in ihrer großartigen Katholicität den Menschengestalt auf allen seinen Bahnen begleitet, alle Völker in ihren Schoß einladet, ja, alle Creatur umfaßt im Himmel und auf Erden, um Alles zu weihen zum Dienste ihres Hauptes im heiligen Schmucke. Denn die Evangelische Kirche darf nie vergessen, daß ihr Beruf ist, auch katholisch zu seyn. Wo daher Kinder Gottes sind in der ganzen Welt, wo „Geister, die da bekennen, daß Jesus ist in das Fleisch gekommen“, da sind auch unsere Brüder, da ist unsere Kirche. Was thut's wenn sie uns verkennen und nicht gelten lassen? Desto fester soll unsere Liebeshand sie fassen. Unser Glaube an das Wort der Verheißung, unsere Liebe, die stärker ist, als der Tod, unsere Hoffnung, wo nichts zu hoffen ist, soll die Union aller Kinder Gottes in der Kraft des Geistes erzwingen, die Union, welche der Heiland so heiß ersehnte, ehe er in sein Leiden ging (Joh. 17, 21.). Uns Evangelischen, uns, die wir uns der Geistesfreiheit rühmen, der alleinigen Abhängigkeit vom Worte Gottes, der Erkenntniß der geistlichen Natur der Kirche, uns liegen in dieser Beziehung besondere Pflichten ob. Engherzigkeit, Mißverstehen des Einen Geistes, weil er in fremder Form, ja, weil er in Ungestalt, die sein Wesen drückt, uns erscheint, — eigenwilliges oder bornirtes Kleben an den Gewohnheiten unseres kleinen Hauses —, ist bei uns weniger als irgendwo zu entschuldigen. Denn diese Sünden sind nicht bloß unchristlich, sie sind speciell unevangelisch. Wie stark würden wir werden im Geiste, wenn der ganze Leib Christi, alle Glieder desselben, uns mit ihren Lebenssäften erfrischten, wenn alle Schmach, die jetzt so reichlich über das Christenthum in allen seinen Gestalten sich ergießt, auch uns träfe, aller Segen dieser Schmach, alle Verheißungen, die der Herr ihr gegeben, auch uns zu Theil würden, wenn jedes Kleinod, das aus dem unendlichen Reichthume Christi irgend einem Gliede zusele, durch das Band der Liebe auch unser Eigenthum wäre! Dem Verfasser dieses Aufsatzes ist es oft beschämend gewesen, wenn, wie es jetzt oft vorkommt, den Gläubigen eines Orts oder Landes eine Menge von Namen ohne Unterschied beigelegt werden, die ihrem eigentlichen Sinne nach verschiedene, ja, einander ausschließende, Richtungen bezeichnen; Pietisten, Herrnhuther, Orthodoxe, Fin-

sterlinge, Mucker, Hierarchen, selbst Römlinge und Ultramontane — mit allen diesen Worten meint unser aufgeklärter Zeitungsschreiber oder Zeitungsleser so ziemlich dasselbe. Und er hat so Unrecht nicht. Denn für ihn sind alle diese Richtungen nur Eine Richtung, von der er weiß, daß sie seiner Aufklärung entgegenläuft. Die Gegensätze fangen erst an wo sein Gesichtskreis aufhört. Wir sollten daher diese Identifikation nicht ablehnen, sondern acceptiren, schon um diesem Gegner, der nun einmal nicht gern seine Distinktionen macht, verständlich zu werden. Wir sollten von ihm lernen, die Gegensätze auch einmal in Bausch und Bogen zu begreifen, und im Großen und Ganzen zusammenzufassen was zusammen gehört; wir sollten der Katholicität der Kirche in der thesis und in der antithesis uns bewußt werden.

Also, Fortschritt vom Pietismus zum evangelischen Christenthum, — aber ein Fortschritt, der seinen Ausgangspunkt festhält und sein Ziel, dem Anfange nach, schon hat! Die Gefahr, die uns droht, die Sünde, die wir zu fliehen haben, ist, vom Pietismus nur die Engheit, vom Christenthum nur die Außerlichkeit, also von beiden nur die Negationen, die Schalen zu haben, während der positive Kern uns abhanden kommt. Erliegen wir nicht oft dieser Gefahr und müssen wir nicht oft mit Scham in die Zeit zurückblicken, wo wir noch ganze Pietisten, und nichts weiter, waren?

Wir haben bei der Hauptpflicht des Soldaten, also auch unserer Partei, bei der Treue gegen die Fahne, so lange uns aufgehoben, daß uns nur wenig Raum bleibt zur Betrachtung der übrigen Parteipflichten und Parteisünden. Jene erste Pflicht begreift aber auch die anderen alle in sich; wir haben nur zu entwickeln, was sich daraus von selbst ergibt, wenn wir noch einige Pflichten unserer Partei gegen Glieder und Gegner betrachten.

In ersterer Beziehung ist die Hauptpflicht Einigkeit im Geiste. Nicht eine Einigkeit, welche Differenz und Kampf ausschließt, — das wäre eine todte Partei, die keine Gegensätze in ihrem Schoße trüge —, sondern eine Einigkeit, die so tiefe Fundamente hat, daß sie Differenz und Kampf ertragen kann, ja, daß solche Bewegungen in ihr heilsam und erfrischend sich erweisen, weil die Differenz von der Einheit, der Kampf von dem Frieden weit überwogen und überstrahlt wird. „Habt Salz bei euch und habt Frieden unter einander“, das ist der Grundgedanke alles Christenthums, und die Formel aller wahren Union ist nicht $0 + 0 = 0$, nicht die „schlechte Eins“, wie die Hegelianer sagen, die Einerleiheit, sondern die Eins, die durch die Zwei zur Drei fortschreitet, zur heiligen Zahl, welche die Eins und die Zwei in sich hat und verkörpert. Also: Eine heilige, allgemeine christliche Kirche, — jedes Glied Christi mein Bruder im Angesichte der ganzen Welt —, „wehe dem, der ihn anrührt!“ „Er ließ keinen Menschen ihnen Schaden thun und strafte Könige um ihrerwillen. Tastet meine Gesalbten nicht an und thut meinen Propheten kein Leid.“ So heißt es im 105ten Psalm von demselben auserwählten Volke, dessen Sünde und Undank der 106ste so gewaltig beschreibt und so schmerzlich beklagt. Aber dann, — im Hause, nachdem die Fremden beseitigt sind, — Zucht, — und wenn es seyn muß — und es muß seyn! — Krieg, — Krieg der Protestanten gegen

die Römer, Krieg der Schleiermacherianer gegen die Evangelische Kirchen-Zeitung u. s. w.!

Wie wenig wird doch diese so einfache und von selbst einleuchtende Parteiregel, diese Pflicht der relativen Einigkeit, beobachtet, wie viel „Duell am Tage der Schlacht“ werden noch gefochten! Nicht weil man zu sehr eifert für die noch streitige Wahrheit, sondern weil man zu fast, zu gleichgültig ist gegen die unstreitigen hohen Gottesoffenbarungen und süßen Heilslehren, weil diese von uns doch nicht recht geglaubt werden, wenigstens uns nicht genug gelten, unsere Herzen nicht genug erfüllen mit Gewisheit, mit Friede und Seligkeit.

So ist es gekommen, daß wir, um nur gegen die Römische Kirche, die mit uns den Sohn Gottes anbetet, einen Hieb auszuführen, mit Ronge gebuhlt haben, und daß er und sein Anhang, welcher die gemeinschaftlichen Fundamente der gesammten Christenheit umstürzt, in unsere Heiligtümer eingedrungen ist und noch eindringt, den Römern und Lichtfreunden ein willkommenes Anlaß zum Spott über unsere Schmach und unseren Schaden. Wir kämpfen bei Leipzig mit den Franzosen um Vaterland und Freiheit; aber wir schießen zugleich seitwärts auf die Russen, weil diese doch auch so ein wüstes Volk sind. Wie unähnlich sind wir doch den Reformatoren, den gegen das Papstthum so streitbaren Selben, die gleichwohl, mitten in ihrer Bedrängniß durch diesen mächtigen Feind, mit ihm gegen die aufrührerischen Bauern und gegen die Schwärmer zu Münster wie Ein Mann da standen!

Hier möge wieder Herr Erbkam statt des Laien reden.

„Sollte nicht gerade in unserer Zeit doppelte Aufforderung seyn, daß diejenigen, wie sehr sie auch sonst verschiedene Wege gehen mögen, treulich zusammenhalten, den gemeinschaftlichen Feinden gegenüber Eine Sache vertreten? Wir lesen in dem apostolischen Glaubensbekenntniß: „Ich glaube eine Gemeinschaft der Heiligen“, und das sollte auch seine Wahrheit haben im irdischen Leben der Christen. Ja, es gibt eine stille, unveränderte und unberechnete Gemeinschaft der Herzen bei allen wahren Christen; sie kann sich verborgen zu Zeiten unter manchem Streit und Mißverständnis, aber in Zeiten der Gefahr zeigt sie sich plötzlich in ihrer ganzen Herrlichkeit wie die Sonne hinter den Wolken. Ist nun nicht die gegenwärtige Zeit eine Zeit der Gefahr? Fühlen wir uns nicht umgeben von einer schwülen Gewitterluft? Merken wir nicht die Anzeichen von schweren Stürmen, die für die Kirche, ja, für das Christenthum hereinbrechen? Wann gab es je eine Periode in der Entwicklungsgeschichte Deutschlands, in der der frechste Unglaube größere Theilnahme fand, und der Atheismus mit ruhigerer Kälte als die Religion der Zukunft gepredigt wurde? Wo ist nun die Gemeinschaft der Heiligen, wo sind die Kämpfer, die, alle häusliche Zwistigkeiten vergessend, wie Brüder sich zusammenschaaeren und fechten gegen den gemeinschaftlichen Feind? Ach, sie ist leider nicht zu finden: wo der Boden unter unseren Füßen wankt, da schilt man den Einen aus, weil er statt des ordentlichen Gewehrs sich eine Keule zur Waffe gewählt, den Anderen, weil sein Säbel nicht blank polirt ist. Wie anders war es in den ersten Zeiten des Christenthums! Da riefen die Hei-

den, wenn sie die Christenschaaren sich für einander dem Tode weihen sahen: Sehet, wie sie sich lieben! Jetzt werden unsere Heiden spotten und rufen: Sehet, wie sie sich zanken! — Ist das nicht schmerzlich und tief zu beklagen?"

Hätte Herr Erbkam auch nur diese herzbewegenden Worte geschrieben, er würde dadurch den brüderlichen Dank aller Glieder Christi und besonders unserer Partei verdient haben, denn es sind auch für uns, nicht bloß für die Protestanten vom 15. August, strafende Worte. Wir hoffen, daß sie in den Herzen, ja, im Gewissen recht vieler unserer Leser widerklingen werden.

Besonders sollte diese unsere heilige Parteipflicht beherzigt werden, so oft ein Glied der Partei handelnd oder bekennend hervor- und auf der Schaubühne der Welt auftritt. Ein solcher ist allemal im Nachtheil; das Handeln, das Bekennen bringt auch seine Schwächen, seine Sünden zur Evidenz. Selbst wenn er es gut gemacht hat, hätte er es noch besser machen sollen, denn die Kritik ist leicht, aber die Kunst ist schwer. Als Nelson bei Abukir alle französische Linienfahrer bis auf Einen erobert oder zerstört hatte, wollte die Opposition im Parlamente ihn in Anklagestand gesetzt wissen, weil dieses Eine ihm entgangen war. Freund und Feind beurtheilt den thätigen Bekenner; gerechter und ungerechter Tadel trifft sein Herz; er selbst genügt sich nicht, er fühlt seine Sünde, er richtet, er straft sich selbst. Aus dem Handelnden, dem Bekennenden, wird ein Leidender. Da gilt es dann, durch die That zu beweisen, daß es in der Kirche Christi, daß es in unserer Partei nicht heißt: „Wenn ein Glied leidet, so haben alle Recensenten Stoff“, sondern: „Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit“.

Übrigens ist diese Parteipflicht der Einigkeit auch eine Pflicht gegen die Gegner, wie schon Herr Erbkam andeutet. Was kann „unseren Heiden“ verderblicher seyn, wie können wir uns mehr an ihnen veründigen, als wenn wir ihnen Anlaß geben, zu spotten und zu rufen: Sehet, wie sie sich zanken! Die vereinzelt Gläubigen, die zerstückelten Glieder können die Herrlichkeit des Leibes Christi, die Schönheit ihres Hauptes nicht mehr abspiegeln, am wenigsten, wenn sie mit einander hadern. Vielmehr tritt in diesem unnatürlichen Zustande ihre eigene sündliche Individualität, in grellem Widerspruche mit ihrem Bekenntnisse, in den Vordergrund, und schreckt die Gäste ab, die sie zur Hochzeit des Königssohns einladen. Dies ist die schwere Sünde, die Ungerechtigkeit, in welcher wir die Wahrheit aufhalten, daß sie nicht durchbringen kann zu „unseren Heiden“ und zu den Heiden jenseits der Meere, — wir, die der Herr berufen und ausgerüstet hat, die Stadt auf dem Berge zu seyn und das Licht auf dem Leuchter.

Aber wir haben noch andere Parteipflichten zu erfüllen, die sich direkt auf die Gegner beziehen.

Wir sind ihnen schuldig, das Bewußtseyn festzuhalten und zu bethätigen, daß unser Kampf ein Kampf der Kirche ist. Die Kämpfe der Kirche aber sind Kämpfe für Gottes Ehre, Kämpfe für der Menschen Seligkeit, Kämpfe gegen den Satan, also keine Schulgezänke. Sie sind zugleich Kämpfe gegen unseren eigenen alten Menschen, also ist das Bewußtseyn ihnen wesentlich, daß wir, wie die Gegner, Adams natürliche Kinder sind,

ihnen gleich und nur durch ein Wunder eingepflanzt in den zweiten Adam. Dieses kirchliche Bewußtseyn schließt nicht die scharfen Worte aus, — mögen sie nach dem Vorbilde der Männer Gottes aller Zeiten, ja des Herrn selbst, noch schärfer fallen als bisher, wenn es darauf ankommt, jeden Geist bei seinem rechten Namen zu nennen, — wohl aber schließt es die todte Fremdigkeit aus, das kalte Lächeln, das vornehme, höhnische Achselzucken. Es ist wahr, wir haben viel zu thun mit absurden Argumenten, mit bornirten Gegnern. Aber das hatte Paulus auch, als man seine Predigt von Christo mit dem Rufe: „Groß ist die Diana der Epheser“ überschrie. Dennoch sagt er: „Wir haben nicht mit Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern mit Fürsten und Gewaltigen, nämlich mit den Herren der Welt, die in der Finsterniß dieser Welt herrschen, mit den bösen Geistern unter dem Himmel.“ Wenn wir wissen und fühlen, daß diese Geister auch in uns noch ihr Werk haben, so vergeht uns die Bornehmheit; der heiße Kampf macht dem kalten Lächeln ein Ende. Des Satans Propositionen an den Herrn, aus Steinen Brot zu machen, sich vom Tempel herabzulassen, und gar ihn anzubeten, waren wohl in hohem Grade absurd. Aber dennoch fertigte der Herr ihn nicht achselzuckend ab, sondern, weil er uns gleich geworden war und versucht wurde wie wir, so kam ihm sein Gegner nicht verächtlich, sondern furchtbar vor. Er waffnete sich mit Gottes Wort und kämpfte den guten Kampf des Glaubens, und so behielt er das Feld. Wir aber sollen seinen Fußtapfen nachfolgen.

Der Laie ist der Meinung, daß die Co. A. S. und ihre Partei gegen diese Parteipflicht oft gefehlt, daß sie oft die heiligen Waffen der Kirche gehandhabt hat, als handle es sich um Streitigkeiten der Schule, daß hierin ihr Fortschritt zum evangelischen Kirchenthume noch unvollkommen ist, und daß der Tadel, der sie deshalb getroffen hat, kein Leiden um des Herrn willen war.

Eine wichtige Parteipflicht ist ferner die, die Gegenpartei auch als Partei anzuerkennen und ihr die Stellung und die Rechte einer Partei einzuräumen.

Man wird dies nicht so mißverstehen, als sollten damit den Lichtfreunden die Rechte evangelischer Christen zugestanden werden. Sie aus dem angemessenen Besitze dieser Rechte zu setzen, das ist ja eben der Gegenstand des Kampfes. Aber so lange sie im Besitze sind, so lange mit ihnen gerechnet wird, dürfen wir nicht über jede einzelne Handlung, die sie dieser ihrer Parteistellung gemäß vornehmen, als über etwas Neues und Unerhörtes uns erzürnen. Wir müssen ihnen vorläufig Raum lassen zu seyn, was sie sind, und zu handeln, wie es ihrer Natur gemäß ist, und, um dies zu können, müssen wir ihnen die Ehre und Liebe erweisen, uns ihren Charakter, ihre Stellung und was daraus folgt, zu vergegenwärtigen. Ein Krieg führender König mag in seinen Manifesten seiner Feinde Sache für ungerecht und gottlos erklären, er mag sie mit aller Macht niederschmettern, die ihm zu Gebote steht. Aber er darf nicht über jeden Hieb oder Stich, über jede Wunde, als über ein neues Unrecht sich erbittern; denn er weiß ein für allemal, daß im Kriege gehauen und gestochen wird, daß Hiebe und Stiche Wunden verursachen und daß Wunden wehe thun.

Wie sollen daher den Lichtfreunden erlauben, uns Dunkel-
männer, Hierarchen u. s. w. zu nennen, wie wir sie nicht an-
ders als Ungläubige nennen können; wir sollen ihnen erlauben,
unsere Tendenzen als staats- und kirchengefährlich zu bezeichnen,
uns wegen dieser Tendenzen zu „verdächtigen“, wie wir dasselbe
ihnen thun und thun müssen. Wir sollen es uns nicht bekrem-
den lassen, als widerführe uns etwas Sonderliches, wenn sie
die Unsrigen, so viel sie können, aus den Ämtern der Kirche zu
verdrängen und die Ihrigen so weit ihre Macht reicht, hinein-
zubringen suchen, denn wir thun desgleichen. Persönliche Krän-
kungen und Zurücksetzungen vollends sollen wir nicht bloß ruhig
über uns ergehen lassen, sondern sie für eine Ehre und Freude
achten. Wenn irgendwo, so gilt von diesen persönlichen Belei-
digungen in den Kämpfen für die Kirche des Herrn Wort:
„Wer dich auf die Eine Backe schlägt, dem halte die andere
auch hin!“ Wäre nicht der Soldat, der in der Schlacht eine
ehrenvolle Wunde davon getragen hat, ein rechter Thor, wenn
er sich gegen den erboßte, der den Schuß gethan, oder den Stieb
geführt hat?

Aber noch mehr. Unser Kampf ist kein wüßtes Looschla-
gen auf den Gegner, sondern ein Duell, bei dem Luft und
Sonne gleich getheilt werden, und die Gesetze der Ehre gelten,
ein Prozeß, der in rechtlichen Formen unter den Augen eines
gerechten und unparteiischen Richters sich bewegt. Wenigstens
sollen wir in dieser ehrlichen Weise kämpfen. Daraus folgt,
daß wir dem Gegner kein Bein stellen, und, wenn er ausgleitet,
daraus keine Vorteile herleiten dürfen, sondern ihm wieder auf-
helfen, ihm Raum und Zeit, seine Waffen zu gebrauchen, gön-
nen müssen. Wir können nicht den Gegner in der Kraft des
Geistes als Feind der Kirche und Verkörper der göttlichen
Wahrheit angreifen und zugleich ein Recensententriumphlied an-
stimmen, wenn er einen Schnitzer gemacht oder sich irgend eine
zufällige Blöße gegeben hat.

Krieger, die morgen auf Tod und Leben mit einander käm-
pfen in der Schlacht oder im Duell, finden es nicht schwer,
heute, wenn Waffenstillstand oder Unterhandlung sie zusam-
menführen, freundlich und fein mit einander umzugehen. Was
die ritterliche Sitte zu Stande bringt, was die politischen Par-
teien in England heut zu Tage in hohem Grade leisten, indem
sie während der heftigsten Zeitungs- und parlamentarischen Kämpfe
als Gentlemen wohlwollend mit einander verkehren, was aber in
unserem zerrissenen Vaterlande leider jetzt so selten ist, — sollte
das der Geist Christi (wie auch die Gegner verfahren mögen)
uns, seine Streiter, nicht lehren können?

Im Prozeß ist es meine Schuldigkeit, meinem Gegner, wo
er Recht hat, auch Recht zu geben. Wir dürfen den Lichtfreun-
den die Vortheile nicht streitig machen, die ihnen gebühren. Es
ist z. B. wahr, daß König Friedrich II. auf ihrer Seite, daß
sein Wort: in seinen Staaten könne Jeder nach seiner Fagon
selig werden, nach Inhalt und Form mit ihren Lehren und Ten-
denzen in Einklang ist. Es ist wahr, daß viele berühmte, vor-
nehme, gelehrte Männer, unzählige Geistliche, viele Superinten-

den, Consistorialräthe u. s. w. die Lichtfreundsreligion gehabt
haben und noch haben, — wahr auch, daß sie im Preussischen
Staate lange Zeit herrschend gewesen ist, und dem Staats- und
Kirchenregiment damals ihren Charakter aufgedrückt hat, daß
viel von diesem Charakter noch übrig ist. Wenn auch der
Grundton: „die heilige Treue der Deutschen, die heiligere Liebe
der Christen“ in diesem Staat jetzt erklingt in mannigfachen
Afforden, — dennoch hört man immer noch sehr deutlich die
alte Melodie durch: „Erfülle deine Bürgerpflicht, Nach deinem
Glauben frag' ich nicht.“ Wollen wir der Kirche Streiter seyn,
so müssen wir allen diesen Vorteilen der Gegner dreist in's
Auge sehen können, — wohlfeiler ist dieser Ehrenposten nicht zu
haben. Vielleicht erleichtern wir durch solche Ehrlichkeit ihnen
das Geständniß der eben so gewissen Wahrheit, daß die Refor-
matoren, die Apostel, die Propheten und der Herr selbst auf
unserer Seite stehen, und daß sie, die Gegner, bisher wider
besseres Wissen die Unwahrheit geredet haben, wenn sie sich das
Ansehen geben, als wollten sie das alleinige Ansehen der heiligen
Schrift, im Gegensatz der Symbole, geltend machen.

So sollen wir, da der Mund der Wahrheit uns verbietet,
Friede zu rufen, wo kein Friede ist, da Krieg einmal unser Loos
ist, so viel an uns ist, dahin trachten, daß der Krieg ehrlich, rit-
terlich, ohne selbstisches Erboßen, ohne Arglist, Lüge und Heu-
chelei, mit dem guten Gewissen und der Freude, welche gu-
ten Streitern für eine gute Sache gebührt, geführt werde.

Und, wenn dies Alles wahr ist in Beziehung auf Gegner,
wie die Lichtfreunde, die wir bisher hauptsächlich im Auge ge-
habt haben, — wie viel mehr ist es wahr in Beziehung auf
Gegner, die nur unsere Gegner, aber darum noch nicht Feinde
der Kirche sind? Da sollten diese Pflichten uns leicht und süß
seyn; da ist ihre Verletzung doppelt sündlich.

In allen diesen Beziehungen ist unsere Partei (nach des
Laien Überzeugung) weit hinter ihrem hohen Berufe, hinter ihrer
klaren Schuldigkeit zurückgeblieben, und hat Ursach, sich zu schä-
men und Buße zu thun. Er wünscht, daß dieses Geständniß,
in diesen Blättern abgelegt, ein für allemal auf den Vorwurf
antworte, die Ev. R. Z. stehe mit sich selbst nicht in Einklang.
Unsere Partei und dieses ihr Organ müßte ja, da sie nicht voll-
kommen ist, ein todter Klumpen seyn, wenn sie keine Widersprüche
in sich hätte, oder, günstigsten Falls, eine Rechenmaschine, deren
Tugend darin besteht, sich nie zu verrechnen, was doch dem größte-
sten Mathematiker begegnet. Hier aber ist nicht bloß vom Verrech-
nen die Rede, sondern auch von Versündigungen. Möchte man uns
lieber noch so viel Inconsequenz vorwerfen können, nur nicht die
Consequenz nach der Formel: si fecisti, nega, durch welche wir
gegen das ABC unseres Bekenntnisses verstoßen, und welche
der König David anklagt, daß sie seine Gebeine verschmachten
gemacht und seinen Saft vertrocknen. Aber „da ich sprach:
Ich will dem Herrn meine Übertretung bekennen, da vergabst
du mir die Missethat meiner Sünden.“

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 22. April.

N^o 32.

Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung.

(Von einem Laien.)

(Schluß.)

Wir lassen hier die weitere Entwicklung der Parteipflichten fallen, da sie sich aus den nun wohl hinlänglich in's Licht gestellten Grundgedanken von selbst ergibt, um schließlich noch auf einen Einwurf zu antworten, der manchem Leser dieses Artikels sich aufgedrängt haben wird. Man wird sagen, wir hätten nicht sowohl von Parteipflichten und Parteifünden gehandelt, als von Pflichten und Sünden der Christen, der Kirche überhaupt. Wir erinnern aber an den Satz, von dem wir ausgingen, daß die Partei eben die Gestalt der kämpfenden und werdenden Kirche ist. „Erlliche Weiber der Unseren“ — dieses rechte Parteivort brauchen die Emmauntischen Jünger in jenen Tagen der entstehenden Kirche. Und wie die erste Entstehung, so jede Erneuerung der in der Welt kämpfenden Gemeinde Christi. Die Augsburgerische Confession weiß noch von keiner „Evangelischen Kirche“ im Gegensatz des Papstthums; wohl aber tönt jenes Emmauntische Wort in ihr immer wieder: „der Unseren Bekenntniß, — von den Unseren wird also gelehrt u. s. w.“ Die Abneigung gegen diese Parteiform, die hohen Worte vom „Stehen über den Parteien“, „keiner Partei angehören“ sind nichts Anderes, als der Widerwille des natürlichen Menschen gegen die Knechtsgestalt des Leibes Christi. Und zu diesem Widerwillen hat der natürliche Mensch sehr begreifliche Veranlassung. Der Geist Gottes, der ihm nie so nahe tritt als in dieser Knechtsgestalt, genirt ihn. Die Vereinzelung ist so sicher, so bequem, so ohne Verantwortung, — mit schwach werden, mit brennen, wenn irgend ein Glied schwach oder geärgert wird — das ist eine harte Zumuthung. Doch in der bitteren Schale ist ein süßer Kern. Das: *vis unita fortior* leuchtet von selbst ein und bedarf keiner Ausführung. Aber die Parteiverbindung, die gliedliche Theilnahme an der Knechtsgestalt und somit an den Kämpfen der Kirche, zieht und bildet uns auch, — denn Unterordnung unter ein Allgemeines mit Erhaltung des Eigenthümlichen ist eben das Princip aller Bildung. Diese gliedliche Theilnahme macht uns frei von unserem eigenen Ich, diesem unbarmherzigsten aller Tyrannen. Sie macht uns reich, denn was jedes Glied hat an Schätzen der Liebe und der Erkenntniß, wird gemeinschaftliches Gut. Sie gründet die Demuth, stärkt den Glauben, übt die Liebe, macht fest die Hoffnung. Wer ein Streiter Christi seyn und doch keinem Panier folgen will, um am Frühlingsmorgen auszugiehen mit lieben Kampfgenossen, um mit ihnen zu

fechten, zu siegen, zu leiden, zu sterben, der geht alles Segens dieser heilsamen Disciplin verlustig. Wie schwer muß ihm die rechte Treue im Bekenntnisse werden, die rechte Entschiedenheit, die rechte Liebe der Gegner! Die Erfahrung lehrt im Staate, wie in der Kirche, daß gerade bei diesen parteilosen, durch keine Gemeinschaftszucht in Schranken gehaltenen und geleiteten, durch kein gemeinsames objektives Kampfesziel von fränkendem Subjektivismus befreiten Einzelwesen, persönliche Bitterkeit und Gereiztheit an die Stelle der verschmähten Parteiverbindung und des offenen, ehrlichen Kampfes zu treten pflegt. Auch unsere eigenen, in diesem Artikel zugestandenen Verfündigungen gegen die Parteipflichten werden sich größtentheils darauf zurückführen lassen, daß noch zu viel Vereinzelung — Separatismus im eigentlichsten, im tiefsten Sinne des Wortes — uns anklebt, daß wir den trennenden Einflüssen des Zeitgeistes noch so oft unterliegen, daß wir noch keine rechte Parteimen-schen sind, — kurz, daß wir das liebliche Wort: „die Unseren“ noch nicht recht aussprechen gelernt haben.

Das hochwichtige Verhältniß der Parteien zu den kirchlichen Verfassungsbestrebungen der Gegenwart haben wir oben nur berühren können; es verdient aber einmal *ex professo* entwickelt zu werden. Für diesmal schließen wir mit dem Wunsche, daß der Herr diese Betrachtungen segnen möge zur Durchführung der Kämpfe, die Er uns verordnet hat, bis an das herrliche Ziel des ewigen Friedens.

Über die Kirchenzucht.

Unsere Aufgabe ist die, es uns zum klaren Bewußtseyn zu bringen, wie mit dem Begriffe der Kirche auch der der Disciplin gegeben sey, ferner darzustellen, in welcher Weise diese Disciplin in den ersten Jahrhunderten sich entwickelt hat, dann die Schattenseiten und das Verfehlte in dieser Entwicklung darzuthun und endlich mit einigen Worten auf die Gegenwart herüberzuleiten.

Es erfährt in unseren Tagen kaum etwas eine heftigere Polemik, als jene Versuche, wie sie in den verschiedensten Theilen der Evangelischen Kirche gemacht werden, durch Kirchendisziplin, die lange erschläft, nirgends ganz und consequent ausgebildet war, der Kirche ihre Würde und ihr Selbstbewußtseyn wiederzugeben. Wir wollen hier nicht darauf eingehen, die Einwürfe derjenigen zu widerlegen, die alsofort in solchen Bestrebungen antiprotestantische Tendenzen zu entdecken glauben, denn freilich nach ihren Ansichten werden selbst Luther, Calvin, Zwingli

heutiges Tages dieser Beschuldigung nicht entgehen, oder entgegen ihr doch nur darum, weil sie den Meisten nur nach einer Seite hin, als Protestanten, nicht aber auch nach der anderen, als evangelische Christen, bekannt sind. Wir wollen hier ferner nicht die vorurtheilsvolle Beschuldigung der Anderen widerlegen, die gar in diesen Bestrebungen nur ein neues Anstreben zur Hierarchie sehen. Jedem, der nur eben sich die Zeit nehmen will, auf jene Vorschläge, welche gemacht sind, einen flüchtigen Blick zu werfen, wird es klar werden, wie im Gegentheile alle Stimmen bis jetzt darin einig waren, daß die Ausübung der Kirchenzucht nicht allein in die Hände der Geistlichen zu legen und deren willkürlicher Anwendung zu überlassen, sondern vielmehr von der Gemeinde und deren Repräsentation, den Presbyterien, zu handhaben sey, und nur da wahrhaft gedeihen könne, wo die Gemeinden für eine solche Organisation reif geworden. Die christliche Theologie kann aber unmöglich die Aufgabe haben, sich von den verdächtigen Äußerungen derer bestimmen zu lassen, die mit ihr durchaus nicht auf demselben Boden stehen, sondern dem Christenthum größtentheils durchaus entfremdet, nur darum feindlich entgegentreten, weil sie wohl wissen, daß dieser Ernst der Zucht sich am ersten gegen sie selbst wenden und sie herausstellen wird als das, was sie sind.

Gehen wir aus von dem Begriffe der christlichen Kirche. Diese ist die Gemeinschaft der durch den lebendigen Glauben an Jesum Geheiligten und Vereinigten. Das wesentliche Moment der Mitgliedschaft für den Einzelnen beruht darin, daß er durch Christum eines neuen, göttlichen Lebensprinzips theilhaftig geworden sey, somit auch ausgefondert aus der Welt, als der Gemeinschaft derer, welche an der Erlösung noch keinen Theil haben und darum im Allgemeinen noch unter der Herrschaft irdisch-selbstsüchtiger Zwecke stehen. Nun ergibt sich aber sofort, erstens daß, da bei den wirklichen Mitgliedern der Kirche jenes neue Lebensprincip nicht sogleich zur vollständigen Herrschaft erhoben ist und in allen Lebensbethätigungen und Lebensrichtungen sich geltend macht, Jeder nach seinem Theil und nach dem Grade seines Unentwickelthums daran arbeitet, die Principien dieser Gemeinschaft zu zerstören und die Kirche selbst zu etwas zu machen, was sie weder ist noch seyn will. Zweitens daß sich auch solche an die Kirche heranbrängen, die jenes neue Lebensprincip durchaus nicht in sich tragen, also Mitglieder der äußeren sichtbaren Kirche werden, ohne daß sie vorher mit Christo in Verbindung getreten sind, und so die wesentliche Bedingung der äußeren Mitgliedschaft erfüllt haben. Um so mehr wird dieses aber der Fall seyn, wenn sich die Kirche constituirt und auch als Corporation in der Welt sich geltend macht, also mit der Zugehörigkeit zu ihr auch äußere Vortheile verbunden sind. Die letzteren vorgeblichen Mitglieder nun negiren die Kirche nicht, wie jene, theilweise und in einzelnen Handlungen, sondern durch ihr ganzes Wesen und Seyn, ja wird die Anzahl derselben die größere, so wird die Kirche auch in ihrem äußeren Daseyn etwas Anderes scheinen, als sie wirklich ist und seyn darf. Es entsteht somit für die Kirche die Aufgabe, sich selbst und ihre Idee

aufrecht zu erhalten im Gegensatz zu diesen auf ihre Auflösung und Vernichtung hinielenden Bestrebungen. Steht es doch bekanntlich jeder auch nur äußere Zwecke verfolgenden Gesellschaft zu, daß sie diejenigen von sich abweist, welche sich ihr nur aufdrängen, um sie zu zerstören, welche behaupten Mitglieder zu seyn, nicht bloß obwohl, sondern weil sie keinen Paragraphen der Statuten zu halten gesonnen sind. In einem höheren Grade muß dieses aber bei der Kirche der Fall seyn, da diejenigen, die sich ihr aufgedrungen haben, nicht nur in keinem wesentlichen Moment übereinstimmen, sondern sogar ein positives Element, das Element der Weltprincipien, mitbringen, also grade das, welches in sich zu vernichten die einzige Aufgabe der Kirche ist; ja an diesem positiven Element nehmen sie nicht bloß im Allgemeinen Theil, sondern finden darin einen eigentlichen Einigungspunkt, und zwar den, welcher dem der Kirche diametral entgegengesetzt ist.

Es kann der Kirche nichts Anderes übrigbleiben, und dieses Recht wird ihr jeder auch nur irgendwie weltverständige Mann zuerkennen, daß sie, um sich als das zu erhalten, was sie seyn will, dasjenige, von dem sie negirt wird und soweit sie negirt wird, ihres Theils auch negirt und somit sich selbst und ihre Idee damit affimirt. Nach dem zwiefachen Bestand ihrer Mitglieder erwächst der Kirche nun eine doppelte Aufgabe. Da die wahren Mitglieder fortwährend durch einzelne Akte die Kirche negiren, so muß diese jene einzelnen Handlungen für solche erklären, die nicht aus ihrem Principe hervorgeflossen sind. Die Personen selbst darf sie aber nicht sofort aus ihrem Bereiche austossen, denn in ihrem innersten Wesen, dem in ihnen lebendig gewordenen Principe nach gehören sie ihr ja an. Die Kirche wird solche Mitglieder in erziehende Behandlung nehmen. Wer einen Anderen erzieht, erklärt ja dadurch eben, daß er den zu Erziehenden mit sich noch nicht ganz Eins weiß. Siedurch ist aber auch wesentlich der ersten Pflicht der Kirche, der der Selbsterhaltung und Aufrechterhaltung ihrer Idee, ein Genüge geschehen. In diesem Falle hat die Kirchendisziplin im engeren Sinne statt, als Ausübung der Zucht gegen diejenigen, die ihr wirklich angehören oder ihr angehören zu wollen erklärt haben. Eine andere Aufgabe hat die Kirche ihren vorgeblichen Mitgliedern gegenüber zu erfüllen. Denen, die die Idee der Heiligkeit der Kirche durch ihr ganzes Seyn und Wesen negiren, hat sie eben zu erklären, daß die Kirche von ihnen negirt wird, und die Kirche sie anerkennt als das, was sie sind, nämlich Nichtchristen. Hieraus ergibt sich der Begriff der Excommunication, der sich dem der Kirchenzucht im allgemeineren Sinne subsummiren läßt. Diese Excommunication erleidet aber nicht bloß auf diejenigen Anwendung, die der Kirche immer entfremdet waren, sondern auch auf jene, die ihr im innersten Lebensprincip einmal angehörten, aber durch Thaten oder Worte, z. B. Darbringung eines Götzopfers oder Abschwörung vor heidnischer Obrigkeit ihren Verband mit derselben auflösten. Die Kirche nimmt diese Mitglieder beim Worte, erkennt ihre Negation an.

Sofort bietet aber die Handhabung der Excommunication

Schwierigkeiten dar. Die vorgeblichen Mitglieder sind als solche nicht immer zu erkennen, ja es ist möglich, daß sie, obwohl ihrem innersten Wesen nach der Kirche ganz entfremdet, doch dieses in einzelnen wahrnehmbaren sündigen Handlungen weniger zu Tage legen, als dieses von manchen der Kirche wahrhaftig angehörigen Gliedern geschehen mag. Auf bloßen Verdacht hin aber darf die Kirche nicht excommuniciren, um so weniger, da sie dadurch den Sündern die Mittel zur Heiligung, die im Verband der Kirche mehr als sonst gewährt werden, ihnen entzieht. Ein eigentliches Gericht über Seligkeit und Unseligkeit, das allein beim Herrn steht, maßt sie sich ja überhaupt nicht an.

Wie nun die Kirche nicht im Stande ist, alle vorgeblichen Mitglieder auszuschneiden, also ihr äußerer Bestand über den wahren immer hinausgreifen wird, eben so wenig vermag sie alle Verletzungen ihrer Idee an den ihr dem innersten Leben nach Zugehörigen zu ahnden, schon darum nicht, weil viele dieser Verletzungen in das Gebiet des Denkens und Willens fallen, ohne in äußeren Thaten sich kundzugeben, sodann weil die Menge der auch von Christen begangenen Sünden einestheils nicht vor das Forum der Kirche gebracht werden kann, anderentheils auch wenn sie der Kirche angezeigt würde, es nicht im Bereiche der Kräfte dieser läge, sie zu ahnden. Aber die Kirche bedarf in der That auch nicht immer der äußeren Zuchtmittel, da diesen die unausgesetzte Predigt des Gesetzes zur Seite steht und sie hiedurch die Idee ihrer Heiligkeit und Reinheit nicht nur im Gegensatz zur Sünde der Einzelnen unverletzt erhält, sondern auch dieselbe ihren Mitgliedern fortwährend aufs Neue in das Bewußtseyn bringt. Durch die Predigt des Gesetzes wird an jeden Einzelnen die Forderung gestellt, sich an dem Maßstabe desselben zu bemessen und zu erkennen, wie weit er der Kirche angehört, wie weit noch nicht, sie ist ein fortwährendes Gericht, das die Kirche über die Gläubigen ergehen läßt und wodurch sie ihre Idee den Negationen der Mitglieder gegenüber affirmirt.

Anders gestaltet sich die Sache da, wo die Incongruenz des sittlichen Verhaltens der Mitglieder mit der Idee der Kirche so groß ist, daß man an der Zugehörigkeit dieser Mitglieder zur Kirche nothwendig irre werden muß, wo die Sünden so grob und so bekannt sind, daß sie zum Argerniß gereichen, einmal der Welt gegenüber, die sich über nichts mehr freut, als wenn sie die Herzen verrückt, den heiligen Leib Christi aufgelöst, durch die sittlichen Eindrücke und Einwirkungen der Kirche sich in ihrer sündhaften Existenz nicht mehr gefährdet sieht, anderentheils den gläubigen Mitgliedern gegenüber, welche die Lebensgemeinschaft in Christo, um deren willen und zu deren Förderung sie sich ja auch äußerlich vereinigt hatten, gestört sehen, also um mit dem Sünder wieder in Geistesgemeinschaft treten zu können, eines Zeichens bedürfen (denn die Kirche schaut nicht in das innerste Herz, kann also ihre Mitglieder nur nach Thaten bemessen), wodurch der Sünder darlegt, daß er nicht ist und seyn will, was er in jenem einzelnen Momente des Sündigens war, und demnach sogar seinem Wesen nach zu seyn

scheint, sondern zu einem Anderen, zur Heiligung und der fortwährenden Überwindung der Sünde, hinstrebt. Da die Kirche in ihrer Idee der Welt gegenüber auf äußerliche und kundliche Weise negirt ist, ja auch im Bewußtseyn ihrer Mitglieder, so muß sie Genugthuung, Satisfaktion an die Corporation fordern, der Sünder sie in der Buße, und da er öffentlich gesündigt hat, in öffentlicher Buße gewähren. Der Sündigende wird diese Genugthuung nicht verweigern, im Gegentheil, er wird ein eigenes Bedürfniß haben, sie zu leisten, schon darum, weil er in der Verletzung der Kirche auch sich selbst, als ein Mitglied derselben, verletzt hat und verletzt fühlt, im Gegentheil, er wird bekennen und durch Zeichen darlegen, daß er sich als einen solchen erwieisen, der die Kirche negirt hat, diese Negation nun aber wieder negiren wolle, um die Idee der Kirche so zu bejahen. Wenn nun diese Zeichen in einer von der Kirche nach den verschiedenen Graden der Vergehungen bestimmt geordneten und entfalteten Weise sich darlegen — so ist damit eine ausgebildete Kirchendisziplin gegeben. Unter diese Kirchendisziplin fallen möglicherweise auch die förmlich Excommunicirten, wenn sie nämlich bereit sind und sehnliches Verlangen tragen, bei der Kirche zu bleiben oder vielmehr sich mit ihr wieder auszusöhnen; nur wird von solchen verlangt werden können, daß sie energische Willenszeichen darbringen. Die Kirche, von ihnen so stark beleidigt, braucht ihnen nicht auf das Wort zu glauben, sondern muß längere Zeit hindurch Gelegenheit haben, von dem Ernst des Willens solcher Excommunicirten sich zu überzeugen.

Haben wir die Kirchenzucht bisher als etwas betrachtet, was bloß um der Kirche selbst willen existirt, so müssen wir jetzt noch auf ein anderes, freilich untergeordnetes Moment aufmerksam machen. Die Kirche stellt sich besonders groß und herrlich dadurch heraus, daß sie, um sich in ihrer Idee zu erhalten, dieses nicht auf Kosten und zum Schaden ihrer Mitglieder zu thun braucht. Die Kirchendisziplin ist nämlich auch für den Befrahten nicht ein Übel, sondern ein Gutes. Der Sünder, von der Kirche als das erkannt und bezeichnet, was er ist, kommt über sich selbst zum Bewußtseyn. Dieses ist aber nothwendige Bedingung zur Umkehr — zur festeren Vereinigung oder neuen Einigung mit dem Herrn. So stellt die Kirche sich als eine solche heraus, die in der Darstellung ihrer Liebe zu sich selbst, auch sich liebend besorgt erweist für das Seelenheil ihrer Mitglieder. Es ergibt sich daraus weiter, daß die Kirche mit der Kirchenstrafe nie eine Verfluchung, d. h. Anwünschung der Unseligkeit für den Sünder verbinden darf. Die Christen sind nach 2 Petr. 2, 14. nicht Kinder des Fluches, sondern Kinder des Segens.

Wie nun die Kirchenzucht mit dem Begriffe der Kirche gegeben ist und daraus resultirt, so hat sie auch von Anfang an stattgehabt, selbst im apostolischen Zeitalter. Matth. 18, 15—17. befiehlt der Herr selbst den, der sich auf die Ermahnung eines Bruders nicht bessert, vor mehreren Zeugen zu strafen, dann vor der ganzen Gemeinde, bei fortwährendem Widersprechen aber ihn

für einen Heiden und Zöllner zu achten, also einen solchen, der der christlichen Kirche nicht angehört. Schon hier sehen wir eine Stufenfolge der Strafen bis zum Äußersten der Excommunication. Eben so Tit. 3, 10., wo der Excommunicirte ein *αἰτοκατάκριτος* genannt wird, also für einen erklärt wird, der sich eigentlich selbst gerichtet und somit das Verfahren der Kirche provocirt hat; ferner Röm. 16, 17. Im zweiten Briefe Joh. 2, 10. wird den Christen sogar der Umgang mit falschen Brüdern verboten, nicht zwar den Umgang überhaupt, denn wie der Apostel sagt, ist dies unmöglich; wenn wir jede Beziehung zu den Sündern vermeiden wollten, müßten wir ganz aus der Welt scheiden — sondern der specifisch christliche Umgang. Die Excommunication finden wir von Paulus wirklich ausgesprochen gegen Philetus und Hymenäus 1 Tim. 1, 19., gegen einen Blutschänder 1 Cor. 5. In diesem letzteren Falle tritt uns die Bestimmung der Kirchengucht besonders klar vor die Augen. In Corinth war ein Mitglied der christlichen Kirche eine blutschänderische Ehe eingegangen, wahrscheinlich mit seiner Stiefmutter, und hatte dadurch in eine Sünde eingewilligt, die nicht einmal vor dem Forum heidnischer Sittlichkeit irgendwie vertheidigt werden konnte. Die Corinthier hatten ihn dennoch in ihrer Gemeinde geduldet. Aber die Idee der Kirche ist dadurch negirt und der Apostel befiehlt, die Heiligkeit und Reinheit derselben aufrecht zu erhalten und den Blutschänder zu diesem Ende auszustoßen. Die Idee der Kirche hebt er hervor in den Worten *καθὼς ἐστε ἅγιοι*, gleich wie ihr ungesäuert seyd. Die Aufrechterhaltung derselben ist ihm das Erste und Hauptsächliche. Der Zweck der Excommunication stellt sich aber als ein Erweis heiliger Liebe dadurch heraus, daß sie 1. im Namen des Herrn erfolgen soll, also in heiliger Gesinnung, 2. soll sie geschehen *συν-αρχόντων ὑμῶν καὶ τοῦ ἐμοῦ πνεύματος*, in eurer Versammlung mit meinem Geiste, also in Gegenwart und auf Urtheil der Gemeinde; der Apostel will den Einzelnen keineswegs der Willkühr eines Vorstehers preisgegeben wissen, 3. die Ausschließung bezweckt das Heil des Sünders: *παράδουναι τὸν τοιοῦτον τῷ σατανᾷ εἰς ὄλεθρον τῆς σαρκός, ἵνα τὸ πνεῦμα σώθῃ*, ihn zu übergeben dem Satan zum Verderben des Fleisches, auf daß der Geist selig werde. Sie geschieht also, damit seine Seele gerettet werde. Damit aber der Sünder umkehre, muß er sich vorher seiner Trennung vom Herrn bewußt werden, dies wird herbeigeführt durch das Urtheil der Kirche, da sie ihn nicht einmal für ihrer äußeren Gemeinschaft würdig erklärt. So wird er zur Buße geführt. Diese Absicht des Apostels gibt sich auch darin kund, daß er, 2 Cor. 2., den Sünder wieder recipirt wünscht, da die Strafe gewirkt, was sie soll, Anerkennung der Schuld, Reue, Traurigkeit (vgl. auch 2 Cor. 7, 11.). Die Reception soll erfolgen, damit der Ausgestoßene nicht ein Raub

der Verzweiflung werde. 4. Entwickelt der Apostel den Grundsatz: Ein wenig Sauerteig verdirbt die ganze Masse. Die Ausschließung hat also auch die Nebenabsicht, die Gemeinde vor Ansteckung und Verführung durch den Sünder zu bewahren.

Daß die Kirchengucht aber unausgesetzt in der Kirche gehandhabt wurde und sich bald in bestimmten Formen ausprägte, beweist uns Hermas in dem zweiten Theile seines pastor, in den *praeceptis*; noch ausgeprägtere Formen derselben finden wir bei Tertullian, namentlich in der Schrift de poenitentia, bei Cyprian vorzüglich in seinen Briefen. Auf das frühe Daseyn einer solchen in Aegypten weist Clemens Alex. Strom. lib. II. cap. 13. und Origenes hin.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Lippischen den 14. März.

Erklärung.

In der Beilage zur Ev. R. Z. d. J. Nr. 9. S. 88., in einem Berichte über das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe, betreffend eine Veröffentlichung des Consistoriums über die Berichte der Prediger wegen der Verpflichtung auf den Heidelbergschen Katechismus, heißt es:

„Das Consistorium macht öffentlich bekannt, daß sechs Prediger eine Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus als gewissermaßen geschehen behaupteten. Was ist das für ein Zusatz: gewissermaßen? Die Reformirte Kirche in Lippe erwartet hierüber von Euch Sechsen eine öffentliche Erklärung“ u.

Fünf von den Sechsen haben auf diese an sie gerichtete Frage und Aufforderung Antwort gegeben durch eine in diesen Tagen zu Bielefeld im Verlage von Belshagen u. Klasing erschienene, 45 Seiten zählende Schrift, betitelt:

„Die Verpflichtung der Lippischen Prediger auf die im Heidelberger Katechismus enthaltene Lehre der nach Gottes Wort reformirten Kirche bei ihrer Aufnahme unter die Landes-Candidaten. Behauptet und bezeugt von Fünf Predigern.“

So stark und ernst jener Bericht in diesen Blättern, und besonders die daraus angeführte Stelle, die Sechs öffentlich zur Rede stellt: eben so sehr liegt den Fünfen von ihnen, deren betreffende Erklärungen an das Consistorium in der genannten Schrift finden, daran, daß nun auch über den Inhalt derselben von der Ev. R. Z. Bericht gegeben werde. Sie glauben, darauf an dieser Stelle eben so ernstlich Anspruch machen zu dürfen, wie sie ihrestheils in Anspruch genommen sind. Sie fordern daher zum weiteren Bericht und Urtheil über die Sache hier um so mehr auf, da es ihnen selbst nicht anstehen würde, über die von ihnen veröffentlichte Schrift, welche übrigens als eine Fortsetzung der „Urkunden“ u. angesehen werden kann, ihre eigenen weiteren Erklärungen abzugeben.

Für die Fünf Prediger

Einer derselben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 25. April.

N^o 33.

Über die Kirchenzucht.

(Fortsetzung.)

Daß die Kirchenzucht aber in dem ersten christlichen Jahrhundert ihrer Bedeutung, wie sie nicht nur aus dem Begriffe der Kirche resultirt, sondern auch vom Herrn und den Aposteln festgesetzt wird, entsprach, ergibt sich leicht, wenn wir uns die leitenden Grundsätze, wie sie von den apostolischen und Kirchenvätern ausgesprochen werden, vor Augen führen. Es sind dies vorzüglich folgende:

I. Die Kirchenzucht bezweckt kein Gericht über die Seligkeit und Unseligkeit des Sünders, sondern heißt nur Genugthuung an die äußere Corporation; nicht die Taufe wird durch dieselbe aufgehoben, sondern nur ein Theil oder alle Rechte der Christen, die sie als Mitglieder der äußeren Kirche genießen. Wie aber die Kirche die Beziehung des Menschen zu Christo und Gott nicht zu vernichten gewillt ist, so soll anderentheils durch die Wiederaufnahme nicht ein günstiges Urtheil über den inneren Zustand der Seele gefällt werden, sondern auch hier bleibt alles Urtheil und Gericht dem Herrn belassen.

II. Die Kirchenzucht erstreckt sich nur auf die wirklichen fideles, nicht auf die Katechumenen, und zwar auf solche fideles, die sich auf freie Weise zur Kirche bekannt haben und noch bekennen wollen.

III. Von den Ausgestoßenen kann daher Niemand zur Buße gezwungen werden, sondern diese muß gesucht werden. Ja, es bedarf zur Darbringung derselben einer förmlichen Exlaubniß von Seiten der Kirche. Hieraus folgt auch, daß die weltliche Obrigkeit nie zu Hülfe gerufen werden darf.

IV. Die Kirchenbuße ist keine weltliche, sondern eine geistliche Strafe und bezieht sich nicht auf die bürgerlichen, sondern auf die kirchlichen Verhältnisse.

V. Wie die Gemeinderechte verloren gehen, so auch die Verpflichtungen; ja die Kirche fordert nicht nur keine Oblationen von den der Disciplin Verfallenen, sondern weist auch die aus freiem Antriebe dargebotenen entschieden zurück.

VI. Es findet sich der Grundsatz: *De occultis non judicat ecclesia*. Die Kirche hat es also allein mit Bestrafung der Sünder zu thun, welche Argerniß gewähren.

Fragen wir nun nach den bestimmten Formen der Disciplin, so läßt sich im Voraus erwarten, daß diese sich nach Analogie der Alttestamentlichen oder der jüdischen entwickelt haben werden, um so mehr, da Luc. 6, 22. dieses ausdrücklich zu fordern scheint. Und in der That ist Manches herübergenommen.

Aber wie der ganze Geist des N. T. ein anderer, so ist auch die Disciplin eine andere, als die des A. T. Ja, nicht einmal die drei Grade des Bannes bei den Juden entsprechen den drei Hauptklassen der kirchlichen Strafe. Diese sind vielmehr folgende:

Zuerst erfolgte nach Tit. 3, 10. eine Abmahnung und Ermahnung, *admonitio* (*προθεσμία*). War die Zeit derselben, gewöhnlich ein Zeitraum von zehn Tagen, verfloßen, dann erfolgte der *ἀπορισμός*, *separatio*, der kleine Bann, die Sünder wurden vom Abendmahl und dem Gebete der fideles ausgeschlossen, dagegen konnten sie am Gesange, der Anhörung der Schriftlektionen und dem Gebete der Katechumenen theilnehmen. Diese Art der Excommunication fand Anwendung zur Bestrafung leichterer Vergehen, oder gewisser größerer, wenn die Sünder sich sogleich bußfertig zeigten — und die Zeitdauer dieser Strafe war nach dem Grade der Vergehen verschieden. So hatte der große Bann statt, das *ἀνάθεμα* — über dessen Bedeutung Gildemeister's scharfsinnige Entwicklung zu vergleichen ist — auch *παντελὴς ἀπορισμός* genannt. Synesius vergleicht diese Strafe mit der Ausweisung aus dem Paradiese. Die Gebannten wurden für ausgeschlossen erklärt von aller kirchlichen Gemeinschaft — ihre Namen wurden darum aus den Diptychen der Lebendigen gestrichen, die Ehe mit ihnen als Ehe mit Heiden angesehen, die Nachbarkirchen wurden von der Excommunication benachrichtigt. Diese Strafe wurde namentlich über die lapsi verhängt, d. h. Apostaten, die noch bei der Kirche bleiben wollten; dahin gehören die libellatici, sacrificati, traditores. Sie alle hatten sich ja des Verbrechens des Götzendienstes mittelbar oder unmittelbar schuldig gemacht.

Die öffentlichen Büßungen nun, wie sie sich auf alle drei Klassen erstrecken, veranschaulichen sich am meisten, wenn wir die lapsi in's Auge fassen; was sich auf sie bezog, erstreckte sich auch auf die beiden anderen Ordnungen, wenn schon nur theilweise. Die lapsi nun mußten durch verschiedene Stufen der Buße hindurchgehen, deren man gewöhnlich vier zählt. Die erste derselben war die der *προσκύλλοντες*, welche nach Greg. Thaumaturg. *epistol. canon. cap. XI.*, vor den Kirchthüren standen, die vorübergehenden Geistlichen und Gläubigen fußfällig baten, daß sie durch ihre Fürbitte Vergebung und Ausöhnung bewirken wollten. Die zweite Klasse war die der *ἀκροώμενοι*; diese hatten ihren Platz im *νάος* oder *πρόναος*, durften die Schriftlektionen und die darüber gehaltenen Vorträge mitanhören. Die dritte, die *ὑποκλιπτοντες*, welche dem öffentlichen Gebete zwar beizuwohnen durften, aber nur in knieender Stellung. Die vierte, die *συνιστάντες*, welche beim

Gebete der Gläubigen schon bleiben durften, aber an der unmittelbar auf das Gebet folgenden Communion keinen Theil hatten. Und diese Stationen waren nicht rasch durchlaufen; die Exomologesis, denn mit diesem Namen ward der ganze Kursus bezeichnet, nicht in kurzer Zeit abgethan — sondern dauerte viele Jahre hindurch. Und welchen Demüthigungen mußten sich die Büßenden noch nebenbei unterziehen! Die poenitentes mußten vor der Gemeinde ein öffentliches Sündenbekenntniß ablegen; ja dasselbe täglich wiederholen, so lange sie der vierten Klasse angehörten. Alle Zeichen der Freude, Kleiderschmuck, Haarputz u. s. w., mußten entfernt bleiben, ja es mußte Buße in Sack und Asche im wörtlichen Sinne geleistet werden. Zum Zeichen der Traurigkeit mußten die Männer sich Haupthaar und Bart abschneiden lassen, den Weibern aber war Auflösung des Haares (solatio crinis) und das Tragen eigener Schleier (der velamina poenitentiae) anbefohlen. Es war den poenitentes das Waschen, Baden, Salben, Theilnahme an der Lustbarkeit untersagt. Die poenitentes durften sich, so lange als die öffentliche Buße währte, nicht verheirathen; sie waren verpflichtet, sich bei jedem Gottesdienste einzufinden, das Geschäft der parabolani und die Pflege ansteckender Kranken zu übernehmen, überhaupt den Ernst ihrer Gesinnung durch Werke der Liebe und Wohlthätigkeit zu erweisen. Die vollständige Wiederaufnahme erfolgte in feierlicher Weise vor versammelter Gemeinde.

Ich habe in diesen Worten die in's Einzelne ausgebildete Bußanstalt nur in allgemeinen Umrissen skizziren können, ja die besonderen Formen der Kirchenzucht, wie sie auf die Geistlichen angewendet wurde, ganz übergehen müssen; es wird aber das Gesagte hinreichen, um uns den Ernst der Gesinnung der Kirche vor Augen zu führen, ein Ernst, der in den ersten christlichen Jahrhunderten um so mehr auch äußerlich dargelegt werden mußte, als es galt, der Welt gegenüber — welche von den Versammlungen der Christen, ja von allen Zwecken dieser Verbrüderung, das Gräulichste und Abscheulichste ausagte und sich die gemeinsten Verdächtigungen erlaubte — ein Zeugniß abzulegen, ja es galt, der Welt durch die sittliche Haltung der Christen erst zu imponiren und sie dann zu überwinden. Bewunderung verdient eine Kirche, die ohne Ansehen der Person die Kirchenzucht gegen Hohe und Niedrige ausübt — die einem Kaiser, der befiehlt, den Zutritt zum Tempel versagte, bis er seine Schuld bekannt und schmerzlich bereut hatte, welche die praesides der Provinzen zu züchtigen wußte, wenn sie vor keiner irdischen Macht mehr erbeugten. Und zum Glücke gab es mehr als einen Ambrosius und einen Synesius. Aber Bewunderung verdienen auch diejenigen, die ohne Widerspruch den theilweise harten Bestimmungen sich unterzogen und eine Ausdauer zeigten, die Idee der Kirche zu retten, einen Schmerz über die Sünde, durch welche sie, wie die Kirche, so Christum beleidigt hatten, der gegen den Leichtsinn und den sündigen Ehrgeiz der heutigen Welt gar sehr contrastirt. Unwürdig ist es des Menschen, zu sündigen, — aber ehrenvoll, die Sünde zu bekennen — schon darum, weil er dadurch darlegt, daß er nicht aufgehört hat, dem

vorgesezten Ziele der Heiligung nachzujagen, seine hohe Bestimmung als Mensch außer Augen zu setzen.

Aber wie alle menschlichen Einrichtungen Unvollkommenheiten an sich tragen, so auch die Kirchendisziplin, um so mehr, da sie auch von sündigen Menschen gehandhabt werden mußte, Unvollkommenheiten, die sich zu Gebrechen ausbildeten und zuletzt in demselben Grade, wie die Sünden der Mitglieder, die Kirche negirten. Dahin gehörte der Rigorismus, daß man die Buße auf viele Jahre ausdehnte, ja manchen Mitgliedern sie auf Lebenszeit versagte und höchstens in der Stunde des Todes das Sakrament reichte; der Umstand, daß man die Disciplin den Händen Einzelner anvertraute, und wie sehr die Kirchengesetze deren Willkühr auch beschränkten, doch immer diesen Einzelnen noch zu großer Spielraum gelassen wurde, daß hiedurch, und dieses ist das Schlimmere, die ganze Anstalt und ihre Bedeutung so dem Bewußtseyn der Gemeinde entrückt und von diesem nicht mehr getragen wurde. Gar bald sehen wir selbst das Anathema gemißbraucht — ja sogar um jeder kleinen unwesentlichen Abweichung von dem Kirchenglauben Willen in Vollzug gesetzt. Die Willkühr der Märtyrer vernichtete durch ihre Formel: *Communieet ille cum suis* zu Zeiten alle Ordnung — die Gerichtsbarkeit der Bischöfe floß mit ihrer Function als poenitentarii zusammen und die Gränzen zwischen beiden wurden verwischt; die Bedeutung der Kirchenstrafe fiel nicht mehr in die Augen. Noch wesentlichere Veränderungen aber mußten eintreten, als im Verlaufe des vierten Jahrhunderts die christliche Kirche eine Staatskirche wurde, ja die Angehörigkeit zur christlichen Kirche zur wesentlichen Bedingung gemacht war, unter der der Einzelne Mitglied des Staats seyn konnte. Von diesem Punkte aus lassen sich fast alle Unsitte erklären, die im Verlaufe des vierten, fünften und sechsten Jahrhunderts die Kirchenzucht untergruben. Kirche und Welt fielen nicht mehr auseinander, sondern waren congruente Größen; es gab keine Welt mehr — in welche die Kirche die von ihr Abtrünnigen hinausstoßen konnte. Es war jetzt mit Nothwendigkeit der Uebelstand gesetzt, daß alle gröberen kirchlichen Vergehen auch vom Staate geahndet wurden, denn die Vergehen gegen die Kirche waren auch Vergehen gegen den christlichen Staat geworden, ja daß von der kirchlichen Excommunication auch der bürgerliche Tod, Verbannung und Proscription unabtrennbar war. Hiemit verloren aber auch die Kirchenstrafen ihre ursprüngliche Bedeutung, sie erschienen nicht mehr als Satisfaktionen, die zur Aufrechterhaltung der Idee der Kirche aufgelegt wurden. Man suchte, anfangs freilich unbewußt, nach einer andern Bedeutung derselben, und diese ließ sich leicht finden, um so leichter, da die Geistlichen als besonderer ordo den Laien gegenübertraten, sich mit den Alttestamentlichen Priestern parallelisirten und sich eine Vermittelung zwischen Gott und Menschen anmaßten, da der Grundsatz: Außer der Kirche kein Heil, allmählig eine falsche Anwendung fand und unter der Kirche, — denn in diesem Sprüchwort konnte unmöglich bloß die äußere Corporation gemeint seyn — nur die sichtbare äußere Gemein-

schaft, der kirchliche Verband verstanden wurde. Die Satisfaktion an die Corporation galt nun als Genugthuung, die man Gott geleistet, die Ausöhnung mit der Kirche als Ausöhnung mit Gott, das Urtheil des Priesters über die äußere Würdigkeit, in die Kirche aufgenommen zu werden, als ein Urtheil Gottes über den Christenstand des Menschen, die Ausschließung von der Kirche als Ausschließung vom Himmelreich. Eben so konnten jetzt die Indulgenzen, d. i. der theilweise Erlass der Kirchenstrafen, welcher dem Urtheile der Bischöfe anheimgegeben war, nun nicht mehr als Erlassung dieser, sondern nur der Sünden angesehen werden; ja gar bald wurden die Kirchenstrafen nicht bloß von Anderen, als den Sündern, geleistet, sondern auch in Geldstrafen verwandelt, oder vielmehr mit Geld abgekauft — mit einem Worte, es ergab sich die Idee des Ablasses und die Kirche wußte ihn zu rechtfertigen durch den Schatz der Verdienste der Heiligen, eine der unsittlichsten und unheilvollsten menschlichen Erfindungen.

Unsere Reformatoren aber verdienen große Bewunderung, daß sie das Kind nicht mit dem Bade ausschütteten, daß sie trotz der furchtbaren Entstellungen der Kirchenzucht diese nicht sofort aufgaben, sondern mit sicherem Takt auf ihren ursprünglichen Bestand und ihre ursprüngliche Bedeutung, so weit dies möglich, zurückführten. Freilich den Uebelstand, daß auch bei uns die Angehörigkeit zur christlichen Kirche nothwendig ist, um Staatsbürger zu seyn, vermochten sie nicht aus dem Wege zu räumen. Die eigentliche Excommunication kann jetzt nicht mehr stattfinden, die Kirche ist gezwungen, auch die ihr entfremdetsten Mitglieder als Mitglieder der äußeren Gesellschaft anzuerkennen, ja sie kann nicht einmal diejenigen, welche offen bekennen, Nichtchristen sowohl zu seyn, als auch es seyn zu wollen, diejenigen, die öffentlich Christum lästern und verfluchen, von sich hinwegthun. Entweder muß sie fordern, daß der Staat die Excommunicirten auch bürgerlich vernichte — also entweder banne oder hinrichte (und dieses ist leider consequenterweise zur Zeit der Reformation in einzelnen Fällen eingetreten), oder da dieses allen Grundsätzen der Kirchendisziplin und der ganzen Absicht der Kirche widerspricht, mit Spener in die andere Consequenz einwilligen und die Disziplin ganz aufgeben, oder endlich, und dieser Mittelweg ist meist eingeschlagen worden, die eigentliche Excommunication aufheben und weiterhin vom Staate verlangen, daß er zur Handhabung der linderen Arten von Kirchenstrafen seinen weltlichen Arm darreiche. Aber mit jener Einwilligung geschieht dem Begriffe der Kirchendisziplin nicht ein volles Genüge, bei dieser Forderung, die allerdings von der Kirche dem Staate gegenüber, da er sich in diese Stellung gesetzt hat, mit Recht gemacht werden kann, tritt sie mit sich selbst in Widerspruch — die Kirche darf keine weltliche Macht zu Hülfe rufen, muß die Zugehörigkeit zu ihr vom freien Willen des Menschen allein abhängen lassen. Diesen Mittelweg aber hat man zur Zeit der Reformation eingeschlagen, und die Hauptstrafen, die man auflegte, waren gewisse öffentliche Bußen für Unkeusche, Entziehung des christlichen Begräbnißes bei unbuß-

fertig Gestorbenen, Entziehung des Rechts, Taufzeugen zu seyn, Ausschluß vom heiligen Abendmahl, öffentliche Ermahnung.

Wesentlich anders noch gestalten sich die Sachen heutiges Tages — zu den Uebelständen, die schon für die Reformatoren vorhanden waren, kommen andere, noch größere hinzu. Die Kirchendisziplin ist nicht bloß zum großen Theil außer Übung gekommen, sondern wird auch, wo sie noch besteht, vielfach mit einer Menschenfurcht gehandhabt, daß sie den Armen und Gezirten als eine ungerechte Tyrannei erscheinen muß, denn auf diese wendet man sie an — für die Vornehmen dagegen hat die Kirche fast nur noch Schmeicheleien und süße Worte. Sie ist ihrer Bestimmung theilweise entfremdet und zu einem bloßen Sittengericht geworden, ja, was noch schlimmer ist, und am Ende allein zu betonen, viele der Getauften gehören der Kirche durch Glauben und Gesinnung wenig mehr an, das Ganze der Kirche weiß sich nicht mehr als den heiligen und reinen Leib Jesu Christi — die Mitglieder der Gemeinde haben darum auch kein Verlangen mehr, sich als solchen darzustellen; die Disziplin wird nicht mehr von dem Bewußtseyn der Gemeinde getragen. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Schlesien. Es steht fest, daß Theiner von der christ-katholischen Gemeinde zurückgetreten ist, man weiß nicht, ob deshalb, weil diese sich in ihm oder er sich in ihr versehen hatte. Schon früher, ehe dieser Schritt geschah, war von einer Spaltung unter den Häuptern der Gemeinde die Rede gewesen. Man hatte sich in zwei Lager getheilt, in das Regenbrecht-Theiner'sche und in das Nees v. Esenbeck'sche. Das Benehmen Neuge's auf seinen Reisen in Süddeutschland, die von ihm dort gehaltenen Vorträge und seine Brochüren sollen die Veranlassung dazu gegeben haben. Man fühlte, wie lächerlich der Mann durch Alles das nicht nur sich selbst, sondern auch die von ihm vertretene Sache vor aller Welt gemacht hatte, und der Vorstand der Breslauer Gemeinde untersagte es ihm gradezu, wieder als Schriftsteller aufzutreten und Missionsreisen zu machen. Der Eifer gegen ihn ging sogar so weit, daß man ihm die Kanzel verbot. Den ersten beiden Verboten fügte er sich, das Wort vor der Gemeinde aber wollte er sich nicht nehmen lassen. Seitdem lockerte sich das Verhältniß Theiner's zur Gemeinde immer mehr, da er die Pflichtigkeit der christ-katholischen Unternehmung offen hervortraten sah, bis es sich denn endlich vollständig gelöst hat. Vor etlichen Wochen, als sein Austritt bereits entschieden und bekannt war, empfing er bei sich den Bürgermeister Herrtrumpf aus Hirschberg, der sich im Namen der dortigen christ-katholischen Gemeinde mit der Bitte an ihn wendete, den evangelisch gewordenen Candidaten Senftleben daselbst zu installiren. Theiner machte ihn mit seiner Stellung bekannt und schlug die Bitte ab. Dennoch ließ er sich durch das immer dringender werdende Anliegen des Abgeordneten, der es sogar an Thränen nicht soll haben fehlen lassen, zu dem Versprechen bewegen, die Handlung vorzunehmen und reiste in Begleitung des Bürgermeisters nach Hirschberg ab. Hier findet er den christ-katholischen Prediger Hofferichter, früher evangelischer Candidat, vor. Dieser stellt sich ihm sofort mit der Frage entgegen: Was er wolle? Theiner gibt Bescheid und als er sodann darauf: Ob er denn noch der Gemeinde

angehöre? mit Nein geantwortet hatte, so weist ihn Hofferichter gradezu von dannen und untersagt ihm jede Amtshandlung. So zieht Theiner ab und fort.

Man muß den Mann bedauern, daß er sich durch seinen unüberlegten Anschluß an die christ-katholische Bewegung in eine solche Lage versetzt hat. Nur etwas Umsicht und Einsicht in das Wesen dieser sogenannten christ-katholischen Kirche würde ihn von der Bodenlosigkeit derselben überzeugt haben. Ja, die eigene Erfahrung, die er mit seinem Buche: Die katholische Kirche Schlesiens, gemacht hatte, konnte ihn belehren, daß die Reformirung der Römisch-Katholischen Kirche auf ganz andere Weise, als durch die beiden dürftigen Briefe des Ronge und Regenbrecht und durch Ignorirung alles kirchlich-geschichtlichen Bestandes zu Stande kommen müsse. Die Unkirchlichkeit der christ-katholischen Kirche lag so offen zu Tage, daß es ihm in der That nicht schwer fallen konnte, sich ein richtiges Urtheil zu bilden. Er hat es leider unterlassen und sieht sich nun in seinen Hoffnungen getäuscht.

Ronge's Glanz erleuchtet auch nach und nach. Wie kann es auch anders seyn. Seine gränzenlose Unwissenheit muß endlich seinen Anhängern und Lobrednern die Schamröthe auf die Wangen jagen. Das non plus ultra dieser mit Arroganz gepaarten Unwissenheit bleibt die Behauptung, die er in der am 2. November v. J. in der Reformirten Kirche zu Stuttgart gehaltenen Rede vorbringt: „Roms Priester benutzten das Christenthum, indem sie es ausbreiteten, und machten es zum bloßen Werkzeug für ihre Herrsch- und Gewinnsucht; es blieb ein tochter Buchstabe. Da trat Luther auf und reinigte es von den Schlacken des Römischen Priestertums und stellte die Bibel, statt der Sagenen der Päpste, als die einzige Grundlage auf, und stellte nach den damaligen Verhältnissen die Werkheiligkeit voran. Dadurch ging bei gar Vielen das Wort noch immer nicht ganz zur That über. Es ist nur der Glaube da, aber ohne Liebe; das Christenthum aber zur That werden zu lassen, das ist Aufgabe der neuen Reformation, die dadurch die frühere nur fortsetzt, vollendet.“ — Am Gründonnerstag hat Ronge in Sprottau Gottesdienst in der dasigen Evangelischen Kirche gehalten. Der Superintendent Keller hat sich dazu hergegeben, ihn mit „einigen gehaltreichen Worten“ zu empfangen und an den Altar zu führen. Arme Evangelische Kirche! Am demselben Tage wurden in Breslau einundzwanzig christ-katholische Kinder in der dasigen Armenhauskirche durch den Prediger Bogtherr confirmirt. Der darüber lautende Bericht in der Breslauer Zeitung macht am Schluß die Bemerkung, daß die Gemeinde in der ihr bei dieser Gelegenheit gewordenen Erbauung „die Gemüthsheit erhalten habe, daß ihr Streben ein Gott wohlgefälliges seyn müsse und darum die Erringung des Sieges nicht ausbleiben könne.“ Man möchte wohl wissen, welches Sieges? Ist denn diesen Christ-Katholiken bisher nicht Alles nach Wunsch gegangen? Ist man ihnen nicht willfährig überall entgegengekommen? Man hat unter den Evangelischen Geld für sie gesammelt, man hat ihnen die Evangelischen Kirchen geöffnet, man hat ihnen Gastmähler veranstaltet, ehemalige sogenannte evangelische Candidaten sind zu ihnen übergegangen, überall begleitet sie Jubel, und an Ehren und Beifall vor der Welt fehlt es ihnen nicht. Was wollen sie denn mehr? Sie sollen ja auf keinen anderen Sieg rechnen! Oder vermissen sie vielleicht jetzt den Glaubenssieg? Der ist freilich sehr schwer zu erringen; die einzige und

unerlässliche Bedingung dieses Sieges ist die: die Gemeinde muß Gläubigen haben. Ehe und bevor die Gemeinde um ihres Glaubens willen mit der Welt nicht gebrochen, ehe und bevor sie nicht von der Welt Schmach und Spott erfahren, ehe und bevor sie nicht dem Herrn das Kreuz nachgetragen hat, ehe und bevor sie nicht durch das Feuer ernster, langer Läuterungen hindurchgegangen ist, kann von dem Siege, ohne den sie keine Gemeinde des Herrn ist, nicht die Rede seyn.

Man erzählt, daß die Prediger der Christ-Katholischen von der Gemeinde außerordentlich beobachtet werden, ob sie vielleicht bei ihren Predigten etwas zur Sprache bringen, womit das Gemeindebewußtseyn sich nicht vertragen kann. So geht es aber immer; wenn man sich dem Worte Gottes und dem darauf gegründeten Befehmtuisse entzieht, dann fällt man in die Controale der Menschen. —

Vor Kurzem ging man in Breslau mit der Absicht um, dem Senior Krause daselbst eine Adresse zu gehen zu lassen. Von wem die Sache in Anregung gebracht worden ist, weiß man nicht. Besondere Rücksichten ließen es rätlich erscheinen, den Plan aufzugeben. — Merkwürdig ist Krause's Erklärung über die in der Breslauer Zeitung mitgetheilte Nachricht, daß dem Professor Hengstenberg ein Gutachten über seine Predigt: „Der Meinungsstreit über die Person Jesu“ von Seiten der Berliner Fakultät aufgetragen sey. Das käme ihm, sagt er, eben so vor, als wenn ein Kardinal über den Christ-Katholicismus zu Gericht sitzen sollte. Man sieht daraus recht klar, welche Stellung Krause zur Evangelischen Kirche eingenommen hat. Der Christ-Katholicismus ist der Römischen Kirche diametral entgegen, weiß sich nun Krause dem Professor Hengstenberg eben so gegenüber, wie den Christ-Katholicismus der durch einen ihrer höchsten Würdenträger vertretenen Römischen Kirche, so hat er damit die Auflösung seines Verhältnisses mit der Evangelischen Kirche, welcher Hengstenberg eben so entschieden angehört, als der Kardinal der Römischen, unumwunden ausgesprochen. Man begreift nicht, was der Mann noch auf einer evangelischen Kanzel will. Seine Predigt am zweiten Osters- tage hat bei seinen Anhängern die entgegengesetztesten Wirkungen hervorgebracht. Die Einen, die vielleicht noch nicht ganz mit dem Christenthum gebrochen und den Krause bisher gegen die Beschuldigungen, destruktive Tendenzen zu verfolgen, in Schutz genommen haben, freuen sich, durch die Predigt eine Waffe mehr zu seiner Vertheidigung gewonnen zu haben. Sie soll ganz christlich, ja sogar orthodox gewesen seyn. Die Anderen hängen den Kopf und schildern den Eindruck der Predigt als einen „bitteren, schmerzlichen“. Das sind die Radikalen. Nun werde aber Jemand klug aus diesem Prediger. Es wäre gut, wenn es ihm gefallen wolle, diese Predigt drucken zu lassen, dann würde doch klar werden, wer von beiden sich geirrt hat, oder ob vielleicht beide Recht haben. O Geist des neunzehnten Jahrhunderts!!

Vor nicht gar langer Zeit wurde dem Bernehmen nach in einer Breslauer Schenkstube, die auch von Studenten besucht zu werden pflegt, von Mehrerern dieser letzteren ein Lied gesungen, dessen Verse so schlossen: Und wer an Jesum Christum glaubt, der ist ein Jesuit. Ein würdiges Seitenstück hiezu ist das Benehmen einiger dieser Herren vor einem Crucifix, nachdem sie, wie bekannt, den Fürstbischof von Breslau auf einem Spaziergange verhöhnt und beschimpft hatten. Dort angelangt, spuckten sie vor dem Bilde des Erlösers aus und sangen ein Spottlied auf sein Kreuz. Das sind böse Zeichen der Zeit.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 29. April.

N^o 34.

Über die Wiederbringung aller Dinge.

Die christliche Kirche hat bekanntlich die Wiederbringung aller Dinge zu keiner Zeit als ihre Lehre anerkannt, dieselbe vielmehr stets als Irreligion verworfen. So namentlich die Evangelische Kirche, die in der Augsburgerischen Confession, Art. 17., erklärt: „Auch wird gelehrt, daß unser Herr Jesus Christus am jüngsten Tage kommen wird, zu richten, und alle Todten auferwecken, den Gläubigen und Auserwählten ewiges Leben und ewige Freude geben, die Gottlosen aber und die Teufel in die Hölle und ewige Strafe verdammen. Derhalben werden die Wiedertäufer verworfen, so lehren, daß die Teufel und verdamnten Menschen nicht ewige Pein und Qual haben werden.“

In Folge der starken, zweifellos entschiedenen Aussprüche des Herrn und seines Wortes, welches die ewige Verdamnis des Teufels, seiner Engel und Diener, der ewigen Seligkeit der Gläubigen unmittelbar gegenüberstellt, noch mehr vielleicht nach der ganzen Stellung der Kirche, konnte diese unmöglich einer Lehre Zutritt gewähren, die der Lehre des Herrn und ihrer Stellung zur Welt als durchaus fremdartig erscheint.

Die Kirche hat inmitten der Welt des Todes das Wort vom Leben durch Buße und Bekehrung zu Christo zu pflanzen; sie soll in diesem Leben für das ewige Leben zu retten suchen, was sich retten lassen will, ehe der Tod und mit dem Tode das Gericht die Unbußfertigen überfällt. Könnte es etwas Widersprechenderes geben, als daß sie, oder die Schrift, deren Verkündigerin sie ist, den Ruf zur Buße und Bekehrung mit der Reflexion unterbräche, daß zwar auch die unbußfertigen Verächter endlich doch der Gnade theilhaftig und selig würden? Muß nicht vielmehr dem Unbefangenen, er mag übrigens die Lehre der Schrift und Kirche annehmen oder verwerfen, auf den ersten Blick einleuchten, daß die Wiederbringung nimmermehr in der Schrift ihren Grund suchen, unmöglich in der Lehre der Kirche einen Platz finden kann?

Deswegenachtet fehlt es nicht an einer Reihe selbst ausgezeichneter und großer Lehrer der Kirche, welche sich mehr oder weniger offen zu jener Meinung bekannten, die entweder sich an einzelne Stellen der Schrift lehnten, und so den Widerspruch des Ganzen der Schrift in ihrem Bewußtseyn beseitigten, oder von einzelnen Höhepunkten ihres, über den Gesichtskreis der Schrift- und Kirchenlehre sich emporhebenden Systems aus, zu Folgerungen fortschritten, die wiederum mit dem Ganzen der Lehre der Schrift und Kirche im Widerspruche stehen. Es ist bekannt, daß die Reihe dieser Lehrer von Origenes an bis zu unserer Zeit herabreicht, in welcher namentlich auch der selige

Olshausen der Annahme der Wiederbringung sich nicht entziehen zu können glaubte.“)

So lange indeß so mit züchtigem Ernst und frommer Vorsicht von der Wiederbringung, als von einem unentsiegelten Geheimniß, geredet wird, wie von Olshausen geschieht, wäre es noch nicht noth, dagegen ernstes Zeugniß abzulegen. Es genügte hier ganz, dem Irrthum auf dem gleichen Wege der Wissenschaft mit exegetischen und dogmatischen Gründen entgegenzutreten, und höchstens dürfte gerathen seyn, vor der Gefahr zu warnen, die allemal die christliche Lehre bedroht, sobald sie ihrer zunächst einfach praktischen Tendenz entfremdet, und auf das spekulative Gebiet gerückt wird. (Olshausen bemerkt in der angeführten Stelle selbst: „Inzwischen sollten die Vertheidiger dieser Lehre doch den Umstand nicht übersehen, daß weder hier noch sonst an einer Stelle der Schrift, die endliche Zurückführung aller bösen Menschen, ja der Dämonen und des Satans selbst, offen und in bestimmter Lehrform ausgesprochen ist. Ein Umstand, der geeignet ist, ernstliche Bedenken darüber zu erregen, ob eine solche Annahme je Gegenstand des öffentlichen Unterrichtes werden darf.“ Und zuletzt: „Man wird wohlthun, die hieroglyphischen Aussprüche der Schrift in der Unbestimmtheit zu halten, in der sie uns gegeben sind.“)

Anders ist die Sache, wenn die Wiederbringung nicht als eine Privatmeinung gehegt, und ihre Vertheidigung mit Vorsicht auf das Gebiet der wissenschaftlichen Untersuchung beschränkt wird, sondern wenn man mit jener Meinung das praktische Gebiet betritt, sie als zu dem Wesentlichen und Unzweifelhaften der „heilsamen Lehre“ gehörig behandelt, ja ihre öffentliche Verkündigung, wie so oft die Prediger der Irreligion, mit Vorliebe betreibt. Dann ist dringende Gefahr, daß die heilsame Lehre in ihren wesentlichsten Beziehungen von der Irreligion alterirt und der Segen der Verkündigung an den heilsbedürftigen Seelen aufgehoben werde.

Es muß auf den ersten Blick einleuchten, welche Correspondenz

*) Seine Auslegung von 1 Cor. 15, 28. läßt hierüber keinen Zweifel. Nachdem er im Text nur ausspricht, „daß nicht in Abrede gestellt werden könne, daß, wenn irgend eine Stelle der Lehre von der Wiederbringung günstig sey, so sey es diese“, kann er in der Note doch nicht hinzuzufügen unterlassen: Das Scheinbarste, was sich noch gegen die Erklärung unserer Stelle für die Wiederbringung sagen ließe, wäre dieses, daß der Apostel in dem ganzen Abschnitt das Schicksal der Ungläubigen hier gar nicht erörtern wolle, er hier nur die Vollendung der Gläubigen in Christo vor Augen habe — worauf er aber doch mit der Bemerkung schließt, die Unparteilichkeit fordere, zuzugestehen, daß der erste Eindruck der apostolischen Darstellung nicht für eine andere Fassung spreche.

denz die Lehre von der Wiederbringung mit dem Gelüsten des Fleisches, mit dem Triebe des natürlichen Menschen haben muß, wie sie den Unbussfertigen sicher machen, die Lauen erkälten, den Eifer lähmen, das Werk des Satans, wie keine andere Irrlehre, fördern muß. „Gibt es keine ewige Verdammniß, so muß Gott (wir befehlen uns oder nicht!) uns selig machen; wir bringen Frucht oder nicht, wir wachsen oder gehen zurück, ist doch unsere Seligkeit gewiß!“ Das ist der Widerhall, den die Predigt von der Wiederbringung überall in dem alten Menschen finden muß, der in Keinem ganz ertödtet ist, auch in dem nicht, der sich in der Liebe des Herrn so lebendig dünkt, daß kein Seitenblick ihn aufhalten könne in seinem Lauf; „der alte Adam muß durch tägliche Reue und Buße erlauft werden“ nach Luther's und der Kirche Lehre — und diese nothwendige Buße kann durch die Predigt der Wiederbringung gewiß nur gehindert werden.

Nächst dem leuchtet eben so ein, daß jemehr in einem System der Begriff der Sünde und der entsprechende Ernst der Buße geschwächt ist, jemehr spiritualistisch die christliche Lehre gefaßt wird, jemehr pantheistische Elemente in Lehre und Anschauung eines Zeitalters verbreitet sind: desto unbedenklicher, ja natürlicher muß die Annahme der Wiederbringung erscheinen, desto bereitwilliger wird die Menge sich ihr hingeben, desto verderblicher wird sie dem Ernst der heilsamen Lehre entgegenwirken. Keine Zeit dürfte daher für eine allgemeinere Verbreitung dieser Irrlehre mehr vorbereitet gewesen seyn, als die gegenwärtige. Der gemeine Nationalismus ist größtentheils auf dem Wege tieferer theologischer Wissenschaft überwunden, aber diese leidet vielfach noch an einer Überfülle fremdartiger, spiritualistischer Elemente; die neuere dogmatische Theologie hat noch fast durchgängig eine mehr philosophische und spekulative Färbung, und zwar keineswegs bloß in Ansehung der formalen Durchbildung des Systems der geoffenbarten Wahrheiten, sondern theils auch in der mehr philosophischen als theologischen Methode der Darstellung und Begründung, theils auch gradezu in Folge der Vermischung eines fremdartigen, den spekulativen Gebieten entsprungenen Inhalts mit dem theologischen. Dies ist schon in der Schleiermacherschen Schule in einem solchen Grade der Fall, daß sie in diesem Stücke nur von den zum unverhüllten Pantheismus fortschreitenden Richtungen überboten werden konnte. Grade die Fülle des Geistes, die Frische der ursprünglichen Darstellung, das Vorhandenseyn des christlichen Elementes im System Schleiermacher's, wodurch es dem Nationalismus seiner Zeit so großen Abbruch that, wirkt nach dieser Seite hin um so verderblicher. In der That ist seine Lehre von der Sünde des theologischen Charakters so gut als entkleidet, die Lehre von der Erlösung dadurch in ihrem Innersten alterirt und die Erwählungslehre so gut als aufgehoben. Der Mensch in seiner selbstbewußtesten Entartung, in entwickeltster Gottlosigkeit, ist nur ein unvollkommener Heiliger, der Sünder zum Tode, der Sünder wider den heiligen Geist, ein Judas, und wer vor Gott und Menschen als groß in der Sünde dastehen mag, ist nicht minder zum Heil erwählt, und darf der

Seligkeit gewiß seyn. Ja, auch der Fürst der Finsterniß und die bösen Engel, wenn deren Existenz sich noch ergäbe, wären nur um etwas weiter abgeirret, und dürften des Heils nur um etwas später (und was thut ein wenig Zeit auf dem Gebiete der Ewigkeit!) theilhaftig werden. Grade die Abwicklung der scheinbar unentwirrbaren Verwickelungen der Sünde wird der Triumph des die Sünde seßenden und wieder aufhebenden Gottes seyn, der eben hier beweisen wird, daß bei ihm kein Ding unmöglich ist, indem er Alle zum Heil bringt, wie tief er auch Einzelne unter die Sünde beschloßen habe. Gottes heilige Liebe geht in seiner, jeden widerstrebenden Begriff auflösenden Allmacht unter, doch der unendliche Prozeß der Entwicklung in und aus der Sünde endigt in der Offenbarung einer Alle umfassenden Seligkeit.

Und so darf es nicht befremden, wenn in dieser Zeit der Verwirrung der züchtigen, heilsamen Lehre mit so fremdartigen Elementen die Wiederbringung ihre zahlreichen Verkündiger findet, wenn die weniger bussfertige und heilsbegierige, als doch nach dem Erbe der Kinder Gottes lüsterne Menge sich dreist auf diese Verkündigung beruft und so sich gegen den sonst noch an sie dringenden Ruf zur Buße verhärtet.

Eins. hat es in seinem kleineren amtlichen Kreise nicht an schmerzlichen Erfahrungen davon gefehlt, wie das Gelüsten des unbekehrten Menschen von selbst dahin treibt, und des Teufels Trug kräftig dazu mitwirkt, sich die endliche Seligkeit im Sinne der Wiederbringung anzueignen. So wies ein Bauernaltstiger, der seit langen Jahren sich der kirchlichen Gemeinschaft völlig entzogen hatte, seine meiste Zeit in der Schenke verbrachte, und so unzweifelhaft auf dem breiten Wege der Sünde der Verdammniß entgegenging, meine Ermahnungen jederzeit leichtfertig zurück. „Ich möchte,“ entgegnete er, „feinewegen doch unbesorgt seyn, wir würden ja zulezt doch Alle selig; Gott könne ja nicht anders, als jeden Sünder suchen, bis er selig werde; Gottes Wille müsse ja geschehen, wonach kein Sünder verloren gehen solle.“ Freilich trat hier die Lehre von der Wiederbringung in ganz ungeschmückter Weise, in ihrer ganzen Blöße hervor, und brachte zugleich ihre Folgen in der Verhärtung der Sünder handgreiflich zur Anschauung.

Aber was die Lehre selbst betrifft, bleibt sie ja, wie man sie immer schmücke, und ihre Widersprüche, durch Hinausrückung in eine spekulative Höhe, der oberflächlichen Betrachtung entfernen mag, im Wesentlichen ganz dieselbe. Und so können auch ihre Wirkungen nur um so verderblicher seyn, jemehr ihre Widersprüche durch den künstlichen Schleier des Systems verdeckt, und das sich regende Gewissen dadurch gefangen genommen wird, daß die Verkündigung der Irrlehre nach anderen Seiten hin im Gefolge der Wahrheiten des Evangeliums erscheint.

So oft daher besonders die letzten Sonntage des Kirchenjahres wiederkehren, und die kirchlichen Perikopen die Gemeinde mit erneutem Ernst zur Buße rufen, zur ernststen Beherzigung des für die Ewigkeit entscheidenden Gerichts mahnen, kehrt dem Eins. auch der Schmerz über den Schaden wieder, den die, sei-

ner Meinung nach, unverantwortliche Verkündigung der entgegenstehenden Lehre anrichtet.

Einf. ist gewiß, daß die fortgehende Läuterung der, ernst und züchtig in die Schrift sich vertiefenden, neueren kirchlichen Theologie von fremdartigen Elementen dahin führen werde, der in Rede stehenden Verwirrung auf dem Wege gründlicher Wissenschaft zu begegnen, und ihre exegetische und dogmatische Widerlegung zu vollenden. Seine Absicht ist jedoch nicht, hiemit die Bahn der wissenschaftlichen Erörterung zu betreten, und die Annahme der Wiederbringung an sich selbst zu widerlegen. Vielmehr wollte er vor Allem nur darauf hinweisen, wie jedenfalls jene Annahme, wie man sonst auch darüber denken möge, ihre Begründung unmöglich in der Schrift suchen, die Verkündigung derselben nimmermehr in der Kirche ihre Stelle finden könne.

Die Schrift würde ja, die Wiederbringung offenbarend, oder auch nur verrathend, mit ihrer ganzen Aufgabe in direkten Widerspruch treten. Wenn gleich die Schrift auch über die höchsten Objekte der Spekulation die tiefsten Aufschlüsse gibt; so geschieht es doch nie, um der Spekulation als solcher zu dienen. Ihre vornehmste Aufgabe ist, das Wort Gottes dem gefallenem Menschen zu offenbaren, die Füße des Sünders auf den Weg des Heils zu richten, demnach den Rathschluß der Erlösung zu offenbaren, Erkenntniß der Sünde, des Heils in Christo zu wirken, zur Buße, zum Glauben zu rufen, und so das Reich Gottes, gegenüber dem Reiche des Fürsten der Finsterniß, auf Erden zu stiften, die Gemeinde der Gläubigen zu sammeln und zu heiligen. „Alle Schrift, von Gott eingegeben, ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ (2 Tim. 3, 16.), und so kann unmöglich eine Lehre in der Schrift gesucht werden, welche dem Ernst der Buße, der Züchtigung in der Gerechtigkeit entgegentritt. Wenn der pädagogische Zweck der Schrift auch von allen besonnenen Freunden der Wiederbringung als der vornehmste zugestanden werden wird, so sollten sie auch von vorn herein die Unmöglichkeit zugeben, die Begründung dieser Lehre in der Schrift zu finden. Was würde man von einem menschlichen Erzieher, was von einem Regenten halten, der seine Jüglinge und Untergebene zwar nicht mit allem Ernst zu ermahnen versäumte, ihrem Leichtsinne mit nachdrücklichen Warnungen und Drohungen vorbeugte, sie in ihrer Schwachheit mit Zusagen und Verheißungen ermunterte, aber zwischendurch ihnen nicht verhehlte, daß endlich doch Gehorsamen und Ungehorsamen dasselbe Loos zufallen werde? Und der göttlichen Weisheit wollte man es zumuthen, daß sie dem tiefer Blickenden in der Schrift, die alle ihre Belehrungen, Drohungen und Verheißungen zur Erziehung der in Sünde verlorenen Menschheit beschließt, angebeutet haben könne, daß keine Sünde und Unbußfertigkeit von dem endlichen Genuß des verschmähten Heils ausschließen werde? Wie kann man es mit dem Mark und Bein durchdringenden Ernst der Ermahnungen und Drohungen des Herrn und seines Wortes vernünftiger Weise vereinbar finden, daß er selbst der Macht seines Wortes an dem trostigen und verzagten Menschenherzen damit die Spitze ge-

brochen, daß er, wie es auch immer verachtet werde, zuletzt doch die unfehlbare Glückseligkeit in Aussicht gestellt habe?

„Ringet darnach, daß ihr durch die enge Pforte eingehet, denn Viele werden, das sage ich euch, darnach trachten, wie sie hineinkommen, und werden es nicht thun können“ (Luc. 13, 24.); das ist die Antwort des Herrn auf die Frage: „Meinest du, daß Wenige selig werden?“ Und daneben sollte sein Wort Zeugniß geben, daß dennoch Alle eingehen werden?? „Wer da beharret bis an's Ende, der wird selig!“ spricht der Herr (Matth. 10, 22.), aber sein Wort sollte dennoch zu erkennen geben, daß Alle, daß auch die Abtrünnigen, selig werden? „Schaffet, daß ihr selig werdet, mit Furcht und Zittern!“ ermahnt sein Apostel die Gläubigen (Phil. 2, 12.); aber daß sie der Seligkeit wegen nicht, ja auch endlich die Ungläubigen nicht, zu fürchten haben, sey daneben die Lehre des Apostels??

Doch wozu weiter noch einzelne Stellen anführen (wovon die Schrift überall voll ist), wo Eine genügen würde, ja wo sich von vorn herein aus der Stellung der Schrift die Unmöglichkeit ergibt, daß sie einer Lehre zur Stütze dienen könnte, die ihrem Zwecke überall widerspricht? —

Da die Kirche keine andere Lehre zu verkündigen hat, als die Schrift; so ergibt sich die Unmöglichkeit, daß die Wiederbringung je eine Stelle in der kirchlichen Verkündigung finden könne, von selbst. Welche Verantwortung ladet also die leichtfertige Predigt einer Meinung auf sich, mit der man sich jedenfalls von der „heilsamen Lehre“ entfernt, genau betrachtet aber auch der Lehre und dem Heilszweck des Wortes Gottes und der Kirche gradezu entgegentritt, die Buße schwächt, den Eifer lähmt, bei Gläubigen und Ungläubigen das Wort Gottes hindert, und wer kann wissen, wie viele Seelen in Gefahr des ewigen Verderbens bringt!

Über die Kirchenzucht.

(Schluß.)

So wäre denn in der That die Kirche ganz und gar verloren, wenn sie mit der Disciplin stünde und siele, wenn sie nicht als ein wie zum gefunden Bestande zwar Nothwendiges, aber doch immer nur ein Accidens wäre. Die Kirche beharrt auf ihrem Begriffe auch jetzt dadurch, daß sie fortwährend erklärt, sie erkenne die äußeren Mitglieder nicht auch als wahre, ihr innerlich zugehörige an, daß sie eine unsichtbare wahre und eine sichtbare mit vielen bloß vorgeblichen Mitgliedern versehene scharf unterscheidet. So sehr es aber nun wünschenswerth ist, daß die Kirche auch äußerlich ihre Idee wahre, ihren Verein auch äußerlich als einen Verein der Gläubigen und durch Christum Geheiligten darstelle, eben so sehr ist doch zu warnen, daß nicht mit dem Unwesentlichen der Anfang gemacht, nicht erst nach der Schale und dann nach dem Kerne getrachtet werde. Ist der Kern aber da, und das ist der Christenglaube im innersten Herzen, der nur entsteht durch Verkündigung des reinen Evangeliums, dann wird er von selbst und aus seiner inneren Natur heraus sich auch eine Schale anbahnen. Borerst ist das

Evangelium wieder dem Volke theuer zu machen — dann wird auch wieder eine Kirche, dann werden auch die Consequenzen, die aus dem Begriffe der Kirche einzeln wieder geltend gemacht werden können — ja sie werden sich, und dies ist das allein Gute, von selber geltend machen.

Will und kann die Kirche die Zucht auch heutiges Tages nicht aufgeben, so hat sie, und dieses ist unsere in diesen Blättern jüngst ausgesprochene Meinung, wenigstens auf die positive Disciplin, d. i. auf ein unausgesetztes thätiges Zeugniß wider das Unheilge vorerst zu verzichten und sich auf die Negation zu beschränken, d. i. sich alles Zeugnisses für das Unheilge zu enthalten und so ihr Gewissen zu wahren. Hienach bliebe nur eine Abhaltung von den Sakramenten, auch diese Strafe aber würde nicht öffentlich verkündigt, folgte auch (da sie nicht ein förmlicher Bann zu seyn braucht) nicht unmittelbar auf den Fehltritt, als sein Urtheil, sondern erst dann, wenn das Sakrament verlangt wird. Eben so dürfte die Verweigerung des kirchlichen Begräbnißes nur so ausgesprochen und gehandhabt werden, daß sie sich bloß als Gewissenswahrung der Kirche herausstellt. Damit begnüge sich die Kirche in ihrer jetzigen, mißlichen Lage. Es werden andere Zeiten kommen — wo nicht die Geistlichen, sondern wo die Gemeinden die Disciplin, und zwar eine energischere, zurückfordern werden — dann erst wird sie an ihrer Stelle seyn, dann auch nur wird sie Wahrheit seyn.

Nachrichten.

Die evangelische Mission unter den Deutschen in Paris.

Es ist bekannt, daß unter allen Städten Europas keine eine solche Anziehungskraft auf Deutsche ausübt, wie die Hauptstadt Frankreichs. Man findet dort Leute aus allen Ständen, reiche und arme Dandys, Gelehrte, Künstler, Kaufleute, Handwerker, Dienstboten und Arbeiter bis zu den Cassenfehrern hinab. Die meisten führt die Hoffnung hin, daselbst ihr Glück zu machen, und die traurigen Erfahrungen, welche Vielen in dieser Beziehung sich aufgedrängt haben, scheinen in Deutschland noch immer nicht genug beherzigt zu werden.*) Die bei weitem größte Menge der nach Paris Wandernden gehört aber der Handwerker- und der arbei-

tenden Klasse an. Im Allgemeinen sind Deutsche Handwerker in Paris gesucht, weil man ihre Ausdauer und Thätigkeit in der Arbeit schätzt. Aber leider hat die überwiegende Mehrzahl unter ihnen nichts Anderes im Auge, als den materiellen Gewinn, oder die größere Ungebundenheit, in der sie sich hier zu bewegen hoffen. An ein höheres Interesse wird wenig gedacht. Daher ist denn der geringe, aus der Heimath mitgebrachte Rest von Gottesfurcht leicht und schnell abgeschüttelt und die etwai gen Mahnungen des Gewissens suchen sie, vom Beispiel Anderer, oder von der allgemeinen Sittenverbesserung verlockt, durch die Genüsse zu übertäuben, in denen ihre Sinnlichkeit eine Befriedigung findet. Die Folge davon ist eine allgemeine, mehr oder weniger gezwungene Theilnahme an der grundsätzlich herrschenden Sonntagsenteiligung, überhandnehmender Leichtsinns im Punkte ehelicher Verbindung, schändliches Zusammenleben mit Weibspersonen, körperliche und geistige Zerrüttung, Theilnahme an verbrecherischen Gesellschaften und Zusammenkünften, Verachtung der Obrigkeit und ihrer Gesetze, Verführung zum Revolutions- und Communistschwindel, Verachtung von Seiten der Franzosen, Schulden, Armuth, Hunger und Blöße, Betteln, Stehlen, Zucht haus, Krankheit und Spital.

Diese Zustände sind nicht von heute, sie sind schon vor vielen Jahren dieselben gewesen, obwohl der jetzt mehr zur Geltung gekommene Zeitgeist ihre Wirkungen jetzt auch greller hervortreten läßt. Geistliche Hülfe hat daher schon lange Noth gethan; denn hier kann allein die Predigt des göttlichen Wortes wahrhafte und gründliche Änderung bringen. Aber während das Bedürfniß danach gewiß schon lange erkannt war, ist zu verwundern, daß weder von den in Paris ansässigen Deutschen, noch von denen, welche auf der Reise Gelegenheit gehabt hatten, die sittliche Noth vieler ihrer Landsleute kennen zu lernen, schon früher etwas Durchgreifendes zur Verbesserung dieses Zustandes unternommen wurde. Freilich besteht schon seit dem Jahre 1808 für die in Paris lebenden Elsasser ein Deutsch-Lutherischer Gottesdienst, für welchen die Regierung damals zwei Geistliche anstellte, und der regelmäßig Sonntags um 2 Uhr in der, in der rue des billettes gelegenen, Lutherischen Kirche gehalten wird. Später ist die Zahl der Geistlichen Augsburgerischer Confession auf vier erhöht worden, welche abwechselnd Deutsch und Französisch predigen. Auch ist den der Französischen Sprache kundigen Deutschen Protestanten die Gelegenheit geboten, in einer der Französischen Kirchen, deren die Protestanten außer der genannten fünf besitzen, eine Predigt zu hören. Aber in wie Vielen muß nicht erst der kirchliche Sinn geweckt werden! Wie Wenige verstehen das Französische hinlänglich, um einer in dieser Sprache gehaltenen Predigt mit Nutzen beizuwohnen; und wie überwiegend ist endlich nicht die Zahl derer, welche grade Paris zum Aufenthaltsort wählen, um sich dort von allem kirchlichen und christlichen Leben zu emancipiren. Am wenigsten kann jene Geistlichen der Vorwurf treffen, daß sie der Noth der Deutschen sich nicht angenommen hätten, denn ihre Zeit wird bei der ungeheuern Ausdehnung der Stadt von ihren eigenen Gemeindegliedern so vollständig in Anspruch genommen, daß sie beim besten Willen nicht im Stande sind, die durch die ganze Stadt zerstreute population flottante aufzusuchen, oder die, welche ihnen nicht entgegenkommen, in den Bereich ihrer Wirksamkeit zu ziehen.

(Schluß folgt.)

*) So finden sich z. B. unter den Deutschen Candidaten, welche jährlich nach Paris kommen, solche, welche, mit der Empfehlung eines angesehenen Gelehrten oder Geistlichen in der Tasche, hier eine Hauslehrerstelle suchen und nun meinen, es könne ihnen nicht fehlen, schon in der ersten Woche eine ihren Wünschen entsprechende Stellung zu finden, ohne zu bedenken, daß man mit Halsbheit des Wissens, Ungelenkigkeit im äußeren Benehmen oder Anmaßung auch den Franzosen nicht imponirt. Daher sehen sich denn wohl Einzelne genöthigt, wenn ihre Erwartungen getäuscht, ihre Hülfsmittel erschöpft sind und ihnen Niemand mehr etwas leiht, zu Erwerbsmitteln zu greifen, die sich freilich zum geistlichen Stande wenig schicken; und es kann einem Deutschen nicht auffallen, wenn er von Seiten der Franzosen zuweilen verwunderungsvolle Äußerungen über Deutsches Candidatenthum vernehmen muß. Zu wünschen wäre es deshalb im Interesse der Candidaten selbst, welche nach Paris reisen, daß mit den Empfehlungen dorthin etwas vorsichtiger verfahren würde.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 2. Mai.

N^o 35.

Warum richten die meisten Predigten jetzt so wenig aus?

Wir werden, um zur Klarheit über unseren Gegenstand zu kommen, zunächst die Aufgabe der Kirche und des Predigtamtes in's Auge fassen müssen. Diese ist offenbar nach dem ganzen Sinn der heiligen Schrift, so wie nach den einzelnen ausdrücklichen Erklärungen derselben keine andere, als eine gänzliche, innerliche Veränderung des Menschen zu Wege zu bringen, der beschrieben wird als unter die Sünde verkauft, todt in Übertretung und Sünden, ohne Liebe zu Gott, versenkt in verkehrte Selbstliebe; aus diesem Zustande soll der Mensch errettet werden, es soll die Liebe Gottes in sein Herz ausgegossen, und geistliches Leben in ihm hervorgebracht werden, so daß er nun Abscheu hat vor der Sünde. Um die Werke des Teufels zu zerstören, und das Bild Gottes in den Menschen wiederherzustellen, ist Christus gekommen; die Menschen, an welchen er dies erreicht, bilden die christliche Kirche, und daß sie in dieser Gnade bewahrt, oder zum Genuß derselben gebracht werden, ist die Aufgabe des christlichen Predigtamtes, die Apostelgesch. 26, 18. vom Herrn selbst also bezeichnet wird: „Aufzuthun ihre Augen, daß sie sich bekehren von der Finsterniß zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe sammt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an den Herrn Jesum“. Oder wie Dr. Luther in der Auslegung des neunzehnten Capitels Johannis*) sagt: „Christus Reich geht nicht weiter, denn der Menschen Seelen zu erretten von Sünden, Tod und Hölle, und ihnen zu helfen zu Gottes Gnade und Barmherzigkeit, daß der Mensch selig werde zum ewigen Leben. Und in diesem Reich und Amt sollen Christo seine Prediger dienen. Wer nun solches thut, und den Leuten predigt von solcher Gnade Gottes, und ihnen dazu dienet, daß sie zum ewigen Leben kommen und selig werden, der soll billig Oberster genannt werden.“ Oder über Psalm 82.**) : „Dies sind die Tugenden eines frommen Predigers, daß er Gottes Reich mehret, den Himmel füllet mit Heiligen, die Hölle plündert, den Teufel beraubt, dem Tode wehret, der Sünde steuert — und kurz, er schaffet eine neue Welt, und bauet nicht ein vergänglich, elendes Haus, sondern ein ewiges, schönes Paradies, da Gott selbst gern innen wohnt.“

Diesemnach dürfen wir uns mit einer äußeren kirchlichen Ordnung, mit dem fleißigen Kirchen- und Abendmahlgehen, mit

einem ehrbaren Leben, das die offenbaren Sünden meidet, aber doch von der Selbstsucht regiert wird, nicht begnügen, unser Ziel muß seyn, alle Menschen wirklich zu bekehren, d. h. zu einer solchen innerlichen Umkehr zu bringen, daß sie an nichts mehr Lust und Vergnügen haben, als was Christus will, der ihr Schatz und ihres Herzens höchstes Gut geworden ist. Je mehr dies erreicht wird, desto besser steht es um die Kirche, so lange dies fehlt, fehlt die Hauptsache. Wir glauben nicht, daß es Je-mand in Abrede stellen wird, daß nach der Schrift diese Bekehrung richtig sey, und solche Leser, welche die heilige Schrift anerkennen, setzen wir voraus. Wenn wir nun diesen Maßstab an unsere Gemeinden anlegen, so erhalten wir ein höchst trauriges Bild von ihrem Zustande. Wir wollen zugeben, er ist besser als früher, es ist ein unruhiges Treiben und ein Wehen des heiligen Geistes, ein Kampf zwischen der Finsterniß und dem Lichte an vielen Orten, während vor vierzig Jahren geistlicher Tod fast die Meisten umnachtete, aber fragen wir nach der Frucht, die in den Gemeinden erreicht ist, nachdem so viele Worten die Gnade verkündigt, so ist das Ergebniß niederschlagend; einzelne Gemeinden und Gegenden leuchten als Lichter in der Finsterniß, aber der größte Theil unseres Volkes ist von der Predigt des Wortes scheinbar noch gar nicht berührt. Die vielen Missionsvereine sind leider nicht mehr immer als ein Zeichen des geistlichen Lebens in den Gemeinden zu betrachten, seitdem die Pfarrer Synodenweise dies Werk anfangen, und da leicht eine künstliche Begeisterung für die Sache erzeugen, wobei der geistliche Schlaf klebt, oder gar sich nur mit einigen Beiträgen begnügen, die ihnen von Wohlhabenderen nicht abgeschlagen werden. Wie wenig geistliches Leben in den Gemeinden ist, hat die neueste Zeit deutlich an der für Romze und die Lichtfreunde entstandenen Begeisterung gezeigt, in welche sich sonst wohlgesinnte Personen mit haben hinreißen lassen; diesen geistlichen Tod zeigt uns vielfach die geistliche Unwissenheit, welche viele sonst für Christum streitende Gemeindeglieder bei jeder Gelegenheit verrathen. Wir dürfen es uns nicht läugnen, es fehlt in der Mehrzahl unseres Volkes am geistlichen Leben, an wahrer Bekehrung, und das müssen wir um so bestimmter in's Auge fassen, je mehr im Allgemeinen die Predigt des Evangelii sich verbreitet. Wir haben aber die bestimmtesten Verheißungen, z. B. Jes. 55, 10. 11., daß das Wort Gottes nicht leer soll zurück kommen, sondern soll thun, das Gott gefällt, und soll ihm gesingen, dazu er's sendet. Würde nun wirklich das Wort Gottes in seiner Lauterkeit und Reinheit verkündigt, so müßte auch die Wirkung davon überall sich kund thun, und wo gläubige Prediger stünden, müßten sich Seelen bekehren. Woher kommt's

*) Leipziger Ausgabe Th. X. S. 304.

**) Ebendaselbst Th. VI. S. 277.

nun, daß dies nicht überall der Fall ist? Wir würden viel zu lang werden, wollten wir alle Ursachen aufsuchen, die die reiche Wirkung des Wortes Gottes hindern. Es ist oft genug auf die äußerlichen, in unseren gegenwärtigen Verhältnissen, in dem Mangel an Kirchenzucht, der Verweltlichung der Kirche, der herrschenden Sonntagsentheligung u. s. w. liegenden Hindernisse hingewiesen worden, und Mancher lebt nun in der Meinung, daß er, so lange diese nicht hinweggethan sind, keine Verantwortung habe, wenn er nichts ausrichte. Wir möchten vielmehr das Gegentheil behaupten, und die Hauptursache des geistlichen Todes der Gemeinden in den Predigern suchen, und, so hoch wir auch die specielle Seelsorge, die Krankenbesuche u. dgl. stellen, doch dazu fügen, daß es vorzüglich an der mangelhaften Predigt des Wortes liegt, wenn die Seelen nicht aufwachen aus dem Sündenschlafe.

Es wird nicht recht gepredigt, das ist unsere Anklage, welche wir grade denen unserer Amtsbrüder gegenüber, die dem Evangelio zugethan und geneigt sind, in aufrichtiger Liebe erheben und kurz begründen und beleuchten wollen. Wir reden nicht von den Nationalisten und Lichtfreunden, denn da diese, statt des Wortes Gottes ihre eigenen Fündlein auf die Bahn bringen, so versteht es sich bei diesen von selbst; aber auch die Evangelischgesinnten trifft dieser Vorwurf, daß sie nicht recht predigen, zunächst in Beziehung auf den Inhalt.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die evangelische Mission unter den Deutschen in Paris.

(Schluß.)

Zu dem, was sie nicht vermochten, wurde im Jahre 1841 ein geringer Anfang gemacht, aus welchem das Werk in seiner jetzigen Gestalt hervorgegangen ist. Herr Beyer nämlich, jetziger Pfarr-Adjunkt an der Kirche des billettes,^{*)} welcher damals als Candidat eine Reise durch mehrere Theile Frankreichs machte, und schon im Begriff war, Paris wieder zu verlassen, sah sich hauptsächlich durch den Pfarrer Meyer veranlaßt, längere Zeit dort zu verweilen, um unter den dem Worte Gottes eben so sehr wie dem Gotteshause entfremdeten Deutschen eine missionirende Thätigkeit auszuüben, und sie allmählig zum kirchlichen Leben zurückzuführen. Daß dies eine Aufgabe ist, die, selbst wenn mehr Kräfte darauf verwendet würden, bei den verschiedenen Gesinnungen, Neigungen und Abneigungen, so wie bei der großen Zahl der Heranzuziehenden immer nur theilweise und in einem verhältnismäßig geringen Grade erreicht werden kann, liegt am Tage. Denn wenn man von der gewöhnlich auf 40,000 Seelen berechneten Deutschen population flottante auch die Hälfte als Katholiken abzieht und ein oder ein paar Tausend auch als solche in Anschlag bringt, welche, in der Heimath an kirchliches Leben gewöhnt, von selbst die kirchliche Gemeinschaft aufsuchen und sich an eine der protestantischen Kirchen anschließen, so bleibt doch

eine so große Menge derer, die erst gesucht und herangezogen werden müssen, daß die Arbeit das Vermögen eines Einzelnen weit übersteigt. Dennoch ist bis jetzt durch die große Thätigkeit des Pred. Beyer verhältnismäßig sehr viel geleistet worden. — Er begann damit, des Sonntags Abends in einem Schullokal in der Passage Colbert, nahe beim Palais-Royal, mehrere junge Deutsche Handwerker zu einem Gottesdienst zu versammeln, welcher mit Gesang angefangen und geschlossen wurde. Theils, damit auch solche, in denen das Bedürfniß nach Gottes Wort noch nicht erwacht war, zum Besuch dieser Versammlungen veranlaßt würden, theils aber auch, um Allen eine Gelegenheit zur Weiterbildung, zu einer auf den Geist berechneten Erholung und zu genauerer Befanntschaft mit dem Reiche Gottes darzubieten, wurde in demselben Lokale eine christliche Lesebibliothek eröffnet, und während einer Stunde von dem Lehrer an der Lutherischen Schule umsonst Unterricht in der Französischen Sprache erteilt. Wie das Unternehmen in der Passage Colbert das erste in seiner Art war, so ist es auch das an Erfolgen bedeutendste geworden, und bildet noch jetzt, wenn gleich äußerlich von ähnlichen, später entstandenen getrennt, doch innerlich einen Anhalt für diese. Natürlich führte anfänglich die Neuheit der Sache Viele hin, von denen es sich erst entscheiden sollte, ob ihnen das Wort vom Kreuz Thorheit oder Ärgerniß, ob göttliche Kraft und göttliche Weisheit werden würde. Und die richtende und sichtende Wirkung des göttlichen Wortes blieb auch hier nicht aus. Ein großer Theil von denen, welche einmal hingekommen waren, fanden sich, ungeachtet der Vortheile, die ihnen neben der Verkündigung des Evangeliums geboten wurden, nicht wieder ein. Andere, die mit sich selbst nicht einig werden konnten, kamen ab und zu; noch Andere erschienen regelmäßig, wenn gleich mehr aus äußeren Rücksichten, als um der Hauptsache willen. Aber daneben hat sich ein Kern von jungen christlichen Männern gebildet, die vom Worte Gottes ergreifen, zu einem neuen Leben geführt sind, und nun auch nach anderen Seiten hin dem Pred. Beyer wirksam und segensreich zur Seite stehen. Entschiedenenes Bekenntniß zu Christo, kräftige Aufforderung zur Buße und zum Glauben, rückhaltlose Darstellung der Zeitirthümer und ihrer Folgen, die in dem leicht beweglichen Pariser Volk sich deutlicher abspiegeln, als anderswo, liebevolles Eingehen auf die geistlichen Bedürfnisse der Einzelnen, bestimmtes Festhalten an Deutscher Gesinnung bilden den Inhalt der Predigten; und daß das Letztere nicht unwesentlich sey, begreift sich leicht, wenn man bedenkt, welchen Reiz auf unerfahrene Deutsche Jünglinge die fremde, nur auf den Schein berechnete und deshalb bei aller inneren Hohlheit blendende Sitte auszuüben vermag. Da das Lokal von 4—10 Uhr geöffnet bleibt, so fehlt es nicht an Zeit, auch die Lesebibliothek zu benutzen, der freilich eine raschere Vergrößerung zu wünschen wäre. Doch erschweren Rücksicht auf christlichen Gehalt und leicht faßliche Darstellung nicht minder als die Entfernung von Deutschland in etwas die Auswahl der Bücher. Mit lebhaftem Interesse folgt ein großer Theil der Leser auch den Mittheilungen der ausliegenden Missionsblätter und anderer kirchlicher Zeitschriften, und nicht ohne freudige Bewegung kann man wahrnehmen, mit welcher Spannung die schlichten, jungen Handwerker die Nachrichten aus den fernern Heidenländern lesen, mit welchem Antheil sie dieselben besprechen. Hierbei mag der Wunsch nicht unterdrückt bleiben, daß um des guten Zwecks willen die Verfasser christlicher Volkschriften, oder die Herausgeber populärer christlicher Blätter sich bewogen fühlen möchten, dem Beispiel einiger Männer zu folgen, welche ihre Schriften, oder die von ihnen redigirten Blätter, dem Verein umsonst überlassen. — Die Theilnahme an diesen sonntäglichen Zusammenkünften ist mit der Zeit gewachsen, namentlich haben im verfloffenen Jahre ganze Familien sich

^{*)} Herr Beyer, aus der Mark Brandenburg gebürtig, empfing vor einigen Jahren in Berlin die Ordination als Prediger unter den Deutschen Auswanderern im Havre und Paris.

einzufinden angefangen, so daß bereits die Beschaffung eines größeren und bequemer Saales als Bedürfnis erscheint. Da die in Paris neu einwandernden Deutschen Handwerker zunächst ihre Landsleute aufzusuchen pflegen, so fehlt es ihnen dadurch auch nicht an Gelegenheit, die Einrichtung in der Passage Colbert kennen zu lernen, zumal der Zutritt einem jeden Deutschen offen steht. Man kann daher häufig Gäste bemerken, die freilich zum Theil nur einmalige Gäste bleiben. Denn viele der in Paris ankommenden Deutschen werden sogleich von solchen ihrer Landsleute in Beschlag genommen, die in der „Passage Colbert“ nur ein allen heiteren Lebensgenuss untergrabendes Conventikel erblicken, oder sie werden von vorn herein in communisfische Gesellschaften und Verbindungen gezogen, in denen gleichfalls die Passage Colbert in Verruf erklärt ist. Anfanglich zwar suchten die Communisten auch dort Eingang zu gewinnen; da sie aber bei der Entschiedenheit, in welcher ihnen mit dem Worte Gottes begegnet wurde, nichts ausrichten konnten, so haben sie schon längere Zeit darauf verzichtet, ihren Weltverbesserungsplänen dort Anhänger zu verschaffen. — Den Stamm der Besucher bilden einige in Paris ansässig gewordene Deutsche, welche zugleich die Sorge für die äußere Ordnung übernommen haben. Doch gehören auch die wieder Abreisenden dieser Gemeinschaft wohl ein, zwei bis drei Jahr an. Vielen ist hier das Wort des Lebens zum ersten Mal nahe getreten, nicht Wenige können den Ort als die Geburtsstätte ihres neuen geistlichen Lebens bezeichnen, Andere finden hier eine oft in der Heimath und auf der Reise lang entbehrte Nahrung wieder. Daher fühlen sich die Meisten unter ihnen noch durch höhere Bande, als die des gemeinsamen irdischen Vaterlandes, mit einander verbunden, und diese innere Gemeinschaft äußert sich auf verschiedene erfreuliche Weise. Die Mitglieder des Vereins, wie wir die regelmäßigen Theilnehmer an diesen Versammlungen nennen können, stehen in einem gewissen seelsorgerischen Verhältnis zu einander. Bei der entschiedenen Ausprägung, welche das christliche Leben in Vielen unter ihnen erlangt hat, bleiben auch mannigfache Reflexionen von Seiten der Kameraden, mit denen sie bei demselben Meister arbeiten, nicht aus, und schon in dieser Beziehung ist den sonst in der großen Stadt allein Stehenden die Stärkung durch Gleichgesinnte in treuem Auscharren beim Herrn von großem Werthe. Dazu kommt, daß, wer unter ihnen Krankheits halber in ein Hospital gebracht worden, auf fleißige Besuche seiner Freunde rechnen kann, die ihn nicht nur gern mit leiblicher Erquickung bedenken, so weit es die Ordnung der, abgesehen von der gewöhnlichen Proselytenmacherei, trefflich eingerichteten Hospitäler zuläßt, sondern auch abwechselnd Stunden bei ihm zubringen, um ihn gegen katholische Angriffe, so weit es Noth thut, zu bestärken, und ihn mit guten Büchern zu versehen. Um die Bande noch enger zu knüpfen, hat der Pred. Beyer die Dienstag-Abende festgesetzt, an welchen sich regelmäßig ein Kreis junger Männer bei ihm versammelt, um theils äußere Vereinsangelegenheiten zu besprechen, theils und zwar hauptsächlich, um verschiedene Ansichten über einzelne Gegenstände aus dem praktisch-christlichen Leben, über die Zweifel entstehen könnten, gegenseitig auszutauschen, und sie nach der Norm des Evangeliums zu beurtheilen. Krankhafte Auswüchse des christlichen Lebens aber, die auch hier wohl zum Vorschein kommen, weiß Pred. Beyer mit gesundem, evangelischem Sinn als solche darzustellen und ihrem weiteren Umsichgreifen nach innen und außen möglichst vorzubeugen. Diese Dienstagsversammlungen sind mit der Zeit so sehr zum Bedürfnis geworden, daß sie selbst bei der durch Reisen nach dem Havre zuweilen bedingten Abwesenheit des Geistlichen regelmäßig in seiner Wohnung fortgesetzt werden. So hat sich unter den Deutschen in Paris eine Gemeinschaft gebildet, welche für das innere Leben mancher derselben von Entscheidung geworden ist, und die

weit über die Gränzen jener Stadt hinausreicht. Denn zahlreiche Briefe, nicht aus Deutschland und der Schweiz allein, sondern auch aus Dänemark, den Russischen Districtprowinzen und Ungarn bezeugen es, daß die jungen Männer, welche in Paris dem Vereine angehört haben, noch in der Heimath das Verlangen fühlen, mit ihm in Verbindung zu bleiben. Erwähnung verdient es auch, daß zwei junge Handwerker sich dem Dienste am Tische Gottes ausschließlich gewidmet haben. Mit Anlagen begabt, wurden sie in Anstalten aufgenommen, in denen sie die Vorbereitung, der Eine zum Predigamt, der Andere zum Lehramte empfangen.

Um dem allmählig immer lebendiger werdenden Bedürfnis nach Abendgottesdiensten in verschiedenen Theilen der umfangreichen Stadt zu genügen, sind mit der Zeit noch drei Bibelfuncten eingerichtet worden, von denen die eine in der Sakristei der Kirche des billettes (der erste Montag im Monat ist zur Missionsstunde bestimmt), die beiden anderen Sonntags von 6—7 und Freitags von 7—8 Uhr in einem geräumigen Saale in der Vorstadt St. Antoine gehalten werden. Grade in diesem Theile von Paris wohnen die meisten Deutschen und Elsässischen Arbeiter, die bei der weiten Entfernung der Deutschen Kirche nur selten einen Gottesdienst feiern würden, wenn ihnen die Predigt des Evangeliums nicht nahe gebracht würde. Nun aber ist in manchen Seelen durch das Hören der Predigt und durch die heimatlichen Klänge geistlicher Lieder die Liebe zum Worte Gottes erwacht, in manchen sind jugendliche Eindrücke wieder aufgefrischt, und wenn gleich die Zahl der regelmäßigen Theilnehmer an diesen Versammlungen in keinem Verhältnis zur großen Menge Deutscher Protestanten steht, die in diesem bedeutenden Stadttheile wohnen, so ist doch die vor einem Jahre notwendig gewordene Verlegung des Lokals in einen Saal, der gegen dreihundert Personen faßt, und nach dem Einweihungstage die Aufschrift Rogate empfangen hat, so wie der Umstand, daß dieser Saal jetzt meist gefüllt ist, wenigstens ein äußeres Zeichen davon, daß auch hier der Herr sein Werk treibt. Da sich unter den Deutschen in dieser Vorstadt auch viele Katholiken befinden, denen in Paris keine andere Gelegenheit gegeben ist, eine Deutsche Predigt zu hören, so wird auch von Einigen unter ihnen jener Abendgottesdienst besucht. Der katholischen Geistlichkeit konnte diese Gefahr nicht lange verborgen bleiben und in Folge derselben kündigte ein Deutscher Priester, mit Genehmigung des Erzbischofs von Paris, in der Fastenzeit des vorigen Jahres auf pomphafte Weise einen Deutschen Gottesdienst für Katholiken in derselben Vorstadt an, in welchem außer der Messe Predigt und Gesang in Deutscher Sprache versprochen wurde. Die Sache gerieth aber nach sechs bis acht Wochen wieder in's Stocken, indem sich zeigte, daß das ganze Unternehmen großentheils auf einer Spekulation des Geistlichen beruhte, um den von ihm verfaßten Deutschen Liedern Absatz zu verschaffen. Auch ist von einem neueren Unternehmen dieser Art nichts wieder bekannt geworden, so daß die oben erwähnten Katholiken nach wie vor ihre Erbauung in dem protestantischen Versaal suchen.

In der letzteren Zeit ist der Pred. Beyer den Protestanten dieses Stadttheils noch näher getreten. Das Consistorium der Kirche Augsburgischer Confession hat ihn nämlich als fünften Geistlichen der Lutherischen Kirche angestellt, und ihn speciell mit der Seelsorge für die Mitglieder dieser Kirche im achten Arrondissement von Paris, welches die Vorstadt St. Antoine ausmacht, beauftragt. Abgesehen davon, daß hiedurch die Stellung dieses tüchtigen und treuen Dieners des Herrn einen festen, äußeren Halt bekommt, wird ihm damit auch Veranlassung gegeben, mit vielen Familien in Berührung zu treten, welche sich bis dahin den Einwirkungen eines Geistlichen zu entziehen wußten, oder die wenigstens ein Band mit dem Seelsorger nicht gesucht haben. Eine interessante

Seite gewinnt die Stellung dadurch, daß er nun die communistischen Klubs, welche in dieser Vorstadt und hauptsächlich in der Barrière des Amandiers ihren Sitz haben, und gegen die er bisher nur abwehrend zu verfahren im Stande war, selbst in den Bereich seiner Wirksamkeit ziehen kann. Vielleicht gelingt es ihm durch des Herrn Gnade, wenigstens Einzelne aus dem Netze dieser nicht bloß allem Christenthum, sondern aller Religion hohnsprechenden Verbindungen zu retten. Doch wird auf der anderen Seite auch die Last der Geschäfte so groß, daß bald an eine Hülfe gedacht werden muß, wenn nicht ein oder der andere Zweig der bisher begonnenen Thätigkeit darunter leiden soll.

Ein Theil der Arbeit ist Herrn Beyer freilich dadurch abgenommen, daß in einigen Gemeinden außerhalb Paris, in denen er bisher das Evangelium besuchungsweise verkündigt hat, und deren Organisation durch seine erfolgreiche Wirksamkeit weit genug gediehen war, um eigene Seelsorger zu erhalten, von dem oben erwähnten Consistorium Deutsche Prediger angestellt worden sind. Namentlich ist dies der Fall in Puteaux und Corbeil in der Umgegend von Paris, wofür Herr Hofemann, der frühere Herausgeber der *Esperance*, und im Havre und Volbec, wofür Herr Münz berufen worden. Im Havre, in welchem mit Volbec zusammen sich über tausend Deutsche aufhalten, steigt diese Zahl während der Sommermonate dadurch bedeutend, daß große Scharen von Auswanderern aus Deutschland und der Schweiz sich hier sammeln, um sich nach Amerika einzuschiffen. Ein Verein, zu welchem mehrere christliche Männer in Basel zusammengetreten waren, hatte schon früher einen Deutschen Geistlichen dorthin gesendet, um dem traurigen religiösen Zustande seiner Landsleute möglichst abzuhelpen. Nachdem dieser aber nach dreijähriger Wirksamkeit seinen Posten verlassen hatte, wurde Herr Beyer von jenem Vereine aufgefordert, nach dem Havre zu reisen, um das verlassene Werk wiederaufzunehmen. Während seines mehrmaligen Aufenthalts gelang es ihm mit Hülfe der Französischen Geistlichen in beiden Städten, die zerstreuten Deutschen zur Anhörung der Predigt des Evangeliums in der Muttersprache zu versammeln, bis endlich das Bedürfnis nach einem regelmäßigen Gottesdienste sich so dringend äußerte, daß das Consistorium der Kirche Augsburgischer Confession es für angemessen hielt, einen Deutschen Geistlichen bleibend dort anzustellen. Auch in der Umgegend von Paris beschränkt sich die Einrichtung des Deutschen Gottesdienstes nicht auf Puteaux und Corbeil allein, in dessen Gabeln viel Deutsche Arbeiter beschäftigt sind, sondern, wie sich überall, wo der erste Anstoß gegeben ist, die Bewegung leicht fortpflanzt, so sind auch in La Chapelle, St. Denys und Gentilly Deutsche Beträge eröffnet worden; und die Errichtung anderer steht mit der Zeit noch zu erwarten, da die Deutschen, wenn sie einmal die Wohlthat eines wiederkehrenden Gottesdienstes erkannt haben, nicht leicht ruhen, bis ihnen ein solcher für die Dauer zu Theil wird.

Bei der oberflächlichen Betrachtung dessen, was die Mission unter den Deutschen bis jetzt in Paris geleistet hat, könnte man sich zu der Besorgniß verleiten lassen, unsere Landsleute möchten dem Kirchenbesuch und damit dem kirchlichen Leben überhaupt entfremdet werden, indem sie in der engeren Gemeinschaft unter einander einen Ersatz für das aufgegebene kirchliche Band fänden. Selbst in diesem Falle würde die Betrachtung, wie viele Seelen durch die Mission mit dem Evangelium bekannt geworden, wie viele wahrhaft zum Herrn bekehrt sind, ein solches Bedenken weit überwiegen. Indes der schlagende Beweis, wie ungegründet diese Besorgniß ist, liegt sowohl darin, daß die kirchliche Behörde den Missionsprediger selbst zu einem kirchlichen Amte berufen und mehrere

der von ihm gesammelten Gemeinden in den kirchlichen Verband aufgenommen hat, als auch darin, daß viele Deutsche durch die verschiedenen Abendgottesdienste der Kirche selbst zugeführt und die eifrigsten Kirchenbesucher geworden sind. Achet man darauf, wie aus unscheinbarem Anfange das Werk sich allmählig entwickelt und welche Ausdehnung es jetzt bereits gewonnen hat, so darf man gewiß es nicht bloß als einen Fortschritt, sondern als bestimmte Hoffnung ansprechen, daß in einigen Jahren unsere Sprach- und Glaubensgenossen in Paris eine eigene Kirche besitzen. Ob es dann wünschenswerther wäre, sie in den bestehenden kirchlichen Organismus aufgenommen und dadurch dem Consistorium der Kirche Augsburgischer Confession untergeordnet zu sehen, oder ob sie besser ihre Selbstständigkeit sich zu bewahren suchten, könnte zweifelhaft erscheinen. Doch lehnt sich die Mission in ihrer ganzen Entwicklung an die Kirche Augsburg. Confession. Diejenigen aus der population flottante, welche ein Verlangen zum Kirchenbesuch nach Paris mitgebracht hatten, hielten sich schon der Sprache wegen zur Kirche des billettes, und Herr Beyer schloß sich, als er sein Werk begann, natürlich an die Deutschen Prediger an, welche eben der Augsburg. Confession angehörten. Anfänglich, wo es vorzüglich darauf ankam, die Einzelnen aufzusuchen und zur Predigt des Wortes Gottes heranzuziehen, machte sich das Bedürfnis nach einer umfassenden Leitung weniger geltend. Als aber eine solche durch verschiedene Umstände wünschenswerth erschien, vereinigte sich Dr. Rumpff, Minister-Resident der freien Städte Deutschlands, der sich um das Werk mehrfach sehr verdient gemacht hat, die beiden evangelischen Pfarrer Augsburg. Confession, Meyer und Ballette, zu denen der Pred. Beyer schon früher in näherem Verhältniß gestanden hatte, und dieser selbst, um die Leitung in die Hände zu nehmen. Siedurch trat die Mission wenigstens in eine mittelbare Berührung mit dem Consistorium Augsburg. Confession, das seinerseits die Theilnahme am Gelingen des Werkes theils durch regelmäßige Gelbunterstützungen, theils auf andere Weise, wie durch Anstellung Deutscher Geistlichen außerhalb Paris und des Herrn Beyer in Paris selbst, bethätigt hatte. Alles weist also darauf hin, daß wenn die Deutsche population flottante eine eigene Kirche erhielte, diese am naturgemähesten sich unter das Consistorium Augsburg. Confession stellen würde, zumal da sie dadurch auch den weltlichen Behörden gegenüber einen festen Anhalt gewönne. Ein Bedenken könnte man dagegen erheben, daß nämlich in diesem Fall die reformirten Deutschen zu wenig Berücksichtigung fänden; indeß hat sich auch jetzt in den verschiedenen Versammlungen ein confessioneller Gegensatz noch nicht geltend gemacht. Überhaupt aber stehen die reformirten Deutschen der Kirche Augsburg. Confession in Frankreich näher, als der Französisch-Reformirten. Freilich würden dadurch die Gaben aus Deutschland nicht überflüssig gemacht werden, um so weniger, als das Werk immer ein Deutsches Werk bleibt. Dies ist auch von der Preussischen Regierung und vom Central-Vorstand des Gustav-Adolphsvereins erkannt worden, welche beide auf einige Jahre namhafte Beiträge zugesichert haben. Aber mit der Ausdehnung wachsen auch die Bedürfnisse der Mission. Wir schließen daher mit den Worten des letzten Berichtes: „In dem Bewußtseyn, daß wir fast ausschließlich nur für Deutschland arbeiten, wiederholen wir von Neuem frei und ohne Scheu die Bitte an die evangelischen Christen Deutscher Zunge, uns wie bisher zur Erhaltung, Befestigung und Erweiterung unseres Werkes mit Gebet und Gaben zu unterstützen. Dem Herrn aber die Ehre für Alles, was durch Euch und was durch uns geschieht zur Verbreitung seines Reiches!“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 6. Mai.

N^o 36.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1845. Von Lic. J. S. Kurz.

Schon längst hatte Ref. den Wunsch und die Hoffnung gehegt, daß es dem Verf. der bezeichneten Schrift gefallen möge, den wichtigen Gegenstand, den sie behandelt, auch einmal ex professo und ausführlich, wie nun geschehen, zu behandeln. Einige gelegentliche Andeutungen und Ausführungen (namentlich in den Beurtheilungen der Bridgewater Treatise von Buckland und des Marcel de Serres'schen Werkes in den Münchener gelehrten Anzeigen) boten grade so viel, um das Verlangen nach einer ausführlichen Behandlung des Gegenstandes recht lebhaft anzufachen und Bürgschaft für den Gewinn, den eine solche dem Theologen, wie dem Bibelfreunde überhaupt bringen müsse, zu leisten.*) Zwar fehlte es durchaus nicht an Versuchen, die Ehre und Autorität der Mosaischen Kosmogonie — den Präensionen der jüngsten aller Wissenschaften, der Geologie gegenüber — zu retten und das vielberufene Zerwürfniß zwischen beiden als ein bloß in der Einbildung Ubelwollender oder Schlechtunterrichteter bestehendes darzustellen. Die geologische und theologische Literatur der Engländer, Franzosen und Deutschen bietet derselben eine sehr große Menge. Aber Ref. wenigstens, der sich vielfach in dieser Literatur umgesehen, konnte sich doch nicht verhehlen, daß alle diese Versuche, auch der tüchtigste unter ihnen, der von dem berühmten Französischen Geologen Marcel de Serres (Deutsch von Steck, Tüb. 1841) nicht ausgenommen, nur eine mehr oder minder erzwungene und unnatürliche Allianz zu Wege gebracht, und den, wie es ihm schien, einzig möglichen Weg zu einer vollständigen Einigung zu gelangen, fast gänzlich verfehlt hätten. Nachdem schon Schubert in seinen verschiedenen Schriften mehrfach auf diesen Weg hingewiesen, fanden wir denselben von A. Wagner (Prof. d. Zoologie in München) mit der vollsten Entschiedenheit und dem klarsten Bewußtseyn seiner alleinigen Richtigkeit betreten. Mit der innigsten Freude sahen wir daher der angekündigten Erscheinung des genannten Werkes entgegen.

*) Auch der schöne, geistvolle und mit scharfem Satze reichlich gewürzte Aufsatz: „Beleuchtung des Mißbrauches, welchen Strauß mit der Naturwissenschaft in Beziehung auf die heilige Schrift getrieben,“ Ev. K. Z. 1841 Nr. 77—81., ist, wie wir hier erfahren und schon früher vermutheten, von unserem Verf.

Der Verf. hatte, wie er in den Schlussworten seiner Vorrede bezeugt, einen doppelten Zweck: die Förderung der Wissenschaft und die Wiederbeseftigung der Autorität der Mosaischen Urkunde. Ob er diese Zwecke erreicht habe? Neben dem lebendigsten und frischesten Glauben an die Göttlichkeit der heiligen Schrift, auch in der betreffenden theologischen Literatur der Gegner wie der Freunde wohl bewandert, ist er zugleich Meister seiner Wissenschaft und hat zu der genauesten Kenntniß aller dahin einschlagenden fremden Leistungen, sorgfältig eigene Forschungen und Erfahrungen hinzugebracht.

Dennoch — exempla docent — können wir ihm nicht, weder für den geologischen, noch auch für den theologischen Theil seiner Arbeit allgemeine Anerkennung zum Lohne seiner treuen, gewissenhaften, wahrheitsliebenden, nicht durch das Selbstgeschrei des Tages bestochenen Forschungen prognostizieren. Nicht als ob wir erwarten dürften, daß sein Buch widerlegt werden könnte, nein, es gibt einen kürzeren Weg, sich lästige und zuvinalische Thatsachen und Forschungen fern zu halten, — man ignorirt sie, oder wo man ihrer doch, zum Zeugniß eigener Unbefangenheit und Belesenheit, erwähnt, sieht man sie vornehm aus der Höhe eingebildeter Wissenschaftlichkeit, als schon durch die Übereinstimmung aller wissenschaftlichen Forscher von Fach beseitigt und darum der Widerlegung nicht bedürftig, an. Hat sich doch der Verf. durch eigene Erfahrungen sowohl, als durch die seiner Vorgänger und Mitstreiter belehrt, kaum selbst ein anderes Prognostikon stellen können!

Aber wahrlich, der Verf. hat sein Buch dennoch nicht umsonst geschrieben! Die Macht der Wahrheit macht sich dennoch allmählig, trotz alles Ignorirens oder Widerstrebens, geltend — auch dafür bürgt die Erfahrung. Schon steht der Verf. auf geologischer Seite nicht mehr vereinzelt, schon haben vor und mit ihm eine Anzahl tüchtiger und selbstständiger Naturforscher (z. B. R. v. Haumer, Schubert, Rep. Fuchs, Schafhäutl, Reithau, Kühn u. c. c.), denen man den Charakter der Wissenschaftlichkeit nicht wird absprechen können, sich von der Despotie der allgemeinen Übereinstimmung der Forscher emancipirt und schreiten rasch und kräftig, immer mehr Terrain erobernd, auf der eingeschlagenen Bahn vorwärts. Auch auf theologischer Seite steht der Verf., ein Nichttheologe, nicht vereinzelt auf dem Plan. Eine an Zahl schon nicht mehr ganz geringe und durch Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Energie sehr bedeutende Phalanx von Theologen steht ihm, pro ara et focis kämpfend, zur Seite und ist mit Erfolg bemüht, das Alte Testament (und mit ihm auch die Genesis und die Mosaische Urgeschichte) wieder in ihre so lange und schmachlich verkannten Rechte einzusetzen.

Unsere Absicht ist zunächst, die Leser dieser Zeitschrift recht

bringend auf diese eben so wichtige wie interessante Schrift hinzuweisen und sie zu dem belohnenden und erfrischenden Studium derselben einzuladen. Um dieser Einladung eine Folie zu geben, gedenkt Ref. eine Übersicht der wichtigsten Resultate der hier vorgelegten Forschungen in möglichster Kürze mitzutheilen. Während er auf geologischer Seite nur dankbar lernend sich verhalten kann, glaubt er sich aber auf theologischer Seite als Mitarbeiter neben den Verf. stellen und dessen Resultate und Ansichten im Einzelnen hin und wieder modificiren oder ergänzen, und so in kurzen Grundzügen selbstständig die Stellung der Geologie zur Bibel, wie sie sich ihm nach den geologischen Thatfachen und Resultaten der vorliegenden Schrift herausstellt, skizziren zu dürfen.

(Fortsetzung folgt.)

Warum richten die meisten Predigten jetzt so wenig aus?

(Schluß.)

Sehen wir da die Predigten der Apostel an, die uns in der Apostelgeschichte und in den Briefen aufbewahrt sind, so finden wir überall die Heilsordnung, Buße, Glauben, Heiligung, mit dem, was dazu gehört, sehr scharf heraustreten; Paulus rühmet sich gegen die Corinthier, 1 Ep. C. 2, 2., nichts Anderes zu wissen, als Jesum den Gekreuzigten, und vertheidigt sich gegen die Philipper (3, 1.) darüber, daß er immer einerlei schreibe, damit, daß es sie immer gewisser mache, sie es also bedürften, und die übrigen Episteln gehen ebenfalls immer auf diese Hauptsache aus, die Petrus, Apostelgesch. 4, 12., zusammenfaßt: „Es ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ Dies sind also die Grundlehren, von deren Erfahrung die Seligkeit abhängt, daß wir arme, verlorene Sünder allein durch die erbarmende Gnade unseres Gottes, der seinen lieben Sohn für unsere Sünden geopfert hat, gerettet werden, und zu einem neuen Leben kommen. Diese müssen wir immer und immer wieder treiben, von den verschiedensten Seiten anfassend, mit allen anderen Lehren in Verbindung setzend, und Alles immer wieder darauf zurückführend. Das Evangelium predigen, heißt, wie der selige Ziguenerer sagt *): „Dem sicheren Sünder zeigen, daß er der Unglücklichste unter allen Geschöpfen sey; aber in gleichem Athemzug auch sagen, er könne durch Christum der Glückliche werden, der unter dem Himmel wohnt. Dem Selbstgerechten sagen: er komme so weder in Zeit noch Ewigkeit zur Ruhe; er könne aber bei Jesu wahre Ruhe finden. Solchen muß man den Spruch recht erklären: Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubt aber an den, der den Gottlosen gerecht macht, dem

wird sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet, Röm. 4, 5. Dieses ist der Prüfsatz, einen Meister in Israel zu erkennen. Den Begnadigten sagen: Ihr seyd selig, aber aus Gnaden, nicht aus Verdienst der Werke, damit sich nicht Jemand rühme. Ihnen sagen: Diese Gnade, die euch selig gemacht, ist euch alle Augenblicke so nöthig, als dem Fisch das Wasser, dem Vogel die Luft, dem Menschen die Erde. Diesen die Worte Johannis: Kindlein, sündigt nicht; und ob Jemand sündigt, so haben wir einen Fürsprecher bei dem Vater, Jesum Christum, der gerecht ist, 1 Joh. 2, 1., und des Heilands eigene Worte: Wer in mir bleibt, und ich in ihm, der bringet viel Frucht, denn ohne mich könnet ihr nichts thun, Joh. 15, 5., als ihre Symbole aufgeben. Dieses heiße ich das Evangelium predigen. — Und Christum predigen, heißt: Sagen, er sey der einzige Gott der Sünder, und ohne ihn sey kein Heiland, der uns von Gott gemacht ist zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung. Das heißt Christum predigen. Dieses allezeit predigen und privatim immer sagen, heißt nichts wissen, als Jesum, den Gekreuzigten.“

Der selige M. S. Francke, durch dessen Dienst Tausende von Seelen errettet wurden, hatte den Grundsatz, daß er keine Predigt halten wolle, ohne daß eine Seele daraus den Weg zur Seligkeit finden könne, und nur ein völliger Mißverständnis kann ihm daraus ein einförmiges Einerlei zum Vorwurf machen, wobei man sich immer wiederhole. Dies nun fehlt in unserer Zeit auch vielen für gläubig und orthodox geltenden Predigern. Da werden oft einzelne Lehren abgehandelt, aber ohne Zusammenhang mit dem ersten Glaubensgrunde, da treibt man zur Buße, ohne auf den Glauben zu weisen; rühmt den Glauben, die Buße verglassend, oder verlangt Heiligung, ohne auf ihren ersten Grund hinzuweisen; man sagt nichts Falsches, aber man predigt nicht Christum. Da gibt's Prediger, die geißeln und züchtigen derb die herrschenden Sünden, aber darüber versäumen sie, den rechten Grund immer wieder zu legen; besonders gefährlich ist dies in Zeiten, wie die gegenwärtige, wo man die falsche Lehre bekämpft, die Sünden straft und die Gemeinde dabei leer läßt von der eigenen Gründung auf den Herrn Jesum. Es ist eine völlig unbegründete und noch aus den rationalistischen Zeiten herstammende Angstklichkeit, als würde man sich zu sehr wiederholen, denn weil diese Grundlehren alle Verhältnisse durchdringen und ordnen müssen, so geht leicht daraus hervor, daß man niemals verlegen wird, dieselbe Lehre in den verschiedensten Verbindungen hervortreten zu lassen; bei der Mehrzahl unserer Gemeinden aber haben wir vielmehr das Vielerlei, als das Einerlei zu fürchten. Die Einwendung, die dem Schreiber dieses in seiner Candidatenzeit gemacht wurde, als er am dritten Advent von der beseligenden Gewissheit, Christus sey der Welt Heiland, gepredigt hatte, er solle sich solche Thematata für die Festzeiten aufheben, damit er nicht dann in Verlegenheit komme, sich wiederholen zu müssen, wird ja doch wohl jetzt nicht mehr vorkommen, wenigstens nicht unter denen, für welche diese Zeilen bestimmt sind. Laßt uns, lieben Brüder, ernstlich einmal den Inhalt unserer Predigten prüfen, wenn wir uns sagen müssen, daß wir keine Frucht sehen, ob auch in allen Christus der Grund

*) Theologisches Bedenken zur Beantwortung der Frage: Woher das jetzige Verderben der Christenheit in Lehr und Leben komme? von Christian Ziguenerer, Prediger zu Grösch in Graubünden, 1768. Ein ausgezeichnetes, einer neuen Auflage wohl werthes Büchlein.

ist, und die Heilsordnung überall zum Grunde liegt, sonst dürfen wir uns über deren Fruchtlosigkeit nicht wundern, denn wie die Schrift überall die Sünde und die Gnade predigt, so muß das unsere stete Predigt seyn; nur darin liegt der lebendigmachende Same.

Bei Anderen, die vielleicht den rechten Inhalt in ihrer Predigt haben, fehlt's oft an der rechten Predigtweise, weil wir so viele homiletische Künste, die man uns auf der Universität beigebracht hat, nicht unterlassen können. Man erlaube, statt aller Erörterung, ein Beispiel: Wem wären Hofacker's Predigten unbekannt, die eine solche Verbreitung erleben, daß die Auflage immer schon vergriffen war, ehe alle Anforderungen befriedigt werden konnten, und die jetzt stereotypirt sind? Legen wir den Maßstab der Homiletik an dieselben, so gehören sie unter die schlechtesten, denn wie wenig Textbenutzung ist da, oft ist der Text nur ein Motto, welche schlechte, oft unlogische Dispositionen, welche weite, unbestimmte Themata, wie ungleich die Behandlung der Theile, und doch wie viel Tausende sind dadurch zum Leben aus Gott gekommen, wie viele Sünder auferweckt aus ihrem Sündenschlase, wie viele Erweckte zum Frieden gekommen! Was wollen wir damit sagen? Dies, daß wir uns von der steifen Form, wovon uns die homiletische Kunst gezwängt hat, losmachen müssen. Die Homiletik ist eine Anweisung für uns Prediger, um uns das Predigen zu erleichtern, nicht für die Gemeinde. In der Zeit des Rationalismus hat man ein großes Gewicht darauf gelegt, daß man Thema und Theile u. s. w. behalte, wozu das? die ganze Predigt ist nicht für Alle, sondern Jeder soll sich das daraus nehmen, was für ihn ist; darauf kommt's gar nicht an, daß er die ganze Predigt, oder Thema und Eintheilung sich behält, sondern das, was ihn traf; nun aber müssen wir offenbar bei unseren Predigten unsere Zuhörer im Auge haben, nicht predigen, um unsere Kunst oder Gelehrsamkeit zu beweisen, wir müssen also populärer, für unsere Gemeinden faßlicher predigen, sowohl in Betreff der Form, als der Worte und Ausdrücke. Davon sagt Luther in seinen Tischreden: „Ein Prediger soll also geschickt seyn, daß er fein einfältig, rund und richtig lehren könne die Albernern und Ungelehrten. Wir sollen Säugammen seyn, wie eine Mutter ihre Kindlein säuget, die zappelt und spielt mit ihrem Kindlein, und schenkt ihm aus dem Busen. Da darf sie denn keines Weins und Malvasiers zu. — Ich bin denen sehr feind, die sich in ihren Predigten nach hohen und gelehrten Zuhörern richten, nicht nach dem gemeinen Volk, des achten sie nicht. Mit hohen und prächtigen Worten einherfahren, ärgert und zerbricht mehr, denn es bauet. — Man muß den armen Leuten weiß weiß, schwarz schwarz sagen, auf's Allereinfältigste, wie es ist, mit schlechten, deutlichen Worten, sie fassen's dennoch kaum.“ Daran aber fehlt es sehr Vielen, sie können der großen Kunst nicht los werden, und wenden alle Mühe auf schöne Redensarten und wohlklingende Worte, wovon die Gemeinde nichts versteht, anstatt daß sie diese Mühe darauf wenden sollten, wie sie verständlich und deutlich genug reden könnten. Schreiber dieses gibt sich alle Mühe, recht verständlich zu reden, und hat schon die allerauffallendsten Beweise gehabt, wie man ihn dennoch nicht verstanden hat. Je höher die Materien

sind, über die wir zu predigen haben, und was ist unbegreiflicher dem natürlichen Menschen, als die Wiedergeburt, die Gnade Gottes in Christo, desto nothwendiger ist es, daß wir alle hohen Worte davon thun, und mit der Schrift faßlich und deutlich reden, und uns nicht irren lassen mit der Ausrede: man müsse das Volk zu sich hinaufziehen; denn zu unseren hohen Redensarten brauchen und werden wir es doch nicht hinaufbringen; will man es aber hinaufbringen zu den geistlichen Dingen, von denen wir reden, so müssen wir eben dazu die allereinfältigsten und verständlichsten Worte gebrauchen. Da haben wir, lieben Brüder, viel zu lernen, daß wir bei unseren Predigten uns verläugnen, und uns Mühe geben, so faßlich zu seyn, daß die Zuhörer denken, sie könnten es eben so leicht sagen; denn es kommt nicht darauf an, wie man hinterher uns rühmt und unsere Kunst und Gelehrsamkeit, sondern daß die Seelen sich zu Christo bekehren durch die Kraft des göttlichen Wortes; wie ist dies aber möglich, wenn wir so hoch reden, daß sie das Meiste gar nicht verstehen?

Endlich fehlt's auch bei unseren Predigten viel zu oft daran, daß wir nicht genug den Zustand unserer Gemeinden, die geistliche Beschaffenheit unserer Zuhörer im Auge haben, sondern nur den Text zergliedern, auslegen, anwenden u. s. w., ohne zu überlegen, ob grade dieses Thema, oder diese Ausführung für unsere Zuhörer passe. Unter den Anforderungen Pauli an einen rechtschaffenen und unsträflichen Arbeiter, 2 Tim. 2, 15., ist auch die, daß er recht theile das Wort der Wahrheit, das heißt offenbar, daß er sich nach der geistlichen Beschaffenheit seiner Gemeindeglieder richte, und demgemäß grade das predige, was ihnen nöthig ist. In einer noch todten Gemeinde muß man darauf ausgehen, sie zur Buße zu bringen und zum Glauben, in einer erweckten oder gläubigen, daß sie fleißig seyn mögen in guten Werken; auch in Beziehung auf die Bestrafung einzelner Sünden, oder die Hervorhebung einzelner Lehren, oder die Warnung vor besonderen Gefahren, muß man seine Zuhörer ansehen; denn wenn z. B. ein Prediger seine todte Gemeinde dringend warnt vor Scheinheiligkeit und Sektirerei, so kann Alles, was er sagt, wahr seyn, und dessenungeachtet wird die Predigt nur dazu dienen, die Gemeinde im Schlase zu erhalten. Oder wenn umgekehrt ein Prediger meist erweckte und gläubige Zuhörer hat, so wird alles Strafen des gewöhnlichen Unglaubens und Weltwesens, das an anderen Orten ganz an seiner Stelle wäre, den Nachtheil hervorbringen, daß die Zuhörer zum Nichten und Überheben gereizt werden, weil sie das Wort auf sich anzuwenden nicht Veranlassung haben, indem grade diese Nügen sie nicht treffen. Zu rechter Wirksamkeit unserer Predigt gehört also nothwendig, daß wir den Zustand unserer Gemeinden kennen, damit wir unsere Predigten denselben anpassen können. Daß man sich darüber so leicht täuscht, und von einer äußeren Kirchlichkeit und Ordnung zu schnell einen Schluß macht auf ihren geistlichen Zustand, ist ein Fehler, der sich dann durch vergebliches Predigen straft. Man hört zuweilen davon sprechen, daß eine Gemeinde todt gepredigt sey, womit man bezeichnen will, daß sie in Folge zu vieler Predigt erschläft und unzugänglich für das Wort geworden sey,

aber wir möchten dies nicht zugeben, daß die reine, für den Zustand der Gemeinde passende, einfältige Predigt des göttlichen Wortes einen solchen Tod hervorbringen könne, sondern behaupten vielmehr, wo ein solcher Zustand eingetreten ist, den man mit dem Ausdruck: Tod gepredigt, bezeichnet, daß er die Folge einer für die Beschaffenheit der Gemeinde nicht passenden, wenn auch entschieden christlichen Predigt sey. Wir kennen z. B. eine solche Gemeinde, welcher das Evangelium lauter und rein mit verständlichen Worten gepredigt wird, wobei die Leute schlafen, und sind überzeugt, daß die Ursache davon daran liegt, daß der Inhalt der Predigt dem Zustande dieser Gemeinde nicht angemessen ist. Die Gemeinde besteht aus Leuten, die dem Evangelio Beifall geben, und ehrbar leben, aber in Selbstgerechtigkeit verfunken sind; predigt man diesen die Liebe Christi, die Marter des Heilandes, sein Verdienst, so finden sie das alles richtig, und bleiben im Schlaf. Klinge man aber in solcher Gemeinde an, das Gesetz gründlich zu treiben, als Spiegel unserer Sünde, zeigte man ihr, daß sie keinen Glauben hätte, und somit keinen Antheil an dem Verdienste Christi, so würde das für ihren Zustand passende Wort auch bald seine Kraft beweisen, und geistliches Leben entstehen.

Es genügt also wirklich nicht, daß wir bloß biblisch predigen, und die göttlichen Wahrheiten richtig darstellen, sondern es gilt dabei stets, den Zustand der Gemeinde in's Auge zu fassen; den müssen wir aber kennen lernen, nicht durch Zuträgereien Einzelner, durch Geschichten, die wir uns erzählen lassen, sondern dadurch, daß wir in ihr und mit ihr leben, und den Seelenzustand der Einzelnen durch möglichst häufigen Umgang mit ihnen zu erforschen suchen, so daß die specielle Seelsorge wesentlich dazu gehört, wenn wir recht und mit Erfolg predigen wollen.

Zur Verhütung von Mißverständnissen müssen wir bemerken, daß wir die Kraft des Wortes Gottes auch bei der ungeschicktesten Behandlung nicht läugnen, eben so wie eine heilsame Arznei, die ein ungeschickter Arzt verschreibt, wenn sie gerade ohne sein Zuthun den rechten Kranken trifft, diesem hilft, während zwanzig Andere unter seinen Händen sterben; so ist's möglich, daß das Wort Gottes, wenn man es noch so ungeschickt predigt, heilsame Wirkungen hat, aber wie viel mehr würde es ausrichten, wenn wir es recht theilten, verständlich und deutlich predigten, und die Hauptsache nie aus den Augen ließen, die wir dabei erreichen wollen, nämlich die Sünder zu Christo zu führen, damit sie sich bekehren.

Hier nun kommen wir auf einen Punkt, den wir allen unsern theuren Amtsbrüdern, welche dem Herrn Jesu dienen zu wollen sich bewußt sind, zum Schluß in's Gewissen schieben möchten, die Bitte nämlich, sich ernstlich vor dem Herrn zu unterfragen, woran es liege, wenn wir einen rechten Erfolg von unserer Predigt noch nicht sehen. Es ist da in der That nöthig, daß wir uns von Gott ein aufrichtiges Herz dazu erbitten, damit wir uns nicht selbst betrügen, wenn auch ohne unseren bewußten Willen. Wir glauben nämlich, daß viele Prediger es

darum an dieser rechten Predigtweise mangeln lassen, weil sie eigentlich nicht die Befehrung der Seelen wünschen. Sobald irgendwo Seelen erwachen, sobald entsteht Feindschaft, Bästörung, Verfolgung, und die wendet sich natürlich gegen den Prediger, als das Werkzeug der Erweckung zuerst. Das ist eine so nothwendige Folge der reinen, lauterer Predigt des Wortes, daß Christus überall seine Jünger darauf hinweist, und die Erfahrung in der Apostelgeschichte lehrt, während auf einer Seite diese Predigt von dem gekreuzigten Christus zum Auferstehen vieler, ein Geruch des Lebens zum Leben wird, so wird sie Anderen zum Fall, und ein Geruch des Todes zum Tode. Predigt man nun das Evangelium nicht recht, so wird die doppelte Wirkung in der Regel fehlen, man vermeidet den Haß der Welt und gibt sich damit zufrieden, wenn auch Alles im Schlafe bleibt, hat man doch den Namen eines gläubigen Predigers. Unser Luther sagt, um nur ein Wort von ihm darüber anzuführen, in der Kirchenpostille am vierten Sonntage nach Epiphania: *) „Das ist der Christen Trost, sonderlich der Prediger, daß sie gewiß seyn sollen und sich des erwegen, wo sie Christum führen und predigen, daß sie Verfolgung müssen leiden, da wird nichts Anders aus; und ein recht gut Zeichen ist, daß die Predigt recht christlich ist, wo sie verfolgt wird, sonderlich von den großen, heiligen, gelehrten und klugen Leuten; wiederum nicht rechtfertigen ist, wo sie gelobet und geehret wird, wie er spricht Luc. 6, 22. 26.: Weh euch, wenn euch die Leute loben, denn also thaten auch ihre Väter den falschen Propheten. Wohl euch, wenn euch die Leute hassen, und euren Namen verwerfen um des Menschen Sohnes willen, denn also thaten ihre Väter den Propheten auch.“

Wie viele gläubige Prediger aber unserer Zeit wissen denn von Haß und Trübsal um des Namens Jesu willen in ihren Gemeinden zu sagen? Sollten wir klüger geworden seyn, als unser Heiland, der ausdrücklich erklärte Matth. 10, 24. 25.: „Der Jünger ist nicht über seinen Meister, noch der Knecht über den Herrn; haben sie den Hausvater Beelzebub geheissen, wie viel mehr werden sie seine Hausgenossen also heißen?“ Unsere Kreuzescheu, an der die Meisten unter uns leiden, scheint uns die Hauptursache zu seyn, warum so viele gläubige Prediger so wenig ausrichten, was sich dann hinter allerlei Entschuldigungen verbirgt; die aber alle nicht Stich halten würden, wenn wir nur den Zweck unseres Amtes fest im Auge hätten, nämlich die Menschen wirklich zu bekehren, und von vorn herein es aufgeben, durch unsere Klugheit der Schmach entgegen zu wollen, welche die unzertrennliche Begleiterin eines treuen Knechtes Christi ist.

Zu keiner Zeit aber ist ein treues, ernstes, verständliches Zeugniß der Wahrheit nöthiger gewesen, als jetzt, wo der Abfall offen auftritt und die Verführung immer näher kommt. Der Herr der Ernte mache uns Alle zu treuen Arbeitern in seinem Dienste.

*) Leipziger Ausgabe Th. XIII. S. 373.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 9. Mai.

N. 37.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsbereiches. Leipzig, 1845. Von Lic. J. H. Kunk.

(Fortsetzung.)

Unser Verf. hat in den drei ersten Abhandlungen seiner Schrift die naturwissenschaftlichen Probleme, wie es dem Naturforscher ziemt, unabhängig und ohne alle Rücksicht auf die biblische Kosmologie behandelt. Mit den Resultaten dieser Forschungen tritt er dann im vierten und letzten Abschnitt zur biblischen Urgeschichte hinzu und zeigt, wie sich beide völlig natürlich und ungezwungen zu schöner Harmonie ineinander fügen. Hier ist es nun, wo wir einerseits den Verf. auf dem nach unserer Überzeugung einzig zum Ziele führenden und doch bisher völlig verkannten Wege antreffen, andererseits uns aber auch zu einzelnen Abweichungen und Modifikationen berechtigt glauben.

Es wird sich zeigen, daß der Coincidenzpunkte der Bibel und Geologie weit weniger sind, als man gewöhnlich voraussetzen zu müssen glaubt. Die Data beider fallen nicht sowohl aufeinander, sondern vielmehr nebeneinander, d. h. sie ergänzen sich gegenseitig in der Weise, daß die Bibel uns meist nur über das belehrt, was außerhalb der Gränzen der empirischen Naturforschung liegt, die Geologie hingegen uns Aufschluß gibt über diejenigen Entwicklungsmomente, deren Darstellung außerhalb des Planes und Interesses der Bibel lagen. Durch diese Erfahrung werden wir den Gang und die Anordnung unserer Relation normirt seyn lassen.

1. Die Bildung der Erdoberfläche.

Die Aufgabe der Geologie im engeren Sinne (im Gegensatz zur Geognosie) ist es, aus dem Gewordenen die Geschichte des Werdens zu construiren, d. h. aus dem jetzigen Zustande der Erdoberfläche, aus der Struktur, dem Inhalt und der Zusammenfügung der einzelnen Bergarten und ihrem gegenwärtigen Verhältnisse zu einander Rückschlüsse zu machen auf die Art und Weise, wie sie zu dem geworden sind, was sie jetzt sind. Wie sich die Schwierigkeit dieses Unternehmens aber gleich von vorn herein herausstellt, so zeigt auch der flüchtigste Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Geologie, daß trotz des einzigen und beispiellosen Eifers, mit welchem grade diese Wissenschaft vor so vielen anderen behandelt worden ist, grade die ersten und wichtigsten Fragen noch schwebend sind. So ist die zu allererst sich aufdrängende Frage über das ursprüngliche Verhältniß der

geschichteten zu den ungeschichteten Gebirgen *) noch immer der Mittelpunkt der Untersuchungen und Controversen. Ob beide sich simultan oder successiv gebildet haben, ob die eine oder die andere als primäre Bildungen, als Urgebirge, zu betrachten sind, ob sich beide unabhängig von einander gebildet haben, oder ob

*) Die Beobachtung der wesentlichsten Verschiedenheit der Bergarten nach Form und Inhalt zeigt nämlich zwei Hauptklassen: die geschichteten Formationen (oder Flözgebirge), welche in parallel laufenden Platten oder Schichten nach einer bestimmten, sich allenthalben wiederfindenden Ordnung übereinander gelagert sind, so jedoch, daß auch hin und wieder eine oder mehrere Schichten zwischen denselben Formationen fehlen, und die ungeschichteten (massigen) Formationen von vorherrschend krystallinischer Bildung, welche ohne alle Regelmäßigkeit in der Lagerung und Aufeinanderfolge unter, zwischen und über den geschichteten Formationen liegen, indem sie dieselben durchbrochen und sich zwischen sie gedrängt zu haben scheinen. Namentlich ist es der Granit, welcher allenthalben die höchsten und tiefsten Punkte der Erdoberfläche einnimmt, und Stamm und Gipfel des Hochrückens der Hauptgebirgszüge bildet. Die unregelmäßige, an's Tageslicht hervordringende und sich aufstürmende Stellung der ungeschichteten Gebirge, so wie die davon abhängige, meist gegen den Horizont geneigte Lage der geschichteten Gebirge, verursacht es, daß alle einzelne Formationen der letzteren an der Oberfläche der Erdoberfläche münden und sich von da in zum Theil untersuchbare Tiefen verlaufen, wodurch es möglich geworden ist (da keineswegs allenthalben dieselben Schichten zu oberst liegen), ihre Reihenfolge und ihre anderweitige Beschaffenheit zu erkennen. Die Gesteine der geschichteten Formationen sind an sich von einfacher Beschaffenheit, schließen aber nach allen Richtungen hin Spuren und Reste organischer Gestaltung und Belebung in sich, — in den ungeschichteten Gebirgsarten hingegen ist keine Spur von organischer Resten zu finden, sie bestehen meist aus mehreren gemengten, vollkommener oder unvollkommener krystallisirten Mineralien, und statt organischer Petrefakten schließen sie einen großen Reichthum der schönsten Gesteine und mannigfaltigsten Metalle in sich. Man unterscheidet übrigens zweierlei ungeschichtete Gebirgsarten: krystallinische (gewöhnlich als Urgebirge bezeichnet, welche das feste Gebälge der Erdoberfläche auszumachen scheinen), zu ihnen gehört vor allen der Granit, außerdem der Porphyr, Sphenit, Serpentin, Grünstein, Trachit &c. &c., und einfache, nichtkrystallinische (die man gewöhnlich als vulkanische bezeichnet), wozu die Basalte und die Lavas gehören. — Auch die geschichteten Gebirge hat man in zwei Klassen getheilt: sekundäre und tertiäre Gebirge. Zu den ersteren rechnet man die unteren und älteren Schichten, vom rothen Sandstein bis zur Kreide (verschiedene Sandsteine, Thone, Schiefer, Kohlen &c. &c.), zu den letzteren alle über der Kreide liegenden Schichten (Grobkalk, Mergel, Gips, Sand, Torf &c. &c.). — Als eine dritte Hauptklasse wird oft das Übergangsgebirge genannt, das an den Eigentümlichkeiten beider theilnehmend, nach Form und Inhalt den Übergang von den ungeschichteten zu den geschichteten Gebirgen bildet, und Thonschiefer, Kalk und Grauwacke umfaßt.

die Bildung der einen aus einer Umbildung der anderen hervorgegangen sey, und wenn letzteres — ob die geschichteten aus der Verwitterung oder der Zerstörung der ungeschichteten auf mechanischem Wege, oder diese durch Umbildung jener entstanden sind? — Das sind die großen Fragen, welche noch immerdar die Geologie der Gegenwart bewegen, und sie alle müssen zurückgehen auf die eine Urfrage, ob Wasser oder Feuer das Substrat oder Agens der Erdbildung gewesen, ob Neptun oder Vulkan die Schlüssel zu all diesen Räthseln und Geheimnissen besitze?

In Beziehung auf die Geschichte der Erdbildung beschränkt sich die Coincidenz der Bibel mit der Geologie bloß auf die Bestimmung des Substrates der Erdbildung; denn über die Art und Weise der Entwicklung selbst lehrt die Bibel nichts, als daß sie im Allgemeinen die Entwicklung des Substrates zur ausgebildeten Gestalt auf das göttliche fiat zurückführt. Aber mit unzweideutiger Bestimmtheit lehrt sie die Entstehung der Erdoberfläche aus wässerigem Substrate. Das erste Capitel der Genesis berichtet, daß der Geist Gottes anfänglich belebend und befruchtend über dem Wasser geschwebt, daß dann nach einer Scheidung dieser Urgewässer in obere, himmlische und in untere, irdische Wasser, aus dem letzteren vermittelst einer neuen Scheidung des Trockenen und Nassen die Erdoberfläche mit Land und Meer hervorgegangen sey. Dieselbe Anschauung geht durch die ganze heilige Schrift hindurch, sie liegt Hiob 38, 4—11. und Ps. 104, 4—9. zu Grunde und ist auch 2 Petr. 3, 5. bestimmt ausgesprochen. Jede Theorie der Erdbildung also, welche keinen Raum hat für den wässerigen Zustand des Erdsubstrats vor dem Beginn der Gebirgsbildung, steht in offenem Widerspruch mit der biblischen Anschauung, wohingegen die Schrift selbst auch den vulkanistischen Theorien insofern Raum läßt, als sie es keineswegs ausschließt, daß bei der Scheidung der unteren Wasser in Land und Meer und der Bildung der Gebirge auch vulkanische und plutonische Gewalten thätig gewesen seyn können. *)

*) Der Herausg. kann hier dem Herrn Verf. nicht beistimmen. Die heilige Schrift wird von dem Gegensatz des Neptunismus und Vulkanismus nach seiner Ansicht weniger berührt, als es wohl scheinen möchte und auch von Herrn Prof. Wagner angenommen wird. Die Berge existiren nach Gen. 1. schon vor dem Sechstagerwerke und über ihre Bildung erhalten wir gar keinen Aufschluß. Dem dritten Tage gehöret nur das Hervortreten des trockenen Landes an, nicht seine Bildung: sein Werk besteht nur darin, daß, wie bei der Sündfluth, die Wasser sich von der Erde zurückziehen: „es erscheine das Trockene. Von einem Chaos weiß das erste Capitel der Genesis nichts. Die andere Haupttheile (den beiden übrigen wird der Herr Verf. selbst keine entscheidende Bedeutung beilegen), Ps. 104, 8., spricht zu Gunsten des Neptunismus nur nach der Erklärung: es steigen empor Berge, herab Thäler, die der Herausg. in seinem Commentar als unzulässig erwiesen zu haben glaubt. Überseht man, was das allein Richtige zu seyn scheint: „Sie (die Wasser) steigen empor zu den Bergen, herab zu den Thälern, zu dem Drie (bis sie endlich zu ihm gelangen), den du ihnen gegründet“, so steht auch diese Stelle das Vorhandenseyn der Berge vor dem Sechstagerwerke voraus, wie auch in B. 6. schon geschieht. Aus diesen Bemerkungen wird klar seyn, daß wir auch anderweitigen Ansichten des trefflichen Wagner'schen Buches und des vorliegenden Aufsatze unsere Zustimmung versage-

In einem solchen offenen Widerspruch mit der biblischen Kosmogonie befindet sich nun allerdings der bei weitem größte Theil der heutigen Geologen. Es gilt ihnen für ausgemacht, daß der Urzustand der Erde ein feurig-flüssiger gewesen sey. Wie im Blüthenalter der theologischen Neologie jedes Festhalten an dem Glauben der Altväter als geistesschwache Befangenheit und als Rückschritt zu einem längst überwunden geglaubten Stadium der Entwicklung angesehen werden konnte, so geht es auch in der geologischen Neologie, die jetzt ihre Blüthezeit feiert. Die Werner'sche Orthodorie ist proscribirt wie weiland die Luther'sche Orthodorie, und kaum konnten ein Claudius und ein Hamann mit ihrem altväterischen Glauben von den Helden der allgemeinen Deutschen Bibliothek mehr verkannt und ignoriert werden, als es einem Rep. Zuchs, Schafhäutl u. A. von den Stimmführern der heutigen Geologie zu Theil wird. Allgemeine Uebereinstimmung aller wissenschaftlichen Forscher ist das Zauberwort, das mit seinem Bann die Geister in der unbedingten Herrschaft des Vulkanismus fesseln will, — aber der Bann ist bereits durchbrochen, kräftige Streiter sind aufgetreten, die sich um ihn nicht kümmern, und es wird der neuen geologischen Weisheit ergehen wie jener theologischen, da sie den höchsten Gipfel der Anerkennung und des Ruhmes erreicht hatte. Der kräftigste einer unter diesen Streitern ist A. Wagner. Der erste und wichtigste Abschnitt seines vor uns liegenden Buches ist ganz der Bekämpfung des Vulkanismus und der siegreichen Durchführung des Neptunismus — freilich in verjüngter Gestalt (auch hierin der neueren Theologie ähnlich) gewidmet. Wir haben hier nichts weiter zu thun, als dem Verf. theilnehmend in seinem Kampfe zu folgen.

Er beginnt im ersten Capitel mit einer Geschichte der Geologie, wobei es ihm hauptsächlich darum zu thun ist, den Entwicklungsgang der vulkanistischen Theorie bis zu dem gegenwärtigen Höhepunkt ihrer Geltung nachzuweisen. Der Raum gestattet uns nicht, die Grundzüge dieser Geschichte mitzutheilen, wir machen aber darauf aufmerksam, daß keine Wissenschaft eine so interessante, entwickelungs- und überraschungsreiche, dramatisch-lebendige Geschichte aufzuweisen hat, wie die Geologie. Mit dem gespanntesten Interesse folgt man dem Kampfe der Neptunisten und Vulkanisten, der wie kein Krieg in der Weltgeschichte, reich ist an wechselnden Erfolgen, an überraschenden Wendungen, an Pietät und Leidenschaftlichkeit, an Ausdauer und Hartnäckigkeit. — Wir theilen nur den Schluß dieses Paragraphen mit: „Wir haben gesehen, wie nach und nach das ganze Trapp- und Urgebirge nebst einem Theil der sekundären Formationen aus den Händen der Neptunisten in die der Vulkanisten überging. Wie viel letztere den ersteren vom Reste noch übrig lassen werden, ist schwer zu sagen, scheint aber nach einigen Andeutungen nicht sonderlich viel zu werden. Bereits hat Pugholdt es für möglich erklärt, daß in dem 80o und drüber heißen Ur-

gen müssen. Namentlich sind wir dem lästigen Zwange überhoben, die Entstehung der untergegangenen Organismen in das Sechstagerwerk einzujuwängen.

Anmerk. des Herausg.

meere Wasserthiere noch leben konnten, ohne gekocht und gesmort zu werden. Was hindert also die Vulkanisten, von den versteinierungsführenden Flözgebirgen noch so viele sich anzueignen, als sie für gut befinden. Muthet ja doch auch bereits Cotta den Chemikern zu, um deren unangenehme Einreden gegen vulkanistische Ansichten zu beseitigen, daß sie bei den Geologen in die Schule gehen sollten. Nachdem einmal die Phantastie so vorwaltend in der modernen Geologie dominiert, wer könnte da die Gränze ahnen, auf welcher sie ihrem kühnen Fluge Einhalt zu thun veranlaßt wäre? Zu welcher Berechtigung sie sich bereits ermächtigt glaubt, sieht man schon aus den jetzt üblichen graphischen Darstellungen von der geognostischen Zusammensetzung der Erdrinde, wo allenthalben die entschieden neptunischen Bildungen an den Stielen der granitischen und Trappgesteine, wodurch diese mit der unterirdischen Feuereffe zusammenhängen sollen, zerschnitten und durchwühlt werden, obschon kein menschliches Auge von diesen Stielen noch etwas gesehen und außerhalb der Phantasie sie sicherlich keine Realität haben. Durch diese Bilder, aus viel Dichtung und wenig Wahrheit zusammengesetzt, wird dem Anfänger gleich von vorn herein eine Anschauung von der geognostischen Struktur der Erdrinde beigebracht, die nicht auf erwiesenen Thatsachen, sondern auf unerweisbaren Hypothesen ruht."

Das zweite Capitel, eigentlich ein integrierender Bestandtheil des vorigen, bietet uns Göthe's Urtheil über die neue geologische Schule. Ihm, den überhaupt das Mißgeschick traf, seine tiefen, reichen, man möchte sagen, prophetischen Blicke in die Natur bei seinen Lebzeiten völlig verkannt und unbeachtet zu sehen, — war die Wernersche Theorie von der Gebirgsbildung aus eigener reicher Forschung und Anschauung lieb und theuer geworden, und er wurde mit dem größten Unwillen, ja Abscheu vor dem umfichgreifenden Vulkanismus, der statt gesetzmäßiger Ordnung nur wüste Unordnung und zufällige Veranlassung bot, erfüllt. *)

*) Einen der kräftigsten und schlagendsten Ergüsse seines Unwillens theilen wir mit, — zumal die Anwendung auf einige Probleme der Theologie (z. B. die mit eben solcher Zübersicht behauptete Unächtheit des Pentateuchs und des f. g. Deutero-Jesaja) sich dabei von selbst aufdrängt. Göthe sagt: „Die Sache mag seyn, wie sie will, so muß geschrieben stehen, daß ich diese vermaledeite Polsterkammer der neuen Welterschöpfung verfluche und es wird gewiß irgend ein junger, geistreicher Mann aufstehen, der sich diesem allgemeinen verrückten Consensus zu widersetzen Muth hat. . . . Das Schrecklichste, was man hören muß, ist die wiederholte Versicherung: die sämmtlichen Naturforscher seien hierin derselben Überzeugung. Wer aber die Menschen kennt, der weiß, wie das zugeht: gute, tüchtige, kühne Köpfe puzen durch Wahrscheinlichkeit sich eine solche Meinung heraus; sie machen sich Anhänger und Schüler, eine solche Masse gewinnt eine literarische Gewalt, man steigert die Meinung, übertreibt sie und führt sie mit einer gewissen leidenschaftlichen Bewegung durch. Hundert und aber hundert wohlbedenkende, vernünftige Männer, die in anderen Fächern arbeiten, die auch ihren Kreis wollen lebendig wirksam, geehrt und respektirt sehen, was haben sie Besseres und Klügeres zu thun, als jenen ihr

Das dritte Capitel dieses Abschnitts widmet der Verf. der Darlegung der von ihm vertretenen Theorie der Erdbildung. Daß der Verf. sich dabei der Schranken der Wissenschaft wohl bewußt war, dafür bürgt schon das vorangestellte Motto Hiob 38, 1 ff. Seine Theorie gründet sich auf die schon vor sechs Jahren mitgetheilten, aber bisher von den Geologen vollständig ignorirten oder supercilios verachteten *) Forschungen des ehrwürdigen Veteranen und wahrhaft großen Chemikers und Mineralogen Nep. Fuchs in München (Münchener gel. Anz. IV. S. 209., neuerdings von seinen Schülern besonders herausgegeben unter dem Titel: Über die Theorien der Erde 2c. 2c.). Diese bezweckten nichts Anderes, als Wiederaufrichtung des Neptunismus vermittelt der Chemie. „Da läßt es sich nun wohl verstehen, wie höchst ungelegen dieser wohl motivirte Versuch der herrschenden geologischen Schule kam. Nach langem mühevollen Kampfe hatte sie sich ihrer Gegner erledigt; und glaubte jetzt ganz sicher auf den schwer erworbenen Vorbeeren ausruhen zu können, als ihr völlig unerwartet, und von einer Seite, woher sie sich's gar nicht versah, nicht bloß diese oder jene Parzelle, sondern der ganze Besitzstand in Frage gestellt, seine Auslieferung als unrechtmäßig angeeignetes Gut verlangt wurde. Da war es denn nicht zu verwundern, wenn durch allgemeine Übereinstimmung der Forscher, vor der schon Göthe einen tödlichen Schreck hatte, der Beschluß zu Stande kam, durch consequentes Ignoriren die Anforderungen des Gegners auf die Seite zu schieben. Es ist dies eine Methode, die wenigstens leicht und bequem durchzuführen ist.“ Noch schärfer urtheilt der berühmte Chemiker Liebig: „Die Stimme von München, — sie verhallt im Winde, denn sie verstehen diese Sprache nicht; wie könnte Fuchs darauf rechnen, gehört zu werden?“

Unser Verf. theilt größtentheils wörtlich die Abhandlung von Fuchs mit, — ein Verfahren, das auch Schubert in seiner Urw. und Firs. I. e. beobachtet hatte, und das durch die Klarheit, Schärfe und Sicherheit dieser Abhandlung gerechtfertigt ist.

Im Anfange (d. h. in der Zeit, welche unmittelbar dem Beginn der Gebirgsbildung voranging) befand sich die Erde, nach Fuchs, vermittelt des Wassers theils in festweiche, theils in flüssigem oder aufgelöstem Zustande (ob noch ein anderer vorangegangen, vermag die Wissenschaft nicht zu bestimmen, jedenfalls mußte es aber zu dem bezeichneten Zustande gekommen seyn, ehe die Gebirgsbildung vor sich gehen konnte). Unter den Bestandtheilen der Gebirge sind es aber zwei, welche vor allen anderen als die wichtigsten uns entgegentreten: die Siliciumsäure (oder die Kieselerde) und die Kohlenensäure. Die Siliciumsäure mit den Basen (Thonerde, Kali, Bittererde,

Zeld zu lassen und ihre Zustimmung zu dem zu geben, was sie nichts angeht. Das heißt man alsdann: allgemeine Übereinstimmung der Forscher.“

*) Einer der ersten unter den wenigen Gelehrten, die der Theorie von Fuchs volle Anerkennung schenkten, war Schubert Urwelt und Firs. S. 145 ff. und fl. Nat. Gesch. (12te Aufl.) S. 14. —

(Eisenoxyd 2c. 2c.) vereinigt, bildete die unauflösliche Masse der Erdrinde im amorphen festweichen Zustande; die Kohlensäure dagegen eignete sich den Kalk nebst einem großen Theile der Bittererde an, und bildete die Hauptmasse des aufgelösten Theiles der Erdrinde. „Die zwei genannten Säuren, welche sich gegenseitig ausschließen, waren über das Ganze gleichsam als Herrscher und Ordner aufgestellt, und jede führte das ihr Untergebene zum bestimmten Ziele, indem sie es, vermöge ihrer eigenthümlichen Kraft, von dem Bereiche der anderen getrennt hielt. So entfalteten sich zwei Hauptformationsreihen, welche ungestört neben einander hergehen und in jedem Zeitalter einander begleiten, nämlich die Formationsreihe der Siliciumsäure oder die Kieselreihe, und die der Kohlensäure, die nach der vorherrschenden Basis als Kalkreihe bezeichnet werden kann. Dazu gesellte sich noch eine dritte, die Reihe des Kohlenstoffs, welche erst in späterer Zeit Bedeutung gewinnt.“

Sehen wir zu, ob, wie und wohin sich die Vorgänge, welche der kundige Naturforscher vor unseren Augen vorübergehen läßt, in die Mosaische Schöpfungsgeschichte harmonisch einführen lassen.

Sie gehören ohne Zweifel sämmtlich — wie sich schon hier bestimmt nachweisen läßt, und wie es noch entschiedener im zweiten Abschnitte unserer Relation hervortreten wird, — dem dritten Tagewerke an. Die Urkunde spricht es auf das Bestimmteste und Unzweideutigste aus, daß sie die eigentliche Bildung der Erdoberfläche ausschließlich dem dritten Schöpfungstage *) angewiesen wissen will. Jede Auslegung, die sie noch darüber hinaus in den fünften und sechsten Tag sich erstrecken läßt, ist unverzeihliche Willkühr und Gewaltthat, und jede Concordanz zwischen Bibel und Geologie, die nur auf diesem Wege sich gewinnen läßt, ist von vorn herein verfehlt, null und nichtig.

„Gott sprach: Es sammle sich das Wasser unter dem Himmel an besondere Örter, daß man das Trockene sehe. Und es geschah also. — Können wir einen besseren Commentar zu dieser Stelle uns wünschen, als den, welchen die Theorie von Fuchs uns an die Hand gibt? Malt diese es uns nicht vor die Augen anschaulich und lebendig, wie das Wasser aus der chaotischen Masse ausgeschieden wird und an besondere Örter weicht, wie das feste Land hervortritt aus dem Gewässer der Urwelt?

Was dem dritten Tage vorausging, davon weiß die Theorie unseres kundigen Führers nichts. Aber das gereicht ihr eben zum Lobe. Jede geologische Theorie, die darüber hinausgehen will, geräth in Schwinderei und Einbildung, baut Schlösser in die Luft, und verliert den Boden unter den Füßen.

Zwei Umstände indeß könnten in Betreff der Vereinigung dieser Theorie mit der Schöpfungsgeschichte noch Bedenken erregen. Einmal, daß diese Theorie doch den bei weitem größten Bestandtheil des Erdsystems in unaufgelöstem, festweichem Zu-

stande sich befinden läßt, während die Bibel, indem sie das Erdsystem gradeweg als Wasser bezeichnet, es in völlig aufgelöstem Zustand vorauszusetzen scheint. Darauf ist aber zu erwidern: 1. daß diese Theorie bloß von dem Zustande spricht, in welchem die Gebirgsbildung unmittelbar begann, von den Veränderungen, die diesem Zustande etwa noch vorangegangen seyn mögen, kann sie nichts wissen und will sie nichts lehren. Die absolute Unmöglichkeit, daß die unaufgelösten, festweichen Bestandtheile nicht aus tropfbar flüssigem Zustande hervorgegangen seyn können, kann sie nicht und kann keine Empirie, die bloß an die Kräfte und Gestaltung der gegenwärtigen Periode gewiesen ist, behaupten. Wenn der gegenwärtigen Chemie die Auflösung der Granitbestandtheile nicht möglich ist, und wenn sie auch überhaupt nicht mehr möglich wäre, so könnten uranfänglich Kräfte thätig gewesen seyn, die, nachdem sie ihr Werk ausgerichtet, zur Ruhe gegangen sind, — 2. ist zu erwidern, daß, wenn diese Unmöglichkeit eine absolute wäre, und also dieser unaufgelöste, festweiche Zustand eines großen Theils des Erdvolumens principiell wäre, doch dieselbe Theorie auch einen sehr großen Theil der Gebirge sich in völlig aufgelöstem Zustande befinden läßt, und daß aller Wahrscheinlichkeit nach diese aufgelösten Substrate die Peripherie der Erdkugel einnehmen, und diese somit allerdings als eine Wasserkugel erscheinen mußte.

Bedeutender erscheint ein zweites Bedenken. Fuchs läßt mit dem Beginn der Krystallisation, also der Gebirgsbildung, die erst dem dritten Tage angehört, das Licht entstehen, während die Urkunde die Entstehung des Lichtes bereits auf den ersten Tag verlegt; Fuchs läßt ferner die Erde während ihrer Entwicklung eine selberleuchtende, also ringsum von Licht umgebene Kugel seyn, während die Urkunde von Licht und Finsterniß, von Tag und Nacht, von Abend und Morgen redet, was doch Alles mit dem Selberleuchten nicht vereinbar zu seyn scheint.

Was zunächst das Letztere betrifft, so sagt die Urkunde nirgends, daß vom ersten Tage, wo das (irdische) Licht aus der Finsterniß hervorzuleuchten begann, bis zum vierten, wo durch die vollendete Ausbildung des Sonnensystems die Lichtentwicklung für alle Zukunft fest geregelt und geordnet wurde, ein Wechsel von Licht und Finsterniß, von Tag und Nacht stattgefunden habe. Erst am vierten Tage ist von einer regelmäßig wechselnden Wiederkehr von Tag und Nacht die Rede. Wenn am ersten Tage das Licht, das aus der Finsterniß ausgeschieden worden, Tag — und die Finsterniß, die dem Lichte hatte weichen müssen, Nacht genannt wird, so liegt darin noch nicht, daß beide mit einander abgewechselt hätten; — und wenn die Tagewerke durch die Worte: Es ward Abend und es ward Morgen — begränzt werden, so ist damit, wie im dritten Abschnitt gezeigt werden wird, nicht der Gegensatz des Dunkels und Hellwerdens, sondern nur der Schluß eines vollbrachten und der Anfang eines neu beginnenden Schöpfungswerkes gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

*) über Bedeutung und Dauer der Schöpfungstage vgl. unseren dritten Abschnitt.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 13. Mai.

N^o 38.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1845. Von Lic. J. S. Kutz.

(Fortsetzung.)

Was das erstbezeichnete Moment betrifft, so können wir ohne Bedenken den Anfang der Lichtentwicklung auch noch vor den Eintritt der Krystallisation setzen. Das latente Licht, die Lichtpotenz, war in der chaotischen Masse gebunden (wie noch jetzt in jedem Naturkörper Licht gebunden ist). Sobald die in dieser Masse noch ungeschiedenen Gegensätze sich zu polarisiren und zu differenziren begannen, d. h. sobald die Lebens- und Entwicklungsthätigkeit der Erde sich zu regen und zu gestalten anfang, mußte das gebundene Licht entbunden, das latente manifest werden. Die polare Spannung, durch welche und in welcher die Erdbildung Anfang, Fortgang und Vollendung erhielt, mußte das Licht, wie sie es hervorgerufen, auch fortwährend wach und rege erhalten, — und als diese Spannung nachließ, als die Erdbildung vollendet war, da war unterdeß an die Stelle jener die polare Spannung zwischen Sonne und Planet getreten, um sie in dem Amt der Lichtentwicklung abzulösen.

Die nun folgenden Capitel des ersten Abschnitts in dem Wagner'schen Buche sollen einzelne geologische Hauptpunkte zur weiteren Begründung der eigenen und Bekämpfung der gegnerischen Ansicht in besondere Erörterung ziehen. Wir folgen ihm hier mit demselben ungetheilten Interesse; müssen uns aber der Mittheilungen enthalten.

2. Das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt.

Eine ganze, überaus üppig wuchernde Welt organischen Lebens liegt in dem Gebirgsinneren der Erdrinde begraben. In welchem Verhältniß stehen nun diese organische Reste zu der in der Bibel berichteten Schöpfung der Pflanzen und Thiere? Das ist die Frage, deren Beantwortung uns für den gegenwärtigen Abschnitt vorliegt. Dem vorigen Abschnitte analog suchen wir uns auch hier an der Hand unseres Führers in diesem Labyrinth einer untergegangenen und verfeinerten Welt des Lebens zu orientiren und jene Denkmale und Zeugen urweltlicher Zustände zu befragen, ob und was sie uns über sich selbst und ihre Umgebungen, über die Art und Weise ihres Entstehens, Lebens und Vergehens zu berichten vermögen. Danach erst wird sich ent-

scheiden lassen, ob die betreffenden geologischen Thatsachen mit denen des biblischen Berichtes aufeinander oder nebeneinander fallen, und ob im ersteren Falle beide mit einander harmoniren oder im anderen Falle beide sich so vereinigen lassen, daß sie, einander gegenseitig ergänzend, zu einem einheitlich-fortschreitenden Vorgange zusammenschließen.

Stellen wir die untergegangenen urweltlichen Organismen in Vergleichung zu denen der Jetztwelt, so muß zunächst zwar zugestanden werden, daß die Fossilien der Urwelt sich sämmtlich in die großen **Klassen**-Abtheilungen des jetzigen Pflanzen- und Thierreiches unterbringen lassen. Anders gestaltet sich aber schon das Verhältniß bei den **Gattungen**. Mag es auch zugegeben werden, daß keineswegs alle Gattungen erloschen, sondern manche derselben auch in der jetzigen Zeit repräsentirt sind, so ist doch gewiß, daß der größte Theil der untergegangenen Typen völlig ausgestorben ist, und daß umgekehrt viele unserer jetzt lebenden Typen damals gar keine Repräsentanten hatten. Machen wir aber vollends die **Arten** zum Princip der Vergleichung, so ist es als höchst wahrscheinlich, ja wohl bereits ausgemacht anzusehen, daß keine einzige Species der urweltlichen Arten sich in die geschichtliche Zeit hinübergerettet hat; wenigstens ist noch keine gefunden worden, die als mit einer jetzt lebenden identisch erkannt worden wäre. Das Thier- und Pflanzenreich des Gebirgsinneren zeigt sich demnach als ein sehr eigenthümliches und von dem gegenwärtigen nach allen Beziehungen höchst verschiedenes.

Schon hier haben wir einen ersten, festen und sicheren Ausgangspunkt zu einer Beantwortung der oben aufgestellten Frage. Die in der Bibel beschriebene Schöpfung der Pflanzen und Thiere bezieht sich jedenfalls auf solche Gattungen und Arten, die vom Schöpfer zur Fortpflanzung und Erhaltung, nicht aber zum Untergang und gänzlichen Erlöschen bestimmt waren. Es geht dies mit absoluter Sicherheit schon aus dem starken Accent hervor, mit welchem die Urkunde es wiederholt hervorhebt, daß Gras, Kraut und Bäume, jegliches nach seiner Art, durch Samen und Frucht zu einer perpetuirlichen Erhaltung und Erneuerung der Arten befähigt gewesen sey, und aus dem Interesse, mit welchem sie bei allen Typen der Thierwelt wiederholt, daß jedes nach seiner Art geschaffen sey und Allen insgesammt den göttlichen Segen: „Seyd fruchtbar und mehret euch und füllet das Wasser und die Erde“ zutheilt. — Die Urkunde bezieht sich ferner ohne Zweifel auf die Erschaffung solcher Organismen, die zwar **vor** dem Menschen, aber nichts desto weniger, und eben darum **für** ihn vom Schöpfer bestimmt sind. Denn dem Menschen wird allerlei Kraut, das Samen tragend ist, auf der

ganzen Erde und allerlei Bäume, die Früchte tragen, zur Speise angewiesen, — und in Beziehung auf die Thierwelt wird ihm aufgegeben, sich dieselbe unterthan zu machen, und zu herrschen über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel, über das Vieh und über Alles, das da kriecht auf Erden. Diese Pflanzen, die er genießen, und diese Thiere, die er beherrschen soll, sind aber offenbar dieselben, deren Erschaffung unmittelbar vorher berichtet wurde; folglich sind die Organismen, deren Schöpfung die Bibel beschreibt, dieselben, die mit dem Menschen zu leben bestimmt sind, also im Allgemeinen wenigstens die Pflanzen und die Thiere der Jetztzeit. Und dasselbe geht auch aus der immer wiederkehrenden Billigungsformel: „Und Gott sah, daß es gut war“, hervor. Eben, weil es gut, sehr gut war, kann es nicht zum Untergang, sondern nur zum bleibenden Daseyn bestimmt gewesen seyn.

So haben wir also lauter Widersprüche der biblischen Darstellung mit dem, was die geologische Erforschung der untergegangenen Organismen uns lehrt. Aber alle diese Widersprüche werden paralysirt durch die Widersprüche innerhalb der Naturforschung selbst. Denn zwischen Urwelt und Jetztwelt, zwischen Geologie und Naturgeschichte finden sich eben so bestimmte, ja ganz dieselben Widersprüche. Die Organismen der untergegangenen Urwelt sind nicht die Thiere und Pflanzen der Mosaischen Kosmogonie, aber sie sind auch nicht die Thiere und Pflanzen der geschichtlichen Zeit; wohl aber können und müssen die Organismen der biblischen Schöpfung dieselben seyn, welche die Naturgeschichte als die Mitbewohner des Menschen uns kennen lehrt, und darin löst sich der Widerspruch der Bibel mit der Naturforschung zur vollkommenen Harmonie.

Die von den Gebirgen der Erde umschlossenen Lebensstypen sind nicht zur perpetuirlichen Erneuerung und Erhaltung bestimmt gewesen, wenigstens hätten sie dann ihre Bestimmung nicht erreicht; sie sind nicht für den Menschen geschaffen, sind nie seine Zeitgenossen und Mitbewohner der Erde gewesen, denn ehe der Mensch auftrat, sind sie längst aus der Welt der Lebendigen ausgeschieden und erloschen; sind längst von ihrem steinernen Grab umschlossen, und ihre erstarrten Gebeine sind erst nach sechstausend Jahren den Menschen zu Gesicht gekommen, um der Naturforschung Räthsel aufzugeben, die sie wahrscheinlich nie wird lösen können, um die menschliche Wissenschaft, in einer Zeit, wo sie Alles verstehen zu wollen sich vermisst, von der Unzulänglichkeit ihrer Mittel und Kräfte zu überzeugen.

Es steht also hier schon fest, und wird sich weiter unten noch mehr erhärten: die Fossilien der Gebirgswelt können nicht dieselben Organismen seyn, deren Erschaffung die Bibel berichtet. Die Bibel weiß nichts von den Petrefakten und Entozoen der Geologie, sie hat es bloß mit den Wesen zu thun, die für den Menschen erschaffen wurden, die ihm theils zur Nahrung, theils zum Substrat oder zu Mitteln und Gehülfen seiner Thätigkeit bestimmt waren. Aber auch die Geologie weiß eben so wenig etwas von den Geschöpfen, die nach der Schrift in der zweiten Hälfte des dritten, so

wie am fünften und sechsten Tage geschaffen wurden, sie kann nichts von ihnen wissen, weil ihre Typen nicht zum Untergang, sondern zur Erhaltung bestimmt waren, weil ihre Sippschaften darum nicht von erstarrenden Gewässern verschlungen werden durften, sondern ihre Individuen nach vollbrachter Bestimmung dem gewöhnlichen Wege der Verwesung, die ihre Gebeine meist spurlos verwischte, anheimfallen mußten.

Wie die Bibel klar und bestimmt jede Annahme eines Hineintragens der Bildung der eigentlichen Erdkruste in den fünften und sechsten Schöpfungstag ausschließt, indem sie Land und Meer, und somit die bleibende Gestaltung der Erde (nämlich im Ganzen und Großen) fertig seyn läßt, so duldet sie auch durchaus nicht eine Auffassung, welche das Werk der späteren Tage zurückgehen läßt bis in die erste Hälfte des dritten; sie weiß durchaus nichts von einer Gleichzeitigkeit, von einem Nebeneinander, sondern nur von einem Nacheinander der Bildung der Erdkruste einerseits und der von ihr berichteten Schöpfung organischer Wesen andererseits.

Das ganze Gebiet der Geologie, wenigstens das der Primär- und Sekundärepoche —, verglichen mit der biblischen Schöpfungsgeschichte, fällt also in die erste Hälfte des dritten Tages. Die Geologie kann nicht zum Zeugen für die Wahrhaftigkeit dessen, was die Bibel als vorher oder nachher geschehen berichtet, aufgerufen werden, sie kann aber auch nicht Zeugniß ablegen gegen die Wahrhaftigkeit dieses Berichtes. Will sie es dennoch, so ist ihr Zeugniß ein falsches Zeugniß, denn sie will zeugen, nicht was sie gesehen und erlebt, sondern was sie geträumt und phantastirt hat. Nur für die erste Hälfte des dritten Tages erkennen wir ihr Zeugniß an.

Jeder Versuch also, Schrift und Geologie in Harmonie zu bringen, der dies sowohl in der Geologie als in der Bibel begründete und klar ausgesprochene Verhältniß verkennet, — und übelverstandenen geologischen Thatsachen zu Liebe, die Bildung der Erdkruste bis in den fünften und sechsten Tag hineinreichen läßt, oder umgekehrt die Schöpfung des fünften und sechsten Tages in der Zeit der noch unvollendeten Erdbildung vor sich gehen läßt, thut der Schrift schreiende Gewalt an und schadet der guten Sache, der er nützen will. Ja, er tritt in eben so bestimmten Widerspruch mit den Thatsachen der Naturforschung, die er doch zum Profrustesbett der Bibel gemacht hat; indem er im offensten Widerstreit mit den wissenschaftlichen Resultaten die Organismen der Vorwelt mit denen der Mitwelt, denn solche meint ja unbestreitbar die Schrift, identificirt.

Dies ist aber der Standpunkt der meisten Harmonisten, sowohl von theologischer wie geologischer Profession, und daher konnten ihre Versuche nimmer befriedigen, konnten nimmer, trotz aller zuversichtlichen Versicherungen der schönsten Harmonie, trotz alles eigenen Glaubens an die mühsam errungene oder erzwungene Übereinstimmung, die grellen Widersprüche völlig verdecken, noch den durch Überredung oder Selbsttäuschung erschlienenen Frieden vor der Welt, die nicht so wohlwollend und zur Stiftung von Eintracht und Frieden geneigt war, wie sie, behaupten.

Das ist nun das Verdienst Schubert's, durch wiederholte geist- und lebensvolle Andeutungen und Skizzen von dieser grundfalschen Auffassung ab- und auf die richtige hingewiesen zu haben, und A. Wagner's Verdienst ist es, daß er diesen richtigen Weg zuerst vollständig und klar durchgeführt und auf die Harmonisirung von Schrift und Geologie glücklich und überzeugungskräftig angewandt hat, und so zuerst eine vollkommen genügende, der weltlichen Wissenschaft eben so wenig wie der Bibeleregeſe irgendwie zu nahe tretende Einigung dargestellt hat.

Doch wir kehren zur Betrachtung der geologischen Thatſachen an ſich zurück. Ein eben so wichtiges, ja noch bei weitem wichtigeres und auffallenderes Reſultat, als die Vergleichung der urweltlichen Fossilien mit der Pflanzen- und Thierwelt der geſchichtlichen Zeiten darbot, liefert die Vergleichung der urweltlichen Flora und Fauna unter ſich, d. h. nach Maßgabe der einzelnen Formationen, von denen ſie umſchloſſen ſind. Dieſelbe Differenz der Gattungen, Typen und Arten, dieſelbe Fremdartigkeit und gänzliche Abgeſchnittenheit, die wir in dieſer Beziehung zwiſchen Vorwelt und Mitwelt fanden, findet ſich auch in eben ſo ſcharfer Beſtimmtheit zwiſchen den Lebensformen der einzelnen Gebirgsformationen der Vorwelt.

Zwar iſt dieſes Reſultat in ſeiner Ausnahmsloſigkeit beanſtandeten worden. Der Paläontologe Bronn will auch einzelne Gemeinſamkeiten in verſchiedenen Formationen beobachtet haben, ſo z. B. ſoll das Gebirge von St. Caſſian in Tyrol unter vierhundert und zweiundzwanzig Arten von Verſteinerungen dreihundert und neunundachtzig ihm ganz eigenthümliche enthalten, dagegen aber mit Kohlenſtoff und Zechſtein ſieben identiſche und fünf analoge Arten, mit der Trias vier identiſche und ſechs analoge, mit der Lias vier identiſche und ſieben analoge, mit der Jura eine identiſche und zwei analoge Arten. Damit ſtehen nun aber die Reſultate mehrerer anderen, nicht minder ausgezeichneten Paläontologen in direktem Widerſpruch. Agazzi z. B., der ſo genaue, ſorgfältige und ausgedehnte Forſchungen in dieſem Gebiete, wie kaum ein anderer Gelehrter, gemacht hat, ſpricht ſich folgendermaßen aus: „Es iſt gegenwärtig eine erwieſene Wahrheit für mich, daß die Geſamtheit der organiſchen Weſen nicht allein in den Zwiſchenräumen jeder der großen Abtheilungen, welche man als Formationen benennt, ſich erneuert hat, ſondern auch mit der Ablagerung jeder beſonderen Abtheilung aller Formationen. Ich glaube eben ſo wenig an die genetische Deſcendenz der lebenden Arten von den verſchiedenen Tertiärabtheilungen, welche man für identiſch angeſehen hat, die ich aber für ſpecifiſch verſchieden halte, ſo daß ich die Idee einer Transformation der Arten von einer Formation in die andere nicht annehmen kann. Indem ich dieſe Reſultate ausſpreche, will ich ſie keineswegs als Induktionen, die aus dem Studium einer beſonderen Thierklaſſe (z. B. der Fiſche) genommen und auf andere Klaſſen übertragen wurden, ſondern als Reſultate direkter Vergleichun-

gen ſehr beträchtlicher Sammlungen von Petrefakten verſchiedener Formationen und Thierklaſſen bezeichnet haben.“

Unſer Verf. ſpricht ſich über dieſe Differenz ſehr umſichtig und beſonnen aus: „Zunächſt ſteht es unbeſtritten feſt, daß jede Formation unter ihren organiſchen Gebilden durchaus eigenthümliche hat, und daß dieſe wenigſtens die überwiegende Mehrzahl in ihr ausmachen. Eben ſo ſteht es feſt, daß die Vermischung der Arten nicht allenthalben, wo zwei Gebirgsarten zuſammengrängen, ſtatt hat, ſondern daß es nur einzelne, wenige Fälle ſind, die biſher bekannt wurden. Aber eben deshalb hat man ein Recht, die Gültigkeit dieſer Annahme ſo lange zu beanſtanden, als nicht durch genaue und wiederholte Unterſuchungen von wohl erhaltenen und ſcharf beſtimmbaren Exemplaren die Richtigkeit der Beſtimmungen außer Zweifel geſetzt iſt. Letztere Bedingung wird aber nur für wenige der biſher angegebenen Fälle eingehalten ſeyn. . . Übrigens iſt auch noch der Umſtand hervorzuheben, daß bei anſcheinender Übereinkunft in den äußeren Formen noch keineswegs mit Sicherheit auf Identität der Art geſchloſſen werden darf, da in der Färbung oder in der Beſchaffenheit des eigentlich thieriſchen Beſtandtheils Unterſchiede liegen können, die an den Petrefakten gar nicht wahrnehmbar ſind. Wir wären wenigſtens bei der Beſtimmung der jetzt lebenden Arten ſehr übel berathen, wenn wir alle derartige charakteriſtiſche, oft unentbehrliche Merkmale nicht benützen könnten.“

Geſetzt alſo auch, die Bronnſche Meinung würde ſich beſtätigen, ſo bliebe dennoch, da die ſehr vereinzelteten Ausnahmen die Allgemeinheit der Regel nicht aufzuheben vermöchten, die Thatſache im Allgemeinen ſtehen, daß zwiſchen den einzelnen Feſtarten nicht nur, ſondern oft ſogar auch zwiſchen den einzelnen Lagen ein und derſelben Gebirgsformation und den von ihnen umſchloſſenen organiſchen Typen eine eigenthümlich genetische Beziehung ſtattfindet; — ſo müſte dennoch das Reſultat anerkannt bleiben, daß jede Formation ihre eigenthümliche, unabhängige Schöpfung für ſich habe, und daß ſomit der Akt der Schöpfung ſich eben ſo oft von Grund aus erneuert haben müſſe, als Formationen vorhanden ſind. Die Bibel berichtet aber nur von einer einzigen Schöpfung organiſchen Lebens. Sie könnte alſo höchſtens eine von jenen vielen Schöpfungen meinen, aber daß keine derſelben gemeint ſeyn könne, geht daraus hervor, daß die bibliſche Schöpfung von den Organismen handelt, die für den Menſchen geſchaffen wurden, die alſo bis in die Jetztzeit fortgedauert haben; die Übergangs- und Flößgebirge aber nur Typen darbieten, welche längſt vor dem Auftreten des Menſchen erloſchen ſind und ſich ſeitdem nicht wiederfinden. Es beſtätigt ſich alſo auch hier das bereits früher gewonnene Reſultat, daß beide Schöpfungen völlig verſchiedene und darum incomparable ſind.

Die meiſten Geologen haben die Frage, wie jene räthſelhafte Ungleichartigkeit und Ausſchließlichkeit der organiſchen Formen in den einzelnen Gebirgsarten zu erklären ſey, unbeachtet ge-
laſſen, oder es doch mit ihrer Beantwortung viel zu leicht ge-

nommen. Schubert hat zwar, die Andeutungen eines früheren Forschers (J. Döllinger, 1802) geistreich ausführend, wiederholt eine, die Thatsache, von ihrer empirischen Seite wenigstens, genügend aufklärende Theorie aufgestellt, aber unter den Geologen von Fach keine Berücksichtigung und noch weniger Anklang gefunden. Unser Verf. aber gibt ihr seine unbedingte Zustimmung.

Zunächst weist er nach, daß man sich die Einlagerung nicht so denken könne, als ob die organischen Geschöpfe in den Urgewässern ursprünglich vorhanden gewesen und dann nach und nach von den späteren Niederschlägen der Erdmassen umhüllt worden wären. „Eine solche Annahme müßte es unerklärt lassen, warum gewisse Thierarten an gewisse Schichten gebunden sind, überall sich einstellen, wo diese vorhanden, überall fehlen, wo diese nicht auftreten. Von einer beckenartigen Ablagerung kann auch schon darum nicht die Rede seyn, da versteinigungsführende Felsarten oft nur die Kuppe der Berge bilden. Wenn überhaupt zwischen den organischen Formen und den sie umschließenden Felsarten nicht ein bestimmtes Verhältniß zu Grunde läge, so wäre es nicht einzusehen, warum jene nicht durch eine große Reihe von Schichten hindurchgreifen, da diese nicht, wie die Schalen einer Zwiebel, in ununterbrochener Continuität um die Erdoberfläche herum sich legen und also eine organische Entwicklungsreihe nach der anderen vertilgen konnten, sondern im Gegentheil jede geognostische Formation in gesonderte Gebirgsmassen zerfällt, welche oft durch höchst ausgedehnte Zwischenräume von einander getrennt sind, in denen wenigstens die beweglichen Thiere sich dem Untergange hätten entziehen können, bis auch sie von den späteren Niederschlägen einer anderen Formation erreicht worden wären.“

Wir gehen zur Darstellung der Schubert-Wagnerschen Ansicht über. „Ignaz Döllinger (sagt Schubert, Bauplan der Erdbeste S. 19.), der scharfblickende und gedankenreiche Anatom und Physiolog, dessen Auge für dergleichen Beobachtungen so wohlgerüstet ist, als irgend ein Menschenauge, hat auf einem eigenthümlichen Wege der Anschauung in seinem Büchlein über die Fossilien der Kieselreihe, Erl. 1802, die Behauptung hingestellt, daß jene Entozoen der Erde, welche die Tiefe der Erde als Versteinerungen umschließt, Wesen von einer anderen Anordnung und inneren Einrichtung gewesen seyn möchten, als die etwa im äußeren Umriß ihnen ähnlichen, am Licht des Tages lebenden Organismen, die sich durch Zeugung erhalten und vermehren. Auch der jetzige Zustand der Dinge hat noch viele organische Gestaltungen aufzuweisen, deren Entstehen und unvollkommenes Leben nur beziehungsweise auf ein anderes, vollkommeneres Seyn stattfindet, und welche spurlos verschwinden, sobald dieses Vollkommenere, für welches allein sie da waren, ihrer nicht mehr bedarf. Wenn das lebende Säugethier zu Tage ausgeborn wird, wo bleibt dann die Placenta? — wenn sich

aus dem Leibe der Raupe der Schmetterling entfaltet, wo bleiben dann so manche Organe der Larve? — Wenn jene Disposition, welche im Thierleibe das Erzeugen der Entozoen, im Wassertropfen das Gedeihen der Infusorien begünstigte, sich verliert, wo bleiben dann diese Binnenthier? — Jene Entozoen sind, wie sich Schubert anderswo ausdrückt (Gesch. d. Nat. I. 487. vgl. auch S. 411 ff.), „nicht Thiere und Pflanzen der gewöhnlichen Zeugung und Verwesung gewesen, sondern unmittelbare Ausgeburten einer Schöpferkraft, welche bei jedem Pulschlag ihres Bewegens eine Fülle des mannigfaltigsten Lebens über die Sichtbarkeit ergoß.“ Nach dieser Ansicht rief also die gestaltende Kraft, die sich in jugendlich überschwenglicher Fülle in den lebensschwangeren Gewässern der Urwelt regte, eine Fülle lebendiger Organismen hervor, die aus der individuellen Bildungsfähigkeit und Receptivität des jedesmaligen Gewässers hervorgingen und darum auch an dasselbe gebunden mit ihm erstarrten, ehe sie in's volle, selbstständige und durch Zeugung sich stets erneuernde Leben eintreten konnten. Mit jeder neu sich bildenden Gebirgsformation bildete sich, weil die Disposition und Bildungsfähigkeit des Substrates eine andere war,*) auch eine ihr angehörende neue Welt des Lebens, die ebenfalls unter vorübergehenden Verhältnissen entstand, und darum auch nur eines vorübergehenden Lebens sich erfreuen konnte, bis denn zuletzt, nachdem die Erdbeste gleichsam mit Knochengestüß, Fleisch und Sehnen in vollendeter Bildung dastand, eine bleibende Organisation hervortrat, als deren letztes Glied der Mensch dastand.

Ganz ähnlich drückt sich A. Wagner über das Problem aus: „Als die chaotische Masse, durch die schöpferische Lebenskraft erregt, sich zu differenziren begann und eine Mannigfaltigkeit von Bildungen sich zu regen anfang, gestalteten sich aus ihr in allmählicher Reihenfolge die Grundlagen der vielerlei geognostischen Formationen, von welchen ein Theil (die Ur- und Trappgebirge) den in ihnen schlummernden Keim nicht zu entwickeln vermochte,**) während in einem anderen Theile alle hierzu günstigen Bedingungen vorhanden waren, so daß, gleichzeitig mit der Entfaltung der unorganischen Gebilde, ein buntes Gewimmel organischer Formen entstand, eben so vielfach, als es die Grundlagen selbst waren, aus deren Schöße sie hervorgingen und deren Natur auf ihre eigene determinirend eingewirkt hatte.“

(Fortsetzung folgt.)

*) „Wie jetzt in unserer fertigen Welt das Land des Polarkreises andere Formen hegt, als das des Wendekreises, der Frühling andere Zeugungen beginnt, als der Sommer und Herbst; so hat auch das schaffende Leben bei seinem Gang durch die gebärende Tiefe jeden seiner Fußstapfen hier durch diese, dort durch eine andere Lage des mütterlichen Bodens mit eigenthümlichen Bildungen bezeichnet.“

**) Denn die Krystallisationskraft ist der der Organisationskraft feindlich und ausschließlich gegenüberstehende Pol der Gestaltung.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 16. Mai.

N^o 39.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1845. Von Lic. J. S. Kurz.

(Fortsetzung.)

Sehr treffend bemerkt dann Wagner weiter, daß man sich diesen Bildungsprozeß ungefähr von der Art zu denken habe, wie er in einem Korallenriff vor sich geht, von dem ein Theil zum erdigen Korallenstamme, ein anderer zum thierischen Polypen sich ausbildet. „Daß aber diese ältesten organischen Erzeugnisse des Erdkörpers sich nicht bis in unsere Zeiten lebend erhalten haben, daß sie selbst nicht einmal bis in die nächstfolgende Formation hineinreichen, spricht dafür, daß sie an die eigenthümlichen Verhältnisse der Medien, aus denen sie hervorgingen, gebunden waren. Aus dieser Gebundenheit, die sich in ihren genetischen Grundbeziehungen allerdings jetzt nicht weiter ausfindig machen läßt,“) ergibt sich nun auch die Eigenthümlichkeit ihres Auftretens in den Gebirgsablagerungen . . . Die generatio aequiva hat in jenen Zeiten im größten Maßstabe ihre Thätigkeit gezeigt. Ob den durch sie hervorgerufenen und nicht zur Forterhaltung bestimmten problematischen Wesen eine kürzere oder längere Lebensfrist vergönnt war, wissen wir nicht; ihre Zeit war abgelaufen, als die unorganische Masse in der Formation, mit der sie verbunden waren, überwiegend wurde und schichtenweise sich ablagerte.“

Fragen wir nun, ob und wie die geologischen Thatsachen, welche wir aus der paläontologischen Vergleichung der Flözgebirge kennen gelernt haben, sich in ein bestimmtes Verhältnis zum Sechstageswerk der Bibel setzen lassen. — Daß die organischen Schöpfungen der Flözgebirge nicht dieselben seyn können, welche die Bibel in die zweite Hälfte des dritten, so wie in den fünften und sechsten Tag verlegt, haben wir schon früher gesehen. Da nun die Bibel von keiner anderen, als der für den Men-

schen unmittelbar bestimmten Pflanzen- und Thierschöpfung berichtet, also über jene Schöpfungen, welche die Gebirge der Flözzeit umschließen, gänzlich schweigt, so entsteht die doppelte Frage, warum sie darüber schweige, und an welche Stelle des Sechstageswerkes die Entstehung der von den Gebirgen der Erde umschlossenen Organismen einzuordnen sey?

Die letzte Frage beantwortet sich leicht aus dem Texte selbst. Indem die Urkunde die Bildung des Erdkörpers mit Land und Meer, mit Bergen und Thälern, also die Formation der gesammten anorganischen Sphäre, welche mit dem dritten Tageswerke erst begann, auch schon in der Mitte des dritten Tages fertig seyn läßt, — und andererseits jene untergegangenen Organismen nur mit den Gebirgsformationen, von denen sie umschlossen sind, zugleich entstanden seyn können, so kann die Erschaffung jener nur der ersten Hälfte des dritten Tageswerkes angehören. Hören wir unseren Verf. (S. 485.): „Als der Geist Gottes belebend über dem Wasser schwebte und die chaotische Masse auf das Wort des Schöpfers sich zu differenziren begann, entstand zugleich mit der Bildung der anorganischen Masse eine Mannigfaltigkeit organischer Formen, die zu allen Lebensfunktionen der gegenwärtigen allerdings befähigt seyn mochten, deren Lebensdauer jedoch zu Ende ging, sobald die unorganische Masse in dem Medium, aus dem sie durch Urzeugung hervorgegangen waren, Gestaltung gewann und sich absetzte. In der ersten Hälfte des dritten Schöpfungstages, wo das Land seine Bildung vollendet hatte, erlosch auch die Existenz jener älteren Thier- und Pflanzenwelt, um einer neuen Platz zu machen, welcher allein der Segen der Forterhaltung zu Gute kommt. Nur von dieser ist von der zweiten Hälfte des dritten Tages fortan die Rede.“

Auch die Beantwortung der anderen Frage: warum die Bibel jene Urzeugungen der Gebirgswelt gänzlich übergehe, kann nicht zweifelhaft seyn. „Daß in der Genesis von ihnen gar keine Rede ist,“ urtheilt unser einsichtsvoller Verf., „rührt wohl nur davon her, daß sie nicht zur Forterhaltung bestimmt gewesen und deshalb in kein Verhältnis mit dem weit später geschaffenen Menschengeschlechte getreten sind. Die Bibel beschränkt sich in ihren Berichten aber durchgängig auf die unmittelbaren und nächsten Beziehungen, in welchen der Mensch zu Gott und der Welt steht, mit Sinneweglassung von Allem, was in dieser Hinsicht nicht wesentlich und nothwendig ist. Es ist eine ganz irrige Ansicht, wenn man von der Bibel eine Kosmogonie erwartet, wie sie das Bedürfnis der Wissenschaft allerdings wünschen möchte; sie will lediglich dem religiösen Bedürfnisse genügen und nur in dieser Absicht den Menschen hinsichtlich seines Standpunktes orientiren.“

Eine andere Frage, deren Beantwortung aber allerdings zweifelhaft erscheinen muß, ist die, welchen Grund und welchen

*) Im Ganzen und Großen wird uns jedoch diese genetische Beziehung etwas näher gerückt durch die Beobachtung, daß die bei weitem überwiegende Hauptmasse der thierischen Organismen in den nach den chemischen Bestandtheilen verwandten Kalkgebirgen (im Jurakalk z. B. unter tausend Arten von Thieren nur sieben Arten von Pflanzen) abgelegt ist, und daß in den Steinkohlen- und den (damit verbundenen) Sandsteingeirgen das umgekehrte Verhältniß der Animalien und Vegetabilien (auf dreihundert und funfzig fossile Vegetabilien kommen durchschnittlich nur dreizehn Arten Thiere vor) und das gleiche chemische Verwandtschaftsverhältniß der Stoffe zwischen der erdigen Matrix und den eingeschlossenen organischen Hauptprodukten stattfindet.

Zweck, welche Bedeutung und Stellung jene doch nur, wie es scheint, zum Untergang bestimmte Welt des Lebens gehabt habe? Warum verschwendete, möchte der forschende Verstand fragen, der Schöpfer eine solche ungeheure Fülle des Lebens, in einer Zeit und unter Umständen, die ihr Bestehen unmöglich machten? Warum wurde die Produktion des organischen Lebens überhaupt nicht so geordnet und gezügelt, daß sie erst dann hervorgetreten wäre, als durch Vollendung der Erdbildung die zu ihrer Erhaltung nöthigen Bedingungen dargestellt waren? Unser Verstand, sich innerhalb der Gränzen der empirischen Naturforschung haltend, geht auf diese Frage nicht ein. Schubert sucht wenigstens durch Analogien aus der Jetztwelt uns, wenn auch nicht das Verständniß, doch die Thatsächlichkeit des Vorganges näher zu rücken. Er vergleicht jene untergegangene Welt des Lebens mit den Tausenden von Blüthen, mit denen der Obstbaum im Frühling sich bedeckt, und welche abfallend, ohne Früchte zu erzeugen, wenige Wochen nachher wie eine fruchtlos vergangene Welt der Dinge erscheinen; — er erinnert an die Millionen der Lebendigen, die man durch ein Mikroskop in einem gährenden Wassertropfen wahrnimmt und ein spurlos aussterbendes Thierreich werden, sobald die Bedingungen, welche das Entstehen derselben begünstigen, aufhören. — Man könnte ferner auf die Thatsache hinweisen, daß mit jeder neuen, uns näheren Formation die eingeschlossenen Organismen sich immer bestimmter den jetzt bestehenden Typen nähern, und in diesem Anstreben nach den zur Erhaltung bestimmten Lebensformen die Lösung des Räthsels vermuthen u. u. Wir müssen nun freilich gestehen, daß diese und ähnliche Erklärungsversuche uns nicht befriedigen können, theils weil sie die gesuchte Antwort eigentlich nicht gewähren, sondern nur das Räthsel der Urwelt durch die Räthsel der Jetztwelt zurückdrängen, theils aber auch, weil sie wieder andere Fragen hervorrufen, deren Beantwortung nicht minder zweifelhaft ist, ja sogar bedenklich werden könnte. Sie versetzen uns nämlich in ein Gebiet, wo die Gränzmarken der theologischen und pantheistischen Weltanschauung aneinanderstoßen und sich zu vermischen drohen.

Die Lösung dieser Probleme kann also dem Theologen nichts weniger als gleichgültig seyn. Dennoch erlauben Raum und Zweck dieser Relation nicht, uns ausführlich auf Lösungsversuche einzulassen. Wir haben es hier nur mit Thatsachen, nicht mit Spekulationen, Vermuthungen, Combinationen u. u. zu thun. Wir müssen es darum auch hier unerörtert lassen, ob der Versuch einer Lösung, den wir an einem anderen Orte (Lutherische Zeitschr. 1843, S. I. S. 30—34.) angedeutet haben, zur Erklärung genüge und sich auf biblischem Standpunkte behaupten lasse.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen.

Es sind wieder schöne Tage an uns vorübergegangen. Die brüderliche Liebe hat neue Feste gefeiert, und voll Dank gegen den Herrn

schaun wir zurück auf die reichen Gaben, welche wir von seiner Hand empfangen haben. Es bestehen noch immer so viele Vorurtheile gegen diese freien Pastoral-Conferenzen. Sie sollen durchaus die Spaltungen in der Kirche vermehren. Nun freilich, Licht und Finsterniß muß sich scheiden, doch das ist ein Segen für die Kirche! Wir sind aber überzeugt, wenn alle diejenigen, welche im Glauben stehen, wie schwach oder wie stark dieser Glaube auch sey, sich fleißiger zu solchen brüderlichen Besprechungen vereinigen, wie die Pastoral-Conferenzen sie darbieten, es würde der Spaltung in der Kirche weit weniger seyn. Wir können es aus eigenster lebendiger Erfahrung nachweisen, wie nicht nur eine Menge Vorurtheile, welche die Personen gegen einander hatten, durch die nähere persönliche Bekanntschaft geschwunden sind, sondern auch die Verschiedenheiten in den Ansichten durch den lebendigen Austausch der Gedanken sich bedeutend ausgeglichen haben; dessen nicht zu gedenken, wie Andere wieder, die in ihrer Vereinzelung dahin zu sterben drohten, durch die Theilnahme an diesen lebendigen Zusammenkünften zu neuer Kraft erweckt und wieder in lebendigen Zusammenhang mit der Kirche gebracht wurden. Wir könnten eine Menge einzelner Beispiele von solchen anführen, welche es uns aufs Dankbarste versichert haben, daß sie in diesen Pastoral-Conferenzen durch Gottes Gnade die kräftigste Anregung zum Glauben, zur Liebe und Treue gefunden haben. Und, ohne daß wir uns unterstehen, ein unbefugtes Gericht zu üben, möchten wir diejenigen, welche denselben noch immer entgegen sind, dringend auffordern, sich ernstlich zu prüfen, woher denn eigentlich ihr Widerspruch kommt; ob er nicht herrührt von einer geheimen Besorgniß, aus der trägen Ruhe, in die man sich gebracht hat, aufgerüttelt zu werden, oder aus Furcht vor der Schwach Christi, welche auch dies Bekenntniß mit sich führen mag.

Übrigens läugnen wir nicht, daß diese Conferenzen noch segensreicher seyn könnten, als sie sind; die Sache ist im Ganzen doch noch zu neu, als daß sie nicht mit manchen Unvollkommenheiten behaftet seyn sollte. Aber reichere Erfahrungen, vor Allem eine gründlichere und fruchtigere Entwicklung des geistlichen Lebens in der Kirche werden schon das Ihrige beitragen, diese wichtige Angelegenheit immer mehr dem Ziele der Vollkommenheit entgegen zu führen.

Der Pastoralverein in der Provinz Sachsen (früher kirchlicher Centralverein genannt) hatte seine diesjährige Frühlingsversammlung auf den 22. April ausgeschrieben. Schon am Vorabende fand sich in Gnadau eine so große Menge von lieben Theilnehmern ein, daß es zweifelhaft seyn konnte, ob die Gastfreundschaft der theuren Einwohner des kleinen Orts die Gäste alle zu beherbergen würde im Stande seyn. Aber, wie schon früher, öffneten sich ihnen so viele Thüren auch von Privathäusern, daß die Liebe bald Raum für Alle geschafft hat. Es war früher wohl davon die Rede gewesen, unsere Versammlungen in einer größeren Stadt zu halten. Man ist jetzt ganz von diesem Gedanken zurückgekommen, da der Segen, welchen die stille, ernste, friedliche Umgebung auf das Zusammenseyn übt, immer sichtbarer geworden ist. Das Wichtigste ist, daß die größere Zersplittertheit, welche eine größere Stadt auch nothwendig herbeiführt, die nähere persönliche Verührung und damit die innigere, brüderliche Gemeinschaft bedeutend erschwert; in dem lieben Gnadau wird man so recht zu Einem Haus und Einer Familie, und man trennt sich immer mit dem Gefühle, daß man einander auf eine sonderliche Weise nahe gekommen ist. Kurz, wir müssen der Gemeinde sehr dankbar seyn, daß sie unseren Versammlungen eine Stätte bereitet, und wir wollen diesen Dank hiemit auch öffentlich ihr abgestattet haben. Die Anwesenheit so vieler lieben Gäste schon am Vorabende sollte nicht unbenuzt gelassen werden. Ohne die auf den anderen Tag erst förmlich angelegte Vereinsversammlung zu anticipiren, lud der Präses, Pastor Westermeyer aus Biele, die Brüder zu einer traulichen, gemein-

schaftlichen Besprechung ein. Es wurde hier allerlei, bald mehr, bald minder Wichtiges erörtert. Unter Anderen wurde der Vorschlag gemacht, ob man sich nicht schon am Mittage vor dem eigentlichen Versammlungstage in Gnadau einfinden wolle, damit ein ganzer Nachmittag der brüderlichen Vorbesprechung eingeräumt wäre, während ihr jetzt nur wenige Abendstunden zugehörten, und dieser Vorschlag wurde um so lieber angenommen, als er den von einzelnen Mitgliedern oft schon vergeblich ausgesprochenen Wunsch, für die Versammlung zwei ganze Tage zu gewinnen, einigermaßen zu vermitteln schien. Man hoffte, daß diese Vorbesprechung noch einem anderen, jetzt besonders lebhaft gefühlten Bedürfnisse entgegenkommen werde. Seit längerer Zeit hat man in den Hauptversammlungen fast nur theoretische Fragen erörtert. Das vorige Mal war die Symbolfrage in aller wissenschaftlichen Form verhandelt und zugleich festgesetzt worden, daß in den nächsten Versammlungen die einzelnen Symbole durchgesprochen werden sollten.

Wie nothwendig und angemessen es auch nun erscheinen mag, sich über die Hauptfragen der Zeit auf solchen Pastoral-Conferenzen zu verständigen, so findet in diesen oft in sehr gelehrter Weise geführten Erörterungen das praktische Interesse der meisten Geistlichen, welche oft mit großen Opfern eine weite Reise machen, um einen unmittelbaren Gewinn für ihre Amtsführung zu haben, sehr wenig Nahrung, und wenn sie auch in der brüderlichen Liebe eine reiche Erquickung gefunden haben, so scheiden sie doch mit dem Gefühle, daß ihnen wohl noch mehr hätte gegeben werden können. Und was die Hauptsache, wir haben unter den Predigern wohl viele recht tüchtig wissenschaftlich ausgebildete Männer, es ist im Ganzen aber noch ein großer Mangel an Geistlichen, welche energisch in das praktische Leben eingreifen, und mit Wort und That so recht unter das Volk gehen. Und das ist am Ende doch die Hauptsache, namentlich in unserer Provinz, wo auf die Massen des Volks von der anderen Seite so mächtig gewirkt wird, und in den Massen des Volks sich ein so unendliches Verderben zeigt. Wir Prediger dieser Provinz hätten eigentlich faum zu etwas Anderem Zeit, als nur immer wieder und wieder zu fragen: Wie fangen wir's an, daß wir das Volk seinem Unglauben und seinem so tief gewurzelten materiellen Sinne und allen den Sünden und Lasten, welche daran hängen, entreißen? Wenn nun aus diesen Gründen der Vorschlag, daß man die längere Vorbesprechung am Nachmittage vor der eigentlichen Versammlung zu pastoralen Mittheilungen anwenden wolle, die lebhafteste Unterstützung fand, so wurde auch sogleich ein Gegenstand ausgewählt, an den dieselben das nächste Mal sich anschließen sollten, die Confirmation und die Zulassung zum heiligen Abendmahl. Und auch auf der Stelle wurden einige praktische Gegenstände erörtert. Es wurden mehrere Mittheilungen gemacht, wie überaus schädlich die Dispensationen bei der Confirmation auf die Kinder selbst, wie auf die Eltern und das gesamte geistliche Verhältniß des Predigers zur Gemeinde wirken. Es wurde angeführt, wie die Kinder, welchen man die Dispensation verweigere, während sie Anderen zu Theil werde, oft tief verbittert würden und nicht allein nichts mehr zulernten, sondern nun auch großen Schaden an ihren Seelen nähmen. Ein Bruder theilte mit, daß ein solcher Knabe, nachdem er das ganze Jahr über ihm nicht einen freundlichen Blick trotz aller Bemühungen, ihn zu versöhnen, gegönnt hatte, ihm zuletzt auch offen gestanden habe, ja er habe den Haß in sich getragen bis auf diesen Augenblick, bloß wegen der verweigerten Dispensation, da er geglaubt, wenn Andere hätten früher confirmirt werden können, so hätte er auch zugelassen werden müssen. In einem anderen Falle hatte der Vater eines zurückgewiesenen Knaben dem Prediger aus Rache das Beichtgeld bei der ersten Communion seines Kindes mit dem Spruche Apostelgesch. 8, 20. zugelandt. Auch konnte aus bestimmten Erfahrungen nachgewiesen werden, daß die Eltern zurückgestellter Kinder dem Prediger nicht allein eine

Todfeindschaft gelobt, sondern auch gänzlich von der Kirche sich losgesagt haben. Hatten nun gleich nicht alle die anwesenden Brüder so betrübende Erfahrungen in Ansehung der Dispensationen gemacht, so fühlte man doch allgemein, daß dieselben ein großer Uebelstand seyen, und war der Meinung, daß die Feststellung eines nicht allzu frühen und allzu späten Termins, über den hinaus nicht confirmirt werden dürfe, sehr wünschenswerth sey. Ein Bruder aus dem Anhaltischen bemerkte, daß hier schon diese Einrichtung bestünde; Ref. weiß nicht mehr genau, ob der erste April die Altersgränze war, welche hier festgesetzt ist; es wurde aber versichert, daß dieselbe ohne alle Schwierigkeit fort eingehalten würde, und man war allgemein der Überzeugung, daß nicht sowohl in den äußeren Umständen, als vielmehr darin das Bedenkliche bei der ganzen Sache liege, daß die Leute wüßten, sie könnten Dispensation für ihre Kinder erlangen. Auch über die in unserer Provinz von der Königl. Regierung so dringend empfohlenen Fortbildungsanstalten für die schon confirmirte Jugend besprach man sich. Man bezeugte allgemein, daß diese nicht recht gedeihen wollten und zwar dann am wenigsten, wenn man es darauf anlege, die jungen Leute im Lesen, Rechnen, Schreiben u. s. w. fortzubilden. Sie wollten nun einmal keine eigentlichen Schüler mehr seyn. Dagegen wurden einzelne Erfahrungen mitgetheilt, daß Eingevereine, deren der Prediger sich bemächtigt, und die er nun nicht allein für den Gesang, sondern für religiöse und andere Mittheilungen benützt habe, recht segensreich gewirkt haben. Man war der Ansicht, daß bei allen diesen Unternehmungen die Hauptsache sey, die Jugend an sich zu ziehen und man gab sich das Wort, Alles zu versuchen, um diesen wichtigen Zweck zu erreichen, damit die erwachsene Jugend nie ohne unsere kräftige pastorale Einwirkung bleibe. Die Unterredung über solche Gegenstände ist in der That sehr wichtig und wir sollten es nicht machen, wie die Französischen Kammern, welche wohl in Aufregung kommen, sobald Principienfragen zur Sprache kommen, die doch eigentlich ohne weitere Folgen bleiben, aber gar keine Theilnahme äußern, wenn über Einrichtungen debattirt wird, welche dem Lande doch eigentlich reellen Nutzen eintragen könnten. Es war schade, daß die Besprechungen über die angeregten praktischen Fragen nicht weiter ausgedehnt wurden. Doch lagen noch ein paar andere Gegenstände vor, welche allerdings auch eine sehr ernste Erwägung verdienten. Es war zuerst die neue kirchliche Monatschrift für die Provinz Sachsen, welche seit dem Anfange dieses Jahres durch Past. Rhenius in Heringen in's Leben gerufen worden ist. Schon in mehreren früheren Versammlungen war der lebhafteste Wunsch geäußert worden, daß eine solche Zeitschrift den Mitgliedern des Vereins Gelegenheit geben möchte, die in seinen Versammlungen angeregten Fragen weiter zu besprechen, und ein neues Band brüderlicher Gemeinschaft zu werden. Die Ausführung aller Pläne, die man entworfen, war noch immer daran gescheitert, daß der Mann dazu fehlte. Man freute sich nun herzlich, daß dieser gefunden, und um so mehr, da Past. Rhenius sich stets als ein sehr thätiges und lebendiges Mitglied unseres Vereins bewährt hat, ja ihm das Verdienst gebührt, zuerst die Idee zur Stiftung eines umfassenden Vereins in Gnadau an die Stelle des früheren, kleineren ausgesprochen zu haben. Möge sein neues Unternehmen nun mit gleichem Segen gekrönt werden, wie jener von ihm zuerst ausgesprochene Gedanke! Seine Zeitschrift ist nun allerdings nicht bloß für unseren Verein bestimmt, sie will der ganzen Provinz dienen, aber man versprach, nicht allein auf jegliche Weise, durch passende Beiträge, Empfehlung und möglichste Verbreitung der Zeitschrift seine Zwecke zu unterstützen, sondern die Sache auch, wie ein verehrter Mann in unserer Mitte sehr warm es aussprach, recht auf dem Herzen zu tragen. Neben dieser Angelegenheit beschäftigte die Anwesenden noch eine andere auf's Lebhafteste, welche freilich eine Lebensfrage für den ganzen Verein ist. Wenn gleich unser Verein vorzugs-

weise ein Verein evangelischer Geistlichen ist, so hatte er doch auch Nichtgeistliche, welche ein lebendiges kirchliches Interesse ihm zugeführt hatte, in seiner Mitte sehr willkommen geheißen, und hatte geglaubt, daß durch ihre Zulassung seine Zwecke erst recht vollständig würden erreicht werden, theils weil ihre Gegenwart seinen Verhandlungen eine größere Vielseitigkeit, Frische und Lebendigkeit verleihe, theils weil sie auch selbst hier zu einer lebendigeren Theilnahme und kräftigeren Mithilfe an dem uns befohlenen Werke möchten angeregt werden, wie es denn überhaupt auch in dem Wesen der Evangelischen Kirche liege, daß die Erbauung der Gemeinde eine gemeinsame Arbeit des ganzen priesterlichen Volkes sey. Durch das gegen die protestantischen Freunde ergangene Verbot ihrer Versammlungen und Gesellschaften hatte die Königl. Regierung zu Magdeburg schon bei unserer letzten Zusammenkunft sich veranlaßt gesehen, die Theilnahme der Nichtgeistlichen an unseren Versammlungen zu verbieten, und zwar aus dem Grunde, daß das Bundesgesetz vom 5. Juli 1832 gegen Volksversammlungen auch Anwendung auf die Versammlungen unseres Vereins leide, und ein Recht, was den Anderen habe versagt werden müssen, uns nicht zugestanden werden könne. Natürlich fügte man sich damals jenem Verbote, aber man war der Überzeugung, daß jenes Gesetz mit Grund auf unsere Versammlungen nicht angewendet werden könne, indem diese dadurch doch unmöglich schon Volksversammlungen wären, daß einige genau gekannte und meistens theils ordentlich eingeführte Nichtgeistliche, zum Theil hochgestellte Männer, an denselben Theil nähmen; jenes unordnende und zufällige Zusammenströmen einer Volksmasse, was den Volksversammlungen eigen, sey stets fern von unseren Versammlungen gewesen, sie haben vielmehr den Charakter einer ernsten, gottesdienstlichen Feier gehabt, indem sie in dem Versaale der Brüdergemeinde gehalten und durch Gebet, Gesang und geistliche Rede geweiht seyen. Auch müßte der Verein durchaus jede andere Gleichstellung mit den protestantischen Freunden in Albredestellen; wenn jene die Grundlagen der bestehenden Kirche ganz offen angriffen, so vertheidige er sie vielmehr, und wenn der Staat von den Volksbewegungen, die jene veranlaßt, Gefahr besorgt habe, so sey sein Thun und Wirken dagegen ganz geräuschlos gewesen; überhaupt habe er durch nichts, auch gar nichts, Anlaß zu irgend einer Beschwerde gegeben, im Gegentheil haben hohe Behörden seinem Wirken ihre ausdrückliche Billigung erteilt; es sey daher schwer begreiflich, aus welchem Grunde ihm das ihm bisher zugestandene Recht auf einmal genommen werden könne, denn man pflege doch darum den Anderen nicht zu strafen, weil der Eine gesündigt habe, jeder Sünder trage vielmehr nur seine eigene Schuld. So urtheilte man schon bei der vorigen Herbstversammlung, und der Präses erhielt damals den Auftrag, mit den hohen Behörden in Unterhandlung zu treten, um die Zulassung der Nichtgeistlichen zu den Vereinsversammlungen dennoch zu erwirken. Dieser legte nun Nachenschaft von den Schritten ab, welche er gethan, konnte aber leider über den Erfolg keine sehr erfreuliche Mittheilungen machen. Er habe von dem Hochw. Consistorio, an welches er sich gewandt, die Antwort empfangen, daß nach einem Rescript des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten das landespolizeiliche Verbot der Königl. Regierung in Magdeburg, welches die Versammlungen auf die geistlichen Mitglieder beschränke, im staatlichen Interesse erfolgt sey, und daß dessen Wiederaufhebung kirchlicher Seits bei aller Anerkennung der sehr wichtigen Tendenzen des Gnadauer Pastoralvereins der bürgerlichen Aufsichtsbehörde föhlich nicht zugemuthet werden dürfe. Ja, von dem Herrn Ober-Präsidenten der Provinz Sachsen sey auch durch ein späteres Rescript in dem Falle die Zulassung der Nichtgeistlichen verboten worden, daß sie von einem Mitgliede besonders eingeführt und dem Präses vorher angemeldet worden seyen. Diese Mittheilungen erwarteten um so größere Be-

trübnis, als man im Vertrauen auf die Gerechtigkeit der eigenen Sache sich der zuversichtlichen Hoffnung auf einen günstigen Erfolg der Unterhandlungen überlassen hatte. Man sah sich gezwungen, hochgestellten und bedeutenden Männern, z. B. auch Professoren des kanonischen Rechts, welche in Gnadau angekommen waren, und dem Vereine die wesentlichsten Dienste hätten leisten können, den Besuch der Versammlung zu verbieten; und solche Umstände leiteten denn wohl natürlich auf die Frage, nicht, ob man der Obrigkeit jetzt unterthan seyn solle, denn das versteht sich ja bei Christen von selbst, wohl aber, ob nicht noch weitere Schritte zu thun seyen, um die Zulassung der Nichtgeistlichen dennoch endlich zu erzielen. Aber wohin sollte man sich noch wenden? Die hohen Ministerien hatten bereits entschieden. Die Allerhöchste Stelle mit unseren Beschwerden zu beschlagnahmen, trug man Bedenken. Man entschloß sich daher, auf den Herrn zu vertrauen; und günstigere Zeiten abzuwarten, die dem Verein vielleicht unerhofft die Erfüllung seiner Wünsche brächten. Wir hatten an diesem Abende auch noch die Freude, Herrn C.-R. v. Gerlach aus Berlin, der als ein lieber, sehr willkommener Gast unter uns erschienen war, über einige Englische Zustände zu hören, welche aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, so daß es der ganzen Besprechung an Mannigfaltigkeit wenigstens nicht fehlte. Den höchsten Genuß gewährte an diesen Vorabenden aber immer doch der schöne Gottesdienst, zu welchem die Brüder um 7½ Uhr in den Versaal der Brüdergemeinde gerufen werden. Es ist bekannt, daß diese regelmäßig ihre Abendgottesdienste um diese Zeit hat. Wie sollten die anwesenden Geistlichen sich da ausschließen? Es wird aber auch einer aus ihrer Mitte von der Gemeinde ersucht, den Abendgottesdienst zu leiten, und diesmal sprach Herr Past. Timme aus Südgröningen bei Halberstadt erbauliche Worte über Joh. 17, 9—17. Man kommt nie ohne die innigste Erquickung aus diesem Abendgottesdienste. Dieser einfache freundliche, hell erleuchtete Saal, so ungewöhnlich gefüllt, der volle, und doch so sanfte Gesang, von der schönen Orgel so passend begleitet, und vor Allem die tiefe Andacht, die auf der ganzen Versammlung ruht, das alles ergreift das Gemüth wunderbar, und bringt die rechte Weise über die versammelten Brüder, deren sie immer, vor Allen aber zu den Verathungen des folgenden Tages bedürfen.

Dieser vermehrte noch durch die neu ankommenden Bahnzüge die Menge der Theilnehmer; um 9 Uhr begab man sich in denselben Versaal, wo man Abends vorher mit der Gemeinde den Herrn angebetet hatte. Und vor ihm, dem Herzenskündiger, und Geber aller guten und vollkommenen Gabe, ohne welchen Niemand etwas kann oder vermag, sammelten sich die Herzen der Brüder erst im andächtigen Gesange, dann in brünstigem Gebet, welches Aller Armuth und Sünde, aber auch Aller Hoffnung auf die Gnade in Christo Jesu, und Aller Bitte um den Geist der rechten Erkenntnis und der demüthigen, tragenden und geduldbigen Liebe aus sprach. Dann wandte sich Herr Pred. Kämpfe aus Magdeburg, der viel geschmähte, aber unverzagte Vorkämpfer gegen den lichtfreundlichen Unglauben dort, mit dem Eröffnungswort an die versammelten Brüder. Er sagte, daß er, nur gedrängt durch die wiederholte Aufforderung, und nicht als ein solcher, der die Brüder lehren und vermahnen, sondern als einer, der sich selbst mit ihnen vermahnen wolle, das sage, und nur reden wolle davon, wie es durch uns besser werden möge in dieser schlimmen Zeit. Er wies dabei auf die hauptsächlichsten Beziehungen des geistlichen Amtes und die wichtigsten Stellungen der Brüder gegen einander hin, die Predigt, die Seelsorge, die Schule, die Schriftforschung, die theologische Wissenschaft, die brüderliche Gemeinschaft, das Verhältniß zu den Symbolen. Kämpfe's theologische Stellung ist durch seine neuesten Streitschriften allgemein bekannt geworden. Sie ist eigenthümlich, wie er selbst. Es fehlte in der Rede auch nicht an

eigenthümlichen Äußerungen, denen wohl nicht ein Jeder unbedingt beistimmen mochte. Namentlich hätten wohl Prediger, die durch lange schwere Arbeit, durch große Kämpfe und tausend Erfahrungen gewahrt worden sind, wie wenig man durch sein Wissen, Reden und Thuns schafft, und wie Alles an Gottes Gnade und Segen hängt, über manche Punkte anders geredet, als er. Aber die Hauptsache bleibt immer die, ob der Grund gut und richtig ist. Und das merkte man unserm Kampfe wohl an, daß er für seinen Herrn Jesum Christum wohl Leib und Leben lasse, und über die brüderliche Gemeinschaft in ihm hat er Worte geredet, die wie Flammen in die Herzen fielen, und wenn diese noch nicht einig gewesen wären, so hätten sie nun zusammenkommen müssen trotz alles Zwists um Geist und Buchstabe, um Symbol und Verfassung. Darum ward dem treuen Bruderhergen auch der wärmste Dank im Namen aller Brüder von dem Präses für seine muthige Rede ausgesprochen, worauf dieser die Versammlung um Gehör noch für einige Worte vor dem Beginn der Diskussion bat. Er sagte, daß er sein Gefühl im gegenwärtigen Augenblicke ausgesprochen finde in den Worten Ps. 27, 5. 6. Immer sey böse Zeit und immer das unser Trost, daß der Herr uns decke in seiner Hütte zur bösen Zeit. Die eine Zeit aber sey vor der anderen böse. Und vor zwanzig Jahren sey in dieser Gegend auch noch eine bössere Zeit gewesen, wie nun, denn da seyen die Stimmen der gläubigen Prediger noch wie die Kätzlein an den verfallenen Stätten gewesen und wie der einsame Vogel auf dem Dache. Aber grade da habe der Herr die Seinen in seiner Hütte gedeckt und habe diesen Wenigen ein Gezelt gebaut und zwar an diesem Ort. Zwanzig Jahre grade sey es her, daß zuerst die wenigen gläubigen Diener Gottes in Gnadau sich sammeltgefunden und einen Bund vor dem Herrn gemacht haben, daß sie bei ihm bleiben, und alle Jahre diesen Bund der Liebe erneuern wollten. Ihre Zahl sey manchmal so klein gewesen, daß nur eben die Verheißung sich an ihnen habe erfüllen können: „Wo zwei und drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen.“ Aber sie haben es allezeit wohl gemerkt, daß er unter ihnen war und in seiner Hütte sie decke, und habe sie gelabet mit Milch und süßer Kost, und wie seyen ihre Herzen in seiner Liebe zusammengestoßen! Doch heimlich habe er sie in seinem Gezelt verborgen, denn die Welt habe nichts von ihnen gewußt, noch auch sie geachtet, weil sie in den sicheren Bollwerken ihres Unglaubens die kleine Schaar nicht gefürchtet. Wie ganz anders sey es nun geworden! Das Senfkorn sey zum Baume herangewachsen, das kleine Gezelt eine leuchtende Stadt auf dem Berge, und die Zwei oder Drei seyen nun eben so viele Hunderte geworden! Wie habe der Herr uns erhöht auf einem Felsen! Noch freilich seyen wir nicht erhöht auch über alle unsere Feinde, die um uns sind. Der Kampf sey heiß; wir seyen an dem Herde, wo der Feind das Feuer schütze und die Kugeln gieße. Aber die Liebe sey stärker, als der Tod. Es sey wohl ein Zwist auch in dem Heerlager der Gläubigen ausgebrochen, aber von diesem Ort sey die Liebe noch nicht gewichen, wo sie ihren Wohnsitz von Alters her gehabt habe. Darum solle die alte Liebe, immer neu in der alten wie in der neuen Gnadauer Konferenz, unsere Lösung seyn und bleiben. Und daß alle Herzen dazu Ja und Amen gesprochen, das bewährte sich denn auch aufs Neue in den nun darauf folgenden Beratungen, welche zwar in aller Freimüthigkeit, aber auch in dem Geiste der brüderlichsten Einigkeit gepflogen wurden.

Zum Gegenstande derselben war das apostolische Symbolum gewählt worden und der Herr Prof. Dr. Schmieder aus Wittenberg, wie auch der Herr Domprediger Neuenhaus aus Halle, hatten darüber abgefordert Thesen gestellt, welche gedruckt sich in den Händen aller

Anwesenden fanden. Sie wurden so mit einander vereinigt, daß man nach Anleitung der ersten vom Herrn Dr. Schmieder aufgestellten Thesen den Ursprung des apostolischen Symbolums in Überlegung nahm. Herr Dr. Schmieder hatte bereits eine eigene Schrift über das apostolische Symbolum herausgegeben, worauf er sich in seinen Erläuterungen beziehen konnte. Er bemerkte, das apostolische Symbolum sey nicht aus der Taufformel entstanden, sondern aus dem Taufbekenntniß, das der Taufe voranging; eben so wenig sey es aus der Schrift entstanden, sondern aus dem Bewußtseyn der Gemeinde, also aus demselben Grunde, woraus die Schrift hervorgegangen ist, wie es denn auch mit ihr vollkommen übereinstimme; es sey in den ersten drei Jahrhunderten nach und nach erweitert worden, aber nicht nach polemischen Rücksichten, wie sich das historisch nachweisen lasse, z. B. finde sich der Zusatz: „Schöpfer Himmels und der Erde“, wie sich wohl hätte erwarten lassen, noch nicht zur Zeit der Gnostiker, gegen welche er am brauchbarsten gewesen wäre; dogmatische Interessen verräthe das apost. Symbolum auch nicht, nur im dritten Artikel finden sich einige dogmatische Sätze; es sey lediglich nach catechetischen Rücksichten erweitert worden und wolle nur die großen Thatfachen der Gnade Gottes bekennen. Da diese Aufstellungen auf historischen Studien beruhten, und zu ihrer Beurtheilung eben solche nöthig waren, welche doch nicht alle Anwesenden gemacht hatten, so beschloß man über diesen Punkt jetzt nicht weiter zu verhandeln und seine Erörterung lieber der kirchlichen Monatschrift zu überlassen, und ging nun zur Besprechung über den Inhalt des Symbolums über. Dr. Schmieder behauptete erst im Allgemeinen, daß das apost. Symbolum zwar nicht die Summa der christlichen Lehre enthalte, wohl aber diejenigen Lehrstücke, welche, wahrhaft geglaubt, das neue Leben in Christo theils erzeugen, theils voraussetzen, und ohne welche ein ächtes volles Leben in Christo weder erzeugt werde, noch Bestand habe. Herr Dompred. Neuenhaus hatte in seinen Thesen die einzelnen Stücke des apost. Symbolums besonders beleuchtet, und an diese schloß sich von nun an die Diskussion vorzüglich. Es waren vornehmlich drei Punkte, über welche sich eine Verschiedenheit der Meinungen kund gab. Nicht als ob sich die Anwesenden nicht vollkommen Eins in dem Glauben an alle Stücke des apost. Symbolums gewußt hätten, über die Sache selbst ist nicht der geringste Streit gewesen; er galt nur Erklärungen, Ausdrücken und Vorstellungsweisen. Neuenhaus hatte ausdrücklich das „empfangen von dem heiligen Geiste“ in seinen Thesen gerechtfertigt, damit Jesus jedem sündlichen Zusammenhange mit dem menschlichen Geschlechte entnommen werde, nur hatte er danach einen Zusatz in Betreff des prophetischen Amtes Christi gewünscht. Das war der erste Punkt, der eine längere Diskussion hervorrief. Es wurde zwar von Vielen zugesandt, daß, wenn ein dringendes Bedürfniß vorhanden sey, zu dem apost. Symbolum Zusätze zu machen, dies jetzt wohl eben so gut gethan werden könne, wie es nachweislich in den ersten Jahrhunderten geschehen sey, obwohl freilich immer nur mit Zustimmung der ganzen Kirche. Aber daß der vorgeschlagene Zusatz durch ein wirkliches Bedürfniß gefordert werde, davon schien sich die Mehrzahl doch nicht überzeugen zu können. Es wurde freilich bemerkt, wenn in dem Symbolum etwas von dem prophetischen Amte schon stünde, würden wir es uns wohl nicht nehmen lassen; aber merkwürdig sey es doch, daß alle Glaubensbekenntnisse das prophetische Amt übergehen. Einige fanden den Grund davon in der Schwierigkeit, dasselbe in wenig Worte zu fassen, Andere darin, daß in dem Symbolum nur das ausgesagt werden solle, was Christo eigenthümlich sey, das prophetische Amt habe er aber mit Anderen gemein, noch Andere darin, daß die lehrende Thätigkeit Christi eigentlich das Ganze umfasse, also nicht besonders auszudrücken sey, wie-

der Andere sagten, auch die heilige Schrift übergehe in Stellen, wo sie die ganze Erscheinung Christi beschreibe, wie Phil. 2. und 1 Cor. 15. das prophetische Amt; und wenn nun auch von Einigen gegeben wurde, daß eine Umbeutung des sündlosen Lebens Christi, als Christo ausschließlich zugehörend, eine Aufnahme in das apost. Symbolum wohl verdiene, so ward von Anderen dagegen bemerkt, daß diese Sündlosigkeit schon in dem „Empfangen von dem heiligen Geist“ angedeutet sey. Und besonders wurde geltend gemacht, daß der zweite Artikel nur die Thatfachen angeben wolle, auf denen unsere Erlösung beruhe, dazu gehöre aber das prophetische Amt nicht. Der zweite Punkt, worüber sich eine Meinungsverschiedenheit kund gab, war das „Niedergefahren zur Hölle“. Man war wieder über die in diesen Worten ausgedrückte Sache ganz einig; Keinem fiel es ein, die Thatfache zu läugnen; nur damit konnten sich Viele zuerst nicht einverstanden erklären, daß, wie Neuenhaus vorgeschlagen, der Ausdruck „zur Hölle“ zu verwandeln sey in den „zu den Todten“. Allerdinge schien man ziemlich einverstanden darin zu seyn, daß Christus nur im Allgemeinen in das Todtenreich niedergefahren sey, aber wenn nun Einige meinten, dies eben werde so wenig durch das Wort „Hölle“ ausgedrückt, daß durchaus geändert werden müsse, wenn die ärgsten Mißverständnisse vermieden werden sollten, so läugneten dies eben die Anderen. Sie sagten, wenn wirklich ein Mißverständniß obwaltete, so könne man dies durch genauere Erklärung beseitigen; wolle man einmal ändern, dann müsse man das im Text stehende auch ganz wörtlich mit „Unterwelt“ wiedergeben, und für „Himmel“ sey dann als Gegensatz auch „Oberwelt“ zu setzen; auch wurde auf die Schrift hingewiesen, wo in der Deutschen Uebersetzung das Wort „Hölle“ ebenfalls oft mißverständlich sey, ohne daß man doch ändere; besonders aber wurde darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn auch das Todtenreich keineswegs allein der Sitz der Verdammten sey, doch auch diejenigen, welche zur Seligkeit bestimmt seyen, immer noch nicht in den Vollgenuß der göttlichen Herrlichkeit getreten seyen, welche ihnen erst nach dem Gericht zu Theil werde, und eben deshalb sey das Wort „Hölle“ grade das rechte Wort, und drücke auf eine kräftige Weise den ganzen vollen Inhalt aus. Wenn nun auch Einigen das alles immer noch nicht recht einleuchten wollte, die dabei blieben, Mißverständliches müsse abgethan werden, so schien der großen Mehrzahl am Ende doch die Veränderung bedenklich. Es erhob sich nun aber auch darüber Streit, zu welchem Zwecke Christus niedergefahren sey. Es war besonders Ein Mitglied, welches diese interessante Diskussion anregte, indem es behauptete, Christus sey, wie es der Lutherische Lehrbegriff auch ausspreche, nur dazu niedergefahren, daß er dem Teufel und der Hölle sich als Überwinder zeige, nicht aber dazu, um dort noch irgend eine erlösende Thätigkeit zu üben. Als ihm die Stelle 1 Petr. 3, 19. vorgehalten wurde, welche doch deutlich sage, daß *τοῖς ἐν φυλακῇ* gepredigt sey, welche Predigt doch auch eben so wenig, wie irgend eine Predigt, als vorgeblich gedacht werden könne, behauptete jener Bruder, die Sache sey ganz klar, wenn man nur bei dem *τοῖς ἐν φυλακῇ* das Wörtlein „Nun“ ergänze. Christus habe zwar jenen Leuten, die bei der Sündfluth umgekommen seyen, gepredigt, aber nichts desto weniger seyen sie nun und für immer *ἐν φυλακῇ*, in der Hölle und der Verdammniß. Und zwar darum, weil sie den Geist Gottes sich nicht hätten strafen lassen wollen, wer aber dem Geiste Gottes widerstrebe, der sey verdammt. Hier wurde nun zuvörderst darauf hingewiesen, daß jedes Widerstreben gegen den Geist Gottes die Verdammniß noch nicht nach sich ziehe, es könne dies in einer gewissen Unwissenheit geschehen, welche Gott zu übersehen versprochen, ein Paulus habe ja auch widerstrebt, und es sey unter uns auch wohl Keiner, der nicht bekennen müsse, daß er es gethan. Jener Bruder wollte die Unwissenheit nun freilich für die Leute bei der Sündfluth nicht zugeben und schiederte mit sehr lebendigen Farben, welchen Eindruck die Predigt des Noah

zusammen mit der Erbauung der Arche auf dieselben müsse gemacht haben, so daß sie gar keine Entschuldigung gehabt. Als er nun aber gefragt wurde, ob über die vor Christo Verstorbenen denn schon entschieden sey, so erwiderte er unbedingt: „Ja! Allen ist das Evangelium gepredigt, also kann auch über Alle entschieden werden.“ Es erregte diese Äußerung allerdings einiges Erstaunen und man war begierig zu wissen, inwiefern denn Allen das Evangelium schon gepredigt sey, da der Ausgangschein doch etwas ganz Anderes lehre. Zu nicht minderem Befremden berief sich der Befragte nun auf Marc. 16, 20. Da stehe von den Aposteln geschrieben: „Sie aber gingen aus und predigten an allen Orten, πανταχοῦ. Wie das zugegangen, wisse er freilich nicht, aber es stehe einmal da, sie haben πανταχοῦ gepredigt, mithin habe Keiner mehr eine Entschuldigung, über Jeden könne daher entschieden werden und sey entschieden. Man wandte zwar hier ein, πανταχοῦ könne auch wohl heißen: an allerlei Orten, erinnerte auch an den Sprachgebrauch des N. T., indeß stand die ganze Anschauungsweise des theuern Bruders, der jene Aufstellungen gemacht hatte, doch hier in einem zu bedeutenden Widerspruch mit dem Gemeingeühle der übrigen Versammlung, als daß eine rechte Vermittelung jetzt schon möglich gewesen wäre. Er wurde ersucht, seine Ansicht in einer Druckschrift weiter zu entwickeln, wogegen es denn auch für wünschenswerth erachtet wurde, daß die entgegenstehende Ansicht eben so in einer Druckschrift vertreten würde. Zu dieser neigte sich offenbar die Mehrzahl der Anwesenden hin, eine Stimme äußerte sogar: „Wenn die Niederfahrt Christi bloß dem Teufel und der Hölle Christi Sieg und Herrlichkeit hat darstellen sollen, so gehört sie nicht in das Glaubensbekenntniß.“ Man stimmte also im Wesentlichen der These von Neuenhaus bei, „in der Niederfahrt Christi liege dieses, auch in die tiefsten Tiefen geschaffener vernünftiger Wesen ist Jesus Christus sich selbst äußernd gebrungen, auf daß er sie mit seiner erlösenden Gnade und Wahrheit erfülle, und Alles, Himmel und Erde, Vergangenheit und Zukunft umfasse, versöhne, und unter sich, als dem einzigen Haupte, einige (Eph. 4, 8—10., 1 Petr. 3, 19., Phil. 2, 10., Offenb. 1, 18.). Der dritte Punkt, der auf's Neue eine lebhaft Besprechung hervorrief, war die „Auferstehung des Fleisches“. In der Sache selbst war man wieder vollkommen einig; man stimmte der These durchaus bei, welche sagte: „Die Auferstehung des Leibes, wie sie constante Lehre des N. T. ist, hat nichts mit dem groben Materialismus gemein, wahrst vor allem nebulous und geistlosen Spiritualismus und sichert die persönliche Unsterblichkeit.“ Aber Neuenhaus forderte, daß der Ausdruck „Fleisch“ als mißverständlich in „Leib“ verändert werde. Er sagte, 1 Cor. 15, 42. widerspreche dem Ausdruck „Auferstehung des Fleisches“. Das Wort „Leib“ enthalte alles, was hier zu verstehen sey, was das Wort „Fleisch“ mehr enthalte, sey vom Übel. Dem ward erwidert, daß selbst in der angelegenen Stelle 1 Cor. 15., im 38. u. 39. v., das Wort „Leib“ und „Fleisch“ von dem Apostel promiscue gebraucht werde, daß dem auferstandenen Heiland Luc. 24, 39. auch eine σὰρξ zugeschrieben werde, daß der Ausdruck „Fleisch“ den Begriff des Nichtigen, das verklärt werden solle, viel voller und kräftiger wiedergebe, als das Wort „Leib“, und daß diejenigen, welche an der Auferstehung des Fleisches Anstoß nähmen, sich eben so auch an der Auferstehung des Leibes ärgern würden.

So sehr man sich nun auch freute, daß die eben besprochenen, den Inhalt des apost. Symbols betreffenden Thesen Veranlassung zu einer lehrreichen Erörterung gegeben haben, und noch mehr, daß man sich mit dem Verfasser so ganz einzig in dem Glaubensinhalte wisse, so schien doch die Mehrheit auf dem Wege der anderen Thesen beruhen zu wollen: „Es ist nicht rathsam, von dem apost. Symbolum jetzt etwas abzuthun oder hinzuzuthun, oder darin etwas zu verändern, obgleich die Kirche in ihrer Gesamtheit die Macht dazu hat.“

Die eben erwähnten Diskussionen hatten die uns zugewiesene Zeit

ziemlich erschöpft, es blieben daher nur noch wenige Augenblicke übrig, um das Verhältniß der Kirche zu dem apost. Symbolum, auf welches die Thesen noch hindeuteten, zur Sprache zu bringen. Herr Dr. Schmieder sagte, eine Kirche, welche die übrigen in das apost. Symbolum einführe, sey wirklich Kirche, also keine Kirche, welche noch auf dem apost. Symbolum stehe, sey als Sekte zu betrachten, aber wer etwas von dem apost. Symbolum verwerfe, der gehöre zur Sekte. Jede individuelle Kirche müsse noch eine besondere Confession haben, aber jedes Mitglied derselben müsse, so lange es mit seiner Kirche das apost. Symbolum noch festhalte, als christlicher Bruder anerkannt werden. Es wurde darauf erwidert, daß die Katholiken uns doch nicht als Brüder anerkennen, obgleich wir das apost. Symbolum annehmen. Dagegen wurde indeß bemerkt, daß das sey ein Irrthum, dem wir nicht nachfolgen dürfen. Die Schlusssätze des Herrn Dr. Schmieder lauteten so: „Die Kirche, die sich die Bibel und das apost. Symbolum als ihre Grundpfeiler bewahrt, ist die allerchristlichste und zugleich die allerfreieste: sie umfaßt alle Confessionen, ohne sie aufzulösen, sie umfaßt das Christliche aller Zeiten von den Aposteln an; sie zählt alle ächten Christen in allen Ländern zu ihren geistlichen Gliedern; sie ist die Eine, apostolische, katholische, rechtgläubige Kirche. Die Evangelische Kirche, im Bewußtseyn der Einheit ihrer verschiedenen Confessionen, ist die gegenwärtige sichtbare Repräsentantin der Einen, allgemeinen, apostolischen Kirche.“ Hierüber erklärte sich der Herr Verf. noch umständlicher, aber es schien den Anwesenden nicht recht klar werden zu wollen, wie das Verhältniß jener Einen apostolischen, katholischen und rechtgläubigen Kirche zu den einzelnen Confessionen, welchen der Herr Verf. doch auch ihr Recht gesichert wissen wollte, zu denken sey. Wenn aber angenommen werden mußte, daß die einzelnen Confessionen in ihrem abgesonderten Bestande sich nach und nach auflösen sollten, um in jener Einen Kirche zuletzt aufzugehen, so würde sich freilich von manchen Seiten her Widerspruch erhoben haben, der sich indeß nicht mehr äußern konnte, weil die Zeit fehlte. Eben so konnten auch nur noch wenige Worte gewechselt werden über die Aufstellung in den Thesen des Herrn Dompred. Neuenhaus, daß, wenn das Bedürfnis und der Stand der Kirche es nothwendig mache, ein noch einfacheres Symbol, als das apost. Symbolum, eingeführt werden könne, „ein Symbol, welches die ewigen Ideen, das Princip des Christenthums in kurzen, klaren Worten und in solcher Form hinstellt, die zwar der vervollkommnungsfähig und resp. bedürftig, aber zu jeder Zeit jedem den vollkommensten Inhalt, das Princip, unabweisend durchscheinen ließe, etwa der Satz: „Wir werden gerecht durch den Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes.“ Auch hier gingen sich manche Bedenken an zu äußern, die aber auch nicht mehr durchgesprochen werden konnten.

Wir haben den Bericht über die stattgehabte Diskussion nicht unterbrechen wollen; wir müssen nun aber noch bemerken, daß wir nach der Pause, welche in der Hälfte der uns zugewiesenen Zeit gemacht wurde, durch einen Vortrag des Herrn C. v. Gerlach erfreut wurden, den er über die evangelische Pastoral-Hilfsgesellschaft zu Berlin hielt. Der Zweck dieser Gesellschaft ist hinlänglich bekannt. Nicht so bekannt aber waren die äußerst interessanten Aufschlüsse, welche der Redner unter Anderen über die kirchlichen Verhältnisse Berlins erteilte, welche die Nothwendigkeit eines Vereins, wie der in Rede stehende, freilich schlagend genug darthaten. Die größte Gemeinde Berlins zählt 65,000 Glieder und hier kommen sonntäglich an neunzig Tausen vor. An eine specielle Seelsorge können die angestellten Prediger natürlich gar nicht denken. Wie dringend nöthig erscheint hier die Unterstützung durch Hilfsgesellschaften, wie sie die Pastoral-Hilfsgesellschaft darbietet! Die Gesellschaft hat aber eben darüber zu klagen, daß diese Unterstützung nicht gefordert wird, unter dem Vorgeben, daß durch das Eintreten von solchen Hilfsgesellschaften

die Parochialverhältnisse gestört werden. Doch wurden einige erfreuliche Erfahrungen mitgetheilt, wo durch die von der Gesellschaft dargebotenen Hilfsgesellschaften nach und nach neue Pfarrsysteme entstanden sind. Am interessantesten war die Mittheilung, welche Herr C. v. Gerlach über den Gebrauch gab, den er in seiner Gemeinde von den von der Gesellschaft damit unterstützten Candidaten gemacht habe. Er habe hier einen Candidaten-Convikts eingerichtet, in welchem sich gegenwärtig fünf Candidaten befinden, welche ihm bei der Seelsorge in der Art behülflich seyen, daß er Jedem einen bestimmten Distrikt zugewiesen habe, in dem er die Pflege der Seelen üben müsse. Weil aber die Armuth grade in dieser Gemeinde so überaus groß sey, so habe die Armenpflege mit der Seelsorge verbunden werden müssen. So sey denn ein Verein entstanden „zur Beförderung der Sparsamkeit und Sittlichkeit“. Er besteht aus 36 Mitgliedern, welche alle wieder besondere Distrikte zu besorgen haben, so daß nach diesen die Gemeinde wieder in 36 Distrikte getheilt sey. Die Thätigkeit dieses Vereins beruhe darauf, daß die Armen ihr Erspartes einlegen und dafür Lebensmittel zu billigen Preisen erhalten. Der Raum verflattet es nicht, weiter in diese interessanten Mittheilungen einzugehen. Zuletzt erließ Herr C. v. Gerlach an die Anwesenden die Aufforderung, die Zwecke der Gesellschaft zu fördern, besonders auch in der Weise, daß dieselbe mehr Aufforderungen zur Unterstützung der Geistlichen in überfüllten Gemeinden erhielte. Wenn nun auch zur Zeit unter den Anwesenden sich Keiner fand, der von dieser Unterstützung Gebrauch machen konnte, so empfahl der Präses doch sehr dringend, diese wichtige Angelegenheit der weiteren Überlegung der Brüder, und es steht zu hoffen, daß die Ansprache des theuern Gastes nicht vergeblich unter uns gewesen ist.

Zum Schluß hörten wir noch tief ergreifende Worte von dem Herrn C. v. Gerlach. Er wies auf die Erwartungen hin, mit welchen Alle hier erschienen seyen. Wären sie vielleicht in der Art auch nicht erfüllt worden, daß die Besprechungen bestimmte wissenschaftliche oder praktische Resultate gegeben hätten, was bei der Kürze der Zeit kaum zu hoffen, so habe man sich doch aufs Neue der Gemeinschaft des Geistes gefreut, aufs Neue sey man in der tröstlichen Überzeugung gestärkt worden, daß das Licht im Wachsen sey. Damit in Zukunft aber unser Zusammenseyn desto segneteter sey, wollen wir immer kommen mit betendem Herzen, und gegenwärtig seyn mit dem Geiste nicht der Kritik, sondern der Liebe. Und nach Hause wollen wir gehen mit brünstigem Danke für das, was der Herr gegeben, und daß wir hier eine Stätte gefunden, wo der Geist Wohnung gemacht. In anderen Theilen der vaterländischen Kirche sey in betrübendster Weise ein Riß unter diejenigen gekommen, welche bestimmt seyen, im Glauben zusammen zu stehen wider den gemeinschaftlichen Feind. Unsere Provinz sey bis jetzt vor diesem Unheil bewahrt worden. Um so mehr nun sollen beide Theile, die, welche freier dem Herrn zu dienen glauben, und die, welche treuer dem Herrn zu dienen glauben, über sich wachen, damit Keiner des Anderen sich schäme und Alle in Einem Geiste fortarbeiten an dem Werke des Herrn. Es sey vielleicht etwas von dem Segen dessen uns zu Theil geworden, der diese Gemeinde gegründet, und Gott wolle ferner Gnadau für uns Alle zu einer rechten Gnaden-Au machen. Ein brünstiges Gebet trug diesen Wunsch noch dem Herrn vor, und Aller Gefühle fanden ihren Ausdruck in dem Schlußverse, den die Versammlung anstimmte: „Die wir uns allhier beisammen finden, schlagen unsere Hände ein, uns auf deinen Tod, Herr, zu verbinden, dir auf ewig treu zu seyn; und zum Zeichen, daß dies Lobgeröthne deinem Herzen angenehm und schön, sage Amen und zugleich: Friede, Friede sey mit euch!“

Die Versammlung protestantischer Theologen zu Halle am 22. April.

Unter diesem Namen war für den gestrigen Tag eine Fortsetzung der bekannten Lichtversammlungen einige Male durch die Magdeburger Zeitung und einmal durch den Hallischen Courier angekündigt. Um 10 Uhr begannen die Verhandlungen. Uhllich wurde zum Ordner erwählt. Er setzte sich auf einen Tisch, gab mit seiner Schnupftabackdose die Signale zum Reden und Schweigen; die Raucher jündeten ihre Cigarren an, tranken ihr Weiß- oder Braumbier, und unterredeten sich so über das Heil der Kirche. Man wollte gleich zu Anfang Umfrage nach Namen und Stand der Anwesenden halten; allein Einer gab den klugen Rath, dies erst nach zwei Stunden zu thun, wahrscheinlich weil sonst fogleich die Frage hätte entschieden werden müssen, ob eine Anzahl von Studirenden als Mitglieder der Versammlung zu betrachten seyen. Die Zahl aller Gegenwärtigen betrug einige über hundert, darunter etwa fünfzig bis sechzig Pastoren. Uhllich legte mehrere Fragen zur Berathung vor, von denen einige ausführlich besprochen, aber keineswegs — da nämlich Niemand darauf vorbereitet war — irgendwie gründlich erörtert wurden. Zuerst sprach man über die Trennung von der Evangelischen Landeskirche. Wie entschieden auch Einer darauf hinwies, daß bei ächt lichtfreundlicher Gesinnung das Bleiben in der Kirche sich nicht mit dem geleisteten Eide vertrage, so hielt man's doch im Allgemeinen für gerathener, keine eigene freie Gemeinde zu bilden, sondern so lange man nicht durch die Maßregeln des Staats zum Gegentheile gezwungen werde, was man habe, zu behalten. Dann wurde ein Manifest Uhllich's an das christliche Volk vorgelesen, in welchem in bekannter Manier die gegen die Lichtfreunde erhobenen Anklagen widerlegt werden sollen. Es heißt z. B. darin, es sey ganz falsch, daß über Glaubenssachen bloß Theologen urtheilen dürften, vielmehr sey Jeder ohne Ausnahme berechtigt, sich seinen Glauben zu machen. Als indessen Uhllich die Unterschriften aller Anwesenden zu diesem Manifeste verlangte, erhoben sich viele Stimmen dagegen; es sey nicht populär genug, wiederum, es sey nicht wissenschaftlich genug u. dgl. m. gehalten; und es wurde beschloffen, Uhllich solle darunter schreiben, er spreche hiemit die Überzeugung vieler protestantischen Freunde aus. — Doch ich will Sie und Ihre Leser nicht mit der Aufzählung der einzelnen Fragen und Verhandlungen langweilen, sondern will Ihnen nur einige Züge noch mittheilen, aus denen Sie hinlänglich über Geist, Haltung und Charakter dieser Versammlung urtheilen können. Als man sich über das apostolische Symbolum unterhielt, sagte Uhllich, man müsse „so seine Mittelchen haben und anwenden“, um in seinem Unglauben nicht mit dem Geseze in Konflikt zu kommen; so z. B. wisse seine ganze Gemeinde, wie er dazu stehe, er befolge also bloß die gesezliche Vorschrift und lese es nach den Worten „das apostolische Glaubensbekenntniß lautet“ vor; allein am meisten müsse er sich jedesmal schämen, wenn er an die Worte „Auferstehung des Fleisches“ komme. Als man über Uhllich's Vorschlag, in das Glaubensbekenntniß bloß aufzunehmen „ich glaube an Jesum Christum, meinen Heiland“, sprach, und auf die Unzweckmäßigkeit, jetzt ein Glaubensbekenntniß aufzustellen, aufmerksam machte, führte man ganz besonders die eigene Erfahrung der Lichtfreunde an, daß man ja vor einigen Jahren noch viel mehr geglaubt habe, als jetzt, und daß man demnach auch in der Folge immer weiter fortschreiten müsse. Andere rechtfertigten ihren Gebrauch der Agendenformulare vor ihrem ungläubigen Gewissen aus der verschiedenen Fassung ihrer Eidesverpflichtungen, insofern in der einen „verzeihet“, in der anderen „wiederholt“, in der dritten „geschrieben“ (d. h. so weit der Inhalt der heiligen Schrift in den symbolischen Büchern wiederholt sey) stehe. Walzer berichtete, er sey nach der alten Sächsischen Kirchenordnung nicht verpflichtet, das apost. Symbolum vorzulesen, habe aber vor vierzehn Tagen vom Consistorium die Weisung erhalten, das Athanasianische Glaubensbe-

kenntniß, wie es in jener Kirchenordnung vorgeschrieben, von der Gemeinde singen zu lassen; das thue er nun, und so brauche er doch nicht mit beizustimmen. Bilded randt machte einen Unterschied zwischen dem christlichen Bewußtseyn und dem christlichen Archive, aus jenem müsse der Geistliche sprechen, aus diesem lesen. Auch so könne man sein Gewissen salbiren. Ein Anderer, der in seiner jetzigen Kirchenstellung nicht verpflichtet ist, das Glaubensbekenntniß zu lesen, prahlte mit seiner Protection gegen die Annahme der Agende, ungeachtet er früher die Liturgie nach Vorschrift gelesen hat. Nachher bei Tische brachte ein Halberstädter Prediger, der vorher schon sehr tolles Zeug über die Krystallisation des Glaubens gesprochen hatte, seinem Nachbar den Toast aus: „Keine Symbole — aber noch ein Glas Wein!“ Das Schlimmste aber von Allem, was meiner Meinung nach vorgekommen ist, war die von Uhllich vorgeschlagene Berathung darüber, wie man den Gemeinden, z. B. in der Neumark, in der Altmark, beikommen und zur rechten Aufklärung verhelfen könne, welche noch rechtgläubige Prediger hätten und diesen angingen.

Ich könnte noch viel berichten über die lahmten und besonders von großer theologischer Unwissenheit zeugenden Salbaderien einzelner Prediger, könnte Ihnen die Namen der bedeutendsten Anwesenden aufzählen (am weitesten her war Alt aus Hamburg), würde Ihnen dann auch nicht verhehlen, wie die Versammlung selbst ein Gefühl von der abnehmenden Theilnahme unter den Predigern der Provinz hatte und auch aussprach, wie die Anwesenden sich verpflichteten, eine Menge von Exemplaren der von Franke auf den Papi. König gehaltenen Gedächtnisrede in ihren Gemeinden zu vertreiben; allein die Überzeugung, daß von solchen Menschen, wenn auch — was Gott zu klagen — noch vielen einzelnen unwissenden, schlecht erzogenen und schlechtgesinnten Leuten der Weg zur Buße und Besserung verlegt, der Kirche selbst aber kein eigentlicher Schaden zugefügt werden kann, hält mich ab, einen größeren Raum Ihrer Kirchen-Zeitung in Anspruch zu nehmen.

Wenn die Beschlüsse der bevorstehenden allgemeinen Landes-Synode eine frühere außerordentliche Versammlung nicht nöthig machen, so soll die nächste nach Antrag und Einladung des Hofpredigers Frähdorff am 1. September in Halberstadt gehalten werden.

Halle, den 23. April 1846.

Schlesien. Die Angelegenheit der katholischen Dissidenten scheint in eine neue Phase zu treten. Theiner, der gepriesene Lion, hat sich von der Gemeinde getrennt und ein Bauerntgut in Briesch (Neumarkter Kr.) gekauft; Streit mit Regenbrecht und Ronge ist die Ursache gewesen. Der in Striegau postirte Dissidentenprediger Rupprecht (ein gewesener evang. Candidat) ist von der Bürgerchaft in Jauer verklagt, weil er am ersten Osterfeiertage gepredigt hat: Christus ist nicht todt gewesen, habe nur in Starrsucht gelegen, darum sey es auch mit der Auferstehung nichts; dies habe man schon lange gewußt, aber unter dem Joche des Papstthums habe man es nicht sagen dürfen. In Hirschberg bildete sich auch ein Widerspruch unter diesen Dissidenten gegen den rohen Unglauben. Daß diese Eisenblase zerplatzt, davon bin ich fest überzeugt, und sie würde noch rascher zerplatzen, wenn unsere General-Synode sich entschließen möchte, die Unchristlichkeit dieser Richtung und speciell der Taufe offen zu erklären und wenn man nicht so bereitwillig die Evangelischen Kirchen einräumte.

In der Angelegenheit der Lichtfreunde trägt sich auch Merkwürdiges zu. Aus mehreren Gemeinden sollen Klagen über so gesinnte Geistliche an die Behörde gelangt seyn. Acht Breslauer evangelische Geistliche haben mit Bürgern eine bestimmende Adresse an die freie Gemeinde in Königsberg gerichtet. Ubrigens findet diese Richtung in der großen Gemeinde keinen Anklang. Senior Krause hatte mit seinen Kollegen in Bernhardtin zu freien Versammlungen in der Kirche die Gemeinde eingeladen, Niemand war erschienen, da fordert er sie durch die Zeitungen zu einer Versammlung beufus Besprechung kirchlicher Verhältnisse, z. B. Abschaffung des Beichtgroßens, auf, und es finden sich auch nur zweihundert ein. Ganz kürzlich soll Krause mit seiner Partei zerfallen seyn, wegen einer Osterpredigt, in der er von der Auferstehung Christi geredet; zur Strafe ist er zu einem Zwetseffen nicht geladen worden und hat am Sonntage in einem Epiloge der Predigt sich über Verfolgungen beklagt, die er erdulden müsse.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 20. Mai.

N^o 40.

Über Kirchenverfassung.

(Von einem Juristen.)

Der Grundgedanke alles Kirchenrechts und aller Kirchenverfassung ist, nach der Schrift, daß Jesus Christus, der Sohn Gottes, unser Prophet, Priester und König, das Haupt Seiner Gemeinde und diese Sein Leib ist, die Christen aber Glieder dieses heiligen Leibes, „das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums“, berufen „zu verkündigen die Tugenden des, der sie berufen hat von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte“ und fähig und geschickt, durch Seine Gnade „geistliche Opfer zu opfern, die Gott angenehm sind durch Jesum Christum“.

Über diesen Grundgedanken sollten alle die einig seyn, welche Christum als den Sohn, die Schrift als das Wort Gottes anerkennen.

Er begreift das Princip der Autorität und das Princip der Freiheit in sich, das der Autorität vor Allem des Hauptes, aber auch derer, die Ämter und Gaben von dem Haupte zu Lohn tragen, und das der Freiheit des geringsten Gliedes, denn Alle sind wiedergeboren aus dem Wasser und Geist, Allen ist der Zugang aufgethan in das ewige Heiligthum, zu dem Herzen des Vaters.

Diese beiden Principien bilden einen Gegensatz, zugleich aber ergänzen sie sich, denn keines von ihnen ist ohne das andere. Ohne das Princip der Autorität, ohne göttliche Vollmacht und Sanction, ist keine Freiheit der Kirche möglich, weder Freiheit der einzelnen Glieder der Kirche von kirchlichem Despotismus, noch Freiheit der gesammten Kirche von Welt und Staat. Andererseits ist Freiheit, Freiheit in Gott, das Endziel aller Autorität. Wie diese Principien zu einander sich verhalten, — wie die Ämter und Gaben und Kräfte, die der Herr aushielet in unendlicher Mannigfaltigkeit und durch die er gewisse Glieder vor anderen auszeichnet, in Einklang zu bringen sind mit der allen Gliedern zukommenden Christen-, d. i. Priester-Würde und Salbung, — denn, sagt Luther, Alles, was aus der Taufe kriecht, das ist Priester, Bischof, Cardinal und Paps, — das ist die Aufgabe, welche Christus seiner Kirche gestellt hat. Er hat sie nicht eingeeengt in eine Vielheit äußerlicher Satzungen, — wie das Volk des Alten Bundes unter seinem Zuchtmeister, dem Gesetze, in solche Satzungen eingeeengt war —, sondern er hat den Geist ausgegossen über seinen Leib, — den Geist, der durch die von Ihm gewirkten mannigfachen Gaben und Ämter und Ordnungen die Kinder des Geistes in alle Wahrheit leitet, doch so, daß die Liebe ihr Band bleibt, daß alle Glieder, so viele ihrer sind,

Glieder des Einen Leibes sind, daß kein Glied zum anderen sagen kann: „Ich bedarf dein nicht“ und daß „so ein Glied leidet, alle Glieder mit leiden, und so ein Glied herrlich gehalten wird, alle Glieder sich mit freuen“.

Es thut Noth, an diese ersten Grundzüge des christlichen Kirchenrechts, gegenüber dem lauten Rufe der Zeit nach Kirchenfreiheit und Kirchenverfassung, nach Presbyterien und Synoden, zu erinnern. Von wem wird am lautesten, am unablässigsten so gerufen? Sind es nicht die, welche Christum nicht anbeten als ihren Herrn und Gott, welche Sein Wort meistern oder verwerfen, welche die Zucht Seines Geistes hassen? die, welche, wenn die Schrift Wahrheit redet, indem sie jene Fundamente alles Kirchenrechts feststellt, kein Theil noch Erbe haben an dem Reiche Christi, weil sie von der gliedlichen Gemeinschaft Seines Leibes sich getrennt haben? Aus dem Willen des Fleisches kann der Geist nicht erzeugt werden; aus den Beschlüssen einer Menge ohne Glauben und Zucht — bestehe sie aus Geistlichen oder Laien —, aus dem Munde des „Herrn omnes“ kann kein Gesetz der Ordnung des Leibes Christi hervorgehen. „Lasset uns zerreißen ihre“ — der Kirche — „Bände und von uns werfen ihre Seile“, das ist das Lösungswort unserer Lichtfreunde, und ihr erstes Werk würde die Beseitigung des Wortes Gottes, die Verfälschung der Sakramente und des Gottesdienstes, die Unterdrückung der Gläubigen seyn.

Aber dürften wir auch von solchen Extremen absehen, — wir dürfen es aber nicht, wenn wir in der Wahrheit bleiben wollen, — dürften wir nur solche, Geistliche oder Laien, als Glieder repräsentirender Presbyterien, oder constituirender oder legislativer Synoden uns denken, welche in verschiedenen Graden und unter verschiedenen Modifikationen die Gemeinschaft mit dem Haupte festgehalten haben, oder dürften wir wenigstens hoffen, daß solche, als Mehrheit, den Ausschlag geben würden, so bliebe uns doch weiter zu erwägen, wie unsere Zeit in ihren vorherrschenden Tendenzen, wie der Charakter auch der Christen unserer Zeit zu jenen Principien der Autorität und Freiheit sich verhält.

Der Freiheit von einer niederen Autorität ist nur der fähig, der der höheren um so freudiger, um so entschiedener sich unterwirft. Die niedere Autorität erzieht den, der ihr folgt, zur Höheren, und diese zur höchsten; die niedere Autorität macht ihren Jüngling frei von sich selbst und pflanzt in sein Herz den Gehorsam gegen die höhere, und diese den Gehorsam gegen Gott, der die wahre Freiheit ist. „Wir glauben nun nicht mehr um deiner Rede willen“ — sprachen die Samariter zu dem Weibe —, „denn wir haben selber gehört und erkannt, daß dieser ist wahrlich Christus, der Welt Heiland.“ Aus diesem Schriftwort entwickelt schon Augustinus die Lehre von der Autorität. Johannes, des Bräutigams Freund, weist hin zu

dem Bräutigam, — das Gesetz, als Zuchtmeister, bereitet auf den vor, der die Erfüllung, das Ende des Gesetzes ist. Selbst auf dem größeren Gebiete des Staates wird nur aus kräftiger Herrschaft, aus willigem Dienste wahre Freiheit geboren; auch auf diesem Gebiete besteht wahre Freiheit nur, wo und insofern tief in den Herzen Zucht und Gehorsam walten. Wer diese von Gott selbst geordneten, der Menschen Natur wesentlichen Stufen überspringt, wer das Gesetz, das auf den niederen Stufen von außen geltend gemacht wird, abschüttelt, ohne daß dieses Gesetz in sein Herz geschrieben ist, der ersteigt die höheren Stufen nicht; er wird nicht, nach des Heilands Worte, aus dem Knechte ein Freund, sondern er verfällt der Willkür, der eigenen und endlich der fremden, und somit ärgerer Knechtschaft, als die war, der er sich entziehen wollte.

Wo daher in den Verfassungen der Kirche wirklich das Princip der Freiheit der Kinder Gottes vorgewaltet hat vor dem der von Gott verliehenen menschlichen Autorität, wo diese Freiheit ihre goldenen Früchte getragen hat, — Ehre Gottes, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen —, da finden wir sie hervorstechend aus besonders kräftiger Geltung der göttlichen Autorität des Herrn und Seines Wortes in den Herzen und in den Gemeinden, und geschützt durch Zucht des Geistes, durch Kirchenzucht, welche den Gemeinden ihre Reinigkeit erhält und damit ihre Fähigkeit, jene Freiheit zu genießen und recht zu gebrauchen. So am meisten in den ersten apostolischen Gemeinden, deren scharfe Kirchenzucht Ananias und Sapphira uns vor Augen stellen, so auch in den kleinen Gemeinschaften der Böhmischen und Mährischen Brüder, in den ecclesiis pressis der Protestanten in Römisch-katholischen Ländern, so in Genf zu Calvin's Zeit und in Schottland, welches seine Kirchenverfassung von Genf holte, bis auf den heutigen Tag, so, in gewissem Maße wenigstens, in Westphalen und der Rheinprovinz. Festigkeit der Lehre, strenge Verpflichtung der Diener der Kirche auf dieselbe, ist die erste Grundbedingung solcher Freiheit; aber dies allein genügt nicht. Die Lutherischen Kirchen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts hatten und handhabten eine feste Kirchenlehre. Allein dennoch waren sie keines anderen als eines gesetlichen Regiments fähig, denn ihnen fehlte die andere Grundbedingung, die Reinigung, der Schutz der Gemeinden durch Kirchenzucht, welche allein sie in den Stand setzt, ihre Freiheit zu behaupten und ihre aus der Freiheit fließenden Rechte auszuüben, welche allein sie vor der schlimmsten Tyrannei, der des großen Hauses, bewahrt. Auf dem Gebiete der Politik ist es ein Gemeinplatz, daß Republiken nur durch republikanische Tugenden bestehen können, daß sie ohne solche Tugenden in Pöbelherrschaft und dann in Despotismus übergehen; vor funfzig Jahren hat die Französische Republik diesen Gemeinplatz durch ihr Beispiel neu bewährt. Die republikanischen Tugenden der Kirche aber sind Glauben und Zucht. Niemand würde weniger als die Glieder der heutigen, vom Staate völlig abgelösten, innerlich ganz demokratisch constituirten „freien Kirche“ Schottlands fassen können, wie es möglich ist, die Feinde der Grundlehren der Kirche in ihren Ämtern zu dulden, oder gar, wie man Freiheit der Kirche von dem Übergange ihres Regi-

ments in die Hände einer zuchtlosen Menge hoffen kann, in welcher die, welche durch Glauben und Wandel der Kirche entfremdet sind, mit den Christen gleiche Rechte haben.

Wenden wir diese Wahrheiten auf unsere heutigen Zustände an. Wie steht es — auch wenn wir von den Lichtfreunden absehen — mit dem Festhalten am Worte Gottes, mit der Einigkeit in der Lehre, mit dem Schutze der Lehre der Kirche, und somit der Freiheit der christlichen Gemeinden, deren Palladium die Lehre ist, gegen die Willkür ihrer Diener, wie mit dem Gehorsam gegen die Zucht des in der Kirche waltenden Geistes, mit dem Willen und der Fähigkeit, Kirchenzucht zu üben und gegen sich üben zu lassen? Denken wir an den 15. August! Gerade diejenigen — auch unter den Christen — (wir reden jetzt nicht von den Lichtfreunden) —, welche am ungeduldigsten an der Kirchenlehre rütteln, welche zurückschrecken vor den ersten nothwendigsten Äußerungen der Zucht, dem Entfernen der offensibaren Verächter aus den Ämtern der Kirche, — gerade diese, die Liberalen, sind es, die am meisten auf Kirchenfreiheit, auf Presbyterial- und Synodalverfassung dringen.

Mancher Leser wird uns bis hieher zustimmend gefolgt seyn, „aber,“ wird er sagen, „damit sind meine Zweifel an unserem jetzigen obrigkeitlichen Kirchenregimente, an der Consistorialverfassung noch nicht gehoben. Wie kommt die Obrigkeit dazu, in der Kirche zu herrschen? Ist sie nicht dem Unglauben, der Zuchtlosigkeit, welche du in unseren Gemeinden siehst und fürchtest, eben so ausgesetzt, als diese? Welches ist denn die jetzige Beschaffenheit unserer Consistorien? Ist nicht der jetzige Zustand aus ihrem dreihundertjährigen Regimente hervorgegangen, unter ihren Händen das, was er ist, geworden?“

Diese Bedenken beunruhigen manchen treuen Diener der Kirche und rauben ihm die Freudeigkeit zu zeugen und zu wirken für ihre gute Sache. Er sieht sie in einer Gestalt, in der er den Leib Christi, die reine Braut, nicht wiedererkennt, in einer Gestalt, die ihn an ihrem Daseyn zweifeln macht. Er kommt in Versuchung, einzustimmen in die leider auch von vielen Gläubigen oft gehörte Rede: „Wir haben eigentlich gar keine Kirche,“ — eine Rede, die doch nichts ist, als eine Rede des Unglaubens und mit dem Bekenntnisse, welches wir sonntäglich aussprechen: „Ich glaube an Eine heilige allgemeine christliche Kirche“ in schneidenden Widerspruch tritt.

Wir könnten zunächst antworten, es sey dies einmal die vorhandene, die rechtlich bestehende Gestalt der Kirche, — diese Gestalt habe in ihren wesentlichen Grundzügen die Autorität der Deutschen Reformatoren für sich, und die Autorität aller, oder fast aller der Gottesmänner, die seit der Reformation christliche Lehre und christliches Leben, Wort und Sakrament in unserem evangelischen Deutschland gepflegt und erhalten haben; aus ihr sey fast alle christliche Erkenntniß, alles christliche Leben, sehen die tausend lieblichen geistlichen Lieder unseres kirchlichen Vaterlandes seit dreihundert Jahren erwachsen, — in dieser und keiner anderen Gestalt sey die Kirche unsere Mutter.

Allein wir räumen gern ein, daß diese Antwort den zweifelnden Frager zwar wohl bestimmen kann, still zu stehen, sein

Urtheil zu suspendiren, weiter nachzudenken, daß sie aber nicht genügt, um seine Zweifel zu lösen und ihn zu beruhigen.

Dazu müssen wir weiter ausholen. Vorher bitten wir, das siebente und achte Capitel der Epistel an die Römer durchzulesen.

Fragen wir, um das obrigkeitliche Kirchenregiment zu verstehen, nach dem Princip aller Obrigkeit, so finden wir als solches das Gesetz Gottes, des höchsten Königs, das Gesetz, das „über alle Menschen herrschet, so lange sie leben“, dessen Handhabung Er Menschen anvertraut hat, — so weit sie es handhaben können, — „zur Rache über die Übelthäter und zum Lobe der Frommen“, das Gesetz, das vollkommen ist und heilig und geistlich, — das aber Niemand vollkommen, Niemand heilig, Niemand selig machen kann, weil es „durch die Sünde geschwächt“ ist, — das Gesetz, welches in dieser seiner Schwächung, ohne die Kirche ein Räthsel ist ohne Lösung, eine Schuld ohne Bezahlung, ein Sollen ohne Können, eben darum aber auch hinweist und als Zuchtmeister erzieht auf und für Christum, als die Erfüllung, als das Ende des Gesetzes.

Ist aber das Gesetz der Zuchtmeister auf Christum, ist die Obrigkeit, nach der Schrift, die Trägerin des Schwertes eben dieses Gesetzes, mithin der Staat das Reich dieses Gesetzes, und nicht, wie heutige Irrlehrer wollen, eine von Menschen zu zeitlichen Zwecken klug ausgefonnene Maschine, auch nicht eine Exhalation, ein Ausfluß, ein Produkt des „Volksgeistes“ — indem vielmehr die Völker selbst und ihr Geist erst unter der Zucht der Obrigkeiten, der Staaten, entstehen und sich bilden, — so erhellt von vorn herein, daß die Obrigkeit, daß der Staat zur Kirche in steter wesentlicher nächster Beziehung und Wechselwirkung stehen muß.

Dem Gesetze ist alles Fleisch unterworfen, die ganze Menschheit, insofern sie fleischlich ist, auch die Kirche, sofern nicht der Geist, wie ihr Wesen es mit sich bringt, sondern das Fleisch, welches ihrer Erscheinung anklebt, in ihr mächtig ist. Erst wer gestorben ist nach dem Fleische, „getödtet dem Gesetze“, erst der ist frei vom Gesetze.

Darum war dem Alte Bund ein Gesetzesreich, und der Name Kirche auf ihn nicht anwendbar, wiewohl auch im Alten Bunde Strahlen des Geistes prophetisch leuchteten und auf den Neuen hinwiesen. Denn Christus war noch nicht gestorben; der Geist, der zu Pfingsten über die Jünger kam, war noch nicht ausgegossen. Durch diese Ausgießung entstand die Kirche, aus ihr floß der Wandel der Gläubigen im Geiste, wie das Neue Testament ihn uns so herrlich beschreibt; so entstand die Verfassung der ersten Kirche, überall durchscheinenden von der Liebe, von Christo, von des Gesetzes Erfüllung, — einer Erfüllung, die wenig Raum ließ für äußerliche Satzungen des geschwächten, unerfüllten Gesetzes.

Aber nach Gottes unerforschlichem Rathschlusse entwickelte und verbreitete sich die Kirche nicht immer weiter auf denselben Wegen, welche die Apostelgeschichte, am meisten ihre ersten Capitel und die Episteln, uns vor Augen stellen. Sie nahm die Herrlichkeit dieser Welt in ihren Schoß auf, und dies zu thun war ihr heiliger Beruf, denn sie soll als der Sauerteig die ganzen drei Scheffel Mehl durchsäuern, die ganze Menschheit, Alles

was Gott gut geschaffen hat, also auch die Reiche der Erde, durchbringen und erneuern. Es gehört zur Erniedrigung, zur Selbstentäußerung Christi, mithin auch seines Leibes, der Kirche, daß auch die Pracht und Höhe des weltbeherrschenden Constantin, der Glanz seiner Krone, ihr nicht zu gering ist, daß sie auch dazu sich herabläßt, die Herrlichkeit der Welt zu erobern, in sich aufzunehmen, auf den Wegen des Geistes. Aber sie blieb nicht immer auf diesen Wegen, darum besiegte sie auch nicht immer die Welt. Äußerlich triumphirend, wurde sie oft innerlich besiegt; das Fleisch ward mächtig in ihr, und mit ihm des Fleisches legitimer Herr, das Gesetz. Sie eroberte Reiche und Völker, ohne sie neu zu gebären aus Wasser und Geist, und so fiel sie wieder unter das Gesetz, von dem Christus sie freigemacht hatte.

Daher das Judaïsiren der Kirche des Mittelalters, daher ihre Gestalt, die eines die Menschheit umfassenden Gesetzesreiches, eines Universalstaates voll von allem Reichthum, aller Ehre, aller Herrlichkeit, allen — Sünden der Welt.

Unter dieser harten Schale keimte, wuchs, wirkte der süße Kern des Evangeliums, der Gnade, des Geistes. Die Aufgabe der Reformation war, diesen Kern frei zu machen, daß er nicht ersticke, Zeugniß abzulegen durch die Predigt von der Gnade Gottes in Christo, die Kirche an ihren Ursprung, an ihr Wesen zu erinnern, welches unter ihrer getrübbten Erscheinung begraben lag.

Allein, betrachten wir die Reformation näher, so finden wir eine wesentliche Verschiedenheit von der ersten Gründung der Kirche, und gerade diese Verschiedenheit ist es, welche das obrigkeitliche Regiment der Evangelischen Kirchen, welches die Consistorialverfassung erklärt und rechtfertigt.

Die Kirchen der Reformation entstanden nicht durch Ausgießung des Geistes über eine kleine Schaar verachteter und verfolgter Jünger, die, wie die apostolischen Gemeinden, im Glauben und in der Liebe, im Brotbrechen und im Gebet, in Gemeinschaft der Güter sogar, verbunden, sich unter einander baueuten zum geistlichen Tempel und regiert wurden „durch das Scepter Seines Mundes, nach dem Recht des Gnadebundes“, und die den Geistesfunken weiter trugen von Seele zu Seele, von Stadt zu Stadt, von Reich zu Reich. Nicht auf Sammlung solcher kleinen Heerden war es im sechzehnten Jahrhundert abgesehen, sondern auf Reformation jenes ganzen großen Gesetzesreiches, jenes Lateinischen Universalstaates. Die Reformatoren fingen nicht von vorn wieder an; sie knüpften an die vorhandenen Zustände an; sie nahmen die Kirche, wie sie sie fanden, und ließen ihre Posaunenstimmen ertönen in alle Lande, so weit des Papstes Herrschaft galt. Auf Luther's Aufforderung (— in dem Schreiben an den christlichen Adel Deutscher Nation —) legten, in Ermangelung evangelischer Bischöfe, die Obrigkeiten Hand an's Werk, — ganze Länder, ganze Reiche fielen vom Papste ab. Aber dadurch wurden diese Protestanten noch nicht wiedergeborene, den Aposteln und ersten Aposteljüngern ähnliche, einer Glaubens- und Liebesgemeinschaft, wie diese sie gehabt, fähige Christen. Dies sahen die Deutschen Reformatoren, — so vorzugsweise praktische Männer —, auch deutlich ein. Niemand war freier als Luther

von dem Wahne, ein luftiges Ideal apostolischer Kirchenverfassung, ohne Ausgießung des Geistes, ohne Wiedergeburt realisiren zu können. Er sah den fleischlichen Wandel seiner Anhänger, oft noch fleischlicher geworden durch die gemißbrauchte evangelische Freiheit, klar vor Augen und beklagte ihn schmerzlich; er hat, als er von der feinen Zucht und Ordnung der verfolgten Böhmen Kenntniß erhielt, ausdrücklich gesagt, daß ihm zu solchen Verfassungen die Menschen fehlten. Möchten wir dieses auf unsere Zeit so anwendbare Wort nicht überhören! So wurde, unter Zustimmung der Reformatoren, auch in den Evangelischen Kirchen Deutschlands wiederum ein geselliges Regiment eingeführt, — denn eines anderen waren sie nicht fähig —, und nur dafür gesorgt, daß diese gesellige Schale nicht wiederum den Kern des Wortes und der Sakramente erdrückte. Das Amt des Geseßes aber konnte innerhalb dieser Kirchen von Niemand anders gehandhabt werden, als von deren vornehmsten Gliedern (*praecipuis membris*, wie die Reformatoren sagten), den Obrigkeiten, denn nur diese hatten das Ansehen, die Macht, die Legitimation, welche dazu erforderlich waren. Sie überkamen aber dieses Amt, und übten es in den ersten Zeiten nach der Reformation, als ein kirchliches, ein geistliches Amt, abhängig von dem Worte Gottes, von der Lehre der Kirche, und nach dem Rathe des Lehrstandes derselben.

Alle die Gründe nun, welche damals im evangelischen Deutschland ein anderes als ein geselliges Kirchenregiment unmöglich machten, dauern in unseren Tagen, insbesondere in diesem Nordosten von Deutschland, in vielfach verstärktem Maße fort. Von den beiden Grundvesten der Freiheit der Kirche, Lehre und Zucht, ist die eine, die Zucht, noch viel mehr in Verfall, als damals; die andere, welche damals innerhalb der einzelnen Kirchen sehr stark war, aber doch, nach dem Urtheil der Reformatoren, für sich allein ungenügend, Kirchenfreiheit darauf zu bauen; die Einheit der Lehre, ist auch unter den Gläubigen fast verschwunden.

Blicken wir nun zurück auf die von uns versuchte Erklärung und Rechtfertigung des obrigkeitlichen Kirchenregiments. Sie geht nicht dahin, dasselbe als der Kirche wesentlich, oder auch nur als in vollem Einklange stehend mit der wahren geistlichen Natur der Kirche darzustellen. Giebt der Herr einst Seinen Geist über uns aus, wie am ersten Pfingsttage, erweckt Er die Gaben wieder, welche in der Urkirche leuchteten, beglaubigt Er neue Apostel durch neue Geisteswunder, trieft Gnade aus den Wolken herab und sproßt Gerechtigkeit auf aus dem Erdreich, werden dem Herrn Kinder geboren wie der Thau aus der Morgenröthe, die ihm dienen im heiligen Schmucke, — dann werden wir auf andere Autoritäten, auf andere Behörden zu blicken haben, als auf die Schwertträger des Geseßes und die von ihnen eingesetzten Consistorien.

Wohl aber ist die Nothwendigkeit, mithin die Rechtmäßigkeit dieses Regiments unter gewissen Voraussetzungen und das Vorhandenseyn dieser Voraussetzungen in unserer Zeit nachgewiesen worden. Es ist gezeigt worden, daß, so wie überhaupt das Geseß der wahre Zuchtmeister zur Freiheit, so insbesondere,

nach dem Vorbilde des Alten Testaments, wo Staat und Kirche zu Einer geselligen Theokratie verbunden waren, das obrigkeitliche Kirchenregiment für uns die wahre Schule der Kirchenfreiheit ist. Ist ja doch selbst die erste Kirche, die in so hellem Geistesglanze uns vor Augen steht, im Schatten des Tempels zu Jerusalem, unter der schützenden Hülle des Geseßesreiches erblühet und erstarkt. Auch nach Pfingsten bedurfte Petrus noch eines Gesichtes vom Himmel, um die freie Gnade zu verstehen. Die Apostel machten die Freiheit der Kirche nicht ungeduldig geltend; selbst Paulus, der Apostel der Heiden, blieb ein Jude, dem Geseße unterthan. Ihre Verfassung bildete die Kirche zum Theil nach jüdischen Vorbildern, so das Ältesten-Amt. Erst als Jerusalem zerstört und nach Gottes Rath die Zeit erfüllt war, wurde die Kirche ganz frei von den Schranken des Judenthums und des Geseßes.

Es ist nicht behauptet worden, daß Unglaube und Zuchtlosigkeit nicht auch das obrigkeitliche Kirchenregiment ergreifen könne. Dagegen schützt keine Verfassung; der Unglaube kann nur durch Glauben geheilt, die Zucht nur aufrecht gehalten werden, wo man Gottes Geist sich strafen läßt. Die Macht, ja, das Recht des obrigkeitlichen Kirchenregiments besteht in seinem Gehorsam gegen das Wort Gottes, in der Lehre, auf welche es erbaut ist. Fällt es ab von dieser Lehre, so hat es nur die Wahl zwischen einer Nullität, die Alles drunter und drüber gehen läßt, wenn nur ein gewisser äußerer Schein durch polizeiliche Mittel nothdürftig aufrecht gehalten wird; und vor nichts mehr erschrickt, als vor irgend einer lebendigen Regung christlichen Glaubens und Lebens, oder einem Despotismus, der ärger ist, als der des Papstthums in seinen schlimmsten Erscheinungen. Die geschichtlichen Beläge dieser Behauptung sind zu zahlreich und schlagend und liegen zu nah, als daß wir sie erst zu sammeln nöthig hätten. Dann gilt es, Gott mehr gehorchen als den Menschen.

Aber der Gehorsam gegen das Wort Gottes ist von dem obrigkeitlichen Kirchenregimente eher zu hoffen, als von dem Kirchenregimente der Menge. In der Menge als solcher herrscht das Fleisch; das Princip aller Obrigkeit dagegen ist Bändigug des Fleisches; ihr ganzer Beruf, ihr Wesen führt sie darauf hin, Zuchtmeister zu seyn auf Christum. Die Obrigkeit ist, nach Melancthon's Lehre, Wächter beider Tafeln, und, als christliche Obrigkeit, selbst Glied der Kirche. Christo zu gehorchen und zu dienen ist sie nicht bloß, insofern sie aus Individuen besteht, kraft allgemeiner Menschen- und Christenpflicht, sondern als Inhaberin des Kirchenregiments, als seine specielle Dienerin, kraft besonderer Amtspflicht verbunden. Sonach ist ihr Kirchenregiment kein weltliches, sondern nach Ursprung, Charakter und Verpflichtungen ein wahrhaft kirchliches. Sie muß bei Ausübung desselben Berufungen auf Gottes Wort, auf die ewigen Wahrheiten sich gefallen lassen, auf welche die Kirche gegründet ist und welche die Kirche bekennet, Berufungen als auf Rechtsnormen, die über ihr stehen und in keiner Weise ihrer Willkühr unterworfen sind.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 23. Mai.

N^o 41.

Über Kirchenverfassung.

(Von einem Juristen.)

(Schluß.)

Unsere kirchlichen Demokraten wollen die Christen der schmachvollen Knechtschaft eines Uhlisch oder Wislicenus, wenn diese die Ämter der Kirche usurpirt haben, oder, was um nichts besser ist, der Tyrannei numerischer Majoritäten in den einzelnen Gemeinden unterwerfen, die kein festes prophetisches Wort über sich erkennen. Wir dagegen halten dem weltlichen Herrscher, wenn er, das obrigkeitliche Kirchenregiment mißbrauchend, das Heiligthum entweihen will, das ewige Gesetz seines und unseres Königs, seines und unseres Hauptes entgegen, das Gesetz, ohne welches er selbst kein Recht hat. So das Heiligthum zu schützen ist das Recht und die Pflicht vor Allem der Diener des Wortes, dann aber auch des geringsten Gliedes der Kirche. So wahren wir die Freiheit der Kirche, auch unter obrigkeitlichem Regimente, und halten die geistliche, die kirchliche Natur dieses Regiments aufrecht. „Denn die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche besteht nicht darin, daß die einzelnen Glieder, oder die Mehrzahl derselben, ihren Willen erreichen, sondern darin, daß der Glaube, die Einsicht und das Gewissen der Kirche unverletzt bleiben und in den Anordnungen zur Herrschaft kommen. Wo aber stellen Glaube, Einsicht und Gewissen im Allgemeinen und der Regel nach sich klarer und zuverlässiger dar, in dem Urtheil der unterschiedenen Masse, oder in dem Urtheil der besonders — auch unter dem obrigkeitlichen Kirchenregimente — für den Dienst der Kirche Berufenen?“

Und warum sollten die presbyterialen und synodalen Freiheits- und Verfassungselemente der Kirche unter dem obrigkeitlichen Kirchenregimente nicht keimen und wachsen können? Gerade dieses Regiment schützt sie vor ihrem ärgsten Feinde, vor dem wüsten, Lehre und Zucht hassenden Liberalismus der Zeit. Auch auf den Gebieten des Staates sind ja unter kräftiger monarchischer Herrschaft die Freiheiten von Corporationen aller Art, von Städten und Land- und Reichsständen ausgesät und gepflegt worden, und hier und da bis zu unabhängigen republikanischen Verfassungen herangereift und erstarkt. Das Judenthum selbst hat, wie wir oben sahen, die junge Kirche, das Papstthum hat die Keime der Reformation pflegen und erziehen müssen. Wer wahrhaft christliche Freiheit der Kirche, Freiheit im Geiste, nicht im Fleische, Freiheit der Kinder Gottes in den Schranken des Wortes und unter der Zucht der Gnade will, mit dem braucht der Verteidiger des obrigkeitlichen Kirchenregiments nicht zu streiten. Schützte dieses Regiment nur unsere Heiligthümer gegen die Usurpationen, durch welche Ronge, Uhlisch und ihre Anhänger sie beflecken, thäte es nur die ärgsten Scandale in Lehre und Wandel

hinaus aus den Ämtern unserer Kirche, — und dies ist das Recht und die Pflicht unserer Consistorien —, kurz, thäte es, was ihm von Gottes und Rechtswegen obliegt, auch nur in so weit, als die böse Zeit Raum dazu läßt, wie bald würden alle treue Diener der Kirche es sich angelegen seyn lassen, dahin zu streben, daß der Lehrstand und das Kirchenregiment mehr und mehr durch theilnehmende Thätigkeit der Gemeinden gekräftigt und durch Synoden consolidirt werde, wie ja jetzt schon die Conferenzen der gläubigen Prediger mit den in ihre Mitte freudig aufgenommenen und oft thätig eingreifenden Laien als lebendige Vorbilder wahrhaft kirchlicher Synoden uns vor Augen stehen.

Entschiedenenes Bekenntniß der Wahrheit in der thesis und antithesis, mit Herz und Mund, — das ist der Frühling, in welchem alle Keime und Triebe kirchlichen Lebens und kirchlicher Verfassung lustig und kräftig ausschlagen und wachsen; wogegen die leidige Neutralität, die unwahre Halbheit, der Friederuf, wo kein Friede ist, wie der Winter, alle Vegetation hemmt und die Blüten tödtet, die sich schon hervorgewagt haben. Von dieser Seite her droht jetzt der Kirche Gefahr, Gefahr für die Quelle ihres geistigen Lebens, ohne welches alle ihre Verfassungsformen nur ein Leichnam sind.

Ein vornehmer Ton, der sorgfältig jedes concrete Bekenntniß zu den Glaubenswahrheiten vermeidet, um den beliebten „Standpunkt über den Parteien“ zu behaupten, — das heißt: um Christi Schmach nicht zu tragen, — hochtönende, vieldeutige Phrasen, um die Blöße solcher Geistlosigkeit zu decken, — trockenes Ignoriren oder unwahres Bemänteln der offenkundigen Thatsache, daß unsere Kirche in Parteien zerrissen und ein großer Theil ihres Gebietes, ihrer Ämter in den Händen ihrer Gegner ist, — Vertrauen auf Majoritäten, auf die Menge, auf den Zeitgeist, der schwach verhüllt wird unter dem klingenden Titel: „Volksbewußtseyn“, statt auf den lebendigen Gott, auf Sein Wort, auf Seinen Geist, — oder Anerkennung der collegialistischen Abstraktionen des Allgemeinen Landrechts, als der Quelle unseres Kirchenrechts, obgleich die glaubenslose Aufklärung der 80er Jahre die Seele dieser Paragraphen ist, und obgleich das Landrecht selbst auf die wahren Normen unseres Kirchenrechts, auf die Kirchenordnungen, hinweist, — — — so möchten wir die Richtungen bezeichnen, welche in dem gegenwärtigen, vielleicht entscheidenden Momente, welche namentlich auf unseren Synoden die erwachende Kirche bedrohen.

Diese Gefahr aber weist hin auf die Pflichten aller treuen Söhne der Kirche, welche Glieder der evangelischen Convente und Synoden dieser unserer Zeit sind oder seyn werden. Sie haben, in die Fußstapfen der Gottesmänner aller Zeiten, die in gleichem Berufe waren, tretend, jener leidigen Neutralität auf alle Weise entgegenzuwirken, treu zu bleiben im entschiedenen

Bekenntnisse der Wahrheit, wenn auch, wie es in unseren Tagen nicht anders seyn kann, Krieg im Inneren der Kirche darauf folgt, oder vielmehr die ohnehin vorhandene Spaltung sich immer offener zu Tage legt, — es ist dies ja der einzige Weg ihrer Heilung —, und nicht zuzulassen, daß jene Concilien und Synoden zu einem Surrogat des treuen Bekenntnisses und des bekenntnißmäßigen Handelns, zu einem Beschwichtigungsmittel der von Gott selbst der Kirche verordneten Kämpfe gemißbraucht werden. Sie haben so zu reden, daß man wisse, „was gepfiffen oder geharset ist“, und zu sorgen, daß die Posaune einen deutlichen Ton gebe, damit wir uns rüsten zu dem Streite, in welchem unser himmlischer Feldherr uns ruft und voran geht.

Wenn nun aber das obrigkeitliche Kirchenregiment und seine Consistorien, eingesetzt unter der Autorität der Reformatoren, wohl berechtigt, nicht bloß durch äußeren Besitzstand, sondern auch durch das von Gott selbst geordnete Verhältniß des Gesetzes zum Evangelium, kirchlich in seinem wesentlichen Grundcharakter, beglaubigt seit dreihundert Jahren durch so viele Gottesmänner, durch so viele Glaubens- und Lebensblüthen unserer Deutschen Evangelischen Kirchen, endlich jetzt mehr als je zeitgemäß im Gegensatz zu dem windigen Freiheitswindel der Zeit, Schutz aber und Pflege gewährend allen wahren Keimen der Freiheit der Kirche, — wenn dieses Regiment, wie es jetzt am Tage ist, umzukehren anfängt zu der wahren Quelle seiner Autorität, zu dem Worte Gottes, zu der Lehre der Evangelischen Kirche, wenn es seinen kirchlichen Charakter sich wieder erobert, wenn es unter schweren Kämpfen die Kirche gegen ihre Feinde zu schützen, ihr und ihren Gliedern, wo es weiß und kann, zu dienen sucht, wenn es die Zielscheibe der Angriffe der Lichtfreunde und aller Wühler in Kirche und Staat ist, — müssen da nicht die Herzen aller treuen Diener der Kirche ihm zufallen, und es stärken und bauen helfen, — und könnten sie nicht gewiß seyn, daß dieser Weg und kein anderer der rechte ist, unserer Kirche zu ihrer wahren Freiheit zu verhelfen, zu der Freiheit nicht im Fleische, sondern im Geiste, zu der Freiheit, mit welcher der Sohn Gottes uns frei macht?

Doch auch diese Freiheit haben wir nicht bloß in einer ungewissen Zukunft zu suchen. Es gibt keinen noch so kleinen Kreis christlicher Gemeinschaft, — keine Zwei oder Drei, die versammelt sind in Seinem Namen und Er selbst mitten unter ihnen, — in welchem nicht das Princip der Kirchenfreiheit, in inniger Verbindung mit dem der Zucht, Keimen, blühen und Früchte tragen könnte. Vorzüglich aber sollten Geistliche, denen der Herr die Gnade gibt, daß unter ihrer Predigt Seelen erwachen zum neuen Leben und sich verbinden als Glieder des Leibes, dessen Haupt Er ist, ihren Gemeinden zum Genuße der Gemeinschaftssegnungen, der brüderlichen Freiheit und Gleichheit zu verhelfen suchen, welche die ersten Christengemeinden in so reichem Maße genossen. Da möge die Kirche praktisch erfahren und an den Früchten erkennen, was Presbyterialverfassung ist, so wie die schon erwähnten größeren Verbindungen der im Glauben verbundenen Geistlichen mit den sich ihnen anschließenden Laien die lehrreichen Anfänge einer Synodalverfassung enthalten. Denn von dem Fleische kann man nur Fleisch und nur

von dem Geiste Geist ernten. Diesen Geist, den Geist der Wahrheit, der Zucht, der Liebe wolle der Herr auf seine Gemeinde herabgießen und alle Anschläge des Fleisches, — das da wider den Geist ist, und dem Befehle Gottes nicht unterthan, wenn es sich auch noch so sehr schmückt, zu Schanden machen. —

Aus dem Großherzogthum Hessen.

1. Über Christenthum, Protestantismus und Fortschritt. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. theol. Credner, mit Beziehung auf dessen Schrift: „Die Berechtigung der Protestantischen Kirche Deutschlands zum Fortschritt auf dem Grund der heiligen Schrift u.“. Von Einem seiner ehemaligen Zuhörer. [Frankfurt, bei Brönnner, 1846.]
2. Die Gültigkeit des Augsburgischen Bekenntnisses als Lehrnorm der Evangelisch-Protestantischen Landeskirche des Großherzogthums Hessen. Urkundlich nachgewiesen von Philipp Heber, Pfarrer in Offenbach. [Frankfurt, bei Zimmer, 1846.]

Aus zwei Gründen halten wir es für gerechtfertigt, wenn wir die vorliegenden Schriften in der Ev. R. Z. zur Sprache bringen. Einmal sind sie ein seltenes Zeichen aus einem Lande, aus dem wir bisher fast immer nur andere Stimmen zu hören bekommen haben; zum Anderen behandeln sie Gegenstände, die auch für die gesammte Evangelische Kirche von Wichtigkeit sind.

In einer Schrift: „Die Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine“ hatte der Gr. Hess. Geh. Staatsrath und Kanzler der Universität, Dr. v. Linde, die Behauptung ausgesprochen, „die Auffassung, welche man heut zu Tage die rationalistische nenne, stehe zur Zeit insofern isolirt, als noch keine Kirche sie als die ihrige anerkannt habe; denn bekanntlich sey es ihr bis jetzt weder in der Römisch-Katholischen, noch in der Griechisch-Katholischen, noch in der Protestantischen Kirche gelungen, sich Geltung zu verschaffen“, hatte also damit den Rationalismus, als kirchlich zu Recht bestehend, entschieden in Abrede gestellt. Dies nun scheint dem Herrn Dr. Credner zu Gießen, der auch sonst mehrfach in jener Schrift angeführt worden war, nahe gegangen zu seyn; er sah sich wenigstens veranlaßt, in seiner Schrift: „Die Berechtigung der Protestantischen Kirche zum Fortschritt u.“, hiegegen feierlichst „Angesichts seines Gottes und seines gnädigsten Landesherren“ für sich zu protestiren und dabei zugleich die Bemerkung zu machen, daß seit dem Jahre 1785 in Hessen in aller Stille vom Landesfürsten eine Änderung in den früheren kirchlichen Verhältnissen eingeleitet worden sey, daß also, wollte er sagen, der Rationalismus in Hessen allerdings eine gesetzliche Berechtigung habe. Dies konnte nun, je nachdem es sich befand, für Herrn Dr. Credner zur Rechtfertigung seiner theologischen Position auf der Hess. Landesuniversität hinreichen; indes that er in jener Schrift noch mehr. Er suchte für den Rationalismus einen berechtigten Ort auch in der Protestantischen Kirche überhaupt und — fand ihn, fand ihn — sogar in den die kirchen- und staatsrechtliche Existenz der Protestanten garantirenden Friedensschlüssen, nament-

lich dem Augsburgerischen Religionsfrieden von 1555. Damit war das gesteckte Ziel gewiß vollkommen erreicht. Wenigstens in den Augen des Herrn Dr. Credner. Anders freilich mußte es solchen erscheinen, welche seine Schrift und die darin enthaltene Beweisführung mit unbefangenen Augen ansahen. Ihnen konnte das höchst Gezwungene der Deutung nicht entgehen, welche namentlich eine Hauptstelle des Augsb. Fr. und darin besonders der Ausdruck „Augsburgische Confessions-Religion“, gefunden hatte. Durch den letzteren sollte nicht die „Religion, in der A. E. begriffen“ (wie es anderwärts urkundlich heißt), sondern der „oberste und einzige Grundsatz des Schriftprinzips“ gemeint seyn; ja die aus diesem „hervorgegangene“, in der A. E. niedergelegte „Auffassung“ halte sich selbst gar nicht einmal, wie Herr Credner sagt, „für die immer und einzig richtige“. Und so ähnlich Anderes in der Schrift. Unter solchen Umständen konnte es Niemand, der nicht von vorn herein für Herrn Dr. Credner und seine Meinung eingenommen war, besonders auffallen, daß sich bald ein Gegner derselben fand, der in dem oben genannten offenen Sendschreiben in diesem und den anderen auf dem Titel genannten Punkten demselben seine abweichende Überzeugung vorzulegen sich erlaubte. Ihm ist Christenthum nicht, wie Herrn Dr. Credner, Etwas, über dessen Wesen schon die Apostel uneinig waren, sondern ihm ist „das Wesen des Christenthums die Liebesthat des Gottmenschen, das Heil, Christus der Heiland, der durch sein Leben, sein Lehren und Wunderwirken, sein Leiden, Sterben und Auferstehen versöhnende und die Versöhnten als . . . Reich Gottes verbindende König dieses Reiches, welches ist das Reich der Wahrheit, der Liebe und der Herrlichkeit“, Protestantismus „der schriftgemäße Protest gegen jede Ungebühr in Sachen des Heils“, der Grundsatz der Rechtfertigung allein durch den Glauben ein nicht sofort zu beseitigender, sondern immer noch kirchlich gültiger, die A. E. nach ihrem wesentlichen Lehrinhalt in Übereinstimmung mit der Schrift, Fortschritt nur möglich auf diesem Grunde u. s. w. Das Schreiben ist in einem höchst milden, vielleicht zu limitirenden Tone verfaßt und läßt dabei noch mehr als eine Blöße der Crednerschen Schrift ganz unberührt. Doch wollen wir hiemit keinen Vorwurf ausgesprochen haben. Wer die Verhältnisse des Schreibers zu Herrn Dr. Credner erwägt (er ist ein „ehemaliger Zuhörer“ desselben und bezeichnet sich auf dem Titel auch nur als diesen; nicht mit seinem Namen — Georg Reich —, den er erst zu Ende des Schreibens nennt), und zugleich an die fast durchweg rationalistische, zum Theil fanatisch rationalistische Stimmung des Landes denkt, wird diese Schonung ganz an ihrem Plage finden. Ob sie erwidert wird, möchten wir bezweifeln. Nun es wird sich zeigen; wir freuen uns einstweilen dieser kirchlichen Frühlingsstimme aus Hessen und hoffen, daß sie sich wenn's nöthig ist, wird wacker weiter vernehmen lassen.

Bald nach dieser erschien die oben genannte zweite, und noch wichtigere Schrift, die, obgleich ihrem Hauptinhalte nach auf Anderes gerichtet, dennoch auch nebenbei des Herrn Dr. Credner zurechtweisend gedachte. Sie liefert vollständig aus dem Bundesstaatsrecht, aus dem Hessischen Staatsrecht (aus Testamenten, Erbvereinigung, Verfassungsurkunde &c.), und aus dem

inneren Kirchenrecht des Großherzogthums (zuletzt aus der Unionsurkunde von Rheinhessen vom Jahre 1822) den Beweis, den sie sich vorgesetzt, und zwar so, daß ein Zweifel in dieser Beziehung auch gar nicht aufkommen kann. Trotz jener oben bemerkten Behauptung des Herrn Prof. Credner, welche die Hebersche Schrift auch in's Auge faßt, können wir sicher seyn, was in der Evangelisch-Protestantischen Kirche des Großherzogthums in Betreff der Lehre Rechtsens ist.^{*)} Die Schrift wird und muß deshalb Epoche machen und den Hessischen Geistlichen zeigen, den gläubigen, was sie für einen guten Grund unter den Füßen haben, den anderen, was die Gemeinden billig von ihnen fordern dürfen.

Indeß auch sonst noch ist die Hebersche Schrift von Interesse. Das Vorwort derselben gibt einen lebendigen Blick in das lichtfreundliche und Deutsch-katholische Treiben theils in Hessen überhaupt, theils besonders an dem Wohnort des Verf., zu Offenbach a. M. Hören wir ihn selbst. „Die vielen Privatdocenten der Politik, wie sie seyn sollte, die sich vor etlichen Jahren auf den Gassen und in Wirthshäusern in Gratisvorstellungen hören ließen, sind nun zum Theil als „Europamüde“ nach Westen gefegelt. Ein Theil derselben ist im Lande geblieben. Jedoch ist mit Vielen derselben eine merklliche Veränderung vorgegangen. Sie haben das Gebiet der politischen Wissenschaften verlassen und sich der Religion zugewendet. Sie sprechen nun viel von Kirche und von Glauben. Manche unter ihnen sind fromm geworden, wie jener ästhetische Docent, der niemals frömmere Gedanken hatte, als wenn er eine gewisse Dame im Theater tanzen sah. Kein Wunder, daß manche politische Zeitungen seitdem Kirchen-Zeitungen geworden sind. Wird doch auch jetzt fast in jeder Gesellschaft von Glauben und Kirche gesprochen. Professoren einer Theologie, die ohne Studium erlernt wird, predigen jetzt ihre wohlfeile Weisheit in den Tanzsälen. Und was sie sagen, das beweisen sie auch; wär's auch nur aus dem untrüglichen Compendium ihrer hausbackenen Vernunft“ u. s. w. Aus Hessen gibt der Verf. ein paar Beispiele, die wir hier übergehen, um, wobei auch er länger verweilt, etwas mehr über den Offenbacher Ronge-Spektakel auszu ziehen. Nachdem der Verf. den Empfang des „Reformators“ geschildert, und ein paar der auffallendsten Sätze aus den bei dem „Gottesdienste“ gehaltenen Reden markirt hat, faßt er die Summe der gehörten Äußerungen in lebendiger, treffender Weise so zusam-

^{*)} Eine dem Eins. so eben zukommende neue, in ihrem zweiten Heft ausschließlich gegen Credner gerichtete Schrift des Herrn Dr. v. Linde sagt S. 114.: „In allen Theilen des Großherzogthums haben die Symbole noch Geltung.“ — „Dies wird selbst in der Union ausdrücklich anerkannt.“ Auch erfahren wir hier, wie es mit der von Credner behaupteten Änderung seit dem Jahre 1785 sich verhält. Der damals eingeführte Revers läßt die Professoren der Universität versprechen: „Der Augsburgerischen Confession (vom Jahre 1530) — — auch der Apologie, den beiden Katechismen Lutheri und den Schmalz. Artikeln, wie solche mit gedachten prophetischen und apostol. Schr. bestens übereinstimmen — — gemäß zu lehren.“ Damit mag sich nun der Rationalismus in Hessen zurechtsetzen.

men: „Dumm und stockblind müßte man seyn, wenn man nun nicht den Anbruch des Tages des Lichts und der Freiheit erkennen wollte, der für uns, unser Volk, ja für die ganze Menschheit anbricht. Gott hat zwar schon manchmal und auf mancherlei Weise durch Bilder und Propheten zu den Vätern geredet, aber erst in diesem Jahre hat er angefangen, vernünftig zu uns zu reden durch Ronge und Konsorten. Durch ihn macht er nun die wahre katholische, d. h. vernünftige, allgemeine Kirche; und dieser herrliche Ronge ist es, welcher die längst ersehnte Zeit herbeigeführt hat, wo kein Priester mehr zu lehren braucht; sondern im ganzen Volke, das von nun an aus Brüdern besteht, ist Jeder schon für sich in himmlischen Dingen klug genug, und kann sein eigener Priester und Prediger seyn. Er braucht nur Ronge und seine Begleiter zu hören, so tritt er aus seiner bisherigen Dummheit heraus; und schreibt er seinen Namen in die Urkunden der Deutsch-Katholiken Leipziger Übereinkunft, so ist er eine Zierde des neunzehnten Jahrhunderts und kein Doktor der Theologie kann fortan gegen ihn aufkommen.“ Hier auf gibt Heber ein Beispiel Deutsch-Katholischer und lichtfreundlicher Toleranz, wie sie in Offenbach gegen den Verf. der unter Nr. 1. besprochenen Schrift geübt wurde, der auch in einer anderen kleinen Brochüre aus dem Inhalt der von Ronge bei dem „Gottesdienste“ gehaltenen Rede nachgewiesen hatte, daß, wie Heber sagt, „Ronge auf wissenschaftlich-theologische Bildung gar keinen Anspruch machen könne, und daß er von der protestantischen Kirchenlehre Nichts verstehe“. Wir übergehen auch dies, und fügen hier nur noch gelegentlich und schließlich ein paar Worte über das Offenbacher lichtfreundliche Treiben bei, wie sie durch anderweitige ziemlich sichere Mittheilungen verbürgt sind. An der Spitze der Deutsch-Katholischen und lichtfreundlichen Bewegung zu Offenbach steht ein Mann, dessen Wesen foglich bezeichnend für den ganzen religiösen Charakter derselben ist. Es ist ein gewesener protestantischer Geistlicher, jetzt Literat, der Dr. Lorenz Diefenbach, bekannt genug in Hessen um seiner schon früh an den Tag gelegten unchristlichen Theorien willen (man erinnert nur an seine pantheistischen Ansichten, an seine Meinung vom Urtheil u. s. w.), und um deswillen auch endlich aus dem Dienst der Kirche scheidend. Dieser hat nicht bloß gleich anfangs der Sache der Dissidenten Kopf und Feder gegeben, sondern ist auch fortwährend ihr theologisches (wenn überhaupt!) Compendium, und hält in den regelmäßigen Versammlungen der Lichtfreunde Vorträge, worin er u. A. neulich den wahren Sachverhalt des Todes, der Auferstehung und der Himmelfahrt Christi nach Heidelberg-Paulusscher Erklärung seinen, natürlich Beifall nickenden und über solchen Verstand und solches Licht höchlich staunenden Zuhörern, dargelegt haben soll, so daß man nun schon stark davon spricht, das Himmelfahrtsfest allen Lichtfreunden in Zukunft frei zu geben, andere Veränderungen aber einzeln schon wirklich eingeführt hat. Die Reformer haben nämlich, wie sie sich rühmen, auch zwei protestantische Geistliche für sich gewonnen, und beide sollen „auf besonderes Verlangen“ bei den Taufen das apostolische Glaubensbekenntniß fortlaffen. Von dem Einen ist dies wenigstens gewiß, einer des-

falligen öffentlichen Notiz ist nirgends widersprochen worden. Derselbe ist, so sagt man, einem „Reformfreund“, der ihm das Glaubensbekenntniß als „unchristlich und unvernünftig“ bezeichnet hat, in dieser Beziehung zu Willen gewesen und hat dessen Kind mit Weglassung desselben getauft. Wie bemerkt, so sagt man; sind wir falsch berichtet, so lassen wir uns gerne belehren. Bis dahin müssen wir mit jedem Freund der Kirche und des Christenthums ein solches Treiben beklagen, aber auch hoffen, daß dadurch die Augen derer, die noch nicht sehen wollen, endlich geöffnet und auch in Hessen immer mehr die Keime eines neuen kirchlichen Lebens geweckt werden, von denen die besprochenen Schriftchen ein so erfreuliches Zeugniß geben.

N a c h r i c h t e n.

Zweiter Bericht über die Zustände und neueren Vorfälle im Waadtlande.

Das Benehmen der Regierung einerseits und des revolutionären Pöbels andererseits liefert unausgesetzt Belege, wie treffend wahr der Präsident des Zürcher Großen Rathes, Herr Dr. Bluntzschli, in seiner Eröffnungsrede gesprochen, als er bemerkte, die Kirche sey im Waadtlande Bedrückungen und Verfolgungen ausgesetzt, wie zu keiner Zeit sonst, außer unter den heidnischen Kaisern und in der Französischen Revolution. Das Satisfaktionsbegehren des Waadtländischen Gr. Rathes über diese Äußerung, vom Stand Zürich, rief zunächst eine schlagende Begründung des Herrn Bluntzschli hervor — und das fort und fort im Waadt Vorfallende stimmte die Zürcher Regierung und den Gr. Rath, das wiederholte Waadtländische Begehren einstimmig und trocken von der Hand zu weisen. Es hat sich über diese Angelegenheit, abgesehen von der Masse politischer Tagblätter, bereits eine Literatur gebildet, der wir hier das Wesentlichste in kirchlicher Beziehung entziehen.

Es müssen zur richtigen Beurtheilung der jetzigen Erscheinungen folgende Thatfachen im Auge behalten werden:

1. Die schon unter dem vorigen Regimente, das wie eine Kirchenversammlung handelte, und die Confession abschaffte, eingebrungene Gefährdung der Kirche, die durch diesen Akt und andere ähnliche im Innersten ihres Wesens, im Heiligthum ihres Glaubens für rechtlos der Staatsgewalt gegenüber erklärt wurde — wie dies der frühere Artikel nachwies — weshalb damals schon einige Prediger aus der Staatskirche austraten. Mit der letzten Revolution kam nun grade die Partei an's Ruder, welche früher die Abschaffung der Confession im Gr. Rathe durchsetzte, und die aus verschiedenen Gründen als eine kirchenfeindliche betrachtet wurde. Diese Befürchtung wurde leider nur zu sehr gerechtfertigt, indem die weltliche Behörde ohne Gesetz und wider das Gesetz die Prediger in der Verkündigung des Wortes beschränkte, ihnen selbst die Theilnahme an freier Erbauung verbot, ja, endlich zur Rechtfertigung der Willkür der Staatsgewalt, unverbolen die Prediger für bloße besoldete Staatsdiener erklärte, und an die Stelle Christi die Souveränität des Volkes über die Kirche aufstellte.

2. Die Haltung der Geistlichkeit und das Verfahren der Regierung gegen die Penitenten. Dreißig Geistliche unterließen, auf ein ausdrückliches Gesetz gestützt, Sonntags den 3. August v. J. die Verlesung einer Proklamation des Staatsrathes zur Em-

pfehlung der neuen Verfassung, bei dem Gottesdienste von der Kanzel. Davon nahm die Regierung Anlaß, gegen diese einzuschreiten, und als die vier Klassen (die aus Geistlichen bestehenden Disciplinarbehörden — Kreis-Synoden) sie einstimmig, geklärt freisprachen, erkannte der Staatsrath eigenmächtig verschiedene Strafen, unter denen die höchste einjährige Amtsentziehung war. Hierauf folgte nach ernster und feierlicher Erwägung vor Gott die Demission der Hundertdreißig am 12. November — und nun das weitere, jetzt von Europa gerichtete, Verfahren des Staatsraths, des Gr. Rathes, und die darauf sich stütze rohe Gewaltthätigkeit des Pöbels gegen die Demissionäre und ihre Anhänger.

3. Das Verhalten der Regierung und des Pöbels gegen die *Dratoirs* und alle religiösen Privatversammlungen. Diese schon seit Jahren neben dem öffentlichen Gottesdienste bestehenden Erbauungstunden, hervorgegangen aus christlichem Bedürfniß, waren von jeher den Ungläubigen, die hier zu Lande meist zugleich auch politisch Radikale, zuwider. Obgleich eben diese Versammlungen das kirchliche und ächt christliche Leben förterten, und ein Damm gegen Sektenwesen waren, so nennt man dennoch irrig und gehässig ihre Theilnehmer *Mesithodisten*; sie, die zugleich die treuen und wahren Glieder der Nationalkirche waren, und vermischte sie mit separatistischen Versammlungen. Als dann, im Februar, in der Revolution die radikale, communisistische Partei die Oberhand gewann, so übte sie sofort rohe Gewaltthätigkeit an den Versammlungshäusern (*Dratoirs*) und den dort zur Erbauung sich versammelnden Personen. Die Behörden, statt die Mißhandlungen der Stillen im Lande zu verhindern und zu bestrafen, folgten dem Willen des lärmenden Pöbels; sie verboten die Privatversammlungen, drohten sogar den Theilnehmern mit harten Strafen; weil „der Staat nur die Nationalkirche garantirt, so sey er den Versammlungen keinen Schutz schuldig.“ (Von den Folgen dieser Aechterklärung später einige Beispiele.)

4. Die Regierung wird von den patriotischen Klubbs beherrscht (indess gehören die meisten Regenten selbst auch dazu —); die Klubbs wagen mehr, und ihre Tendenzen gehen weiter, als die der Regenten; der wilde radikale Haufe treibt die Klubbs und die Regierung, und droht, auf's Äußerste zu gehen. (Repräsentanten dieses, durch ekelhafte Schmeicheleien der Regenten [namentlich *Druey's* und *Cytel's*] behörten Souveräns, z. B. Kohlenträger, Holzhauer, Proletarier, haben ihren Bevollmächtigten, den Bürgern, Staatsräthen und anderen radikalen Notabilitäten, eines Abends im Café mit Dresfeln, Prügelein und Hinauswerfen auf die Gasse, fühlbare Beweise der Volksouveränität gegeben.) Ein gewisses Zittern der Regierung vor dem Pöbel ist unverkennbar; daher das Schielende in allen Verordnungen bezüglich der religiösen Freiheit, — die als Grundsatz ausgesprochen, jedoch dem Willen des Hauses hingepostet wird —, einmal werden die Versammlungen erlaubt, dann, wenn der Pöbel Spektakel macht, verboten, wie im Kreischreiben vom 24. December den religiösen Versammlungen Schutz zugesichert wurde; aber wenn der Pöbel zumutet, wird feig der Frevel für unwiderrstehlicher (!) Volkswillen erklärt. Im Hintergrunde steht, eingeschüchtert von der rohen herrschenden Partei, die conservative und die Masse des Volks; diese bisher lediglich nur mit Erwerb beschäftigt, daneben mit gewissen religiösen Formen zufrieden, weiß nicht, was sie denken, noch weniger, was sie thun soll.

Fassen wir nun die einzelnen Thatfachen näher ins Auge.

Durch einen Erlaß vom 24. December v. J. verschloß der Staatsrath den abgetretenen Geistlichen die Kirchen oder sonstige Lo-

kale, verbot ihnen jede kirchliche Funktion und drohte mit criminalgerichtlichen Strafen. — Im „*Avenir*“ wird an einem Beispiel nachgewiesen, wie der Erlaß verstanden und ausgeführt wurde: „In einem Dorfe am Genfersee hatte sich ein Geistlicher bewegen lassen, den Rathsbeschluss ununterrichtet mit Einigen fortzusetzen. Die Mutter einer derselben, in deren Hause der Unterricht gegeben wurde, ward alsbald vor die Municipalität citirt; da wird ihr das Circular des Staatsraths vorgelesen, dann suchte man ihr aus einigen Artikeln des Strafgesetzbuches zu beweisen, sie könnte um 50 Franken und mit mehreren Tagen Gefängniß bestraft werden; hierauf erklärte man ihr, daß, wenn dies fortbauern sollte, sie nicht mehr als Bürgerin der Gemeinde betrachtet und in keinem Falle ihr irgend welcher Beistand geleistet würde. Man fügte bei: „Mag man Euch Eure Bäume umhauen, Eure Neben abbrechen, mag man Euch Euer Haus niederreißen, mag man Euch Arme und Beine brechen, mag man Euch die Seele vom Leibe trennen, wir werden keine Rücksicht darauf nehmen; und wenn Jemand kommt, um bei uns Klage einzulegen, wir werden ihn nicht einmal hören.““ Einige Tage nachher begab sich der Syndikus zu ihr, bloß um ihr dieselben Drohungen zu wiederholen.“ — In den heiligen Weihnachtstagen mußte man sich an vielen Orten mit den vom Schulmeister vorgelesenen Gebeten begnügen, und das heilige Abendmahl konnte nicht gehalten werden. In Lausanne hielten mehrere Geistliche täglich kleinere Versammlungen von zwölf bis funfzehn Personen und theilten dabei das heilige Abendmahl aus. In der Nähe von Ybis wurde ein Geistlicher gezwungen von der Gemeinde, die Kanzel zu besteigen und zu predigen. Als der Statthalter es verhindern wollte, erwiderten entschiedene Männer: Wir haben auch noch Stuger! (wie die Gensd'armen). — In Orny machten sich, in Ermangelung des Geistlichen, am 7. December v. J. die Dorfsingen, ungeachtet der Abmahnung ihrer Wäiter, an die Einweihung der renovirten Kirche. Einer bestieg die Kanzel und hielt zum Amusement der übrigen eine patriotische Rede. Dann wurde noch in der Kirche gegessen und getrunken, so daß Einige den Weg zu ihren Wohnungen kaum fanden. Am 28. December fand dann eine offizielle Einweihung des von Buben geschändeten Tempels statt (*Fédéral*). — Am 18. Januar sollte in Montreux ein Privatgottesdienst stattfinden. Die, welche die Versammlung besuchen wollten, fanden den Platz von einem Pöbelhaufen besetzt, der auf Alle, die in das Haus eintreten wollten, die Feuerspritze richtete. Es war Sonntag! Diese „Taufe“, wie es die elenden Buben nannten, traf jede Person, auch kränkliche Frauenzimmer, die ihrer Gesundheit wegen den milden Aufenthalt in Montreux wählen mußten. Als Herr Pfarrer Monard mit seiner Gattin kam, verstopfte sich das Spritzen und das Gebrüll der gottlosen Buben. Der Syndikus, der von dem Anschlag wußte — war verreis! — In Yran wurde das Haus, in welchem eine Privatversammlung stattfand, gestürmt, die Bibel zerissen, friedliche Bürger mißhandelt, und einige Frauen sogar fast eine Stunde weit mit einem Eick um den Hals herumgeschleppt. — Als die dankbaren Studiosen dem geliebten Prof. Herzog, der seine Demission eingab, zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit ein Ständchen brachten, Laternen auf ihre Stöße gepflanzt, sammelte sich sogleich ein Pöbelhaufe von gegen zweihundert Menschen. Kaum hatten die Sönger die erste Strophe vollendet, da brüllte es von allen Seiten: „Nieder mit den Romiers — fort mit den Pfarrern!“ Steine flogen und endlich erschien der Polizei-Inspettor mit sechzehn Landjägern, die auf einen Augenblick dem Pfeifen und Schreien Einhalt thun konnten. Herr Staatsrath Cytel, Präsident der patriotischen Association, erneuerte durch seinen persönlichen Angriff auf einen der Studenten, den er gefangen zu

nehmen befahl, den Spektakel, und die Beamten mußten diesem Diplomaten (gewesenen lektjährigen Tagsatzungsgefangenen), begreiflich machen, er möchte sich nicht in Dinge mischen, die ihn nichts angingen (Independence). — Das sind bloß vereinzelte Früchte der „glorreichen Zerknirschung“ und der Völkervereinigung, die wir mit zerrissenem Herzen mittheilen. Das bereits Mitgetheilte und das noch Folgende mag, als eine mit feuriger Schrift geschriebene Warnungstafel, Jedem deutlich zeigen, wie es der in alle Lande ausgegangene infernale Geist des Radikalismus und Unglaubens treibt, auf welches Ziel er hinsteuert! —

In Folge der vielen öffentlichen Mißbilligungen von nah und fern, all' der Handlungen der Regierung und des radikalen Volktheils — in Folge der lautesten Billigung der Demission der Geistlichen, der Zuschriften und Ermunterungen an diese, fühlte sich die Regierung von Waadt immer mehr verurtheilt; sie suchte daher ihr Verfahren gegen die Geistlichen zu rechtfertigen, statt in sich zu gehen und einzulenken. Sie versandte, in der ersten Hälfte des Januars d. J., an Schweizerische Regierungen und Gelehrte, wie auch an auswärtige Staatsmänner, zu Händen ihrer Regierungen, und an Gelehrte einundzwanzig Aktenstücke, mit einem gedruckten Begleitschreiben von Druey, das u. A. auch sagt: „Es waltete über diese Angelegenheit so sehr viele unrichtige Ansichten, weshalb im Interesse der Wahrheit die Mittheilung der wesentlichen Aktenstücke an urtheilfähige Männer für nützlich erachtet worden sey.“

Die Regierung theilte aber bloß die von ihr ausgegangenen Akten, oder für sie sprechende Berichte und Neben mit; aber kein einziges von der Geistlichkeit ausgegangenes, oder zu ihren Gunsten verfaßtes Aktenstück, außer einem Minderheitsbericht der Groß-Raths-Commission und einigen Briefen von Geistlichen über einen Nebenpunkt. „Dieses Verfahren ist“ — wie ein Deutscher Publicist öffentlich erklärte — „weder ehrlich gegen die auswärtigen, zu einem unparteiischen Urtheil aufgeförderten Fernstehenden, noch ist's ehrlich gegen die verfolgten Geistlichen.“ — Diesem Vornach scheint Druey's Zuschrift an den Britischen Gesandten zuvorkommen zu wollen, in welcher er unter Anderen äußert: „Gar alle Aktenstücke einzusenden, wäre allzu weitläufig, viel zu voluminös und überdies dem Zwecke, den der Staatsrath bei Mittheilung der Aktenstücke im Auge hatte, ganz fremd gewesen.“ Das glauben wir Herrn Druey! — Allein der Englische Gesandte, Herr Morier, bewies zugleich seine „Urtheilsfähigkeit und Unparteilichkeit“ darin, daß er unterm 19. Januar um folgende Aktenstücke bittet: 1. Die vier von den Klassen der Geistlichkeit unterm 22. und 23. Oktober gefällten Urtheile über die renitirenden Geistlichen (welche Urtheile alle einstimmig zu Gunsten der Betreffenden lauteten). 2. Um sämtliche Briefe und andere Brochüren der demissionirenden Pfarrer und Vikare, welche die Rechtfertigung ihres Schrittes zum Zweck haben. — Lord Aberdeen schrieb an Herrn Morier auf seinen ersten Bericht: „Ihren Bericht über die neuesten Vorgänge im Kanton Waadt, und insbesondere über das Benehmen des Staatsraths, gegenüber der Geistlichkeit, hat die Regierung Ihrer Majestät mit großem Bedauern angehört, und eben so hat dasselbe bei allen Klassen der Unterthanen Ihrer Majestät große Sympathie für die demissionirenden Pfarrer erweckt, und selbst zur Folge gehabt, daß sich Glieder der verschiedenen evangelischen Confessionen an unsere Regierung mit der Bitte gewendet haben, es möchte sich doch dieselbe bei den Waadtländischen Behörden zu Gunsten der demissionirenden Geistlichen verwenden.“ . . . In dem zweiten Schreiben Lord Aberdeen's zu Händen der Waadtländischen Regierung (der Gesandte hatte schon das erste derselben gütig mitgetheilt) erklärt das Englische Kabinet abermals „tiefes Bedauern, daß die Waadtländische Regierung in ihrem Verfahren gegen die Geistlichen

von den Elementarprincipien der bürgerlichen und religiösen Freiheit abgewichen sey, — und warnt ernstlich vor Eingriffen in die religiöse Freiheit.“ . . . Diese kurzen, bündigen Noten beantwortet nun der Staatsrath — Druey — mit einem sophistischen Worhschwall (Courr. S. u. a. Waadtländer Blätter). Er verwahrt sich gegen die „durchaus irrige Auffassung der Englischen Regierung, als habe die Aktenübersendung zum Zweck haben sollen, das Englische Gouvernement zu irgend einem Ausprüche in dieser Angelegenheit zu veranlassen, — es handle sich auch keineswegs um Glaubenspunkte, sondern um Fragen der Competenz und der kirchlichen Disciplin, welche weder die Verhältnisse zur Eidgenossenschaft, noch zum Ausland berührten —, und doch, man lese und staune, sagt das erste verbindliche Schreiben des Staatsraths, an alle auswärtigen Diplomaten in der Schweiz, unterzeichnet von Druey: „Vielleicht möchten Sie es nicht unpassend erachten, die Ihnen übersandten Aktenstücke Ihrer S. Regierung zu übermachen, damit dieselben den in solchen Dingen kompetenten Männern vorgelegt werden können.“ Der Königl. Preuß. Gesandte, Herr v. Wyllich und Lottum, spricht „Namens seiner Regierung dasselbe tiefe Bedauern aus, wie es Lord Aberdeen ausgesprochen habe, sagt aber, dieselbe sehe sich nicht veranlaßt, trotz der officiellen Aktenübersendung, sich, wozu sie gleichsam aufgefordert sey, in die inneren Angelegenheiten des Kantons Waadt einzumischen. Die deutlichste Erklärung aber hat die Preussische Regierung abgegeben durch die Gabe von 12,000 Fr. für die resignirten Geistlichen. —

Wenden wir uns nun zu einer anderen Art schriftlicher Aktenstücke. Im Januar wandte sich noch eine Classe der nicht demissionirenden Geistlichen mit einer Zuschrift an den Staatsrath, Gewährung von Garantien für die Freiheit der Kirche bittend, wie alle Classen, mit der Bitte, den Demissionärs die Rückkehr zum Amte möglich zu machen, es bereits gethan hatten, in welcher Beziehung sie folgende Punkte aufstellte: 1. Wiederherstellung der religiösen Freiheit für Alle, wie sie vom Jahre 1834 bis 1845 bestanden hat, zu welchem Ende der Staatsrath dafür sorgen möge, daß den Bestimmungen, die er in seinem Circular vom 24. December 1845 ausgesprochen, Folge gegeben werde. — 2. Aufrechterhaltung der Freiheit des geistlichen Amtes; Beauftragung der Classen, die Verhältnisse der Dratoirs nach den Bedürfnissen der Gemeinden zu reguliren. 3. Die Schlußnahmen der Synoden, betreffend Kultusformen, Bücher für den Gottesdienst und den öffentlichen Gottesdienst selbst sollen nicht als bloße Gutachten behandelt, sondern einfach der Annahme oder Verwerfung des Gr. Rathes unterlegt werden. 4. Art. 148. des kirchlichen Gesetzes soll die Meinung haben, daß in Zukunft die Classe als Jury über Schuld oder Nichtschuld der Angeklagten sich ausspreche, und über Schuldige sodann der Staatsrath nach Gesetz Strafe verhängt; der auch ein Reglement über das Verfahren der Jury und die Refutationen zu geben habe. 5. Anklagen wegen der Lehre soll der Staatsrath in keinem Fall Folge geben, sondern die Jury habe diese zu beurtheilen. 6. Die Kanzel soll künftig mit jeder politischen Proklamation verschont werden. Diese, und alle von den Classen eingegebenen Vorschläge wurden natürlich zurückgewiesen. Der Staatsrath antwortete: „Entweder verlangen die Classen etwas Unmögliches (1) oder ihre Wünsche seyen bereits erfüllt durch die frühere Aufforderung des Staatsraths an die Geistlichen zur Rückkehr.“ — In der Sitzung des Gr. Rathes vom 30. Januar kam endlich das erste Memoire der zweihundert und einundzwanzig Geistlichen, *) vom 20. Mai v. J. in Berathung. Dies Memoire, unterzeichnet und eingegeben von jener ehrwürdigen, vom Geiste wahrhaft christlicher Mäßigung und Würde geleiteten Predigerversamm-

*) Von diesen befinden sich noch siebzig im Staatsdienste.

lung, erörterte und beleuchtete von allen Seiten das im Gr. Rath angeregte Gesetz wegen der Dratoirs und der Entziehung der Befoldung derjenigen Geistlichen, welche dieselben besuchen, und behauptete in bündiger Entwicklung die Unabhängigkeit des evangelischen Predigtamtes. Schließlich enthielt es den Vorschlag, der Staatsrath möchte, in Gemäßheit der neuen Kirchenverfassung, beauftragt werden, vor Beratung des Gesetzesentwurfs, die Gutachten der sämtlichen Classen des Landes in dieser wichtigen Sache einzuholen. — Allein nach allen bisherigen Vorgängen und beharrend in der feindlichen Stimmung, schritt der Gr. Rath über dieses hochwichtige Memoire (dessen Beachtung die Möglichkeit einer Pacifikation der Kirche und des Staates in diesem Zeitpunkt noch in sich enthielt) zur Tagesordnung! — In der gleichen Sitzung behandelte er hingegen die Petition eines Wankelfängers (chanteur ambulant), welcher die Freiheit verlangte, überall, zu allen Zeiten und ohne alles Hinderniß patriotische Lieder verkaufen zu dürfen — und überwies diese dem Staatsrath!!! (Avenir.)

Da sich nun immer mehr der unter erlogenen Phrasen von religiöser Freiheit und Christenthum verkappte Geist des Antichristenthums entlarvt, und offener in jedem Akt die Trennung des Staats von der wahren Kirche, und die höhnendste Verachtung der treuen Diener Christi heraustritt, so erliesen sodann die Geistlichen eine Proclamation an ihre Pfarrkinder in einer leidenschaftslosen, würdevollen, Gott vertrauenden Sprache, worin zuerst in wenigen, scharfen Zügen die bekannten Vorgänge und Eingriffe des Staates in das Gebiet der Kirche, vom 3. August bis 12. November 1845, geschildert werden. Dann begründen sie ihr bisheriges Stillschweigen bei all den wider sie ausgestreuten Verläumdungen, als seien sie „Deserteurs, die ihre Fahne verließen, Nichtlinge, die in feiger Flucht die ihnen anvertrauten Heerden dem Feinde überlieferten, politische Reaktionsäre“ u. s. w. — und erweisen die Falschheit dieser und anderer Anschuldigungen; sie weisen nach, „daß nicht die Kirche vom Staat sich getrennt habe, sondern der Staat von der Kirche; denn aus den Akten und Deklarationen resultire in der That Folgendes:

1. „Die Kirche gehört nicht Christo an, sondern dem Staatsrath, welcher sich für ihr souveränes Haupt erklärt hat.
 2. Die Kanzel Jesu Christi ist Eigenthum des Staatsraths, welcher auf ihr kann verkündigen lassen wann er will, was er will und durch wen er will.
 3. Der christliche Kultus kann von der weltlichen Macht nach Belieben modificirt und umgestaltet werden.
 4. Der geheiligte Charakter eines Dieners des Evangeliums geht nicht aus vom Herrn, für das Werk des Herrn, sondern vom Staatsrath, für das Werk des Staatsraths.“ —
- „Wir sind nicht Gegner der Vereinigung von Kirche und Staat; wir glauben aber, daß, bei den Vortheilen, welche diese Vereinigung hat, der Staat nicht die Kirche unterdrücken und die Kirche nicht den Staat dominiren darf.“ — Sie erklären sodann die Unmöglichkeit, mit dem dormaligen Staate in Verbindung zu treten, und proklamiren eine freie, vom Staate unabhängige Kirche, die als die Evangelisch-Reformirte Nationalkirche angesehen seyn will, aber nicht vom Staate besoldet. Anschluß an diese bleibt den Gemeinden freigestellt, oder ob sie sich auf den Trümmern der entarteten Kirche festsetzen wollen, von welcher der Geist des Herrn sich zurückziehen wird, weil die Freiheit von ihr verbannt ist u. s. w. — „Wir haben uns nicht von Euch getrennt und wollen uns auch nicht von Euch trennen. Fasset also Muth, geliebte Brüder, ist Gott für uns, wer mag wider uns seyn? Es haben sich Kirchen gebildet in viel

düsterern Zeiten, als unsere traurige Zeit ist — z. B. die ersten Christen, die Waldenser, die Hugenotten und Französischen Auswanderer u. s. w.“

Die Classe von Payerne und Moudon erließ an ihre abgetretenen Amtsbrüder, unterm 18. Februar, eine brüderliche Adresse (das Gleiche thaten auch die Classen von Lausanne und Vivis und diejenige von Morges) mit dem Denkspruche Marc. 6, 34. Hieran knüpfen sie die dringende Ermahnung, ihre Stellen wieder einzunehmen und mit den Zurückgebliebenen sich wieder zu einigen. Mögen auch die kirchlichen Institutionen des Landes noch so viel zu wünschen übrig lassen, so müsse doch anerkannt werden, daß die Predigt des Wortes Gottes und die Verwaltung der Sakramente, nach der Verordnung Christi, niemals gefährdet worden sey; auch werde ja in der Liturgie sonntäglich gebetet: „Wir bitten dich, Herr, für Alle, die du zu Hirten in deiner Kirche bestellst, und besonders für die, welchen du die Leitung deiner Herde übertragen hast“ — auch der Staatsrath habe ja die Zumuthung von sich abgelehnt, als ob er an die Stelle des Erzbiſchens Jesus Christus sich oder die Nationalkirche setzen wolle. Die Abgetretenen möchten doch über den Interessen der allgemeinen (abstrakten) Kirche die Noth der ihnen einst anvertrauten Gemeinden nicht vergessen.

„Hört den Schrei der Seelen, die aus unserem Volk Euch zurufen; die Einen in ihrer Sündenangst, die Anderen unter der Last ihrer Trübsale, und Andere umschwebt von den Schatten des Todes! Und auch die, die Euch nicht begehren, sind grade die, welche Eure Rückkehr um so gebieterischer fordern und die der gute Hirte vor Allem Euerm Hirtenamt an's Herz legt.“ Um Menschenurtheil sollen wir uns nicht kümmern; der Herr ist's, der uns richtet. Im Ausblick zu ihm sollen wir in seinem Dienste fortfahren, so lange als man uns nicht hindert, Zeugniß abzulegen von seiner Gnade, und das Übrige seiner Leitung anheimstellen.

Inzwischen gingen von ganzen Kirchen und Gesellschaften aus der Schweiz, Deutschland, Frankreich, Holland, England, Schottland (auch der Staatskirche) Theilnahme und Ermunterung ausdrückende Zuschriften an die Demissionäre ein. Zugleich bildeten sich in Waadt, Genf, Zürich, Schaffhausen, Basel u. a. D., wie auch im Auslande Vereine für Subscriptionen von Beiträgen für dieselben.

Die zahlreichen Zuschriften (über zwanzig) und ihr Inhalt beweisen, daß es sich nicht um eine Parteiangelegenheit, sondern um die heiligen Rechte der Autonomie der gesammten Evangelischen Kirche handle. Nur Wenige behandeln die Frage der Trennung der Kirche vom Staat, die meisten gehen darauf hin, daß der Kirche, in welchem Verhältniß zum Staat sie immer auch stehen möge, die Autonomie gebühre. So sagt z. B. das Schreiben von den reformirten Gemeinden zu Frankfurt 10. 10.: „Die Frage über das normale Verhältniß zwischen Kirche und Staat verliert sich völlig vor der dringenderen Frage der Autonomie. Erlaubt uns, hier die energischen Worte eines der bereitesten unter ihren Vertheidigern anzuführen: — „Die Autonomie der Kirche nicht anerkennen zu wollen, während man die einer Akademie der Künste und Wissenschaften anerkennt, das ist wahrlich der größte Nonsens, der in ein menschliches Hirn kommen kann! Jede Kirche, die unter den Staat geknechtet ist, d. h. von ihm Dogma, Kultus oder Verfassung empfängt, soll, auch wenn der Staat ihr nichts, was dem Evangelium zuwider ist, befiehlt, alle geistlichen Waffen, die sie besitzt, anwenden, um ihre Autonomie wieder zu erlangen.“ — Ferner: „Es handelte sich um die Heiligkeit Eures Kirchendienstes — und Eure Unterdrücker haben ihn erniedrigt, indem sie auf alle Weise durch den Gedanken an niedrigen Gewinn die Heiligkeit Eurer Vocation besahten. Die Befoldung sey es, behaupten sie, wodurch sie Euch den Mund nach ihrem Willen stopften. Ihr aber habt Euern Dienst rein gewaschen von dieser

Befleckung. Wir danken Euch dafür von Grund unserer Seelen im Namen aller Diener Jesu Christi, in welchen diese materielle Zeit gar zu gerne nur Mietlinge sehen möchte.“ —

In der Zuschrift der Genfer Geistlichkeit (Staatskirche) lesen wir: „Wir theilen Euer Aller Leiden, das Leiden derer, welche um ihres Gewissens willen ihre Demission gegeben haben, und das Leiden derer, welche ebenfalls um ihres Gewissens willen geblieben sind. Wir lieben sie Alle als Brüder und wir verstehen sie Alle, ohne daß wir in allen Theilen die Lage und Pflichten beurtheilen könnten bei der Entfernung, in der wir uns befinden.“

Das von hundertsachtundsiebzig Geistlichen des Kantons Zürich eingesandte brüderliche Schreiben berührte das Princip des Streites — den göttlichen Ursprung des kirchlichen Amtes — nicht, wurde aber nichts desto weniger Gegenstand maßloser Angriffe.^{*)} Es heisst darin u. A.: „Am treu und wahr vor Euch zu erscheinen, dürfen wir Euch nicht verschweigen, daß neben der vollen Sympathie für Eure Entscheidung, auch solche unter uns sind, denen es, bei aller innigen Theilnahme für Euch, fern vom Schauplatz der Ereignisse, zweifelhaft war, ob die erlittene Behandlung, ob die von der Regierung ausgesprochenen Grundsätze, ob die Beschränkung der evangelischen Freiheit in Beziehung auf Privaterbauung zwingend genug gewesen sey, um den großen Schritt mit seinen unermesslichen Folgen schon jetzt zu thun, und lieber zu thun, als im Dienst einer zur Zeit gebrüchlichen und erniedrigten Kirche noch auszuharren in Hoffnung besserer Tage. Wir ehren aber Alle den Schritt, den Ihr gethan, weil Ihr durch Euer Gewissen dazu gedrungen waret. Vortheil und Ehre vor der Welt können Euch nicht gelockt haben; Ihr wußtet, welche Bedrängnisse Euer warten; Ihr habt den Schmerz gefühlt, Eure Gemeinden verlassen zu müssen u. f. w.“ und mit diesem Schritt habt Ihr eine Selbstverläugnung geübt, zu der nur die Liebe zu unserem Herrn und seinem Reiche Euch die Kraft in's Herz legen konnte. In dieser Liebe, welche die Treue gegen den Grund der Kirche ist, fühlen wir uns mit Euch verbunden und leiden mit Euch.“ Ferner: „Wie sehr auch jetzt bei Euch das Verhältniß (zwischen Staat und Kirche) getrübt ist, wie sehr der Staat seine Stellung gegen die Kirche ganz vergessen haben mag, sie zur bloßen Dienerin herabzuwürdigen, so muntert wir Euch dennoch auf, in Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit, an jenen ausgesprochenen Grundsätzen festzuhalten (nicht den Versuch der Gründung einer freien, vom Staate ganz losgetrennten Kirche zu machen) im Vertrauen, daß der vorhandene Zwiespalt sich doch noch zum Heil der Kirche und Eures Vaterlandes entwickeln und ausgleichen werde. Für Euch, geliebte Brüder im Herrn, sind jetzt die Tage der Noth da, und Manchen von Euch muß es schwer werden, in Geduld und Ergebung, in Muth und Demuth seinem Herrn das Kreuz nachzutragen“ u. f. w.

Drei Zuschriften der freien Schottischen Kirche und eine von einer Gesellschaft Holländischer Prediger drücken offen ihre besondern Sympathien und ihre Hoffnung für die Bildung einer freien Kirche im Waadt und an anderen Gegenden aus. In dem letzteren Schreiben heisst es: „Wenn ich die höchst merkwürdigen Ereignisse zusammenfasse, welche sich in Schottland und bei Euch zugetragen haben, so scheint es mir, daß „der König sich aufgemacht hat!“ — Die Morgenröthe

eines schönen Tages beginnt den Horizont der streitenden Kirche zu vergolben. — Die gegenwärtige Krisis betrifft nicht die Kirche von Schottland, nicht die Kirche der Schweiz, nein, sie betrifft die Kirche Christi Zu lange sind wir durch Berge und Meere getrennt gewesen; zu lange hatte jede Nation ihre Kirche; der Geist des Ewigen will uns auf einen höheren Standpunkt erheben, und hier setzen wir uns über Landesgränzen hinweg; wir fangen an, eine einzige Kirche zu werden. Das ist die Katholicität des Glaubens Eine Erschütterung läßt sich spüren über die ganze Erde, welche zittert im Vorgefühl großer Ereignisse Die Kirchen wollen der Kirche Christi Platz machen“ u. f. w.

Wenn man den durch die Demission hervorbrachten Zustand der Kirche des Waadtlandes in's Auge faßt, gegen hundert Gemeinden ohne Pfarrer und diese durch Gewalt verhindert, Gottesdienste zu halten — ferner, welche Subjekte angestellt werden, der Auswurf der Universitäten, Leute, die überall zurückgewiesen, nun bereit sind, als knechtische Werkzeuge dem radikalen Terrorismus um eines guten Auskommens willen zu dienen; Menschen, die man vorerst ordentlich anziehen muß, damit sie sich vor den Leuten sehen lassen dürfen, wie z. B. nach R. ein Mensch mit Erlaubniß der Regierung zum Predigen kam, der einem Bagabunden ähnlicher, als einem Pfarrer sah, denn er trug alle seine Sabeligkeiten in einem zusammengeknüpften Taschentuch und sah schmutzig und zerlumpt aus (angeblich aus Baselstadt); seine Predigt war aber so kauderwelsch, daß Jedermann vor dem Skandal sich zurückzog — oder es drängen sich ehemalige katholische Geistliche aus Frankreich ein — oder wie die Regierung einer Erziehlerin in Morges, Mad. Dapples, den Confirmandenunterricht der Töchter übertrug — wenn man bedenkt die flehentliche und begründete Bitte der im Amte verbliebenen Geistlichen an ihre Brüder zur Rückkehr, an die sich so manche andere Bitten und Mahnungen anschließen — bedenkt, daß die Regierung die Sachen so weit getrieben hat, daß sie schwer zurück kann, so wird man in diesen Jubel nicht so ohne Weiteres einstimmen können. Man wird erkennen, daß die von anderer Seite aufgestellten Fragen und Bedenken wenigstens eine sorgfältige Überlegung verdienen. Soll man der Kirche die Gemeinden aufopfern? Ist nicht die Idee von der Freiheit der Kirche allzu abstrakt von ihren Vertheidigern gefaßt, und der praktischen Seite zu wenig Geltung eingeräumt worden? Sind die neueren Eingriffe in die kirchliche und religiöse Freiheit wirklich schlimmer, als die Abschaffung der Confession, bei welcher die Demissionäre noch in der Kirche als treue Bekenner und Diener verblieben sind? Weil hinsichtlich der Predigt des Evangeliums, hinsichtlich der Seelsorge und der Verwaltung der heiligen Sakramente keine hindernde Verordnung von Oben herab erfolgte, — war denn nun der Rücktritt um untergeordneterer Fragen willen gebieterisch gefordert? Und da andererseits die Revolution und die daraus emanirte neue Ordnung der Dinge sichtbar in sich selbst die Elemente ihrer baldigen Selbstzerstörung tragen — wäre nicht einige Zeit Geduld und Dulden noch anzuwenden gewesen, in Hoffnung baldiger oder allmählicher Anbahnung besserer Verhältnisse und geistigerer Gehörs, wenn die Befürchten vom revolutionären Rausch wieder nicht erneuert worden wären, weil selbst durch das Treiben der Klubs genirt und bedroht, dann grade williger gestimmt für die friedliche und conservative Masse und die Kirche? Hätte nicht, bei mehrerer Ruhe, eine zum Heil der Kirche gedeihliche Verständigung erzielt werden können? —

(Schluß folgt.)

*) Der furiose Republikaner sagte über dasselbe: „Die ganze Menschenschaft ist so gefalbt und mit geistlicher Weihe verschmiert, daß ein Laie nichts einem Gelehrten ähnliches herausfinden kann. Es ist die Sprache der Religiosität von Profession, die Sprache der Heuchelei.“ —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 27. Mai.

N^o 42.

Von der Confirmation.

(In Beziehung auf das in Nr. 16. dieser Blätter vom Jahre 1846 enthaltene Bedenken.)

Die Lehre der Lutherischen Kirche von der Confirmation ist am einfachsten und genauesten von Chemnitz im Exam. Conc. Trid. zusammengefaßt. Er sagt daselbst: „Die Unfreien haben oft gezeigt, daß der Brauch der Confirmation, nach Entfernung der unnützen, abergläubigen und schriftwidrigen Überlieferungen, billig und zur Erbauung der Kirche dergestalt könne gehandhabt werden, daß man nämlich diejenigen, welche in der Kindheit getauft worden, wenn sie zu den Jahren der Erkenntniß gelangt, fleißig in der gewissen und einfältigen Grundlehre der Kirche unterweise, und wenn sie die Hauptsachen einigermaßen begriffen zu haben scheinen, darnach dem Bischof und der Kirche vorstelle; und daß dort der in der Kindheit getaufte Knabe Erstens mit kurzer und einfältiger Ermahnung erinnert werde an seine Taufe, nämlich daß, wie, warum und worauf er getauft sey, was in jener Taufe die ganze Dreieinigkeit ihm mitgetheilt und versiegelt, nämlich den Bund des Friedens und die Verheißung der Gnade, wie daselbst geschehen sey die Widersagung des Satans, das Bekenntniß des Glaubens und das Gelöbniß des Gehorsams; Zweitens, daß der Knabe selbst vor der Kirche sein eigenes und öffentliches Bekenntniß dieser Lehre und dieses Glaubens ablege; Drittens, daß er befragt werde über die Hauptstücke christlicher Religion, auf das Einzelne Antwort gebe, oder, wenn er etwas nicht genug verstanden, besser belehrt werde; Viertens, daß er erinnert werde, und auch durch sein Bekenntniß darthue, daß er keine heidnischen, keiserlichen, schwärmerischen und ungläubigen Meinungen theile; Fünftens, daß man eine ernste und scharfe Ermahnung hinzufüge aus göttlichem Worte, daß er solle im Bunde der Taufe und in dieser Lehre und Glauben beständig bleiben, und ihn auf solche Zusage hin alsdann confirmire; Sechstens, daß ein öffentliches Gebet für solche Knaben gethan werde, daß Gott durch seinen heiligen Geist sie gnädiglich bei diesem Bekenntnisse regieren, bewahren und befestigen wolle. Zu diesem Gebete würde ohne Aberglauben die Handauflegung hinzugehan werden können. Auch sey solches Gebet nicht vergeblich, denn es stütze sich auf die Verheißungen der Gabe der Beständigkeit und der Gnade der Befestigung.“ „In dieser Weise,“ sagt er an einer anderen Stelle, „sey die Confirmation nichts Anderes, als eine Erinnerung an die empfangene Taufe, und eine Bestärkung in der Gnade, welche in der Taufe zugetheilt ist.“

Die Confirmation bezieht sich hienach lediglich auf die Taufe,

als auf ein bereits geschehenes, vollzogenes und für alle Zeit in seiner objektiven Gültigkeit bleibendes Sakrament, doch so, daß Wesen und Wirkung der Taufe auch ohne sie vollständig seyn würde, und sie nicht etwa eine Vollendung der Taufe ist. Die Taufe ist nicht ein Bund oder Vertrag in dem Sinne, daß der Täufling je zu dem Herrn sagen könnte: Ich gebe oder thue, damit du gebest oder thuest; denn wer hat ihm etwas zuvor gegeben, das ihm werde wieder vergolten? Sondern sie ist die Zuwendung, Beilegung und Versiegelung der wahrhaftigen Gottesgnade, welche auch alle Wirkungen an dem Getauften hat, wenn dieser ihr nicht widerstrebt und widersteht; denn allerdings hebt sie die sittliche Freiheit nicht auf, vermöge welcher der Mensch göttliche Gnade auch verwerfen kann. Diese Verwerfung aber hebt wiederum auch die göttliche Gnade nicht auf, setzt vielmehr nur den Menschen mit ihr in Widerstreit, dergestalt, daß er die Zuthätigkeit und herablassende Liebe Gottes nun nicht als eine Erfüllung und Beilegung seines Wesens, sondern als eine sein widerstrebendes Wesen als solches bedrohende, verneinende und zerstörende Macht, d. h. als Zorn empfindet. So ist zwar die Zuwendung und Mittheilung der Gnade in der Taufe zugleich eine Offenbarung göttlichen Zornes über alles ungöttliche Wesen und allen Unglauben und Ungehorsam des Menschen, doch bleibt darum die Gnade nichts desto weniger Gnade, indem sie, das ganze Leben des Menschen umfassend, auch als zürnende und strafende Liebe nur an ihm arbeitet, um ihm rechtfertigende und beilegende Liebe seyn und werden zu können. Immer und in jeder Beziehung ist sie freie, zuvorkommende, unverdiente Gnade, auch in dieser Erstreckung über das ganze Leben hinaus. Indem also die Dreieinigkeit diese Gnade in der Taufe wirklich und sakramental mittheilt, woraus dann weiter folgt, daß sie auch Vergebung der Sünde, nämlich Aufhebung der Zurechnung der Erbsünde, und Seligkeit als Verheißung gibt, ist die Taufe bereits ein in sich vollständiger Akt, der als solcher einer weiteren Zuthat von Seiten des Menschen nicht bedarf, daher ganz folgerichtig auch an Kindern vollzogen werden kann und vollzogen wird; wobei dann die Widersagung des Satans, das Bekenntniß des Glaubens und das Gelöbniß des Gehorsams als ehrwürdige und bedeutsame Gebräuche hinzukommen und die Feierlichkeit des äußerlichen Akts erhöhen können, aber keineswegs wesentliche Theile der Taufe selbst sind (pro adiaphoris adhibeantur, Gerh. ad h. loc.).

Wenn nun aber durch die Taufe alle Gnadengüter, Verurteilung, Rechtfertigung, Versöhnung, Kindschaft, Einsseyn mit Christo u. s. w. objektiv beigelegt und versichert werden, so ist deren subjektive Aneignung durch Bekehrung, Buße, Glauben,

Liebe und Gehorsam Aufgabe des ganzen Lebens vom Taufbade bis zum Tode; das persönliche freie Eingehen des Getauften in den Bund, den der dreieinige Gott seinerseits gnädig mit ihm geschlossen, ist die heilige Arbeit des ganzen Christenlebens, und darum ist die Taufe ein so unschätzbare Gut, weil sie den Christen versichert und gewiß macht, daß diese Arbeit auch ihre Frucht und ihr Ziel, nämlich der Seelen Seligkeit, habe und finde. Aber eben deshalb kann die Confirmation auch nicht diese subjektive Aneignung, dies persönlich freie Eingehen, in sich zusammen fassen, in sich darstellen sollen. Sie kann nicht die sakramentelle Erfüllung des Sakramentes zu einem gegenseitigen Bunde seyn, höchstens dieselbe andeuten; eben so wenig kann sie selbst Sakrament seyn.

Wirkung und Erfolg der Taufe zur Seligkeit hängt immer vom subjektiven Verhalten, d. h. vom Glauben des Empfängers ab, aber daraus folgt selbst bei Erwachsenen noch nicht, daß der Glaube oder diejenige Entwicklungsstufe desselben, welche wir Bekehrung nennen, der Taufe notwendig vorausgehen müsse; denn auch ohne Entwicklung des Glaubens ist und bleibt die Taufe Sakrament und bietet die Heilsgnade wirklich und wahrhaftig dar. Die Kirche aber hat neben der Aufgabe, zu taufen, auch die Aufgabe: „Lehret sie halten Alles, was ich euch befohlen habe“; d. h. verwaltet das Amt des Wortes und der Lehre, auf daß der heilige Geist dadurch den Glauben in den Herzen wecken und entwickeln möge. Denn kein Mensch kann den Anderen zum Glauben bringen, sondern der Geist Gottes thut's. Aber den Menschen, der zu den Jahren der Unterscheidung gekommen ist, lehren, was der Glaube sey und wie er ihm zu gehoramen habe, das kann die Kirche, und darum soll sie's, ob er vielleicht dem Worte glauben wolle und sich bekehren. Diese Lehre aber ist nichts Anderes, als die Bekanntmachung, erkenntnistmäßige Mittheilung und Einprägung desselben, was die Taufe real und objektiv gegeben und bezeugt hat. Ob der also Bekehrte die in der Taufe und der Lehre ihm dargebotene Gnade innerlich sich zueignen und mit lebendigem Glauben in sein Herz aufnehmen wolle, dazu kann die Kirche ihn mit allen Mitteln des Wortes und der Predigt zu bewegen suchen, aber für den Erfolg kann sie nicht einstehen. Dieser gehört in das Gebiet der subjektiven Freiheit und der geheimnißvollen Thätigkeit des heiligen Geistes im Menschenherzen. Überhaupt ist die Bekehrung eine große und schwere Sache, nicht allein am eigenen Herzen, sondern auch für's Urtheil. Man kann erkennen, wer zu den Berufenen, nicht, wer zu den Auserwählten gehöre. Die Berufung findet durch menschliche Mittel statt, die Erwählung ist etwas Göttliches. Darum geschieht die Aufnahme in die Gemeinschaft der äußeren Kirche nach der Berufung, und unsere Kirche hat sie um deswillen mit der Confirmation verbunden, weil sie schon mit der Taufe verbunden ist. Sie erfolgt aber bei der Confirmation in einem anderen Sinne, als bei der Taufe. Die nur erst Getauften gehören zur Kirche, weil ihnen die Gnadengüter des Herrn gegeben sind; die Confirmirten, weil sie wissen, was ihnen gegeben ist und dadurch in

den Stand gesetzt sind, selbstständig zu entscheiden für Leben oder Tod, Seligkeit oder Verdammniß.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Zweiter Bericht über die Zustände und neueren Vorfälle im Waadtlande.

(Schluß.)

Doch hören wir auch die Stimme eines dieser würdigen Männer, die Gewissens halber ihr Amt verließen. Er schreibt: „Auch im Waadtlande können sich viele Personen, und zwar unter christlich gesinnten und geförderten Leuten, in unsere Demission nicht finden; und so geht es bei vielen Geistlichen der Schweiz und des Auslandes. Viele kennen den Zustand unseres unglücklichen Volkes nicht, und fassen nur eine Seite der obschwebenden Frage in's Auge. Man will nicht auf die Haupt- und Grundfrage dabei zurückgehen, welche doch hier das Entscheidende ist. Was von Seiten des Staates gegen die Kirche und ihre Diener gethan wurde — die eigenmächtige Amtstillstellung der Proklamationsrenitenten ging von Grundsätzen aus, welche dabei als Nichtschnur dienten und welche, wenn sie geltend würden, die Religionsfreiheit und die Unabhängigkeit des geistlichen Amtes umgestoßen und dasselbe in einen Menschendienst verwandelt hätten, so daß Predigt und Kanzel der Willkür hätten anheimfallen müssen. Und diese Grundsätze waren schon bei vielen Anlässen vor dem Angesichte des ganzen Volkes ausgesprochen und von der gesetzgebenden Behörde sanktionirt worden. Unter solchen Umständen in der Staatskirche verharren, das hieß offenbar nichts Anderes, als diese Grundsätze billigen, als sich durch sie binden lassen, als auf diese antichristlichen Grundlagen mit dem Staate eine Verbindung eingehen. Unsere Brüder, die ihre Demission nicht genommen oder dieselbe wieder zurückgezogen, haben die Sache nie von dieser Seite betrachtet wollen; sie haben nur auf die Nothwendigkeit, ihre Gemeinden verlassen zu müssen und auf die Unterbrechung des geistlichen Amtes geschaut, und, erschreckt durch diesen Gedanken, sind sie zurückgetreten, als wenn man bei Erfüllung einer schweren Pflicht nicht Gott die Folgen überlassen müßte. Aber die Folgen, vor denen sie zurückschreckten, konnten, auch nur von menschlicher Seite betrachtet, nur günstig seyn. Denn unser verblendetes, verirrtes Volk hätte gesehen, was eine aus dem Gewissen hervorgegangene Ueberzeugung vermag, und wäre ihm durch eine auffallende Thatfache gezeigt worden, was es ist um das evangelische Predigtamt, als welches nicht im Namen der Menschen, sondern im Namen Gottes ausgeübt wird. — Ich gebe inzwischen zu, daß bei dieser Demission sich etwas zu Festiges und Ungefügiges eingeschlichen hat und daß man derselben eine Protestation, oder einen anderen Vermittelungsversuch hätte können voranziehen lassen. Aber gewißlich, es fehlte nicht an Grund und Ursache, die Demission einzugeben, und was mich betrifft, so dünkt es mich, daß ich nie auf irgend einem Wege mit mehr Festigkeit und Sicherheit habe wandeln können.“ (Christl. Volksbote.)

Wir erwähnen noch eine Zuschrift von mehr als hundert Laien aus dem Kanton Zürich, vom 8. März, nicht an die abgetretenen Geistlichen im Waadtlande gerichtet, sondern „an die gesammte verfolgte christliche Gemeinde daselbst, welche für ihr Festhalten am christlichen Glauben, namentlich am Glauben an die oberste Autorität Christi in der Kirche und an die göttliche Einsetzung des geistlichen Amtes, rohe

Verfolgung duldet". Nach Berührung der Ereignisse und der in den Zuschriften an die Geistlichen laut gewordenen „Stimmen der begeisterten Freude, der lebendigsten Anerkennung und Theilnahme, des Segens und des Gebetes", heißt es sodann: „Sind die großen Ereignisse in Euerm Kanton eine Sache bloß der Geistlichkeit? . . . Nein, es ist eine Sache der Kirche; das göttlich eingesetzte Amt der Geistlichen ist ein Amt bei den Gemeinden; die Beschränkung der religiösen Freiheit ist eine Beschränkung der natürlichen Rechte der Glieder der religiösen Gemeinschaft . . . Es ist derselbe verderbliche Irrthum, wenn die segensreichen Güter unserer Religion, wenn die Rechte der Kirche als ausschließliches Eigenthum der Geistlichen, wie wenn die Verfolgung des geistlichen Standes und Amtes als nur die einzelner Glieder dieses Standes angesehen werden" . . .

Nach Berührung der Handlungen der Staatsbehörden, ihrer Grundsätze bezüglich der Kirche und ihrer Diener, nach Hinweisung auf die frühere Zeit der Intoleranz und Römischen Gewaltthätigkeit, auf Frankreichs Verfolgungen der Protestanten, heißt es ferner:

„Was soll man aber davon halten, wenn in einem Lande, das sich der höchsten Bildung und Aufklärung rühmt, in einer auf Anerkennung der Menschenrechte so stolzen Zeit eine Staatsgewalt, die auf politischem Gebiete das Recht der freien Vereinigung nicht nur anerkennt, sondern in dem Maße für sich selbst in Anspruch genommen hat, daß sie durch dasselbe zur Herrschaft emporgestiegen ist, nicht etwa der freien Bewegung einer, vom Staat nicht anerkannten religiösen Gemeinschaft, nein, den stillen gottesdienstlichen Versammlungen der Kirchlichgesinnten Duldung und Schutz versagt, und sie, nachdem ihnen der gefäßige Stempel der Sektirerei, des Pietismus und Methodismus von oben herab willkürlich ist aufgedrückt worden, dem Hohn und der Verachtung preisgibt? Wahrlich, wenn bei den wiederholten Störungen solcher religiöser Privatversammlungen kein Tropfen Bluts vergossen worden wäre, die Stellung, welche die Häupter eines sich christlich nennenden Staates bei Euch gegen jene eingenommen haben, steht darum nicht minder in grauem Widerspruch mit der Humanität, Toleranz, Freisinnigkeit, mit einem Worte, mit dem ganzen Bewußtseyn des modernen Staatslebens. Es hilft nichts, sich auf das Rundschreiben vom 24. December berufen, wonach der Störung der Drateirs vorgebeugt werden soll, wenn nachher doch nicht die Ruhestörer, sondern die Gestörten für die Störung, nicht die Mißhandelnden, sondern die Gemüthskranken für die erlittene Mißhandlung verantwortlich gemacht und bestraft werden."

Nach Berührung der Bedingungen des Zusammenhanges zwischen Staat und Kirche, heißt es: „Wenn Ihr Euch zur Bildung einer freien Kirche hingedrängt fühltet mit Eurer Mehrzahl, so sehen wir darin nur eine durch die Noth gebotene Entwicklung und Übergangsstufe. Sollte diese vom Herrn zugelassene Heimfuchung noch länger andauern, so sind wir mit Euch weit entfernt, darüber zu murren; vielmehr sagen wir dem Herrn Lob und Preis, daß er seine Kirche auch heute noch des Lünterungsfeuers der Trübsal gewürdigt hat; wir wissen, daß sie dessen bedarf, voraus in diesen Tagen der Erschlaffung und Lausheit" 1c. 1c. „Euch aber, theure Brüder! bitten wir im Namen unseres Herrn: Erhaltest Eure gute Sache rein! Erhaltet sie rein durch standhaftes Dulden!" . . . „Vergesst nicht der Obrigkeit zu geben, was der Obrigkeit ist, und laßt Euch die Herzen nicht verbittern, wenn die Zeit der Heimfuchung lange wird! Erhaltet Eure Sache rein durch freudiges, festes Bekenntniß!" . . . „Endlich durch Einigkeit! Laßt Euch nicht irre machen" 1c. 1c.

„Der Herr, der treue Oberhirt, der Hohenpriester, der uns beim Vater vertritt, wird Stärke geben den Schwachen" . . .

Um die vielen leeren Ranzeln wieder zu besetzen, hat sich die Regierung an fremde Geistliche gewandt, die durch außerordentliche — staatsrätliche — Konsekration in's Amt eingeführt werden sollen. Mehrere der für diese „staatsrätliche Konsekurations-Commission" gewählten Männer haben die ihnen zuge dachte Ehre abgelehnt, so Herr Wazner, Direktor der Kantonschule; und Herr Prof. Herzog, der von Amts wegen Mitglied ist, hat sogar, bloß um sich der Sache zu entziehen, seine Stelle als Professor der Theologie in Kaufmann aufgegeben. In einer sehr entschiedenen Zuschrift an den Staatsrath erklärt er, daß, obwohl er entschiedener Anhänger der Kirche in ihrer Verbindung mit dem Staate sey, er um eben dieses Principi willen nicht länger an den Arbeiten der Konsekurations-Commission Theil nehmen könne, weil das bisher beobachtete Verfahren der Regierung, das auch jene Commission theilen müßte, auf keine Weise geeignet sey, ein friedliches Verhältniß zwischen Staat und Kirche herbeizuführen. Mit ehrender Anerkennung seiner Verdienste wurde die Demission angenommen. — Bereits hat die Akademie alle tüchtigen und verdienten Lehrer verloren. — Da den im Amte gebliebenen Geistlichen die unterm 26. Januar verlangten Garantien für die kirchliche und religiöse Freiheit rund weg abgeschlagen worden, und der Austritt dieser, nach ihrer beigefügten Erklärung, ohne Zweifel auch noch erfolgen wird, so muß nun die Bildung einer freien Kirche die große Lebensfrage seyn. Allein die Aussichten sind für eine solche freie Kirche bis jetzt wenig günstig. Manche, früher ihrem Seelsorger anhängende Gemeinden sind jetzt gleichgültig gegen sie geworden; andere sind erbittert gegen sie und sagen, sie haben ohne Noth ihre Herden verlassen; andere sind eingeschüchtert; selten hört man Bedauern über den Rücktritt oder den leisen Wunsch, die Geistlichen möchten zurückkehren — so verblendet ist das Volk durch den Zeitgeist. Andererseits wird der Staat die Bildung einer freien Kirche mit allen Gewaltthätigkeiten hemmen und unterdrücken. Erklärt sich ja die Regierung bereits, die Geistlichen unter Milizpflichtigkeit zu stellen!

Es haben sich in der neuesten Zeit solche Dinge im Waadtlande zugetragen, daß wir nicht umhin können, eine gebrängte Zusammenstellung derselben noch beizufügen. Mehrere öffentliche Blätter erzählen: Den 29. März ging es hier in Lausanne sehr stürmisch zu. Da jetzt die vergebens von Zürich erwartete Satisfaction unsere Radikalen gar nicht mehr zurückhält, so beginnen die religiösen Verfolgungen wieder ärger als zuvor; man hat jetzt gar nichts mehr zu verlieren. Die Polizei hat am genannten Tage wenigstens fünf religiöse Versammlungen mit mehr oder weniger Brutalität aufgelöst. Bei einer derselben, der zahlreichsten, war dies in besonders hohem Grade der Fall. Die Gensd'armen, welche den Befehl zur Auflösung überbrachten, kamen, vier oder fünf an der Zahl, in das Haus und selbst in den Saal, wo das Gebet statthatte, und schrien mitten drein: „Machen Sie da bald fertig; schnell, schnell! Gleich wird die Menge da seyn und dann könnten wir für nichts mehr gut stehen!" (Der Pöbel kommt aber in der Regel erst, wenn die Polizei es wünscht, und diesmal stand bloß ein Haufe Neugieriger und einige Tagesiebe, die gewöhnlichen Auspöcher solcher religiösen Zusammenkünfte, vor dem Hause.) „Die, welche zur Nationalkirche gehen, sind besser als Ihr; Alons, schnell!" Die anwesenden Frauen, in Angst und Schrecken, zeigten doch noch ziemlich Muth. „Laßt uns doch in Ruhe ein gemeinsames Gebet verrichten," hat eine derselben. Doch die Polizei ließ es nicht bei bloßen Worten bewenden. Von den Frauen wurden die einen beim Arm, die anderen um den Leib gepackt, um sie so mit Gewalt aus dem Saale zu schaffen! So wurde die Versammlung auseinander getrieben, bevor der Segen gesprochen war.

Dasselbe geschah gleichen Tags noch an mehreren Orten. Diesen schändlichen Scenen wohnten, zu unserem nicht geringen Bedauern, die Abgesandten der Schottischen freien Kirche bei, erst angelangt, um die Lage der Dinge mit eigenen Augen zu sehen, und ihrer Kirche einen umständlichen Bericht erstatten zu können! —

Ehe das Resultat der Züricher Groß-Rathssitzung vom 25. März bekannt war, hielt man noch etwas zurück; jetzt aber hält weder Scham noch Klugheit mehr ab. Das Erzählte war an einem Tag noch nicht genug. Am Abend trug sich ein anderer, nicht minder skandalöser Vorfall zu. Beim Herausgehen aus einer von der Polizei überwachten und aufgelösten Versammlung erlaubte sich eine Dame die Bemerkung: „Laßt uns doch in Ruhe; Ihr laßt ja die Leute auch ungehindert in's Wirthshaus gehen!“ Gleich darauf, und zwar bloß deswegen, packte dieselbe ein Gensd'arm. Die Herren Manuel, Vater und Sohn, Kaufleute zu Lausanne, und Herr Prof. Binet wollten sich in's Mittel legen, um sie zu befreien. „Man muß in einer Sache, die an und für sich nicht die beste ist, wenigstens die Formen beobachten,“ sagte Herr Binet. „Packt mir den Menschen da!“ schrie der Polizei-Inspettor, mit dem Finger auf den berühmten Gelehrten hinweisend. Doch das getraute sich denn doch Niemand, aber man wollte ihn verhindern, wieder in das gleiche Haus zurückzukehren. Auf die Bemerkung des Herrn Binet jedoch, daß sich die Generalvollmachten des Staatraths denn doch nicht so weit erstreckten, ließ man ihn in Ruhe. Aber Herr Manuel, Sohn, und die Dame, welche sich die schon angeführte Bemerkung erlaubte, wurden brutaler Weise auf die Hauptwache geschleppt. Hier wurde nun Herr Manuel vom Polizei-Inspettor selbst mit groben Worten überhäuft: „Sie sind ein Heuchler, der nur den Mantel der Religion umhängt.“ u. Die gemeinen Gensd'armen, dem Beispiele ihres Inspectors folgend, suchten ihn, wo möglich, im Schimpfen und Fluchen zu überbieten. Nach diesen Injurien wurden die zwei Personen wieder entlassen. — In Drmond wurde die religiöse Versammlung durch ein Charivari gestört.

Der Courrier Suisse meldet, daß in mehreren Gemeinden die demissionirenden Pfarrer in die Miltz-Controle eingetragen, und auf den Exerzierplätzen ihre Namen mit denen der diesjährigen Rekruten beim Apell jedesmal verlesen werden. — Von Berlin soll zu Gunsten der demissionirenden Geistlichen dem Staatrath eine Note eingegeben worden seyn. —

Am ersten Tage der heiligen Charwoche ist wieder eine jener skandalösen Scenen vorgefallen, die im Waadtlande seit einem Jahre so alltägig geworden sind, daß man daselbst nothwendig gegen das Empörende derselben allmählig abgestumpft werden muß. Ein Augenzeuge berichtet uns darüber in einem Briefe aus Lausanne Folgendes: „Der Sonntag, ein Tag des Friedens für die Christen, ist für uns — ach, wie lange schon! — ein Tag der Tumulte und Schlägereien. Dennoch hoffte man, daß heute, als an einem Communionstage, die religiösen Versammlungen verschont bleiben würden. Doch dem war nicht so. Herr Pfarrer Cook, ein Engländer, dessen häusliche Einkünfte bisher geduldet worden waren, wurde mitten in seinem Gottesdienste durch eine Drohe des Präfecten (in dessen Hause er wohnt) unterbrochen. — Andere Versammlungen in der Stadt sind bis jetzt — es ist Nachmittags 3 Uhr — nicht aufgelöst worden. Aber eine wahrhaft empörende Scene hat sich zu Cour, eine halbe Stunde von Lausanne, zugetragen, die ein getreues Abbild ist von der Ordnung der Dinge, unter welcher wir leben, und von dem Schutze, dessen ruhige Bürger sich zu erfreuen haben. Herr Pfarrer Espérandieu leitete eine Ver-

sammlung außerhalb der Stadt, bei einer in der ganzen Nachbarschaft durch ihre große Mildethätigkeit bekannten Dame. Die Predigt war zu Ende, die Liturgie zum heiligen Abendmahl war verlesen, eben wollte man zur Austheilung des heiligen Abendmahls schreiten, als auf einmal ein Hagel von Steinen auf das Haus zufiel, wo die Christen versammelt waren. Natürlich konnte, nach so gewaltfamer Unterbrechung, die Communion nicht stattfinden. Etwa dreißig Bursche von Cour und der Umgegend, unter der Anführung von mehreren, nur allzuwohl bekannten Individuen, die gar wohl wußten, daß die Versammlung nicht zahlreich war, nahmen all' ihren radikalen Muth zusammen, um wehrlose Frauen anzugreifen. Das Aussehen dieser Schaar glich dem einer Räuberbande. Herr Druey hat einst den wilden Urzustand gerühmt. Der Wilde aber ist muthig, er vertheidigt die Schwachen und greift nicht meuchlings an. Die radikale Sauvagerie steht eine Stufe tiefer; diese Bande vergriff sich in wehrlosen Frauen und Kindern. Zwei Männer, die sich in der Versammlung befanden, eilten auf einem Fußwege nach der Stadt, um Hülfe zu holen und die Polizei zu benachrichtigen. Unterdessen war es den Frauen, von der wilden Populace verfolgt und insultirt, gelungen, sich in ein benachbartes Landhaus zu flüchten. Endlich kamen zwölf junge Kaufleute und Studierende herbei. Die Frauen, von Insulten und Steinen verfolgt, konnten sich allmählig zurückziehen. Kaum aber waren die jungen Leute, welche die Nachhut bildeten, auf einen Büschenschuß weit entfernt, als ein zweiter Steinhagel erfolgte, und hinter sich erblickten sie wieder jene Bande, doppelt so zahlreich, mit Stöcken bewaffnet, fluchend und schimpfend. So wurden sie etwa zehn Minuten weit, auf der großen Landstraße von Lausanne nach Cour, am hellen Tage, an einem Communionsonntage verfolgt. Endlich ermüdet, machten die Zwölfe Halt, sprengten gegen die Bande an und jagten sie in die Flucht! — Um die Versammlung in Arcan zu verhindern, ist nun eine beständige Wache von drei Landjägern vor Herrn Parrisod's Haus aufgestellt. — Ein auffallender Beleg, wie der Communismus und Atheismus frech hervortritt, ist folgende hochwichtige Thatsache: Der Erziehungsrath, an dessen Spitze Herr Delarageaz steht, der als Privatmann lange Zeit mit besonderer Thätigkeit überall hin communistische Schriften verbreitet hatte — hat sämmtlichen Schulen des Kantons folgende Schriften als officiellcs Geschenk zukommen lassen:

1. Die Verfassung vom Jahre 1845.

2. Kleine Waldbäume. Eine Sammlung von Gedichten des Herrn Dyer, der in allen Versen den Wunsch, mehr Geld zu besitzen, und Unzufriedenheit mit den socialen Verhältnissen durchblicken läßt.

3. Rede des Pfarrers Saussure bei der Hinrichtung des Majors Davel, mit Reflexionen begleitet, die von der Hand eines Erziehungsrathes geschrieben, und in direktem Widerspruch mit der officiellen Liturgie und dem Katechismus, und mit der Doktrin aller christlichen Confessionen stehen.

4. Nationalkalender, der offen den „Umsturz aller gegenwärtigen socialen Einrichtungen“ predigt und schamlos den Haß der Besitzlosen gegen die Besitzenden aufstachelt.

Der Herr, das Haupt der Kirche, wird da ein besonderes Einsehen thun müssen. Die Gläubigen aber aller Drien, insonderheit die, welche in voller Freiheit und stillem Frieden, die Mittel der Gnade benutzen dürfen, werden in dieser Lage der Dinge einen starken Antriebe zur Fürbitte für die Geistlichen und die Gläubigen, aber auch für das verirrte Volk des Waadtlandes finden. „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ ic.“

J. C. M.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 30. Mai.

N^o 43.

Von der Confirmation.

(In Beziehung auf das in Nr. 16. dieser Blätter vom Jahre 1846 enthaltene Bedenken.)

(Fortsetzung.)

Die Confirmation bezeichnet den Eintritt in die Selbstständigkeit der Berufenen. Sie ist deshalb keine Ergänzung oder Vollendung der Taufe an sich, denn was der Herr in der Taufe thut, thut er ganz und vollständig; aber sie ist die Ergänzung und Vollendung der Berufung für die Person, weil sie das Ende der Lehrüberlieferung ist. Allein die Bedeutung hat sie auch nur als Spitze und Gipfel der Lehre. Denn nicht die Confirmation ist nöthig zur Seligkeit, wohl aber die Wissenschaft dessen, woran man glauben muß, um selig zu werden. Wie sollen sie glauben, so sie nicht gelehrt werden? Darum setzt der Herr bei Verordnung der Taufe, Matth. 28, 19. 20., mit dieser die Lehre in engste Verbindung. Macht zu Jüngern alle Völker, sagt er, indem ihr sie taufet, indem ihr sie lehret — μαθητεύσατε, βαπτίζοντες, διδάσκοντες — und wenn der Herr hier die Reihenfolge, wie unsere Kirche sie festhält, gegen die Baptisten bestätigt, so beschränkt er dadurch zugleich die Thätigkeit seiner Diener im Jüngererwerben auf Taufe und Lehre, will also auch nichts wissen von irgend einer psychologischen Quälerei, welche die Seelen zu ihm bringen solle, überläßt dies vielmehr dem Ziehen des Vaters (Joh. 6, 44.). Und dem hat es auch die Kirche zu überlassen, wenn sie im Übrigen mit Verwaltung der Sakramente und der Lehre im weitesten Sinne ihre Pflicht thut. Darum bleibt es doch dabei, daß nicht das Wissen, sondern der Glauben rechtfertigt und selig macht. Denn auch nicht die Sakramente machen selig ohne den Glauben, sondern durch den Glauben.

Da die Lehre, wie die Sakramente, die Heilsgüter zum Menschen heranbringt und die Gnade zum Glauben anbietet, ohne weiteres eigenes Zuthun des Menschen, so hat sie einen durchaus sakramentalen Charakter. In Taufe und Lehre wird dasselbe mitgetheilt und empfangen, nur in verschiedener Art, in jener wesentlich, in dieser wesentlich; in jener thatsächlich, in dieser vermittelungsweise. Wie die Kirche bei Verwaltung der Sakramente bei Erwachsenen nicht mehr thun kann, als predigen, erinnern, ermahnen zum gläubigen Empfang, daß dieser stattfinden möge vom Herrn erbitten, und dann die Sakramente reichen und ihren Segen dazu sprechen, so kann sie auch bei Verwaltung des Lehramts im engeren und strengeren Sinne (bei den Katechumenen) nicht mehr thun.

Freilich ist's ein großer Unterschied, ob die Lehre des Heils von den Katechumenen nur als ein todt's System dem Gedächtnisse eingeprägt ist, oder ob sie als Gottes Wort bereits ihren ganzen inneren Menschen umgestaltet und sie wiedergeboren hat durch den heiligen Geist im Glauben. Aber das thut der Geist Gottes nach dem er will, und steht in keines Menschen Macht. Und zwischen beiden ist ja nicht bei allen Menschen ein jäher Übergang, am wenigsten bei solchen, die schon getaufte Christen sind, sondern eine ganze, höchst mannigfaltige Stufenreihe, welche Einige mit großer Schnelligkeit, Andere, ja die Meisten allmählig oder rückweise hinankommen, dieser früher, jener später. Die erste und unterste, freilich geringste, aber auch höchst wichtige Stufe ist im Allgemeinen als die Willigkeit zum Heil, wie es durch die Kirche dargeboten wird, zu bezeichnen. Denn sie ist das Zeichen, daß der durch's Wort Berufene der Wirkung des heiligen Geistes, welche das Wort allezeit begleitet, sich nicht verstockt habe, daß mithin der Anfang der Bekehrung, wenn auch noch so schwach, eingetreten, daß die Berufung eine wirkliche sey. Wenn der Katechumene seine Willigkeit ausspricht, an das, was ihm hinreichend gelehrt ist, nämlich an den Inhalt des Bekenntnisses, zu glauben, in diesem Glauben zu verharren und dem Satan zu widersagen, so hat die Kirche die Pflicht, ihn zu ihrer aktiven Mitgliedschaft durch die Confirmation aufzunehmen, wie roh, verderbt und verwildert er übrigens auch noch erscheine. Denn die Kirche ist keine Gemeinde von eitel Heiligen, sondern eine Gemeinschaft, in welcher der Herr Sünder selig macht. Darum soll sie die Schwachen im Glauben aufnehmen, ob sie möchten stark werden und ihre Bekehrung vollenden.

Wenn also der Katechumene soll sein eigen öffentlich Bekenntniß des Glaubens und der Lehre ablegen, so kann damit nicht gemeint seyn, daß er bezeugen und bekennen solle, er habe den vollkommenen persönlichen Glauben, welcher rechtfertigt, er sey im vollen Sinne gläubig geworden; sondern er soll bezeugen und darthun, er kenne und wisse den Gegenstand dieses Glaubens, und habe die Willigkeit, der ihm darin gebotenen Heilsgüter theilhaft zu werden, worin sich der erste Anfang der Zustimmung und des Vertrauens von selbst ausspricht. Wollte man zur Confirmation jene vollkommene Gläubigkeit fordern, wer dürfte confirmirt werden? Das müßte ein großer Doktor der Theologie und rechter Heiliger seyn, der vom christlichen Bekenntnisse in diesem Sinne sagen könnte: Das glaub ich, und nicht hinzufügen müßte: Herr, hilf meinem Unglauben. Aber da müßte auch das Wort Gottes sehr unlauter und mangelhaft gelehrt seyn, wo es nicht einmal jene Willigkeit, jenen geringen

und schwachen persönlichen Glauben gewirkt hätte, welcher sich nicht einmal zu dem Gebete: Herr, hilf meinem Unglauben! zu erheben vermöchte.

In jenem also und keinem anderen Sinne soll bei der Confirmation das Bekenntniß des eigenen Glaubens von den Katechumenen gefordert werden. Und nicht anders verhält sich's mit der Widerfagung des Satans, wo man sie wiederholen läßt, und mit dem Gelöbniß des Glaubensgehorsams und der Beständigkeit. Sie bezeugen eben die Willigkeit. Und können sie mehr bezeugen? Will man etwa verlangen, daß sie die Erfüllung ihrer Zusage schon involviren? Daß dadurch wirklich dem Satan und all seinen Worten, Werken und Wesen für alle Zukunft abgesagt, daß der Gelobende dem Glauben von nun an auch wirklich niemals ungehorsam werde? Damit würde man mehr fordern, als ein Mensch leisten kann. Wo sie in diesem Sinne bei der Confirmation verlangt würden, wären sie ein Mißbrauch. So aber sollen sie auch, der Analogie des Glaubens nach, nicht verlangt werden.

Werden aber Bekenntniß und Gelöbniß in dem Sinne gefordert, daß die Katechumenen dadurch erstens deren Kenntniß und genugsames Verständniß und zweitens ihre Willigkeit bezeugen, auf dem ihnen darin gelehrtten Wege zum Heil zu kommen, so setzen sie keineswegs eine Bekehrung des ganzen Menschen voraus. Die darauf geforderte Zusage soll vielmehr, wo Bekehrung nicht schon vorhanden ist, selbst Voraussetzung einer solchen werden. Sie wird um der Zukunft, nicht um der Gegenwart willen gefordert; sie soll binden, nicht lossprechen. Denn die Confirmation ist nicht die Entlassung aus der Gnadenanstalt, sondern die vollkommene Aufnahme in dieselbe. Wie die Taufe auf Hoffnung gegeben wird, so auch die Confirmation als der Ausgang der vorbereitenden Lehre. Diese ist eine Ausaat, keine Ernte; und bei der Confirmation soll die Gemeinde sehen, daß die Ausaat geschehen sey, nicht die Garben zählen. Die Confirmation ist kein Sakrament, aber man vergesse nicht, daß sie als Gipfel der Lehrüberlieferung und als Bekräftigung der Taufgnade einen ganz sakramentalen Charakter hat. Sie ist nicht sowohl Etwas, das die Katechumenen thun, als die ernste Vorkhaltung dessen, was der Herr — wie sie jetzt wissen — an ihnen gethan hat, thut und noch thun will; zugleich Etwas, das die Kirche für sie und an ihnen thut, — für sie, indem sie öffentlich und unter Handauslegung des Geistlichen für sie betet, — an ihnen, indem sie nun auch äußerlich und ausdrücklich sie aufnimmt als selbstständige Gemeindeglieder. Und so werden die Katechumenen durch diese Art, an ihnen das Amt des Wortes und der Lehre und des Segens zu verwalten, neues Gnadensegens Empfänger.

Durch die enge und bestimmte Beziehung der Confirmation auf die Taufe, tritt sie auch mit dem heiligen Abendmahl in Verbindung. Denn beide Sakramente gehören zusammen. Dies hat schon Euthymios ausgesprochen. In Luther's großem Katechismus (vom Sakrament des Altars) heißt es: „Durch die Taufe werden wir erstlich neu geboren; aber dane-

neben, wie gesagt ist, bleibet gleichwohl die alte Haut im Fleisch und Blut am Menschen, da ist so viel Hinderniß und Anfechtung vom Teufel und der Welt, daß wir oft müde und matt werden, und zuweilen auch straucheln. Darum ist es (das Sakrament des Altars) gegeben zur täglichen Weide und Futterung, daß sich der Glaube erhole und stärke, daß er in solchem Kampf nicht zurückfalle, sondern immerdar je stärker und stärker werde, denn das neue Leben soll also gethan seyn, daß es stets zunehme und fortahre.“ Und schön sagt J. Gerhard in den locis: „Durch die Taufe werden wir neu geboren und erneuert; durch das Sakrament des Nachtmahls gespeiset und ernähret zum ewigen Leben. In der Taufe, sonderlich der Kinder, wird durch den heiligen Geist der Glaube angezündet; im Genuß des heiligen Mahls vermehrt, befestigt und versiegelt. Durch die Taufe werden wir Christo eingepflanzt, in welchem wir geistlich wachsen durch heilsamen Gebrauch des Abendmahls. Durch die Taufe werden wir in den göttlichen Bund aufgenommen, durch Genuß des heiligen Mahls in demselbigen erhalten, oder so wir durch Sünden wider Gewissen aus demselbigen gefallen, zu ihm mit wahrhaftiger Buße zurückgebracht.“ Man hat deshalb das heilige Abendmahl auch *sacramentum confirmationis* genannt, wenn man die Taufe *sacramentum initiationis* hieß. Recht eigentlich zur Confirmation der Taufe gehört also das Altarssakrament, weil es selbst eine solche ist, und die Kirche thut Recht daran, daß sie in der Regel das heilige Mahl nicht reicht, als nachdem Einer confirmirt ist, wiederum aber nicht confirmirt, ohne ihm dasselbe zu reichen.

Nun aber fragt sich's: Sollen auch solche Katechumenen dazu gelassen werden, die noch unbefehrten Herzens sind und tief in der Sünde und dem Weltwesen stecken, die nichts haben und herzubringen, als jene Willigkeit, daß sie ja gern möchten Vergebung der Sünden nehmen und fromm seyn? — Darüber sehe man Luther's großen Katechismus an. Er bezieht sich auf die Worte des heiligen Hilarius: „Wenn eine Sünde nicht also gethan ist, daß man Jemand billig aus der Gemeinde stoßen und für einen Unchristen halten kann, soll man nicht vom Sakrament bleiben, auf daß man sich nicht des Lebens beraube.“ Wie viel weniger soll man einen solchen zurückweisen vom Sakrament, den man eben ganz in die Gemeinde aufnehmen und als Christen besätigen will. Und sollte er auch geistlichen Hunger und Durst zum Sakrament nicht empfinden, so werde ihm gesagt: „Je weniger du deine Sünden und Gebrechen fühlst — aus welcher Empfindung jener Hunger und Durst kommt —, je mehr Ursach hast du, hinzugehen, Hülfe und Arznei zu suchen.“ Um unserer Würdigkeit willen wird uns eben so wenig die Taufe als das Altarssakrament gereicht, sondern daß uns der Herr dadurch würdig mache, — auch bei der idealen Vereinigung beider in der Confirmation. Kurz, die Verbindung der Taufbekräftigung mit dem Abendmahl ist Recht und im Wesen beider gegründet, und wer zur Confirmation zugelassen ist, soll auch zum Altarssakramente,

wer zu diesem, auch zu jener zugelassen werden. Gleicherweise: Wer vom Einen, ist auch vom Anderen auszuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Aus Halle. Wir sind in diesen Tagen Zeugen eines schönen, für den Freund ächter Theologie und frischen, kirchlichen Lebens wahrhaft erhebenden Festes gewesen. Es sind seit diesem Frühjahrse fünf- und zwanzig Jahre verfloßen, daß Holuck seine akademische Laufbahn als Lehrer der Theologie betrat. Jeder, der irgerd mit der Geschichte der Kirche und in ihr der theologischen Wissenschaften insbesondere bekannt ist, weiß, welchen wesentlichen Einfluß Holuck durch seine exegetischen Arbeiten, durch seine erbaulichen Schriften, durch seine Predigten, durch seine Bibel- und Missionsstunden, durch seine persönliche Einwirkung im Umgange und in Privatgesprächen auf dieselbe ausgeübt hat. Daher konnte es nicht fehlen, daß sich von mehreren Seiten und aus den verschiedensten Kreisen her gleichzeitig der Wunsch geltend machte, den Gefühlen dankbarer Verehrung und Liebe bei dieser Gelegenheit einen Ausdruck zu geben. Es wurde dazu der 14. Mai bestimmt. Schon am frühen Morgen überraschte den Gefeierten an diesem Tage ein akademischer Sängerkhor mit einem Choral. Im Laufe des Tages wurden durch Deputationen von Studierenden der Theologie, von dankbaren Mitglieðern der größeren Gemeinde, namentlich den Zuhörern in den Missions- und Bibelstunden, von dem Frauen-Missionsvereine sinnige und werthvolle Geschenke überreicht. Für den Abend hatten sich mehrere seiner ehemaligen Schüler, die ihm theilweise noch durch besondere Verhältnisse näher gestanden, vereint, um ihm in einigen in gebundener und ungebundener Rede mit vielem Geschick und Leben entworfenen Skizzen die verschiedensten Hauptpunkte seines theologischen und kirchlichen Wirkens in ihrer organischen Entwicklung vorzuführen. Ein zahlreicher Kreis seiner näheren Freunde und Schüler von nah und fern hatte sich eingefunden, und derselbe wäre noch viel größer gewesen, wenn man nicht gewußt hätte, daß der Mann des Festes allen zu ausgedehnten und namentlich officiellen Festlichkeiten und Ehrenbezeugungen abhold wäre, und man sich deshalb auf die nächsten Freunde und auf die, welche der Zureuer Anhänglichkeit aus der Ferne hergeführt, unter denen wir namentlich den Herrn Consistorial-Präsidenten Dr. Göschel, Dr. Schmieder aus Wittenberg, Herrn v. Lucher aus Nürnberg, Herrn D. = L. = Ger. = Präsidenten v. Gerlach erwähnen, beschränken mußte. Nur die studierende Jugend hatte sich gedrungen gefühlt, dem treuen Lehrer die Gefühle dankbarer Verehrung und Liebe auch öffentlich auszusprechen und zu dem Ende einen glänzenden Fackelzug veranstaltet. Die dabei gehaltenen Reden, das donnernde Lebehoch, die zahlreiche Theilnahme, die derselbe gefunden, waren ein neuer Beweis, wie Unrecht die haben, welche sich den Geist der hiesigen Theologie-Studierenden im Allgemeinen von dem falschen Lichte, was sich in unserer Stadt und Provinz freilich mit besonderem Eifer Anerkennung zu verschaffen sucht, verblendet denken. Vielmehr hat der Radikalismus in der Theologie hier unter der theologischen Jugend immer nur einen sehr kleinen Kreis von Anhängern gefunden. Auch der gewöhnliche Nationalismus wird bei weitem von der Mehrzahl in seiner wissenschaftlichen Oberflächlichkeit und Unfähigkeit, die tieferen Bedürfnisse des Geistes und Herzens zu befriedigen, anerkannt, weshalb denn auch die Vertreter der offenbarungsgläubigen Theologie bei weitem die größte Anzahl von Zuhörern haben. Daher ist die Gesamtheit der Studierenden den Bestrebungen der Kö-

thener Versammlungen stets fremd geblieben. Kurz, auch dieses Fest hat wieder ein neues, lebendiges Zeugniß abgelegt, daß auch unter uns noch in vielen Herzen die Worte Luther's Leben und Wahrheit sind, welche zum Schluß von dem Auge der Studierenden, der versammelten Menge und den Gästen angestimmt worden:

Das Wort sie sollen lassen stahn
Und keinen Dank dazu haben!
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben u. c.

Königsberg. Pestalozzi, Rede zur Festfeier seines hundertjährigen Geburtstages am 12. Januar 1846 zu Königsberg von R. Rosenkranz. Königsb. 1846. Seit Kant hat die Philosophie einen eben so ungeheuren Fortschritt und Gewinn an Denkformen gemacht, als ihr Rückschritt und Verlust an Realität seitdem gewesen ist. In dem Idealismus und Pantheismus ist sie immer hochmüthiger und präcipitirender zu vernichtender Willkühr gegen das Wirkliche und Wahre auserhöpferisch fortgeschritten, das Denken über das Wollen, die Form über den Inhalt, den Schein über das Wesen immer mehr erhebend. Durch ihre Begriffsrevolutionen, ihre Poesie der Begriffe, ihre philosophischen Romane hat sie das philosophische Mißsein dem moralischen Sollen, den Determinismus der Freiheit, den Weltgeist dem persönlichen Gotte substituirt und ist endlich zu dem Resultate gelangt, daß das reine Seyn gleich sey dem inhaltleeren Nichts. Somit ist es denn nicht mehr die Gleichberechtigung, die sie mit der Religion auf dem Gebiet des Geistes beansprucht, sondern die Alleinherrschaft. Die hier angezeigte Rede hat uns neuerdings Proben davon geliefert. Obgleich der Festredner einleitend versichert, daß er den Gefeierten keineswegs zu einem Surrogate anverwandter Tendenzen machen wolle; so fährt er dennoch über die Gebiete des Staats, der Volksschule und Kirche einher, wie ein Herrscher, der seine Lande mustert und die nöthigen Verweise ertheilt, die gebührenden Huldigungen entgegen nimmt. Es ist hier nicht der Ort und Raum, um die ganze Besprechung der ewigen Ideen Pestalozzi's (1. Naturgemäßheit der Methode, 2. Liebe, als die nothwendige Form (sic!) des Menschenverlebens, 3. Ausgestaltung der Erziehung zu einem nationalen System) durchzugehen. Wir wollen uns vielmehr nur der Annahme zu erwehren suchen, mit welcher der Festredner über das Christenthum und die Kirche richtet.

Zuvörderst verwirft er das pädagogische Princip der göttlichen Ökonomie, das Wesen des Gesetzes, das unser Zuchtmeister ist auf Christum, „stets seine durch das Fehlen verwirkte Strafwürdigkeit vor Augen zu haben“, als Terrorismus, der die Strafe zum Zwecke der Erziehung macht. „Durch Androhung der Strafe von Vergehen abzuschrecken“ nennt er eine Nachsichtigkeit, die er nebenbei auch dem Willkürwesen und der Criminaljustiz schuldigt. Von einer Strafe, als Züchtigung zur Gerechtigkeit, von einer erlösenden Strafe, die Erkenntniß der Sünde wirkenden Strafe weiß er im Sinne des Christenthums nichts. Er kennt nur eine vernichtende Strafe, die in der eigenen Existenz des Bösen liegen soll und gibt der christlichen Disciplin Schuld, daß sie die Freiheit durch die Unfreiheit erzeugen will, während sie's durch das Gefühl und Bewußtwerden der Unfreiheit thut. Daher verweist er denn auch die christlichen Erzieher an Rousseau und die Philanthropen, die unseres Erachtens längst an ihren Früchten erkannt und gerichtet sind. Nichts desto weniger richtet er die christliche Zucht deshalb als einen Atheismus, weil sie angeblich nur Furcht empfindet und erregt. Wahrscheinlich eifert der Redner hier nur gegen

die Menschenfurcht, übersteht aber dabei die Gottesfurcht, die aller, auch der philosophischen Weisheit Anfang ist, und vergift, daß, wo in diesem Sinne keine Furcht ist, auch keine Liebe seyn kann, welche allererst die Furcht austreibt. Nebenher wird in ächt moderner Weise auch das politische Strafrecht übel angesehen, weil es die Erziehungspflicht vernachlässige, als ob jeder Criminalrichter, als solcher, auch Pädagog, und jedes Gefängniß ein Pädagogium seyn müsse. Fou, qui veut avoir tout. Volksschmeichelei zum Nachtheil der Gerechtigkeit. Und doch, welche unausgesetzten ernstlichen Bemühungen der Staatsgesetzgebung, um das Criminalgerichts- und Gefängnißwesen möglichst pädagogisch zu gestalten. Freilich trägt die Gesellschaft die Mitschuld des Verbrechen, am meisten aber der Communismus. Doch — dieser ist, nach unseres Festredners Auseinandersetzung, eben eine Frucht des Christenthums.

Hiermit kommen wir zu dem anderen Urtheil, dessen sich die Kirche um so ernstlicher zu erwehren hat, je verberblicher die verurtheilte Frucht ist und je verdächtiger diese Beschuldigung durch ihre philosophische Zuversichtlichkeit wird. Nachdem der Redner, trotz seines Eifers gegen die Zucht, dennoch die Arbeit (die doch gewiß ohne Zucht unmöglich ist) zu den christlichen Kardinaltugenden hinzurechnen für einen Beruf unseres Jahrhunderts erklärt und im Namen der heutigen, praktischen Philosophie gesagt hat, daß der Mensch sich vom Thier durch die Arbeit unterscheide, wodurch aber die Unterscheidung von Mensch und Sibirer heiläufig erschwert wird, meint er, daß mit dieser Anerkennung der Arbeit ein großer, für alle sozialen Verhältnisse entscheidender Wendepunkt in die Geschichte trete; obgleich die Arbeitsamkeit, zwar nicht cardinaler, jedoch als Tugend, ohne Mühe aus der heiligen Schrift herausgelesen, ja schon auf dem ersten Blatte derselben die Arbeit im Schweisse des Angesichts unter den göttlichen Zuchtmitteln für die gefallene Menschheit obenanstellt. Danach findet er bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nur ein „passives Wohlthum“, bei welchem man „im Geben die einzige Form des Antagonismus gegen Armuth und Elend besaß“; als ob die christliche Kirche nicht bloß allezeit Arme, sondern auch Armenpfleger bei sich gehabt hätte, welche eben auch aktive zur Arbeitsamkeit zu helfen und nicht bloß Nahrungs-, sondern auch Erwerbsmittel (und zwar nicht bloß äußerliche) zu geben wußten. Denn die Unwissenheit und Sünde, diese Wurzeln des Elends, zu tilgen, ist die Aufgabe des Christenthums gewesen, ehe die Philosophie diese Aufgabe von ihm erborgte. Aber es muß Alles nolens volens, und wäre es mit einem Kopfe und Halsverdrehen des Manövers, auf Pestalozzi, statt auf Christum, hinauslaufen, auf die Bildung zur Arbeit, als vierter Kardinaltugend, statt auf Arbeitskraft des lebendigen, thätigen Glaubens. O, haltet ein, ihr knallenden Champagnerpfropfen und macht euren Puff, wo ihr hingehört, beim Fest- und Zweckessen der Socialisten! Wo ist denn das neue System der Wohlthätigkeit anders her, als von dem alten Christenthum mit seinen Diakonen und Bereinen zur Aufhülfe der Gefallenen und Elenden? Von wo stammt die „Sittlichkeit der Arbeit“ anders, als von der Kirche? Doch das geniert nicht, im Gegentheil ist hier die Meinung, „nicht in der nativen Weise, diesem Übel abzuhelfen, wie die ersten Christen es wollten, indem sie allen Privatbesitz aufhoben und eine abstrakte Gütergemeinschaft versuchten“. Da haben wir das corpus de-

licti, obgleich dabei alle, auch die gewöhnlichste Exegese, Interpretation und Bibelfunde den Hals brechen muß. Es kommt ja nur darauf an, daß es ein Philosoph in einer Festrede zur Verherrlichung Pestalozzi's gesagt hat. Und doch war jene Gütergemeinschaft der ersten Gemeinde nicht im Entferntesten eine Gütergleichheit; sie war zum Anderen und zunächst eine innerlich freiwillige, in der man alle Dinge gemein hielt (Act. 2, 44.) und in der Liebe, nicht in dem materiellen Sinne und Interesse, das Vermögen auszugleichen bestrbt war. Sodann und demzufolge war hier äußerlich von keinen knechtenden Anstalten die Rede, wie die St. Simonisten und andere Gütergemeinschaftler wollen; sondern nach dem Wort des Herrn (Luc. 12, 33.) wurden theils die liegenden Güter (Act. 4, 34.), theils die bewegliche, überflüssige Habe (2 Cor. 8, 14.) verkauft, eine gemeinschaftliche Armenkasse gebildet (Act. 6, 1.) und aus dieser, „nachdem Jedermann noth war“ (Act. 2, 45.), ausgetheilt. Heißt das: allen Privatbesitz aufheben? Heißt das: eine abstrakte Gütergemeinschaft versuchen? — Ist nicht vielmehr die großartigste Organisation der Arbeit durch die sechs Arbeitstage und den siebenten Feiertag, durch die Pflicht und das Recht der Arbeiter, durch die Theilung zwischen Gebet und Arbeit in der Ökonomie des A. und N. E. gegeben? Freilich finden wir hier noch mehr, als diese Organisation, mehr als das Gesetz der Anstrengung und Ordnung, mehr als die Kraft des menschlichen Geistes über die Unart der Natur, mehr als die Selbstachtung und Selbstbildung des Menschen. Wir finden Etwas außer und über demselben, das er in sich hineinbilden lassen muß, ehe an Selbstachtung und Selbstbildung zu denken ist. Das Volk hat allerdings in seiner „Sitte“ einen großen, edlen Schatz, der ihm aber eben durch seine Pietät von oben her geschenkt wurde. Allerdings wollte Pestalozzi keinen Pöbel; doch nahm er seit seiner Zeit reichend zu. Diese Zunahme wird aber eben durch solchen Panegyrikus der Masse befördert, wie ihn unser Redner zum Besten gibt. Ist es nur einmal philosophisch, die Masse an ihre „Selbstständigkeit und Freiheit“ zu erinnern? Viel weniger ist es politisch, denn so wird das Volk eben zum Pöbel, dessen Trivialität und Bestialität hinterdrein gut markirt wird. Die „sittliche Macht des Volksgeistes“ beruht nicht auf seinem „kolossalen Individuum“, seiner „tauschendängigen Intelligenz“, seinem „ehernen Tritt“, sondern auf seiner Sitte und seine Sitte auf seiner Pietät, die sowohl das Haupt über sich, als die Glieder neben sich sucht und findet und weis.

Zum Schlusse könnten wir noch fragen, ob in der That das Vertrauen, welches „im Bewußtseyn, der Vernunft und Freiheit von ganzem Herzen geborsam seyn zu wollen“, besteht, die Reform Preußens vollbrachte? Wir könnten noch die „frei besetzte Gesellschaft und den Humanitätsstaat“ des Redners in ihrer formalen, resourcenartigen, affektenmäßigen und nebelgrauen Verfassung mit dem Volke voll Pietät gegen Gott, seinen Landesherren, seine Aiten vergleichen und die Paradiesesfreuden schildern, welche unserer bei der „Verwirklichung der allgemeinen Menschenvernunft“ und bei dem „Gelingen des Geistes der Menschheit zu seinem Rechte“ warten; indessen, da wir nicht erst bis dahin mit unserem: Ehre sey Gott u. s. w. zu warten brauchen, so begnügen wir uns für dieses Mal billiger Weise mit dieser Nothwehr und empfehlen uns dem Festredner einstweilen zu gütigem Andenken.

Mp.

Gr. Mai 1846.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 3. Juni.

N^o 44.

Von der Confirmation.

(In Beziehung auf das in Nr. 16. dieser Blätter vom Jahre 1846 enthaltene Bedenken.)

(Fortsetzung.)

Wer aber ist auszuschließen? Die, welche die Hauptstücke christlicher Lehre, so zur Seligkeit nöthig zu wissen, nicht wissen; und die, welche sie zwar kennen und wissen, aber bezeugen, daß sie nicht gewillt seyen, dem Glauben gemäß das Heil zu empfangen, sondern Vergebung der Sünden und das ewige Leben verachten und verschmähen. Dies sind „die Frechen und Wilden, denen man sagen soll, daß sie vom Sakramente bleiben“, und die man auch nicht bestätigen soll noch darf in der Taufgnade. Aber man hüte sich wohl, und schließe nicht von allerlei Untugenden, äußerlicher Verwilderung und Nothheit der Sitten auf eine solche Herzensverstockung, als welche jener gänzliche Mangel an Willigkeit ist. Sondern ein redlicher Pfarrer soll jeden Katechumenen einzeln verhören, ehe er ihn der Gemeinde vorstellt, und auch schon vorher, während des Unterrichts, ihn beiseite nehmen und ihm in die Seele reden mit Liebe und Ernst und Vorhalten der großen Gnade und des ernstlichen Gerichts Gottes, göttlichem Worte gemäß; und thut er dies mit heiligem Eifer und Glauben und Gebet, und der Katechumene bleibe gleichwohl verstockt, sagte: ich kann nicht glauben, will's auch nicht, verlange auch weder Vergebung der Sünden, noch ein ewiges Leben; so soll er ihn wegweisen und weder confirmiren, noch zum Sakramente lassen, es möge ihn bedrängen und bestürmen, wer da wolle, verlöre er gleich Freunde, Gut und Amt darüber. Aber so groß ist die Macht des Wortes Gottes, wo es redlich gepredigt wird, daß vielen treuen Pfarrern dergleichen Verstockung bei ihren Katechumenen, seyen sie noch so verwilbert und sittlich verdorben, noch nimmermehr begegnet ist, sondern diese, nach ernster und getreuer Arbeit an ihnen, immer zu der Willigkeit und dem Herzenswunsche kommen, sie mögen doch gerne Glauben halten und einen gnädigen Gott und die ewige Seligkeit haben. Wo sie das aber be- kennen, soll man nicht zögern, sie hereinzunehmen da, wo sie größerer Gnaden theilhaftig werden sollen, damit sie wachsen und zunehmen am inwendigen Menschen, sey das Fünklein des Glaubens, damit sie angezündet worden sind, auch noch so klein; denn nicht außer der Kirche, sondern in der Kirche und im Genuß ihrer Gnadengüter wird ein solches Fünklein zum Feuer.

Daß aber unsere Kirche ein bestimmtes Alter geordnet hat, in welchem die Lehre gegeben und mit der Confirmation be-

schlossen werden soll, ist eine weise und löbliche Ordnung, und nicht zu scheuten, sondern zu loben ist die bürgerliche Obrigkeit, daß sie dieser Ordnung sich annimmt und auch ihrerseits darauf hält. Das bestimmte Alter dazu ist durch Einrichtung menschlicher Natur selbst bezeichnet. Der Eintritt der Pubertät ist in der Regel mit einer Entwicklung der Geisteskräfte, mit einem besondern Erwachen des Gemüthslebens, mit einem Trachten nach Selbstständigkeit begleitet, welche sämmtlich, um nicht den jungen Menschen in Irthum und Verderben zu führen, einer heiligen Macht bedürfen, welche die natürliche Verderbniß der Gesinnung und der Triebe aufhalte, bändige und wo möglich vernichte. Das Erwachen höherer Erkenntnißfähigkeit begründet zugleich die eigene sittliche Verantwortlichkeit. Der Eintritt und das Trachten nach Selbstständigkeit löset die Kinder von elterlicher Aufsicht und Verantwortung meist ab, und sie treten in bürgerliche Verhältnisse, darin sie dem Staate für sich selbst verantwortlich seyn müssen. In dieser Zeitwende kann weder die Kirche sie in's Leben hinaustreten sehen, ohne zuvor ihr Lehramt, als Ergänzung ihres Taufamts, an ihnen zu vollenden und damit sie selbst zu ihren vollberechtigten Mitgliedern aufzunehmen, noch kann der Staat die christlich sittliche Verantwortlichkeit von ihnen fordern, ohne gewiß zu seyn, daß die Kirche daran ihre Pflicht gethan. Beim Reden von einer Lösung der Kirche vom Staate vergesse man nicht, daß es dieselben Personen sind, die beiden Gemeinschaften angehören, und daß die eine Gemeinschaft jedesmal sich selbst als in der anderen und die andere als in sich selbst enthalten anerkennen muß, beide sich demnach in allen Stücken zu berücksichtigen haben. Der sogenannte Confirmationszwang ist kein Zwang, welcher der Kirche vom Staate angethan wird, sondern eine Bedingung, welche er der einzelnen Person stellt, sofern sie irgendwie selbstständig in seine bürgerlichen Ordnungen treten will. Nie hat der Staat die Kirche zur Confirmation Unfähiger oder Verstockter gezwungen. Zwang ist diese Bedingung auch nicht für den Einzelnen, sofern er der Kirche angehört, sondern sofern er ihr noch nicht angehört. Er soll zuvörderst das Lehramt der Kirche an sich vollziehen lassen, damit er nicht roh und frech und als ein Unchrist in die bürgerlichen Verhältnisse trete, sondern wisse, was Gott von ihm fordert, und gelobet habe, solchem nachzukommen. Und es ist löblich von bürgerlichem Regiment, daß es solche heillosen Leute, die von der Confirmation und vom Altar müssen abgewiesen werden, auch in keinen bürgerlichen Stand treten lasse, wo sie für sich selbst einstehen und verantwortlich seyn sollen.

Daß aber, auch abgesehen von bürgerlichen Verhältnissen, das herkömmlich zur Confirmation geordnete Alter das rechte und von dem Schöpfer selbst dazu angelegte sey, wird kein Verständiger bestreiten. Jedes frühere ist zu unreif. Jede Verspätung der Lehrüberlieferung würde der Kirche eine Verantwortung aufladen. Denn grade das erwachende und erstarkende Selbstbewußtseyn und Selbstgefühl irret am meisten ab in Verführung und Verderben, und bedarf am ersten der heiligen Zucht des Geistes, welche die Lehre bringen und die Confirmation und das Altarsakrament bekräftigen und stark machen sollen.

Müssen wir so den Brauch unserer Kirche im Allgemeinen, und sofern er ihren Grundsätzen gemäß gehalten wird, billigen, so muß doch auch zugegeben werden, daß die Ausübung nicht aller Orten ist, wie sie seyn sollte. Da die ganze kirchliche Handlung der Confirmation erst in jüngeren Zeiten sich bestimmter ausgebildet hat und dabei Vieles der Willkühr der Pfarrer überlassen blieb, so haben sich eine Menge Abweichungen von der richtigen Art und Weise eingeschlichen. Es kann hier nicht beabsichtigt werden, diese zu klassificiren, zu kritisiren und zu reprobiren. Wir wenden uns daher ohne Weiteres zu den Einwürfen des in der Überschrift angezogenen Bedenkens.

Wiefern die Confirmation „Erneuerung des Taufbundes“ seyn solle, und in welchem Sinne der Confirmand dabei sein Glaubensbekenntniß, die Widerlegung des Satans und das Gelöbniß des Glaubensgehorsams zu wiederholen habe, ist oben gesagt worden. Diese Wiederholung zu fordern, als die Vollendung ihres Inhalts, muß ganz mißbilligt werden. Dieselbe ist jedoch völlig am Orte, wenn sie nur die aufrichtige Willigkeit der Confirmanden ausdrückt, zu glauben, zu widersagen und zu gehoramen. Diese aber hervorzurufen, wird, außer bei einzelnen, ganz verstockten Subjekten, einem treuen und eifrigen Haushalter über Gottes Geheimnisse nicht misslingen, wenn er mit Aufopferung und Liebe und Gebet seines Amtes wartet. Das göttliche Wort wird nicht leicht vergebens in die Seelen gesprochen. Es hat die gewisse Verheißung, daß es nicht leer wiederkommen, sondern ausrichten solle, wozu der Herr es sendet.

So betrübend es ist, wenn eintretende Katechumenen ohne alle Vorkenntnisse sind und nicht einmal die heilige Schrift lesen können, ja durch vorzeitige Bekanntheit mit den Wegen der Sünde verwildert und verderbt sind, so sind sie darum allein doch nicht von Zulassung zur christlichen Belehrung auszuschließen. Eben solche bürgerlich und häuslich vernachlässigte und verwahrloste Kinder bedürfen der Lehrzucht in Strenge und Liebe am allermeisten, und die Kirche würde ganz ihre Pflicht verkennen, wenn sie solche Unglückliche ohne Weiteres dem Staate und seinen Anstalten, Straf- oder Arbeitshäusern, zuwerfen wollte. „Sie anzunehmen und zu versuchen, was sich bei ihnen ausrichten läßt“, ist daher nicht bloß „das Gerathenste“, sondern heilige Obliegenheit der Kirche, welcher sie durch die Taufe bereits angehören und an deren zurechthelfende, leitende Liebe sie durch diese ein Recht erhalten haben. Mangel aller Kenntnisse, na-

mentlich des Lesens, würde freilich traurig und eine große Erschwerung des Unterrichts seyn; allein zuerst hängt davon die Fähigkeit, die Hauptstücke christlichen Glaubens zu erlernen und zu begreifen, nicht ab, und dann wird es beim heutigen Stande der Volksschulen kaum vorkommen, daß ein Kind nicht so viel zu lesen verstünde, um seine Aufgaben selbstständig lernen zu können.

Wenn nun der Unterricht beginnt, und der Geistliche eine Schaar von funfzig und mehreren Kindern vor sich hat, die zum Theil durch sittliche Verdorbenheit, kindische Thorheiten, Stumpfheit und Unempfänglichkeit die Lehre göttlichen Wortes an sich und Anderen vergeblich machen wollen, so wird ein gewissenhafter Lehrer es doch am wenigsten bei „einem wöchentlichen Unterrichte von anderthalb bis zwei Stunden im Laufe des Jahres“ bewenden lassen. Sollte es ihm, namentlich wenn „die Abendschule wegfällt“, unmöglich seyn, entweder für alle, oder doch für die Kinder, welche der Lehre und Zucht am meisten bedürfen, die Unterrichtsstunden zu vermehren? Sollte er auf Eltern und „Brotherren“ nicht einmal so viel Einfluß haben, um sie zu vermögen, daß sie ihm die Kinder öfter zuschicken? Aber noch viel mehr hat er die Pflicht, die Seelen der Kinder einzeln zu suchen, im Einzelgespräch ihnen Vorhalt zu thun, und so mit allen Kräften der Liebe, des Wortes und des Gebets an ihnen zu arbeiten. Man spricht so viel von innerer Mission und meint damit etwas ganz Besonderes. Was man dabei meint und will, ist gut und segensvoll und nicht genug zu befördern. Aber der Name gehört nicht für besondere Anstalten, sondern für die ganze Kirche. Jeder Pfarrer hat die Aufgabe der inneren Mission. Die Kirche selbst ist eine Rettungsanstalt in diesem Sinne, und jeder ihrer Diener ein Missionar, der den Seelen vom Tode helfen soll. Nimmt er sich nach Pflicht und Gewissen der Einzelnen zur Belehrung, Zurechtweisung, Erweckung und Belebung aus Gottes Wort an, so kann und wird seine Arbeit nicht vergeblich seyn in dem Herrn, und es müßte schlimm stehen um die Verheißung des Herrn, wenn er auch bei den rohesten und verdorbensten Kindern nicht einmal das herzliche Verlangen nach Vergebung der Sünden und der Seelen Seligkeit erwecken sollte. Ist ihm aber dies gelungen und haben die Kinder die nöthige Wissenschaft des Evangeliums, so mag er sie in Gottes Namen confirmiren. Sie werden keine Lüge an den Altar bringen, wenn der Pfarrer nicht durch verkehrte Fassung der ganzen Handlung sie selbst dazu inducirt. Sollte jedoch eins oder das andere Kind so unglücklich seyn, bei zureichender Kenntniß des Heils es dennoch zu verachten und zu verschmähen, was zu erkennen dem Lehrer, der zugleich Seelsorger ist, nicht schwer fallen kann, so wird sich ja kein gewissenhafter Verwalter göttlicher Gnaden durch ein „Bestimmen der Polizei“ bewegen lassen, auch solchen frechen Verächtern die Hand aufzulegen. Wenn aber bei der Confirmation „die meisten jener Kinder Alles, was verlangt wird, thun, aber auf eine ganz mechanische Weise, um nichts Schlimmeres zu sagen“ — woran sollte die Schuld da liegen, als an einer mangelhaften

Belehrung und Seelenpflege? — Daher, so lange es an der Zeit ist, lehre, strafe, ermahne, halte an, es sey zur Zeit oder zur Unzeit, lasse nicht ab, den Seelen nachzugehen, bis du sie findest. Thust du da das Deine, so werden die Kinder demnächst auch wissen, um was es sich handelt, und die du zulassen kannst zur Confirmation, werden nicht bloß mechanisch, sondern mit Geist, Seele und Herz bei der heiligen Handlung seyn.

Und so auch beim ersten Abendmahl. Ist es denn nicht Schuld des Lehrers und Predigers, wenn er ein ganzes Jahr lang speciell auf ein Kind wirken, es belehren, ihm in das Herz reden, es vorbereiten kann, und es tritt dennoch unvorbereitet an den Altar? Fürwahr, dem Geistlichen, dem Seelsorger ist der Vorwurf darüber zu machen, wenn ein solches Kind nicht mit dem Verlangen nach Vergebung der Sünden und Mittheilung des himmlischen Gnadenguts im Brod und Weine, — sondern mit dem Gedanken an den Zwang des Staates zum ersten Abendmahl geht. Und gleichwohl wird dies nur selten der Fall seyn.

(Schluß folgt.)

Die Mitgliedschaft in der Kirche.

„Das — rücksichtlich des Staats schon von Aristoteles anerkannte — Geheimniß des Organismus, daß das Ganze den Theilen vorausgeht“, gilt auch von der Kirche. So unerläßlich, vortrefflich und einflußreich die specielle Seelsorge ist, die sich mit Zubereitung der einzelnen Theile befaßt und den geringsten derselben nicht überseht; so ist dieselbe dennoch nur dann von Autorität, Werth und Erfolg, wenn sie nicht von einzelnen, noch so achtbaren und edlen Persönlichkeiten, als solchen, ausgeht und zu denselben hinführt, sondern von dem Ganzen, in dessen Namen, zur Einverleibung in dasselbe und unter dessen Haupt. Analoges kann keinem Gliede des physischen Leibes Ausbildung und Wachsthum zu Theil werden, ohne daß das Ganze bereits vorhanden ist und mitwirkt. Eine Assimilation zum Leibe geschieht eben so nur durch die gemeinsame Aufnahme und Verarbeitung des fremdartigen Stoffes von sämtlichen Gliedern.

Hiermit tritt uns eine Hauptaufgabe der bevorstehenden General-Synode vor Augen. Nicht als ob die Kirche, insbesondere die Evangelische Landeskirche, als Ganzes, erst zu schaffen wäre, denn das ist nicht die Aufgabe, sondern die Voraussetzung einer Synode, daß das Ganze der Kirche vorhanden sey. Dazu haben wir die ersten Pfingsten gehabt, deren nachhaltige und unaufhaltsame Wirkungen in dem geschriebenen und verkündigten Worte, in den verordneten und verwalteten Sakramenten schöpferisch fortdauern. Aber Sache einer General-Synode, sonderlich in unseren Tagen, ist eben die Anerkennung, Markirung, Charakterisirung, Lokalisirung des Ganzen, dessen Einführung in die äußere Erscheinung, in die ebenmäßige und legitime Form. Alle übrigen Fragen und Aufgaben, über

Lehre und Seelsorge, Kultusformen und Disciplinarmittel, gehören in die Kategorie der Theile, von deren Gestaltung und Wachsthum nicht eher die Rede seyn kann, als bis das Ganze erkennbar und rechtlich vorhanden ist. Wiederum folgt aus der Erscheinung des Ganzen die Organisirung der Theile naturnothwendig und ohne das Ebenmaß zu verlegen.

Wenn die bevorstehende General-Synode eben nur die Mitgliedschaft in der Kirche gehörig feststellte; so hätten wir schon ein in seinen Wirkungen und Folgen unberechenbares Resultat, einen Fundamentalbeschuß, aus welchem alle übrigen Zubehörungen sich organisch gestalten würden. Wer ist berechtigtes Glied der Kirche? berechtigt zur Theilnahme an deren Gütern und Ämtern? Wer darf in der Gemeinde reden, stimmen, wählen und gewählt werden? Wer soll in dieselbe aufgenommen werden, in derselben bleiben? — Man wundere sich nicht über solche längst abgethan und beantwortet scheinende Fragen. Man besinne sich an die Vergangenheit und Gegenwart der Kirche. Kaum gibt es eine Corporation, Commune und Gesellschaft, welche durch eigene und fremde Schuld in eine so rechtlose und preisgegebene Stellung gerathen wäre, als die Evangelische Kirche Deutschlands, deren Güter und Ämter ohne alle Bedingung, als die selbstigmachte, beansprucht, deren Rechte und Pflichten beliebig in Frage gestellt, verdächtigt und als wer weiß was für gefährliche Machinationen gebrandmarkt werden. Man tritt auf ihre Lehrstühle, in ihre Baptisterien, an ihre Altäre, in ihre Gemeindeversammlungen und läugnet durchaus jede noch so gemäßigte Forderung, die sie entgegenhält. Man beruft sich auf seine Vernunft, auf sein Gewissen, seine Individualität, seine Freiheit, auf den Zeitgeist, auf die Idee der Menschheit und wer weiß welche Eigenheiten, Besonderheiten, Abstraktionen, fremdartige und feindselige Elemente und Momente, die sich mit den Grundgedanken und Gesetzen der Kirche nicht vertragen und beschwört sich dennoch bitterlichst oder tumultuarisch, wenn man nicht mit allem dem ein- und zugelassen wird. Man greift an heiliger Stätte die ökumenischen Symbole an und spricht abermals: Von Rechtswegen. Man verwirft die Kirchengewalt, verdammt die Kirchenlehre, verläßt die Kirchengemeinschaft, fordert und nimmt aber das Kirchengelb und tritt als Wahlcandidat für ein Kirchenamt auf. Man wählt einen Symbol- und Kirchenstürmer, verwahrt sich dabei, selbst einen Nichtchristen wählen zu dürfen, der dem zeitweiligen Gemeindebewußtseyn zusagen würde, und beansprucht in einer Immediatvorstellung an die höchste Stelle die Bestätigung dieser Wahl. Die Kirchenbehörde befindet sich diesen auflösenden und zersetzenden Bewegungen gegenüber in einer seltsamen Lage. Man unterscheidet sie von der Kirche, in deren Namen sie eben dasetzt; man stellt die frei evangelische Gemeinde der Kirche des Consistoriums gegenüber. Statt zu richten, wird die Kirchenbehörde gerichtet; statt Rechenschaft zu fordern, muß sie sich rechtfertigen. Bei aller Connivenz, die sie gegen die Abfälligen übt und mit der sie sich an dem Eingeständniß einer Übereilung begnügen zu wollen verheißt, wird sie dennoch der Hierarchie beschuldigt. Bei allem Bewußtseyn ihres

guten Rechts, bei aller Zustimmung der Oberen, dieser und jener Gemeinden oder Mitglieder, ist sie dennoch sammt diesen isolirt. Vergebens sucht sie ein kompaktes Ganze, welches diese krankhaften und verderblichen Stoffe gemeinsam aussondere und unisono verlänge. Das Gemeindebewußtsein ist dermaßen in das subjektive Belieben verrannt und eingeklinkt, daß es, sich selber Lügen strafend, einestheils mit der Privaterbauung sich hinlänglich tröstet, anderentheils in der, nun gewissermaßen gerechtfertigten Isolirung der Frommen eine besondere Genugthuung findet. Die Zweige des schattigen Baumes liegen umher, einige verderbend, andere ihre eigenen Wurzeln mit Mühe senkend; allein, der entzweigte Baum steht um so ungestalter da, je mehr seine tiefen Wurzeln und seine hohe Krone das weite Laubdach vermissen lassen. Kurzum — das Ganze fehlt, denn die Mitgliedschaft ist zerfallen.

Der geistlich-leiblichen Wiedervereinigung, Consecrirung und Gestaltung eines kirchlichen Ganzen stehen allerdings bedeutende Schwierigkeiten entgegen, besonders in den Kirchenprovinzen des Vaterlandes, wo die Kirche in den Staatsorganismus verschlungen ist. Hier ist die Confirmation, als selbstbewußte Aneignung der Taufe, dieses initiativen Sakraments, in den Schein eines bürgerlichen Aktes gerathen, an welchen sich gewisse politische Berechtigungen knüpfen, um derentwillen sie einem gewissen Alter nicht füglich zu versagen ist, auch wenn sie weder selbstständig begehrt wird, noch die kirchliche Qualifikation vorfindet. Ueberhaupt ist die Praxis der Evangelischen Kirche gegenwärtig von der Art, daß die Taufe und Confirmation fast nur als Berufung und Designirung zur Mitgliedschaft gehandhabt wird, von der man die Vollziehung der letzteren, das gleichsam rechtskräftig gewordene Urtheil unterscheidet. So hat man gegenwärtig eine Art designirter und definitiver Mitglieder bekommen und es liegt immerhin in diesem Zusammenhang der Kirche mit einer Menge Seelen, von denen die genügende Antwort auf den an sie ergangenen Ruf entweder noch nicht erfolgt, oder wohl gar versagt wurde, in diesem Einfluß auf die Eingeladenen durch Unterricht, Erziehung, Sitte und Gewohnheit ein überaus großer Gewinn, welcher aus der gegenseitigen Verpflichtung und Verbindlichkeit entsteht. Aber ein Ganzes sind sie noch nicht. Desto nöthiger ist es, daß das Ganze der definitiven Mitglieder scharf markirt werde; denn die Bestimmungen der Erfordernisse zum Stimmrecht in der Kirche fehlen entweder ganz und kommen bloß einzelnen Kirchenprovinzen, namentlich Rheinland und Westphalen, zu gut, oder sind selbst dort (z. B. Alter, häusliche Unabhängigkeit, fleißiger Besuch der Kirche und Gebrauch der Gnadenmittel, Vermeidung von Anstoß und Argerniß, Unterwerfung unter die Kirchenordnung) mehr legaler, als dogmatischer Natur, so daß durch sie keine Überzeugung

von den Fundamentalartikeln evangelischer Confession, keine Verpflichtung auf das materielle und formelle Princip der Reformation ausgesprochen wird. Die Bestimmung der Qualifikation zum Stimmrecht fällt demnach mit der Symbol- und Verfassungsfrage zusammen und ist theils umfassend, theils schwierig genug, um die Vereinigung aller Provinzen, Elemente und Kräfte der Landeskirche zu einer General-Synode hinlänglich zu motiviren.

Wir wollen auch keine Ausstellungen gegen deren Zusammenfassung machen, sind im Gegentheil der besten Zuversicht voll, daß die zur Berathung in so entscheidender Zeit berufenen Repräsentanten der Landeskirche, als eines unzertrennlichen Ganzen, eben dieses vorzugsweise im Auge behalten und die dringendste Kirchenfrage über die definitive Mitgliedschaft zu ihrer unentbehrlichen Lösung fördern werden, ohne sich einerseits von der Unentschiedenheit, andererseits von der Feindschaft unserer Zeit irgendwie stören zu lassen. Denn niemals, am wenigsten jetzt, kann sich die Kirche durch den Gegensatz einschüchtern lassen, den sie mit ihrer Bundeslade gegen die Souveränität des Fleisches und gegen die Knechtschaft des Gesetzes, (sey es in der Form Römischer Hierarchie, mit ihrem trügerischen Beischnack von Gnade, oder des kategorischen Imperativs mit seinen philosophisch nüchternen Vernunftbeweisen, oder des Judenthums mit seiner vorübergehenden Sanktion, oder des Staats mit seinen fleischlichen Waffen und Zuchtmitteln) einnimmt. Niemals, am wenigsten jetzt, kann es der Kirche auf die Masse ankommen, sondern auf die rechte Gläubigkeit, d. i. auf die lebendige Rechtgläubigkeit. Lieber mit Luther „stolze Tropfen gegen Herr omnes“ heißen, als das Volk mit David zählen. „Was schadet's, daß man nachläßt! Nein, nicht ein Haar breit sollen wir nachlassen. Wollen sie es mit uns halten, gut; wollen sie nicht, so lassen sie es. Ich habe von ihnen die Lehre nicht empfangen, sondern durch göttliche Gnade von Gott.“ Nur, daß das eigene Haus zuvörderst unter Dach gebracht werde. Zuerst müssen wir uns mit unseren Freunden (intra muros) auseinandersetzen, ehe wir an unsere Feinde (extra muros) mit Erfolg denken können. Zuerst müssen wir im Stande seyn, häusliche Fragen unter uns schlichten zu können, ohne sie uns von Fremden und Eindringlingen verpfuschen zu lassen. Zuerst muß das Hausrecht festgestellt und geübt werden dürfen, ehe uns das gemeine Recht von Nutzen seyn kann. „Ein jegliches Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste und ein Haus fällt über das andere.“ Also erst das Ganze und dann die Theile; erst die Mitgliedschaft und dann die Geschäfte der Mitglieder.

Grünhagen, bei Pr. Holland, Mai 1846.

G. S. Monbilly.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonntabend den 6. Juni.

N. 45.

Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Nie- buhr. Zwei Bände. Hamburg 1845. 8.

Eine Geschichte des Zeitalters der Revolution von Niebuhr, d. h. eine Geschichte der Zeit, in welche seine eigene geistige Entfaltung fällt, würde schon ohne alle weitere Beziehung ein höchst interessantes Werk bilden. Es kommt aber hinzu, daß er in den späteren Jahren, die dieser Zeitraum umfaßt, selbst eine der bedeutenderen, handelnden, wirkenden Personen gewesen ist und daß er in seiner noch späteren diplomatischen Stellung Gelegenheit genug gehabt hat, viele der ausgezeichnetsten Persönlichkeiten, die in früheren Aktionen Träger oder Mitträger der Handlung waren, näher, vertrauter kennen zu lernen. So ließ sich in Voraus annehmen, daß dieses Geschichtswerk eine Menge neuer Züge oder neuer Auffassungen, wie man sie sonst nur in den Darstellungen persönlicher Erlebnisse, in Memoiren, zu finden pflegt, enthalten werde, und so ist es auch; ungeachtet Niebuhr sichtbar in seiner Stellung als akademischer Lehrer eine große Diskretion in der Besprechung so kurz vorangegangener Dinge beobachtet hat. Diese Diskretion thut jedoch der Frische der Äußerung keinen Eintrag — mit Recht hat er, wo es moralische Urtheile galt, nirgends zurückgehalten, auch die eigenen Sentiments überall offen und grade preisgegeben — und insofern ist es ein glücklicher Fall, daß uns diese Darstellung nicht aus seiner eigenen Feder, sondern aus der Feder seiner Zuhörer geworden ist, denn diesen gegenüber läßt sich der Lehrer in freier Rede weit unbefangener gehen, als in einer Arbeit, die, wenn auch in der Form von Vorlesungen, doch von der eigenen Hand dem großen Publikum als Schriftwerk übergeben wird. Schwerlich würden wir Niebuhr's Äußerungen von ihm selbst, wenn er die Ausgabe dieser Vorlesungen besorgt hätte, in so naiv subjektiver Form erhalten haben; er würde seine Urtheile nicht geändert, aber sie in einer Weise formulirt haben, die uns grade den Eindruck des Eintretens mit seiner persönlichsten Empfindung geraubt hätte. Wenn es zum Beispiel von den bei Leipzig zu den Allirten übergehenden Rheinbündlern heißt: „Sie hätten am 16. übergehen sollen oder die Schande mitnehmen; daß sie in der Schlacht übergangen, kann ich nicht billigen“ — so würden wir dies „kann ich nicht billigen“ wohl jedesfalls eingebüßt haben, hätte Niebuhr's Sorge den Druck begleitet — und Ähnliches an vielen anderen Stellen — damit aber wäre ein guter Theil des Eindrucks aufgegeben worden, der, wie uns scheint, wesentlich zu diesen Vorlesungen gehört.

Andererseits freilich hängt daran, daß wir diese Vorlesun-

gen gewissermaßen nur aus der dritten Hand erhalten, auch mancher Uebelstand. Weniger rechnen wir dahin, daß Niebuhr sichtbarlich Manches ausführlicher gegeben hat und die Zuhörer daraus nur, was ihnen eben das Wesentlichste schien, rasch notirten, denn der Kundige wird hier nicht leicht zu Mißverständnissen kommen und sich leicht ergänzen, was fehlt. Allein hie und da haben die Zuhörer auch offenbar Verwirrtes aufgezeichnet, was unmöglich so in Niebuhr's Vortrag gewesen seyn kann. Im Allgemeinen zwar hat der Herausgeber mit sorgfältiger Hand solchen Resten verwirrter Auffassung gesteuert. Einzelnes ist aber doch hie und da stehen geblieben, wie das nicht wohl anders möglich war. So wird z. B. aus dem Tiroler Kriege vom Jahre 1809, und zwar, wie man nach der Marginale schließen muß, aus dem August berichtet: „Das Bataillon der Sächsischen Herzoge rückte bis Landeck vor“ u. s. w. — allein das Regiment der Sächsischen Herzoge, von dem tapferen Obrist v. Henning commandirt, ist gar nicht nach Landeck marschirt, sondern nach Sterzing und Oberau, wo es von einem harten Schicksal ereilt worden ist, nachdem es in der That unvergleichliche Bravour gezeigt hatte. Über Landeck drang Obrist Burtseid mit Baiern vor. Die Sachsen sind den feindlichen Kugeln und dem eintretenden Mangel, besonders Wasser mangel, erlegen; — von Burtseid's Kolonne kann eher erzählt worden seyn, was Niebuhr angeblich berichtet; doch auch nicht wohl von dem Lokale bei Landeck, sondern von dem weiteren Zuge gegen den Vintschgau hin. Bei Niebuhr's unvergleichlichem Gedächtniß ist nicht daran zu denken, daß er so verwirrt dargestellt habe; allein der nachschreibende Zuhörer wird aus einer reicheren Menge angeführter Einzelheiten sich Einiges notirt und in der Eile zum Theil confus notirt haben. — Wie dergleichen geht, sieht man an anderen Stellen; da heißt es z. B. S. 334. des zweiten Theils: „Die Schlacht bei Jüterbogk war für die Allirten äußerst rühmlich und besonders auch wieder für die jungen Leute, die Freiwilligen. Bei Möckern nahm sich unsere Landwehr ganz vortrefflich. Männer, die nie eine Waffe getragen, schlugen altgediente Soldaten an den Kirchenmauern mit dem Kolben todt. Nach der Schlacht bei Jüterbogk breiteten sich unsere Truppen nach allen Richtungen aus.“ — Hier erscheint es fast durch die Art, wie nachgeschrieben worden ist, als hätte Niebuhr ein Zusammentreffen bei Möckern zu einem Theile der Schlacht von Jüterbogk gemacht, und dem Herausgeber ist das so räthselhaft vorgekommen, daß er sein Erstaunen durch ein: (sic) hinter dem Namen Möckern ausdrückt; — allein die Sache ist ganz in der Ordnung. Niebuhr ward durch die Schlacht von Jüterbogk veranlaßt, überhaupt von der Tapferkeit der neueingetretenen Kriegerleute zu

sprechen, und hülte bei dieser Gelegenheit das Dreffen nach, was am 5. April in der Gegend von Möckern, östlich von Magdeburg stattgehabt hatte, weil es das erste war, in welchem sich die Preussische Landwehr mit Napoleon's Truppen maß; zugleich erzählte er wahrscheinlich, oder deutete doch wenigstens an, die Vorgänge von Hagelsberg vom 27. August, wo wieder neuformirte Landwehr hauptsächlich in Aktion kam und furchtbar mit dem Kolben unter den Feinden haufte, so daß die Erschlagenen mauerhoch lagen. Aus all diesen zweckmäßig herangezogenen Einzelheiten ist aber unter der Hand der Nachschreibenden durch die Kürze der gemachten Notizen ein leicht zu Verwirrung führender Knäuel geworden. — Es fällt uns nicht ein, daraus, daß solche Hefte geblieben sind, dem Herausgeber oder den Nachschreibenden irgend einen Vorwurf zu machen — der Herausgeber hat alles Menschenmögliche geleistet, und er würde das nicht haben leisten können, wenn die Hefte nicht im Ganzen gut, ja im Vergleich mit gewöhnlichen Studentenheften außerordentlich gut gewesen wären. Aber angeführt mußte dieser Mangel werden, um deutlich zu machen, wie Manches, was leicht Anstoß geben kann, nicht auf Niebuhr's Rechnung zu setzen ist.

Natürlich kann die streng historische, die wissenschaftliche Beurtheilung des vorliegenden Werkes nicht in diese Blätter gehören. Wir haben es hier doch bei historischen Dingen eigentlich nur mit den Schicksalen, mit den Kämpfen, mit dem Wachsen und Siegen oder scheinbaren Unterliegen der Kirche, des Reiches Gottes zu thun. Es lag aber Niebuhr's ganzer Zeit, seiner Zeitgenossenschaft, und, wie seine Bildung war, auch ihm fern, die menschlichen Dinge unter solchen Gesichtspunkten zu betrachten; deshalb würde es Ungerechtigkeit seyn, ihn bei seiner Auffassung von einem solchen Gesichtspunkt aus ohne Weiteres verantwortlich machen zu wollen. Auch versuchen wir, um alle Mißverständnisse zu vermeiden, in Voraus ausdrücklich, daß das Folgende durchaus nicht geschrieben ist in der nörgelnden Sucht, Niebuhr's wahre, große, unlängbare Verdienste um Staatswissenschaft und Geschichte zu verkleinern. Im Gegentheil, Niemand kann möglicher Weise diese Verdienste höher preisen, rückhaltloser anerkennen, als eben Ref. — allein dieser Preis und diese Anerkennung gehört jedesfalls anderen Blättern, anderen Umgebungen an, als diesen — und wenn wir hier das vorliegende Buch weiter besprechen, so nehmen wir nun dessen Verf. nicht mehr als dies forschende, darstellende, urtheilende Individuum, wie es für alle Zeiten als ein König im Gebiete der historischen Literatur dastehen wird, sondern selbst nur als ein Glied, als ein Zeichen, als eine Thatsache seiner Zeit, wo er also trotz seiner persönlichen Erhabenheit das Niveau seiner Zeit theilt; und, wie die Kirche zu aller Zeit und für alle Zeit das Recht hat, jedem einzelnen Zeitraum die Rede vorzulegen: So Großes habe ich, die Heilige Gottes, für dich gethan — sag an, was hast du für mich gethan! — so wird ihr das Recht dieser Rede auch an Niebuhr's Zeitgenossenschaft nicht bestritten werden können. Nun wird man freilich zu antworten geneigt seyn, auf die Erörterung kirchlicher Dinge und Beziehungen habe sich Niebuhr

ja gar nicht einlassen wollen; es sey also auch ungerecht, die Geschichte, die er von seiner Zeit gegeben, unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Theilweise, nämlich was das Persönliche in dieser Einrede betrifft, geben wir die Einrede zum Theil zu — aber eine Zeit, deren größter Geschichtsschreiber sich in diesem Maße der kirchlichen Betrachtung entledigen kann, legt schon dadurch, daß solcherlei möglich ist, ein Zeugniß über sich ab, was wir nicht gering achten, was wir zu Buche bringen müssen. Sodann wird uns Niemand einbilden, daß eine Zeit eine solche Lebenslücke haben könne, ohne daß sich die Folgen dieser Lücke in der sittlichen Beurtheilung menschlicher Dinge überhaupt tausendfach offenbarte — denn ob Jemand wesentlich auf der Grundfeste kirchlicher Anschauung, oder ob er wesentlich auf der Grundfeste klassischer Staatsanschauung, oder auf der Grundfeste philosophischer Bildung steht, bildet auch für den übrigens frommsten, sittlichreinsten Menschen einen durchgreifenden Unterschied des Urtheils — diese Grundfesten gibt aber ein Mensch sich nicht selbst, sondern sie werden ihm von Zeit und Umgebungen gegeben; und selbst wo ein Einzelner sich scheinbar hierin von dem Gegebenen freimachte und vielmehr für seine Zeit der Gebende wäre, wäre das doch nur möglich, wenn seine Zeit ihn unterstützte, wenn er doch nur ein Organ seiner Zeit wäre. Endlich (und auch nach dieser Seite fällt noch Einiges aus Niebuhr's Buche in den Bereich dieses Aufsatzes) ist es selbst bei möglichst isolirt-staatlicher Betrachtung geschener Dinge, sobald diese Dinge bei christlichen Völkern vorgehen, unmöglich, daß nicht auf einzelnen Punkten noch die kirchlichen Interessen berührt werden. Da wir nun von dem erwähnten allgemeinen Zeugnisse über die Zeit, was in Niebuhr's Buche liegt, nicht weiter zu sprechen brauchen, da sich nach dieser Seite Alles von selbst versteht, bleibt uns nur theils hervorzuheben, an einzelnen Beispielen hervorzuheben, welcher Art Einfluß jene Lebenslücke auf Niebuhr's Urtheil selbst geübt — theils die Punkte, wo die Kirche in unmittelbare Beziehung genommen wird, einer näheren Betrachtung zu unterwerfen.

Hier müssen wir nun zuvörderst hervorheben, daß Niebuhr persönlich im glänzendsten Lichte erscheint, daß er seinen Deutschen Zeitgenossen gegenüber nicht genug zu erheben ist, indem er, trotz allgemeiner Verweltlichung der politischen Anschauungen seiner Zeit, doch an der Grundfeste des göttlichen Ursprungs des Staates festgehalten hat — zwar nicht in der Art, daß er diesen göttlichen Ursprung und diese göttliche Natur des Staates theologisch sich begründet hätte, aber aus seiner historischen und politischen Auffassung heraus, war er zu demselben Resultate gekommen. An mehr als einem Orte des vorliegenden Buches, wie auch anderwärts, spricht er sich darüber aus — so z. B. bei Gelegenheit der Umgestaltung in Frankreich im Jahre 1799 S. 167. des zweiten Bandes: „Jetzt kam man aus dem Rausche und Taumel zur Besinnung und gewöhnte sich an die Wahrheit, von der man durch die seltsamsten Spekulationen abgekommen war, daß die Regierung eine selbstständige Gewalt von Gott ist, der Staat ein Wesen, das durch seine willkürliche Handlung entsteht; daß die Regierung die Einheit

und Gewalt des Staates repräsentirt. Obgleich man dieses nicht in dieser Weise einsah, so schämte man sich doch nicht mehr, die Regierung als ein faktisch rechtmäßig Bestehendes anzuerkennen.“ — An einer anderen Stelle, S. 185. des ersten Theils, erklärt sich Niebuhr mit Abscheu gegen den Aufbau des Staates auf der Basis der Volkssouveränität und stellt diese Theorie unmittelbar mit Gottlosigkeit zusammen: „Die Freimaurerei hat in Frankreich einen ganz anderen Gang genommen, als in Deutschland und England; in Frankreich wurden schon in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts eine Menge höherer Grade bis zum einundzwanzigsten ausgebildet, und in diesen Graden wurde die allerentschiedenste Irreligiosität, Auflösung der Staaten und die Theorie von der bürgerlichen Gewalt gelehrt, die für mich das Ärgste ist, was in der Revolution zu Tage gebracht wurde.“ — Wie viele Deutsche Staatsmänner und Historiker gab es 1829, die solcherlei und so entschieden ausgesprochen hätten? — um so gewisser aber treten neben solchen Äußerungen, in denen sich Niebuhr glänzend über die meisten seiner Zeitgenossen erhebt, andere hervor, in denen er ganz als Kind der Zeit erscheint, die ihn gebildet hat. Dahin rechnen wir nicht bloß die ganze sonderbare Vorliebe, mit der er sich über die vom Convent hergestellte Direktorialverfassung täuschte, die er in ihrem ursprünglichen Entwurfe für eine lebensfähige Geburt hält — sondern vor Allem eine Reihe einzelner Äußerungen, in denen vollständig der politische Sinn des ersten Viertheils dieses Jahrhunderts waltet, z. B. S. 262. des ersten Bandes: „Es gibt in politischen Verhältnissen Tagen, in denen man ein Vaterunser beten und darauf gehen muß.“ Hier liegt nun freilich eine vollkommen richtige Wahrnehmung zu Grunde, wie das nächst Vorhergehende beweist, die Auseinandersetzung nämlich, daß das formale Recht zwar eine notwendige Sache, aber in tausend Fällen eine Sklaverei sey, von der eine höhere Stimme löse; — allein so wie die Sache als Sentenz zugespitzt und zusammengefaßt ist, trägt sie ganz das Gepräge der Gewaltthätigkeit des Napoleonischen Zeitalters. Ähnlichen Charakter trägt die Äußerung, womit Niebuhr die Betrachtungen über das Verhalten des Realpolitischen Hofes zur Zeit des höchsten Einflusses der Königin Caroline und des Ministers Acton gegen den Römischen Stuhl begleitet: „auch kommt es auf die Motive nicht viel an“ — und so noch an vielen Stellen, wo der Geist einer Zeit spricht, die das Auge verloren hat für die lebendige Allgegenwart Gottes in allen Dingen, auch den scheinbar von Gott verlassensten — die also nicht sieht, daß es allerdings auf modi und motiva überall ankommt; daß das Vaterunserbeten und Daraufgehen für nichts die vollkommen rechte Art, daß das gleichgültige Behandeln der Motive keineswegs eine gleichgültige Sache ist, weil an diesen modis und motivis immer Stimmungen, an diesen Stimmungen aber Färbungen der Thaten, an diesen Färbungen der Thaten aber Weiterwirkungen der Thaten auf das Bewußtseyn der Menschen, also Vorgänge im Allerheiligsten der Geschichte hängen, Vorgänge auf dem Gebiete, wo die größten Thaten dieser Welt wo die entscheidendsten Ergebnisse erreicht werden. (Schluß folgt.)

Von der Confirmation.

(In Beziehung auf das in Nr. 16. dieser Blätter vom Jahre 1846 enthaltene Bedenken.)

(Schluß.)

Man schiebe den Kindern nur nicht unter, was bei ihnen nicht vorhanden ist, man übertreibe nicht. Hat ein treuer Pfarrer seine Pflicht gethan, so werden die Kinder gewiß nicht unwürdig hinzutreten, das Heilige zu empfangen. Denn welche Würdigkeit wird von ihnen verlangt? Doch keine größere, als die, daß sie gern hätten Vergebung der Sünden und Antheil an den Gnaden Jesu. „Unser Sakrament,“ sagt der große Katechismus, „stehet nicht auf unsere Würdigkeit; denn wir lassen uns nicht taufen, als die würdig und heilig sind, kommen auch nicht zur Beichte, als seyen wir rein und ohne Sünde, sondern das Widerspiel, als arme, elende Menschen und eben darum, daß wir unwürdig sind; es wäre denn ein solcher, der keine Gnade und Absolution begehret, noch sich dächte zu bessern“ — der also auch nicht confirmirt werden könnte. Wer aber gerne wollte Gnade und Trost haben, soll sich selbst treiben und Niemand davon schrecken lassen, und also sprechen: Ich wollt wohl gerne würdig seyn, aber ich komme auf keine Würdigkeit, sondern auf dein Wort, daß du es befohlen hast, als der gerne dein Jünger wäre; meine Würdigkeit bleibe, wo sie kann,“ u. s. w. „Darum heißen die allein unwürdig, die ihr Gebrechen nicht fühlen, noch wollen Sünder seyn.“ Zu diesem Erkenntniß und Geständniß wird aber ein eifriger Seelsorger seine Katechumenen gewiß bringen können, wenn er anders das Wort recht theilt, sich der Einzelnen annimmt und es nicht allein in Pausch und Bogen mit Wochenstunden abthut. Sind aber die Kinder in dieser Art würdig, so wird auch ihr Benehmen am Altare würdig seyn, und „leichtfertige und nichtswürdige Dinge, Spöttereien und Lästerungen“ werden dort keine Stätte finden. Können sie diese vorbringen, so können sie auch nicht wissen, weshalb sie da sind; und wenn sie dies nicht wissen, so ist es ihnen nicht genugsam gelehrt und eingeprägt.

Was endlich „die bürgerliche Nothwendigkeit der ganzen Handlung“ betrifft, so ist das hauptsächlichste dafür schon oben gesagt. Genau befehen, kann man eigentlich nur sagen, daß Staat und Kirche hierin eines Sinnes sind. Beide wollen die wichtigste Entwicklungszeit der Jugend nicht verstreichen sehen, ohne daß sie vollständig in die Kirche aufgenommen, d. h. durch die überlieferte Lehre zur sittlichen Verantwortlichkeit gereift sey; aber das will weder der Staat um der Kirche willen, noch die Kirche um des Staates willen, sondern jedes von beiden will es um sein selbst und um der Person willen. Die erhobenen Bedenken treffen auch mehr die Nothwendigkeit der Confirmation in einem bestimmten Alter überhaupt, gleichviel, sey sie politisch oder kirchlich. Alles aber, was gegen dieselbe sich sagen läßt und gesagt worden ist, hat seinen Grund in besonderen abnormen Zuständen, um derentwillen eine löbliche, kirchliche Ordnung, welche auf die Einrichtung menschlicher Natur selbst begründet ist, nicht umgestoßen werden darf.

Am wenigsten können wir in den Vorschlag des Bedenkens einstimmen, wonach die Confirmation in zwei ganz unterschiedene Akte auseinanderfallen soll, deren erster, auf Zwang beruhend, der feierliche Schluß des Unterrichts unter ernster Warnung, Gebet und Segnung wäre, deren zweiter aber, das öffentliche Glaubensbekenntniß, Gelöbniß des Gehorsams und Sakrament vereinigend, völlig der Freiheit des Einzelnen anheimgestellt bliebe, Gott gebe, er komme jemals dazu oder nicht. Das Empfehlenswerthe dieses Vorschlags ist eitel Schein. Er verkennt ganz den sakramentalen Zusammenhang zwischen Taufe und Lehre und Altarsakrament. Eben so den Zweck der Lehre. Es ist wenig gefordert, wenn zum Bekenntniß des Glaubens, zur Widerfagung des Satans und zum Gelöbniß des Glaubensgehorsams nur die Willigkeit des Herzens gefordert wird, aber man vergesse nicht, daß sie, als der Anfang des rechtfertigenden Glaubens, der ganze Zweck der Lehre ist. Wo sie nicht eingetreten, da ist die Lehre noch nicht vollendet, da würde jeder Schluß des Unterrichts übereilt seyn. So großes Gewicht auch auf das Wissen der Wahrheit gelegt werden muß, so soll dasselbe doch nicht ein Auswendigwissen, sondern ein Inwendigwissen seyn. Da wird die Last und der Fluch der Sünde noch gar nicht gewußt, wo man nicht auch gern Vergebung der Sünde hätte; da weiß man noch nichts vom Heil und der Gerechtigkeit Christi, wo man daran gar keinen Theil begehrte; sondern beides wären nur behaltene Worte, ohne Inhalt für die Person. Da ist also die Lehre noch keineswegs so weit gediehen, daß man die Katechumenen daraus entlassen könnte, und thäte es die Kirche, so wäre es eine pflichtwidrige Voreiligkeit. Weiter aber, nähme auch der Staat gar keine Notiz vom Empfange des Altarsakraments, so könnte doch die Kirche von solchem nicht absehen. Denn wiederum, wer nicht zum Altarsakramente hinzugehen kann, ist auch noch nicht aus der Lehre zu entlassen.

Die Folge des gethanen Vorschlags würde nicht sowohl seyn, „daß sich in gewissem Sinne eine kirchliche und eine bürgerliche Gemeinde schiebe“, sondern daß sich, da die bürgerliche Commune und die kirchliche Gemeinde bereits zwei verschiedene Gemeinschaften sind, die kirchliche Gemeinde im Inneren spaltete in eine Gemeinde der bloß Berufenen und eine Gemeinde der Auserwählten. Aber das Himmelreich ist gleich einem Netz, das in's Meer geworfen ist, damit man allerlei Gattung fängt; und erst wenn es voll ist, ziehen sie es heraus an's Ufer, lesen die Guten zusammen und werfen die Faulen weg. Diese Zeit der Scheidung durch die Engel Gottes steht erst am Ende der Welt bevor. Einstweilen soll das Netz ausgeworfen werden auf das Gebot des Herrn, und was gefangen wird, soll beisammen bleiben. Unsere äußerliche Kirche auf Erden ist in ihrem Inneren auch eine Gemeinde der Heiligen und die wahre Kirche; aber jedes äußere Zeichen, woran man die Mitglieder der letzteren von den nur der äußerlichen Kirchengemeinschaft Angehörigen unterschiebe, würde unwahr seyn, und wäre es das heilige Sakrament. Denn auch dies kann um Heuchelei willen genommen und begehrt werden, wenn es sich z. B. um Erlangung von Ehrenämtern bei der Kirche handelte. Die Scheidung, welche

der Herr sich selbst und denen, die sein Werk ausrichten, vorbehalten hat auf's Ende der Tage, sollen wir auch indirekt nicht schon jetzt herstellen wollen. Nicht äußerlich soll man scheiden wollen den Weizen und das Unkraut im Acker, und wiewohl man beide an ihren Früchten erkennen wird, so muß es doch geistlich gerichtet seyn. Der Begriff unserer Kirche steht auch nicht auf einer Gemeinde von eitel Bekehrten und Wiedergeborenen und Heiligen, wiewohl wir wissen, daß solche Gemeinde in unserer Kirche sey und ihr allein Stand und Wesen, Kraft und Verheißung gebe, sondern er ruht auf Gottes Thun, nämlich auf der lauterer Predigt des Evangeliums und Verwaltung der Sakramente nach Christi Einsetzung. Wenn man daher redet von der „Heiligkeit der Kirche, der kein Unwürdiger darf aufgedrungen werden“, so bedenke man doch, daß die Prädikate, welche der geistlichen und heiligen Gemeinde gebühren, nicht ohne Weiteres auf die äußere Kirche dürfen übertragen werden. Jener geistlichen Gemeinde der Kinder Gottes Unmündige aufzubringen, daran möchte die größte Kunst zu Schanden werden. In unserer äußerlichen irdischen Kirche aber müssen wir Unwürdige haben und dulden, damit sie in ihr zu Würdigen gezogen und bereitet und zu Gliedern der heiligen Gemeinde werden. Wenn Zucht und Ordnung grobe Verbrecher, Lasterer und die in offenbaren Schanden leben, aus der Kirche ausscheidet, so geschieht es zur Besserung ihrer selbst, nicht aber um die Kirche; auf Erden zu einer Gemeinde von eitel Heiligen zu machen denn darum will unsere Kirche die Kirchenzucht nicht. Kurz, eine „eigentliche Gemeinde“ und eine uneigentliche dürfen wir nicht durch ein äußerliches „Merkmal“ unterscheiden und auseinanderbringen wollen. Der Leib der Kirche soll nicht in sich gespalten werden.

Und Summa, man lasse bestehen, was seinem Grundgedanken nach recht und gut ist, trage aber Sorge, daß seine Form auch demselben immer mehr und in allen Stücken entspreche, und daß falsche und verkehrte Anbildungen abgethan und entfernt werden. Der Lehrer lehre und halte an, zu rechter Zeit und außer den Stunden, bis die Kinder das Wort Gottes wissen, und bis dasselbe durch die Kraft des Geistes, die mit ihm ist, das Wollen angezündet hat, und auf das kleine Fünklein hin führe er sie in die Gemeinde und zum Segen und zu der Speise und Nahrung des Altars, damit auch ihr Wollen gestärkt wird. Sind sie aber schwach, gebrechlich, zu allerlei Thorheit und Sünde geneigt, so gehe er ihnen ferner nach, und suche sie mit allem Eifer, müßte er gleich die neundneunzig Schafe in der Wüste lassen, und thue ihnen am meisten Ehre an mit Mahnen, Bitten, Ernst und Liebe und anhaltendem Gebete für sie, bis er sie ganz herzugekommen weiß. „Gott hat den Leib also vermengt, und dem dürstigen Gliede am meisten Ehre gegeben, auf daß nicht eine Spaltung im Leibe sey, sondern die Glieder für einander gleich sorgen; und so ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit; und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit.“

B.

B. St.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 10. Juni.

N^o 46.

Geschichte des Zeitalters der Revolution.
Vorlesungen an der Universität zu Bonn
im Sommer 1829 gehalten von B. G. Nie-
buhr. Zwei Bände. Hamburg 1843. 8.

(Schluß.)

Dieser Widerspruch eines feinen, tief eindringenden Gefühles für historische Verhältnisse, was, wie wir oben aussprachen, Niebuhr so weit über die Meisten seiner Zeitgenossen erhebt, einerseits mit einem sich Gehenlassen in dem, was die ganze umgebende Zeit einmal als anzuerkennende Münze ausgeprägt hat andererseits — diese Disharmonie der Beurtheilung im Ganzen mit speciellen, offenbar weniger persönlich durchdrungenen Urtheilen im Einzelnen tritt nirgends klarer, aber auch schroffer hervor, als in der Beurtheilung Napoleon's. Wir wollen gerade an diesem Beispiele deutlicher zu machen suchen, was uns vorschwebt. Wir stellen zuerst eine Reihe Urtheile über Napoleon zusammen, und dann eine andere dagegen. S. 124. des zweiten Bandes heißt es: — „gewiß wollte Brueys augenblicklich absegeln; dann wäre er unversehrt nach Frankreich gekommen, und würde seine dreizehn Linienschiffe gerettet haben. Bonaparte aber schwankte und wollte sich nicht von Europa abschneiden; er zwang daher die Schiffe, zu bleiben, um sich wieder einschiffen zu können. Die Unwahrheit, dem Todten, den er um's Leben gebracht, seinen Fehler beizumessen, gehört zu dem Empörendsten.“ S. 190.: „Bonaparte hatte dort (in Malta) eine Garnison zurückgelassen, aber mit unzulänglicher Provision: daß er immer sagte, Malta sey vollkommen provisionirt, ist eine der vielen Unwahrheiten in seinen officiellen Berichten.“ S. 192.: „Toussaint zog sich auf seine Plantagen zurück, ward dort unter der Anschuldigung des Verraths überfallen, aufgehoben und als Staatsgefangener nach Frankreich transportirt. Er wurde darauf im Gefängniß zu Fort Joux ermordet. Von seinen Kindern ist nicht mehr die Rede gewesen, ohne Zweifel sind sie ermordet. Seine Gemahlin wurde in Domingo auf Leclerc's Befehl gefoltert, um ihr das Geständniß abzapressen, wo ihre Schätze verborgen seyen. Dies ist eins der Gräueln in Bonaparte's Geschichte.“ S. 204. von des Prinzen von Enghien Ermordung: „Dies ist ein schwarzes Verbrechen, dessen Schuld nichts abwaschen kann; Alles, was gesagt wird, um Bonaparte zu entschuldigen, ist freche Lüge.“ — S. 205.: „Jetzt folgte nun eine Reihe von Herabwürdigungen für die Französische Nation; Bonaparte ließ seinen Senat alle die Farcen

spielen, welche einst Tiberius seinen Senat hatte durchspielen lassen“ u. s. w. S. 224. von dem durch Haugwitz vermittelten Vertrage: „Das war oft seine (Bonaparte's) Politik, daß er den Unterhandelnden bewegen wollte, sich zu schänden.“ S. 227.: „So wenig hatte Napoleon in späteren Jahren einen Sinn für das, was lächerlich war; er war der einzige große Mann, der dies Gefühl verlor.“ S. 241.: „in seinen letzten Jahren spielte er (Napoleon) mit der Welt bloß um seine Leidenschaften zu befriedigen, und zerstörte, was er selbst geschaffen. Die Deutsche Gimpel hat sich durch Las Cases und Montolieu am Narrenseil herumführen lassen; ihre Bücher sind eine Reihe von Lügen und nicht des Aufhebens werth.“ S. 317.: „So wie die Französische Armee in ihren kümmerlichen Resten in Wilna angekommen war, verließ sie Napoleon und begab sich eilends nach Paris. Dies ist eine Unwürdigkeit, die nicht, wie seine Entfernung aus Aegypten, zu entschuldigen ist; es gehörte zu seinem Charakter, daß er sich dem Unangenehmen, wo er konnte, entzog.“ —

Wir können diese Reihe von Urtheilen aus Niebuhr's Vorlesungen verzehnfachen — doch die ausgewählten Stellen reichen hin, alle einzelnen hier wichtigen Seiten hervorzuheben. Es ist deutlich, Niebuhr erkannte Napoleon an als das, was er war, als einen vollkommenen, teuflischen Egoisten — als einen Mann, der die Welt so weit verachtete, daß ihm am Lächerlichwerden nichts lag, wenn die Sache in seine Plane paßte; daß ihm an treuer Anhänglichkeit nichts lag, wenn es ihm unbequem war, ihr entgegenzukommen; daß ihm an der Wahrheit nichts lag, wenn er meinte, die Lüge bringe ihm Vortheil; daß er den schändlichsten Mord guthieß, anordnete, befahl, wenn er meinte, sein Interesse erheische ihn; daß er Nachbarn, mit denen er sich vertragen wollte, zugleich vor der Welt zu schänden suchte, um sie um ihr sittliches Ansehen zu bringen und moralisch zu ruiniren; daß er in diesem Sinne Streich das verbündete Venedig, Preußen das befreundete Hannover, Rußland das dem eben noch verbündeten Preußen gehörige Bialystock aufzwang, daß vor seiner Lüge und Verläumdung sogar der Todte nicht sicher war; daß er Abhängige moralisch zu degradiren, in irgend eine Sündensschuld, in irgend eine Niedrigkeit zu verwickeln suchte, damit sie durch das Gefühl, es liege fortwährend in seiner Hand, sie zu verderben, unbedingt Werkzeuge in seiner Hand, Werkzeuge auch zu dem Verworfensten würden. Napoleon hat in seiner Seele die vollkommene Niederträchtigkeit großgezogen, die dazu gehört, daß Jemand seinem Bedienten fortwährende Verlockun-

gen zu kleinen Untreuen aufsteckt, bis es ihm gelingt, den armen Menschen zu verführen und zu ertappen, um ihn dann durch diese ertappung zum Schändlichsten, zur Befriedigung aller Lüste mit ihm und an ihm in seiner Gewalt zu haben, weil er ihn, wo er irgend zu widerstehen wagt, als Dieb verklagen und äußerlich vollkommen ruiniren kann. Diese Niederträchtigkeit, diese Gemeinheit der Seele zieht durch Napoleon's Leben — und diese empörende Niederträchtigkeit hat Niebuhr, wie aus seinem Urtheil über den Mann im Ganzen hervorgeht, vollkommen erkannt; und daneben — sollte man es glauben — spricht Niebuhr wieder an einer Reihe anderer Stellen von Napoleon mit Verehrung, nennt ihn einen großen Mann. — Da heißt es S. 194.: „Die erste Verschwörung war ein Versuch der Jakobiner, Bonaparte in der Oper zu ermorden; die andere war die Verschwörung der Höllemaschine, die unzweifelhaft von alten Chouans und einigen Emigranten ausging. Dennoch ließ Bonaparte die Emigranten zurückkommen und zeigte so seine große Seele.“ Verzweifelt energische Menschen konnten aber so gut im Lande, als unter den Emigranten seyn; daß diese im Ganzen nichts weniger als das waren, wußte Bonaparte; er wagte nichts, als er sie zurückkommen ließ, aber er gewann auf diese Weise an dem Terrain, was er gewinnen wollte. Uns erscheint das nur als ein Rechenexempel, nicht als Zeichen einer großen Seele. S. 241. heißt es: „Auf der anderen Seite ist seine (Napoleon's) frühere Zeit groß. Wer erkennt, wie er Frankreich aus dem Fieber rettete, Ordnung und gute Gesetze einführte, ist ebenfalls verblendet. Ich habe immer einen gewaltigen Respekt vor Napoleon gehabt und gewünscht, daß er ein glorreiches Ende genommen hätte, nicht als Gefangener gestorben wäre“ — und ähnliche Sympathie an vielen anderen Stellen. Da ist ein wunderbares Durcheinandergreifen — fast Alles, was zu Napoleon's Lobe gesagt und angeführt wird und werden kann, ist, daß er, so weit Eigennuß ihn nicht verblendete, ein feiner Verstand, ein großer Administrator, ein noch größerer Feldherr gewesen — als wenn Jemand nicht alle diese Eigenschaften und doch eine verworfene Seele haben könnte! Es kann ein sonst großer Mann in eine schwere Sünde fallen — aber sie wird ihn dann schütteln, rühren; sie wird sein Innerstes zur Umkehr bringen, wie den König David der Mord des Urias; und eben hierin wird sich bewähren, daß er kein filius perditionis, keine verworfene Seele ist. Zu einer solchen Nührung, zu einem solchen Bruch in ihm selbst, ist es bei Bonaparte nie gekommen; vielmehr bildet die Niederträchtigkeit die vorherrschende, nie gebrochene seelische Anlage in ihm, auf der nur (so lange er die Menschen noch mehr zu bedürfen fühlt, so lange die Menschenverachtung sich noch nicht schamlos darlegt) der feine Verstand (der sich recht gut mit einer gewissen Gattung Niederträchtigkeit verträgt) Figuren zeichnete, die dem Muster besserer Seelen entnommen waren. Aus diesem Widerspruch kommt aber Niebuhr mit seinem Urtheil über Bonaparte nie heraus. Weil er mit seiner Zeit das Staunen über die Administratoren-

und Feldherrngröße Napoleon's zu lange getheilt hat, weil er gewissermaßen in diesem Staunen selbst hoch gewachsen ist, treten ihm diese Eigenschaften in der Beurtheilung des Mannes als so volle Gegengewichte entgegen, daß er ihm sogar ein anderes Ende wünscht, als die ewige Gerechtigkeit bereit gehalten hat, die ihrerseits den lebenslangen Lügner in eine Lage brachte, wo er sich phantastisch in ergebener Umgebung so in Lügen gehen ließ, daß er sich noch um den letzten Rest von Achtung auf St. Helena gelogen hat, während zugleich alle die Güter, die Napoleon's bessere Eigenschaften geschaffen, nun vor seinen Augen Anderen zu Gute kamen und Unmuth wie ein Geier an des diabolischen Menschen Herzen fraß.

Wir glauben an diesem Beispiel hinlänglich klar gemacht zu haben, in welchem Sinne wir meinen, daß Niebuhr, wie sehr er in vieler Hinsicht weit über seiner Zeit stand, in der Betrachtung sittlicher Dinge doch dieser Zeit auch seinen Tribut gebracht und ihre Mängel auch wieder mit getragen, ihre Lücken an sich erfahren hat. Es bleibt uns übrig zu betrachten, wie Niebuhr da, wo sich die Gelegenheit bietet, auch eigentlich kirchliche Dinge angesehen hat — freilich bietet sich hier im Grunde eine einzige Stelle, S. 195 ff. des zweiten Bandes, wo von dem Concordat die Rede ist, welches Napoleon mit dem päpstlichen Stuhle schloß zu Wiederherstellung der Kirche in Frankreich, und auch das ist ein Zeichen der Zeit, daß eine Geschichtsperiode, die so gewaltige Schicksale über die christliche Kirche gebracht hat, in dieser Weise, mit so wenig direkter Rücksicht auf die Kirche hat behandelt werden können; — und auch an dieser einen Stelle, wo das kirchliche Verhältniß etwas genauer in Betrachtung gezogen wird, ist es doch fast nur die äußerlichste Beziehung der Kirche zum Staate, die in's Auge gefaßt ist — freilich die Beziehung greift sofort ein in die ganze Stellung und Wirksamkeit des Instituts. Es heißt nämlich S. 196.: „Ein andere große Veränderung, und gewiß eine schlimme, ist die, daß früher in Frankreich 26,000 inamovible und 3000 zur Disposition des Bischofs stehende Pfarreien waren, nun aber das umgekehrte Verhältniß eintrat. Bei der Eintheilung in Kantonal- und Succursalfarreien wurden nur die 3500 Kantonalpfarreien inamovibel, die 20,000 Succursalfarreien aber sind amovibel à bon plaisir der Bischöfe. Dies wird noch sehr schlimme Folgen haben; es bringt die Pfarregeistlichen um ihre Würde und setzt sie in eine falsche Abhängigkeit von den Bischöfen. Zu dieser Veränderung bot die Regierung die Hände, weil sie glaubte und sich nicht irrte, daß es ihr leicht seyn würde, über die Bischöfe große Gewalt auszuüben, und auf diese Weise durch die servilen Bischöfe die etwa revolutionär gesinnten Pfarrer in Zaum halten wollte.“

Hier hat nun Niebuhr wieder mit richtigem Blicke erkannt, von welcher unberechenbaren Wirkung diese festere Anziehung der bischöflichen Gewalt über die Pfarregeistlichkeit seyn mußte — allein in der Art der Wirkung hat er sich verrechnet. Sie mußte allerdings, so lange das Bisthum (wie zu Napoleon's Zeit) servil war, eine „die Kirche dem Staate vernechtende“ Wir-

fung seyn; allein seitdem sich das Bisthum in Frankreich als eine Macht für sich hat fühlen lernen, seitdem es in diesem Gefühl eine feste Basis an der Römischen Kurie dem Französischen weltlichen Staate gegenüber gesucht und sich zu bereiten gewußt hat, ist vielmehr die Abhängigkeit des niederen Klerus von den Bischöfen ein Mittel der Befreiung der Französischen Kirche geworden. Unter einer Menge untergeordnet gestellter Pfarrer wird eine Regierung allezeit leichter einen servilen Anhang zusammenbringen, als im Kreise des Bisthums, und wenn die anfängliche Erscheinung eines neben Napoleon in hohem Grade servilen Bisthums hat über die Entwicklung der Verhältnisse eine Zeitlang täuschen können, ist doch im Ubrigen die Entwicklung, wie sie nun eingetreten ist, mit den unübersehbaren Folgen eingetreten ist, eine normale.

Es ist zu verwundern, daß Niebuhr bei dieser Gelegenheit nicht veranlaßt worden ist zu einer allgemeineren Bemerkung über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, und gewiß wäre es höchst interessant, hierin seine Ansicht zu vernehmen. Nach der Analogie seiner allgemeinen Staatsansicht, in der er sich, wie wir gesehen haben, so weit über seine Zeit erhob, wäre zu erwarten, daß er auch (in Widerspruch mit den meisten seiner Zeitgenossen) der Kirche eine in hohem Grade freie, selbstständige, würdevolle Stellung vindicirt haben würde, und gewissermaßen deutet er eine solche Auffassung in der oben angezogenen Stelle an, da er darin bedauert, daß die Pfarrer durch die Amovibilität der meisten von ihnen in ein serviles Verhältniß zum Staate vermittelt des Servilismus der Bischöfe gekommen seyen. Implicit liegt in dieser Äußerung schon, daß er den Einfluß der Kirche unabhängig von weltlich regierenden Gewalten geübt wissen will. Es fragt sich nun, ob er diese Freiheit, die er für die Kirche verlangte, wie so Viele seiner Zeitgenossen, wie auch Viele unserer Zeitgenossen noch verblendeter Weise, durch eine vollkommene äußere Trennung von Staat und Kirche erreicht zu sehen wünschte, wie sie in den Nordamerikanischen Freistaaten in hohem Grade, wie sie in Belgien scheinbar auch hergestellt ist, oder ob er sich das Verhältniß anders dachte. Die Sache ist doch einfach diese, daß die Kirche, als die Verwalterin der sittlichen Güter der Menschen, allein die Quelle ist, aus welcher dem Staate täglich von neuem seine Erfrischung sprudelt, wo er für alle seine sittlichen Grundlagen, für die Redlichkeit, Treue, religiöse Gerechtigkeit seiner Glieder das reinigende, erquickende Element täglich zu schöpfen hat. Der Staat kann der Kirche nicht entbehren, und wo er es scheinbar kann, wie in Nordamerika und Belgien, rührt das nur daher, daß vorangehende Zeiten eine solche sittliche Grundlage geschaffen haben, die noch einigermaßen vorhält. Wir wollen sehen, wie es um diese Staaten einmal steht, wenn die Errungenschaft früherer Zeit vollends verplittet und vergeudet ist, ehe etwa von neuem eine sittlich religiöse, dem Staate vereinte Macht sich ausgebildet hat. In Nordamerika dürfte man auf diesen Zeitpunkt nicht zu lange zu harren brauchen; das Auftreten der Mormonen ist ein Vorzeichen der religiösen, sittlichen Kämpfe, denen

Amerika entgegengeht und in denen sich das Furchtbarste erwarten läßt. Die Kirche allerdings kann in gewissem Sinne des Staates entbehren, wie sie mit ihrem Leben und Gedeihen mitten in heidnischen Staaten bewiesen hat — allein, daß sie bei einem solchen getrennten Verhältnisse immer der Gefahr großer Depravation, sey es in der äußeren Verfolgung und Herabdrückung, sey es in äußerlich schrankenloser Entwicklung und in Hochmuth ausgesetzt, daß das einzelne Glied vollends leicht allen möglichen Extravaganzen preisgegeben ist, ist eben so klar. Uns scheint dies Verlangen einer völligen Trennung von Staat und Kirche auf einer gewissen geistigen Armseligkeit zu beruhen. Bequemer ist es freilich und theoretisch leichter, alle Verhältnisse je nur nach einem abstrakten Ausgangspunkte zuzumessen und zuzuschneiden — so recht linearisch leicht und ärmlich — und schon bei einer Maschine ist es schwerer, zwei ineinanderwirkende und sich gegenseitig regulirende Kräfte zu combiniren, als mit einer Alles in Bewegung zu setzen — wie viel schwerer vollends auf dem Boden freiesten, geistigsten Bethätigens. Allein darin dürfte doch ein sehr ärmlicher Vorzug bestehen, daß sich Definitionen und Amtskreisbestimmungen leichter machen — denn solche scheinbare Erleichterung wird am Ende in der lebendigen Übung der verschiedenen Kräfte mit größter Unklarheit, und fast immer mit Mattigkeit oder eben so tadelnswerther Gewaltsamkeit des Handelns schwer gebüßt; exempla odiosa. Nur in ganz singularen Ausnahmefällen könnte eine solche Trennung von Staat und Kirche allenfalls noch als die beste temporäre Auskunft erscheinen — in thesi ist sie so großer Unsinn, wie wenn man die geistigen Funktionen desselben Menschen auseinanderreißen, ihn in einem Stück seines Denkens und Thuns religiös sich verhalten, in einem anderen Stück ganz ohne Rücksicht in Beziehung auf Religion verfahren lassen wollte. H. L.

Lichtfreundliche Sympathien.

In Offenbach a. M., einem Orte, der schon früher religiöse Singularitäten in seinem Schoße geborgen hat — wir erinnern an den geheimnißvollen Frank und seine noch lebenden Anhänger, an den nach Amerika ausgewanderten Proli, an den Ackerprediger Herrmann —, und in dem jezt das Lichtfreuthum in breitem Bach offen seine Wasser rauschen läßt, tritt das letztere in der That in einer Weise auf, die, wie vielleicht nirgends so, in all ihren Momenten zusammengedrängt uns prophetisch bezeichnend für das Wesen und den endlichen Ausgang desselben ist. Wir legen den Beweis vor.

Bald nach der glanzvollen Anwesenheit Ronge's im Oktober v. J. erschien dessen bei dem Dissidentengottesdienst gehaltene Rede, von einem Protestanten redigirt, im Druck, und enthielt u. A. wörtlich folgende Stelle: „Luther predigte, wie wir, Licht und Liebe, aber er blieb stehen bei dem Sage, er machte den todten Buchstaben zum Geseze, und wer ihn bekannte, war seiner Kirche Glied.“ Ein protestantischer Theologe,

dem ohnedies schon bei dem entsetzlichen Treiben der berauschten Menge das Herz gebrannt hatte, wollte zu solcher Lästerung nicht länger schweigen, und nahm, mit ausdrücklicher Beziehung auf jene Stelle und sonstige in der „Rede“ vorkommende Verunglimpfungen des Protestantismus, das Wort, das Wort für den Protestantismus, und damit freilich nicht als Lobredner des s. g. Deutsch-Katholicismus, sondern diesen in Ronge und seinen Genossen der Wahrheit gemäß zeichnend. Was ward ihm dafür? Lob, das hatte er laut der Vorrede nicht erwartet; das Äußerste in einer überwiegend protestantischen Stadt aber auch gewiß nicht gefürchtet; dennoch, was geschah ihm, dem Protestanten, dem Vertheidiger des Protestantismus, von Protestanten? — Er wurde Monate lang auf's Schmählichste öffentlich gemißhandelt, so daß er die Hülfe der Polizei in Anspruch nehmen mußte; ein Libell bezüchtigte ihn auf dem Titel (man sollte es kaum glauben) des „Angriffs auf Protestanten“ und erklärte ihn der „Geißelung“ würdig, ein protestantischer Geistlicher (wahrscheinlich des Auslandes) griff ihn wiederholt in eigenen Brochüren an, der Schmäh- und Lügenartikel in einem gewissen Journal gar nicht zu gedenken. — Das ist die Sympathie der Lichtfreundschaft mit dem Deutsch-Katholicismus und ihr protestantisches Selbstgefühl.

Weiter. In derselben Stadt erscheint unter der Redaktion des Offenbacher Realschul-Direktor, ein „Volkschulblatt für das Großherzogthum Hessen.“ Dieses enthielt in dem Märzheft des Jahres 1845 in einem Aufsatz des Offenbacher Rabbiner „über den Religionsunterricht in Volksschulen“, den er als für Juden- und Christenkindern gemeinschaftlich verlangte, unter Anderen auch folgende Zumuthung: „Ja, Ref. möchte, wenn er nicht fürchtete, unbescheiden genannt zu werden, behaupten, daß das Prädikat christlich statt gläubig, vertrauensvoll, edel, wohlthätig u. s. w. aus Rücksicht für das Häuflein Juden gemieden werden sollte.“ — Man sieht, wie viel der Mann seinem Publikum zutraut. Aber er mußte wohl Grund dazu haben. Das zeigte sich in einem zweiten Fall noch merkwürdiger. — Derselbe Rabbi, der, das sey zuerst noch bemerkt, schon früher in einer größeren Schrift dargethan hatte, die Mission des Christenthums einerseits, wie des Muhamedanismus andererseits sey es, die Welt, die das Meiste noch nicht auf einmal zu fassen vermöge, auf das Judenthum, als die „Religion des Geistes“, vorzubereiten und in dasselbe überzuführen, — hatte nach Ronge's Anwesenheit gegen einen protestantischen Theologen triumphierend geäußert: „Ronge und Konsorten arbeiteten dem Judenthum recht in die Hände.“ Diese Äußerung wurde von einem Offenbacher protestantischen Geistlichen in dem Vorwort einer Brochüre gelegentlich mitgetheilt, aber irriger Weise als von einem bei dem Dissidentengottesdienst anwesenden Rabbiner herrührend bezeich-

net. Was geschieht? Es erscheint gegen jenen protestantischen Theologen und diesen Geistlichen eine Brochüre, wie man sagt, von einem protestantischen Geistlichen der Nachbarschaft, die, mit ausdrücklicher Nennung des Namens jener Beiden auf dem Titel, Beide plump zurechtweisend vornimmt, um — das scheint die Hauptsache gewesen zu seyn — jenem Rabbiner das Wort in die Hand zu schieben, der nun, wie sollen wir sagen, so heuchlerisch feck ist, den oben bezeichneten Irrthum des protestantischen Geistlichen benutzend, ihn in Beziehung auf jene Ortsangabe der Lüge zu bezüchtigen und so stillschweigend auch die wohlverbürgte Thatsache jenes Diktums das Publikum, das er ja kennt, miteinschließen zu lassen. Der Streich war gelungen, die Menge triumphirte, daß der jüdische Rabbi, bevormundet von einem protestantischen Geistlichen, einen protestantischen Geistlichen bloßgestellt, der dem Judenthum nicht in die Hände arbeitet. Das ist die andere Sympathie des Lichtfreundthums mit dem Judenthum und der Lichtfreunde weiteres christliches Selbstgefühl.

Endlich. In derselben Stadt ist vor Kurzem in dem Verlage eines Hauptlichtfreundes eine Brochüre erschienen, die folgenden Titel führt: „Der Mensch und sein Gott in und außer dem Christenthum. Von einem Weltlichen.“ Der mitausgegebene Prospektus sagt von derselben: „Diese Schrift zeigt, daß und weshalb die Religion dem Kindesalter der Menschheit angehöre, daß nunmehr unsere Bestimmung sey, einer höheren Idee nachzustreben, und diese nur auf Erden und in der Erreichung wahrhaft menschlicher Zustände zu suchen. Sie weist nach, daß von jeher weltliche Forderungen die einzige Triebfeder religiöser Bewegungen gewesen, die endlich von der Mehrheit erkannt, aber von neuem unter dem Titel „„Religion““ sich geltend zu machen sucht.“ Der Schluß sagt: „Unsere Kirche ist die Welt, unsere Religion ist die Vernunft, unser Christenthum ist die Menschlichkeit, unser Glaubensbekenntniß ist die Freiheit, unser Gottesdienst ist die Wahrheit. — — Was alle Opfer einer freibewegten Zeit nicht vermochten, das vermag jetzt der Beistand der Alles ausgleichenden Natur. Wie feindliche Titanen erstehen die Naturkräfte Feuer, Wasser, Luft und Erde, um die alte Weltherrschaft zu verdrängen. Aber der neue Herrscher ist weder der Gott in der Maschine, noch der Gott der Kirche, wohl aber der Gott im Herzen und in der That.“ — Das ist deutlich. Was aber damit gepredigt wird, offener communistischer Atheismus, — ob das die dritte und endliche Sympathie der Lichtfreunde ist, das getrauen wir bis jetzt so allgemein nicht weiter, als in Frage zu stellen. Daß bei Vielen nur wenig bis dahin fehlt, daß sind wir gewiß. Anderen werden vielleicht durch solche Consequenzen die Augen geöffnet.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 13. Juni.

N^o 47.

Spiegel der Natur, ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung von Dr. Gottlieb Heinrich v. Schubert. Erlangen, 1845.

Wenn auf der einen Seite eine von Gott abgefallene Wissenschaft in ihrer Verblendung jeden Zusammenhang mit einem überweltlichen Schöpfer ablängnet, das ganze Jenseits in das Diesseits verlegen, an die Stelle des geoffenbarten dreieinigen Gottes den Weltgeist setzen will; wenn sie kock und frech mit der Behauptung auftritt, daß nunmehr auch die Naturwissenschaften in entschiedenen Zwiespalt mit der Offenbarung getreten sind, daß dieselben „keinen Schritt machen können, ohne vom Inhalt der Mosaischen Urkunden abzuweichen“, so wird es auf der anderen Seite um so nothwendiger, auf Schriften bewährter Naturforscher hinzuweisen, aus welchen der unparteiisch Prüfende entnehmen kann, daß eine getreue Betrachtung der Natur von einem solchen angeblichen Zwiespalte nichts weiß, daß ihr im Gegentheil die Natur sich allenthalben als „ein vorbildlicher und vorbedeutender Theil der Offenbarung Gottes an den Menschen“ kund gibt.

Unter den Naturforschern, die im letzteren Sinne die Natur betrachtet haben, hat wohl keiner einen größeren und günstigeren Einfluß auf seine Zeitgenossen ausgeübt, als der Verfasser des vorliegenden „Spiegels der Natur“. Was in seinen Schriften jeden ernster gesinnten Leser vorzugsweise anspricht, ist nicht bloß die lebendige, begeisterte und eben deshalb auch begeisternde Darstellung, auch nicht bloß der tiefe geniale Blick in den inneren Zusammenhang der Dinge, sondern zugleich die fortwährende und ungefucht sich ergebende Hinweisung auf den Urgrund aller Dinge, „welcher allein die Räthsel und das dunkle Sehnen der Natur und des Menschenherzens lösen und erfüllen kann“.

Es wird daher unseren Lesern nicht unwillkommen seyn, durch eine kurze Anzeige auf die neueste Arbeit Schubert's, nämlich auf seinen „Spiegel der Natur“ aufmerksam gemacht zu werden. Er beabsichtigt mit derselben nicht, eine streng wissenschaftliche Betrachtung der Natur, wie sie etwa in seiner „Geschichte der Natur“ geliefert wurde, zu geben, sondern wie der Titel aussagt, es soll dieser Spiegel als Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung dienen. Wie er in der Vorrede bemerkt macht, hatten ihm Freunde öfters gesagt, daß er in einigen seiner Bücher, die er zunächst zum Nutzen und Dienst der reiferen Jugend geschrieben, Kenntnisse, namentlich aus dem Gebiete der Chemie und Physik, als schon bekannt vorausgesetzt habe, zu deren Erlangung nicht Jedem und nicht überall die Gelegenheit gegeben sey. Ihr Wunsch war es, daß er in einer ansprechen-

den und möglichst leicht faßlichen Weise die hieher gehörigen Gegenstände besprechen solle, welche neben ihrem besonderen Interesse für das bürgerliche Leben und dessen Verkehr, auch noch ein allgemeines für das Verständniß der Erscheinungen des Lebens überhaupt haben. Diesem Wunsche ist der Verf. in seinem Spiegel der Natur entgegengekommen und über die Art und Weise seiner Ausführung spricht er sich in Folgendem noch näher aus.

„Noch vor wenig Menschenaltern konnte ein großer Theil dieses Gebietes (der Physik und Chemie) dem Forscher, der durch dasselbe sich erging, zunächst nur jenen geistigen Genuß gewähren, den die tiefere Einsicht in das Wesen und in die Kräfte der Sichtbarkeit mit sich führt. Man kannte die Wirkung des Lichtes auf das salzsaure Silber, kannte die Kraft des Wasserdampfes wie die Wirksamkeit des Galvanismus, Niemand aber hätte die Benützung dieser Kenntnisse zur Erfindung des Daguerrotypes, oder der Dampfboote und Dampfwagen, der Galvanoplastik und all den mannigfachen Menschenkünsten geahnet, welche anjagt aus dem Erkenntnißkreise der Physik und Chemie in alle Zweige des Verkehrs und des Haushaltes der Völker auf so mächtige Weise eingreifen. Fast könnte es uns geschehen, daß wir über dem Verweilen bei diesem neuen Aufbau, über der Betrachtung jener fruchttragenden Zweige, des Stammes vergäßen, der die Zweige trägt und nährt; des Stammes, welcher unverändert zu allen Jahreszeiten derselbe bleibt, während die Blätter und Blüthen der Zweige einer fortwährenden Veränderung unterliegen. Deshalb wollte der Verf. dieses oft getrüben Spiegels der Natur seine Leser nicht allein zur Betrachtung jener einflussreichen Erfindungen der neueren und neuesten Zeit hinführen, welche ein Gespräch des Tages bilden, sondern zugleich ihre Blicke auf den gemeinsamen Stamm eines wissenschaftlichen Erkennens hinleiten, auf dem jene Früchte wuchsen, ja auf den Boden, in welchem der Stamm wurzelt, auf die Sonne, deren Strahlen von oben her seine Säfte beleben.“

Dem Gesagten gemäß sind es also hauptsächlich Gegenstände aus dem Gebiete der Physik und Chemie, die hier zur Sprache kommen, nächstdem aber auch einzelne allgemeinere Lebenserscheinungen. Da dieser Spiegel der Natur als ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung dienen soll, so ist auch keine streng systematische Ordnung eingehalten. Mit besonderer Ausführlichkeit hat der Verf. bei der Geschichte und Beschreibung einzelner Entdeckungen verweilt; er wollte damit, wie er sich äußert, „seinen Lesern zeigen, daß jene Gaben der Wissenschaft an das bürgerliche Leben, die unsere Zeit in so reichem Maße genießt, nicht leichten Kaufes, wie auf der Gasse liegend, gefunden, sondern mit saurerer Anstrengung aus ihren verborge-

nen Tiefen hervorgearbeitet und errungen werden mußten.“ Ganz besonders ist dieser Endzweck dem Verf. in seiner Geschichte der Luftschifferkunst und in dem Leben von Duval gelungen. In Blanchard's Geschichte zeigt er uns, wie ausblühend das Glück wirkt, wenn es viel größer ist, als der Verstand, und daß die laute Bewunderung der mitlebenden Menge keinen Maßstab des wirklichen Verdienstes abgebe. An Valentin Jameray, genannt Duval, ersehen wir die Kraft, mit welcher der Antrieb zum Erkennen durch alle äußere Hemmungen hindurchbricht, so daß aus einem unwissenden, hungernden Bettelbuben durch wunderbare Leitung des in ihm liegenden geistigen Antriebes und durch den Drang und Aufschwung der eigenen Kraft ein berühmter Gelehrter seiner Zeit und ein hochgestellter Beamter hervorging. Die Meisterschaft des Verf. in geistreicher Darstellung bewährt sich namentlich in dieser Biographie. Um nur einigermaßen den mannigfaltigen Inhalt des vorliegenden Buches namhaft zu machen, führen wir noch von einigen der wichtigsten Capitel die Titel an, als: der Instinkt, der Wandetrieb des Geistes, Augenfabrikation im Großen, Druck und Gegendruck, Thermometer, Dampfbildung durch Wärme, Einfluß der Sonne auf die Temperatur der Erdoberfläche, Verhältniß des Lichtes zu andern bewegenden Naturkräften, das Vermögen der Lebenskraft, zu schaffen und zu erhalten u. s. w.

Aus dem letzten Capitel, die Entwicklungsstufen des Lebens schildernd, möge noch die Schlußbetrachtung hier eine Stelle finden. „Nicht nur das menschlich Irdische, nicht nur das in seiner Leiblichkeit Vergängliche bildet den Bestand der inneren geistigen Schöpfungen unserer Vorstellungen und Gedanken, diese Schöpfung umfaßt noch ein ganz anderes, unendlich höheres Reich des Seyns und Wesens: es umfaßt die Erkenntniß des Schöpfers und seiner Thaten der Ewigkeit selber. In dem Vermögen unseres Geistes, diese Gedanken der Ewigkeit zu denken, Gott nach dem Maße unseres creatürlichen Verständnisses zu erkennen, liegt die sicherste, gewisste Bürgschaft für eine Fortdauer unseres Wesens auch nach dem Tode des Leibes, für ein ewiges Fortleben des Geistes. Denn nur das nach seinem Maße Gleichartige vermag das Gleichartige zu erkennen; wäre in unseren Sehnerven nicht selbst eine Art von Quell des Lichtes, dann könnten wir kein Licht sehen; wäre unser denkender Geist nicht selbst von ewiger, göttlicher Natur, dann würde er Nichts von Gott und Ewigkeit wissen und erfassen. So finden wir, daß zwar die Seele auf den höheren Entwicklungsstufen ihrer Verleiblichung, von der Pflanze und dem niederen Thiere an bis zur Form des Menschen, innerhalb der Welt der planetarischen Körperwelt immer mehr nur als ein schnell vorüberziehender Fremdling und Gast ercheine; daß die Bande, durch welche sie mit ihrem Leibe vereint ist, lockerer, das Leben in der Zeit wandelbarer und vergänglicher werde, daß sie aber zugleich mit dem vergänglichen Leib aus Staub noch einen anderen Leib, das Reich ihrer Erkenntniße, empfangen habe, welcher nicht aus irdisch vergänglichem, sondern aus unvergänglichem Stoffe gebildet ist. Der sinnlich wahrnehmbare Leib mag dann immer nach kurzer Lebenszeit verwesen, bleibt uns doch ein dem jetzigen Auge unsichtbarer Leib der Ewigkeit.

Der Leib der Ewigkeit. Das Verhältniß der Seele zu diesem höheren Leib ihrer Erkenntniße, ihrer Bestrebungen, ihrer Neigungen und Hoffnungen ist ein treues Abbild des Verhältnisses, in welchem der Schöpfer selbst zu den Werken und Thaten seiner geschaffenen Welt und ihrem Wesen steht. Die Vorstellungen und Erinnerungen, die Gedanken und Erkenntniße, welche die innere Welt unseres Geistes bilden, sind nicht der Geist selber: sie sind das Werk einer Schöpfung, zu welchem er zwar die Anregung und den Stoff von Außen entnahm, der aber dennoch durch seine Kraft ihre Gestalt und innere Anordnung empfing. Derselbe erkennende Geist, der diese ihm eigenthümliche Schöpfung hervorruft, wann und wie er will: jezt die Erinnerung an dieses, dann an jenes vormals Empfundene oder Erlebte, hält sie auch zusammen; er legt in jeden Gedanken, in jedes Wort die Kraft, fruchtbaren Samen bei sich zu tragen, Seinesgleichen zu erzeugen.“

„Über der Welt des Geistigen wie des Leiblichen waltet und herrscht ein Gott und Schöpfer aller Dinge. Er, der ewige Anfang alles Seyns, bedurfte und bedarf keiner Anregung von Außen, keines Stoffes zu den Werken und Thaten seiner Schöpfung; seine Gedanken waren und sind Wirklichkeiten, jeder Gedanke ward zu einem Wesen und Geschöpf. Aber diese herrliche Schöpfung der Sichtbarkeit ist nicht, wie das Heidenthum in seiner Erblindung es lehrte, der Schöpfer selber, sondern alle die Heere des Himmels, alle die sonnenartig leuchtenden Sterne, welche mein Auge sieht, verhalten sich zu ihm, unserem Gott und Herrn, nur so, wie sich die Vorstellung von einer in hundertfältigem Schmuck der Blumen prangenden Alpenwiese, die unser Auge sah, und welche seitdem, durch die Erinnerung, zu einem Theil der inneren Schöpfung unserer Seele geworden ist, zu dieser selber, zu der Seele verhält. Nicht aber diese unzählbaren Sternheere sind die erhabensten, zur Wirklichkeit und zur That gewordenen Gedanken und Willensäußerungen unseres Gottes, sondern höher noch sind jene Thaten des Erbarmens und der Liebe, in denen der Schöpfer zu dem kleinen Geschöpf seiner Hand, zu dem Menschen sich herabläßt, ihm, wie ein Freund dem Freunde, sich selber zu erkennen gibt, und wie ein Liebender des Geliebten, ja wie eine Mutter ihres Säuglings und mehr noch, des armen Menschenkindeß sich annimmt.“

Wir wünschen, daß dieser Spiegel der Natur insbesondere der reiferen Jugend in die Hände gegeben werden möchte, um daran ein Buch zu haben, das mit belehrender Unterhaltung zugleich auf das Eine, was vor Allem Noth thut, fortwährend hinweist.

Die Mitgliedschaft in der Kirche.

Zweiter Artikel.

Die Lebenskraft der Kirche beruht auf dem **gemeinsamen Bekenntniß** der Gnade und Wahrheit Gottes in Christo. Das ist ihr Fels; nicht die Lehrthätigkeit, welche als Doktrinalismus, Scholasticismus und Dogmaticismus dem Leben der Gemeinde ferne bleibt; nicht die Verfassung, welche

als Formalismus, Schematismus und Mechanismus den Lebenshauch des Bekenntnisses entbehrt; sondern die lebendig gewordene Lehre, das Lebensprincip des kirchlichen Organismus, die Ur-Autonomie, mit welcher das Gemeindebewußtseyn durchbricht, das Bekenntniß. Nur in so weit ist die Evangelische Kirche erschaffen, als die Bekenntnisse der Reformation nicht in das Gemeindeleben durchgedrungen, sondern theils ein Prärogativ der Theologen und Geistlichen geblieben, theils durch Schuld der Hirten und Leiter verloren gegangen oder geraubt worden sind. Was unseren Gemeinden noch von kirchlicher Lebenskraft übrig geblieben ist, beruht auf ihren Bekenntnisschriften, ihren Katechismen und Gesangbüchern. Selbst populär gewordene Katechismuserklärungen, z. B. die Rambach'sche, haben tausendmal mehr gewirkt, als die formula concordiae und die Verpflichtung der Sächsischen Geistlichkeit auf dieselbe. Zur Wiederbelebung der Kirche führt aber nicht die specielle Seelsorge an und für sich, nicht die Gründung einzelner Individuen und Gemeinden auf den Felsen des evangelischen Bekenntnisses, noch weniger das Glükwerk einzelner Kultus- und Disciplinarformen, sondern die Sammlung aller Bekenner des Evangeliums zu einem Ganzen, zu einer Totalität, zu gemeinsamem Bewußtseyn und Bekenntnisse. Das Geheimniß des kirchlichen Lebens ruht in der **Gemeinschaft** mit Haupt und Gliedern. Mithin sieht die Reform der Kirche auf der Erscheinung ihrer autonomen Gesamtheit im Bekenntnisse, welches kurz und bündig, ohne Hehl und Scheel, ohne Hörner und Zähne sey. Dies scheint also eine Hauptaufgabe der Repräsentanten unserer Landeskirche auf der bevorstehenden General-Synode zu seyn, dies, mit Vermeidung aller Zersplitterung in einzelne und untergeordnete Objecte, dies, daß die Landeskirche in ihrer Selbstständigkeit und Totalität, auf berufene Weise Bekenntniß gebend sichtbar und hien mit einerseits dem Territorialismus, andererseits dem Subjektivismus der Stab auf wahrhaft geistlichem Wege gebrochen und das Haus Gottes unter Dach gebracht werde.

Sicherlich wird zur Ausbildung und Entwicklung des Gemeindebewußtseyns eine auf der Theilnahme sämmtlicher Gemeindeglieder beruhende, von keiner Klerokratie und Polizeigewalt gestörte Gemeindeordnung unentbehrlich seyn. Würde dieselbe aber nicht auf der Basis des Bekenntnisses ruhen, nicht einen confessionellen Charakter tragen, so würde den Eindringlingen und Feinden der Kirche verfassungsmäßig zugestanden werden, was sie bis jetzt wenigstens nicht ohne theilweisen Einspruch der gegenwärtigen, nicht ohne geschichtlichen Protest der Urkirche beanprucht haben. Der Zeit- und Weltgeist, die individuelle Vernunft, das subjektive Belieben, das Bewußtseyn der Gegenwart, das Fleisch und der Materialismus wären dann zum Genusse der kirchlichen Güter und Ämter legitimirt. Es ist ein grundfalscher (namentlich von Lücke in der neuen Vierteljahrsschr. 1845 S. I. aufgestellter) Satz, daß die Kirche, was sie aus sich erzeugt habe, auch in sich überwinden müsse und „daß die wahre, kirchliche Macht und Kraft die sey, welche trotz aller einheimischen, störenden Mächte, die Einheit und den Frieden

bewahrt und festhält, den übermüthigen Irrthum demüthigt, indem sie ihn belehrt und überführt“. Aus jedem Organismus erzeugen sich Indigesten und krankhafte Stoffe, welche der Körper nicht in sich überwinden kann, sondern aussondern muß. So gewiß nicht Alles, was sich aus dem Paradiese erzeugte, in demselben bleiben konnte, eben so gewiß kann nicht Alles, was sich aus der Kirche erzeugt, in derselben überwunden werden. Um das Seine mit Frieden zu behalten, muß man sein Haus bewahren, nöthigenfalls mit Waffen, welche bei der Kirche jedenfalls nicht fleischlich sind. Ein jegliches Reich, so es mit sich selbst uneins wird, das wird wüste, auch wenn es den inneren Frieden proklamirt, den Riß verdeckt und nicht in dessen Tiefe blicken läßt; wiewohl eine kluge und väterliche Obrigkeit seine inländischen Zustände und das nöthig gewordene Kriegesgesetz nicht im Auslande ausposaunen lassen wird. Einheit und Friede können im Inneren nur so lange bewahrt und festgehalten werden, als die organischen Elemente dazu vorhanden sind. Anders verhält es sich allerdings mit dem äußeren Frieden, welcher kein organisches Zueinanderleben verlangt, sondern eben nur ein markirtes Außen- und Nebeneinanderbestehen. So hat der Schaffstall Friede, so lange der Wolf draußen ist. So hat die Kirche mit den Sekten und Unchristen eben nur dadurch Friede, daß sie dieselben als Sekten und Unchristen ansieht und behandelt. Denn was gehen sie die draußen an, daß sie dieselben sollte richten? (1 Cor. 5, 9—13.)

Man würde der Kirche, welche sich auf Grund ihres Bekenntnisses, mithin nicht ohne confessionellen Charakter, nicht ohne exklusives Princip verfaßt, Unrecht thun, wenn man ihr das Wort des Wort des Apostels (1 Cor. 9, 19—22.) entgegenhielte: „Denn wiewohl ich frei bin von Jedermann, habe ich doch mich selbst Jedermann zum Knechte gemacht, auf daß ich ihrer Viele gewinne; den Juden bin ich geworden als ein Jude, auf daß ich die Juden gewinne; denen, die unter dem Gesetz sind, bin ich geworden als unter dem Gesetz, auf daß ich die, so unter dem Gesetz sind, gewinne; denen, die ohne Gesetz sind, bin ich als ohne Gesetz geworden (so ich doch nicht ohne Gesetz bin vor Gott, sondern bin in dem Gesetz Christi), auf daß ich die, so ohne Gesetz sind, gewinne; den Schwachen bin ich geworden als ein Schwacher, auf daß ich die Schwachen gewinne. Ich bin Jedermann allerlei geworden, auf daß ich allenthalben je Etlliche selig mache.“ Die Kirche hat nämlich offenbar neben dem Beruf der intensiven, den der extensiven Wirklichkeit, neben der Aufgabe der Reformation, die der Mission. Oder gehören denn alle noch zu Bekehrenden, zu Überzeugenden, zu Gewinnenden, zu Belebenden schon zur Kirche? Ist sie nicht vielmehr die Gemeinschaft der Heiligen, der Bekehrten, der Gläubigen, der Lebendigen? — Nichts desto weniger sucht sie die verlorenen Schafe und Groschen mit allem Fleiß und kann diese suchende, Alles umfassende Liebe nach Außen um so kräftiger bethätigen, je mehr sie Gerechtigkeit und Gericht nach Innen übt. Außer dem Hause kann man nur mit ruhigem Gewissen und ungeschwächter Kraft wirken, wenn das Hauswesen geordnet ist und daheim nicht Ehebruch, Verwahrlosung von Kin-

bern und Gefinde ihr Unwesen treiben. Darum ist eben eine Zeit wahrhafter Reform auch eine Zeit der Mission. Sobald unsere Kirche vor dreißig bis vierzig Jahren sich zu reformiren begann, fingen auch die Missionen in ihr zu blühen an und die eifrigsten Freunde wahrhaft kirchlicher Reform zeigten sich zugleich als die eifrigsten Missionsfreunde. Die in Bekenntniß und Verfassung consequent reformirte Schottische Kirche ist zugleich eine wahre Missionskirche. Ja, es konnte die Reformation vor dreihundert Jahren nur deshalb der Mission entbehren, weil sie in der Lehre stecken blieb und das Gemeindebewußtseyn und Leben sich nicht in einer dem Bekenntnisse entsprechenden Verfassung entwickeln konnte. Dagegen eben die Missionen, welche den unchristlichen Völkern bis in die Eisfelder Grönlands und in die Sandwüsten Afrikas nachgehen, gleichzeitig mit dem unabweislichen Triebe nach einer selbstständigen Reorganisation und mit deren theilweisen Gestaltung, namentlich in der Brüdergemeinde vor hundert Jahren und in den freien Missionsvereinen der Gegenwart zu Tage gekommen sind. Eben dadurch ist aber auch die Kirche vollkommen gegen den Vorwurf der Engherzigkeit, Abgeschlossenheit und Lieblosigkeit gerechtfertigt, wenn sie ihrer Verfassung den Charakter confessioneller Selbstständigkeit und Autonomie ausdrückt; wenn sie die Theilnahme an ihren Gütern und Ämtern allen Gemeindegliedern nur auf Grund ihres Bekenntnisses öffnet; wenn sie nur unter der Bedingung der, nach Alter und bürgerlicher Stellung, selbstständig — reifen Übereinstimmung mit demselben, des daraus folgenden Gebrauchs ihrer Gnadenmittel, des dem gemäßen Wandels und der damit zusammenhängenden Unterwerfung unter die Kirchenordnung das Recht zugesetzt, in der Gemeinde zu reden, zu stimmen, zu wählen und gewählt zu werden; wenn sie dagegen alle Nichtbekenner, seien es nun die noch nicht Fönnenben oder nicht wollenden, in das Gebiet ihrer Mission aufnimmt.

Also und zwar für's Erste in allgemeinen Grundzügen, mit Überlassung der Ausführung durch die Provinzial-Synoden, Anerkennung der Reformation (im formalen und materialen Princip ihrer Bekenntnisse) nach Innen und Anerkennung der Mission nach Außen, mithin Charakterisirung und Markirung der inneren und äußeren Totalität, das scheint eine Hauptaufgabe der bevorstehenden General-Synode zu seyn.

Raum dürfte nach dem, was über die im Bekenntnisse ruhende, rein geistliche Macht und Waffe der Kirche und über die allen Gemeindegliedern zuzugesehene Theilnahme an ihren Gütern und Ämtern gesagt worden ist, noch eine besondere Verwahrung gegen den Verdacht kirchenstaatlicher Hierarchie einzulegen seyn. *Finis politicae — salus publica; finis*

ecclesiae — salus aeterna. So gerne sich die Kirche den Vorwurf des Plinius in seinem Briefe an Trajan über die inflexibilis obstinatio der ersten Christen in Bezug auf ihr Bekenntniß gefallen läßt und mit Luther spricht: „Mein Kopf soll härter seyn, denn meiner Feinde alleramts, wenn ihrer noch so viele wären und will auch in dieser Sach (nämlich dem Bekenntnisse) anders nicht seyn, noch gehalten werden, denn eigensinnig, steif und fest;“ — so dankbar ehrt sie dennoch den Schutz der politischen Gewalt, besonders wenn dieselbe sie nicht, wie nach ihrer bisherigen Verfassung, in den Staatsmechanismus verflucht; so ehrfurchtsvoll begrüßt sie den evangelischen Landesherren und seine Beamten unter ihren Presbytern; so entschieden hält sie die Seelsorge als ihren Endzweck fest.

Grünhagen, 19. Mai 1846.

G. S. Monbilly.

Vom allgemeinen Priesterthume der Christen.

Ein jeglicher Priester, sagt der Brief an die Hebräer (10, 11.), ist eingesezt, daß er alle Tage Gottesdienst pflege und Opfer thue. Der Apostel Paulus (Röm. 12, 1.) begreift Beides in Ein Amt, wenn er einen vernünftigen Gottesdienst nennt, seinen Leib zum lebendigen, heiligen, Gott wohlgefälligen Opfer hingeben. Da alle irdische Habe, Geld und Gut, zu unserem leiblichen Wesen gehören, so sind auch die Gott wohlgefälligen Opfer des Wohlthuns und Mittheilens (Hebr. 13, 16.) ein Stück des leiblichen Opfers. Da ferner alle liebende Hingebung, welche der fleischlichen Zärtlichkeit gegen sich selbst und der natürlichen Trägheit widerstreitet, und eben so alle Abgabung der Welt und ihrer Lust, ein Opfer fleischlicher Natur, also des Leibes ist, so spricht Jakobus von demselbigen Opfer, wenn er sagt (1, 27.), ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater sey der: die Waisen und Wittwen in ihrer Trübsal besuchen, und sich von der Welt unbefleckt behalten. Und diesem Schlachtopfer des Fleisches soll sich zugesellen das Rauchopfer vom Gebet der Heiligen (Offenb. 8, 3. 4.), daß sie opfern das Lobopfer Gott allezeit, das ist, die Frucht der Lippen, die den Namen Jesu bekennen (Hebr. 13, 15.). Die lebendigen Thaten der Überwindung des Fleisches durch den Geist, der tröstenden, helfenden, mittheilenden Liebe, der Anbetung im Geist und in der Wahrheit, des lobenden Bekenntnisses, die sind also der Stoff der Neutestamentlichen Opfer, welcher an den Platz der Farren, Widder und Böcke des Alten Testaments gestellt worden ist, und darin soll der tägliche Gottesdienst und das fortwährende Opfer der Priester des Neuen Bundes bestehen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 17. Juni.

N^o 48.

Vom allgemeinen Priesterthume der Christen.

(Fortsetzung.)

Es wird aber Etwas zum Opfer nur dadurch, daß ein Wort des Geistes darein gefasset ist, daß es geistlichen Sinn und Bedeutung hat; das macht sein Wesen. Und danach ist alles Opfern entweder Sühn- (Sünd- und Schuld-) Opfer, oder Dankopfer. Sind nun gleich durch das einmalige, für allezeit gültige, allein vollkommene Selbstopfer des Sohnes Gottes über unsere Sünde alle anderen Sühnopfer abgethan und aus, so daß nur noch die Dankopfer bleiben, so hangen gleichwohl diese unsere Dankopfer mit dem Sühnopfer Christi aufs Innigste zusammen und sind durch dasselbe allein möglich. Darum der Apostel (1 Cor. 6, 20.) mit dem großen Sühnopfer, dadurch wir theuer erkauft sind, als Folgeforderung verbindet, daß wir Gott preisen sollen an unserem Leibe und in unserem Geiste, dies aber ist Dankopfer bringen, denn der Herr sagt (Ps. 50, 23.): Wer Dank opfert, der preiset Mich. Wir können auch nur Dankopfer bringen kraft jenes Sühnopfers, da wir eben uns selbst nach dem Leibe und im Geiste darbringen sollen zum Opfer in der That und Wahrheit; jedes Opfer, das nicht ein Gräuel seyn soll vor dem Herrn, rein und heilig, unbesleckt und unsträflich seyn muß; wir dies aber nur sind kraft des Sühnopfers Jesu Christi, wenn uns dasselbige im wahrhaftigen Glauben rechtfertigt und rein und heilig darstellt Gott dem Vater. Daraus denn folgt, daß nur die wahrhaft Gerechtfertigten und Wiedergeborenen, die Auserwählten und Heiligen Gottes unbeslechte, heilige und Gott wohlgefällige Opfer und Gottesdienste thun, und allein Priester des Neuen Bundes seyn können; weiter aber, daß sie alle auch in Wahrheit Priester Gottes und, unter Christum als das Haupt verfaßt, ein heiliges Königreich von Priestern sind. Darum heißt es in der Offenbarung (1, 6.), daß Christus uns zu Priestern gemacht habe vor Gott, seinem Vater. Und der heilige Petrus schreibt den Erwählten (1 Petr. 1, 1.), Gläubigen (21.), Wiedergeborenen (23.), Befehrten (2, 25.), sie seyen das auserwählte Geschlecht, das königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums, daß sie verkündigen sollen die Tugenden des, der sie berufen von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Lichte (2, 9.), und ermahnt sie (2, 5.), sich zu bauen zum heiligen Priesterthum, zu opfern geistliche Opfer, die Gott angenehm sind, durch Jesum Christum.

Befehen wir, was die Neutestamentlichen Opfer seyen, so sind es die Früchte des heiligen Geistes, die guten Werke im höchsten Sinne. Aber wie nicht gute Werke einen guten Mann machen, sondern ein guter Mann thut gute Werke, so machen im neuen Bunde auch nicht die Opfer den Priester, sondern der

Priester macht die Opfer; nicht also, daß auch der ein Priester wäre, der keine Opfer und Gottesdienst thäte, sondern daß nur solches wahrer Gottesdienst und Opfer sind, die ein rechter Priester thut. Denn im Neuen Testamente steht das ganze Opfer auf der Person. Nur das sind vollkommene Opfer, da Priester und Opfer Eins sind. Darum alle Alttestamentlichen Opfer unvollkommen waren, denn das Opferthier und der Priester waren allezeit zwei. Aber zur Vollkommenheit des Opfers gehört auch noch, daß der, welcher das Opfer bringt, und der, für welchen es gebracht wird, Eins seyen; und auch diese waren Zwei unterm Alten Testamente. Im Neuen Bunde aber sind sie ebenfalls Eins. Denn Christus, da er für die Menschheit starb, war er selber Mensch geworden, und opferte in ihm die Menschheit zum Sühnopfer, an welchem wiederum Niemand Theil hat, er sey denn Eins geworden mit Christo (Joh. 17, 20—23.), als die Rebe mit dem Weinstock (Joh. 15, 4.), und eingepflanzt in ihn durch den Glauben. Und also auch bei den Dankopfern des Neuen Bundes sind, die sie bringen, zugleich die, für welche sie gebracht werden. Denn alle wahre gute Werke sind lebendige und thätige Darbringung und Hingebung der Person in Liebe zu Gott und den Brüdern. Darum steht auf der Person auch das ganze Neutestamentliche Priesterthum, und wer ein Befehrter, Wiedergeborener, Gerechtfertigter und Auserwählter ist, der und der allein ist ein rechter Priester des Neuen Bundes und kann allein die rechten Dankopfer thun, das ist die Werke der Gnade. Quell und Ursach der guten Werke ist aber nicht der Mensch selbst; sondern der heilige Geist, der in ihm ist, wirkt die Werke. Darum ist das die priesterliche Würde im Neuen Testamente, daß der heilige Geist in dem Gerechtfertigten wohnt und wirkt in ihm die rechten Opfer und Gottesdienste.

Es ist aber zu unterscheiden, was ein rechter Priester ist und was er thut; danach wie Gott ansieht ihn selbst und seine Gottesdienste. Die drei Stücke, die das Wesen des rechten Priesters ausmachen, sind, daß er ausgesondert sey vor den Andern, daß er geheiligt sey, und daß er sich zu Gott nahe. Solches Alles hatte sein Vorbild bei den Priestern des Alten Bundes, hat sein Urbild in Christo, als dem einigen rechten Hohenpriester, und sein Nachbild an denen, die in Jesu Christo sind. Unsere Aussonderung aber ist die ewige Erwählung derer, die selig werden; unsere Heiligung in diesem Sinne ist die Weihung durch das Blut Christi (Hebr. 10, 10.), wie er denn selbst sagt (Joh. 17, 19.): „Ich heilige mich selbst für sie, auf daß auch sie geheiligt seyen in der Wahrheit,“ und ist ferner die Salbung durch seinen heiligen Geist; und daß wir Gott nahen können, das ist der Zugang, welchen wir haben durch Jesum Christ im Glauben (Röm. 5, 2., Eph. 2, 18.; 3, 12.) und im

Geist. So sind wir also nur Priester durch Christum und in ihm, sofern er unsere Sünde bedeckt und uns mit seinem Verdienste vertritt. Der Mensch aber, wie er durch den Fall geworden ist, hat nicht allein „das Gefühl der Sünde“, *) sondern wirklich und wahrhaftig Sünde, die ihn scheidet von seinem Gott (Jes. 59, 2.); „als solcher „kann also“ der Mensch der Gottheit „nicht“ nahen, also auch nicht „mit priesterlicher Würde.“ Will er es aber trotz seiner Sündigkeit „unternehmen“, so kann er es nicht dadurch, „daß er sich persönlich verantwortlich fühlt für all sein Thun und Denken“ — wie denn auch das Fühlen in dieser heiligen Sache nichts ausmacht —, sondern allein dadurch, daß er einen Anderen hat, nämlich den Sohn Gottes, der ihn vertritt und verantwortet (vgl. Röm. 8, 30—38., sonderlich V. 34.). Hiob sagt (9, 2, 3.): Ich weiß fast wohl, daß also ist, daß ein Mensch nicht rechtfertigt bestehen mag gegen Gott. Hat er Lust, mit ihm zu hadern, so kann er ihm auf tausend nicht eins antworten. Und Hiob war unterm Alten Bunde. Desgleichen David, der im 51sten Psalm die stärkste Gefühl sittlicher Verantwortlichkeit zeigt. Offenbar ist, daß das Gefühl, und was mehr ist, die Erkenntniß persönlicher Verantwortlichkeit aus dem Gesetze kommt. Adam, ehe ihm das Verbot, vom Baume der Erkenntniß zu essen, gegeben war, war nicht verantwortlich dafür, ob er davon aß oder nicht, aber das Gesetz, nicht zu essen, machte ihn verantwortlich. Nun konnte er sich verantworten, so lange er gehorsam war, als er aber gegessen, konnte er's nicht mehr; und weil er's nicht konnte, gleichwohl aber seine persönliche Verantwortlichkeit fühlte, darum scheute er die Nähe Gottes und versteckte sich vor seinem Angesicht, und darum versuchte er's, sich zu verantworten, als der Herr ihn zu Rede stellte. Daher ist das Gefühl persönlicher, sittlicher Verantwortlichkeit so alt, als das Gesetz Gottes, und so groß, als dessen Erkenntniß — bei allen Menschen, auch den Heiden (Röm. 2, 15.). Die Verantwortlichkeit ist eine zweifache, eine, die sich verantworten kann, und eine, die es nicht kann. Diese aber ist die unfreie; denn so wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst und die Wahrheit ist nicht in uns (1 Joh. 1, 8.). Jeder Mensch hat mithin die sittliche Verantwortlichkeit und das Gefühl derselben nach dem Maße seiner Kenntniß des Gesetzes, ohne sich doch verantworten zu können. Daß „kein anderer Mensch für ihn die Verantwortlichkeit übernehmen kann, wußten die unterm Gesetze auch schon, denn so sagt der 49ste Psalm, V. 8. 7.: Kann doch ein Bruder Niemand erlösen, noch Gott für ihn eine Sühnung geben, denn es kostet zu viel, ihre Seele zu erlösen, daß er's muß lassen ansehn ewiglich. Und daß „kein eigenes äußerlich erscheinendes Thun den Mangel der inneren Gesinnung des Glaubens und der Liebe ersetzen kann“, war im Alten Bunde auch schon offenbar, wie der 50ste Psalm, das erste Capitel des Jesaja, und hundert andere Stellen Alten Testaments beweisen. Es ist demnach klar, daß die sittliche Verantwortlichkeit schon aus dem Gesetze kommt, nicht erst aus dem Evangelium, und daß sie mit dem Neutestamentlichen Priesterthum nichts zu schaffen hat, am wenigsten eins

mit demselben ist. Denn sie ist das Mittelglied zwischen Gesetz und Sünde und überweist uns derselben. Sollen wir aber Gott nahen, so müssen wir ohne Sünde seyn. Dazu aber kommt's nicht an auf unsere sittliche Verantwortlichkeit, sondern darauf kommt's an, wie Gott die Person ansieht.

Will nun „der Mensch als solcher“ sich Gott nahen, so wird Gott nichts an ihm sehen, als Sünde, Gebrechen und Verdammliches, und alle persönliche Verantwortlichkeit wird ihm nicht abwenden die Ungnade und das Mißfallen Gottes. Ist aber der Mensch nicht mehr als solcher, sondern in Christo und eine neue Creatur, d. i. hat er durch wahrhaftigen Glauben das neue Leben aus Christo in sich, so sieht Gott um Christi willen nicht mehr an, was an ihm sündig, gebrechlich und verdammlich ist, obwohl solches ihm noch immerdar anklebt, sondern Gott sieht solchen Menschen in seinem Sohne und seinen Sohn in solchem Menschen an, ist ihm um deswillen gnädig und hat sein Wohlgefallen an ihm. Al' Jehd' hat nun ein Ende. Warum aber? Weil Christus ihn verantwortet. Denn weil ein solcher Gerechtfertigter nicht mehr unter dem Gesetze ist, wie die Schrift bezeugt, so ist mit dem Gesetze auch die Verantwortlichkeit weggenommen; denn wem nichts zugerechnet wird, der braucht auch nichts zu verantworten. Nicht als ob die Sünde an ihm nicht mehr Sünde wäre, was sie ja freilich bleibt; aber sofern er in Christo Jesu ist, und nicht nach dem Fleisch wandelt, sondern nach dem Geist, sieht Gott nichts Verdammliches an ihm (Röm. 8, 1.). Wie kann man demjenigen von persönlicher Verantwortlichkeit reden, der mit Paulus (Röm. 8, 33. 34.) sagen darf: „Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hie, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns.“ — Bleibt aber bei einem solchen gleichwohl auf anderer Seite das Gefühl der Verantwortlichkeit, so ist das auch ganz recht; doch muß man sagen, es bleibt nicht, weil er durch Christum Gott priesterlich nahen darf, sondern obwohl er dies darf.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus der Provinz Sachsen.

Ein in Nr. 36. der Berliner Allgemeinen Kirchen-Zeitung enthaltener Aufsatz lenkt auf's Neue die öffentliche Aufmerksamkeit auf gewisse Vorgänge in Halle, welche in derselben Zeitung schon früher berührt waren, und welche allerdings wohl ganz geeignet sind, die Theilnahme der Evangelischen Kirche in Anspruch zu nehmen. Es gilt hier nämlich nichts Geringeres, als die praktische Ausführung der Angriffe, welche in Rülhen und sonst wo auf das älteste allgemeine Bekenntniß der christlichen Kirche, das apostolische Symbolum, gemacht sind. Der Verf. des genannten Aufsatzes berichtet über die Erörterungen, welche in Bezug darauf in einer von dem Herrn Gen.-Superint. Dr. Möller, am 24. April d. J. zu Halle, gehaltenen Ephoral-Synode stattgefunden haben. Diese Synode wurde bei Gelegenheit der an demselben Tage bewirkten gleichzeitigen Einführung der Herren Superintendenten Böhmke und Dryander in das Ephoralamt abgehalten. Der Ref. läßt sich zuerst über die bei dieser Einführung selbst stattgehabten Feiertlichkeiten

*) Wunsen, die Verfassung der Kirche der Zukunft, 1845, S. 69.

eines Weiteren aus. Er bemerkt zuvörderst, wie durch das veranlassende Consistorial-Rescript auf einen Aufzug der Geistlichen über den Markt nach der Moritzkirche, auf Einläutung dieses hohen „Invesiturfestes“ durch sämtliche Glocken der Stadt um 6 Uhr des Vorabends u. angetragen sey. Die evangelischen Collegien bei sämtlichen Kirchen der Stadt hätten aber weder von einer Invesitur, noch von einer kirchlichen Bedeutung derselben etwas wissen wollen, die Kirchväter von St. Moritz hätten sich überdies schon „bei diesem allerdings an katholische Verhältnisse erinnernden Namen, womit die simple Einführung eines administrativen Beamten in den Nimbus einer bischöflichen Inthronisation gehüllt wird“, gegen hierarchische Präensionen verwahren zu müssen geglaubt, und so sey denn dieses „Invesitur-Läuten“ von sämtlichen Collegien abgelehnt worden, und statt des feierlichen Aufzuges seyen auch die Geistlichen von der Marktkirche aus eine unbequeme Treppe hinab durch die Salzkothlen ganz unbemerkt in die Moritzkirche gegangen. Fast müssen wir bezweifeln, daß durch das Consistorial-Rescript wirklich ein solcher Aufzug, wie ihn Ref. bezeichnet, gefordert worden sey, denn wäre er wirklich beabsichtigt gewesen, wer hätte es hindern wollen, daß er in Ausführung gebracht wäre? Eben so wird das von dem Ref. so mißlich angesehene „Invesitur-Läuten“ wohl darauf hinauskommen, daß, wie es allgemeine Sitte und Vorschrift ist, die mit der Einführung der beiden Superintendenten verbundene Kirchenvisitation Abends vorher hat eingeläutet werden sollen. Wie aber Ref. sowohl, wie die Herren Kirchväter zu St. Moritz, wenn anders jener über sie recht berichtet, dazu kommen, in der Anforderung eines solchen Geläutes hierarchische Präensionen zu sehen, und bei dem ganz gewöhnlichen Namen „Invesitur“ gleich „den Nimbus einer bischöflichen Inthronisation“ zu wittern, das ist, mindestens gesagt, nur aus der argen Besangenheit erklärlich, mit welcher eine gewisse Partei jeden Schritt, der von der anderen Seite in wie irgend einem kirchlichen Bewußtseyn gethan wird, betrachtet. So weit freilich sind wir nicht im Stande, unser kirchliches Bewußtseyn zu verläugnen, daß wir mit dem Ref. und den Hallischen Kirchvätern dem Eintritt eines Superintendenten in die Mitte seines Ephoralkreises gar keine kirchliche Bedeutung mehr beilegen und darin nichts fähen, als die „simple Einführung eines administrativen Beamten“. Schlimm genug, wenn manche Superintendenten durch die überwiegend äußere Stellung, welche ihnen ihr bisheriges Verhältniß zu den Regierungen gegeben hat, so weit gekommen sind, daß sie sich für nichts als administrative Beamten achten und sich auch nur so begeben! Aber in Wahrheit sind sie mehr als das. Sie haben ein Amt in der Kirche; sie sollen zwar nicht herrschen, denn nur Einer ist unser Meister, Christus; aber die Verantwortung liegt auf ihnen, daß sie Sorge tragen für die Gemeinden, die ihrer Obhut übergeben sind, auf daß sie vor Allem wohl mit dem Worte bedient werden, und sonst auch Alles ordentlich bei ihnen gehehe. Und wenn dieser Gesichtspunkt festgehalten wird, wäre es ja wahrlich nichts so Unerhörtes, wenn die betheiligten Gemeinden durch den Ruf der Glocken an die Bedeutung dieses heiligen Verhältnisses zuvor erinnert würden; und wir könnten dem Kirchenregimente nur unseren Beifall zollen, wenn es auch durch solche äußere Anordnungen das kirchliche Bewußtseyn in dieser Beziehung zu wecken suchte; obwohl wir allerdings zugegeben, daß das Zeil von solchen Anordnungen allein nicht herkommt und sie nur dann recht fruchtbar wirken, wenn schon ein inneres, ihnen entsprechendes Bedürfnis da ist. Zu Frankreich's Zeiten, welche des realen Guten wohl mehr aufzuweisen hatten, zumal in Halle, als die jetzigen, würde schwerlich gegen die „Invesitur“ und das „Invesitur-Läuten“ so viel eingewandt seyn, als jetzt, auch würde die Einführung zweier Superintendenten an einem und demselben Tage gewiß mehr Theilnahme gefunden haben, als sie in der That — wir müssen das dem Ref. zugeben — gefunden hat. Wenn

Ref. indeß den Grund davon allein darin sucht, daß die Eingeführten nicht *gratae personae* gewesen seyen, so mag er wohl ein Recht haben, dies von seinem Standpunkte aus zu versichern, sonst aber ist es eine Thatfache, daß beide Superintendenten zu den beliebtesten und am meisten gehörten Predigern in Halle gerechnet werden.

Indem der Ref. nun zum Bericht über den bei der Einführung abgehaltenen Gottesdienst fortschreitet, findet er bei letzterem auch viel zu erinnern. Die Predigt des General-Superintendenten über Joh. 4, 31 ff. hat ihn nicht befriedigt, „weil der reiche, große Grundgedanke des Textes, „der Segen einer frommen Vergangenheit“, fast nur in einzelne, oft sehr weichlich gezeichnete Genrebildchen zerfloßen sey“. Dies ist ein ungerechtes Urtheil. „Von dem Segen einer frommen Vergangenheit“, wie Ref. will, hat der General-Superintendent allerdings nicht gesprochen, aber er hat den „großen, reichen Grundgedanken des Textes“ richtiger und treffender zu erfassen gewußt, indem er davon redete, „wie uns nichts Eigenes übrig bleibe in unserem Werk und in unserer Freude“. Diesen Gedanken hat der General-Superintendent auf die ihm eigenthümliche Weise, vornehmlich im Anfange der Predigt, durch einzelne Beispiele deutlich gemacht, welche durchaus passend gewählt waren, und wir begreifen nicht, wie Ref. dies „ein Zerfließen in einzelne, weichlich gezeichnete Genrebildchen“ nennen kann, zumal da es der Predigt durchaus nicht an klarem Zusammenhange fehlte. Wir erklären uns aber dies eben nicht freundliche Urtheil aus der Mißstimmung, mit welcher Ref. die in der Predigt einmal vorgekommene „Abwehr gegen die, welche die Bergangenheit der Kirche durchstreichen wollen“ vernommen hat. Mit der an diesem Tage von Möller gehaltenen Katechisation ist Ref. mehr zufrieden; dagegen ist ihm der Einführungsakt wieder gar nicht recht gewesen, besonders deshalb nicht, weil in der „sehr detaillirten Instruktion für die Superintendenten eine fast inquisitorische Nachschübe bei Beaufsichtigung des inneren Lebens der untergebenen Geistlichen angedeutet gewesen sey“. Die Sache ist die, daß der General-Superintendent eine Admonition vorlas, welche in alterthümlicher Form die Pflichten eines geistlichen Oberen auf eine sehr schöne Weise aussprach, und wahrscheinlich aus älteren Aenden zusammenggetragen ist. Wenn hier in kräftiger Weise die Schuldigkeit eines geistlichen Oberen, Acht zu haben auf die Lehre und das Leben der untergebenen Geistlichen, auch ausgesprochen war, so mußte das jeder kirchlich gesinnte Mensch ganz in der Ordnung finden, und nur der konnte darin wieder etwas von „Inquisition“ wittern, dem „die kirchliche Bedeutung“ des Ephoralamtes ganz abhanden gekommen ist. Hätten wir an der gesammten kirchlichen Feier vielleicht etwas vermist, so wäre es die direktere Beziehung aller einzelnen Akte auf die Einführung der Superintendenten. Die Instruktion zweier Superintendenten an einem Tage, in einer Stadt wie Halle, zumal unter den gegenwärtigen Zeitumständen, erscheint uns als etwas so Wichtiges und Bedeutsames, daß sie durchaus und ausschließlich den Mittelpunkt der ganzen Feier bilden mußte. So aber stand die Predigt und die Katechisation des Herrn General-Superintendenten in sehr loser Verbindung damit und die bloße Ablefung der Admonition, womit die Einführung geschah, befriedigte nach unserem Gefühl zu wenig die Erwartung, die sich immer an einen so wichtigen Moment knüpfte. Auch war die wörtliche Vorlesung der Bestallung, in welcher sogar die Tabellen vorkamen, von Seiten des Assistenten wenig erbaulich. Doch ist die ganze Form, welche der Gottesdienst erhielt, daraus erklärlich, daß die Introduction zugleich Kirchenvisitation seyn sollte. Es ist aber eben die Frage, ob das ganz zweckmäßig ist.

Ref. kommt nun auf die Hauptsache, die Synode, welche unter dem Vorsitze des General-Superintendenten nach Beendigung der kirchlichen Feier die Mitglieder beider Ephorien nebst einigen fremden Geistlichen, denen der Zutritt gestattet war, in dem Schulsaale des Wagen-

gebäudes vereinigte. Nachdem er zuvörderst bemerkt, daß die Diskussion sich etwas schleppend und unfruchtbar an zwei Stunden hingezogen habe, berichtet er, wie der General-Superintendent endlich selbst den empfindlichen Punkt zur Sprache gebracht habe, — den liturgisch vorgeschriebenen vollständigen Gebrauch des apostolischen Symbolums, besonders in Halle. Dieser Punkt sey zunächst von dem Consistorium auf Veranlassung der Ebert'schen Vertheidigungsschrift für Wislicenus, worin es unter Anderem heiße: „Einige der Hallischen Geistlichen pflegen das apostolische Symbolum bei der Taufe ganz fortzulassen“, weiter in's Auge gefaßt worden und eine Umfrage gehalten, wobei sich herausgestellt, daß allerdings die angegebene Thatfache richtig sey, daß in Halle eine sogenannte freiere Praxis ziemlich von allen Geistlichen gehandhabt werde, d. h. eine solche, welche sich nicht streng an die vorgeschriebenen liturgischen Formen binde, namentlich bei der Taufe (und Confirmation) das sogenannte apost. Symbolum entweder ganz oder nur den auslöschigen Passus weglasse, übrigens aber die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes vollziehe. Die Gemeinde sey nun durch jenes Consistorial-Rescript aufmerksam geworden; man habe geglaubt, jene sogenannte freiere Praxis sey durch dasselbe untersagt worden, und bei einem Taufantrage sey dem Diakonus Hasemann von dem Vater des Kindes und den Paten zu verstehen gegeben, daß sie die Taufe des Kindes auf den unverkürzten Gebrauch des apost. Symbolums nicht gestatten würden. Dies. bemerkt in seinem Bericht nicht ausdrücklich, ob der Diak. Hasemann diesem Ansuchen nachgegeben sey. Er spricht nur nachher davon, daß derselbe offen seine Differenz mit dem apost. Symbolum in Betreff des „empfangen von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle und Auferstehung des Fleisches“ bekannt habe, „was mit großer geistlicher Wehmuth angehört worden sey“. Indem wir diesem Berichte nur noch hinzufügen, daß der Diak. Hasemann wirklich die Taufe in der verlangten Art verrichtet hat, müssen wir leider das sonst Beigebrachte bestätigen. Der Diak. Hasemann war der Erste, der in dieser Sache, nachdem der General-Superintendent sie angeregt, das Wort nahm. Wir können durchaus nicht sagen, daß er dabei mit seiner Überzeugung zurückhielt. Sichtbar glaubte er eine gute That zu verrichten, mit der man nicht säumen müsse, als er, nachdem er längere Zeit sich über die auch von ihm befolgte „freiere Praxis“ bei der Taufe verbreitet hatte, und der General-Superintendent und Viele der Anwesenden ungeduldig fragten, was denn das für eine Praxis sey, damit herausfuhr, er sey gar nicht in Verlegenheit, sich auch darüber zu erklären, „er glaube nicht an die Jungfrauschast der Maria, empfangen von dem heiligen Geist, niedergefahren zur Hölle und Auferstehung des Fleisches“; und deshalb habe er auch diese Punkte aus dem apost. Symbolum stets weggelassen. Ref. bemerkt, daß diese Erklärung mit großer geistlicher Wehmuth angehört sey. Ref. hat schwerlich dies Gefühl getheilt, und von seinem Standpunkte aus können wir das vollkommen begreifen, aber er hätte sich des Spottes enthalten sollen. Das ist die viel gerühmte Toleranz der anderen Seite! Leute, die noch irgend ein kirchliches Bewußtseyn in sich trugen, mußte ja freilich wohl der tiefste Schmerz ergreifen bei dem Zustande der Kirche, wie er sich hier darstellte! Da steht ein Prediger, ein Diener Christi, ein Haushalter über Gottes Geheimnisse, dem das Wort und die Sacramente vertraut sind, von dem der Herr wird Rechenschaft fordern, von dem er das verlorene Blut wird fordern (Hesek. 3, 17—19.), der bei Gefahr seiner Seligkeit nicht der Menschen Knecht seyn soll und dem auch

die Verheißung in Fällen des Widerspruchs gegeben: „Ich habe dein Angesicht hart gemacht gegen ihr Angesicht, und deine Stirn gegen ihre Stirn (Hesek. 2, 8.). Und der läßt sich von Menschen, welche das apostolische Glaubensbekenntniß nicht etwa darum verworfen, weil einige anstößige Ausdrücke darin vorkommen, sondern weil sie Schiffbruch am Glauben genommen haben, sagen: „Wir gestatten nicht, daß unser Kind auf das apostolische Glaubensbekenntniß getauft werde!“ und thut auch augenblicklich, was sie begehren. Ich frage, was soll aus den Heilighümern der Kirche werden, wenn sie so von ihren eigenen Dienern preisgegeben werden! Ist das Treue, ist das rechtschaffene Liebe gegen die anvertrauten Seelen der Kleinen und Großen? Ja noch mehr! da ist eine Versammlung von lauter Dienern Gottes, alle Diener des Wortes, alle in Ämtern und Würden der Kirche, alle in Eid und Pflicht genommen von der Kirche, bei ihren Lehren und Bekenntnissen zu bleiben, und diese Versammlung ist nicht eine private, sondern eine amtlich kirchliche, unter dem Vorß der obersten kirchlichen Provinzialbehörde, und hier kann einer der versammelten Geistlichen, nicht etwa, um durch solche Erklärung den faktischen Austritt aus diesem Verbands zu bezeichnen, sondern als einer, der hier im vollen Rechte sey, das älteste Bekenntniß der Kirche offen angreifen und sagen: „Ich glaube nicht mehr daran!“ Denn wenn er auch nur einige Sätze daraus als solche hervorhob, an die er nicht glaube, so sind es doch solche, ohne welche die übrigen ihre eigenthümliche Bedeutung verlieren, mit der unsündlichen Geburt Christi fällt ja seine göttliche Würde, die göttliche Bedeutung seines Lebens, Leidens und Sterbens! — Es war daher auch weniger „große geistliche Wehmuth“, mit der die Erklärung des Diak. Hasemann von den kirchlich gesinnten Mitgliedern der Synode angehört wurde, als vielmehr ein stummes Staunen, was Niemand, auch den Herrn General-Superintendenten nicht, zu Worte kommen ließ. Wenn aber nun Ref. bemerkt: „Es kam denn auch im Laufe der Debatte zu dem Geständniß sowohl von den beiden Superintendenten, als von dem Vorsitzenden selbst, daß sie sich alle Drei nicht von Seiten der kirchlichen Lehre aus und nicht mit allen Sätzen des apost. Symbols eins wüßten, eine Differenz, die schon vorher offen von dem Diak. Hasemann in Betreff des „empfangen von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle und von der Auferstehung des Fleisches“ bekannt war“, so ist dies eine so falsche Darstellung, daß wir versucht wären, bei ihr die übelsten Absichten zu vermuthen, und in den härtesten Ausdrücken uns dagegen zu erklären. Denn durch dieselbe gewinnt es gradezu den Anschein, als wenn der Herr General-Superintendent und die beiden Herren Superintendenten sich ziemlich auf gleichem Standpunkte mit dem Diak. Hasemann befänden. Wir wissen aber eben so wenig, woraus dieses der Ref. entnommen hat, als auch die Meinung, daß im Laufe der Debatte eine Differenz hinsichtlich des apost. Symbolums zwischen jenen Dreien zugeständlich zum Vorschein gekommen sey. Es war wohl eine Differenz da über die Anwendung des Glaubensbekenntnisses bei der Taufe, aber auch nicht ein Wort ist gefallen, welches Ref. berechnen konnte zu sagen, jene Drei hätten gestanden, sie wüßten sich nicht eins mit allen Sätzen des apost. Symbolums, wie wir denn auch der festen Überzeugung sind, daß alle Drei, wenn es gefordert würde und sie es für angemessen hielten, sich öffentlich mit Herz und Mund zu dem ganzen unverkürzten Inhalte dieses ältesten kirchlichen Bekenntnisses bekennen würden.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen = Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 20. Juni.

N^o 49.

Vom allgemeinen Priesterthum der Christen.

(Schluß.)

Was nun ein rechter Priester des Neuen Bundes thut, das ist Alles Opfer und Gottesdienst. Darum ermahnt Paulus (Col. 3, 17.): Alles was ihr thut, mit Worten oder mit Werken, das thut alles im Namen des Herrn Jesu, und danket Gott und dem Vater durch ihn. Desgleichen (1 Cor. 10, 31.): Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es Alles zu Gottes Ehre. Was aber im Namen Jesu und durch ihn Gott dem Vater zu Dank und Ehren gethan wird, das ist rechtes Priesterwerk und eitel Opfer und Gottesdienst. Weil bei all unseren Worten und Werken nun Drei in Betracht kommen, Gott, der Nächste und wir selbst, so sind die Gottesdienste der Priester Christi auch dreifach, wie oben gesagt worden, nämlich zuerst, Anbetung, Lob und Verkündigung Gottes, danach alle Werke der Nächstenliebe, als Fürbitte, Tröstung, Ermahnung, Wohlthun, Mittheilen, kurz, alle Hülfe und Förderung in geistlichen und leiblichen Anliegen, endlich Überwindung des Fleisches durch den Geist, Abgabung der Welt und ihrer Lust und tägliche Heiligung, das Alles aber nicht um Befehles oder Gebotes willen, sondern aus freier Lust und Liebe.

Obwohl nun solche Werke auch von den Gerechtfertigten und Auserwählten in Schwachheit geschehen und ihnen allezeit Sünde anhaftet, doch, weil sie Werke des Lebens Christi im Menschen sind und durch die Vollkommenheit Christi heilig und vollkommen gemacht werden, so sieht Gott sie auch gnädig und mit Wohlgefallen an, ja er hat ihnen die Verheißung zukünftigen Lohnes gegeben.

Hat denn also das Priesterthum des Christen keinen „sittlichen Exponenten“? (Bunsen a. a. O. S. 91.) Freilich hat es ihn, aber, wie gezeigt worden, ist derselbe nicht „die allgemeine sittliche Verantwortlichkeit des Individuums gegen Gott“; denn diese ist die Stellung des Menschen zu Gott nach dem Befehl. Es ist aber eine andere Stellung, welche der Wiedergeborene zu Gott hat nach der Gnade, durch den Glauben an Christum, worin die christliche Sittlichkeit nicht eine Forderung, nicht ein Postulat, sondern Geschenk und Gabe und Wirklichkeit ist, sowohl nach Fähigkeit als nach Gerechtigkeit und Bethätigung. Denn daß wir tüchtig sind, ist von Gott (2 Cor. 3, 5.), und der heilige Geist wirkt Wollen und Vollbringen nach seinem Wohlgefallen (Phil. 2, 13.). Nennen wir also den sittlichen Exponenten des christlichen Priesterthums die freie Bethätigung der vom Geiste Gottes gewirkten Liebe in eigener, gewissenhaf-

ter, dankbarer Treue,*) so ist dies ein Ausdruck, welcher gleichfalls „allgemein verständlich und keines Mysticismus verdächtig“ seyn dürfte. — —

Kann nun die Idee des allgemeinen Neutestamentlichen Priesterthums zur Grundlage der Verfassung der Kirche gemacht werden, wie solches neuerlich (insbesondere von Bunsen in dem ganzen angeführten Buche) versucht worden ist? Sehen wir zu.

Das ist gewiß, daß ein Königreich von Priestern muß eingerichtet und verfaßt seyn nach dem Wesen derjenigen, aus welchen es besteht, also nach ihrem Priesterthum, daß dasselbe darin in allen Stücken zu seinem Rechte kommen und sich bethätigen könne. Dafür finden wir ein Vorbild in der Verfassung des Volkes Israel, wie sie in der Wüste gestellt worden ist (2 Mos. 19, 5. 6.). Wir wissen auch aus heiliger Schrift, daß eine Zeit seyn wird, da Erkenntniß des Herrn die Erde bedeckt, wie Wasser den Meeresgrund (Jes. 11, 9.), da alle Heiden kommen und anbeten vor dem Herrn (Offenb. 15, 4.), und keine Verführung vom Widersacher mehr ist bei allen Völkern (Offenb. 20, 3.), da selbst die Zäumung der Rosse und die Kessel in den Häusern heilig sind (Zach. 14, 20. 21.); eine Zeit, da ein Hirte und eine Herde seyn wird (Joh. 10, 16.), da also das Priesterthum des Neuen Bundes in Wahrheit bei Allen ist, da Alle dem Herrn nahen und Alle den Herrn kennen, beide, Groß und Klein. Und da auch gesagt ist, daß zu dieser Zeit werde regiert werden mit Christo (Offenb. 20, 4. 6.), so ist kein Zweifel, daß alsdann das Urbild rechter Kirchenverfassung nach dem Grundgedanken des allgemeinen Priesterthums werde verwirklicht und real dargestellt werden; denn mit demselbigen wird es aus dem Unsichtbaren in's Sichtbare hervorgehen.

Allein, bis dahin und für jetzt ist die Kirche keine Gesamtheit von eitel Gerechtfertigten, Heiligen und Priestern Gottes. Ihr ewiges Wesen, als einer heiligen und unbesteckten, ist, wie wohl wahrscheinlich vorhanden, doch verborgen und noch nicht offenbar worden. Der Herr selber sagt, daß in der Kirche auf Erden müssen wahre und falsche Christen durch einander seyn, gleichwie gute Fische und faule in Einem Netz (Matth. 13, 47—50.), gleichwie Weizen und Unkraut in Einem Acker (E. 13, 24—30.); und daß unter den vielen Berufenen, welche geladen sind zur Hochzeit des Herrn mit seiner Braut, nur wenige Auserwählte seyen (Matth. 22, 14.). Darum ist die eigentliche geistliche Kirche, als die Gemeinde der Heiligen, nur Gott und Christo bekannt (Joh. 10, 14, 15.), Menschen aber verborgen und unerkennbar, mithin ein Anderes, als die leibliche Kirche

*) E. Harless' christliche Ethik, 1842, vornehmlich §§. 30—36.

auf Erden, und was von der Einen gilt, gilt nicht gleichermassen auch von der Anderen. Die leibliche Kirche ist die Gesamtheit der Berufenen, unter welchen freilich auch Auserwählte seyn müssen und zu allen Zeiten gewesen sind, als das Salz des Ganzen, als die Seele des Leibes, als die Säulen, Pfeiler und Träger des Hauses Gottes und seiner Verheissungen; aber gar Viele jener Berufenen bleiben auch nur solche, werden niemals zu Priestern Gottes und Christi, und sind gleichwohl in der Kirche, ja können von deren Gnaden und Anwirkungen nicht ausgeschlossen werden ohne Sünde derer, die es thun, weil Menschen die Erwählung Gottes und seine Gedanken und Wege an den Seelen nicht zuvor wissen können. Die Kirche beruht nicht auf Menschenwerk, sondern auf Gottes Werk und Gnade; darum setzt auch unsere Lehre das Wesen der rechten sichtbaren Kirche nicht in die Heiligkeit und das Priesterthum ihrer Glieder, wiewohl sie solche verlangt und hervorzurufen allezeit bestrebt ist, sondern in die reine Predigt des Wortes Gottes und richtige Verwaltung der Sakramente nach der Einsetzung Christi in einer Gemeinschaft; nicht also in ein Subjektives, sondern in ein Objectives, Gegebenes. In dieser zeitlichen, leiblichen Kirche ist also zwar enthalten eine Gesamtheit Neutestamentlicher Priester und ein solches Priesterthum, allein dasselbe ist darin kein allgemeines, weil es nur einer Auswahl zukommt, die von Menschen sich nicht herauslesen läßt. Summa: das wahre allgemeine Priesterthum der Christen steht allein bei der unsichtbaren Kirche, und mit eben dem Rechte, womit der Begriff der unsichtbaren Kirche da, wo es sich um kirchliche Verfassung handelt (auch von Bunsen, S. 149. 150.), abgewiesen wird, muß daselbst auch der Begriff des allgemeinen Priesterthums der Christen aus der Sache gelassen werden.*)

Da unsere Kirche ein solches Reich ist, das aus Berufenen besteht, doch aber auch immer etliche Auserwählte enthält, ein Reich aber, wie oben gesagt, nach dem Wesen derjenigen, aus denen es besteht, muß eingerichtet und verfaßt seyn, so folgt, daß eine rechte Verfassung unserer Kirche müsse so beschaffen seyn, daß die Berufenen darin nach ihrer Berufung, bis in deren äußerste Folgen und Wirkungen, zu ihrem Rechte kommen und sich bethätigen können. Dies nun hier weiter auszuführen, ist nicht der Ort. Daß aber auch der Beruf der Christen seinen gewaltigen sittlichen Exponenten als Postulat habe, und kein so geringes, vielmehr ein sehr Großes und Folgenreiches sey, können wir lernen aus Eph. 4, 1—7., wofelbst der Apostel sagt: „So

*) Auf das allgemeine christliche Priesterthum die Verfassung der Kirche zu gründen, wäre dasselbige, als zur Grundlage einer Staatsverfassung die Voraussetzung des allgemeinen Königthums aller Bürger zu stellen. Denn gewißlich gibt es ein solches, und besteht dasselbe darin, daß ein Bürger, der vollkommen gerecht und staatsklug ist, sich selber Gesetz stellen und unumschränkt handeln kann; es ist aber eben so unsichtbar in dem sichtbaren Staate enthalten, wie in der sichtbaren Kirche die unsichtbare der wahren Priester Christi. Diese Vergleichung gibt Bunsen S. 149. selbst an die Hand.

ermahne nun euch ich, Gefangener in dem Herrn, daß ihr wandelt, wie sich's gebühret eurem Beruf, darinnen ihr berufen seyd, mit aller Demuth und Sanftmuth, mit Geduld, und vertraget Einer den Anderen in der Liebe, und seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens; ein Leib und ein Geist, wie ihr auch berufen seyd auf einerlei Hoffnung eures Berufs: Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater Aller, der da ist über euch Alle und durch euch Alle und in euch Allen. Einem Jeglichen aber unter uns ist gegeben die Gnade nach dem Maß der Gabe Christi.“ —

B.

B. St.

Nachrichten.

Aus der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Nach dem Diak. Hasemann nahm der Diak. Hildebrandt das Wort, der allerdings nicht so offen, wie jener, sich gegen das apostolische Symbolum erklärte, sondern zunächst nur berichtete, wie er sich hinsichtlich des Gebrauchs desselben bei der Taufe in einigen speciellen Fällen verhalten habe. Er erzählte, wie ihm bei einer Taufe begegnet sey, daß von fünf Gevattern nur Einer auf die in der Preuss. Agenda unmittelbar auf das apost. Symbolum folgende Frage: „Begehret ihr, daß dieses Kind auf diesen Glauben getauft werde?“ „Ja“ geantwortet habe, wie ihm dies sehr überraschend gekommen sey, wie er das Schweigen der Anderen wohl hätte ignoriren können, er habe das aber für eine Unredlichkeit geachtet, sich schnell gefaßt und nun gesagt, die Anwesenden schienen Anstoß zu nehmen an der Fassung, welche der christliche Glaube in dem apost. Symbolum erhalten, er frage nun, ob die Pächten wollten, daß das Kind getauft werde nach der Anweisung, welche der Herr seinen Jüngern in den Worten gegeben: „Gehet hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes;“ worauf denn ein einstimmiges Ja erfolgt sey. Darauf sey noch zwei Mal das Begehren an ihn gestellt worden, die Taufe eben so, wie dort, zu vollziehen, und er habe diesem Verlangen nachgegeben. Der General-Superintendent bemerkte nun zuvörderst, daß der erstere Fall ihm ein anderer zu seyn scheine, als die beiden folgenden. Jener sey ein unvorhergesehenes Ereigniß gewesen, er habe sich dabei so gut zu helfen gesucht, wie er gekonnt, und man berechne in solchen Augenblicken nicht förmlich die möglichen Folgen, welche aus einem bestimmten Verhalten hervorgehen möchten; aber wenn er später von der durch die kirchliche Ordnung vorgeschriebenen Taufform abgewichen sey, so habe er dazu kein Recht gehabt. Ref. mißbilligt es nun selbst, daß Hildebrandt, die Debatte in's Persönliche spielend, dem General-Superintendenten den Vorwurf gemacht, daß er laut gedruckter Taufrede selbst das apost. Symbolum nicht gebraucht habe. Und gewiß verdient das um so mehr Mißbilligung, als er sich doch selbst leicht hätte sagen können, was ihm der General-Superintendent erst bemerktlich machen mußte, daß man nicht bei jeder Taufrede das Formular der Agenda abdrucken zu lassen pflege. In der Art, wie Hildebrandt hier verfuhr, lag wenig von der Beachtung der apostolischen Vorschrift: „Ehre, dem Ehre gebühret.“ Nachdem der General-Superintendent den ihm gemachten Vorwurf durch die bestimmteste Erklärung beseitigt hatte, daß er nie eine Taufe ohne das apost. Symbolum verrichtet habe, suchte Hildebrandt weiter sein Verfahren durch eine Übereinkunft zu ver-

theidigen, welche zwischen dem Superintendenten, dem er den Fall vorgelegt, und den übrigen Geistlichen getroffen sey. Worin diese Übereinkunft eigentlich bestanden habe, wurde Schreiber dieses nicht recht klar, indem der betheiligte Superintendent Manches in Abrede stellte, was Hildebrandt in Bezug darauf behauptete. Jener wollte von den kirchlichen Oberen in Magdeburg, mit denen er mündlich über die Sache Rücksprache genommen, den Bescheid erhalten haben, daß man das apost. Symbolum unter dormaligen Umständen in Halle mit möglichster Schonung der Gewissen bei der Taufe gebrauchen solle. Nicht mit Unrecht machte Hildebrandt auf die Unbestimmtheit dieses Bescheides aufmerksam und auch der General-Superintendent schien auf ein hier obwaltendes Mißverständnis hinzudeuten, indem er bemerkt machte, daß solche mündliche Eröffnungen nie einen officiellen Charakter an sich tragen könnten. Es läßt sich auch kaum denken, daß die kirchlichen Oberen irgendwie eine Abweichung von dem einmal gesetzlich festgestellten Gebrauch der Agende angerathen haben. Der Herr General-Superintendent blieb auch im Laufe der ganzen Diskussion immer dabei, daß das apost. Symbolum bei der Taufe gebraucht werden müsse, daß am wenigsten von Seiten der Geistlichen der Abstellung desselben irgend wie Vor Schub geleistet werden dürfe und daß Belehrung der einzige Weg sey, wie die Vermittelung geschehen könne. Nicht alle Anwesenden allerdings waren derselben Meinung. Es machte auf Mehrere Eindruck, als darauf hingewiesen wurde, wohin am Ende eine strenge und consequente Durchführung des kirchlichen Gebrauchs führe, daß dann „eine Verblutung des kirchlichen Organismus und eine gründliche Auflösung des seelsorgerlichen Verhältnisses zuletzt eintreten müsse“. Offenbar von dieser Besorgniß geleitet, redeten auch Männer, die sonst auf positivem Grunde stehen, einer freieren Praxis das Wort, gingen darauf ein, daß zu einer gütigen Taufe nicht das apost. Symbolum, sondern nur die Einsetzungsworte gehören und daß man allerdings da sich nachgiebig zeigen müsse, wo man sehe, daß der Widerspruch nicht aus einer rivalen Gesinnung, sondern aus unentwickelter christlicher Einsicht herrühre. Wenn Ref. aber sagt, man habe sich auch auf das Taufbuch von 1539, wie es noch jetzt in den Weimarschen Landen gelte und auch im Herzogthum Magdeburg wie in Halle bis in's siebzehnte Jahrhundert hinein gegolten habe, berufen, welches von dem Gebrauch des unerkürzten apost. Symbolums nichts wisse und einen freieren Standpunkt einnahme ganz ähnlich der Hallischen Praxis, und daß dieser Einwand sehr unangenehm die illusorische Provokation auf die Kirche und ihre Ordnung zerstört habe u. s., so hat er wohl die Macht und Wirkung der vorgebrachten Gründe nur von seinem Standpunkte aus beurtheilt. Den Gegnern konnte es ja nicht schwer fallen nachzuweisen, daß, wenn jenes Taufbuch auch eine größere Freiheit gestattet hätte, diese der Hallischen Praxis doch sehr unähnlich war, denn diese ruhet nachgewiesener Maßen auf dem Fundamente des Unglaubens, während jene nur den streng kirchlichen Glauben zur Voraussetzung und Grundlage hat. Denn wenn auch die nichtrationalistischen Geistlichen dieser freieren Praxis Raum gegeben hätten, so hätten sie es doch auch nur um des herrschenden Unglaubens willen gethan, aus Noth, so daß immer die Vergleichung der Hallischen Praxis mit der des erwähnten Taufbuchs nicht paßt. Es entsteht allerdings aber die gewichtige Frage, ob es unter den gegenwärtigen Umständen wohlgethan war und wohlgethan ist, dieser Praxis irgendwie nachzugeben. Zum Ersten scheint der in den Preussischen Landen angestellte Geistliche dazu nicht einmal ein äußeres Recht zu haben, denn so lange er noch nicht ein anderes erklärt hat und ihm darauf ein anderes bewilligt ist, ist er doch an den unerkürzten Gebrauch der Agende gebunden, und verläßt er diesen, so erscheint das als eine Willkür, in der

gläubige Geistliche am wenigsten den anderen vorgehen sollten. Diese gebrauchen diese Willkür im ausgedehntesten Maße, um den Glauben nicht bekennen zu dürfen, und sie berauben die Gemeinden damit faktisch oft des einzigen Körnleins, das sie vom Glauben noch zu schmecken bekommen, wenn beides, Predigt und Gesangbuch, ganz rationalistisch sind. Offenbar aber werden sie in dieser ihrer Willkür noch gestärkt, wenn ihre gläubigen Amtsbrüder sich derselben in eben dem Maße bedienen; und ob diese damit die ihnen besonders theure evangelische Freiheit in Anspruch nehmen und wahren zu müssen glauben, so sollten sie an das apostolische Wort gedenken: „Ich habe es zwar alles Macht, aber es frommet nicht alles, ich habe es alles Macht, aber es bessert nicht alles“ (1 Cor. 10, 23.). In Zeiten, wo der Glaube feststeht, mag man sich (wenn man ein äußeres Recht dazu hat) viel eher dieser Freiheit bedienen, als jetzt, wo eine jede, auch nur scheinbare Abweichung von der Form, die den Ausdruck des Glaubens hat, als ein Zugeständniß für den Unglauben angesehen wird. Das ist bei der ganzen Sache besonders in's Auge zu fassen. Man meint, wenn man den Leuten etwas nachgäbe, werde man sie desto eher gewinnen. Zum Ersten müssen wir bekennen, daß ein gläubiger Christ wenigstens von dem apost. Symbolum, zumal dem Unglauben gegenüber, durchaus nichts nachzulassen hat. Es enthält durchaus nur die wesentlichsten Stücke des christlichen Glaubens, und ein Zurückstellen desselben in Zeiten, wo es vom Unglauben angegriffen wird, kann uns nur als eine Verläugnung erscheinen. Darauf aber wird nie ein Segen ruhen. Sollen die Leute Vertrauen zum wahren christlichen Glauben erlangen, so müssen sie vor allen Dingen suchen, daß die ihn Bekennenden ihrer Sache ganz gewiß sind; sie müssen auch den Schein eines Hin- und Herschwankens nicht gewahr werden; sie müssen sehen, daß dieser Glaube auf festeren Stützen ruht, als ihr Denken und Meinen, und daß er eine ganz andere Zuversicht, eine ganz andere Haltung gibt, als ihre Vernunftsfäße. Es erfordert daher die wahre christliche Liebe, welche dem Herrn gern Seelen gewinnen möchte, daß wir da, wo unsere Nachgiebigkeit nur auf die entfernteste Weise als Unentschiedenheit gedeutet werden könnte, diese Nachgiebigkeit eben nicht zeigen, sondern vielmehr unwandelbare Festigkeit. Und wenn wir es mit Leuten zu thun haben, deren Widerspruch, wie ein Mitglied der Synode andeutete, nicht aus einem entschieden ungläubigen und unkirchlichen Sinne, sondern vielmehr nur aus unentwickelter christlicher Einsicht kommt, so werden diese an unserer Festigkeit einen desto sichereren Halt haben, und durch ein liebevolles Eingehen in ihre Bedenken, durch eben so demüthiges als freudiges Zeugniß, durch fleißige und fortgesetzte Belehrung wird es uns gewiß gelingen, wenn sie anders die wirklich sind, wofür wir sie zu halten geneigt sind, sie von ihrem Widerspruche abzubringen. Haben wir es dagegen mit offensbaren Feinden des Evangeliums zu thun, so wird jeder Schritt, den wir weichen, ihnen immer nur ein neuer Anlaß zum Triumphe über uns und zur Verhärtung ihrer eigenen Herzen werden. Sind sie bis auf einen Punkt gekommen, daß sie aus der Kirche ausgehen zu müssen glauben, so werden wir sie durch unsere Nachgiebigkeit auch nicht halten, wofür wir ihnen nicht unseren ganzen Glauben preisgeben. Überhaupt müssen wir uns ja nicht einschüchtern lassen durch die Drohung der Separation; wir sind der Überzeugung, je entschiedener die Kirche bei ihren Grundlagen verharret, je muthiger ihre Diener zeugen, desto eher wird die Gefahr derselben abgewendet werden. Nur setzen wir dabei voraus, daß dieser Muth nicht Übermuth, diese Entschiedenheit nicht herausfordernde Herrschsucht sey, sondern daß Alles getragen werde durch das wahrhaftige Leben, die Demuth, die Liebe. Wir müssen daher schließlich herzlich wünschen, daß unsere lieben Brüder in Halle mit aller De-

und Liebe auch feststehen auf dem Grunde, darauf sie ihr Glaube und die kirchliche Ordnung gestellt hat, und wir bitten zu Gott, daß er unseren verehrten Herrn General-Superintendenten trotz aller Anfeindungen, die er um seines Beharrens bei dem apost. Symbolum willen offenbar hier hat erleiden müssen, festhalte und immer fester gründe, auf daß er durch des Herrn Gnade in seinem hohen Amte eine sichere und zuverlässige Stütze darbiete allen denen, welche die Kirche auf ihren wahren Grundlagen zu erbauen heiligen Ernstes entschlossen sind.

Schreiben an den Herausgeber aus Frankreich vom 14. Mai 1846.

Die jährlichen religiösen Versammlungen zu Paris haben in diesem Jahre abermals gezeigt, daß die Wahrheit niemals Rückschritte macht, und daß das Reich des Herrn ein Reich der Herrlichkeit ist, welches sich mit Macht entwickelt, sobald man ihm sich zu entwickeln und auszuweiten gestattet. Mehr als achtzig Pastoren, eine große Zahl von Confessorial-Ältesten, endlich Abgeordnete auswärtiger Gesellschaften waren in der Woche vom 26. April bis zum 3. Mai in Paris zusammengekommen. Der größte Theil derselben fand bei den Brüdern in der Hauptstadt eine Gastfreundschaft, die denen, welche sie empfingen, eben so theuer und lieb war, wie denen, die sie ausübten.

Sieben oder acht Gesellschaften haben in dieser Woche, die der Past. A. Post aus Melun eine siebenseitige Leiter nannte, welche den Afford und die Harmonie, aber nicht das Unifono hören lasse, ihre Rechnungen und Berichte vorgelegt. Da es unmöglich ist, hier die Thätigkeiten der verschiedenen Vereine ausführlich zu entwickeln, so will ich mich darauf beschränken, Ihnen zuerst eine Übersicht ihrer Ausgaben und Einnahmen, und dann eine allgemeine Vorstellung von der Gesamtheit und von der Richtung ihres Wirkens zu geben.

	Einnahme.	Ausgabe.
Société Evangélique	231,077 Fr.	239,270 Fr.
Soc. des Missions	104,173 =	162,035 =
Soc. d'Instruction primaire	59,500 =	58,600 =
Soc. biblique française et étrangère	46,034 =	46,945 =
Soc. biblique protestante	32,897 =	29,281 =
Soc. des intérêts généraux du Protestantisme français	31,075 =	33,270 =
Soc. des traités religieux	29,082 =	25,496 =
Soc. de Prévoyance et de secours mutuels	20,621 =	17,406 =

Summe 554,459 Fr. 612,303 Fr.

Diese Tabelle gibt eine Vergleichung der Theilnahme der Französischen Christen an diesen verschiedenen Werken; aber sie thut dies nur annäherungsweise. Denn man muß mehrere Punkte in Betracht ziehen, die in einer Tabelle gar nicht ausgedrückt werden können, z. B. manche Art des Wirkens, die mehr Arbeit als Ausgaben in Anspruch nimmt, und die, weil sie weniger kostet, darum doch nicht weniger nützlich oder weniger geliebt ist. So hat die „Gesellschaft für die allgemeinen Interessen des Französischen Protestantismus“, deren Wirksamkeit zum großen Theile eine diplomatische ist, für jetzt kein allzu belastetes Budget; nichts desto weniger und trotz der Kämpfe, die ihre Entstehung begleiteten, ist sie auf dem Wege, von Jahr zu Jahr eine der beliebtesten zu werden und ihre Anker in den tiefsten Grund der Herzen zu legen.

Man kann unsere religiösen Gesellschaften in zwei oder drei Klassen einteilen. Die einen suchen zu erhalten, die anderen zu werben, und die Gesellschaft der allgemeinen Interessen des Französischen Protestantismus bietet sich beiden an, dient beiden und macht wie ein Argus über die Bewahrung ihrer Rechte und Freiheiten. Zuerst einige Worte über diese letztere, die die jüngste ist. Vor vier oder fünf Jahren gestiftet durch die Bemühungen des Grafen Agénor de Gasparin, Mitgliedes der Deputirtenkammer und Sohnes eines Pair von Frankreich, hatte sie sogleich von Anbeginn eine Krisis zu bestehen, in welcher sie untergegangen wäre, wenn der todte Rationalismus denen, die das Leben haben, den Tod geben könnte. Sie hatte die Rechtgläubigkeit, den Glauben der Apostel und der Reformatoren zum Panier genommen, und sich in dieser Beziehung auf der Grundlage einer vollkommenen Übereinstimmung in den Grundlehren constituirt. Dieser Ausgangspunkt wurde das Signal zu zahlreichen und rohen Angriffen von Seiten der einflussreichsten unter den rationalistischen Geistlichen, einige orthodoxe, aber glaubensschwache Pfarrer schlossen sich denjenigen an, denen es genehm gewesen wäre, daß die verschiedenen Fraktionen des offiziellen Protestantismus im Comité repräsentirt würden; aber dieser mildere oder heftigere Widerstand, alles Geschrei, alle Drohungen scheiterten an dem festen Muthe des Begründers, und nachdem die Gesellschaft an ihr Werk gegangen war, hat sie sich in Kurzem die lebhafteste Theilnahme aller Freunde des Evangeliums erworben. In beiden Kammern vertreten, hat sie dort beredete Worte und kräftige Einsprüche vernehmen lassen, so oft die religiöse Freiheit und die Rechte des Protestantismus verletzt wurden. Seit Einführung der Jesuiten und des Branntweins in Tahiti hat sie dagegen ihre Stimme erhoben, obwohl fruchtlos, wie zu erwarten war. Mit mehr Erfolg hat sie gegen die Anmaßung gesprochen, die protestantischen Soldaten zu den Ceremonien eines Kultus zu ziehen, den ihr Gewissen verwirft. Sie hat die Gleichheit der Rulte in den Gefängnissen, den Bagnos, den Hospitälern verfochten, und von dem Minister des Innern, wenigstens im Princip, die Vereinigung der Gefangenen oder Kranken an solche Orte erlangt, an welchen sich besondere protestantische Hospital- oder Gefängnisprediger befinden. Sie hat es erreicht, daß, wo dieser Grundsatz noch nicht in's Leben getreten wäre, die Pfarrer frei die Kranken besuchen dürften, ohne von diesen ausdrücklich verlangt zu seyn, wie es bisher bestimmt war. Sie hat ein einstimmiges Votum der Kammer gewonnen, welches die Freiheit des Colportiers in das Innere der Häuser gegen mehrere Verfügungen sicher stellte, die den Maires das Geschäft anvertrauten, die religiösen Bücher zu prüfen, um die „Religion der Mehrheit“ zu schützen. Sie hat einen großen Schritt zur Freiheit der religiösen Gemeinchaften machen helfen; einer Freiheit, die in der Charte verzeichnet ist, aber nur zu oft beschränkt und aufgehoben wird theils durch östliches Uebelwollen, theils durch die Anmaßungen eines Kultusministers, der der Römischen Geistlichkeit ergeben ist. Sie hat besondere Stipendien für die theologische Fakultät in Montauban gestiftet, auch einen eigenen Fonds zu Schenkungen guter Bücher an die Bibliotheken unemittelter Gemeinden; in Paris hat sie ein Studienhaus für protestantische Studenten gegründet, und in Sainte-Foy eine evangelische Kolonie für junge Sträflinge, welche ohne dieselbe nur die unsaubere Luft der Gefängnisse einathmen würden.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 24. Juni.

N^o 50.

Über Besetzung der geistlichen Stellen.

Die erweiterte Wirksamkeit, welche den Consistorien in Preußen durch die neueste Gesetzgebung verliehen worden, ist von den lebendigen Gliedern der Kirche mit hoher Freude begrüßt worden, und sie knüpfen daran große Hoffnungen für eine gedeichlichere Entwicklung des kirchlichen Lebens. Namentlich mußte es eine sehr dankbare Anerkennung finden, daß die Besetzung der geistlichen Stellen wieder ihren Händen anvertraut wurde. Zwar ist es den Königl. Regierungen mit Recht nachgerühmt worden, daß sie, so lange sie diese Angelegenheit zu verwalten hatten, mit großer Unparteilichkeit verfahren sind. Aber eben diese Unparteilichkeit wurde oft die Quelle großer Mißgriffe. Die Regierungen, wenn sie auch in den Abtheilungen für die Kirchenverwaltung geistliche Beisitzer hatten, blieben doch immer mehr oder weniger weltliche Behörden, und es war nicht anders zu erwarten, als daß sie überwiegend doch nach äußeren Rücksichten die Lage der Sachen beurtheilten, und ihren Ruhm darin suchten, diesen gerecht zu werden. Das Einkommen der Stelle, zusammen gehalten mit dem Dienstalter des Bewerbers, seinen Familienverhältnissen, seinen Verdiensten, namentlich auch um die Schule, mußte in der Regel den Entscheidungsgrund für die Wahl des Candidaten abgeben; dagegen die Lehre desselben, seine ganze Individualität, das Bedürfniß der Gemeinde wurde weniger berücksichtigt; ja auf die erstere gar nicht Rücksicht zu nehmen, hielt man oft eben für das Rechte. Diese Mängel scheint die oberste Kirchenverwaltung schon länger gefühlt zu haben, indem sie dem geistlichen Element in dem General-Superintendenten, dessen Gutachten die Regierungen bei jeder Stellenbesetzung einfordern mußten, wieder mehr Einfluß verschaffte. Auch haben einzelne Verordnungen von Zeit zu Zeit den Behörden die Rücksichtnahme auf die inneren Verhältnisse eingeschärft und noch ganz neuerlich ist eine Kabinetts-Ordnung von des Königs Majestät an das geistliche Ministerium ergangen, daß namentlich die Superintendaturen nur solchen Männern anvertraut werden sollen, „welche auf dem Boden des kirchlichen Bekenntnisses stehen, und dessen Grundlagen nicht offen verläugnen“. Alle diese Maßnahmen scheinen aber nun erst dadurch recht ihren Zweck erreicht zu haben, daß die Besetzung der Stellen rein geistlichen Behörden, den Consistorien, übergeben ist, welche von dem Bewußtseyn getragen werden, daß sie allein die Kirche und ihre höheren Interessen vertreten. Es kommt allerdings auch hier noch viel auf die Zusammensetzung der Consistorien an; sind die Mitglieder derselben weltlich gesinnt, so werden sich weltliche Rücksichten auch hier noch in bedeutendem Maße geltend machen; doch rech-

nen wir selbst in diesem Falle viel auf den Einfluß jenes geistlichen Bewußtseyns, dem sich die Beisitzer der Consistorien nie werden ganz entziehen können, dessen nicht zu gedenken, daß die höchste Verwaltung schon Fürsorge treffen wird, Männer von geistlicher Gesinnung zu diesen Behörden zu berufen.

Daß das Gedeihen der Kirche großen Theils von einer zweckmäßigen Besetzung der Pfarrstellen abhängt, das dürfen wir als zugestanden annehmen. Zwar ist der Prediger nicht allmächtig, und dem treuesten und angemessensten Wirken desselben stellen sich oft unüberwindliche Hindernisse entgegen, während ein geistliches Leben oft da plötzlich emporblüht, wo der Prediger wenig oder nichts zur Entwicklung desselben thut. Indes sind dies im Ganzen doch nur Ausnahmen von der Regel. Vor Allem kommt es darauf an, daß den Gemeinden solche Prediger gegeben werden, welche das Wort Gottes lauter und rein verkündigen. Nur das Wort Gottes hat die Verheißung. So kommt nun der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes. Es gibt Prediger, welche noch nicht im Glauben stehen, aber zu den Leuten gehören, welche „Gott fürchten und recht thun“, von denen soll nicht geläugnet werden, daß sie nicht in mancher Beziehung einen wohlthätigen Einfluß auf ihre Gemeinden üben können, aber Seelen erretten und selig machen können sie nicht, das kann nur die Predigt des Glaubens thun. Das Gewissen der Behörden kommt hier grade am meisten in's Gedränge. Sie sollen die Kirche vertreten, sie sollen das Recht der Gemeinden, welches diese unzwieselhaft auf die lautere Verkündigung des Wortes Gottes haben, wahren, sie sollen für das geistliche Wohl derselben gewissenhafte Sorge tragen; sollen sie alle diejenigen Prediger und Candidaten ohne Weiteres zurückweisen, welche nicht fest auf dem Standpunkte des Glaubens stehen? Höchstens könnten sie doch nur das äußere Bekenntniß fordern, denn in's Herz können sie nicht sehen. Ob aber damit so sehr viel gewonnen ist? Einige glauben es, wir nicht. Leider gibt es eine nicht kleine Zahl auch unter dem geistlichen Stande, welche die Gottseligkeit für ein Gewerbe achten. Ihnen kostet es nicht viel, um des Brotes willen auch das Bekenntniß zu wechseln. Die werden dann reißende Wölfe in Schafskleidern. Hier thut große Weisheit noth. Auch die Behörden dürfen nicht vergessen, in welchem Zustande sich die Kirche noch befindet. Wir hoffen, daß die Kirche bald so weit seyn wird, daß selbst das öffentliche Urtheil nur zustimmt, wenn die Behörden Menschen vom geistlichen Amte ausschließen, welche offen den Unglauben zur Schau tragen. Es sind hier durchaus schon Fortschritte sichtbar. Wir meinen nicht, daß die Behörden sich durch den Wind der öffentlichen Meinung sollen bestim-

men lassen, aber ihre Maßregeln werden dann nur recht heilsam wirken, wenn sie vor Allem durch den heiligen Ernst, den das Gewissen gibt, dann aber auch durch den Geist der Gemeinde getragen werden. Die Behörden sollen vorangehen und zwar festen Schrittes, in aller Consequenz und Entschiedenheit, aber sie sollen das schwache Kind mit sanfter Hand nach sich ziehen, sonst wird der störrige Bube wild und läuft davon. Wir haben für unsere theuern Kirchenbehörden recht zu bitten, daß Gott ihnen den Geist der Kraft, aber auch der Weisheit und Geduld zu dieser Zeit gebe. Unter den gläubigen Predigern und Candidaten bleibt die Wahl aber auch noch schwierig. Es ist wohl Ein Geist, aber mancherlei Gaben und auch mancherlei Gemeinden. In größeren Städten, wo mehrere Prediger sind, gleicht sich die Sache leichter aus; wiewohl es wichtig ist, daß hier vor Allen tüchtige Leute angestellt werden, wegen des weit reichenden Einflusses, den solche größeren Städte üben, so ergänzt hier die Gabe des einen Predigers doch bald die des anderen. Wenn aber ein Ort, der nur einen Prediger besitzt, nicht den rechten Mann hat, so kann der Schade recht groß werden. Gewiß haben die Kirchenbehörden diesen Punkt besonders ins Auge zu fassen. Das Mißverhältniß wird freilich dann erst recht offenbar werden, wenn ein Prediger schon länger in einem Orte gewirkt hat. Von einem angehenden Prediger kann man zuvor nie mit Bestimmtheit urtheilen. Die Sache macht sich da oft viel anders, als man gedacht hatte. Wenn es sich aber durch eine langjährige Erfahrung bestimmt herausgestellt hat, daß ein Mann für eine Gemeinde nicht paßt, so sollte das Kirchenregiment selbst Schritte thun, eine Veränderung herbeizuführen. Überhaupt sollte die jetzt überall bestehende Praxis immer mehr in den Hintergrund treten, daß lediglich auf bestimmte Meldungen die Pfarren vergeben werden. Die besten Prediger melden sich in der Regel nicht. Ja ein gewissenhafter Mann, der wohl fühlt, daß er für die Gemeinde, in der er lange ohne Segen gearbeitet hat, nicht passen möchte, wird doch Bedenken tragen, sich zu einer anderen Stelle gradezu zu melden, weil er meint, der Herr habe ihn grade dahin gestellt und er müsse nun aushalten, bis er abgerufen würde. Hier sollte das Kirchenregiment selbstthätig eingreifen. Es ist überhaupt sehr die Frage, ob es im Allgemeinen gut sey, daß Prediger all zu lange bei einer und derselben Gemeinde bleiben. Dies ist es, was wir hier besonders besprechen möchten.

Die Methodisten lassen einen Prediger nie länger als ein Jahr bei einer Gemeinde und es wäre zu bedenken, ob namentlich unter den gegenwärtigen Umständen eine größere Beweglichkeit in den Pfarrbefetzungen nicht wohlthätig auf die Kirche einwirken möchte. Wie schlimm ist es, wenn eine isolirte Gemeinde einen ungläubigen Prediger jetzt erhält und nun keine Aussicht hat, vor den ersten fünfzig Jahren etwas Anderes zu hören, als Menschenweisheit! Das Wort Gottes könnte viel anders lauten und wachsen, wenn die Veränderungen bei den geistlichen Stellen häufiger wären. Freilich laufen diese Behauptungen ganz gegen die gewöhnliche Ansicht. Man meint, je länger ein

Prediger in einer Gemeinde sey, desto segensreicher müsse seine Wirksamkeit werden. Das ist auch in vieler Beziehung wahr. (Schluß folgt.)

Nachrichten.

Schreiben an den Herausgeber aus Frankreich vom
14. Mai 1846.

(Schluß.)

Diese Erfolge bezeichnen zwar, wie weit Frankreich, dieses „Königreich der Freiheit“, in einigen Beziehungen noch in wahrer Freiheit zurücksteht, wenn man es mit den meisten protestantischen Ländern, England, Preußen u., vergleicht; aber sie zeigen auch, daß Frankreich fortschreitet, und daß das Staatsschiff seine Segel dem Wehen der edlen Einflüsse zu öffnen weiß. Diese Erfolge haben außerdem der Gesellschaft der allgemeinen Interessen einflußreiche Sympathien und zahlreichen Anhang erworben; so sehr ist es wahr, daß ein Unternehmen sich meistens erst durch sein Gelingen rechtfertigt. Der Name des Stifters wurde in den Versammlungen nur mit Begeisterung genannt, und als der Pfarrer Fr. Monod die Grafen Gasparin Vater, als Präsident und seinen Sohn Agénor als Sekretär, der Gesellschaft vorschlug, wurde er mehrmals durch die lebhaftesten Beifallsbezeugungen unterbrochen. Als der Graf Agénor v. Gasparin am 4. und 6. April vor der Deputirtenkammer die Freiheit der Kulte mit eben so viel Talent wie Muth, Beredsamkeit wie Überzeugung vertheidigte, so hatte er zugleich die Herzen fast aller französischen Protestanten gewonnen, und gezeigt, daß die wahre Klugheit im Eifer besteht, während das kluge Schweigen der meisten anderen Deputirten die Rechte des Protestantismus compromittirt und ihnen einen üblen Dienst geleistet hatte, indem es sie vermodern ließ.

Was diejenigen Gesellschaften betrifft, die man conservative nennen kann, die Gesellschaft der Fürsorge und gegenseitigen Hülfeleistungen, die protestantische Bibelgesellschaft und die Gesellschaft für den Elementarunterricht, so bilden sie eine notwendige Ergänzung für die protestantische Landeskirche. Sie arbeiten im Schoße der Kirche für die Kirche. Sie thun dasjenige, was zu thun man verständiger Weise nicht von der Regierung verlangen kann. Die Protestanten sind zu zerstreut, als daß aller Orten auf eine regelmäßige Weise für ihre religiösen Bedürfnisse gesorgt seyn könnte. Man darf der Regierung nicht zumuthen, protestantische Schulen zu errichten, wo die Bevölkerung nicht zahlreich genug ist, um einen Theil der Kosten zu tragen; und selbst da, wo die Willigkeit es fordern würde, hat jene zu sehr das Interesse, weltlichen Unterricht ohne Rücksicht auf die Confessionen zu verbreiten, als daß man leicht hoffen dürfte, daß sie die protestantischen Schulen anerkenne. Die Gesellschaft für den Elementarunterricht sucht diesen Bedürfnissen nachzukommen, und arbeitet darauf hin, der Kirche die jugendlichen Schaa ren zu bewahren, die ohne Führer und Stütze in Unwissenheit ihres Glaubens und in religiöser Gleichgültigkeit dahinleben würden, um sich früher oder später in den Ocean der „Religion der Mehrheit“ zu ergießen. Die protestantische Bibelgesellschaft gibt den Raschenden am Tage ihrer Aufnahme*) ein Exemplar des Neuen Testaments, und den jungen Ehepaaren am Hochzeitstage die ganze Bibel; sie sorgt dafür, daß die heilige Schrift in die Gefängnisse, Hospitäler

*) D. h. Confirmation.

und Schulen gebracht wird. Die Gesellschaft der Fürsorge und wechselseitigen Hilfsleistungen ist ein wohlthätiger Verein, mehr philanthropisch als religiös, aber auf Religion fußend; sie ist eine Art wechselseitiger Versicherung, welche die protestantischen Familien an einander knüpft und zugleich dahin wirkt, ihnen im Leben fortzuhelfen und ein mäßiges Auskommen zu verschaffen. Diese drei Gesellschaften, welche unter ihren Mitgliedern Pairs, Professoren und Pastoren zählen, sind auf das Princip der dogmatischen Nichtübereinstimmung gegründet; man findet in ihnen Rationalisten wie Orthodoxe, und es ist nicht ohne Interesse, wahrzunehmen, wie ihre Berichte und Rechnungslegungen um so kälter und gleichgültiger sind, je mehr die rationalistische Richtung in ihnen vorherrscht. Indes mehrt sich auch von Jahr zu Jahr die Zahl der evangelischen Mitglieder, und gibt diesen Gesellschaften, namentlich der für den Elementarunterricht, einen kräftigeren Aufschwung. Wenn ich von dogmatischer Übereinstimmung rede, so verstehe ich darunter Einheit in den wesentlichen Wahrheiten des Evangeliums. Alle Gesellschaften umschließen Reformirte und Lutheraner, Landeskirchliche und Independente; aber diejenigen drei, deren so eben Erwähnung gethan wurde, haben außerdem auch Rationalisten und Leute, welche die Gottheit des Heilandes, die Lehre von der Versöhnung und die Eingebung des Wortes Gottes verwerfen.

In meinem folgenden Briefe werde ich über die vier anderen Gesellschaften berichten, deren Ziel nicht sowohl darin besteht, diejenigen im Schoße der Kirche zu bewahren, welche ihr schon angehören, als darin, ihr neue Glieder zu erwerben und Sünder gefangen zu führen zu den Füßen des Kreuzes unseres Heilandes. B. F.

Schreiben an den Herausgeber aus Frankreich vom 19. Mai 1846.

Die evangelische Gesellschaft, die Französische und auswärtige Bibelgesellschaft, die Traktatgesellschaft und die Gesellschaft für evangelische Missionen unter den Heiden, diese vier Vereine, welche alle einen mehr aggressiven als conservativen Zweck verfolgen und darauf hinarbeiten, hinzuzuthun täglich, die da selig werden sollen, zu der Gemeinde, bilden so zu sagen nur eine einzige Gemeinschaft unter vier verschiedenen Namen. In den vier Comités zählt man, mit wenigen Ausnahmen, dieselben Personen, zumal die ausgeprägtesten Charaktere, solche, deren Einfluß am größten ist und von denen man sagen kann, daß sie die Leitung des Werkes in Händen haben. Dieses Zusammenziehen der verschiedenen Thätigkeiten in dieselben Hände hat seine Vortheile wie seine Uebelstände. Die Einheit der Lenkung ist gut, jene Werke entwickeln sich in richtigen Verhältnissen, und man vermeidet selbst den Schein einer Nebeneinanderarbeit. Andererseits verschwinden diese Vortheile, so wie die Neigung der Mehrzahl des Comité sich mehr auf das eine Werk, als auf das andere richtet; und dies tritt fast unvermeidlich ein. Man kann nicht in allen Zweigen gleichmäßig sich das Besondere und Einzelne am Herzen liegen lassen; man kann Alles lieben, aber nicht Alles thun; und wenn es schön ist, Alles zu unternehmen, so ist es wenigstens ein gefährliches Ding. Denn indem man mehr Arbeit übernimmt, als man leisten kann, ist man doch für sie alle verantwortlich. Dies findet besonders in Beziehung auf die Mission unter den Heiden seine Anwendung. Von allen in Frankreich unternommenen Werken ist dieses noch am wenigsten verstanden, am wenigsten gewürdigt, und es wird am wenigsten darin gethan. Die Einnahme für dasselbe belief sich im verfloßenen Jahre nicht auf die Hälfte der Einnahme der evangelis-

chen Gesellschaft; und wenn jene auch größer war, als die der anderen Vereine, so braucht man sich nur zu erinnern, daß auch die Ausgaben nothwendig viel höher steigen, in Betracht der Entfernung des Wirkungskreises, der Reisen der Missionare und der Nothwendigkeit, in welcher sie sich befinden, überall, wohin sie kommen, Alles neu zu schaffen. Ohne Zweifel ist diese Kälte eine Schuld der Französischen protestantischen Christen, aber sie ist in gewisser Beziehung auch die des Comité, welches, namentlich von der inneren Evangelisation in Beschlag genommen, nicht thätig genug handelt, um die öffentliche Aufmerksamkeit auf das Werk der heidnischen Missionen zu lenken, und draußen Alles in ziemlich gutem Gange zu sehen glaubt.

Dies hat Jeder in der Jahresversammlung vom 30. April gefühlt, und alle Redner, die das Wort nahmen, haben in diesem Sinne gesprochen, namentlich Oberst Tronchin, Graf Gasparin, Prof. La Harpe und die Pastoren Krieger und Meyer. Keine Stimme hat dem Comité zugerufen: Ihr arbeitet genug, oder ihr arbeitet zu viel; alle haben ihm gesagt: Dehnt eure Thätigkeit aus, mehret eure Arbeiter, verhärt euer Werk in Afrika, geht anderswohin, nach Tahiti, nach den Französischen Antillen, nach dem Französischen Indien, nach China, wo unser Handel sich einzurichten versucht, nach Palästina, nach Algier, an den Senegal. Man darf hoffen, daß diese Stimmen der Ermutigung Frucht schaffen werden, und daß das Comité, indem es sich durch alle seine Freunde kräftig unterstützt sieht, mit demselben Eifer an die Entfaltung der äußeren Missionen gehen wird, mit welchem es die Missionen in Frankreich betreibt, in der Überzeugung, daß diese verschiedenen Werke, weit entfernt, einander zu beeinträchtigen, nur dann gedeihen können, wenn sie gemeinschaftlich gedeihen. — Bis jetzt zählt die Pariser Missionengesellschaft seit den zwielunzwanzig oder dreilunzwanzig Jahren ihres Bestehens nur zwölf Missionare (beinahe alle verheirathet), drei Gehülfen, einen Arzt, einen Buchdrucker, einen Katechisten und einige eingeborene Gehülfen, die als Lehrer oder Katechisten wirken. Neun bis zehn Stationen sind gegründet worden, die fast sämmtlich gedeihen; die eine zu Wellington im Caplande, die anderen bei den Bassutos; zwei oder drei neue Stationen werden bald durch die im vorigen Jahre von hier abgereisten Brüder gestiftet werden. Aber trotz der großen Zahl Englischer, Deutscher und Französischer Missionare, die sich in dieser Gegend niedergelassen haben, oder vielmehr wohl eben wegen dieser großen Zahl, machen sich immer neue Bedürfnisse fühlbar, überall verlangen die wilden Häuptlinge Prediger der guten Botschaft, die Nachkommen Ham's scheinen zu erwachen und sich nach der Erlösung zu sehnen, und Südafrika tritt neben Indien und Oceanien unter die schönsten Gegenden des Evangeliums. Die Missionengesellschaft hat in diesem Jahre ihren würdigen Präsidenten verloren, den berühmten Admiral Berthelot. Herr Grand Pierre, Direktor des Missions-Instituts, hat eine kleine Lebensbeschreibung dieses Mannes herausgegeben, der nach einem vor den Augen der Menschen so ruhmvollen Leben zuletzt nichts suchte, als den Ruhm in Gott.

Die evangelische Gesellschaft ist ohne Widerspruch unter allen Französischen Gesellschaften die gesegnetste und diejenige, welche sich die zahlreichste und wohlverdienendste Theilnahme erwirbt. Sie arbeitet mit Eifer und Erfolg an der Verbreitung der Erkenntniß des Evangeliums unter der Römisch-katholischen Bevölkerung durch Sendung von Colporteurs, Evangelisten (unorbirten Predikanten), Lehrern und Pastoren. Sie hat im Verlauf des letzten Jahres hundertsechsunvierzig Aemtern beschäftigt, unter ihnen vierunddreißig Prediger und Pastoren, fünf- undzwanzig Evangelisten, einunddreißig Lehrer und Lehrerinnen &c. In mehreren Departements, wo das Evangelium völlig unbekannt war, hat

eine große Zahl von Gemeinden, zu zwanzigen, zu vierzig, zu sechzig, Dörfern, Flecken, ziemlich beträchtliche Städte, sehr hervortretende religiöse Bewegungen erfahren. Die Präfekturen Limoges und Angers und die erzbischöfliche Stadt Sens können zu den wichtigsten Stationen gerechnet werden, die im vorigen Jahre dem evangelischen Gottesdienste geöffnet wurden. Die Departements der Haute-Vienne, der unteren Charente, der Yonne und ganz neuerdings noch das der Charente, sind diejenigen, in denen die Bewegung am allgemeinsten ist. Es fehlt an Arbeitern für das Werk, nicht an Arbeit für die Wirkenden. Ganze Gemeinden verlangen evangelisch zu werden, und es ist unmöglich, ihre geistlichen Bedürfnisse zu versorgen. Der Sturm der Verfolgung, der über die Landeskirche des Kantons de Vaud hinweg, wird uns in dieser Beziehung ohne Zweifel nützlich seyn und uns einige treue und eifrige Prediger zuführen; Paul Burnier, Müller, Berthollet, u. A. sind schon gekommen und haben wichtige Posten eingenommen, und noch Andere werden kommen, unter denen man den Prof. Chappuis zählt, bisher Lehrer der Dogmatik bei der theologischen Fakultät zu Lausanne, die jetzt durch den Austritt von Binet, Herzog und Chappuis auf einen einzigen Professor zusammengeschmolzen ist. Mehrere Priester im Departement des Jura und anderswo sind den Bewegungen ihrer Kirchspiele gefolgt; andere ihnen vorangegangen; noch andere haben sich bekehrt und zu den Lehren des Evangeliums gewendet, ohne daß sich ihre Gemeinden ihnen anschlossen; so Trivier in Dijon, der viele Verfolgungen zu erdulden hatte; Maurette, der zu einem Jahre Gefängniß und 600 Fr. Geldstrafe für Controversen verurtheilt wurde; Bruette, dessen Adieux à Rome ihre fünfte Auflage erlebt haben; L'hôte, Rouaze, Stilmant, Sanchez, Enjolvas von St. Etienne, Char-davoine, Cauchy &c. Man kann nicht sagen, daß bei Allen eine aufrichtige und vollständige Bekehrung die Ursache ihres Übertritts war; Einige, namentlich die beiden letzten, haben ihren Irrthümern entsagt, ohne daß sie die Wahrheit erkannt zu haben scheinen; aber ihr Übertritt ist nichts desto weniger ein Beweis, daß im Schoße der Französischen Gesellschaft eine mächtige Bewegung stattfindet, um so mächtiger, je größer die Schwierigkeiten sind, die man dem Übertritt katholischer Priester entgegensetzt. Die evangelische Gesellschaft hat durch ihre Schriften und Agenten diese Bewegung mächtig gefördert, wenn nicht gar hervorgerufen. Aber sie ist auch zu der Überzeugung von der Nothwendigkeit gekommen, für ihre verschiedenen Thätigkeiten Arbeiter zu bilden, und hat ganz kürzlich in Paris zwei Normalschulen gegründet, um in der einen die Lehrer und in der anderen die Lehrerinnen auszubilden. Diejenigen jungen Leute, welche sie für tüchtig zum geistlichen Amte hält, schickt sie an die école de théologie zu Genf. Andere Gesellschaften, wie wir später sehen werden, suchen ebenfalls unbemittelten Jünglingen das theologische Studium zu erleichtern, und man darf hoffen, daß nach einigen Jahren die Zahl der Pfarrer, die jetzt für die officiellen Stellen nicht ausreicht, hinreichend seyn werde, nicht bloß die vom Staate bezahlten Pastorate zu besetzen, sondern auch diejenigen, die an vielen Orten durch die Frömmigkeit der Gläubigen gestiftet worden sind. — Die Sitzung, in welcher man durch den beredten Mund des Herrn v. Pressensé über diese Wirksamkeit Bericht erstattete, ist eine der gesegnetsten gewesen, denen wir je beigewohnt haben. Die Versamm-

lung kam von Bewegung zu Bewegung; sie war erfüllt von einem wahren und tiefen Gefühle von Lob und Danksgiving. Zu wiederholten Malen wurden die Vorträge der Redner durch Beifallsäuerungen, Gesänge oder Gebete unterbrochen. Graf Gasparin, Obrist Saladin, die Pfarrer Pilatte von Limoges, Jean Vost der Sohn, Le Fourdray von Brest, Williams, der in der Bretagne wirkt, haben durch Einzelheiten über ihre Arbeit noch die Freude und Nahrung der zahllosen Menge gesteigert, welche die Kapelle erfüllte, und mehrere Feinde der Gesellschaft, die nur aus Neugier gekommen waren, konnten sich dem Eindrucke nicht entziehen, den ein so thätiges religiöses Leben auf diejenigen, die es in der Nähe kennen, unfehlbar machen muß.

Man kann sagen, daß die Traktatgesellschaft und die Französische und auswärtige Bibelgesellschaft Anreize der evangelischen Gesellschaft sind, und deshalb werden wir nicht weiter in die Einzelheiten ihrer Thätigkeit eingehen. Die erstere hat, vertreten durch Herrn Lutheroth, lebhafteste Theilnahme für die wachsenden und merkwürdigen Erfolge ihrer dem äußeren Anscheine nach so bescheidenen Thätigkeit in Anspruch genommen. Die andere hat unter Vorsitz des Graf Gasparin Vater, durch den Graf Jules de la Borde von ihren Arbeiten Bericht erstattet. Sie hat in diesem Jahre vermittelst des Colporteurs mehr als 28,000 Exemplare der heiligen Schrift oder des Neuen Testaments verkauft, an mehreren Orten aber gegen das Uebelwollen der dasigen Autoritäten zu kämpfen gehabt, die sich der Austragung des Wortes Gottes widersetzen wollen, weil das Gesetz den Verkauf unsittlicher und verderblicher Bücher verbietet. Sie hat nichts desto weniger ihr Werk verfolgt und die Hindernisse kräftig niedergeworfen. Diese Gesellschaft, die von Einigen als Nebenbuhlerin und Feindin der protestantischen Bibelgesellschaft betrachtet wird, betreibt ein ganz von der letzteren unterschiedenes Werk, denn diese wirkt zur Verbreitung der Bibel unter Protestanten, jene dagegen wendet sich wesentlich an die Römisch-Katholischen. Die Herren de Pressensé, Tronchin, Eyraud, Saladin, und die Pfarrer A. Vost Vater, Cadier, J. Monod und Wilks nahmen nach der Berichterstattung das Wort, und wenn die Versammlung bis zu einer späten Stunde währte, konnte doch Niemand seine Zeit bedauern, oder von dieser christlichen und brüderlichen Unterhaltung ermüdet werden. Ein besonderer Umstand mehrte noch das Interesse dieser Zusammenkunft für die, welche darum wußten. Die in größerer Zahl als je aus den Departements herbeigekommenen Brüder hatten sich dem Consistorium von Paris angeschlossen, um dem Könige am 1. Mai, seinem Namenstage, die übliche öffentliche Aufwartung zu machen. Es war wenige Tage nach dem Mordversuch. Der Präsident des Consistoriums, Herr Juillérat-Chasseur, sagte am Schlusse seiner Anrede: „Sire, wenn die fünf und zwanzig Millionen von Franzosen, welche unter Eurer Majestät Regierung leben, alle die Bibel in Händen hätten, so würde man niemals solche Versuche erleben, die so oft die Herzen Ihrer Unterthanen in Schrecken setzen.“ Nach solchen Worten, auf die eine gerührte und wohlwollende Antwort des Königs erfolgte, kamen die Pfarrer zusammen, um öffentlich das Fest der Bibel zu feiern, dieses Buches, dessen Preis so eben vor dem weltlichen Haupte der Galikanischen Kirche offen ausgesprochen worden war.

Über Besetzung der geistlichen Stellen.

(Schluß.)

Ein Landprediger, der eine Gemeinde um sich sammelt, deren Glieder er meist getauft, confirmirt, getraut hat, und die ihn wie einen Vater ehren, ein Oberlin in der Mitte der Seinen, ist ein unbeschreiblich schönes Bild. Es läßt sich auch nicht läugnen, daß die nähere Kenntniß, die ein Prediger bei einer längeren Wirksamkeit von den Zuständen der Gemeinde im Allgemeinen und Einzelnen erlangt, das Vertrauen, welches er sich wohl erworben hat, die gemeinsamen Erfahrungen, auf welche er mit seiner Gemeinde zurücksieht, ihm einen größeren Einfluß sichern können, als ihn ein neuer Prediger üben mag. Es wird deshalb von Manchen gradezu als ein Treubruch bezeichnet, wenn ein solches Verhältniß gelöst wird. Unter gewissen Umständen kann es ein solcher auch werden, wenn nämlich allein aus zeitlichen Rücksichten eine sonst reich gesegnete Verbindung aufgegeben wird; es kann nicht ernstlich genug davor gewarnt werden, allein durch die Erde sich in so himmlischen Sachen bestimmen zu lassen. Allein die Frage ist die, ob, abgesehen von diesen Rücksichten, auch abgesehen von einem außerordentlichen Segen, der auf einer bestimmten pfarramtlichen Verbindung ruht, eine lange Dauer solcher im Allgemeinen dem Reiche Gottes förderlich sey. Und da müssen wir zuerst hinweisen auf die Macht der Gewohnheit. Das Reich Gottes hat unzählige Feinde zu bekämpfen, unter diesen ist aber einer der mächtigsten die Trägheit. Wir wissen es alle, was uns dieser Feind zu schaffen macht. Das Wort Gottes malt ihn uns ab in dem Knechte, der sein Pfund in dem Schweißtuche behielt, in den schlafenden Jungfrauen. Die Gewohnheit ist sein treuester Bundesgenosse. Ein Mensch, der in dem gewohnten Gleise sich stets fortbewegt, den der Herr nicht durch Neues und Ungewohntes bisweilen aufrüttelt, der nicht selbst durch neue Verbindungen und Verhältnisse sich zu beleben sucht, schläft in der Regel geistig ein. Wie es im Kleinen ist, so ist es auch im Großen. Die Erfahrung zeigt meistens, daß Prediger und Gemeinden, wenn sie sehr lange bei einander bleiben, auch mit einander einschlafen. Es gehört zu den Ausnahmen, daß die Erweckung eines neuen geistlichen Lebens in den Gemeinden sich erst als die Folge einer sehr langen Amtsführung zeigt. Es gilt auch hier das Sprüchwort: „Was ein guter Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten.“ Wenn ein neuer tüchtiger Prediger zu einer Gemeinde kommt, die lange todt war, so beginnen sich in der Regel die Todtengelbeine zu regen; es ist manche falsche Regung darunter, manche taube Blüthe, viele Frucht aber bleibt auch. Dauert der Eifer des Predigers fort, so geht es in der

ersten Zeit vielleicht auch noch vorwärts, nach und nach aber werden's die Leute gewohnt, sie werden schlägelfaul, und wenn der Prediger nun sieht, daß gar keine Frucht mehr kommt, so ermattet er auch, während ihm und der Gemeinde geholfen seyn würde, wenn bei Zeiten eine Veränderung veranlaßt worden wäre. Die Gemeinde hätte eine neue Anregung empfangen und der Prediger hätte wo anders ein neues Feuer angezündet. Wir weisen weiter hin auf die menschliche Beschränktheit. Jedes Individuum hat seine Eigenthümlichkeit und will auf eine besondere Weise behandelt seyn. Ein Vater fühlt oft, daß er eines seiner Kinder nicht auf die rechte Art nehmen kann, darum thut er es aus dem Hause. Jeder Prediger hat auch seine Eigenthümlichkeit, aus der er nie ganz herauskommt. Danach wird sein ganzes Wirken in der Gemeinde auch ein mehr oder weniger einseitiges. Und diese Einseitigkeit stößt vielleicht grade recht feindlich auf die Gemeinde, der er eben dient. Und wenn auch das nicht grade, so entspricht sie wenigstens durchaus nicht den Bedürfnissen, die diese Gemeinde hat. Und daraus entsteht oft großer Schade. Wie schlimm nun, wenn die beiden immer bei einander bleiben! Es wird entweder ein feindseliges oder völlig unfruchtbares Verhältniß daraus. Wenn aber auch das Verhältniß im Ganzen leidlich sich gestaltete, so sind doch wieder die Bedürfnisse der Einzelnen in der Gemeinde äußerst verschieden. Diese wollen auch verschieden angefaßt werden. Wie heilsam kann es wirken, wenn öfter ein Wechsel eintritt, der von den verschiedensten Seiten die einzelnen Gemüther anregt! In den ersten christlichen Gemeinden erzeugte sich daher der Geist in den mannigfaltigsten Gaben, damit durch die Mannigfaltigkeit der Gaben die Gemeinde erbauet werde. Wir weisen auch noch hin auf die Macht der Vorurtheile. Es kann ein Verhältniß zwischen Prediger und Gemeinde sich so schön gestalten, daß ein durchaus günstiges Vorurtheil für den Prediger sich bildet. Das ist dann ein sonderlicher Amtssegens; das ist das Vertrauen, welches eine große Belohnung hat. Wenn dies Vertrauen dem Prediger überall entgegen kommt, so findet sein Wort, sein Rath, seine Ermahnung und Warnung auch leichteren Eingang. Eine Gefahr ist aber auch dabei. Die Liebe macht blind. Prediger und Gemeinde machen einander in solchem Verhältnisse oft Zugeständnisse, die sie einander nicht machen sollten; und je länger das Verhältniß dauert, je mehr verwöhnen sie einander, so daß ein falscher Friede daraus wird, der nicht taugt. Keiner will denselben brechen, und es geht immer in dem alten Gange fort. Das zeigt sich unter Anderen auch da, wo äußere Mißbräuche abzustellen wären. Mögen sie noch so offenbar, noch so schreiend seyn, sie werden in einem Verhältnisse der genannten Art selten eine Beseitigung finden. Da muß erst ein

neuer Prediger kommen, und der möge nur ja nicht säumen, auch sich nicht an die Rede kehren, er müsse sich erst das Vertrauen der Gemeinde erwerben, bevor er Änderungen treffe, es heißt auch hier: „Was du thust, das thue bald!“ Wenn nun aber schon gute Vorurtheile in mancher Beziehung den Segen eines langen Wirkens in einer Gemeinde hemmen; wie vielmehr werden es die bösen Vorurtheile thun! Bei dem gewöhnlichen Zustande unserer Gemeinden, besonders der Landgemeinden, können eine Menge rein äußerlicher Umstände das Verhältniß des Predigers zur Gemeinde schnell und leicht verderben. Er mag predigen, wie er will, er mag sogar leben, wie er will, darauf kommt ihnen nichts an. Ich kenne mehr als ein Beispiel, wo Prediger, die erklärte Säufer waren, dennoch das größte äußere Ansehen in ihren Gemeinden behaupteten, „sie waren ja doch leutselig und umgänglich und thaten keinem Kinde etwas zu Leide!“ Dagegen aber, es komme z. B. eine Separation. Der Prediger ist verpflichtet, die Rechte der Pfarre gegen die eigennützigen Absichten der Gemeinde zu vertreten. Da bricht die Flamme los und ist nicht wieder zu löschen. Oder er muß auf einen neuen Kirchen-, Pfarr- oder Schulbau dringen, oder er muß eine Veränderung in der Verpachtung der Kirchen- oder Pfarr-Acker vornehmen; da sitzt ihm auf einmal die ganze Gemeinde auf dem Halse, und er mag nun thun, was er will, es taugt alles nicht. Das Vertrauen ist einmal fort, und er sieht sich auf allen Seiten gehemmt. Indes möchte es seyn, daß es dem Prediger nach und nach gelänge, die Gunst der Gemeinde im Ganzen wieder zu gewinnen, desto schwieriger wird oft seine Stellung im Einzelnen. Nicht überall herrschen freilich dieselben Gesinnungen. Aber es könnten hier Beispiele angeführt werden, daß oft aus ganz unverschuldeten Anlässen Verhältnisse entstehen, die eine weitere Wirksamkeit der Prediger auf einzelne Gemeindeglieder ganz unmöglich machen. Da ist ein Mensch, der glaubte, es geschehe ihm Unrecht, daß der Prediger verlangte, er müsse noch an einem anderen Orte aufgebeten werden, als dem Geburtsorte, er kommt seit zehn Jahren in keine Kirche und wiederholentliche Versuche, ihn zu versöhnen, selbst Gefälligkeiten, vermögen ihn nicht zu versöhnen. Derer, welche wegen vermeintlicher Zurücksetzung bei Vertheilung der Kirchstühle der Kirche und dem Prediger abgesagt haben, sind aber noch viel mehrere. Eben so wenig fehlt es an solchen, welche wegen weiterer Dispensation zur Confirmation ihrer Kinder einen tödtlichen Haß in sich tragen. Einer war sogar darum ganz unversöhnlich, weil der Prediger ihm einmal seine Freude vor Anderen darüber bezeugte, daß er sich wieder in der Kirche eingefunden. In allen diesen Fällen hat man es freilich mit Menschen zu thun, welche dem Leben aus Gott an sich schon fremd sind, und der Schade ihres Herzens bricht nur an dieser Stelle hervor. Aber dieser Menschen gibt es eben recht viele in manchen Gemeinden, und bei den mannigfaltigen Berührungen, in welche ein Prediger bei einer sehr langen Amtsführung mit solchen Menschen kommt, entstehen nach und nach oft so schroffe Verhältnisse, bilden sich so unüberwindliche Vorurtheile, daß, wie es uns scheint, nur dadurch geholfen werden kann, daß wieder

ein anderer Prediger kommt, der für's Erste noch kein Vorurtheil gegen sich hat. Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß nach dem Eintritt eines neuen Predigers in die Gemeinde, Leute, die bisher die Kirche gar nicht mehr besucht hatten, nun wieder in derselben erscheinen.

Die Sache, welche wir hier besprochen haben, ist wichtig; wir glauben allerdings, daß sich Mancherlei gegen unsere Aufstellungen sagen läßt, und es wäre zu wünschen, daß andere Brüder, welche durch ihre Erfahrung zu anderen Resultaten gekommen sind, ihre Ansichten auch einmal aussprechen. Es wird nun freilich wohl nicht geschehen, daß das Kirchenregiment das System eines regelmäßigen schnelleren Wechsels in den Pfarrbesetzungen einführt, aber es könnte seyn, daß es einen von den Predigern selbst gewünschten Wechsel in manchen Fällen aus Rücksicht auf die besprochenen Verhältnisse wenigstens nicht erschwerete. Und immer ist zu wünschen, daß bei den Besetzungen geistlicher Stellen die Erwägung lediglich äußerer Bedingungen mehr und mehr aufhört die vorherrschende zu seyn.

M a c h r i c h t e n.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

Erster Artikel.

Die jüngsten Ereignisse auf dem Gebiete der vereinigten Kirche der Baierschen Rheinpfalz haben die öffentliche Theilnahme nach den verschiedensten Seiten hin in einem Maße in Anspruch genommen, daß eine zusammenhängende, möglichst objectiv Darstellung derselben im Lichte des Evangeliums Vielen nicht unwillkommen seyn dürfte. Zugleich machen es die unmittelbaren Erlebnisse mehr und mehr zur Gewissenspflicht, dem maßlos kecken Erbahren des Unglaubens gegenüber ein Zeugniß zur Ehre des Herrn und seiner heiligen Sache abzulegen. Beides bezweckt nachstehende Beurtheilung. Möge sich der treue und wahrhaftige Zeuge zu ihr in alle Wege bekennen! —

Daß mit der Berufung und dem Eintritte des Professors der Theologie und reformirten Pfarrers in Erlangen, Dr. *Ruß*, eines geborenen Pfälzers, in das Königl. protestantische Consistorium zu Speyer im Jahre 1833 eine Wiedergeburt des kirchlichen Lebens in der Baierschen Rheinpfalz begonnen hat, ist eine Thatfache, welche selbst von entschieden Gegnern der Wirksamkeit dieses Mannes nicht ganz kann in Abrede gestellt werden. Welche heiße Kämpfe und Anfechtungen die treue Vertretung des kirchlichen Bekenntnisses in einer Reihe von Jahren zu bestehen hatte; mit welcher Geschäftigkeit der Unglaube die Spitze seiner Waffen besonders gegen die Persönlichkeit der Vertreter kehrte, um zuerst diese und dann die vertretene Sache selbst in der öffentlichen Meinung zu Grunde zu richten; welche Anstrengungen und Demonstrationen die rationalistische Partei gemacht, um sich „der hereinbrechenden Finsterniß, des Verdummungssystems, der Geistesnechtschaft der Muckerei u. s. w.“ in Zeiten zu erwehren, und wie die damalige Majorität *) des Kirchen-

*) Ein Glied derselben, der Consistorialvorstand und Regierungsrath Sieß, welcher im Jahre 1838 als Stadt- und Bank-Commissar nach Nürnberg versetzt wurde, ist seitdem heimgegangen. Den Verdiensten dieses vielfach verkanteten Mannes, welcher die Aufrichtigkeit und Treue seines Bekenntnisses auch im Tode bewährte, hat bereits ein im vorigen Jahrgange der Darmst. Kirchen-Zeitung enthaltener Nekrolog Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die neueren und neuesten

regimentes, durch alles dieses unbeirrt und unbehindert, mit entschiedenem Ernste, aber zugleich ruhig und besonnen ihren festen, durch Gottes Wort und das gute Recht der Kirche vorgezeichneten Gang ging, immer das Ziel einer kirchlichen Wiedergeburt im Auge: das Alles wird vielen Lesern dieser Zeitschrift, in welcher der Verlauf jenes Kampfes eine wiederholte Besprechung und Würdigung gefunden, wenigstens den allgemeinen Umrissen nach noch Erinnerunglich seyn. Nicht wenige derselben mag inzwischen die tiefe, durch kein öffentliches Lebenszeichen und Ereigniß mehr unterbrochene Stille Wunder genommen haben, welche sich seit etlichen Jahren über dieser Landeskirche gelagert und trotz mancher kirchlichen Aufregung in der Nähe und Ferne ungestört fortbehauptet hatte. Es konnte in der That den Anschein gewinnen, als ob der Gegensatz bereits völlig überwunden oder in sich selbst verkommen, oder wohl gar die ganze Bewegung nach beiden Seiten hin zum Stillstand gebracht, ihr Fluß mit einem Male abgedämmt und in ein anderes Bett gelenkt sey; so ruhig und still war es auf der Oberfläche geworden. Die Ursachen dieses Zustandes, welcher von Vielen als willkommener Friede begrüßt und hochgepriesen wurde, hier ausführlich zu erörtern, würde für unseren gegenwärtigen Zweck zu weit führen; einige Andeutungen hierüber halten wir jedoch zum richtigen Verständniß der neuesten Vorkommnisse in der unirten Kirche der Pfalz für unerlässlich.

Jener Ursachen waren mancherlei. Zunächst erfolgte auf den Zustand großer Aufregung, wie natürlich, eine nicht minder große Abspannung. Die Waffen aus der alten Kistkammer des vulgären Nationalismus hatten sich als abgenutzt und verbraucht erwiesen. Die neuere Taktik, auf die Waffen zu propociren und durch sie ein recht imponirendes Feldgeschrei zu erheben, war theils noch unbekannt, theils ließ sie sich damals noch nicht in erwünschtem Maße exerciren. Nachgrade waren auch Manchen über dem Essen der Herlinge die Zähne stumpf geworden; für Manche, die vom Strome mit fortgerissen, war eine Zeit heilsamer Besinnung gekommen. Andere, bereits vor dem Ausbruche des Kampfes durch die verborgen wirkende Gnade des heiligen Geistes angefaßt, kamen während desselben zur Entscheidung; sie konnten sich der zweischneidigen Schärfe des Wortes Gottes nicht länger mehr erwehren. Noch Andere zog das neu erwachte Glaubensleben selbst, die nähere Befriedigung mit kirchlich gesinnten Vantagbrüdern, deren sichtbar gesegnete Wirksamkeit, die unausgefüllte fromme Thätigkeit des Kirchenregiments für Bibelverbreitung und Mission, für Belebung des gliedlichen Zusammenhanges der Gemeinden in Christo, für den wissenschaftlichen und praktischen Fortschritt der Geistlichen und für christliche Zucht und Sitte allmählig mehr und mehr zur guten Sache hin und entwurzelte in ihnen ein Vorurtheil nach dem anderen, bis endlich das gedemüthigte Herz den Frieden Gottes fand, und die Freude des Glaubens auch zum os rotundum des Bekenntnisses verhalf. Endlich fehlte es leider! auch nicht an bloßen Überläufern. So lichterleuchteten sich die Reihen des alten starren Rationalismus, obwohl sie immer noch zahlreich genug blieben. Man wurde theils nachgiebiger und gefügiger, theils wollte man wenigstens zuwarten und vertröstete sich auf bessere Zeiten. Anhaltspunkte für solche Hoffnungen konnte allerdings die inzwischen in den Jahren 1837 und 1838 eingetretene Veränderung unter den Gliedern des Consistoriums schon an sich gewähren.^{*)} Es schienen sich dieselben jedoch anfänglich keineswegs verwirklichen zu wollen. Sämmtliche all-

gemeine Erlasse dieser Kirchenstelle athmeten fortwährend den Geist freudigen Glaubens und entschiedenen positiv christlichen Wirkens. Aus welcher Feder sie geflossen, war an Styl und Farbe unschwer zu erkennen. Allmählig aber trat sichtlich und immer sichtlicher das Bestreben hervor, eine vermittelnde Stellung einzunehmen und die rationalistische Opposition mit den Maßregeln des Kirchenregiments mehr und mehr wieder zu versöhnen. Unverkennbar bildete sich eine neue Majorität des Consistoriums in diesem Sinne, deren nächstes und hauptsächlichstes Ziel die Herstellung der Ruhe, des äußeren Friedens war. Dazu bedurfte es natürlich der Zugeständnisse, persönlicher und sachlicher. Beide blieben im Verlaufe der Zeit nicht aus. Die erledigten Defanate wurden meist mit Männern von sehr gemäßigter Richtung besetzt. Einige von diesen galten, wenigstens in der öffentlichen Meinung, noch für Rationalisten. Den wahren Frieden, der nur eine Frucht der Wiedergeburt und des durch das Schwert des Geistes überwundenen Kampfes ist, konnte das wohl nicht sonderlich fördern. Manche freilich sind nicht so ungläubig und Manche nicht so gläubig, als sie scheinen. Mund und Styl sind nicht immer der völlig treue Ausdruck des Herzens; zudem mag in einer tabellen- und schreibseligen Zeit, wie die unsrige nun einmal ist, die sogenannte Geschäftsgewandtheit einen wesentlichen Punkt der Berücksichtigung bilden, obwohl die Glaubensstichtigkeit diese letztere Eigenschaft mindestens nicht ausschließt. Eines blieb freilich selbst bei der mildesten Ausdeutung dieser Thatsachen übrig: das kirchliche Thermometer zeigte Schwankungen. — Auch an sachlichen Zugeständnissen fehlte es nicht. Wir rechnen dahin die Einführung der biblischen Geschichte von Mausembusch, welche die heilige Geschichte nur verstimmt enthält und in ihren Lehren und Fragen nicht einmal den billigsten biblischen Anforderungen genügt, geschweige denn ein gläubiges Verständniß der großen Thaten Gottes und des Zusammenhanges seiner heiligen Offenbarungen zu fördern irgendwie geeignet ist.^{*)} Wir rechnen dahin die Einführung der Badischen Agende, welche des rechten glaubensfrischen und freudigen Gebetsgeistes, so wie der kernhaften, salbungsvollen Kirchensprache in ihren meisten Formularen ermangelt und vollends in ihrem liturgischen Theile so voll abstrakter und trockener Rede ist, daß der Gebrauch einiger Formulare, besonders des bei Trauungen vorgeschriebenen, für den Liturgen wie für die Gemeindeglieder, welche kräftige Seelenspeise gewohnt sind und in andächtiger, gehobener Stimmung an der heiligen Handlung Theil nehmen, nur wie ein niederschlagendes Mittel wirken kann. So viel steht fest, daß diese Agende von dem von Dr. Rust verfaßten, von der General-Synode zwar verworfenen, aber von dem Königl. Ober-Consistorium wenigstens zum interimsistischen Gebrauche genehmigten Agenden-Entwürfe in allen Beziehungen übertroffen wird. Dieser Entwurf, welcher, ganz dem Geiste der wahren Union gemäß, aus dem reichen Schatze der älteren Lutherischen und reformirten Agenden und theilweise auch aus neueren, in glücklicher Auswahl geschöpft und mit gesunder Überarbeitung zusammengestellt ist, stand im Begriffe, sich selbst einzuführen. Viele Geistliche, ja, ganze Defanate, gebrauchten ihn bereits ausschließlich. Und zum unverkennbaren Segen. Nirgends erhob sich ein Widerspruch aus der Mitte der Gemeinden dagegen. Und das gar Manchen zum Verdrusse. Vielmehr waren der Seelen nicht wenige, denen er zur Erbauung und Stärkung gereichte. Nichts desto weniger wurde er beseitigt, und die Geistlichen sind nunmehr auf das Strengste angewiesen, die neue Badische Agende, welche übrigens, noch nebenbei bemerkt, nur Legenda ent-

Vorgänge in der unirten Kirche dürften noch manches Vorurtheil gegen denselben gründlich heilen.

^{*)} An die Stelle des bisherigen, bereits erwähnten Consistorialvorstandes trat der neu ernannte Regieruns-Direktor v. Schnellenbühl, an die des quiescirtten Consistorial-Rathes Dr. Schulz der Rektor des Gymnasiums zu Zweibrücken, Schuelein.

^{*)} Dem Vernehmen nach hat die Rheinische Provinzial-Synode in derselben Zeit dieses Lehrbuch als unter diejenigen gehörig bezeichnet, welche in den Schulen nicht gebraucht werden sollen.

hält, unbedingt und ausschließlich zu gebrauchen. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die Einführung der besprochenen biblischen Geschichte und Agende von der General-Synode mit bedeutender Majorität beantragt war, daß sich aus der Mitte der gläubigen Pfarrer (und in dieser Beziehung hat Mancher im Stillen Buße zu thun) keine öffentliche Stimme dagegen zur rechten Zeit erhoben hat, und daß es daher nach oben hin leicht den Anschein gewinnen konnte, als ob mit jenen Produkten den vorhandenen kirchlichen Bedürfnissen genügt und durch die Zulassung derselben mindestens ein friedlicher Übergang zu einer vertiefteren Entwicklung und Gestaltung der Kirche gesichert sey; aber, ganz abgesehen von der Frage, ob in diesen Dingen überhaupt diplomatische und administrative Erwägungen so weit Platz greifen dürfen, daß das gute Recht der Kirche auf treues, unverhülltes evangelisch christliches Bekenntniß in alle Wege, in dem öffentlich recipirten Lehrbüchern und gottesdienstlichen Handlungen zumal, dadurch verkürzt werde; ganz abgesehen ferner von der weiteren Frage, ob durch solche Maßregeln in der That für eine gesündere und friedlichere Entwicklung der Kirche etwas Reelles gewonnen, oder ob nicht vielmehr durch sie die Entwicklung auf halbem Wege fixirt und eben dadurch in die Gefahr der Stagnation oder des sich überstürzenden Durchbruches gebracht werde, ganz abgesehen endlich davon, daß selbst im Falle einer unabweisbaren Zulassung doch das in treuer Liebe zu dem Herrn und seiner Gemeinde wuzelnde Zeugniß als Correctiv nicht fehlen darf, bleiben doch mehrfache Bedenken übrig. Warum ist, um nur Einiges zu erwähnen, die biblische Geschichte von Rauschenbusch auch für die höheren Lehranstalten zum ausschließlichen Gebrauche bestimmt, und dagegen die treffliche von Zahn, welche bisher nach einem hohen Erlasse des Königl. Ober-Consistoriums gestattet und durchweg eingeführt war, außer Gebrauch gesetzt worden? Und das so eilig und dringend? Unseres Wissens verpflichtet selbst der Allerhöchste genehmigte Versuch der General-Synode nicht dazu. — Warum ist die Babilische Agende, welche in der Landeskirche selbst, aus der sie hervorgegangen, im gleichen Falle schwerlich unverbessert bleiben dürfte, völlig unverändert, sogar bis zur auffallenden Hinzuegung der anderen Hälfte des Spruches (Marc. 16, 16.) in der Taufformel; „Wer aber nicht glaubet, der wird verdammet werden“, ausgegeben worden? *) — Warum ist es einigen Geistlichen, welche, von ihrem Gewissen gedrungen, den unbedingten Gebrauch der Agende durch ein quatenus restringiren zu müssen meinten, so übel vermerkt worden? — Warum ist, wie verlautet, ein anderer sehr achtbarer Geistlicher, den ein bloßes, leeres Gerücht als den Verfasser einer Brochüre **) bezeichnete, welche die Mängel der neuen Agende in ruhiger und würdig gehaltener Sprache, freilich zu spät, aufdeckt, darauf hin zur Verantwortung gezogen werden? — Wir bescheiden uns auf diese Fragen der Antwort, wenn wir auch unter Anderem recht wohl begreifen, daß der Vollzug einer durch die Übereinstimmung aller gesetzlichen Instanzen sanctionirten kirchlichen Verordnung nicht wohl dem subjektiven Ermessen der Einzelnen überlassen werden könne, und im gegebenen Falle überdies der Ansicht sind, daß ein förmlicher Widerstreit des göttlichen und menschlichen Rechtes nicht vorliegt, einer Ansicht, die uns übrigens nicht hindert, allen Ern-

stes dafür zu halten, daß die gläubigen Gewissen mindestens eben so viel Berücksichtigung verdienen, als die ungläubigen. Welche Antworten man aber auch auf alle diese Fragen in Bereitschaft haben möge, Eines bleibt auch hier übrig, die gewiß jedem Unbefangenen einleuchtende Wahrnehmung, daß alle diese acta, zu denen Dr. Rust, nach seiner offenkundigen bisherigen, so reich gesegneten Wirksamkeit, unmöglich gestimmt haben kann, in gewissen Sphären nur der naturgemäße Ausfluß einer Richtung sind, welche sich mit besonderer Vorliebe und *κατ' ἐξοχήν* den Charakter der Mäßigung und des Friedens vindicirt.

Und doch sagen wir: auch diese sachlichen Zugeständnisse hätten immerhin noch seyn mögen. Wir glauben an einen lebendigen Gott. „Wunderbar“ ist sein Name; aber auch was er zuläßt, ist für die, welche ihn lieben, wohlgethan. In der Kirche zumal gibt es keine zufällige Erscheinung; auch in der sichtbaren nicht. Personen und Zustände, Haupt und Glieder stehen hier, wenn auch nicht immer bewußt, in einer so lebendigen Wechselwirkung, daß sie sich gegenseitig abspiegeln. An einer inneren Verschulbung participiren deshalb Alle, der Eine mehr, der Andere minder, wenn auch Jeder wieder nach Maßgabe des Amtes, das ihm befohlen, und der Gaben, die ihm bechieden sind, der besondern Rechenschaft anheimfällt. Dies recht lebendig zu erkennen, möchte in der Gegenwart besonders an der Zeit seyn. Es gilt, recht frisch und freudig zu bekennen und zu zeugen, aber auch recht herzlich und recht demüthig mitzuleiden. Das stärkt den Glauben wie die Liebe und öffnet die Augen für die Gebrachen der Kirche wie für das Wahrfastige, was selbst durch die Dornen des Gegensatzes hindurchbricht und sich von ihnen nicht ersticken läßt. Es gilt, das zu ergreifen und in den Dienst des Herrn zu ziehen. „Alles ist euer.“ Von diesem Standpunkte aus, und weil wir des Glaubens leben, daß man auch den lieben Gott walten lassen müsse, sagen wir: auch jene sachlichen Zugeständnisse hätten noch seyn mögen.

Das kann man aber von einem System des Friedens und der Mäßigung mit vollem Rechte fordern, daß es seine Consequenzen nach allen Seiten hin verwirklicht. Anderswie bleibt es ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle, eine Selbsttäuschung, welche aus purer Liebe zum Frieden und zur Mäßigung unvermerkt in polemische und ungemäßigte Tendenzen umschlägt und die Vermittler selbst nur zu leicht in Männer der Partei verwandelt. Vollends in Sachen des Glaubens, bei welchen das Herz so sehr theilhaftig ist und allen Gedanken und Bestrebungen durch seinen Pulschlag Farbe und Gepräge gibt. Freilich ist hier das Mitthalten schwer, sehr schwer, auch bei redlichem Willen. Es setzt ein Streben auf dem schmalen Wege, eine klare Erkenntniß seiner Gränzen zur Linken und zur Rechten, ein geschärftes Auge für das Ziel und einen sicheren Gang voraus, lauter Glaubensfrüchte, die nicht Jedermanns Ding sind. Gar leicht geräth das Halbe in Gefahr, sich für ein abgerundetes Ganzes zu halten, und daß das Halbe, das nicht mehr zum Ganzen strebt, die ihm noch fehlenden Bruchtheile mit ungünstigerem Auge betrachtet, als die, welche es in sich schließt, ist sehr begreiflich. Unversehens wird dieser Standpunkt selbst zum Glaubensartikel und macht mißtrauisch oder unbuldsam gegen Alle, welche über ihn hinausgehen. Erfahrungen solcher Art ergeben sich in unserer Zeit, in welcher so viel „Friede, Friede“ gerufen wird, wo doch kein Friede ist, mehr, als zur Genüge. Auch die neue und neueste Geschichte der unirten Kirche der Pfalz bietet Belege dazu dar. Hier einstweilen folgende, so weit eine wahrheitsgetreue Charakteristik der Sachlage ihre Besprechung erfordert.

(Schluß folgt.)

*) Die sichere Hoffnung auf eine Überarbeitung, wie sie sich bereits in einigen, in den Agenden-Entwurf von Dr. Rust eingegangenen Formularen vorfand, hatte mehrere Mitglieder der General-Synode zur Abgabe eines bejahenden Votums bestimmt. Dieselbe Erwartung war auch hier und da der Grund des Stillschweigens in dieser Angelegenheit.

**) Die neue Agende, betrachtet im Lichte des Wortes Gottes 1c. Ein Wächterruf an die Evang. Kirche der Rheinpfalz. Heidelb., 6. C. Winter, 1846.

Evangelische Kirchen = Zeitung.

H e r a u s g e g e b e n

von

C. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., d. letzteren ord. Professor an der Universität zu Berlin.

Neununddreißigster Band.

J u l i b i s D e c e m b e r 1 8 4 6 .



Berlin,

bei Ludwig Dehmitze.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 1. Juli.

N^o 52.

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

Mit besonderer Rücksicht auf die Werke:

Paulus der Apostel Jesu Christi. Sein Leben und Wirken, seine Briefe und seine Lehre. Ein Beitrag zu einer krit. Gesch. des Urchristenthums. Von Dr. F. E. Baur. Stuttgart. 1845.

Und:

Das nachapostolische Zeitalter in den Hauptmomenten seiner Entwicklung. Von Dr. A. Schweigler. Tüb. 1846. 2 Bde.

Die Angriffe der ungläubigen Kritik gegen den Grund unseres Glaubens, das Wort Gottes, haben vor etwa zehn Jahren die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als man zum erstenmal durch Strauß und seine Nachzügler belehrt wurde, daß der Kampf wirklich und ernsthaft gegen die Fundamente der Kirche gemeint sey. Diese Zeit ist aber jetzt vorüber; nicht als ob die Gegner ihren Anspruch aufgegeben; aber es haben sich andere Fragen in den Vordergrund gestellt, Fragen von unmittelbar praktischer, von kirchenrechtlicher Natur. Inzwischen muß man nicht vergessen, daß der Übergang vom dogmatischen Streit zum kritischen zugleich der Wendepunkt des theoretischen Kampfs zum praktischen war. Einzelne hatte man vorher über die Richtigkeit einzelner Bücher, den geschichtlichen Charakter einzelner Erzählungen gestritten; das Hauptinteresse dabei war immer ein gelehrtes. Sobald durch Strauß die Gesamtgeschichte Jesu zum Gegenstand des Streites geworden war, so handelte es sich um eine Geschichtsbetrachtung, die unmittelbar an die realen Verhältnisse der Gegenwart streifte; die Sache wurde Volksache. Insofern hat der kritische Streit eine noch ungelöste Beziehung zur Gegenwart; nur daß, sobald der Kampf wirklich praktisch werden wollte, er sich wieder auf das bequemere und zugänglichere Gebiet des Dogmatischen hinüberspielen mußte. Das letztere geschieht durch die Lichtfreunde, unter denen gleichwohl Wislicenus noch immer die Rückbeziehung dieser neuen dogmatischen Schilderhebung auf den vorangegangenen Kampf im Gebiet der Kritik aufrecht hält.

Bei uns in Schwaben hat sich das erste Stadium noch immer erhalten; die Epoche des Lichtfreundthums ist nur in wenigen Versuchen und unbedeutenden Persönlichkeiten vertreten. Der ganze Kampf gegen das Evangelium bewegt sich bei uns noch immer vorzugsweise auf dem Boden der Kritik. Und zwar knüpft sich diese an die Eine ausgezeichnete Persönlichkeit, die des Dr. Baur. Schon vor dem Beginn des Strauß'schen Lärms hatte dieser Mann angefangen, in seiner Weise den geschichtlichen Boden des Neuen Testaments kritisch zu unterwühlen; die Strauß'sche Bewegung, während sie ihm mehr Kühn-

heit und Klarheit über sein Ziel gab, drängte ihn zugleich etwas in den Hintergrund, so daß er nach Außen eher wie ein Schüler, als wie ein Lehrer Strauß's erschien. Auch war er kein Schüler in Hinsicht der Consequenz, der Form und Anwendung, aber nicht in prinzipieller Beziehung. Vielmehr gab er hier die ersten Anregungen und das Neue an Strauß war nur das, daß er einmal den Boden der sogenannten äußeren Zeugnisse, den kirchengeschichtlichen, völlig verließ und sich mit der inneren Kritik begnügte, sodann daß er seine kritischen Forschungen mit dem negativen philosophischen Bekenntniß der Hegelschen Linken vermählte. Aber als die innere Evangelienkritik in Bruno Bauer sich völlig in's Bodenlose verrannt hatte und hier keine Palme mehr zu brechen war, wandten sich die Rechte der Strauß'schen Partei in Schwaben, Dr. Zeller und Dr. Schweigler an der Spitze, zurück zu Baur, zu der kirchengeschichtlichen Methode, zur Betrachtung der äußeren Zeugnisse, wobei das treibende Interesse philosophischen Unglaubens mit einer Fülle geschichtlichen Apparats überkleidet wurde. Das Hauptorgan dieser Richtung sind die Zeller'schen theologischen Jahrbücher, die eine Reihe Einzeluntersuchungen über die kanonischen Bücher des N. T. im Verhältniß zur unkanonischen Literatur der zwei ersten Jahrhunderte enthalten, und neben denen dann einzelne Schriften verwandten Inhalts, z. B. Schweigler's Monographie über den Montanismus, herliefen. Die Resultate dieser Einzelkritik sind bekannt. Über die Evangelien werden die Urtheilssprüche der früheren Strauß-Bauer'schen Kritik, so weit es möglich ist, aufgenommen und ergänzt, über die Paulinischen Briefe das Urtheil der Unächtheit so weit als möglich ausgedehnt, die Apostelgeschichte und die katholischen Briefe sämmtlich verworfen, dagegen neigt man sich dahin, die Apokalypse als echtes Denkmal des ursprünglichen Judenthums oder vielmehr, wie sie meinen, des christlichen Judenthums anzuerkennen. Diese Thätigkeit der Anzweiflung eines kanonischen Buchs um das andere erschien bisher für den, der die philosophische dogmatischen Motive nicht kannte, gewissermaßen als eine in sich gränzenlose, die zu keinem anderen, als negativen Resultat führen könne, nämlich die gesammte Urkundenmasse des Urchristenthums dermaßen aufzulockern, daß man nirgends mehr einen festen Boden gelten ließe. Es tritt also wieder eine Wendung der Sache ein, sobald diese Kritik sich in ein zusammenhängendes Ganze verarbeitet, sobald sie auf positive Fragen Rede steht und ihrerseits versucht, ein Bild des Urchristenthums, wie sie meint, daß es gewesen seyn müsse, zu entwerfen. Dies geschieht aber in den beiden obengenannten Werken, und die Bedeutung derselben liegt also darin, daß ein neues Stadium der Kritik mit ihnen sich zum historischen System abrundet, ein Stadium, über wel-

ches hinaus in gleicher Richtung wohl nicht mehr wird fortgegangen werden können. Und dieses Stadium nennen wir mit dem Namen des Dr. Baur, weil es, obwohl auf die Strauß'sche Anwendung der philosophischen Negation auf die Geschichtskritik gestützt, doch zu der kirchenhistorischen Methode Baur's zurückgegangen ist und insofern das verwirklicht hat, was Baur schon in seiner vorstraußischen Zeit anstrebte, wenn es ihm auch an der Gedankenfülle gebrach, die zur Ausführung gehörte. So ist auch noch in den beiden genannten Werken Baur der Behutsamere, der sich aus der Geschichte des Urchristenthums nur Einen Theil, freilich das Herzblatt, zur kritischen Zerstückelung auswählt, während der kühnere Schwegler auf's Ganze lossteuert und ein Gesamtbild der Urzeit des Christenthums zu entwerfen verspricht. Auch im Einzelnen geht dieser weit furchtloser zu Werke; man vgl. z. B. die schüchterne Andeutung einer allegorischen Deutung der Eudäa und Syntyphe Phil. 4, 2. bei Baur S. 475. mit der kühnen Ausführung dieser unglücklichen Idee bei Schwegler II. S. 135., den zweifelhaften Ausspruch Baur's über die Möglichkeit von Zweifeln an der Aechtheit des Philipperebrießs S. 458. mit Schwegler's lakonischem Urtheilspruch II. S. 133. und Anderes.

Was das Verhältniß dieser Kritik zu den sonstigen theologischen Zeitererscheinungen betrifft, so muß es auffallen, in einer Zeit praktischer Interessen auf dem kirchlichen Gebiet, großer confessioneller und kirchenrechtlicher Bewegung eine scheinbar so ganz nur theoretische Richtung, ein Vertiefen in's historische Material bei Männern anzutreffen, die doch gewiß gar sehr Partei sind. Indessen verschwindet bei näherer Betrachtung aller Anlaß zur Verwunderung. Denn auf der einen Seite ist doch auch diese Kritik selbst ganz eine Tochter der Zeit, sie trägt das charakteristische Merkmal des neuesten Unglaubens, nämlich Allianz der negativen Philosophie mit dem alten Rationalismus so gut an der Stirn, als irgend eine Phase des Lichtfreundthums dies thun kann. Nur hat sie auf ihrem Gebiet die etwas eigliche Aufgabe gehabt, die partie honteuse des Rationalismus, seine Kritik und Eregese zu Ehren zu bringen. Namen, die sonst für verschollen gelten, treten in vollem Glanze hier wieder auf; an einigen Stellen spricht Schwegler geradezu aus, daß man seit der Zeit des Rationalismus in der Kritik Rückschritte gethan habe, I. 200. 203. 217., und nennt als Bundesgenossen eine von ihm selbst, II. 47., als rationalistisch bezeichnete Schrift. Darin zeigt sich die neueste Phase des Unglaubens, die von den Höhen der Spekulation in das platte Land herabsteigt, um an Breite zu gewinnen, was er an Höhe verliert.

(Fortsetzung folgt.)

Der evangelische BÜCHERVEREIN.

Dieser Verein hat jetzt seine Wirksamkeit begonnen. In würdiger Ausstattung sind bereits erschienen: der große Katechismus Luther's (Preis 2½ Sgr., geb. 4 Sgr.) und Spener's christliche Unterweisung (Pr. 6 Sgr., geb. 8 Sgr.),

zwei Schriften, welche man vor vielen anderen in den Händen aller evangelischen Christen sehen möchte. Namentlich das Spener'sche Buch ist die beste populäre und dabei tiefeingehende Darlegung des evangelischen Glaubens nach allen seinen Seiten und seiner Begründung in der heiligen Schrift, ein treffliches Heilmittel für die in unserer Zeit auch unter den Gutwilligen so weit verbreitete Unkenntniß und Unklarheit. Im Drucke bereits gänzlich vollendet ist die Hauspostille von Luther *) (86 Bogen, Pr. c. 20 Sgr.). Das Werk soll eben jetzt von Hamburg, wo es in der Buchdruckerei des Rauhen Hauses in einer Auflage von 10,000 Exemplaren gedruckt wurde, nach Berlin versendet werden, und Bestellungen auf Exemplare, roh, in Pappband, Halblederband, gepreßten Lederband, werden schon jetzt angenommen, und rasch ausgeführt werden. Der Druck von „H. Müller's Erquickstunden“ ist der Vollendung nahe, und auch auf dieses Werk werden Bestellungen bereits angenommen. Unter der Presse befindet sich „H. Müller's Herzenspiegel“. Vorbereitet wird der Druck von Arnd's wahrem Christenthum in einer schön ausgestatteten Ausgabe, die der Verein zu dem Preise von 10 Sgr. zu liefern gedenkt. Für die Bearbeitung eines evangelischen Gesang- und Kirchenbuches hat der Verein einen Mann von anerkannter Tüchtigkeit auf diesem Gebiete gewonnen. — Es kommt aber jetzt alles darauf an, daß die Bemühungen des Vereins von dem christlichen Publikum unterstützt werden. Seine fernere Thätigkeit ist ganz durch den raschen Absatz der bis jetzt gedruckten Werke bedingt, dem um so weniger irgend ein äußeres Hinderniß entgegensteht, da alle Briefe und Sendungen an das Magazin des Vereins, Klosterstraße Nr. 71., aus den Preussischen Staaten nicht frankirt zu werden brauchen; dagegen alle Sendungen aus dem Magazin frankirt erfolgen. Die Zwecke des Vereins können, außer durch zinslose Darlehen zur Vermehrung des Betriebsfonds, besonders auf dreifache Weise gefördert werden. Zuerst dadurch, daß die Redaktionen und Mitarbeiter der zahlreichen christlichen Zeitschriften diese Sache, aus der so Großes werden kann, wenn sie jetzt in ihren kleinen Anfängen gehörig unterstützt wird, ihren Lesern baldigst warm und dringend an's Herz legen. Ein Anfang könnte vielleicht mit dem Abdruck dieses Artikels gemacht werden. Dann dadurch, daß Alle, denen die Förderung des Reiches Gottes am Herzen liegt, namentlich Geistliche, sich einen Vorrath von Büchern des Vereins anschaffen und den Vertrieb derselben nach Kräften befördern. Hier in Berlin haben sich bereits drei Mitglieder des Comités, die

*) A. S. Franke, in den Anm. über einige Örter der heiligen Schrift, sagt: „So ist auch nicht weniger oftmals mein herzlichster Wunsch, daß doch die Postillen Luther's möchten sowohl von Lehrern, als anderen Leuten fleißiger gelesen werden, als in welchen gewiß mehr Geist, Kraft und Leben ist, als in den heutigen künstelnden Methodisten, welche mit aller ihrer Kunst Luther nicht das Wasser reichen, ja selbst nichts als gestohlene Wasser haben, predigen Andern und haben sich selbst nie um die wahre Buße von Herzen bekümmert.“

Herren Prediger Couchon, Uhden und Brückner bereit erklärt, stets einen Vorrath von Büchern des Vereins zu halten. Endlich durch Errichtung von Hülfsgesellschaften, welche Beiträge zur unentgeltlichen Verbreitung der Bücher des Vereins sammeln. Die Ehre des Anfangs gebührt hier einem Comité, das sich in Sagan und der Umgegend gebildet hat, und dessen Statuten nächstens in diesen Blättern abgedruckt werden sollen. Anderwärts wird Ähnliches bereits vorbereitet. — Ref. bemerkt noch, daß die Bücher des Vereins auch durch den Buchhandel bezogen werden können, durch Vermittelung der Agentur des Rauhen Hauses, und des Herrn Buchhändler Wohlgemuth in Berlin, freilich aber nur mit einer Erhöhung des Preises, der auf dem Titel der Bücher des Vereins bemerkt wird. — Möge der Herr das Werk segnen, und Niemand in seinem Werke lässig erfunden werden!

Nachrichten.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

Erster Artikel.

(Schluß.)

Im Jahre 1842, welchem die Abhaltung der alle vier Jahre stattfindenden General-Synode wenige Monate vorangegangen war, wurde Consistorial-Rath Dr. Rust in Folge der unfreiwilligen Versetzung eines Geistlichen, welche man, obwohl mit Unrecht, ihm zur Last legte, auf's Neue der Gegenstand der ungemessenen Angriffe und Kränkungen. Es hatte sich eine willkommene Veranlassung gefunden, dem mühsam verhaltenen Groll gegen die „der Aufklärung so hinderliche“ Person dieses Mannes und gegen die von ihm und Anderen vertretene heilige Sache wieder einmal den Fißel schießen zu lassen. Ein übles Gerücht drängte das andere; das „unheimliche Geipens des Mysticismus und Pietismus“ schreckte manchen helle sehenden Bewohner der heiteren Pfalz, so gräulich hatte man den Popanz gestaltet. In dieser Zeit hielten einige Geistliche dafür, daß es solchem Treiben gegenüber ernste Pflicht sey, aus der Passivität herauszutreten und sowohl jenem so sehr und so unverdient verunglimpften Manne ein Zeichen aufrichtiger Hochachtung und herzlichster Theilnahme zu geben, als auch zugleich für den angefochtenen Glauben und das kirchliche Bekenntniß ein treues, unverbülltes Zeugniß abzulegen. Es wurde zu diesem Zwecke eine Adresse verfaßt, welche in kurzer Zeit die Unterschriften eines Kirchenrathes, mehrerer Dekane, Senioren und Schul-Inspektoren und einer namhaften Zahl von Pfarrern erhielt, und die bald noch mehr Beirathserklärungen erhalten haben würde, wäre sie nicht ganz unerwartet mit Beschlag belegt, und sogar eine polizeiliche Untersuchung über die Urheber und Unterzeichner derselben, welche man sofort und ohne Weiteres als charakterlose Menschen bezeichnete, verhängt worden. Daß die kirchliche Stelle die Sache von milderem Gesichtspunkte aus betrachten und, im Falle wirklich gefehlt, wenigstens entschuldigend für Männer eintreten werde, deren bisherige Wirksamkeit ihre bona fides verbürgen konnte, ließ sich wohl füglich erwarten. Es war dies nicht der Fall, vielmehr folgte Erlaß auf Erlaß, zumeist generalisirt, aus welchen hervorging, daß man dieses „Unterfangen“ für eine gefährliche und ruhestörende Parteidemonstration ansah. Ganz ungewöhnliche und seltsame Tendenzen sollten hinter den Worten der Adresse verborgen seyn. Wahr ist und bleibt: diplomatisch fein war

sie nicht verfaßt; manche Ausdrücke waren etwas scharf und schneidend, manche Wendungen der Mißdeutung wenigstens fähig; aber eben so wahr ist und bleibt und wird von den theilhaftigen Geistlichen fort und fort bekräftigt werden: die Absicht war eine wohlgemeinte, Zweck und Inhalt kein anderer, als der bereits bezeichnete, persönliche Verletzung war nun und nimmer intendirt. Die der Adresse unverdient gegebene Auslegung erzeugte Mißstimmung, Mißtrauen, Ermuthigung der rationalistischen Partei; den Frieden konnte sie nicht fördern.

Bald trat eine zweite strenge und eilige Untersuchung hinzu. Sechs Geistliche aus zwei verschiedenen, aber angränzenden Dekanaten, welche seit Jahren einen eigenen theologischen Leseverein gebildet, weil sie sich schon im Interesse der wissenschaftlichen Fortbildung nicht entschließen konnten, nur rationalistische Zeitschriften zu lesen, hatten längst besprochen, daß sie einmal in einem in der Mitte gelegenen Landstädtchen zusammenkommen, die Angelegenheit des Lesevereins ordnen und sich des seltenen gemeinschaftlichen Wiedersehens erfreuen wollten. Es geschah. Die Zusammenkunft hatte für die Theilnehmer so viel Anregendes und Erfrischendes, daß sich der einmüthige Wunsch von selbst ergab, es möchte sich dieselbe des Jahres wenigstens ein bis zweimal wiederholen. Prediger-Conferenzen in den einzelnen Dekanaten waren bisher nicht bloß gestattet, sondern durch kirchliche Erlasse sogar dringend empfohlen. Der Umlauf, daß die Anwesenden nicht alle einem und demselben Dekanate zugehörten, und daß vorauszusetzen war, einige Freunde aus anderen benachbarten Diöcesen würden sich ungerne ausgeschlossen sehen, rief den Vorschlag hervor, die Konferenz, wo möglich, auch auf diese auszudehnen. Dazu bedurfte man höherer Genehmigung. Daß sie erfolgen werde, bezweifelte Keiner. In dieser zuversichtlichen Hoffnung bestimmte man bereits im Voraus Zeit und Ort der nächsten Zusammenkunft, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Genehmigung zuvor gegeben sey. Sie zu erhalten, wurde einer der Anwesenden beauftragt. Er hatte sich dieses Auftrages bei seinem vorgesetzten Dekanate bereits entledigt, als (auf welche Anzeige hin, mag dahingestellt seyn) eine Untersuchung über die Theilnehmer jener ersten Zusammenkunft eingeleitet, jede weitere sofort verboten, und selbst das Bestehen der Lesevereine, welche doch schon der Controle des Kirchenregiments unterworfen waren, von einer besonderen Genehmigung abhängig gemacht wurde. Allerdings waren diese Maßregeln zunächst von der obersten Polizeibehörde des Kreises ausgegangen. Weßhalb? wir wissen es nicht; nur so viel wissen wir, daß jene sechs Beschwerten lauter Geistliche gewesen, deren bisheriges Leben und Wirken im Dienste der Kirche und des Staates keine Unhaltspunkte zu irgend einem Verdachte gegeben; denn der entscheidende positiv christliche Glaube verbächtigt, Gott sey Dank, in unserem Lande nicht. Aber daß auch die kirchliche Oberbehörde des Kreises dasselbe Verfahren einschlug, daß man abermals nur verderbliche Parteintrigen im Hintergrunde sehen zu müssen glaubte, daß man in einem öffentlichen Ausschreiben sogar von jesuitischen Grundsätzen, von Verletzung des Antikes gesprochen und eine Verordnung gegen die Illuminaten zur Verwarnung herbeigezogen, das mußte selbst Unbetheiligte befremden, die Betheiligten mit tiefer Bechmuth erfüllen. Das Ober-Consistorium war in der That anderer Ansicht. Der ganze Tendenzprozeß endete mit einer Belchrung. Das Verbot aber blieb in Kraft. Mit ihm war der Lebensnerv der näheren äußeren Gemeinschaft der Geistlichen, der gläubigen insbesondere, abgeschnitten. Facta loquuntur.

Wir übergehen Weiteres. Die Folgen alles dessen waren unschwer vorauszusetzen. Wir haben sie oben bereits angedeutet. Scheinbare Ruhe, aber kein Friede; manche geheime Freude, aber keine gemeinsame Freudigkeit; viel Redens von Vertrauen, aber Mangel daran in allen

Ecken. Die kirchlich gesinnten Geistlichen verhielten sich stille und ruhig, um nicht den Verdacht absichtlicher Friedensstörung, der nun einmal auf ihnen lastete, zu mehren und dadurch der Sache selbst zu schaden. Ein Jeder suchte für sich nur um so treuer und eifriger in seinem Amte für Erweckung evangelischen Glaubens und Lebens zu wirken. Alles übrige konnten sie getrost dem Herrn anheimstellen. Deshalb geschah auch dieser Vorgänge in seinem öffentlichen Blatte Erwähnung, und sie würde auch jetzt unterlassen worden seyn, wenn nicht das rechte Verständniß der neuesten kirchlichen Vorgänge und Aktenstücke damit zusammenhinge. Obnehin ist diese mehr persönliche Angelegenheit gegen die ungleich wichtigeren sachlichen in dem Bewußtseyn längst in den Hintergrund getreten. Ueberdies hatte das Alles auch sein Gutes; es hätte immerhin seyn mögen. Anfechtung lernt auf's Wort merken; sie vertieft, macht besonnen, weise. Es werden durch sie die Geister offenbar; die zweideutigen, die nur das Ihre suchen, werden ausgeschieden, die wankelmüthigen gesichtet. Es tritt eine heilsame Krisis ein, und der Gewinn ist wahrlich nicht der geringste, daß wir unsere Hoffnung ganz auf den Herrn setzen lernen. Die alte Opposition schöpfte dagegen neuen Muth. Aus dem früheren verunsicherten Zustande bereits herausgetreten, mit neuen, frischeren Elementen versetzt und für einige Concessionen zugänglicher geworden, dabei durch die Bestrebungen und Erfolge der Lichtfreunde nahe und ferne gehoben, fühlte sie sich von Tag zu Tag wieder beglückter, kräftiger und für Gegenwart wie Zukunft gesicherter, und triumphirend, im Bewußtseyn des bereits wieder Errungenen, ließ sich die Stimme eines ihrer Genossen im Pfälzer Kirchenblatt mit den Worten vernehmen: „Das Blättlein hat sich gewendet; der Sieg ist jetzt unser; wir sind jetzt Herren.“ Nur daß sie, so lange es irgend möglich, den Schein der Ruhe und Friedensliebe zu wahren und sich für den immer näher rückenden Kampf die Protection ihrer Gönner und die Ausrübe der Nothwehr offen zu erhalten suchten.*)

Diesen Zustand nannte man den Frieden. Mit zärtlicher Sorgfalt wurde das Schößkindslein gebüet und gepflegt. Dasselbe antasteten oder nur bescheidene Zweifel gegen seine Ingenuität und hoffnungsvolle Befähigung hegen, galt für ungemessenes, böswilliges Beginnen. Es gab freilich Zungen, die behaupten wollten, ein tückischer Kobold habe zur unbewachten, nächtlichen Stunde einen Wechselbalg untergeschoben; aber das waren eben böse Zungen. Die Lobspprüche der Bettern und Basen verdeckten alle Bedenken. Bald tauchten auch neue Gestirne am Horizonte der Kirche auf, Männer der richtigen Mitte, willkommenen Träger und Säulen des Friedens. Unter ihnen gar Manche, die alles Ernstes dafür halten, es sey ihres Lebens schönste Aufgabe, von einer Wagschale zur anderen zu laufen und sich in die jeweilig aufsteigende mit dem getheilten oder vollen Gewicht ihres Ansehens zu legen, damit das Gleichgewicht nicht gestört oder, wenn auch, sogleich wiederhergestellt werde. Das „Laissez nous faire“ war das Einzige, was man begehrte. Mit einiger Gewandtheit und Vorsicht hoffte man bei anhaltendem günstigen

Winde aus gewissen Regionen zwischen der Charybdis und Scylla glücklich hindurchzusteuern und das Schiffelein unberührt dem sicheren Hafen zuzuführen.

Dieser blickenden Beobachtern, denen mit der näheren Einsicht in diese Verhältnisse auch der rechte Standpunkt unbefangener Beurtheilung im Lichte und Frieden des Evangeliums beschieden war, konnte es längst nicht entgehen, daß jener Friede kein wahrhaftiger und geordneter, sondern nur ein scheinbarer und gemachter sey, daß auf diesem Wege die Genesung und das Heil der Kirche nimmermehr gefördert werden könne, und daß die inneren Schäden, welche an dem Organismus zehrten, über kurz oder lang und um so bedenklicher hervorbrokehen würden, je eifriger man sie von der Oberfläche zurückgetrieben, und je länger man sie durch bloße Palliativmittel zu beseitigen gesucht hatte. Wir sind übrigens weit entfernt, alle betrübenden Erscheinungen der Gegenwart auf dem Gebiete der unirten Kirche auf Rechnung verschleierter Verwaltungsmaximen setzen zu wollen. Wir verkennen die Gesetze der historischen Entwicklung, den Ein- und Zusammenstoß der tausend und aber tausend Fäden an dem Webstuhl der Zeit, den mächtigen Einfluß des gliedlichen Zusammenhanges am Leibe der allgemeinen christlichen Kirche und der Evangelischen insbesondere, die unerforschlichen Wege und unbegreiflichen Gerichte des heiligen Gottes, der die Sünden der Väter auch an den Kindern heimfucht, nicht. So groß und unverkennbar der Einfluß des Kirchenregiments, besonders bei durchgebildeter Consistorialverfassung, auf die Gestaltung der kirchlichen Zustände ist, so participirt es doch gleichfalls an den heilsamen Beschränkungen, welche die Gewalt des heiligen Geistes über die Gewissen und durch dieselben allen bloß subjectiven Tendenzen entgegenstellt; und die Zeit ist, dem Herrn sey Dank, vorüber, in welcher die Kirche wie eine Polizeianstalt sich behandeln und regieren ließ. Wir sind eben so weit entfernt, die Geistlichkeit als den zweiten ausschließlichen Faktor einer kirchlichen Bewegung betrachten zu wollen, obwohl sie der sichtbaren Gemeinschaft in Christo Hand und Mund ist. Einen dritten und Hauptbestandtheil der Kirche bildet die Gemeinde mit ihren vielfachen Verschlingungen in das öffentliche und bürgerliche Leben. Man kann also der Geistlichkeit nicht Alles imputiren, nicht Alles anmuthen wollen. Endlich sind wir nicht minder weit entfernt, die Schwierigkeit des Kirchenregiments in unserer so nervösen und reizbaren, mit elektrischem Stoffe geschwängerten Zeit, welche ein geheimes und unverstandenes Wehe zu wunderlichem Gelüste treibt, und die Nothwendigkeit eines weisen und besonnenen Verfahrens in Abrede stellen zu wollen. Noch viel weniger sind wir gemeint, irgend ein Privilegium für Auswüchse in Anspruch zu nehmen. Mögen die wilden Schößlinge immerhin ausgeschnitten werden, wo sie sich finden! Das aber ist's, was wir fort und fort sagen und behaupten werden: mit einem Frieden, der die kräftigen und gesunden Elemente niederhält, die lassen vollends einschläfert und die widerstrebenden ermuthigt, ist der armen Kirche nicht zuzuhelfen. Christus muß ihn Regimente obenan sitzen, der ganze, ungetheilte, lebendige Christus, der den Frieden zum Schwerte des Geistes und dieses zum Frieden führt. Ohne ihn gibt es keinen festen inneren Halt und darum auch keine lebenskräftige, tiefgreifende Wirksamkeit. Zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; das Andere wird zu fallen.

Wir gedenken das nunmehr an dem bisherigen Verlaufe der neuesten Begebenheiten in der unirten Kirche der Pfalz im Einzelnen nachzuweisen. Doch davon im nächsten Artikel.

*) In diesen thatsächlichen Verhältnissen liegt auch ein Schlüssel zum näheren Verständniß des Ausganges der letzten General-Synode. Bekanntlich wurde von den Mitgliedern derselben nicht einmal eine Bitte, geschweige denn eine Beschwerde in Betreff der Kniebeugungs-Ordnung an den Thron gebracht. Der Versuch dazu scheiterte an dem gegenseitigen Mißtrauen zwischen der Minorität und Majorität. Eine geschickte Hand wußte denselben rechtzeitig zu vereiteln. Dagegen ist unwahr, was die Berl. allgem. Kirchen-Zeitung jüngst aus angeblich sicherer Quelle berichtete, daß gar nichts in dieser Angelegenheit geschehen sey. Diefelbe wurde allerdings in einer Sitzung zur Sprache gebracht, und eine einmüthige feierliche Verwahrung eingelegt. Summ cuique.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 4. Juli.

N^o 53.

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung.)

Auf der anderen Seite aber konnte an ein dogmatisches Auftreten nach Art der Lichtfreunde hier bei uns nicht gedacht werden, weil man mit einer allzuschroff abweichenden Denkart, dem pantheistischen Unglauben, der im Ganzen vorherrschenden Entschiedenheit unseres Volks für christliches Leben nicht gegenüber treten durfte. Das jetzt befolgte kritisch-historische Verfahren aber hat für die Partei einen zwiefachen Werth. Einmal ist überhaupt jeder Angriff auf den Rechtsbestand der Kirche für sie von Nutzen und insbesondere ist durch die ungläubige Kritik des Kanons das oberste Princip der Evangelischen Kirche in seiner Anwendbarkeit bedroht (denn wenn keine heilige Schrift mehr ist, wie soll sie dann regula fidei seyn?); und der gelehrte Apparat dient dazu, die Sache nicht zu früh in's Volk kommen zu lassen, sondern innerhalb des Kreises derjenigen festzuhalten, die, wenn einmal sie selbst gewonnen sind, es dem Volke süß eingeben können, die Theologen. Zweitens aber hat auch noch der Sinn, in welchem die Geschichte der Urkirche behandelt wird, einen speciellen Werth für die Partei, die ihn geltend macht. Da wird mit großem Nachdruck die Mutterkirche unter Israel sammt den zwölf Aposteln als die orthodoxe, fest an der alten, kirchlichen Form (dem Judenthum) hängende, auf den Buchstaben des göttlichen Wortes (Gesetz) pochende, dabei aber gar sehr auf Ascese und Enthaltung in den Abiaphoris erpichte Seite dargestellt, und daran ein nur zu kennbares Vorbild dessen, was die Herren jetzt unter der orthodoxen oder strenggläubigen Partei verstehen und wie sie sich dieselbe vorstellen, abgemalt. Diesem gegenüber wird dann mit Vorliebe geschildert, mit welcher Kühnheit Paulus von dieser Kirche, ihrem Kultus, ihrer Bibel, ihren Lebensgrundsätzen sich losgemacht und sich dabei einzig auf das Recht des Geistes und Glaubens, d. h. nach ihrer Auslegung des Denkens und der subjektiven Überzeugung gestützt, selbst seinen Apostelberuf im Gegensatz gegen das historische Verhältniß zu Christo auf ein rein innerliches (wofür sie sein Gesicht ausgeben) begründet habe. So verwandelt sich ihnen Paulus in einen Mann ihrer Seite und der leichte Nachweis, daß Paulus werth gewesen sey, als Apostel anerkannt zu werden, enthält zugleich für sie selbst den Beweis ihrer kirchlichen Befähigung zu den Lehramtern, die sie haben oder zu erhalten wünschen. Sie tragen die Parteifragen der Gegenwart in die Urzeit der Kirche zurück und lassen den Kanon und das Kirchenrecht aus einem friedlichen Verständniß zwischen den Anhängern des historischen Christenthums und den Männern des Fortschritts hervorgehen,

wobei die Extreme beider Seiten als Ebioniten und Gnostiker aus der Kirche ausgeschieden werden (eine humane Weissagung über das den „Pietisten“ zugedachte Loos, welches diese etwa mit Communisten oder Bruno-Bauer-Männern als anderem Extrem zu theilen hätten). So steht also diese Kritik in der That mitten im Parteikampf unserer Zeit. Indessen entsteht dabei immer noch die Frage, in welchem Verhältniß sie zur Kirche stehe? Die Ausgangspunkte mögen seyn, welche sie wollen, es ist nun einmal eine historische Untersuchung der für die Kirche hochwichtigen Frage nach der Aechtheit der kanonischen Bücher. Eine solche mußte, scheint es, aus dem Munde eines Jeden der Kirche willkommen seyn als Gebrauch der bei uns geltenden Freiheit der Forschung und als Beitrag und Anlaß zu immer tieferem Eindringen in die Tiefen des Wortes. Insofern nun die Kirche auf die Zukunft hinsieht, wo auch dieser Angriff an der Festigkeit ihres Felsengrundes zerschellt seyn und zu ihrer Verherrlichung gereichen wird, kann sie allerdings auch dieses Angriffs nicht nur getrost seyn, sondern sogar sich freuen. Aber auf die Gegenwart gesehen und auf die Gesinnung, mit welcher der Angriff unternommen wird und welche er in so vielen unbefestigten Gemüthern verbreiten und bestärken wird, darf uns nicht zugemuthet werden, daß wir diese Erscheinung zunächst nur vom Standpunkt der Wissenschaft auffassen sollen. Man hat von jener Seite her behauptet, die Frage sey insofern kaltblütig aufzufassen, als ja die Bücher, um die es sich handle, nur unter Voraussetzung ihrer Aechtheit für heilig gehalten werden können, und es in dem eigenen Interesse der Kirche liegen müsse, gewiß zu werden, daß sie nur wirklich apostolische oder von Aposteln approbirt Bücher im Kanon habe; mit der Aechtheit eines Buchs werde also auch seine Heiligkeit zweifelhaft und sey daher nicht als kirchliche Instanz gegen den Kritiker zu brauchen. Diese ganze Beweisführung ist zwar an sich schon heuchlerisch, indem ja die Gegner auch die Schriften, deren Aechtheit sie als über allen Zweifel erhaben stehen lassen (Baur S. 248.), wie die Briefe an die Galater, Corinthier und Römer keineswegs als heilige Bücher im Sinn der Kirche behandeln, sogar die Apokalypse, deren Aechtheit sie höchst wahrscheinlich finden (Schwegler II. 251.), als ächtjüdisch, d. h. in ihrem Sinne albern und abgeschmackt darstellen. Aber noch viel mehr müssen wir von kirchenrechtlichem Gesichtspunkt gegen die Behauptung protestiren, daß deswegen, weil die kanonischen Bücher nur unter Voraussetzung ihrer Aechtheit als heilig gelten können, es jedem Einzelnen erlaubt seyn solle, unter der entgegengesetzten Voraussetzung, zu der er sich zufällig etwa bekennt, die Heiligkeit der Bücher außer Acht zu lassen. Diese Bücher sind nun einmal positiv heilige in der Evangelischen Kirche und die Kirche muß

dann auch verlangen, daß sie als heilige behandelt werden, weil sie in einem ursächlichen Verband mit der religiösen Gesinnung der Kirche stehen, weil sie sich bisher in der Kirche als die Quelle erprobt haben, aus welcher die im evangelischen Volk als heilig geehrten Überzeugungen und Gesinnungen principaliter herfließen. Die Frage, wie sie dazu kamen, diese Quelle zu werden, diese Stellung in der Kirche einzunehmen, ist allerdings der geschichtlichen Forschung freigegeben, jedoch mit dem Vorbehalt, daß Jeder, der auch nur äußerlich das Recht bewahren will, Mitglied der Evangelischen Kirche zu sein, verpflichtet ist, auch wenn er die Überzeugung der Unächtheit hat und ausspricht, doch dem Buche so lange noch als einem kirchlich-heiligen zu begegnen, bis die Kirche selbst durch irgend einen hiezu rechtlich befähigten Mund die Überzeugung der Unächtheit und damit der Unkanonicität ausgesprochen hat; denn was für eine unwahre und sittlich unhaltbare Stimmung nimmt ein Mann ein, der auf der einen Seite als Geistlicher ein Neutestamentliches Buch im Gottesdienst als heilig gebraucht, wie es doch das Gesetz von ihm verlangt, während er auf der anderen es für das Nachwerk eines Betrügers erklärt? Solche Stellungen sind nicht nur in der Kirche, sondern in jeder menschlichen Gesellschaft erniedrigend für den, der sich dazu hergibt. Sonach befinden sich freilich diejenigen, die auch subjectiv die Überzeugung der Kirche über die Aechtheit der kanonischen Bücher theilen, in einer weit angenehmeren, weil offeneren, Stellung; aber die etwa hierüber empfundene Mißgunst berechtigt die Gegenpartei nicht, ihrer Verpflichtungen gegen ihre Kirche zu vergessen und sich zu gebärden, als ob sie befugt wären, ihre Privatmeinungen an die Stelle der ausgesprochenen kirchlichen Überzeugung zu setzen. Wir müssen daher von diesem Gesichtspunkt das Urtheil aussprechen, daß eine Partei, die ein für apostolisch von ihr selbst erkanntes Buch unter dieser Voraussetzung für erfüllt von jüdischen Irrlehren (bestenfalls wäre die Lehre von einem zornigen Gott, einer Rechtfertigung durch Werke, was wäre die Ausschließung Pauli von der Kirche und die „tödtliche Erbitterung gegen den Römischen Staat“, Schw. II. 251—255., Anderes?) ansieht, eine Partei, die in einem von ihr selbst als Paulinisch anerkannten Brief eine jesuitische Wendung findet, mit welcher sie den Apostel den Mangel der Wunderkraft verhehlen läßt (Baur 329.), eine Partei, die der Kirche, folglich auch sich selbst, den Besitz jeder irgend glaubwürdigen Urkunde über die allerwichtigsten Thatfachen der Person und des Lebens Christi abspricht (Schw. I. 201.), eine Partei endlich, die gegen die heiligen Bücher der Kirche, die Fundamente unserer Lehre und unseres Kultus, einseitig, während noch *sub judice lis est*, mit beschwerenden Bezeichnungen der Fiktion, d. i. bewußten Lüge (Schw. II. 77. 93., Baur 105.), der Verläumdung (Schw. II. 83., Baur 56.), lächerlichen Aberglaubens (Baur 149.), der unredlichen Auslassung (Schw. II. 98.), Verfälschung der Thatfachen zu Gunsten des herrschenden Volks und zum Nachtheil der Juden (ebendas. 362.), der Unterschiebung im Interesse hierarchischer Zwecke (Baur 496.) und anderen moralischen Bezüchtigungen, also mit offener Herabwürdigung und Beschim-

pfung auftritt, — eine solche Partei steht nicht mehr innerhalb, sondern außerhalb nicht nur der protestantischen, sondern überhaupt der christlichen Kirche. Denn indem sie jedes urkundliche Medium zwischen sich und Christus aufhebt, so verliert sie auch den Anspruch auf den Namen der Christlichkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Elfter Bericht.

In unserem letzten Berichte haben wir gemeldet, daß das Consistorium von den reformirten Predigern des Landes sich darüber habe eine Erklärung geben lassen, „ob sie sich bewußt seyen und mit Wahrheit bezeugen könnten, daß sie nach bestandnem Examen und bei Einzeichnung ihrer Namen in die Liste der Candidaten oder das sogenannte Candidatenbuch auf den Heidelberger Katechismus eidlich verpflichtet seyen?“ Wir haben dann berichtet, daß darauf das Consistorium öffentlich bekannt gemacht habe, daß laut der eingegangenen Berichte „von sechs Predigern jene Verpflichtung als gewissermaßen geschehen behauptet werde, dagegen alle übrigen sechsunddreißig, die jüngeren Prediger sowohl als die älteren und ältesten in der Erklärung übereinstimmen, daß eine Verpflichtung auf den Heidelb. Katechismus überall nicht stattgefunden, auch Niemand eine solche von ihnen verlangt habe.“ Wir haben sodann diese seltsame Sache schon vorläufig aktenmäßig zu beleuchten gesucht, indem wir die Leser mit den betreffenden Stellen in dem Candidatenbuche bekannt machten. Die sechs Prediger sind sodann von uns aufgefordert, eine öffentliche Erklärung abzugeben, wie ihre Antworten wirklich gelaute haben. Sie haben dies gethan in einer Schrift, die den Titel führt: „Die Verpflichtung der Lipp. Prediger auf die im Heidelb. Katechismus enthaltene Lehre der nach Gottes Wort Reformirten Kirche bei ihrer Aufnahme unter die Landescandidaten.“ Behauptet und bezeugt von fünf Predigern. Bielefeld, 1846.“

In dieser Schrift wird zuerst in einer Einleitung gemeldet, daß drei von jenen Predigern sofort nach Publikation der Consistorial-Bekanntmachung vom 3. November v. J. folgende „Erklärung“ an die Redaction des Lipp. Regierungsblattes gelangt haben: „In Nr. 52. des Reg.- u. Anz.-Blattes v. J. S. 556. publicirt Fürstl. Consistorium, daß in den auf ein Circular vom 3. November v. J. erstatteten Berichten, betreffend die Verpflichtung der Prediger bei ihrer Aufnahme unter die Landescandidaten unserer nach Gottes Wort Reformirten Kirche auf die in dem Heidelb. Katechismus enthaltene Lehre derselben, „jene Verpflichtung von sechs Predigern als gewissermaßen geschehen behauptet“ werde. Die Unterzeichneten sehen sich dadurch genöthigt, sofern dies auf die von ihnen gegebenen Erklärungen bezogen werden soll, bekannt zu machen, daß sie darin den Ausdruck des Sinnes und des Inhaltes ihrer Berichte nicht wiederfinden und diese daher nächstens zur genaueren Beurtheilung der Sache veröffentlichen werden.“ Den 9. Januar 1846. Die Redaction hat diese Erklärung ohne besondere Erlaubniß der Regierung nicht aufnehmen wollen. Die Prediger haben um dieselbe nachgesucht, sie aber nicht erhalten, und rechtfertigen hiemit doppelt die Herausgabe jener Druckschrift. Dieselbe enthält sodann in ihrem weiteren Inhalte: 1. Mehrere hieher gehörende Stellen aus der Kirchenordnung. 2. Aus den unveränderten Reversalen die Stelle über die Verpflichtung auf den Heidelb. Katechismus. 3. Die acht Artikel des Candidatenbuches. 4. Erklärung des Past. Meyer zu Hausenbeck auf das Circular vom 3. November. 5. Rückschreiben des Consistoriums an den-

selben. 6. Weitere Erklärung des Past. M. 7. Erklärung des Past. Schmidt zu Lipperode. 8. Rückschreiben des Consistoriums an denselben. 9. Weitere Erklärung des Past. S. 10. Erklärung des Past. Stockmeyer zu Weinberg. 11. Rückschreiben des Consistoriums an denselben. 12. Weitere Erklärung des Past. St. 13. Erklärung des Past. Rohdewald zu Wöbbel. 14. Erklärung des Past. Melm zu Falkenhagen. 15. Schlusswort. — Die Erklärungen der drei ersten Pastoren hatten dem Consistorium nicht gefallen, weil sie nicht kurz und bündig genug abgefaßt, auch in zweien derselben „ungehörig und überflüssige Expectorationen und Auslassungen“ enthalten wären. Unserer Meinung nach sind die Erklärungen, obwohl sie allerdings gründlich und umständlich abgefaßt sind, sehr rund und bündig gegeben. Das Ergebnis derselben ist, daß die Prediger keineswegs nur gewissermaßen, sondern rund und entschieden ihre eidliche Verpflichtung auf den Heidelb. Katechismus behauptet haben. Es ist daher unser Urtheil hierüber, wie wir es im vorigen Bericht bereits ausgesprochen haben, vollkommen gerechtfertigt, und jeder Unbefangene wird sich, nachdem er die obige Schrift gelesen, aufs Höchste über das „gewissermaßen“ in der Bekanntmachung des Consistoriums vom 22. December 1845 verwundern müssen, nicht minder auch darüber, daß es in derselben von den sechsunddreißig Predigern heißt, daß sie alle in der Erklärung übereinstimmten, „bei ihrer Aufnahme unter die Landescandidaten oder der Einzeichnung ihrer Namen in das Candidatenbuch habe eine Verpflichtung auf den Heidelb. Katechismus überall nicht stattgefunden“.

Allein, was wir im letzten Berichte schon als eine Vermuthung ausgesprochen, hat sich bestätigt. Die ganze Sache scheint auf den Karren juristischer Spitzfindigkeiten geladen worden zu seyn. In dem Circulare des Consistoriums vom 3. November wird nämlich gefragt: ob die Prediger nach bestandnem Examen und bei Einzeichnung ihrer Namen in das Candidatenbuch auf den Heidelb. Katechismus eidlich verpflichtet seyen und wer ihnen ein solches Gelübde abgenommen habe. In den kleinen Wörtern: bei, — eidlich, — und wer — da steckt das ganze Geheimniß. Nach den in der oben angezeigten Schrift mitgetheilten drei Rückschreiben des Consistoriums an die drei erstgenannten Prediger behauptet dasselbe, gefragt zu haben: ob die Prediger bei Einzeichnung der Namen in das Candidatenbuch auf den Heidelb. Katechismus verpflichtet seyen? nicht aber, ob sie sich für eidlich verpflichtet hielten? Und es bleibt vollends kein Zweifel darüber, wie die Anfrage eigentlich gemeint sey, wenn wir eine Stelle in dem Einen Rückschreiben des Consistoriums an den Past. Stockmeyer lesen, wo es heißt: „Da ferner eine eidliche Verpflichtung nur dann zu Recht besteht, wenn solche Jemandem abgefordert und abgenommen ist, so wird eventuell zugleich die bestimmte Antwort erwartet, ob dies in dem in Rede stehenden Falle vom verstorbenen General-Superintendenten Werth oder von wem sonst geschehen sey.“ Das Consistorium behauptet also: wenn bei der Unterschrift des Candidatenbuches noch besonders ein Eid abgenommen sey, dann erst sey es eine eidliche Verpflichtung; durch die Unterschrift allein sey aber noch kein eidliches Gelübde abgelegt. Das begreife, wer's begreifen kann! Unser Verstand sagt uns ganz einfach, daß ein Candidat eidlich verpflichtet ist, wenn wir seinen Namen unter den acht Punkten des Candidatenbuches finden, in deren letztem es noch ausdrücklich heißt: Dieses Alles verspreche ich nochmalen an Eides Statt aufrichtig zu halten. In den Erklärungen ist es auch mit dürren Worten dem Consistorium gesagt, daß auf die Frage, wer das Gelübde abgenommen habe, nichts ankomme, da das Candidatenbuch von dem Consistorium vorgelegt werde und von ihm die Unterschrift verlangt werde.

Die sechsunddreißig Prediger haben sich durch ihre Erklärung von

ihrem Eide losgemacht; das Consistorium hat ihnen die Anleitung dazu gegeben, wie sie dies thun könnten. Seinem Dürfalten nach sind sie also nicht auf den Heidelb. Katechismus verpflichtet. Das wird ein großer Jubel gewesen seyn, als ihnen das eröffnet worden ist. — Wenn die sechsunddreißig Prediger wollen, so können sie sich bei dieser Gelegenheit auch noch mit gutem Gewissen von anderen Verpflichtungen losmachen. Unter den acht Punkten des Candidatenbuches kommt auch noch vor, daß die Unterschriebenen geloben, „Gott, dem Allerhöchsten“, „dem Durchlauchtigsten Fürsten“ und „dem Fürstlichen Consistorium“ zu dienen, „treu und hold zu seyn“, „allen Respekt und Gehorsam zu leisten“. Auch von diesen Gelübden hat das Consistorium im Grunde jene sechsunddreißig Prediger entbunden, was jeder denkende Mensch als eine nothwendige Consequenz wird zugeben müssen. Doch wir wenden uns mit Schmerz und Betrübnis weg von einem solchen Bilde einer solchen Kirche, und geben uns der frohen Hoffnung hin, daß nicht alle jene Sechsenddreißig so alles Rechtsbewußtseyns baar seyn werden, daß nicht doch noch der Eine oder der Andere von ihnen der Wahrheit die Ehre geben sollte.

Nach dem Erscheinen unseres letzten Berichtes ist nun die evangelische Conferenz in Berlin gehalten, bei der auch ein Abgeordneter des Fürstenthums Lippe, der General-Superintendent A., zugegen gewesen ist. Daß dort unter Anderem auch der symbolische Bestand unserer evangelischen Kirche gewahrt worden, ist allgemein bekannt. Nach einem Artikel im „Volksblatt“ soll auch der Lippische Abgeordnete auf der Conferenz geäußert haben: Die Lippischen reformirten Prediger dürften de jure und de facto den Heidelb. Katechismus beim Religionsunterricht zum Grunde legen. Alles dies stimmt nun aber gar schlecht mit den Maßregeln des Consistoriums im Lande überein; namentlich können wir jene Äußerung nicht in Einklang bringen mit einer Stelle in einem Consistorial-Erlaß an den Past. M. in F. (s. die „Verpflichtung“ S. 7), worin es ausdrücklich heißt: daß ihm eben so wenig die Einführung des Züricher, als der Gebrauch des Heidelb. Katechismus gestattet werden könne. — Doch es geschehen heut zu Tage seltsame Dinge.

Wenn wir den jetzigen Stand der Dinge in kirchlicher Hinsicht im Lippischen Lande überschauen, so drängt sich uns die Frage auf: was will denn nun werden? Preußen bahnt durch Zusammenberufung einer allgemeinen Landes-Synode eine Synodalverfassung auch für die östlichen Provinzen an. Auch im Lippischen scheint Ähnliches, jedoch in etwas mehr lichtscheuer Weise, im Geheimen betrieben zu werden. Schon seit mehreren Jahren ist auf einigen der dort bestehenden Privat-Prediger-Conferenzen mehrfach der Wunsch ausgesprochen worden, daß doch die in der Kirchenordnung vorgeschriebenen Classikal-Convvente wieder in's Leben gerufen werden möchten, aus denen sich dann in organischer Weise von dem Boden des zu Recht Bestehenden aus etwas Besseres entwickeln könne. Die Sache fand aber damals noch wenig Anklang. Auch der General-Superint. A. war Mitglied der Einen dieser Conferenzen, trat aber bald nach dem Erscheinen der bekannten Consistorial-Ordnungen aus, weil dieselben auch in der Conferenz vielfach in freimüthiger Weise in seiner Gegenwart besprochen wurden. Seit ein paar Jahren haben sich nun noch zwei andere solche Conferenzen gebildet. Im vorigen Jahre haben sich dieselben einmal zu Einer gemeinsamen Zusammenkunft gethan, und man hat dazu auch andere Prediger und Candidaten herbeigeholt, die vorher entweder noch an keiner Theil genommen hatten, oder aus jenen erstgenannten beiden ausgestreuten waren. Auch der General-Superintendent hat sich bei dieser Gesamt-Conferenz eingefunden, dieselbe ist nun für dies Jahr abermals am 13. Mai in dem Städtchen Lage zusammengetreten. Ihre Mitglieder sind, wie man vernimmt, die Meisten der sechsunddreißig Prediger mit einer Anzahl ent-

sprechender Candidaten. Merkwürdig ist, daß an die sechs Prediger auch nicht die leiseste Einladung ergangen ist. Auf den 13. Mai hatte der Missionsvorstand, welchen bekanntlich zum größten Theile jene sechs Prediger ausmachen, schon ein Vierteljahr zuvor seine jährliche General-Conferenz angesetzt und dies zweimal durch das Regierungsblatt bekannt machen lassen. Als die sechs zu dieser Konferenz nach Detmold gehen, hören sie zu ihrem Erstaunen, daß inzwischen auf denselben Tag die Großzahl der Geistlichen und Candidaten des Landes in Lage zusammen seyn werden, und daß eine Anzeige davon und eine Art Einladung dazu in der einige Tage vorher ausgegebenen Nummer der „Waterländischen Blätter“ stehe.

Da die Missions-Conferenz erst am Nachmittage stattfinden sollte, so entschließen sich am Morgen des 13. Mai drei von den Vorstandsmitgliedern nach Lage zu gehen, um an der Konferenz theilzunehmen. Sie hören aber hier von dem Präses derselben, daß jene Anzeige nicht officiell von ihm, sondern von Einem Mitgliede privatim, gleichsam auf seine Hand hin, gemacht sey. Sie erklären darauf sofort ihre Bereitwilligkeit, sich zu entfernen, da sie nun sehen, daß sie als Fremdlinge in ein fremdes Heerlager, in eine geschlossene Privatgesellschaft gerathen sind. Allein man läßt sie an den Verhandlungen Theil nehmen, in deren Verlauf sie denn aber die Überzeugung gewinnen, daß man diese Konferenz allerdings als eine Gesamt-Conferenz betrachte und daß sich die dort versammelten Herren, den General-Superintendenten in ihrer Mitte, als eine Art vorbereitender Landes-Synode hingestellt haben. So ist denn auch wirklich beschlossen, einen Antrag auf eine Synodalverfassung an den Fürsten zu richten. Dieser Antrag wird ohne Zweifel gnädiges Gehör finden. Wenn aber die Sechsendreißig glauben, die Sechs so aus dem Mittel thun zu können, so irren sie sich sehr. Rechtsbeständig kann im Lande Nichts wesentlich Neues eintreten, dazu nicht die ganze Kirche ihre Zustimmung gibt; so muß die Lagische Privatgesellschaft doch aus ihrer Verborgenheit an's Licht heraustrreten. — Zu der am Nachmittage gehaltenen Missions-Conferenz fand sich, außer den Vorstandsmitgliedern, kein einziger Prediger des Landes ein! Und so hat dieser Tag eine doppelte Spaltung zuwege gebracht. Die Sechsendreißig haben faktisch dargethan, daß sie weder auf dem Gebiete der kirchlichen Entwicklung, noch auf dem der Mission mit den Sechsen etwas zu schaffen haben wollen. — Das ist denn abermals ein recht schlagender Beweis, daß es mit der viel gepriesenen Öffentlichkeit und Freisinnigkeit unserer Tage wenig auf sich habe. Denn ein offenes, rechtliches Verfahren wird in der Art und Weise, wie die Sechsendreißig auch hier in Verbindung mit dem Consistorialmitgliede zu Werke gegangen sind, Niemand erblicken können.

Was nun im Übrigen das kirchliche Leben im Lande betrifft, so geht es damit seinen stillen, gesegneten Gang. Es besteht eine innige Gemeinschaft zwischen den Gläubigen, in die auch die Stillen und im Verborgenen Lebenden eingegliedert sind. In der Hätigkeit für das Reich Gottes, besonders die Mission, haben vorläufig Alle ihren gemeinsamen Mittelpunkt. Sie sind im Allgemeinen gesund im Glauben, und stehen fest auf dem evangelischen Bekenntnisse, da das Wort Gottes Norm und Richtschnur ist. Einige schwache Ansätze zu Verirrungen und Separation sind durch Gottes Gnade rasch beseitigt. Dabei mehrte sich die Zahl derer, die dem Unflath der Welt zu entfliehen streben; und das Wort des lebendigen Gottes gewinnt allmählig eine Kraft, die an manchen Orten des Landes den Widerstand gegen die Wahrheit fast ganz ver-

stummen macht. Der kirchliche Kampf ist fast Niemanden im Lande unbekannt; Alles nimmt den regsten Theil daran, da ja auch das Consistorium durch Mittheilung seiner Erlasse im Regierungsblatt denselben vor das Forum der Öffentlichkeit bringt. Die Predigten der gläubigen Geistlichen erschallen weit hin; das „Evangelische Monatsblatt“ und das „Volksblatt“ wird viel gelesen; in den Bibel- und Missionsstunden und in den immer zahlreicher werdenden Versammlungen zündet Eine Kohle die andere an. Alles Schnauben und Dräuen der Saulusse gegen dieselben vermag diese so sehr gefegneten gewesen Mittel der Erbauung nicht zu unterdrücken. Sind sie ja doch auch durch die Polizei-Verfügung vom 19. November 1844 für die Tageszeit unbedingt erlaubt (s. den achten Bericht, S. 85.). Wehe freilich den Verwegenen, die „nachdem das Tageslicht erloschen“ noch beisammen sind, dem Herrn ein Loblied zu singen und Gottes Wort zu betrachten! — Es ist auch schon einige Male vorgekommen, daß hie und da ein Häuflein, das nicht recht nach der Uhr gesehen hatte, von der Polizei überfallen und denunziert wurden. Ein solcher Fall schwebt noch und wartet auf das Urtheil. Die Angeklagten, unter denen mehrere reiche und angesehene Weier, haben erklärt, man möge sie im etwaigen Bestrafungsfalle mit Gefängnißstrafe belegen. Auch geht das Gerücht, daß von einer bedeutenden Anzahl solcher „Pietisten und Winkelschristen“ aus allen Gemeinden des Landes eine sehr energische Vorstellung bei dem Fürsten eingereicht sey, worin sie um theilweise Aufhebung jener Polizei-Verfügung bitten, da dieselbe die persönliche Freiheit der Unterthanen antaste, indem nach ihr am Abend eigentlich Niemand es sich unterstehe darf, zu irgend welcher religiösen Erbauung zusammen zu seyn. Von einer Antwort auf diese Eingabe hört man noch nichts, obgleich dieselbe schon vor mehreren Wochen abgegangen seyn soll. Ob die Fürstliche Regierung diese Sache als eine hochwichtige betrachten und dieselbe in gehörige Überlegung nehmen, oder ob sie dieselbe für eine gleichgültige ansehen und bei ihrer Erklärung beharren will, die sie in der Antwort auf die Eingabe wegen des Katechismus gegeben hat, wonach „ähnliche, ungehörige Eingaben gänzlich unberücksichtigt bleiben sollen“ — das steht dahin.

Über die Katechismusangelegenheit herrscht ein tiefes Schweigen. Vielleicht besteht schon im Schoße der Lagischen Synode eine Com-mission, die den lieben Leitfaden in verjüngtem Maßstabe überarbeitet. Den sechs Predigern wird dann vielleicht in demselben ein kleines Stübchen angewiesen, da doch auch der neue Katechismus sicherlich „Raum zu jeglicher Lehre“ lassen wird. — Vor Kurzem ist noch ein auf dem evangelischen Bekenntniß stehender Candidat in's Predigtamt gekommen, jedoch nur provisorisch, weil er, wie man sich auszudrücken beliebt hat, „der ultra-orthodox-pietistischen Richtung“ zugethan sey. Diesen Ausdruck sollen die gelehrten Herren im Lande, bei denen die „wissenschaftliche Richtung vorschlägt“, jetzt oft und mit Vorliebe gebrauchen von denen, die nicht zur Leitfaben-Kirche gehören können; das ist auch allerdings ein sehr wissenschaftlich gebildeter Ausdruck.

Doch es mahnt uns, vorerst diesen Bericht zu schließen. Difficile est, satyram non scribere. — Dem Herrn der Kirche sey ferner sein Werk in dem Lippischen Lande befohlen. Er gebe seinen Streitern zur rechten Zeit Muth, zur rechten Zeit Gebuld und Stille, dann wird er den, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, mehr und mehr unter ihre Füße treten. —

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung.)

Es bedarf für die Leser der *Ev. K. Z.* keines Beweises, daß eine solche Richtung der Kritik durchaus nur aus dem gänzlichen Mangel an christlichem Leben und aus dem gewaltthätigen Verschließen gegen die Stimme der christlichen Wahrheit erklärt werden kann. Denn nur so kann die einem Christenherzen eingepflanzte Ehrfurcht vor dem erhabenen Stifter der Kirche, vor seinen Aposteln, vor dem Wort, unter dessen Schatten die Nationen groß geworden sind, in dem Grade erlöschen, wie wir es hier finden. Dieser Hauptpunkt, welcher einem Urtheil über diese neuen Erscheinungen zu Grunde gelegt werden muß, ist also an sich keines Beweises bedürftig; das aber ist wichtig, zu sehen, in welchen Erscheinungen sich die beklagenswerthe Abgeschlossenheit dieser Schule gegen den Einfluß des Christenthums äußert, insbesondere wie hiedurch der Kritik alle Möglichkeit einer gesunden Geschichtsauffassung entzogen und statt dessen ein blinder Eifer gegen die offenbarsten geschichtlichen Thatfachen eingepflanzt worden ist. Hiefür leisten uns die beiden im Titel genannten Werke größere Dienste, als Alles, was bisher Geschichtliches von der Baur'schen Schule ausging, und zwar grade deswegen, weil sie Kollektivwerke sind.

Der erste Charakterzug dieser Kritik ist ein wahrhaft trauriger Mangel an Erkenntniß der heiligen Schrift, eine sehr natürliche Folge des Grundfehlers — *amor parit intellectum*. Ich meine natürlich hier nicht zunächst Mangel an äußeren Hilfskenntnissen, wiewohl es auch in dieser Beziehung eigene Gedanken erwecken muß, wenn man liest, wie Schwegler, der große Reformator auf dem Gebiet der biblischen Kritik (*Schw. I. 11.*), die Proverbien unter die Alttestamentlichen Apokryphen rechnet (ebend. 426 f.) und zwar nicht etwa in einer zufälligen Verwechselung mit dem apokryphischen Buch der Weisheit; denn er nennt dieses daneben, citirt die Proverbien Griechisch und braucht unter Anderem als Beweise, daß die Judenthristen gern Apokryphen benützen, die sieben Säulen der Weisheit in den Clementinischen Homilien, und Melito's Verzeichniß des Alttestamentlichen Kanons bei Euseb. hist. ec. IV. 26., wo die Proverbien an ihrer Stelle unter den poetischen Büchern aufgeführt sind. *) Viel wichtiger und von viel schlim-

meren Folgen ist aber die Unbekanntschaft mit dem Inhalt der heiligen Schrift, insbesondere des Alten Testaments. Durchweg wird die Lehre des Paulus als eine dem Alten Testament widersprechende, die Universalität des Christenthums schon als eine Neuerung, die erst dem Emporkommen der Paulinischen Richtung ihren Ursprung verdankt, angesehen. Die Apokalypse, die den Standpunkt des jüdenchristlichen Bewußtseyns ausdrücken soll, enthält nach Schwegler (II. 252 ff.) einen zornigen Gott, die Lehre von der Rechtfertigung durch Werke, den Chiliasmus in dem Sinn, daß eine irdische Herrschaft Israels mit der Hauptstadt Jerusalem erwartet wird (I. 111.), einen beständigen fleischlichen Vorzug der geborenen Juden, ewige Gültigkeit der Speisegesetze, lauter Züge, die ganz unbefangen als unmittelbarer Ausdruck des Alttestamentlichen Glaubens betrachtet werden. Damit sind nicht weiter, als die wesentlichsten Grundzüge der Alttestamentlichen Theologie bei Seite gelassen. Der klar zu Tage liegende Universalismus des Alten Testaments in seinem historischen, wie prophetischen Theil, die streng Paulinische Fassung des Verhältnisses zwischen Gott und dem Volk, wie sie z. B. schon Deuter. 7 und 9. enthält, und wobei jede Werkgerechtigkeit absolut ausgeschlossen ist, die Hinweisungen auf die dereinstige Abrogation des Ceremonienkultus z. B. Jerem. 3, 16., die schon im Alten Testament enthaltenen Züge des leidenden Messias, wodurch die Schwegler'sche Erklärung des Chiliasmus ganz aufgehoben wird, alles dies braucht für denjenigen, der mit den neueren Forschungen auf diesem Gebiet bekannt ist, nur genannt zu werden. Wie wäre es nun denkbar, daß das Judenthenthum eben diesen Lehren so fremd gewesen wäre, um das direkte Gegentheil davon zu glauben und die alte Lehre im Munde des Paulus für Ketzerei zu erklären! Man hält uns vielleicht entgegen, daß ja doch die Juden jene Lehren des Alten Testaments verworfen haben. Aber hierin liegt grade ein Beweis für uns; denn allerdings konnte ein achtalttestamentlicher Israelit, sobald er das Evangelium von Christo erfuhr, kein bloßer Jude mehr bleiben; wollte er sich gegen das Christenthum verschließen, so mußte er es auch gegen einen großen Theil des Alten Testaments, und wer weiß nicht, daß das Bedürfniß sich gegen die Argumentationen der Christen zu verwahren, eine höchst bedeutende Revolution in der traditionellen Erregese der Juden herbeigebracht hat? Vom ersten Augenblick an mußte daher ein israelitischer Christ auch in der Auffassung des Alten Testaments vom gemeinen Juden höchst wesentlich differiren; der letztere

*) Es müßte denn Herr Schwegler an die isolirte jüdische Tradition denken, daß Einige die Proverbien wegen Widerspruchs verworfen haben; aber das Nämliche gälte auch dem Ecclesiast. und Cant., ja

auch dem Ezechiel, die alle auch in Melito's Kanon stehen, ohne daß Herr Schwegler dies auffallend fände.

mußte gerade jenen Zügen die Aufnahme verweigern, die dagegen für den Christen alles Anstößige verloren hatten. Merkwürdig ist auch, daß Schwegler die ascetisch-mystische Auffassung der Speisegesetze, wie sie die Clementinen haben und wie sie aus dem Platonismus und Pythagoreismus hervorging, ohne Weiteres als Mosaisch gelten läßt, I. 368. Ein Blick in die neueren und älteren Forschungen über Mosaische Symbolik hätte zum Gegenheil geführt. Allein wir sind nicht auf Verweise aus dem N. T. beschränkt, um nachzuweisen, daß die Vorstellungen unserer Kritiker vom Judenthum vollkommen verkehrt und bodenlos sind. Haben wir doch in der Apokalypse eine zugestandene Urkunde der israelitischen Urkirche. Wenn nun diese am Judenthum festhielt, so erkläre man, wie die Apokalypse dazu kommt, in ächtpaulinischem Sinn den Tod Christi als sünden-tilgend an die Stelle des Opferkultus zu setzen, so sehr, daß selbst in der Bildersprache des Sehers nirgends im ganzen Buch der Brandopferaltar vorkommt, der doch dem Judenthum das Centrum aller Religion war. Über diesen Punkt des Opfers gehen überhaupt diese neuen Geschichtsmacher mit einer merkwürdigen Unbefangenheit weg, vgl. Schw. I. 184. Aus Hegesipp's bekannter Schilderung des Jakobus, daß er nämlich in den Tempel ging, um dort zu beten, aus der längeren Anwesenheit der Apostel in Jerusalem, aus Apostelgesch. 21, 20. etwa auch 3, 1., Stellen, die zeigen, daß die Apostel, so lange die faktische Vernichtung des nationalen Kultus noch nicht erfolgt war, den Tempel noch als allgemeine Stätte des öffentlichen Gottesdienstes anerkannten, wird ohne Weiteres der Schluß gezogen, die ersten Christen haben noch am „jüdischen Tempeldienst“ festgehalten (Schw. I. 93.), in welchem vagen Ausdruck hier noch der Opferkult mit befaßt sein soll — behaupten sie ja doch, auch die Leser des Hebräerbriefs hätten den letzteren noch als rechtsgültig angesehen, ungeachtet dieser Brief erst am Schluß des ersten Jahrhunderts verfaßt sey. Wann soll denn nun die entscheidende Handlung der Abschaffung des Opfers geschehen seyn? Keine Antwort von Seiten der Kritiker. Und doch involvierte die Abschaffung des Opfers, das ja den Kern und Mittelpunkt des levitischen Kults ausmacht, schon ein ganz neues Verhältniß zum N. T. Aber der fehlende Opferkult ist nicht das Einzige, was die Apokalypse in dieser Art aufweist. Die Stellen 1, 5., 5, 9., 7, 14., 12, 10. 11. u. a. enthalten eine Rechtfertigungs- und Erlösungslehre, die mit allem eher, als mit der Werkgerechtigkeit, übereinstimmt, und die sich eng an die Paulinische anschließt. Über die offenbar unjüdische Christologie des Buchs, die übrigens nicht nur 3, 14., sondern eben so sehr im Sinn der Gottheit Christi 1, 5. 18. (vgl. 1, 11.) in der Anbetung Christi mit göttlichen Prädikaten in E. 5., vgl. mit E. 19, 10., ferner in 12, 5., vgl. mit der dort citirten Stelle Ps. 2, 7—9. u. a. enthalten ist, sucht Schwegler II. 256. mit einer Wendung hinwegzukommen, die man nicht anders, denn als eine leichtfertige bezeichnen kann, indem er zuerst die durch den Gegensatz des *ἀρχή* gesicherte Bedeutung des *ἀρχή* in 3, 14. als „Anfänger“ anzeigt; übrigens doch eine höhere Vorstellung

von Christo, als die sonstige, nicht läugnen kann; dagegen versucht, diese Instanz durch den abenteuerlichen Einfall einer Interpolation, die er selbst als bloßen Schein bezeichnen muß, zu entkräften.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die evangelisch-lutherische Pastoral-Conferenz, gehalten am 29. und 30. April zu Neustadt-Eberswalde.

(Eingefandt.)^o)

Die Äußerungen und Bestrebungen auf evangelisch-kirchlichem Gebiete werden von Tage zu Tage erfreulicher. Der geistliche Tod, den der Nationalismus über die Evangelische Kirche gebracht hatte und in dessen eihigen Fesseln dieselbe noch am Anfange dieses Jahrhunderts schmachtete, ist dahin. Ein evangelischer Glaubensfrübling hat die Eisdecke gesprengt. Die ersten Frühlingskeime, welche diese Decke durchdrachen, waren von dem Herrn der Kirche, wie alle ersten Frühlingskeime und Blüten, nicht zu langer Dauer bestimmt, so lieblich sie auch waren. — Auch die in Preußen versuchte Union erscheint als ein solcher vergänglicher Keim. Als sie zum Vorschein kam, begrüßten sie viele Gläubige als einen herrlichen Sproß des neuen Glaubensfrühlings und sie hat in der ihr bestimmten kurzen Zeit ihre guten Früchte getragen, sie hat manches Samen Korn schneller zeitigen, manches Unkraut leichter austrotten helfen. Aber sie mußte verblühen, denn sie war nicht aus entwickeltem confessionellem Bewußtseyn, sondern aus einstweiligem Dabingestelltseinlassen confessioneller schon dagewesener Differenzen gewachsen. Sie mußte ihre eigenen Kinder zur confessionell-kirchlichen Entwicklung führen, und daß sie es bei Vielen gethan, ist ihre Krone, aber auch ihr Tod. Die kirchliche Frühlingszeit ist weitergekommen, die pietistischen ecclesiolae fühlen das Bedürfnis einer ecclesia, die confessionell Entwickelten sehnen sich nach der theuern, edlen Mutter, der „werthen Magd, die dem Herrn lieb war.“

Namentlich zeigten sich die confessionell-lutherisch Entwickelten als frische Sprosse künftiger Ansaat. Sie fingen an, ihre alten Glaubensbekenntnisse, den Erwerb und Segen der Helten der Reformation, wieder aufzupflanzen, sich darum zu schaaren, und sie, die alten Siegesfahnen, in den Streit gegen den seine letzten Kräfte zusammennehmenden Nationalismus zu tragen, auf daß die alte Wahrheit neue Siege erröchte, durch Gottes Gnade. Nicht bloß die Lichtscheuen, sondern auch die Männer, welche die Unionspuppe gefertigt hatten, wollten den schönen Schmetterling nicht ausfliegen lassen, sondern ihn in der nur zeitlichen Hülle seiner Verpuppung festhalten. Zwar war diese Hülle schon durch und durch zerlöchert, aber ein Band war noch da, das Band des unitarischen Kirchenregiments, welches verschieden angesehen wurde.

Im Wesentlichen sieht die Kirchenfrage in Preußen jetzt so, und man sieht daraus, diese Frage ist an einem Entwicklungsknoten angekommen. Die Geistlichen Lutherischer Confession fühlen, daß ein Zeitpunkt gekommen sey, der zur brüderlichen Vereinigung und Besprechung dringend auffordere, und beschloßen, eine solche einzuleiten in Gottes Namen.

^o) Die Redaktion hält es für unnöthig, ihr Verhältniß zu diesem Artikel näher zu bezeichnen, da ihre Stellung zur Union hinreichend bekannt und namentlich in dem Vorwort von 1843 ausführlich dargelegt worden ist.

Auf besondere Einladung kamen etwa zweiunddreißig Geistliche Lutherischer Confession, alle unter den Königl. Preuss. Consistorien stehend (die Eingeladenen von den Separirten waren nicht erschienen), an den genannten Tagen in Neustadt-Eberswalde zusammen, Greise, Männer und Jünglinge, Ein Herz und Eine Seele in Christo, aus den Marken, Pommern, Sachsen und Schlesien. Die Hauptfrage war: Was haben Lutherische Geistliche innerhalb der Landeskirche jetzt zu thun? Um diese Frage richtig zu beantworten, war eine Umschau in den gegenwärtigen Verhältnissen nöthig. Zuerst wurde der gegenwärtige Begriff der Union zu bestimmen gesucht. Man kam nach lebhafter Discussion darin überein, daß, unter Berücksichtigung aller hieher gehörigen Rescripte und Thatfachen, als einzig unabstrittenes Factum der Union die Zusammenlegung der Kirchenleitung noch übrig sey, konnte aber nicht unterlassen, sein Bedauern darüber auszusprechen, daß sich um diesen Begriff so viel Confusion gelagert habe, und beschloß, die geeigneten Schritte zu thun, dieser Confusion abzuheben. Es zeigte sich recht, daß die Unionspuppe eigentlich schon gebohren war, und Jeder noch das Stück davon anerkannte, was ihm noch anlebte. Möchten doch auch die hohen Behörden erkennen, daß eine solche Union, wie sie 1817 möglich, angenehm und nützlich war, sich jetzt überlebt hat, und weiter möglich, noch nützlich ist, so angenehm sie auch noch Manchem erscheinen mag.

Hienach erledigten sich auch die Fragen über die Reversse, von denen anerkannt wurde, daß sie unverfänglich zu seyn schienen, wenn sie bloß ausagen sollten, daß man sich der combinirten Kirchenleitung unterwerfe in der Weise, wie die Lutherischen Symbole dem Papste auch Gehorsam versprochen, wenn er Lehre und Sakrament frei geben wolle. Sollten aber die Reversse auslegen, daß man von der anerkannten Wahrheit etwas aufgeben oder nur suspendire, so konnte das confessionell entwickelte Bewußtseyn der Versammelten sich nicht anders aussprechen, als daß einen solchen Reverses abzugeben Sünde sey. Es zeigte sich hier, wie verschieden in den einzelnen Provinzen die Reversangelegenheit von den Kirchenbehörden behandelt werde, und es sprach sich allgemein der Wunsch aus, daß man sich über die Bedeutung des Reverses deutlich aussprechen, oder noch lieber, die Abforderung desselben ganz unterlassen möge. Geeignete Vorschläge, dieses anzubahnen, wurden laut und theilweise gebilligt.

Die Agendenfrage wurde von der Mehrzahl als schon durch die Kabinetts-Ordre vom 28. Februar 1834 erledigt betrachtet, und die Debatten darüber waren bald geschlossen.

Die lebendigste Bewegung veranlaßte wieder die letzte Frage, ob confessionelle Lutheraner durch ihre symbolischen Bücher gedrungen wären, der so combinirten Kirchenleitung unter den schon oben angedeuteten Bedingungen gehorsam zu bleiben. Der Vortragende knüpfte seine verneinende Antwort an die Schrift von Past. Pistorius in Eüplingen: „Was und wo ist die Lutherische Kirche? Magdeburg, Zaltkenberg, 2te Auflage, 1846,“ und suchte die bejahende Antwort, die Pistorius dort S. 111—114. gegeben, aus den Symbolen, Lutherischen Dogmatikern und Luther's Erklärungen zu widerlegen. Es war eine treffliche Auseinandersetzung, auch in der Form, und es wurde ein wahres Regiment von Aussprüchen gegen das Ja aufgestellt. Der Vortragende erkannte an, daß die symbolischen Aussprüche allerdings für diese Frage günstig gedeutet werden könnten, daß er sie auch lange so gedeutet habe, aber durch Vergleichung der betreffenden Aussprüche bei Lutherischen Dogmatikern und Kirchenrechtslehrern und namentlich durch ein Gutachten Luther's vom 15. Januar 1545, was bei Seckendorf zu lesen ist, dazu ge-

bracht worden sey, jene symbolischen Stellen anders zu deuten, und diese Frage verneinen zu müssen. Der speciell Angegriffene dankte für eine solche gründliche Erörterung dieser Frage, erklärte auch, daß er im Augenblick mit den betreffenden Gegenzeugnissen nicht vollständig ausgerüstet sey, weil er nicht gewußt habe, daß er diese Rüstung brauchen könne, versuchte einstweilen durch einen deutlichen Ausspruch Luther's (in der genannten Schrift S. 119., Walch's Ausgabe von Luther's Werken Th. 19. S. 1526. §. 71.) und ein Factum aus der Reformationszeit, wo Luther dem katholischen Bischof von Meissen das Recht der von ihm beanspruchten Visitation einiger im Churfürstenthum Sachsen beleghenen, aber unter seinen Sprengel gehörigen, Lutherischen Kirchen zuerkannte, seine Auslegung zu verteidigen, versprach aber, auf der nächsten Conferenz den Angriff gründlich zurückzuweisen. Dazu machte sich auch ein anderes Glied der Versammlung anheischig. — Hiemit mußte diese Conferenz geschlossen werden.

Daß man da herzlich gesungen und gebetet, sich auch an Gottes Wort fleißig erbaut hat, ist wohl nicht nöthig, zu bemerken. Das Gefühl der wahren Einigkeit im Geist, d. h. im Worte und Bekenntnisse des Herrn (denn seine Worte sind Geist und Leben), erhob die versammelten Brüder mächtiglich, und es war eher nöthig, den Eifer für's Martyrium zu zügeln und zu regeln, als ihn anzufachen.

Missionsfest und Pastoral-Conferenz in Berlin im Jnni 1846.

Die Predigerversammlungen wuchsen meist aus kleinen Anfängen in den letzten Jahren an verschiedenen Orten zu einem so bedeutenden Umfange hervor, daß sie allgemeinere Beachtung auf sich ziehen mußten und von ganz verschiedenen Seiten her Bedenken erregten. Sie sind aber ein unverkennbares Zeichen des wiedererwachten Lebens im Glauben und bedürfen nur liebender Pflege und weiser Leitung. Es ist ja dem oft recht einsam sich fühlenden Pastor auf dem Lande ein bringendes Bedürfnis, was besonders nach der arbeitsvolleren Winterzeit, die mit den Confirmationen der Kinder und den Oftertagen schließt, recht lebhaft wird, mit gleichgesinnten Amtsbrüdern zu sprechen, sich zu berathen und zu erquickten an ihrer Liebe, wie an ihrem Glauben. Man könnte die Pastoral-Conferenzen auch Recreationen nennen, wie in älterer Zeit fromme Bischöfe sie in ihren Diöcesen mit ihren Geistlichen hielten, doch der Name thut's nicht. Man nenne solche Versammlungen immer Conferenzen a conferendo und vergesse nicht, daß man zusammentragen, also etwas Jeder mitbringen soll, — gewonnene Einsicht, gemachte Erfahrung, Ermahnung und Lehre und jedenfalls — ein beztend Herz und Liebe drin zum Herrn und seinem Reiche.

Wenn manche wackere Männer fürchten, es möchte leicht des Erkaulichen zu viel geredet werden auf solcher Conferenz, so ist wohl das zu viel, aber eben so das zu wenig zu meiden, denn die meisten Pastoren hören nur fast immer sich selber predigen und können kaum sich vor Einseitigkeit bewahren, ihnen thut's gar wohl, eine wirklich erbauliche Predigt oder Ansprache zu hören. Es ist bekannt, daß rechtschaffene Prediger die dankbarsten Zuhörer sind, und auf den Conferenzen soll es Predigten für Prediger geben, die man sonst nicht haben kann, sie möchten dann wohl am besten den älteren, erfahrungsreicheren Brüdern übertragen werden, wobei es weniger auf schöne Rednergaben, aber allermeist auf ein treues Herz ankommt. Es macht einen mächtigen Eindruck, wenn ein bewährter Christ zu seinen jüngeren Amtsbrüdern spricht.

Am Tage nach dem Feste der heiligen Dreieinigkeit eilten von allen Seiten her Diener der Kirche der Hauptstadt zu. Die Jahresfeier der Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden, am Dienstag den 9. Juni, fand noch nicht alle anwesend. Der Bericht der Gesellschaft wird die dabei vom Missionar Caro gehaltene Predigt bringen. Abends nach 5 Uhr fand die erste zahlreiche Versammlung zur Missions-Conferenz; in dem Missionssaale statt, wo die Freude des Wiedersehens so vieler fern wohnender Freunde ein wahres Festgefühl hervorrief. Nach längerer specieller und kurzer allgemeinen Begrüßung der Versammelten begann die erste Diskussion über das Verhältniß der Juden- und Heiden-Mission zu einander und die besondere Verpflichtung der Geistlichen, die Juden-Mission kräftig zu unterstützen. Past. Neumann leitete diese Verhandlung mit einem warmen Vortrage ein. Jeder Anwesende erkannte und fühlte die unabwiesbare Pflicht, bei der Sorge für Ausbreitung des Reiches Gottes unter allen Völkern die Überreste des einst heiligen Volkes nicht zu vergessen noch zu versäumen, welche fast überall uns nahe sind, oft durch ihre Noth unsere Nächsten werden. Die Juden in unserer Nähe müssen es fühlen, erfahren, daß jeder Missionsfreund auch sie liebt, weil er Jesum liebt, daß er sie gern mit dem Heil und Frieden beglücken möchte, dessen er sich selbst am höchsten freut. Wo dieser Sinn, diese Liebe das Herz erfüllt und treibt, da wird's an Gelegenheit und Mitteln nicht fehlen, bringen so viele irrende Glieder der Herde Israel uns allerlei Sachen zum Handel, soll ihnen ein Christ nicht die köstliche Perle anbieten, anpreisen?

Höchst beherzigenswerth war der Vorschlag von den zwölf jährlichen Missionsstunden, zu denen sich die meisten Missionsfreunde vereinen, doch wenigstens eine ausdrücklich der Judenbefehrung zu weihen. In solcher Juden-Missionsstunde würden alle Theilnehmer zu ermuntern und anzuweisen seyn, den Juden zum Glauben an Christum zu helfen, also wirklichen Missionsdienst im Vaterlande zu thun.

In der weiteren anziehenden Besprechung dieses Gegenstandes war es schmerzlich, die Klage zu vernehmen, daß mancher Prediger einen Juden-Missionar, wenn ein solcher in seinen Ort kommt, kalt und fremd, ja wohl gar feindselig behandelt, sein Wirken nicht zu fördern, sondern gar zu hindern strebt. Sollte doch jeder Verkündiger des Evangelii auch in gewissem Sinne Missionar für die Juden seyn, wenigstens solche, die nach dem Himmelswege fragen, oder schon zur Taufe sich melden, mit Freuden aufnehmen, prüfen und belehren. Und da wir Prediger selten den Juden nachgehen, noch ihre Sitten und Gebräuche, ihre eigenthümliche Anschauungsweise recht durchschauen können, so muß ein Juden-Missionar uns Freund und Helfer seyn. Übertrieben schien der Wunsch, welcher gelegentlich ausgesprochen wurde, daß die Zahl der Juden-Missionare gewaltig vermehrt werden, eine Provinz wie Posen wohl fünfzig Missionare bekommen möchte. Wenige, aber recht tüchtige, christlich weise und von Liebe brennende Juden-Missionare thun in christlichen Ländern noth — und dabei christliche Gemeinden — welche Missionsvereine sind, sich der Proselyten annehmen und durch ihren Wandel den Juden Lust machen, Christen zu werden.

Die Diskussion war etwas sehr in die Länge gezogen worden und da Viele weggingen, entstand im Versammlungsorte, besonders während der etwas langen Einleitung des Inspektor Brauer zu der zweiten Proposition: „Ist eine Vereinigung sämmtlicher Deutscher Missionsgesellschaften zu gemeinsamem Wirken wünschenswerth und möglich? eine Unruhe und

Geräusch, wodurch selber die wichtige und anziehende Verhandlung gestört wurde. Es waren fast von allen Deutschen evangelischen Missionsgesellschaften Deputirte anwesend, die sich für und über die Vereinigung aussprachen und als das nächste Ziel eines gemeinsamen Wirkens die Gründung einer Deutschen Mission in China bezeichneten, das ja eben jetzt seine lange verschlossenen Mauern geöffnet hat. Jede Missionsgesellschaft sollte ihre volle Freiheit und Selbstständigkeit behalten, aber sich zu diesem Werke auf Grund der Augsburger Confession mit den übrigen vereinen. Der Deputirte aus Dresden machte darauf aufmerksam, daß die dortige Gesellschaft die Augsburger Confession nicht ohne die späteren Erklärungen (Concordienformel) als Symbol habe, und erklärte, daß sie sich mit solchen, die die Augsb. Confession in anderem Sinne annähmen, nicht zu gemeinschaftlichen Unternehmungen vereinigen könne, wohl aber zu gemeinsamen Berathungen geneigt sey. Die vorgerückte Zeit beeilte den Schluß, gestattete keine weitere Besprechung, wozu die Deputirten der verschiedenen Gesellschaften sich an den folgenden Tagen allein zusammenfanden. Dem Vernehmen nach sind in dieser die Deputirten der sämmtlichen Deutschen Missionsgesellschaften, mit Einschluß der Baseler, und mit Ausnahme nur der Dresdener, über die Gründung einer Deutschen Mission in China auf Grundlage der Augsb. Confession übereingekommen, und die Ausführung des Planes soll rasch begonnen werden.

Schmerzlich war es vielen Brüdern, daß die auf der gedruckten Tagesordnung aufgestellte dritte Proposition über die Aussendung von Missions-Kolonien der Zeit wegen ganz unberücksichtigt bleiben mußte, da die Wünsche vieler Missionsfreunde lebhaft darauf sich richteten. Es dürfte wohl dieser Gegenstand im nächsten Jahre als der erste besprochen zu werden verdienen.

Mittwochs den 10. Juni, am festlichsten Tage der Pastoral-Conferenz erhob der herrliche Gesang: O heiliger Geist kehre bei uns ein, die Versammlung, welche der erwählte Vorsitzende, C. N. v. Gerlach, mit Gebet, Vorlesung aus dem hohenpriesterlichen Gebete des Herrn, Joh. 17., und einer kurzen Ansprache eröffnete, in welcher der große, ewig neue Trost ausgesprochen wurde, daß Christus noch der mächtige Schutzherr seiner Kirche ist, und daß alle seine Jünger durch Einigkeit im Geiste der Welt die Wahrheit bezeugen sollen, nach B. 20. dringend an's Herz gelegt. Zu großer Freude der Konferenz hatten zwei hochgeachtete Männer, welche früher Lehrer und Führer vieler Anwesenden waren, Dr. Nisch aus Bonn und Dr. Heubner aus Wittenberg, die Liebe gehabt, Vorträge zu übernehmen. Gewiß, es ist ein schönes Zeichen einer besseren Zeit, daß an Pastoral-Conferenzen, deren Aufgabe Lebensweckung und Stärkung, Förderung der Gottseligkeit und segnender Amtsführung ist, jetzt auch Professoren der Theologie Theil nehmen, im Kreise ihrer ehemaligen Zuhörer sehen, was ihre Arbeit für Früchte trägt, hören, was den Zuhörern und Gemeinden noth thut, näher treten dem Leben und ein gesalbes Wort wieder reden zu denen, die dankbar sie ehren, um so inniger, je mehr das auf sie Anwendung leidet, was Hebr. 13, 7—9. geschrieben steht. Solch eine Gemeinschaft und Theilnahme kann nicht ohne heilsamen Einfluß auch auf Universität und Seminar bleiben, die doch so hochwichtige Glieder der Kirche, wie die Augen am Leibe sind.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 11. Juli.

N^o 55.

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung.)

Im Grunde liegt alle diese Unkenntniß des N. T., des Alttestamentlichen Judenthums und des auf dieses gepflanzten Christenthums mit seinen Urkunden schon so bloß als möglich in dem bis zum Ekel wiederholten Satz, das ursprüngliche Untertheilungsbekenntniß der Christen von den Juden sey bloß die Annahme, daß Jesus der Messias sey, und da auf der einen Seite die Idee des Messias schon in dogmatischer Ausbildung bei den Juden sich vorgefunden habe, auf der anderen auch die erste Verwirklichung des Heils erwartet habe, so sey der Unterschied auf das Minimum zurückgeführt, ob der zu erwartende Messias dieselbe Person sey mit dem gekreuzigten Jesus von Nazareth (Schw. I. 92. 110. 113. und sonst fast alle zehn Seiten). Nun ja, der Unterschied soll bloß dieser gewesen seyn — zwischen uns und den ungläubigen Kritikern findet ja auch weiter kein Unterschied statt, als der einzige, daß wir an einen persönlichen lebendigen Gott glauben, sie aber nicht, und zwar wollen auch sie über die logischen Merkmale des göttlichen Wesens mit uns ganz einverstanden seyn, nur darüber ist die Frage, ob diese Merkmale in dieser bestimmten Persönlichkeit, die wir allein Gott nennen, realisirt seyen; ist aber darum der Gegensatz weniger diametral? Und so möchte wohl auch Einer von uns den Unterschied nach der Art der so oft citirten Stelle der Elementarischen Recognitionen in ein kurzes Sätzchen zusammenfassen; würde er aber darum aufhören, ein entscheidender Unterschied für Lehre und Gesinnung zu seyn?

So liberal übrigens die Kritiker im Namen des Urchristenthums gegen das rabbinische, d. h. christuswidrige Judenthum sind, das ihrer Meinung nach die Alttestamentliche Religion ausmacht, so bereitwillig sie hier den ungeheuren Gegensatz auf ein Minimum herabführen, eben so knauserig und schwer zu befriedigen sind sie, wo es aufs Verhältniß des Paulinischen Christenthums zum Urchristenthum ankommt. Wenn es ihnen dort nichts ausmacht, Kameele von Widersprüchen zu verschlingen, so haben sie dagegen hier mit dem Rückenseigen desto größere Mühe. Paulus soll nun einmal schlechterdings eine neue Lehre gelehrt haben. Es hilft ihm nichts, daß er das ganze N. T. als Wort Gottes anerkennt und sich auf die Aussprüche Moses und der Propheten, als auf Beweisstellen, unzähligemal bezieht (als einzelne Beispiele aus der Masse Röm. 4, 3., 10, 11. 19. 20., 11.

3. 8. 9. 26. u. s. w.), was, nach Schw. II, 423., ein sicheres Merkmal von Judenthume ist, daß er ausdrücklich den Vorzug Israels anerkennt und die Heiden nur als eingepfropft auf ihren Stamm, um des Unglaubens der Juden willen, bezeichnet (Röm. 9—11.), eine Lehre, die nach Schw. II. 91. eine Anerkennung des jüdischen Princips enthält; es ist umsonst, daß er 1 Cor. 15. den Glauben ohne Liebe ein Nichts nennt, und die Liebe über den Glauben setzt, eine Lehre, die nach Schw. I. 140. 157. 168. ein wesentliches Kennzeichen ist, daß ihr Urheber sich als einverstanden mit Petrus, Johannes und der jüdischen Kirche erklären will, ja die im Munde des Verfassers des Briefes Jakobus (2, 8—12.) nach Schw. II. 422 f. ganz jüdisch ist, wenn er ferner Röm. 6. neben dem Glauben die Nothwendigkeit der Werke beweist, eine Lehre, die nach Schw. II. 129. im Munde des Clemens ganz Jakobisch ist; eben so vergeblich erklärt Paulus (Röm. 9, 6—8., Gal. 4, 22—28., 3, 7.), daß die Christen nichts Anderes, als das wahre, ächte Israel seyen, die Kirche die wahre Sara, an der Stelle des irdischen Jerusalems wieder ein Jerusalem, wenn gleich ein himmlisches, lauter Sätze, die dem Verfasser der Apokalypse als charakteristisches Zeichen jüdischer Gesinnung zur Last gelegt werden (Schw. II. 253. 372.); auch das hilft nichts, wenn der Apostel die Lehre von der Wiederkunft Christi und der daran geknüpften Auferstehung der Todten und Verwandlung der noch Lebenden, 1 Cor. 15., nachdrücklich und ausführlich entwickelt, und dabei von der Anschauung ausgeht, daß dieses Ereigniß noch zu seinen Lebzeiten eintreffen dürfte (1 Cor. 15, 52. nach Schwegler'scher und Baur'scher Auslegung Schw. I. 108. 6. 615.), ein Glauben, der nach Schw. I. 109. 110. auf den Grundanschauungen des Judenthums ruht, ja sogar seinen Ursprung eigentlich einzig in dem jüdischen Argerniß am Kreuzestode hat; nicht einmal das wird angenommen, wenn Paulus 1 Cor. 15, 29—32. diese eschatologischen Erwartungen für einen ganz unentbehrlichen, höchst wichtigen Punkt erklärt, was eigentlich als dualistische Ansicht in's Gebiet des Ebionitismus gehört (Schw. I. 187. u. a. D.). Alle diese wiederholten, nachdrücklichen Erklärungen des Paulus in „unzweifelhaft ächten“ Briefen helfen nichts gegenüber der Entdeckung unserer Kritiker, daß seine Lehre mit ihren obersten Grundsätzen auf allseitigen, hartnäckigen Widerspruch von Seiten der Alttestamentlich christlichen Apostel und Gemeinden stieß, daß die höchste Idee des Paulus die Neuheit des Christenthums, und die principielle Verschiedenheit desselben vom N. T. gewesen sey, daß er seine Lehre statt auf die geschichtliche Kunde von dem Leben Christi, die er von

der Urkirche hätte entlehnen müssen, auf rein innerliche psychologische, phänomenologische Grundlagen baue, nämlich auf seine Vision (wahrscheinlich hatte ihm in dieser Christus auch die Geschichte des Sündenfalls, den Grundstein seines dogmatischen Systems, Schw. I. 153., und die näheren Umstände der Einsetzung des heiligen Abendmahls erzählt!). Was etwa sich nicht ganz hiemit verträgt, das ist nach Baur 664 ff. bloße individuelle Beschränktheit des Apostels, der nicht im Stande war, die Schranken seiner Nationalität ganz zu durchbrechen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Missionsfest und Pastoral-Conferenz in Berlin im Juni 1846.

(Schluß.)

Sehr passend richtete der erste Vortrag sich mehr auf das Amt, der zweite auf's Herz der Geistlichen.

Dr. Nitzsch kündigte mit schlichten, ernstlichen Worten mehr aphoristische Exhortationen an, da eben wichtige Geschäfte ihm die Zeit bedrängten, gedachte dann in rührender Weise eines reichen Segensjahres in seiner geistlichen Amtsführung, wo die Kriegenoth 1813 so viele Menschen wieder beten lehrte, und beantwortete darauf belehrend und anregend die Frage: Was ist der Pastor? — „er ist kein Staatsmann, kein Staatsbedienter, er ist die Hand der Gemeinde und ihr betegender Mund“. Im Pastorate ist die fortgehende Wirkung des Herrn für sein Reich auf Erden. Geschichtlich wurde dann nachgewiesen, wie bald nach der apostolischen Zeit das Pastorat in eine falsche Stellung gerieth, wie Gregor von Nazianz und Chrysostomus die Vortrefflichkeit dieses Berufs verkannten, indem sie zwar noch viel Werth auf die Predigt legten, aber die Spitze der amtlichen Würde in eine Stellvertretung Gottes setzten. Luther nahm das theokratische Priesterthum mit seinem trüglichen Schimmer hinweg, ging zurück auf die Gemeinde, darin alle geistlich werden sollen, läßt das Amt, in welchem sich die Gemeinde erbaut, wieder in seiner ursprünglichen Bedeutung hervortreten, wonach sein Verwalter „Organ, Vorarbeiter und Nacharbeiter des heiligen Geistes“ seyn soll. Als aber in der Evangelischen Kirche das Pastorat zu ausschließlich als Lehramt erfaßt, und die Rechtgläubigkeit von Vielen höher gestellt wurde, als die Gottseligkeit, brachte es Spener, mit seinem auf ganz Deutschland mächtigen Einfluß, in die rechte Stellung. Christus ist Erzhirt und Bischof der Seelen, „in seinem Hirtenamte liegt das Verschöner, Sammeln, Nützen und Weiterführen, und von diesem Amte stammt auch unser Hirtenamt, — in ihm liegt die Bestimmung, daß man sein Leben läßt für die Schafe im Bekenntniß zu Jesu und seiner Wahrheit, daß man auch auf das Einzelne seiner Schafe sieht, wie Baxter sagt: Der ist ein Hirt, der nicht Ruhe hat, bis er mit jedem Einzelnen in ein wirkliches Pastoralverhältniß getreten ist. Solche Auffassung des Amtes ist die demüthigendste und erhabenste.“ Noch wurde das Wort an's Herz gelegt 1 Tim. 4, 16.: Habe Acht auf dich selbst und auf die Lehre u.

Nicht so allgemeine Zustimmung konnten die weiter sich verbreitenden Sätze des Vortrags über Lehrbegriff und Verfassung der Kirche finden, zumal sie eben in aphoristischer Kürze gegeben, der Begründung entbehrten. Der ausgesprochene Wunsch der Verbesserung unserer Lu-

therischen Bibelübersetzung, „dieses herrlichen Segens von Fleiß und Treue“, kann wohl erst in einer ruhigeren und geistreicheren Zeit der Erfüllung näher kommen. Es ward dabei gesagt: „Wir können sie aber uns nicht geben lassen von Einem. Es müssen Pastoral-Conferenzen darauf eingeben,“ doch ist schon auf mehreren darüber berathen, aber immer fast einstimmig der Gedanke als unzeitig verworfen worden. Zur rechten Zeit wird sich Gott auch dazu schon seinen Mann erwecken, einen zweiten Luther. Denn der muß auch zur rechten Zeit noch dazu kommen. Eine Konferenz- und Commissionsarbeit ist das nimmer. Es erscheint aber bedenklich, ein edles, wenn auch altes und mancher Verbesserung fähiges Gebäude niederzureißen, ehe man gewiß ist, ein neues besseres aufzuführen zu können. Zuletzt sprach noch der verehrte Redner gegen den Perikopenzwang und für die Wahl eines anderen Jahrgangs von Bibeltexten, würde aber eine solche neue Perikopenreihe vorgeschrieben und verordnet, so würden Viele eher mit Recht über Willkür der Vorschreibenden und über solchen neuen Perikopenzwang klagen, denn jetzt besteht er ja gar nicht, wer hätte oder brauchte nicht die Freiheit, in der Wahl seiner Predigttexte für ganze Jahrgänge von den alten Perikopen abzugehen. Viel ließe sich dagegen sagen von der Perikopenwohlthat und der jammervollen Beschaffenheit neuer Perikopenreihen, wie sie in manchen Nachbarländern vorgeschrieben wurden. Die alten Perikopen sind mit dem christlichen Volksleben verwachsen, sie gehören nun einmal zu unseren Sonn- und Feiertagen. Daneben andere Stücke der heiligen Schrift, wozu aber die Apokryphen nicht gehören —, der Gemeinde in der Kirche vorzulesen, ist ja keinem Pastor verboten.

Nach dem Gesange eines Verses aus dem Liede: Ach bleib mit deiner Gnade bei uns Herr Jesu Christ, hörte die durch herbeigekommene Studierende und Nichtgeistliche vermehrte, den ganzen Saal füllende Versammlung in tiefer Stille den Vortrag des E.-K. Dr. Heubner an über das Gespräch des Herrn mit Nikodemus von der Wiedergeburt, Joh. 3, 7—16., die Perikope des letzten festlichen Sonntags, wodurch ihm die sonst gewiß schwere Wahl erleichtert worden war. Was so von Herzen zum Herzen geredet ist, das mag man ungern im dürftigen Auszuge berichten, gewiß wird der allgemeine Wunsch Gewährung finden, daß dieser Vortrag vollständig in dieser Zeitschrift oder in besonderem Abdruck auch Abwesenden zum Segen mitgetheilt werde; das Leben im Glauben und Angesicht, in Ton und Ausdruck, die Ruhe und Liebe, die Freude und den Frieden im Herrn, welcher von einem alten treuen Zeugen ausstrahlt, kann freilich der gedruckte Buchstabe nicht mitbringen. Es ging ein Wehen des heiligen Geistes über die Versammlung, man schmeckte die himmlische Gabe, das gütige Wort Gottes — hinter welches der Prediger zurücktritt — es war eine Erquickstunde.

Nach einer zur Erholung nöthigen Pause eröffnete der Vorsitzende die Besprechung über den beherzigten biblischen Abschnitt Joh. 3, 1—16., und treffend begann ein Bruder mit der Bemerkung, wir wollten weniger wissenschaftlich darüber sprechen, als die Fragen an's Herz mitnehmen und die Bitte, daß der Herr doch eine neue Gestalt in uns Allen gewinne. Der folgende ging auf den Unterschied zwischen Wiedergeburt und Heiligung ein und erinnernd, daß die heilige Taufe das Bad der Wiedergeburt sey, daß in ihr uns von oben alle Lebenskräfte beigelegt und gegeben, machte er darauf aufmerksam, wie es gar nicht gleichgültig sey, ob der Prediger sagt: Ihr müßt von Neuem geboren werden! oder: Ihr Wiedergeborenen müßt geheiligt werden oder erneut in den durch Sünde verlorenen Gnadenstand. In lebhafter Diskussion über diese Gegenstände traten die verschiedenen Ansichten frei hervor, aber es war dabei, so wie bei den Diskussionen am folgenden Tage, höchst wohlthuend zu fühlen, wie die Einigkeit im Geiste, ein brüderlicher Sinn in der Ver-

sammlung waltete, so daß kein bitterer Argwohn, keine Zwietracht störte. Man vereinigte sich in dem Vorfage, die Taufe so viel als möglich mit äußerer Feierlichkeit, in einfacher Weise würdig zu begeben, am liebsten in der Kirche, wohin sie doch eigentlich gehört, obwohl die Haustaufe aus mancherlei Rücksichten und in Nothfällen unverwerflich sey. Die in den Gemeinden der meisten anwesenden Pastoren übliche Einsegnung der Mutter, welche dann später als ersten Gang aus dem Hause ihren Kirchgang hält, solle man zu einer Hauspredigt benutzen. Es wurde bemerkt, daß bei Einsegnung der Wöchnerin in der Kirche das Einholen oder Empfangen derselben an der Kirchthüre nach der Pommerischen Kirchenordnung verboten ist, als ein Überbleibsel aus der Römischen Kirche an eine levitische Reinigung erinnernd.

In der schönen, festlich geschmückten Parochialkirche sammelten sich die Schaaeren der Feiern zu dem Missionsfeste, welches mit dem alten, gar gern gesungenen Missionsliede: O Jesu Christe, wahres Licht! begann, nach welchem Pred. Kirsch ein Altargebet hielt, das man von Herzen mitbeten konnte, besonders weil es meist aus der Bibel floß. Die Missionspredigt von Past. Souchon, welche im Druck erscheinen wird, erfuhr verschiedene Urtheile, Manche fanden sich dadurch sehr erbaut, Andere konnten sich in eine gewisse Calvinisch-Jugenottische Schärfe nicht recht finden, Alle aber freuten sich des Eifers und der trefflichen Gaben des Redners. Ruhig und schlicht erstattete Pred. Blech danach Bericht über unsere Missionsstationen in Afrika und Asien. Den Beschluß bildete die herzlich und eindringliche Ansprache des Past. Ahlfeld, die von der großen Festgemeinde lausend vernommen, ihr ein wahres Festgefühl gab und sie für die Mission begeisterte.

Am zweiten Tage dauerte die letzte Sitzung der Pastoral-Conferenz fast zu lange, da der wichtigen Gegenstände drei proponirt waren, so daß Viele nothgedrungen weggehen mußten,^{*)} was wohl Jedem schwer ward, da reges Leben fesselte. Der Vorsitzende eröffnete nach dem Gesang und Gebete die Berathung: Wie können die Geistlichen auf das Wohl der arbeitenden und dienenden Klassen in den Städten sowohl, als auf dem Lande mit Erfolg einwirken? Sein Vortrag stellte in eingreifender Weise die leibliche und besonders die geistliche Noth der Armen im Volke, namentlich in den Städten, vor die Augen, da die Bevölkerung sich gewaltig vergrößert, Berlin z. B. jährlich um c. 10,000 Seelen wächst, während die Kräfte der Kirche an vielen Orten die alten geblieben sind, Stettin z. B. soll jetzt weniger Kirchen haben, als vor hundert Jahren. Tausende entbehren, wenigstens von ihrer Einsegnung an, jeder Verbindung mit der Kirche, fänden nicht einmal Raum, wenn sie hineingehen wollten — und in gar mancher Kirche auch keine Nahrung für ihr Herz, könnten die gelehrte Predigt nicht verstehen. Die Mittel der Kirche müssen vermehrt werden. Die Pastoral-Hilfs-gesellschaft bietet dazu die Hand, — aber Wenige ergreifen sie, diese Hilfs-gesellschaft, die eben gern der schreienden Noth in übergroßen Gemeinden abhelfen möchte, findet wenig Theilnahme, hat Mittel, aber wenig Gelegenheit, sie anzuwenden. Durch die Entheiligung des Sonntags ist's dahingekommen, daß die Mehrzahl der Fabrikarbeiter, auch der Lehrburschen, in Werksläuten bis Nachmittags arbeitet, und wohin geht's dann? Der Tag des Herrn wird zum Tage der Sünden, des Lasters mehr als

alle anderen. Dadurch wird die drückendste äußere Noth und Verarmung befördert, erhöht. Man muß sich dieser Armen erbarmen, die Kirche muß die Hand der Liebe nach ihnen ausstrecken, sie suchen. Man sehe, wohin der Strom des Zeitgeistes geht und grabe Kanäle, damit er nicht Alles überströme, zerstöre, sondern in gute Ordnung komme. Almosenpfleger müssen gewählt werden und dazu die besten, treuen Gemeindeglieder, die bald sich Vertrauen erwerben — auch bei der Obrigkeit. Sparkassen sind einzurichten mit dem Princip, daß die Armen alle nothwendigen Bedürfnisse nicht theurer zu bezahlen haben, als die Wohlhabenden, zuverlässige Gemeindeglieder, mit ihnen und durch sie der Pastor, müssen sie leiten. Handwerkervereine müssen gebildet, christlich geleitet werden, sie entstehen doch, da Alles dazu drängt, man lasse sie nicht in die schlechtesten Hände gerathen, daß sie nicht eine Wiege des Communismus werden.

Past. Liebetrau war durch Heiserkeit verhindert, den zweiten einleitenden Vortrag zu halten, leicht fand sich ein anderer Bruder, der ähnliche Nothstände auf den Dörfern, besonders den Domainen und Rittergütern, unter den Tagelöhnern nachwies. Aus verschiedenen Gegenden wurden traurige Beispiele mitgetheilt, wie die Tagelöhner und Knechte zu allerlei Arbeit an Sonn- und Festtagen gezwungen wurden. Als ein Anwesender die Bemerkung machte, daß dieser Druck gegen die Armen meist von den Pächtern, weniger von Rittergutsbesitzern ausgehe, und es wohl gut seyn möchte, wenn Edelleute einen Bund schlossen, die Sonntagsfeier auf ihren Gütern zu fördern, gab ein anwesender Rittergutsbesitzer die schlagende Erklärung: „Wir Edelleute sind nicht besser, als unsere Pächter.“ Ein Bruder warnte, zu sehr auf materielle Mittel zu denken, mit dem Geiste Gottes geküßt, müßten wir die Feinde bekämpfen, das Wort Gottes, lebendig in der Gemeinde gepredigt, bleibe die Gotteskraft zur Hülfe in solcher Noth, und berichtete dann einen sehr beherzigenswerthen Fall. In einem Dorfe unweit Danzig war die Gemeinde so entartet durch falsche Hirten, daß sie keinen Prediger mehr haben wollten, sie wollten einen Pferdearzt, den brauchten sie, — doch sie bekamen einen treuen Geistlichen, der blieb bei den anfänglichen Widerwärtigkeiten still, betete, predigte, hoffte, und nach einem Jahre hatte er in jede Familie eine Bibel gebracht, Meilen weit kamen die Leute durch allen Noth zu seinen Anbachtstunden. Der Schulze, gelegentlich befragt, ob sie noch keinen Prediger wollten, sagte erkrumt: Ja, wenn man so einen Mann haben kann! — Es steht da jetzt in allen Haushaltungen auch in materieller Beziehung besser. —

Der dringenden Aufforderung des Vorsitzenden zur Freude der ganzen Versammlung folgend, trat jetzt Cand. W i c h e r n, Leiter des Rauhen Hauses bei Hamburg, auf, und hielt eine Catechrische Rede wider das viele Theoretisiren und Räsonniren, wobei es von den Worten nimmer zur That kommt. Er sprach unvorbereitet in seltener Kraft mit viel paradoxen Sätzen strafend und ermunternd. Z. B.: „Ich lege Protest ein gegen alles bisher Gesagte.“ — „In die Person Christi hinein predigt man Niemanden mit dem Worte, sondern mit der That.“ — „Die Praxis ist der Kern aller Theologie.“ — „Wir wissen es nicht zu machen, anzufangen.“ — Diese Klage tönt aus allen Orten, auch aus manchem Hause. Im Rauhen Hause ist eine Bruderschaft, die diesem Auftrage ihr Leben weihet. Es hilft keine Theorie, das ist aller Welt offenbar. Gestern noch hab' ich hier viel Widerspruch und verschiedene Meinung gehört. Eine neue Menschheit muß geboren werden! — Wo sind dazu die Menschen? — Man predige nicht bloß verschiedene Gaben, man suche sie und stelle sie auf den Boden, wo sie sich entsalten können, — suche für das Amt den Mann!“

Seine Rede machte einen ganz gewaltigen Eindruck, war hinrei-

^{*)} Es ist großen Conserenzen wohl anzurathen, nicht zu viel zu proponiren, weil sonst die Zeit eine vielseitige Besprechung verhindert, ihnen unwiderstehlich ein Ziel setzt. Auch ist es gewiß genügend, wenn durch Einen Vortrag der Gegenstand eingeleitet wird in möglichst gedrängter Angabe der Hauptgesichtspunkte, ein zweiter einleitender Vortrag bringt gar zu leicht Wiederholung oder doch Ermüdung.

hend, doch in der Kürze sie wieder zu geben ist schwer. Die nachfolgende ruhige Kritik möchte freilich manch Fragezeichen, manchen Denkspruch zu machen finden, besonders bedenklich erschien die Gefahr, menschliches Thun und Treiben zu überschätzen und also zu weichen vom Herrn, in dessen Namen allein Heil ist. Doch das ist wahr, und es that der großen Versammlung wohl, darauf so nachdrücklich hingewiesen zu werden, wenn Buße und Glaube hintreibt in's Kämmerlein, so treibt die aus dem Glauben quellende Liebe und Hoffnung wieder heraus in die Welt, in die Hütten des Elends, zu suchen, was verloren ist —, der wahre Glaube ist immer, wie Luther sagt, „ein thätig, mächtig und geschäftig Ding.“

Ein höchst wichtiges Stück hätte Ref. gar gern bei dieser Betrachtung in Erwägung gezogen gesehen. Die Volksschule muß dem Volke geistliche wahre Hülfe bringen, wie der sel. J. A. Krummacher in seinem Büchlein: Die christl. Volksschule im Bunde mit der Kirche. 2te Aufl. Essen, bei Baderer, 1825, dies auf treffliche Weise darlegt. Der ganze Lehrstand ist ein Salz für's Volk, wenn aber das Salz dumm wird, womit soll man salzen? Matth. 5, 13. Unsere Schullehrer-Seminare, o daß sie Pflanzstätten der Gottseligkeit würden und bald die Hoffnung erfüllt werden könnte, daß sie hinweg aus den großen Städten kommen, wo die armen Jünglinge (ganz abgesehen von den großen Sünden) an feine Kleidung und Lebensweise, an so viele Bedürfnisse gewöhnt werden, so daß fast alle und die fähigsten am meisten sich unglücklich fühlen, wenn sie auf den so geringen Landschulstellen viel unterbreiten und auch mit den Händen arbeiten müssen. Sie bringen bittere Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen mit in's Amt und so in's Volk, und seltenere Fälle sind's nur, wo der gerettete Glaube das alles überwindet und ihr Herz fröhlich macht.

Nach der auf Wichern's ergreifenden Vortrag nöthigen Pause gab Past. Bachmann eine lange, aber sehr anziehende Einleitung der zweiten Proposition: „Die Confirmation, welches ist ihre Stellung und welches sollte sie seyn?“ Es wäre sehr erfreulich und gewiß Vielen erwünscht, wenn der Verf. diese Abhandlung, die auf die Geschichte der Confirmation in der Evangelischen Kirche gründlich einging, mit einigen Erweiterungen, Zusätzen und gemachte Bemerkungen benutzend durch den Druck veröffentlichen wollte.

Past. Williger, der die zweite Einleitung zu halten hatte, wies zuerst die Ansicht ab, als sey die Confirmation eine Ergänzung der Taufe, dann vertheidigte er unsere jetzt bestehende Ordnung der Confirmation aller der Schule entwachsenden Kinder gegen die neuerlich laut gewordenen ernsten Bedenken. Auf diese Punkte beschränkte sich hauptsächlich die nachfolgende interessante Diskussion, die bald abgebrochen werden mußte, da die Mittagsstunde schon verfloßen war, viele Brüder sich entfernen mußten und man die dritte, so wichtige Proposition nicht ganz unberührt lassen wollte, obwohl eine tiefer eingehende Besprechung „über die umfassenden Unionsbestrebungen, welche in England und Amerika in den letzten Jahren angeregt sind“, nicht mehr möglich war.

Past. Dr. Kniewel gab die erste Einleitung, mit der Frage beginnend: Wie ist solche Vereinigung möglich. Der Wunsch dazu ist in Allen und beweist, die rechte Union ist noch nicht da. Aus dem

von England ausgegangenen, im Volksblatt 1846 Nr. 44. Beilage abgedruckten Aufruf zur Bildung einer evangelischen Vereinigung wurden dann die acht Hauptpunkte vorgelesen, welche den Grund der Vereinigung bilden sollten. Zum Schluß ward der Antrag gestellt, unsere Konferenz möchte ihre Zustimmung aussprechen in einem Sendschreiben oder einer persönlichen Deputation zu der großen Versammlung, welche in London vom 19. August d. J. an etwa vierzehn Tage lang gehalten werden soll. Der Vorfisende bemerkte dagegen, daß darüber hier und augenblicklich kein Beschluß gefaßt werden könne, und daß dieser Versuch die größten Befehdungen in England nach sich gezogen habe, da seine Urheber, Glieder der freien Schottischen Kirche, es dabei hauptsächlich darauf abzähen, die Kirche vom Staate völlig loszureißen. Ein fernerer Grund des Bedenkens sey, daß die Freunde der Union noch nichts darüber festgesetzt, wie sie wollen thätig seyn, was sie vornehmen wollen, bis jetzt habe man nur zum Gebete sich vereint. Die Bibelgesellschaft bilde ja schon einen Mittelpunkt.

Past. Kunze, dem die zweite Einleitung übertragen war, sprach kurz und kräftig, wie die Noth überall sehr groß sey, namentlich in England und Amerika. In Amerika tobe auf der einen Seite der Communismus, während auf der anderen die Römische Kirche ihre Arme weit ausstrecke. Es sey Pflicht, solchen Gefahren kräftig zu begegnen. Die praktischen Engländer würden schon praktische Absichten haben, die Widersprüche gegen den schönen Plan gingen dort meist von starrer Orthodoxie aus. Noch ward von einem Bruder darauf hingewiesen, daß die größte Noth und Gefahr unserer Kirche ihre innere Zerrissenheit ist, und ein Streben nach Einigung, nach Einheit in Jesu Christo, Pflicht und Sehnen jedes wahren Christen bleibt. Doch unwiderstehlich drängte die Zeit zum Schluß der Konferenz, die angeregten Gedanken über ihren letzten Gegenstand gehen nach ihr weiter.

Der Aufruf zur Bildung einer evangelischen Vereinigung ist gewiß recht gut gemeint und beherzigenswerth, man will nicht eine falsche Union von Außen her, will nicht eine f. g. unierte Kirche auf Bekenntnislosigkeit = Glaubenslosigkeit aufbauen, will nicht den verschiedenen Regimentern des großen Königs ihre, freilich verschiedenen, Fahnen nehmen, um eine neue an ihre Stelle zu setzen, auf der geschrieben steht: Was ist Wahrheit? — Die solches wollten, könnten nur mit Lug und Trug die acht Einigungsgesetze unterschreiben und an dem Bunde Theil nehmen, der freilich noch kein Bund eigentlich ist, weil die drei schönen Absichten (verheimlichte sind nicht zu fürchten) noch nicht in's Leben getreten sind. Und ungesegnet kann das Unternehmen nicht bleiben, dem gräulichen alten Parteihasse erschwert solche Vereinigung die Wiederkehr. Es ist schon Gewinn, wenn lebendige Glieder so verschiedener Kirchengemeinschaften einige Tage zusammenleben, um die Förderung des Gottesreichs auf Erden zu beraten, und ihre Herzen betend und singend zusammenschlagen, wie vom 1. — 3. Oktober 1845 zu Liverpool 216 Geistliche und Glieder aus sieben größeren Abtheilungen der zerrissenen und doch in den Grundlehren so einigen Kirche Großbritanniens versammelt waren. Gewiß wir werden uns mit den Brüdern jenseit der Meere freuen, wenn ihr Vereinigungsplan zu einem festen Segensbunde führt und die schwache Bruderhand ihnen willig reichen.

Die Gestaltung der Kirche durch sich selbst.

(Von einem Juristen.)

Es ist ein Privilegium der Christen, daß alle Dinge ihnen zum Besten dienen müssen. „Alle Creatur,“ sagt Thomas a Kempis, „ist uns ein Buch heiliger Lehre.“ Alle Creatur — also auch Ronge, also auch die Lichtfreunde.

Ronge lehrt uns seit nun fast zwei Jahren, was Reformation der Kirche nicht ist, wie eine christliche Kirchengemeinschaft nicht entstehen, sich nicht consolidiren kann. Er hat einen großen Theil von Deutschland durchreisen müssen, um diese Lehre recht anschaulich zu machen.

Er lehrt uns ferner, durch welche Mittel das Reich des Papstes nicht erschüttert wird. Ein Organismus wird gekräftigt und erneuert, wenn es gelingt, fremdartige Stoffe aus demselben zu entfernen, besonders wenn die edlen Organe damit behaftet waren. Der geistliche Stand aber ist ein edles Organ des Leibes Christi. Wie frisch würde die Evangelische Kirche sich erheben, wenn eine ähnliche umfassende Reinigung auch ihr zu Theil würde! Ja, wie viel mehr würde sie im Stande seyn, das edle Liebeswerk der Predigt, der Erleuchtung, der Befeh- rung auch an ihren abtrünnigen Gliedern zu vollziehen, wenn diese nicht mehr mit der Usurpation ihrer Ämter und mit der damit nothwendig verbundenen Unwahrheit täglich sich besleckten! In Rupp, an Giese, an Wislicenus übt sie ihr Mutteramt, — hoffen wir, daß sie es ihr einst danken werden.

Aber Ronge hat uns Evangelische insbesondere noch mehr als dies, er hat uns unsere Schwäche, unsere Sünde kennen gelehrt, eine heilsame Erkenntniß, die aller Weisheit Anfang ist. Seine Freischaa- ren sind in unsere Heiligthümer eingedrungen, getragen von den Sympathien eines bedeutenden Theils des Evangelischen Volks, der Evangelischen Geislichkeit. In vielen Deutschen Landen hat das Evangelische Kirchenregiment unter dem Beifallgeschrei der Wähler diese Heiligthümer ihnen geöffnet. Sie waren unreife Neulinge, ohne irgend eine Garantie für Lehre und Zucht, — so mußten sie von Anfang dem nachsichtigsten Beurtheiler erscheinen. Sind sie so behandelt worden? Dem Kirchenregimente ist der Schutz unserer Kirchen be- fehlhen; willkürliche Disposition darüber steht ihm nicht zu. Gegen die Lutherischen Dissidenten nahm es eine andere Stel- lung ein, denen der schärfste Kritikus das Zeugniß nicht versagen kann, daß sie gewissenhafte Christen sind. Der leichtesten aller Versuchungen, der in welche ein Ronge uns führte, sind wir nicht gewachsen gewesen. Ist es wahr, daß die Deutsche Evangelische Kirche, als Ganzes betrachtet, daß ihr Regiment sympathisirt mit den Deutsch-Katholiken, in deren von den Zei-

tungen und Stadtberordneten begünstigten Versammlungen am Himmelfahrtsfeste gepredigt wird, daß keine Himmelfahrt, und am Trinitatisfeste, daß keine Dreieinigkeit ist, wie neulich öffent- lich berichtet wurde, — daß unsere Kirche mehr mit diesen sym- pathisirt, als mit den separirten Lutheranern, welche, unter der Verfolgung, kein Jota aufgeben wollten von dem Worte: „Mein Fleisch ist wahrhaftig Speise und mein Blut ist wahrhaftig Trank“? — So stehen wir nun den Römisch-Katholiken ge- genüber, den Römisch-Katholiken, welche für die evangelische Wahrheit zu gewinnen unser heiligster Beruf ist, welchen wir durch die That beweisen sollen, daß unsere evangelische Freiheit nicht Fleischesfreiheit ist, sondern Freiheit im Geiste, in dem Geiste des Glaubens, der Kraft und der Zucht. Erstickte die Evangelische Kirche zu wahren kirchlichen Selbstbewußtseyn, so müßte Buße im Sack und in der Asche ihr erstes Werk seyn.

Jetzt treten, als neue Lehrer, die Magisträte und Stadt- vorordneten mehrerer namhafter Städte, besonders der Provinz Sachsen, auf, in ihren Adressen an die Laien-Synodalen. Sie lehren, was Kirchenfreiheit, was Presbyterial- und Synodalver- fassung nicht ist, wie unsere Evangelische Kirche namentlich diese Ziele nicht erreichen kann.

Der Hauptinhalt der Adressen, welche wir meinen, ist das Verlangen, daß die wesentlichen Grundwahrheiten des christlichen Glaubens von dem Kirchenregimente aufgegeben und aus dem Gottesdienste entfernt, und daß die Kirche der Menge zur be- liebigen Disposition übergeben werde.

Den ersten Gedanken drücken die Hallenser so aus:

„Ersichtlich ist nach unseren Ansichten und Wünschen die Be- seitigung alles Symbolzwangs das Bornehmste und Unerläß- lichste, was die General-Synode zu beantragen hat, — nament- lich würde dabei auch der Wegfall jeder Verpflichtung der Geistlichen auf die Symbole und symbolischen Bücher, so wie die Aufhebung jeder den Glauben der Gemeinde irgendwie bin- denden Eigenschaft derselben auszusprechen seyn. Daß hiedurch eine völlig freie Forschung und Auslegung der Bibel mit allen berechtigten Forderungen einer solchen, namentlich die freie Ansicht von natürlicher oder übernatürlicher Offen- barung Gottes in der Schrift selbst wie in der Person Jesu vorausgesetzt sey, das — — müßte ebenfalls ein wesent- licher Theil der Erklärung seyn, welche die General-Synode im Falle ihrer Zustimmung zu jenem ersten Begehren mit kund zu geben hätte.“

Man sieht, sie haben zu Wislicenus Lehre sich bekennen wollen. Da sie aber doch auch die Symbole erwähnen, so sey hier daran erinnert, daß es im Kampfe der Kirche mit den Lichtfreunden eben so wenig, wie in dem mit Juden und Hei-

den, auf die abstrakte Frage von der Autorität der Symbole antkommt, daß diese Frage eine innere der Kirche ist und nicht mit denen erörtert werden darf, welche ihre Grundwahrheiten verläugnen. Wenn ein Heerhaufen in den Waffen steht wider seinen König, so soll man nicht über die Gültigkeit der Kriegesartikel mit ihm unterhandeln. Ob Jesus Christus als der Sohn Gottes anzubeten ist, das ist der wahre Streitpunkt in diesen Kämpfen, den sich die Vertheidiger der Kirche nie sollten verdunkeln lassen; Petri Bekenntniß: Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes — das ist das Schwert, das sie führen sollten. Ein aufgeklärter Jude soll neulich in einem rationalistischen Kränzchen gesagt haben: Die Juden seyen doch ein gescheidtes Volk; sie hätten schon vor achtzehnhundert Jahren gewußt, was die Heiden erst jetzt fänden, daß es mit Christo nichts sey. Er hat das eigentliche Wort ausgesprochen. Mit dem Gerede von den Symbolen streut man nur der unwissenden Menge Sand in die Augen. Bekanntermaßen fraternisiren mit Wislicenus und Giese, welche sich von Bibel und Christenthum sans phrase losgesagt haben, diejenigen öffentlich, welche, weil sie sich nicht entschließen können, die Wahrheit zu reden, um nicht „ihre schöne Wirksamkeit“ auf das Spiel zu setzen, statt dessen lieber über Symbolzwang klagen und „mit dem theuern Eide, den sie freiwillig, unaufgefordert, feierlich vor Gottes Altar geleistet, im Gewissen umhergehen und den Abfall predigen“.

Die Frage, welche der Evangelischen Kirche, welche namentlich den gläubigen Gliedern der Landes-Synode vorliegt, ist nicht die Symbolsfrage, sondern vielmehr die Frage, wie die Kirche den in ihr Inneren, in ihre Ämter, eingedrungenen offenkundigen Abtrünnigen gegenüber sich zu verhalten, wie sie die ihr anvertrauten Reichskleinodien: Wort und Sakrament, gegen sie zu schützen habe. Diese Frage mit den Abtrünnigen selbst erörtern, mit ihnen zusammen durch Stimmenmehrheit begutachten, welches die rechte Waffe, die rechte Schutzwehr der Kirche ist, das heißt, dem Feinde eine Stimme im Kriegsrath zuzugestehen und Bewaffnung und Kriegsoperationen von seinem Gutachten abhängig machen. An dem guten Kampfe der Kirche um die ersten Fundamentallehren, um das Zeugniß von den großen Thaten Gottes — denn das, nicht irgend ein abstruser Lehrpunkt, ist die eigentliche Tagesfrage —, an diesem heiligen Kampfe können alle Glieder Christi, auch die, welche nicht wissen, was ein Symbol ist, von ganzem Herzen und aus allen Kräften Theil nehmen. Hier kommt es auf Glauben, auf Treue, auf Selbstverläugnung an, auf das „Entweder — Oder der festen Gesinnung“, wie Neander sich ausdrückt. In diesem Kampfe wird die Kirche ersarken an Muth, Kraft und Erkenntniß, und, wenn sie durch Leiden und Thun bewährt befunden worden und treu der Wahrheit, die den Unmündigen geoffenbart ist, so wird sie dann vom Herrn begnadigt werden mit mehr Licht als sie jetzt hat, den Wunderbau seines Leibes und dessen Leben durch die Jahrhunderte zu verstehen, und recht zu scheiden was ewig ist in seiner Struktur und was zeitlich, und wie er zu nähren und zu heilen ist. Dann, erst dann wird die

Symbolsfrage einer Synode von Bekennern und Anbetern Jesu Christi vorliegen, und diese werden auf dem ewigen Grunde, der gelegt ist, — und es kann kein anderer gelegt werden, — Macht haben zu streiten, ohne die Bruderliebe zu verletzen, und sich zu einigen, ohne die Wahrheit zu verrathen.

Die gläubigen Synodalen erfüllen nicht ihre ganze Pflicht, wenn sie nur die abstrakte Wahrheit bekennen. Es kommt auf das Bekenntniß der Wahrheit im Gegensatz zur Lüge des Tages, auf ein solches Bekenntniß an, welches den Bekenner zeichnet als Streiter Christi mit seiner schönen Schmach, welches allem falschen Frieden ein Ende macht, auf ein Bekenntniß, welches wiedertönt in den Herzen aller Bekenner des Herrn und sie als ein Posaunenruf um seine Fahne sammelt: Der Mund der ewigen Wahrheit nennt diejenigen „Heuchler“, welche die Zeichen der Zeit nicht verstehen; die Zeichen der heutigen Zeit aber, von denen hier die Rede ist, sind leicht zu verstehen; sie sind hell und klar wie der Blitz, der von Einem Ende des Himmels zum anderen fährt. Alle unbestimmte Redensarten, welche dem offen vorliegenden Thatbestande entgegen, die radikalen Gegensätze der Zeit auf „verschiedene Auffassungsweisen“ zurückführen wollen, welche eine richtige Mitte suchen zwischen Bekennen und Verläugnen, einen Waffenstillstand zwischen Jehovah und Baal, sind vom Übel. Die Mittler, welche die Liebe empfehlen, um den Glauben in den Schatten zu stellen, sollten an Luther's Wort denken: „Verflucht bis in den untersten Abgrund der Hölle sey die Liebe, die auf Kosten des Glaubens gepriesen wird.“ Sie machen Freund und Feind irre und führen unser zerrissenes Vaterland, unsere verwüstete Kirche tiefer und tiefer in die schon so weit, durch so viele ihrer edlen Organe verbreitete heillose Gewohnheit der Lüge und der Verstellung. Für den Christen hat die Sprache nicht den Zweck, den Talleyrand als ihren eigentlichen bezeichnete, seine Gedanken zu verbergen. Seine Rede ist Ja, Ja, — Nein, Nein! Uns gilt des Elias Wort: „Wie lange hinket ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach, ist's aber Baal, so wandelt ihm nach.“ Wird es auch von uns heißen, wie 1 Kön. 18, 21.: „Und das Volk antwortete Nichts“?

Die Synode hat, wenn sie in der Wahrheit bleiben will, den Zwiespalt der Kirche, der bis in deren Mark, bis in deren Wurzeln, der also auch bis in die Synode selbst dringt, sich selbst, der Kirche, der Welt klar zu machen. Und da die Synode diesen Zwiespalt, an dem das Jahrhundert bis an sein Ende zu kämpfen haben wird, nicht schlichtet, nicht einmal in ihrem eigenen Schoße schlichten kann, so müssen auch ihre Resultate zwiespältig, sie müssen Kampfsignale seyn. Durch Ignoriren und Vertuschen würde sie den ganzen Leib der Kirche matt und krank machen und ihn als Beute seinen Feinden preisgeben. Jeder glatte, alle Theile taliter qualiter zufriedensstellende Ausgang der Synode ist vom Übel.

Die Männer vom 15. August und viele nach ihnen haben behauptet, daß wir es sind, die durch unser entschiedenes Auftreten die Extreme des Lichtfreundthums hervorgerufen haben. Diese Behauptung ist nicht ohne Grund. Hätten wir es uns

gefallen lassen, bloße Pietisten zu bleiben mit einigen „bibelgläubigen“ Predigern und Theologen an unserer Spitze, — hätten wir es uns in unseren kleinen Kreisen wohl seyn lassen, übrigens aber die ganze Kirche den Nationalisten und Pantheisten preisgegeben, so wäre Alles ruhig geblieben, wie es vor fünf- und zwanzig Jahren war. So aber sind wir mit der Herausfordernden Behauptung aufgetreten, daß die Christen Glieder der Kirche und die Kirche kein bloßes abstractum, kein spiritualistisches Nebelgebilde, sondern ein lebendiger Leib mit Haupt und Gliedmaßen, ein Organismus sey, in den fremde Substanzen, die sich ihm nicht assimiliren wollen, nicht eindringen dürfen, — ein Königreich, dessen Könige Christo seine Diener Treue und Gehorsam schuldig sind. Dadurch haben wir, wie Uhlisch so oft wiederholt, diese Unruhe, diesen Streit hervorgerufen. Wie heilig ist daher unsere Pflicht, bei der Fahnne zu bleiben, nicht laß und müde zu werden, sondern den guten Kampf, den allerdings wir angefangen, bis zu dem gewissen Siege zu Ende zu kämpfen. Es sind also auch die Unfrigen unter den Synodalen, welchen vor Allen die Pflicht obliegt, auf der Synode zu bekennen, so zu bekennen, daß kein falscher Friederuf aufkommen kann, und daß der Wahrheit die Ehre gegeben wird, der Wahrheit, „die da scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens“.

Die Magdeburger Adresse will vor allen Dingen die Kirche den Gemeinden, mithin, da für diese kein Band des Glaubens und der Zucht anerkannt wird, der Menge übergeben wissen, und hofft, daß dann die Beseitigung des christlichen Glaubens von selbst folgen werde. Sehr bezeichnend fordert sie eine Vertretung der Kirche „von unten“, ohne der guten und vollkommenen Gaben zu gedenken, welche „von oben“, von dem „Vater des Lichts“ und nur von Ihm, herabkommen.

„Wenn der Kirche“ — sagen die Magdeburger — „diese Vertretung (von unten) zu Theil wird, dann wird sie auch Mittel finden, sich selbst mehr und mehr zu beleben, und vorhandene Übelstände, namentlich den jetzt obschwebenden Zwiespalt in ihr selbst auszugleichen, und somit wäre durch die Erfüllung dieses unseres Einen Wunsches auch unseren übrigen Wünschen genügt.“

Unter „Ausgleichung des Zwiespalts“ verstehen sie Aufhebung der von den Nationalisten verworfenen Grundlehren der Kirche, so daß die lichtfreundlichen Geistlichen nicht mehr, wie jetzt, die drückende Nothwendigkeit auf sich haben, am Altar feierlich zu bekennen, was sie nicht glauben. Denn es heißt weiter in der Adresse:

„Diese“ — die Bekenntnisschriften — „welche dem Wesen nach nichts Anderes seyn können und ihrer ausdrücklichen Erklärung nach nichts Anderes seyn wollen, als Zeugnisse, wie die Väter die heilige Schrift, die allgemeine Quelle christlicher Erkenntniß, verstanden haben, befinden sich bis auf diese Stunde allem Herkommen nach in einer Stellung, daß sie zur Fesselung protestantischer Freiheit, insbesondere beim liturgischen Theile des Gottesdienstes und beim Lehramte der Geistlichen, gebraucht wer-

den können. — Es ist für die Wahrhaftigkeit und für die Freiheit der Kirche dringend nothwendig und daher unser angelegentlichster Wunsch, daß den Bekenntnisschriften die richtige Stellung ausdrücklich angewiesen werde, nämlich daß sie Zeugnisse des Glaubens der Väter und nichts weiter sind.“

Auch den größest-denkbaren Grad von Unkunde des Wesens der Kirche und ihrer Bekenntnisse den Verfassern zu Gute gerechnet, ist es doch schwer anzunehmen, daß sie nicht geahnt haben sollten, daß die Symbole doch eine andere Geltung, als der Koran, in der Kirche haben müßten.

Die Lüge am Altar wollen die Magdeburger abthun, aber nicht durch Entfernung derer, welche die Lüge aussprechen, sondern durch Beseitigung der ewigen Wahrheit, auf welche der Altar gebaut ist.

Diesen Adressen aus Halle und Magdeburg sollen die übrigen im Wesentlichen gleich seyn. Auch von Seiten des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin war, nach Zeitungsnachrichten, eine solche im Werke. Man soll sie aber nicht für nöthig gehalten haben, weil „die Stadt Berlin ihre religiösen Ansichten bereits früher in der bekannten Magistrats-Adresse an den König hinreichend dokumentirt habe, und das Haupt des Magistrats, der Ober-Bürgermeister, Geheime Regierungs-rath Krausnick, selbst zu den Laienmitgliedern der Synode gehöre“ und zwar auf Grund der Bezeichnung desselben, als eines kirchlich gesinnten Mannes von Seiten des Kirchenregiments und der Wahl der Brandenburgischen Provinzial-Synode.

Wir erinnern daran, daß der Berliner Magistrat in jener Adresse sich freigehalten hat von der Distinktion zwischen Schrift und Symbol, wie sie so oft wider besseres Wissen vorgeschützt wird. Er will die Schrift eben so wie das Symbol beseitigt sehen. „Schrift und Symbol“ — so schildert er die Lehre, zu der er selbst sich bekennt, — „seyen Zeugnisse — von Menschen und gehörten daher auch, nach Auffassung und Form, der Bildung ihrer Zeit und ihrer Verfasser an. Nicht sie seyen die Wahrheit schlechthin, sondern der Geist —, der, wie er durch die Verfasser der heiligen Schriften zu der Welt geredet, so auch durch uns und in uns der Erklärer jener Schriften und der Richter über ihre Wahrheit sey.“ Wir haben wohl keine Verschiedenheit der Ansichten zwischen den Berlinern und Magdeburgern anzunehmen, wenn diese die Schrift „die allgemeine Quelle christlicher Erkenntniß“ nennen, sondern nur, daß die Berliner ihren Unglauben ehrlicher und dreister bekannt haben.

Es ist neuerlich mehrfach in diesen Blättern dargethan worden und überdies an sich klar, daß Übergabe der Kirchengewalt an Gemeinden ohne Glauben und Zucht nichts Anderes ist, als Auslieferung der Kirche an den Pöbel zu beliebiger Mißhandlung und Vernichtung. Zum Pöbel im kirchlichen Sinne gehört kein noch so unwissender, noch so sündiger Bettler, der nach Gnade und Wahrheit, nach Gerechtigkeit hungert und durstet, und, mit dem Zöllner von ferne stehend, sich nicht werth achtet, dem Herrn das süß duftende Opfer eines zerklüfteten Geistes

und eines zerbrochenen Herzens darzubringen. Wohl aber gehören zum Pöbel im kirchlichen Sinne die, wenn auch noch so vornehmen und gebildeten Adamskinder, welche in den Lumpen der gefallenen Natur ohne das hochzeitliche Kleid des Glaubens dreist eintreten in den Saal des Königssohnes. Daß dieser Pöbel, sobald er die Macht dazu hätte, den christlichen Glauben aus dem Gottesdienste und aus dem Kirchenregimente verdrängen würde, davon sind die Magdeburger Adressanten so überzeugt, daß sie es, wie die Adresse andeutet, eigentlich nicht für nöthig halten, dies noch besonders zu beantragen.

Wie die Herrschaft der Menge in der Kirche, würde sie anerkannt, faktisch sich gestalten, wie sie vorschreiten würde, ohne sich durch die Principien, auf welche sie selbst sich stützt, irre machen zu lassen, davon geben schon diese städtischen Adressen selbst uns eine Probe.

Wenn es nämlich wahr ist, daß das Kirchenregiment nicht der Obrigkeit, die es jetzt inne hat, sondern der Menge, der Kopfgahl gehört, so folgt unmittelbar, daß Magisträte und Stadtverordnete als solche in Kirchensachen sich nicht zu mischen haben, indem dieselben außerhalb ihrer Competenz liegen. Sie sind so sehr ohne allen kirchlichen Charakter, daß sie verfassungsmäßig größtentheils oder ganz aus Römischen Katholiken, Rongianern, ja, Juden bestehen könnten. Sie müßten daher, ehe eine evangelische Synode sie über Kirchenfragen mitreden ließe, zuvorberst Mann für Mann um ihr Glaubensbekenntniß gefragt werden und sich ausweisen über ihre Kenntniß des Katechismus, über ihren Kirchenbesuch, ihre Theilnahme an den Sakramenten, ihren Lebenswandel u. s. w. Welch' ein Resultat würde dies wohl haben? Die Atheisten und Pantheisten unter ihnen, wenn sich solche fänden, — vielleicht lauter „gesinnungstüchtige“ Männer —, müßten es sich gefallen lassen, daß sie zu Adressen an die Landes-Synode für etwas weniger legitimirt erklärt würden, als der Papst in Rom oder der Sultan in Constantinopel.

Feststehend auf dem „Boden der Kirche“ hätte das Kirchenregiment freilich nicht bloß Männer, wie diese Adressanten, es hätte die Häupter der Lichtfreunde selbst, Uhlisch oder den noch nicht rechtskräftig abgesetzten Wislicenus, zur Synode berufen können, ohne der Kirche das mindeste zu vergeben, aber freilich nicht als „kirchlich gesinnte Männer“, sondern als Häupter einer Partei, die nun einmal im Besitze eines großen Theils des Gebietes der Kirche sich befindet. Das rückhaltlose Anerkennniß offenkundiger Thatfachen kräftigt den, der zu solchem Anerkennniß den Muth hat, — es orientirt, es sammelt, es erfrischt seine Freunde. Auf der Synode selbst und vor aller Welt hätten dann diese Männer ihr Lichtfreundwesen darzulegen gehabt, und die Synode hätte danach beschließen können, ob sie mit ihnen und den etwa gleichgesinnten Synodalen das Heil der Kirche berathen wolle oder nicht. So wäre der wahre Zustand der Kirche zu einer Evidenz und Notorietät gekommen, die aller wahren Reform Anfang und Bedingung ist,

und allem ignorirenden und vertuschenden juste milieu wäre ein Ende gemacht worden, welches „den überfüllten Gräbern gleich ist, auswendig hübsch, aber inwendig voller Todtenbeine und alles Unflaths“. Die Geister hätten in ehrlicher Offenlichkeit auf einander geplatzt, und — wir dürfen es bei aller unserer Schwachheit hoffen — vor dem guten Bekenntniß der gläubigen Synodalen hätte der Unglaube in der Schande seiner Blöße dagestanden.

Herr v. Florencourt erzählt, daß er den Raumburger Stadtverordneten, als eine ähnliche Adresse von ihnen ausgehen sollte, ihre Incompetenz mit Erfolg entgegengesetzt hat. Charakteristisch ist, was er dabei aus der Rede eines dieser Stadtverordneten zu Gunsten der Adresse mittheilt. „Er sprach von Glaubensfreiheit; er sprach von dem Übergriffe der Staatsgewalt in die Gewissens- und Glaubensfreiheit der Unterthanen, und wie diese Übergriffe jetzt in Preußen einen Grad erreicht hätten, der nicht mehr zu ertragen sey, so daß jeder gewissenhafte Mann jede Gelegenheit ergreifen müsse, um dieselbe zurückzuweisen. — Die Frage, ob wir überhaupt berechtigt seyen, unsere Mitbürger in kirchlicher Beziehung zu repräsentiren, beantwortete er dahin: Wo es sich um Intelligenz und Fortschritt handle, seyen wir zu Allem berechtigt.“ Mehr kann man in der That nicht verlangen.

Aber es ist noch mehr aus jenen städtischen Adressen zu lernen. Sie berufen sich oft und gern auf den königlichen Ausspruch:

Daß die Kirche durch sich selbst sich zu gestalten habe.

Dieses Wort — so müßte man nach den Adressen glauben — stimmt so recht mit der innersten Herzensmeinung der Verfasser, mit ihren liebsten Tendenzen überein. Wer unseren Krisen ferner steht, könnte annehmen, es sey zwischen dem königlichen Urheber desselben und diesen Rationalisten ein seltener Grad innigen Einklangs der kirchlichen Richtung vorhanden.

Fassen wir dieses sonderbare Verhältniß näher in's Auge.

Was die Kirche, was das Selbst der Kirche ist, darauf gehen unsere Hallenser und Magdeburger nicht näher ein, sie scheinen als bekannt anzunehmen, daß die Menge auch die Kirche sey. Desto mehr Aufforderung für uns, das königliche Wort näher zu besehen.

Das innerste Selbst der Kirche ist der heilige Geist, der die Kirche, als den Leib, die Christen, als die Glieder, mit Christo, als dem Haupte, verbindet, der Geist, der da zeuget, daß Jesus in das Fleisch gekommen ist, der die Welt strafet um die Sünde, um die Gerechtigkeit und das Gericht, der Geist, der ein Geist des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Zucht, der — Gott selbst ist. Aus diesem Geiste, als ihrem Selbst, durch ihn hat die Kirche sich zu erbauen, das ist der wahre, der tiefste Sinn jenes königlichen Wortes.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 18. Juli.

N^o 57.

Die Gestaltung der Kirche durch sich selbst.

(Von einem Juristen.)

(Schluß.)

Aber es ist der Kirche wesentlich, daß dieser ihr Geist nicht in abstrakter Innerlichkeit verharre. „So man von Herzen glaubt, so wird man gerecht, und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig. Erst als Petrus bekannt hatte: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“, sprach der Herr zu ihm: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde.“ Und zum Bekenntniß gehören, wie eben dieses Wort des Herrn lehrt, wesentlich die Bekenner, als die lebendigen Glieder am Haupte, — diese aber nicht als Einzelne, sondern als Leib Christi, der „aus Ihm zusammengefügt ist, so daß ein Glied am anderen hanget, durch alle Gelenke, und eins dem anderen Handreichung thut nach dem Werke eines jeden Gliedes in seinem Maße, und machet, daß der Leib wachse, zu seiner selbst Besserung, und das Alles in der Liebe.“

Das ist die Kirche, die Kirche selbst, nach der Schrift.

So nach der Lehre der Schrift verstanden ist jener Ausspruch: daß die Kirche aus sich selbst sich zu erbauen habe — eine Hulldigung, die der irdische König dem himmlischen darbringt, ein feierliches Anerkenntniß, daß er sein Kirchenregiment von dem Haupte der Kirche zu Lehn trage, eine magna charta der Kirche, die ihre Heiligthümer, ihre Lehre, ihre Reinheit, ihre Zucht, ihre Freiheit garantirt, so gut als das Wort eines irdischen Königs diese ewigen Güter zu garantiren im Stande ist.

Kann es nun aber etwas jenem Bilde der Kirche, jenem Begriffe ihres Selbst, den die Schrift aufstellt, Unähnlicheres, ja Entgegengesetzteres geben, als eine glaubens- und zuchtlose Menge? Und doch wird jenes königliche Wort von denen in den Mund genommen, die Glauben und Zucht hassen, und von unten das Heil erwarten, wodurch dann nothwendig der Sinn desselben in sein Gegenteil sich verwandelt.

Aber treten wir dem Ausspruche des Königs, treten wir unserer Zeit näher, so werden wir verstehen, wie jene Adressanten, so wie sie einmal sind, nicht wohl anders können und wie sie zu dem, was auf den ersten Blick als frevelhafte Verdrückung eines christlichen Königswortes sich darstellt, von innen und von außen verleitet, man möchte fast sagen, genöthigt werden.

Nichts ist dem Leibe, nichts also der Kirche wesentlicher als Organismus, Ordnung, Regiment. „Ein Reich, das mit sich selbst uneins wird, das wird wüste, und ein Haus fällt über das andere.“ Ohne Kirchenregiment keine Kirche.

Nun wissen wir aber, wie zur Zeit der Reformation das

evangelische Kirchenregiment in Deutschland in die Hände der Obrigkeiten gekommen ist dadurch, daß sie als vornehmste Glieder, *praecipua membra*, der Kirche auf die Aufforderung und unter dem Beifall der Reformatoren, das große Werk der Reformation, eine Kirchenregiments-Handlung im größten Stil, in die Hand nahmen und durchführten.

Es ist in diesem Aufsatze nicht unsere Aufgabe, dieses obrigkeitliche Kirchenregiment zu begründen und zu vertheidigen. In früheren Artikeln haben diese Blätter zu zeigen versucht, daß ein wahrhaft kirchliches Regiment der Kirche durch den wahrhaft kirchlichen Charakter ihrer Glieder bedingt ist. In demselben Maße wie dieser Charakter fleischlich wird, muß das Kirchenregiment einen gesellichen Charakter annehmen. Eine und dieselbe Ursache, — nämlich der fleischliche Charakter des Volkes Gottes, — ist es, die das Königthum in Israel, welches nach 1 Sam. 8, 7. mit des Herrn Genehmigung entstand, weil das Volk Ihn verworfen hatte, herbeiführte, die Verwandlung des „Knechtes der Knechte Gottes“ in einen Kirchenfürsten bewirkte, und das obrigkeitliche Kirchenregiment der Protestanten gegründet hat und rechtfertigt, während die alte christliche Kirche, geistlich gesinnt und unter der Verfolgung, eines wahrhaft kirchlichen Regiments fähig und theilhaftig war.

Hier genügt es, die Thatsache, daß dieses obrigkeitliche Kirchenregiment bei uns besteht, und in welchem Umfange es besteht, scharf in's Auge zu fassen. Je mehr im vorigen Jahrhundert Glaube und Zucht aus unserer Kirche wich, desto mehr wurde dieses Regiment das Eine Organ, von welchem die allgemeinen Lebensfunktionen der Kirche fast ausschließlich ausgingen; der Staat trat an die Stelle der dahinschwindenden Kirche, und übernahm die Funktionen, zu denen sie unfähig geworden war. Und wohl ihr, daß er sich der Kirche annahm. Wäre damals die Kirche den Wortführern des Zeitgeistes oder ihren eigenen abtrünnigen Dienern preisgegeben worden, sie hätten wohl schon vor fünfzig Jahren ihrem Glauben, ihrem Gottesdienste und ihren Ordnungen den Garaus gemacht.

Es kam so weit, daß die äußere Verfassung der Kirche in die des Staats fast absorbiert wurde. Man hob, als der Liberalismus, der jetzt so viel von Selbstständigkeit der Kirche zu reden weiß, in seiner Blüthe stand, ohne Widerspruch und Schwierigkeit die Consistorien und das geistliche Departement auf. Der dritten unter den vier Sektionen des Ministerii des Innern wurde das *jus sacrorum* der Protestanten „nach Anleitung des Allgemeinen Landrechts, zugleich mit allen Anstalten, die Einfluß auf die allgemeine Bildung haben, namentlich den Theatern“, anvertraut. Diese Behörde wurde der äußere Einheitspunkt der Kirche und man war auf dem Wege, die Geistlichen,

mit ihren Brüdern, den Schauspielern, nur noch als Organe oder ausführende Beamte dieser einen Abtheilung des weltlichen Regiments zu betrachten.

Bekanntlich hat seit dreißig Jahren, gleichzeitig mit dem Erwachen des Glaubens nach den Freiheitskriegen, eine heilsame Restauration unserer Kirchenverfassung begonnen. Wir haben wieder ein Ministerium für die geistlichen Angelegenheiten — freilich auch die Behörde der Römischen Katholiken und der Juden, der Ärzte und der Apotheker. Die Consistorien sind Schritt für Schritt restaurirt worden und noch in der Restauration begriffen. Sie sind, getragen von den geistlichen Lebensregungen der Kirche, sichtlich auf dem Wege, ihren kirchlichen Charakter mehr und mehr wieder zu gewinnen.

Aber dennoch —, wenn wir um uns schauen und die Struktur der Kirche in's Auge fassen, überall tritt uns die Obrigkeit entgegen. Unsere Geistlichen, großentheils königlicher Ernennung, sind auf königlichen Gymnasien von königlichen Professoren nach den Vorschriften des königlichen Unterrichtsministeriums und auf königlichen Universitäten gebildet und von königlichen Consistorien examinirt und approbirt. Sie stehen als Geistliche unter königlichen Superintendents, königlichen General-Superintendents, königlichen Regierungen, und königlichen Consistorien und dem königlichen Ministerium der geistlichen Angelegenheiten. Die Synoden endlich, von der Kreis- bis zur Landes-Synode, bestehen wiederum großentheils aus eben diesen Männern in königlichen Ämtern; ihre Berufung, ihre Zusammensetzung, ihre Competenz beruht auf königlicher Bestimmung. Man sieht, es ist mit der praecipuitas dieses membri, von der die Reformatoren sprachen, rechter Ernst geworden. Und dies Alles ist nicht allein so, sondern wir können uns nicht einmal denken, daß es wesentlich anders wäre, so lange nicht eine totale Umwandlung unserer kirchlichen, ja unserer politischen Zustände vorangegangen wäre. Was ist, das ist vernünftig, sagen die Hegelianer.

Wir sind weit entfernt von der Behauptung, daß es immer so bleiben sollte. Aber es ist so, und, daß es so ist, das hat seinen tiefen Grund in den geistlichen Zuständen der Evangelischen Kirche. Nie ist sie weniger eines anderen Regiments fähig gewesen, als jetzt. Das Palladium ihrer Freiheit ist ihr Bekenntniß von Christo. Diese Fahne aber haben ihre eigenen Diener in Stücke zerrissen. Das Reich — denn die Kirche ist ein Reich, eine basileia nach des Herrn Wort, — das Reich ist zum großen Theile in der Abtrünnigen Händen. Darum muß jetzt die Reichsmacht, das Regiment der Kirche, concentrirt und alle Schwächung derselben, ja, jeder Schein ihrer Schwächung vermieden werden, und fern noch liegt die Zeit, wo man ohne Gefahr und in Frieden wird handeln können von den Gränzen der Rechte des Kirchenregiments, des geistlichen Standes und der Gemeinden.

In diesen Zustand nun hinein ertönt vom Throne das Wort von der Gestaltung der Kirche aus sich selbst.

Die besonnene Auffassung desselben führt sofort dahin bei dem Worte: „selbst“ an den concreten Organismus der Kirche, wie er geschichtlich gegeben ist und uns vor Augen steht, mithin

besonders an das praecipuum membrum dieses Organismus, an die Obrigkeit, welche das Kirchenregiment in so weitem Umfange in Händen hat, zu denken. In ihr concentrirt sich das „Selbst“ der Landeskirche, als erscheinender Institution. Und sehr wichtig ist es, daß die Obrigkeit den Umfang dieses erhabenen Rechts, aber auch die unermesslichen Pflichten, die schwere Verantwortlichkeit recht beherzige, welche mit jenem Rechte so innig verbunden sind. Denn nicht um dasselbe im Dienste politischer Convenienz oder nach eigenen Einfällen auszuüben, hat Gott es in ihre Hände gegeben. Wenn gleich unsere Evangelische Landeskirche keinen anderen Mittelpunkt ihres Regiments auf Erden hat, als die Obrigkeit — ihr wahres Haupt ist dennoch Christus, ihr eigentliches „Selbst“; Seinem Geist und Seinen Befehlen, Seinem Wort und Willen ist die Obrigkeit Gehorsam, Ihm ist sie Rechenschaft schuldig von der Verwaltung dieses anvertrauten Pfundes.

Es ist also jenes königliche Wort, so betrachtet, eine feierliche Anerkennung, wie der geistlichen ewigen Natur der Kirche, so auch der daraus für das obrigkeitliche Kirchenregiment fließenden schweren Pflichten, ein ernstes Mahnungswort an alle Glieder dieses Regiments, vom erhabensten bis zum geringsten, treu zu seyn, die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzusehen im Dienste ihres ewigen Hauptes.

Die rechte Einsicht in diese heiligen Pflichten und die rechte Treue in deren Erfüllung, — das sind die Mittel, durch welche das obrigkeitliche Kirchenregiment erstarken und zugleich wahrhaft kirchlich werden kann, — das ist der Weg, wie unter seinem Schutze, unter seiner Leitung alle Freiheitskeime der Kirche wachsen und sich entwickeln können. Nur aus kräftiger Autorität, aus willigem Gehorsam erblüht wahre Freiheit. Die bloße Negation, das bloße Niederreißen der Schranken führt zum Pöbelthum, zur Anarchie und endlich zu wüstem Despotismus. Also — Kräftigung des Kirchenregiments ist die erste Bedingung künftiger Kirchenfreiheit, Kräftigung des Kirchenregiments, dem wir jetzt, nach seinem bisherigen Thun und im Besitze der Zusagen seines erhabenen Inhabers, fester als je vertrauen können, daß es mehr und mehr einen wahrhaft kirchlichen Charakter erringen, und daß es keinen Freiheitskeim rücksichtslos oder feindlich zertreten, sondern vielmehr allen edlen Samen mit Liebe und Weisheit, so viel Gott Gnade gibt, schonen und pflegen wird.

Aber vergegenwärtigen wir uns nun auch, wie die Kinder des Zeitgeistes, die nicht aus dem göttlichen Worte gelernt haben, was die Kirche, was das Selbst der Kirche ist, wie diese jenes Wort auffassen konnten, ja, so lange sie blieben, was sie waren, auffassen mußten.

Schon auf dem politischen Gebiete wissen sie nichts von der Obrigkeit aus Gott. Sie wissen nicht, wie der Staat von oben entsteht, aus dem göttlichen Amt der Obrigkeit, eben so wie die Familie aus dem Vater; sie erkennen nicht das Wesen, den Willen, das Gesetz Gottes, als die Quelle aller menschlichen Autorität. Sie sind gewohnt, sich das „Volk“ als Masse, als Kopfszahl, im Gegensatz zum Könige, zur Regierung,

zu den höheren Ständen vorzustellen, ohne zu bedenken, daß ein Leib ohne Kopf ein Rumpf ist, der in wenig Tagen der Verwesung anheimfällt.

Was liegt näher, als die Anwendung auf die Kirche, wo dieser rohe Zerthum sich so leicht mit tönenden Worten von Kirchenfreiheit, Presbyterial- und Synodalverfassung, ja, mit der heiligen geheimnißvollen Lehre vom allgemeinen Prieſterthum der Christen, schmücken und verdecken läßt? Gestaltung der Kirche durch sich selbst heißt dann: Gestaltung ohne Mitwirkung des Kirchenregiments, Gestaltung, bei der das Kirchenregiment sich paſſiv zu verhalten, höchstens die Dekrete des Zeitgeistes zu registriren und zu sanktioniren hat, oder, wenn es sich dennoch etwa regen sollte, unter Verweisung auf dieses königliche Wort, leicht lahm gelegt werden kann.

Welche Aussichten eröffnen sich nun für die Gegner der Kirche! Alles, was von Seiten des Kirchenregiments bisher für die Gestaltung der Kirche geschehen ist und noch geschieht — und dessen ist nicht wenig — zum Stillstande gebracht oder gar rückgängig gemacht, — die sorgfältige Besetzung der Lehrämter, der Superintendenturen, der Consistorien, der theologischen Fakultäten mit treuen Gliedern der Kirche, die begonnene Ausseugung der ärgsten Scandala aus dem geistlichen Stande, die fortschreitende Herstellung des kirchlichen Charakters der evangelischen Consistorien, — kurz Alles, was den Lichtfreunden im Wege ist, beseitigt als unbefugtes Parteinehmen einer virtualiter quiescirten Behörde, und zwar durch einen königlichen Ausspruch beseitigt, — das praecipuum membrum aus dem Leibe der Kirche, so zu sagen, herausgerissen und neben ihr liegend, mithin der Leib selbst verblutend bis zum Tode; — Paralyſirung, Auflösung der Kirche, in deren Leichnam die Würmer, als Gehülfen der Verwesung, ein neues Leben, ein lustiges Spiel beginnen, — inzwischen, und während dieser Prozeß im Gange ist, das Kirchenregiment ein leerer Stuhl, dem ersten Besignehmer bereit stehend, während die Menge schon an den Thüren pocht, um sich, so viele ihrer darauf Laß haben, darauf zu setzen, — so glänzende Aussichten können wohl über kleinliche Formfragen, wie sie Herr v. Florencourt in Naumburg angeregt hat, forthelfen.

Daß übrigens, wären diese Ideale verwirklicht, die Menge, die glaubens- und zuchtlosen Gemeinden die Kirche doch nicht beherrschen würden, sondern eine Anzahl rationalistischer Notabilitäten unter ihrem Namen, das ist so klar, daß wir uns der näheren Ausführung überheben. Eine atomistische Kopfszahl, ohne inneres Band, ist keines Willensakts fähig, noch weniger also einer Herrschaft im Staat oder in der Kirche. Was sollte aber wohl, wenn die Lehre und die Zucht der Kirche beseitigt wäre, die Gemeinden zusammenhalten? Aber selbst, daß sie die Kopfszahl für sich haben, kann den Lichtfreunden auf keine Weise eingeräumt werden. Die Kopfszahl ist eine ärmliche Potenz in dem „der kleinen Herde“ beschiedenen Reiche — immer haben Minoritäten die Welt, die Kirche beherrscht —, aber auch diese Potenz ist nicht auf ihrer Seite. Gewisse mittlere Schichten der städtischen Bevölkerungen sind es, dieselben, die unter dem

Einflusse der Zeitungen stehen, die der Mehrzahl nach ihnen angehören. Selbst der Berliner Magistrat nimmt in der vorjährigen Adresse nur „die Mehrzahl der Gebildeten“, als seinem Nationalismus angehörig, in Anspruch. Die Mehrzahl des Landvolks, wohl auch die der niederen Klassen der Städte, und die große Mehrzahl aller derer, deren Köpfe, durch Rang oder Einsicht, sich über dem Strom der Tagespresse erhalten, würden, wenn das Entweder — Oder: Kirche oder Lichtfreunde, ihnen faktisch-ehrlieh vorgehalten würde, nach allen Analogien zu schließen, für die Kirche sich entscheiden. Aber eben weil nicht die Menge, sondern weil die Häupter der Nationalisten, wenn jenes wüſte Wesen einriſſe, — wenigstens zunächst —, das große Wort haben würden, eben deshalb müssen jene Aussichten sie reizen.

Es ist nun wohl einleuchtend, warum der königliche Ausspruch bei so gesinnten Magistraten und Stadtverordneten in und außer der Provinz Sachsen so großen Anklang gefunden hat. Ihren Standpunkt einmal vorausgesetzt, können wir es ihnen so sehr nicht verdenken, daß sie ihn in ihrem Sinne ausgebeutet haben, obschon sie eine Abnung davon gehabt haben müssen, daß er nicht so gemeint war.

Aber um so heiliger erscheint die Pflicht aller treuen Glieder der Kirche, solcher Verdrehung entgegenzuwirken und nicht durch zweideutige Worte so gefährliche Zerthümer zu nähren. Gibt es eine klare Liebespflicht gegen unsere vom Fürsten dieser Welt verführten Zeitgenossen, so ist es die, die Wahrheit nicht allein zu bekennen, sondern so zu bekennen, daß unser Bekenntniß ihnen verständlich werde.

Jede Deutung also, jede Umschreibung, jede Anwendung des königlichen Ausspruchs, welche, wenn auch nicht wirklich so gemeint, doch so verstanden werden kann, als werde das Heil der Kirche von „unten“, wie die Magdeburger sagen, von dem Leibe ohne Haupt, ohne membra praecipua, von dem Rumpfe der Kirche erwartet, — jede Deutung, Umschreibung und Anwendung, die dem kirchlichen Atomismus und Liberalismus auch nur scheinbar Anerkennung gewährt und Vorschub leistet, — dem kirchlichen Liberalismus, der, eng verbunden mit dem politischen, weit gefährlicher als dieser ist und die wahre Freiheit der Kirche schwerer bedroht als der politische die wahre politische Freiheit, — jede solche Deutung, Umschreibung und Anwendung ist eine Sünde wider die Kirche. Die werden sich bitter täuſchen, welche von solchen sprach- und sinnverwirrenden Concessionen, vom Verleugnen, wo man bekennen sollte, Popularität, Ausgleichung und Frieden hoffen. Die Gegner der Kirche können nicht Frieden machen, bevor sie da angelangt sind, wohin ihre Principien sie führen. Mit bloßen Worten lassen sie sich nicht abspießen; sie machen Ernst damit, und es ist unbillig, ihnen dies zu verargen. Sie wissen, oft besser als wir, daß aut Caesar aut nihil die Loosung ist, daß die Kirche fallen oder sie aus dem Ämtern der Kirche weichen müssen. Wer Christum verleugnet, kann nicht ruhen bis er seine Kirche zerstört hat, oder selbst aus einem Verläugner ein Bekenner geworden ist.

Selbst die Bezeichnung „Schirmherr der Kirche“ ist, wenn auch wohlklingend und wohlgemeint, doch nicht geeignet,

die wahre Natur unseres Kirchenregiments auszudrücken; sie kann vielmehr leicht gefährliche Mißverständnisse veranlassen; denn sie gehört einer anderen Ordnung der Dinge an, als die ist, unter welcher wir leben.

„Zwei Schwerdter ließ Gott auf Erden, zu beschirmen die Christenheit, dem Papst das geistliche, dem Kaiser das weltliche. Dem Papst ist auch gesetzt zu reiten, zu bescheidener Zeit, auf einem weißen Pferde. Und der Kaiser soll ihm den Stegreif (Steigbügel) halten, auf daß sich der Sattel nicht wende. Das bedeutet, was dem Papst widersteht, daß er es mit geistlichem Rechte nicht bezwingen mag, daß es der Kaiser mit den weltlichen Rechten zwingen, dem Papst gehorsam zu seyn. Also soll auch die geistliche Gewalt helfen dem weltlichen Gerichte, wenn man ihrer dazu bedarf.“ So beschreibt der Sachsenspiegel im dreizehnten Jahrhundert den Kaiser, als Schirmvogt der Kirche. „Daher ist er — nach den Lehren dieser Zeit — alle Kirchen, Geistliche, Wittwen und Waisen besonders zu schützen, den katholischen Glauben gegen Ungläubige, Schismatiker und Ketzler zu vertheidigen und ihn zu verbreiten verpflichtet; eine Folge davon ist das Recht, allgemeine Concilien zu berufen und ihnen besonderen Schutz zu verleihen.“ (Eichhorn, deutsche Staats- und Rechtsgeschichte.) Neben diesem Schirmherrn war der Papst vorhanden, welcher an der Spitze seiner Hierarchie die Kirche regierte. Schirmherren der Römisch-katholischen Kirche also mögen unsere heutigen Könige wohl genannt werden. Aber in der Evangelischen haben sie umfassendere Rechte, oder vielmehr schwerere Pflichten. Hier haben sie keinen Papst, keine selbstständige Hierarchie neben sich, sondern das oberste Kirchenregiment selbst ist, und zwar, wie wir sahen, in sehr ausgedehntem Umfange, in ihren eigenen Händen. Das Wort „Schirmherr“ drückt die wichtigen Rechte, die verantwortlichen Pflichten dieses Kirchenregiments nicht aus, und doch kann es nicht die Absicht sein, mittelst dieses Wortes jene Rechte aufzugeben, oder diese Pflichten abzulehnen, denn dies wäre unmöglich und würde nicht nur des Königs, sondern noch viel mehr der Kirche Rechte schwer verletzen, die man, wie jetzt die Sachen stehen, dadurch der Anarchie und Auflösung preisgäbe.

Wir wissen wohl das: in verbis simus faciles zu beherzigen, aber wir meinen, es ist jetzt, wenn je, die Zeit, rund heraus zu reden und jedes Ding bei seinem Namen zu nennen. Es möchte sonst den Herrn omnes, — den Magdeburgischen Papst „von unten“, — ein Gelüste anwandeln, nicht blöde zu sein, sondern auf dem leer gelassenen Stuhl des Kirchenregiments es sich bequem zu machen. Seit einigen Jahren rumort dieser Papst an verschiedenen Orten schon recht dreist; die neuesten städtischen Adressen gehören ganz seinem kanonischen Rechte an und geben uns Proben, was wir von seinem Regiment zu erwarten haben würden.

Täuschen wir uns nicht über die Größe dieser Gefahr. Wer geschmeckt hat die Kräfte der zukünftigen Welt, wer erfahrungsmäßig durchdrungen ist von der Fleisch, Welt und Satan über-

windenden Macht der großen Thaten Gottes, von der durch den Geist versegelten Gewißheit der Geheimnisse, der Glaubenslehren des Christenthums, dem liegt es nahe, den Unglauben unserer Tage, der nur von unten, aus der gefallenen Natur sich nähert, als ärmlich und kraftlos zu verachten. Die Lehren des Rationalismus und Pantheismus sind in der That ärmlich und kraftlos gegen das Wort dessen, der „gewaltig“ gepredigt hat. Aber die Kirche ist nicht bloß Lehre, — sie ist Leib, sie ist Organismus. Und dies, grade dies ist der Punkt, wo die Evangelische Kirche verwundbar ist, und daher auch der Punkt, nach dem jetzt ihre Feinde zielen. Autorität, Regiment, Gliederung ist bei uns noch nie recht eingewurzelt, nie zu frischer, lebenskräftiger Entfaltung gediehen. Wir werden also jetzt grade an unserer schwächsten Seite angegriffen, an der offenen Stelle der Festung, wo überdies der Antinomismus der Zeit Uneinigkeit, Begriffs- und Sprachverwirrung auch unter den Vertheidigern verbreitet hat.

Sammeln wir uns daher um das legitime, um das jetzt einzig mögliche Regiment unserer Kirche, damit dasselbe, schon jetzt sichtlich im Geiste erstarkt und ferner erstarkend, auch gegen diese Angriffe den guten Kampf im Glauben kämpfe und das Feld behalte. Denn eben gegen solche Gefahren die arme Evangelische Kirche zu schützen, das ist das gute Recht nicht nur, sondern die heilige, die schwere, Pflicht unseres Kirchenregiments, zu welchem der Herr aus Gnaden weise Herzen, heilsame Rathschläge und tapferen Muth ihm verleihen wolle.

Zur Bekenntnißfrage.

Seit Dr. Gaupp, in der Schrift über die Union, es als ein dringendes Bedürfnis der Kirche dieser Zeit dargestellt hat, daß aus den bestehenden Symbolen „ein Lehrkern des Bekenntnisses ausgezeichnet werde“, hat dieser Plan immer mehr Freunde gefunden. Er scheint mehr und mehr ein Schibboleth der Männer der „richtigen Mitte“ zu werden, und es erscheint um so nothwendiger, ihn eingehend zu prüfen, je sichtbar der Einfluß ist, den diese jetzt auf die Gestaltung der kirchlichen Angelegenheiten gewinnen, Männer, deren christlichen Charakter wir von Herzen anerkennen, die wir zum großen Theil achten, lieben, verehren, deren kirchlichen Theorien und Bestrebungen wir uns aber leider entschieden entgegenstellen müssen, auch auf die Gefahr hin von ihnen ganz verkannt zu werden. Es droht durch diesen Plan der Kirche die Gefahr einer Wunde, die, einmal geschlagen, nicht leicht wieder geheilt werden würde. Wir glauben nicht, daß diese Gefahr sich verwirklichen wird, der Plan hat zu vieles gegen sich, bietet der nüchternen Prüfung zu große Blößen dar. Doch ist es immerhin gerathen, daß man bei Zeiten ihm entgegenarbeite. Denn schon ein irgend bedeutender Versuch bringt hier unerfeglichen Schaden.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 22. Juli.

N 58.

Zur Bekenntnißfrage.

(Schluß.)

Man vernimmt oft die Behauptung, durch die Union werde eine solche Maaßregel nothwendig gemacht, es gehe nicht an, den Reformirten die Augsburgische Confession aufzudringen. Allein dies ist sicher nur der ostensible Grund. Es ist schon früher in diesen Blättern (Vorwort 44) nachgewiesen worden, „daß die Augsburgische Confession ohne alle Beeinträchtigung der Reformirten als Symbol der unit. Evangelischen Kirche in ihrem gegenwärtigen provisorischen Zustande proklamirt werden könne“. Auch haben sich jedenfalls nur sehr wenige Reformirte Stimmen in diesem Sinne vernehmen lassen, und näher befehen eigentlich gar keine, denn die gehört wurden, waren nicht die solcher, die wirklich auf dem Boden des Reformirten Bekenntnisses standen. Dagegen haben sich die wirklich reformirten in dem Norddeutschen Missionsverein und noch kürzlich auf der Berliner Missionsconferenz zur Annahme der Augsburgischen Confession bereit erklärt. Wer die Geschichte kennt, kann sich über die Protestation gegen die Augsb. Confession im Interesse der Reformirten nur im höchsten Grade verwundern, und wird gleich einsehen, daß sich dahinter ganz andere Interessen verbergen. Zu allen Zeiten waren es nicht die Reformirten, welche sich gegen die Anerkennung der Augsburgischen Confession sträubten, sondern die Lutheraner, welche ihnen die Theilnahme an derselben streitig machten. Zu allen Zeiten haben die Reformirten Alles aufgeboten, als Augsburgische Confessionsverwandte anerkannt zu werden. Einige Äußerungen der beiden berühmten Reformirten Theologen Heinrich und Jakob Alting aus der Schrift H. Alting exegesis Augustanae confessionis, cum appendice: num ecclesiae Reformatae in Germania pro sociis Aug. conf. agnoscendae sint, Amsterdam 1652, werden dazu hinreichen, dies Verhältniß zur Anschauung zu bringen. Jakob Alting sagt in der Vorrede zu der Schrift seines Vaters Heinrich: Reformati certe quotquot per Germaniam sese hae societate tuentur, non quidem, sicut adversarii cavillantur, ut sub hoc latibulo qualicunque externae pacis beneficio fruantur (cum deo etiam alia non defutura sint media, quibus suorum conservationi prospiciat;) sed vel maxime quod doctrinam ejus s. scripturae consentaneam judicant, confessionem Augustanam sincero animo ac libero ore amplectuntur, haereses autem atque errores cum ea pugnantes toto pectore detestantur. Ferner: Quod si nihilominus (prout adversariis regerere pronum est) in aliquibus iisque non levibus doctrinae capitibus inter nos et Lutheranos sit dissensus, tamen ex hoc tractatu liquebit, non utique ex ipsa Aug. confess.

formula (quae praecipuorum duntaxat dogmatum complexione brevis, verbis simplex, sensu perspicua est) tot vulgo jactatas controversias ortum ducere, sed extra illius ambitum longissime remotas, et a litigiosis maxime ingeniis aliunde arcessitas esse: sic ut merito de plerisque earum ambigi possit, an non magis quam nos illi ipsi, qui confessionem hanc ita mordicus tueri volunt, a doctrina antecessorum suorum recesserint: quod quidem a nonnullis hand inepte fuit demonstratum. Heinrich Alting sagt in der Schrift selbst: Superiore saeculo simile schisma natum est ex levi discrepantia sententiae de coena domini propter quam solam, comperto licet et firmato consensu in reliquis fidei articulis, dextra fraternitatis primo, post etiam communis confessionis jus aliis ab aliis denegatum est. Ferner: Articuli Augustanae confessionis trium generum sunt: in aliis nullus plane dissensus est, sed apertus consensus; in aliis videtur esse dissensus, sed revera non est: denique in uno, ex Lutheri quidem mente accepto, est dissensus, sed nec totalis nec fundamentalis. Endlich: ita explicatis terminis Problematis asseveramus, Reformatas per Germaniam ecclesias pro Augustanae Confessionis sociis agnoscendas et habendas esse. Die einzige Schwierigkeit, welche früher den Reformirten der 10te Artikel der unveränderten Augsburgischen Confession darbot, und welche schon damals von ihnen für unbedeutend erkannt wurde, ist jetzt durch die Union völlig beseitigt, deren Wesen eben darin besteht, daß durch sie der 10te Artikel, so weit er den Reformirten entgegensteht, suspendirt, oder die reformirte Deutung desselben als neben der Lutherischen in der Kirche zulässig anerkannt worden ist.

Die wirklichen Gründe jenes Verlangens sind bei denen, welche überhaupt auf dem Boden des Glaubens und der Kirche stehen, theils der Wunsch, den eigenen theilweisen Gegensatz gegen die Lehre der Kirche kirchlich legitimirt zu sehen, theils das Streben das Gewissen Anderer zu erleichtern, die sich in das Ganze der Lehre der Kirche nicht finden können, und ihnen die Garantie zu geben, daß sie nicht wegen einzelner Abweichungen zur Verantwortung gezogen werden dürfen, theils endlich die Absicht, durch Vereinfachung des Bekenntnisses eine strengere Überwachung desselben möglich zu machen. Der aus solchen Gründen ursprünglich hervorgegangene Plan wird dann von den Gegnern der Kirche freudig begrüßt. Die Zerstörung des bestehenden Bekenntnisses kommt ihnen zu gute; mit dem neuen, der Fundamente entbehrenden und auf Sand gegründeten Bau hoffen sie seiner Zeit leicht fertig zu werden. Was die eine Synode gesetzt hat, kann ja die andere wieder abschaffen.

Daß jene Gründe der gläubigen Theologen nicht von der Art sind, daß sie eine so gefährliche Maaßregel rechtfertigen kön-

nen, wurde schon in dem Vorworte von 1844 nachgewiesen. So weit überhaupt auf sie Rücksicht zu nehmen ist, werden sie in der Hauptsache durch eine richtige Theorie von der Geltung der Bekenntnisschriften beseitigt. Daß es angenehmer ist, mit dem Bekenntniß der Kirche überall in Einklang zu stehen, ist gewiß, aber um dieser Annehmlichkeit willen die Kirche großen Gefahren auszusetzen, ist nicht löblich. Tiefgehende Gewissensbedenken hinsichtlich der Stellung zum Bekenntniß sind uns bei solchen, die wirklich auf dem Grunde der Kirche stehen und nur in Nebenpunkten abweichen, nicht vorgekommen: die Zeit drängt jetzt zu gewaltig darauf hin, daß man erkenne, worauf es jetzt ankommt. Anglistische Gemüther würden bald einen andern Anhalt für ihre Bedenken finden, wenn ihnen dieser genommen würde. Einer Sicherstellung gegen das Einschreiten der Behörden bedarf es wahrlich nicht. Diesen kommt es nicht in den Sinn und kann es nach den vorliegenden Umständen nicht in den Sinn kommen, gegen Andere einzuschreiten als gegen offenbare Verächter. Es wäre thöricht, wegen solcher abstrakter Möglichkeiten die ganze Kirche sichern Gefahren preiszugeben. Endlich, an eine „strengere Überwachung“ würde auch bei dem projektirten „Lehrern“ nicht gedacht werden können, es sey denn, daß man bis zur äußersten Entleerung und Verflachung fortschritte, was man doch nicht wollen wird. Die „Überwachung“ ist aber überhaupt etwas sehr Untergeordnetes. Viel wichtiger ist der freie Einfluß, den das Bekenntniß der Kirche auf ihre Glieder und besonders ihre Diener ausübt. Es wäre unüberlegt, zu Gunsten der Überwachung diesen Einfluß beeinträchtigen zu wollen, den nicht ein dürftiger Schattenriß ausüben kann, nicht ein Bekenntniß, wie es für das Kindesalter in Christo angemessen ist, sondern nur ein solches, welches der Ausdruck des vollen, lebendigen, kräftigen männlichen Glaubens der Kirche ist. Besser gar keine Überwachung, als Entleerung und Verflachung.

Schon die formelle Berechtigung zur Aufstellung eines „Lehrkernes des Bekenntnisses“ ist weit schwieriger zu erlangen, als Manche meinen mögen. Es kann keinem Zweifel unterworfen seyn, daß eine solche Maaßregel als eine wesentliche Änderung des Bekenntnißbestandes der Kirche zu betrachten wäre. Man würde sich des Mangels an Offenheit schuldig machen, wenn man nicht zugestehen wollte, daß es dabei an eine theilweise Beseitigung der Bekenntnisse der Evangelischen Kirche, nicht bloß der ihr eigenthümlichen, sondern auch der ihr mit der ganzen christlichen Kirche gemeinsamen abgesehen sey. Wäre dies nicht, sollten die Bekenntnisse neben dem „Lehrkern“ ihre bisherige Bedeutung behalten, so würde die ganze Maaßregel eine zwecklose seyn, so würde sie das Bedürfniß nicht befriedigen, das sie hervorgerufen hat. Mag man den bisherigen Bekenntnissen ihren Platz noch in irgend einem Winkel anweisen, z. B. in der Vocation, wo es die einzelne Gemeinde verlangt, sie sind faktisch und rechtlich abgeschafft, wenn man die ausdrückliche und allgemeine Verpflichtung auf sie aufhebt, ja zum Theil schon, wenn man sie nur von der Stelle entfernt, die sie bisher einnahmen, von der Ordination. Es kommt in solchen Dingen Alles nicht auf den Buchstaben, sondern auf die Tendenz an, die die Zeit sofort herauszufinden weiß. Nachweisungen, daß schon in der äl-

ten Zeit die Verpflichtung ihre Stelle nicht bei der Ordination gehabt habe, beweisen gar nichts. Denn die Absicht ist hier und dort eine verschiedene. Jetzt heißt es das Bekenntniß preisgeben, wenn man nicht auf die Beibehaltung der Verpflichtung auf dasselbe bei der Ordination dringt.

Eine solche wesentliche Änderung in dem Bekenntnißbestande bedarf nach der Lehre unserer Kirche eine dreifache Legitimation. 1. Es ist unumgänglich notwendig, daß nicht bloß ein einzelner Theil der Kirche, sondern die ganze Kirche gehört werde und ihre Zustimmung ertheile. Das legitime Organ der Kirche für solchen Zweck sind aus Geistlichen und Laien zusammengesetzte, absolut freie und autonome Synoden oder Concilien. Daß dies constante Lehre der Evangelischen Kirche ist, wurde in dem Vorwort von 1844 nachgewiesen. Als ein solches legitimes Organ der Kirche können aber Synoden nicht betrachtet werden, welche zwar ein Laienelement haben, aber nicht ein solches, welches geeignet wäre, den Laienstand wirklich zu vertreten, sondern ein mehr zufällig componirtes, was zu klar am Tage liegt, als daß es weiter gezeigt zu werden brauchte. Ebenso auch nicht Synoden, welche aller beschließenden Gewalt entbehren und ausdrücklich nur zu dem Zwecke versammelt sind, dem landesherrlichen Kirchenregimente Rath zu ertheilen. 2. „Die Evangelische Kirche ist auf die heilige Schrift gegründet und kann deshalb keine Modification ihres Lehrbegriffes als legitim anerkennen, die sich nicht mit der heiligen Schrift gründlich auseinandergesetzt, nicht nachgewiesen hat, daß sie eben der unbedingten Unterwerfung unter die heilige Schrift ihren Ursprung verdankt“. Diese Nachweisung der Begründung in der heiligen Schrift dürfte aber bei dem „Lehrkerne“ lange auf sich warten lassen. Das Verlangen nach einem solchen ist nicht, wie das Augsburger Bekenntniß, aus Vertiefung in die heilige Schrift hervorgegangen, sondern aus einem schielenden Blick von der heiligen Schrift hinweg und nach der Zeit hin, aus dem unruhigen Grübeln darüber, was man wohl von der heiligen Schrift noch sich selbst und der Zeit bieten kann. Es möchte ihm sehr schwer werden, seinen subjektiven Ursprung zu verdecken, zu zeigen, weshalb das, was er stehen lassen will, begründetere Ansprüche hat, als das, was er fallen läßt, nachzuweisen, daß das letztere in der Schrift gar keinen Grund, oder wenigstens keine durchgreifende Bedeutung hat. Versuchte er dies aber gar nicht einmal, gäbe er ein bloßes Aggregat aus einzelnen Bibelstellen, also das was dem subjektiven Belieben seinen Ursprung verdankt, auch in der Form des subjektiven Beliebens, so verlöre er eben damit jedes kirchliche Recht, ohne daß ihm eine imponirende Majorität, wenn eine solche auf Evangelischem Boden denkbar wäre, aufhelfen könnte. Der Einzelne, der ihm mit Gründen aus der Schrift entgegenträte, würde schwerer wiegen, als eine ganze ihm befallende Versammlung. 3. „Die Evangelische Kirche hebt den Unterschied zwischen der sichtbaren Kirche und der unsichtbaren stark hervor. Sie betrachtet nicht diejenigen, die in ihr diese oder jene äußere Stellung einnehmen, sofort auch für ihre wirklichen Diener, sondern sie legt vorher einen geistigeren Maaßstab an sie an, den der Übereinstimmung wenigstens mit dem Wesentlichen ihres Bekenntnisses, als welches sie selbst, neben demjenigen, was allen

christlichen Kirchen gemeinsam ist, und was jetzt zu oft in den Hintergrund gestellt wird, klar und unzweideutig die Lehre von der heiligen Schrift als alleiniger Quelle und Norm des Glaubens und von der Rechtfertigung allein durch das Verdienst Christi bezeichnet hat, vgl. die Nachweisung z. B. in der Kürze bei Bickell, über die symbol. Schriften S. 28 ff. So wie die Kirche diese Substanz ihres Lehrbegriffes nicht aufgeben kann, ohne zugleich ihre eigene Existenz aufzugeben, so scheidet der Einzelne, der hierin nicht mit ihr eins ist, eben damit aus ihr aus. Er verliert das Recht, an der Verfügung über ihre Güter theilzunehmen. Mag er Laie seyn, oder Pfarrer oder Superintendent oder Bischof, ist er im notorischen Gegensatz gegen den ewigen Grundbestand der Kirchenlehre begriffen, so verliert er eben damit die Berechtigung, an der Entscheidung über Fragen der Lehre Theil zu nehmen". Diese unbestreitbar richtigen Sätze sind von der Evangelischen Kirche stets und ohne Ausnahme anerkannt worden. Namentlich wo eine geordnete Synodalversammlung stattfand, ruhte sie überall auf diesem Grunde. Nach der Jülich-Bergischen Reformirten K.-D. z. B. (§. 81. S. 42) mußte auf den Klassen der Inspector vor Anfang der Verhandlungen „die Evangelische Reformirte Religion bezeugen lassen". In den *leges pro Ministerio Montensi Augustanae confessioni invariatae addicto* ist gleich die *lex 1*: „*nemo in synodum et societatem collegii debet assumi, nisi prius corde, ore et calamo praemissae confessioni subscribat*". In dem „summarischen Begriff, wie es der Kirchendisziplin halber bei den unveränderten Augsb. Confessionskirchen im Fürstenthum Jülich und Berg soll gehalten werden", heißt es §. 1. (S. 67): „daß niemand vor ein Glied des Ministerii und Synodi werde gehalten, er habe denn mit Herz, Hand und Mund angelobt, daß er glaube Alles, was in den Schriften der Propheten und Apostel zu glauben und zu lehren vorgefisset, wie solches in Apostolico, Nicaeno und Athanasii symbolo, und in unveränderter Aug. Conf., Catechismo Lutheri, Schmalkaldischen Artikeln wiederholer". — Hienach würde eine Synodalversammlung, deren Glieder sämmtlich oder zum Theil gar keine Garantien für ihre Zustimmung zur Substanz der Kirchenlehre gegeben, oder gar öffentlich das Gegentheil dieser Zustimmung an den Tag gelegt hatten, wie z. B. durch Theiligung bei den lichtfreundlichen Protesten, jeder Berechtigung zur Entscheidung über den Bekenntnißbestand der Kirche, ja sogar zur Berathung über denselben entbehren, und ihre betreffenden Verhandlungen würden von von herein als null und nichtig zu betrachten seyn. Es würde hier ganz gelten, was Calvin in Bezug auf die Gültigkeit des Vertrages mit den Gibeoniten sagt: „Josua schließt einen Vertrag mit Masken, und mit dem Erweise der Unwahrheit ihrer Aussage ist zugleich auch die Nichtigkeit des Vertrages gegeben."

Doch gesetzt auch, alle diese Bedingungen ließen sich vollständig erfüllen, so würde das Unternehmen doch noch immer unüberlegt, bedenklich, gefährlich und verderblich erscheinen, in solchem Maße, daß wir uns unmöglich denken können, daß es eine Zustimmung in einem größern Kreise finden könnte, zumal da die Bedenken zum Theil solche sind, wie sie nicht bloß dem

Glauben, sondern auch der nüchternen Verständigkeit einleuchten müssen.

Die nächste Folge wäre eine große Spaltung im Schoße unserer eigenen Kirche. Die für solchen Plan eingenommen sind, haben schwerlich eine anschauliche Kenntniß von den Zuständen in unseren Gemeinden, namentlich in den östlichen Provinzen. Schon eine verhältnißmäßig so geringe Änderung in dem Bekenntnißbestande der Kirche, wie die durch die Union hervorgerufene, hat in ihnen, so ruhig anfangs Alles zu bleiben schien und ein ganzes Decennium hindurch blieb, eine tiefgehende Bewegung hervorgerufen, die mit der Separation der altlutherischen Gemeinden noch nicht ihr Ziel erreicht hat, deren Ende noch nicht abzusehen, und die so wenig von Einzelnen künstlich erzeugt ist, daß die Geistlichen, die sich bei ihr betheiligen, in der Regel vielmehr von ihren Gemeinden mit fortgerissen werden. Was aber würde nicht erst werden, wenn man den Grund selbst antastete, wenn man der Kirche ihre Augsburgische Confession, ja selbst das apostolische Symbolum rauben, und statt des Brotes ihr einen Stein, ein modernes Produkt der Reflexion, das nach der Lampe riecht, ein Produkt der Rücksichten, nicht ein Bekenntniß des Glaubens, sondern ein Geständniß des Schwach- und Halbgläubens bieten wollte? Hunderte von Geistlichen würden sich hier sofort an die Spitze der Bewegung stellen und nicht bloß ihre Gemeinden, sondern Alles in ihrem Umkreise mit sich fortreißen. Was hier zu erwarten wäre, das zeigen schon die mit zahlreichen Unterschriften bedeckten Petitionen gegen die beabsichtigte Relaxation der Verpflichtung auf die Bekenntnisse im Königreich Sachsen. Die „richtige Mitte" täusche sich nicht! Sie hat verhältnißmäßig zahlreiche Anhänger unter den Professoren und Studirenden der Theologie, unter den Geistlichen schon weit weniger, die große Mehrzahl der Kirchenglieder ist entweder dem völligen Nationalismus anheimgefallen, oder sie will den Wein des Bekenntnisses der Kirche rein und unverdünnt. — Nimmt man so viele Rücksicht auf die, welche von dem Bekenntnisse der Kirche abweichen, so wird man doch auch einige auf diejenigen nehmen müssen, welche demselben treu bleiben. Man wird sie nicht also im Gewissen bedrängen dürfen, daß sie ge- nöthigt sind, die Kirche zu verlassen. Thut man dies dennoch, so verletzt man das Recht, entzieht der Kirche edle Kräfte, verwickelt sie in aufreibende Kämpfe, und ladet die Hauptschuld auch an all den Schrofheiten und Übertreibungen auf sich, welche bei der kirchlichen Partei hervortreten würden.

Eine fernere Folge wäre die Auflösung des Bandes der Einheit, welches die verschiedenen Theile der Deutschen Evangelischen Kirche mit einander verbindet. Dies Band ist eben nichts Anderes, als die gemeinsame Theilnahme an der Augsburgischen Confession. Wer sie aufgibt, ist als ein vom Körper abgetrenntes Glied zu betrachten. Solche Ablösung ist aber nicht allein für das Glied selbst verderblich, sondern auch für den ganzen Leib.

Aber auch die Einheit der gesammten christlichen Kirche auf Erden würde dadurch gefährdet. Die Freunde des Lehrkernes können nicht bei der Augsburgischen Confession stehen bleiben, sie müssen sich auch entschließen, in dem heiligen Walde des Bekenntnisses der alten Kirche Holz zu fällen, das wahrlich über

solche Attentate erhaben seyn sollte. Der Zweck, die „Gewissen zu erleichtern“, oder vielmehr den zweifelschlachtigen Gestaltungen moderner Theologie volle Berechtigung in der Kirche zu verschaffen, kann nicht erreicht werden ohne daß Sätze fallen wie die: „empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle, Auferstehung des Fleisches, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten“. Das Bekenntniß der alten Kirche aber ist das einzige Band, welches die verschiedenen Confessionen zu einem Ganzen der Kirche Christi verbindet, auf ihm beruht es allein, daß die Confessionen die Taufe der anderen anerkennen. Wer sich also an dem Bekenntniß der alten Kirche vergeißt, der zertheilt den Leib Christi, was um so verantwortlicher ist, je mehr derselbe schon jetzt gespalten.

Die unmittelbare Folge der Verwirklichung des Planes würde die völlige Beseitigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses aus dem gottesdienstlichen und überhaupt kirchlichen Gebrauche seyn, namentlich bei der Taufe. Denn der Zweck der „Erleichterung der Gewissen“ würde nur sehr unvollständig erreicht werden, wenn bloß die Verpflichtung auf dies Bekenntniß aufgehoben würde. Derselbe Grund, welcher gegen diese, spricht auch gegen das Vorlesen am Altar. — Dem apostolischen Bekenntniß würde die Liturgie und Agende folgen. Denn diese ist ganz von dem Geiste der alten Bekenntnisse durchzogen, und würde zu der modernen Composition gar schlecht passen. Die Zeiten würden zurückkehren, wo Herr Superintendent A. den Auftrag erhielt, ein langes, Herr Professor Y. ein kurzes Gebet, im Geiste des neuen Bekenntnisses, zu verfassen. — Dann würde die Reihe an die alten Kirchenlieder kommen, welche sämmtlich von der Anerkennung der ganzen heiligen Schrift, als des Wortes Gottes, durchdrungen sind, während die Freunde des Lehrkernes zugleich eine eklektische Stellung zur heiligen Schrift einnehmen, nicht in ihr das Wort Gottes, sondern nur ein Wort Gottes in ihr anerkennen, und namentlich zum Alten Testamente in einem gespannten Verhältnisse stehen, das überall in den alten Liedern durchklingt. Besonders aber würde das den Gebrauch der alten Lieder unerträglich machen, daß sie ganz auf der Grundlage der „Dogmatik des 16ten Jahrhunderts“, oder vielmehr des vollen, frischen und kräftigen Glaubens unserer Kirche ruhen, der ja in ihr höchstens noch an den Schwachen geduldet werden soll. — Diese nothwendigen Folgen des Planes würden doch gar Manchen die Augen über die wahre Beschaffenheit desselben öffnen, die anfangs gar nicht übel mit ihm zufrieden waren. Viele würden mit dem Herzen verurtheilen, was der Verstand gebilligt hatte.

Unsere Zeit ist eine „Zeit des Uberganges“, die zu nichts weniger Beruf hat, wie zur Gesetzgebung auf kirchlichem Gebiete, die schon im nächsten Jahre mit entschiedener Glaubenszuversicht wieder setzen kann, was ihr in diesem noch völlig zweifelhaft erscheint“. Dieser Beschaffenheit der Zeit entspricht die bestehende confessionelle Stellung. Im Princip halten die kirchlichen Behörden den kirchlichen Lehrbegriff aufrecht, aber in der Handhabung desselben tragen sie der Zeit Rechnung. Nur gegen die äußersten Ausschreitungen wird eingeschritten, im Ubrigen wird der Entwicklung ihr Recht gelassen. Die Aufstellung eines neuen Glaubensbekenntnisses dagegen würde mit roher Hand in diese Entwicklung eingreifen. Sie würde dasjenige fixiren, was reiner Durchgangspunkt ist, und Viele, die jetzt rüstig auf der betretenen Bahn fortschreiten, mitten in ihrem Laufe hemmen, und auf einer unvollkommenen Stufe, einer windigen Brücke, festhalten.

Ein neues Bekenntniß kann fast gar nicht der Gefahr absichtlicher Unbestimmtheiten und Zweideutigkeiten entgehen, die, wenn irgend, in der Kirche Gottes zu verabscheuen sind. So würde unsere Kirche den schönen Ruhm verlieren, den sie bisher

mit ihrem unbedingt runden, bestimmten und offenen Bekenntnisse im Angesichte der Römischen mit ihrem zweideutigen Tridentinum hatte. Die Absicht, verschiedenen Auffassungen Raum zu machen, führt ganz von selbst auf solche unwürdige Zweideutigkeiten, z. B. darauf, daß man in der Schwbe bleibt zwischen der Gottheit Christi, auf deren Grund allein sich eine Kirche wahrhaft aufbauen kann, und der bloßen Göttlichkeit, in der Schwbe zwischen der Wesenstrinität, die allein diesen Namen verdient, und der bloßen Offenbarungstrinität, in der Schwbe zwischen dem durch sich selbst und dem durch seine Thätigkeit in der Liebe rechtfertigenden Glauben, in der Schwbe zwischen der Schrift als dem Worte Gottes und dem Worte Gottes in der Schrift. Sieht man näher zu, so müssen sich solche absichtliche Unbestimmtheiten und Zweideutigkeiten bei allen Hauptpunkten der Lehre vorfinden, das Bekenntniß ganz aus ihnen zusammengesetzt seyn. Denn sonst würde denjenigen, denen der Lehrkern helfen will, nicht geholfen seyn. Denn diese nehmen eben keinen Hauptpunkt in seinem vollen Gehalte an. Sonst würden sie auch die übrigen annehmen. Derselbe Halb glaube, der z. B. die Gottheit Christi anzweifelt und beschneidet, wird sich auch in die Tiefe des menschlichen Verderbens nicht finden können, und namentlich der Erbünde abhold seyn.

Die Männer der „richtigen Mitte“ wollen doch selbst nicht bloß zerstören, sondern auch aufbauen. Drängen sie aber mit ihrem Plane durch, so würden sie nur zu bald zu ihrem Schmerze bemerken müssen, daß ihnen zwar das Erste gelang, das Zweite mißglückte. Das alte Bekenntniß hat tiefe geschichtliche Wurzeln und eine große Macht über die Gemüther, dies neue schwebt in der Luft und hat gar keine Autorität für sich, eben so wenig auch innere Lebenskraft. Die Aufrichtigen unter den Lichtfreunden würden sich von vorn herein dagegen erheben, die Klugen würden ihm anfangs und so lange bis sie mit seiner Hülfe die ihnen wirklich furchtbaren alten Bekenntnisse beseitigt, zuzuschlagen. Dann aber würden sie mit aller Macht dagegen aufstehen, und den Männern der „richtigen Mitte“ würde es, nach dem Ausscheiden der kirchlich Gefinnten, sicher nicht gelingen, ihr lehernes Bollwerk gegen sie zu behaupten. Bald würden sich die wilden Wasser des Unglaubens über die Kirche ergießen, und zu spät würde das klägliche non putaram der Männer der „richtigen Mitte“ aus ihrem Strudel vernommen werden.

Gesetzt aber auch, ein solches Quasibekenntniß könnte sich bei uns, wenigstens auf einige Zeit, behaupten, so sollten doch die Urheber solchen Planes vor den traurigen Folgen erschrecken, welche das bei uns gegebene Beispiel in anderen Deutschen Kirchen haben würde, Folgen, die sie zu verantworten hätten. Es ist offenbar, daß man mancher Orten nur auf ein solches Signal wartet. Sagte sich Preußen von dem Bekenntniß der alten Kirche und von der Augsburgerischen Confession los, so würden die kirchlichen Behörden in anderen Ländern, auch den besten Willen vorausgesetzt, den Strom nicht mehr eindämmen können. Man würde aber größtentheils nur in der Negation folgen, nicht in der Position, denn wo wären wohl so viele kirchliche Elemente vorhanden, als bei uns? Bald würde die Evangelische Kirche Deutschlands das traurige Schauspiel einer Menge halbchristlicher Sekten darbieten, den Deutsch-Katholiken vergleichbar, die Gott uns nicht umsonst zur Lehre und zur Warnung hingestellt hat.

„Was Alle angeht, darum sollen Alle sich bekümmern“, dieser altprotestantische Satz findet hier seine volle Anwendung. Jeder, dem der Herr die Augen geöffnet hat, sehe hier zu, daß die Kirche keinen Schaden nehme!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 25. Juli.

N^o 59.

Herausgabe eines Gesangbuches von Seiten des evangelischen BÜCHERVEREINS.

Dem Worte des Apostels Paulus an die Colosser 3, 16.: „Lasset das Wort Christi unter euch reichlich wohnen, in aller Weisheit; lehret und vermahnet euch selbst mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen lieblichen Liedern, und singet dem Herrn in eurem Herzen“ sind nicht bloß die Christen der apostolischen Zeit nachgekommen, sondern auch die späteren Geschlechter haben, wenn die Predigt der großen Thaten Gottes ihnen zu Herzen gegangen war, nicht aufgehört, dem Herrn in ihren Herzen zu singen und zu spielen, mit Psalmen und Lobgesängen und geistlichen Liedern sich unter einander zu erbauen. In welchem Maße durch die Evangelische Kirche Deutscher Zunge jenes Wort sich erfüllt hat, ist allgemein bekannt. So helle die reine Predigt des Wortes hier im Schwange ging und reichlich gesegnet war, so freudig sang das ganze Volk, dem ein neuer Tag des Heiles und angenehme Zeit angebrochen, einmüthig seine Lieder, die seit den Psalmen des Alten Bundes an Fülle und Tiefe ihres Gleichen auf Erden bis jetzt nicht gefunden haben. Es ruht ein unberechenbarer Segen, wie auf dem kleinen Katechismus, so auf den Liedern unserer Kirche, *) ein Segen, dessen Geschichte, so weit sie auf Erden kund wurde, zur Anbetung des Herrn, der unser Volk aus Gnaden mit solcher Gabe überschüttete, reizet und treibt, in ihren strahlendsten Zügen aber erst dann wird erkannt werden, wenn die Lehrer leuchten wie die Sterne des

Himmels immer und ewiglich. Wir sind die Nachkommen jener Väter, die auf Wegen und Stegen, im Gotteshause und daheim, einsam und vereint ihre Lieder als die Zeugen und Prediger des ersten Glaubens und der ersten Liebe erkönen ließen. Und wenn wir nach einem Zeichen uns umsehen, daß der Herr, der Großes im Leiblichen an unserem Volke gethan und ihm den edlen Frieden mit Ehren zurückgegeben, auch im Geistlichen uns nicht verlassen noch versäumt habe, so sehen wir solch Zeichen unter uns in der neuen Lust und Liebe zu den geistlichen lieblichen Liedern, zu den Psalmen und Lobgesängen, die vormalis mit der reinen Predigt des Wortes in Ohr und Herz des evangelischen Volkes Eingang gefunden. Denn mit dem Hunger nach dem Worte hat sich zugleich auch das Verlangen nach jenen Liedern eingestellt. Noch sind wir dasselbe Volk, was unsere Väter waren, noch mundet uns dieselbe Speise, die unsere Väter stärkte, und nicht gelungen ist es dem Feinde, durch große und gräuliche Frevel uns um den reichen Kirchenschatz und Segen, der mit dem Liede von Ohr zu Ohr, von Herz zu Herz in unseren Landen sich ausbreitete, für immer zu bringen. Es ist Tausenden wieder in den Sinn gekommen, was Jesus Sirach (44, 1. 2. 5.) dem Volke zuruft: Laßt uns loben die berühmten Leute, und unsere Väter nach einander. Viel herrliches Dings hat der Herr bei ihnen gethan, von Anfang durch seine große Macht. Sie haben Muscam gelernt, und geistliche Lieder gedichtet“, und nicht mehr vereinzelt stehen die Freunde dieser Musica und geistlichen Lieder bereit, jenem Ruf durch neue Darreichung dieser Gaben bei allem Volke Gehör zu verschaffen.

*) „Die Lieder, die sie von ihren Gliedern empfangen, sind in ihren Heiligtümern tausendstimmig erschollen. Mit ihren Liedern sowohl, als mit ihrem Katechismus, hat sie die Hausväter und das Gesinde gesegnet. Mit ihren Liedern hat sie begleitet die Reisenden, besucht die Kranken, mit ihren Liedern hat sie Wunder gethan an Sündern und an begnadigten Seelen, Morgens und Abends ist sie gekommen mit ihren Liedern, und noch an die Betten, auf denen ihre Kinder zum Sterben sich anhielten, ist sie mit Liedern getreten und hat die Heimgehenden mit Mutterliebe in den letzten Schlaf gesungen und dahinaus geführt, von wo die ewigen Lieder erklingen, wo die ewigen Parzen stehen und goldene Schalen voll Räucherwerk. Sie hat Kinder wehrhaft gemacht mit ihren Liedern, Lämmer zu Löwen, aus Löwen Lämmer. Sie hat den Schwächer nicht verlassen, ist nicht vom Felden gewichen, wenn er sein Schlachttroß bestieg, und mit ihren süßen Himmelsliedern hat sie selbst der Hölle Dpfer weggeleckt.“ Beleuchtung der Gesangbuchsbesseerung, von Stip. Hamburg, 1842. I. S. 60 f.

Der evangelische BÜCHERVEREIN hat beschlossen, der Kirche Gottes an seinem Theile gegenwärtig auch darin zu dienen, daß er die von Haushaltern, so auch im Geringen (Ev. Luc. 16, 8—13.) wollen treu erfunden werden, ihm an die Hand gegebenen und in dieselbe gelegten Mittel darauf verwendet, dem Volke zu einer möglichst getreuen Sammlung seiner Kirchenlieder zu verhelfen. Er darf wohl besonders bei diesem Unternehmen auf die Fürbitte und auf die Liebe, nicht mit der Zungen, sondern mit der That und mit der Wahrheit, bei Allen rechnen, deren Auge für die großen Schäden, die wir Alle, wo man uns das Lied unserer Väter nahm oder entgeistete, erlitten haben, und für den reichen Segen, welchen der Herr vormalis auf das reine und volle Lied gelegt und auch in unseren Tagen folgen läßt, offen und wach geblieben. Wer für Beides ein Auge auf den Wink des Herrn hat und ein Ohr, das auf des Herrn Stimme achtet, wolle mit seiner Gabe nicht zurückhalten, damit ungefümt dem Volke ein Kirchenschatz zurückgegeben werden könne, der ihm in manchen Theilen unseres Vaterlandes zu lange

schon vorenthalten worden, ihm aber nun, so Gott will, wieder zugesellt werden soll. Das Unternehmen, das wir beginnen, hat, wie wir festiglich glauben und vertrauen, seinen Grund in ewigen Verheißungen des Herrn. Wir beginnen es in einer Freude mit Zittern (Psalm 2, 11.), aber doch mit der herrlichen Gewissheit, daß wir ein Werk ausrichten, dessen Segen denen, die auf Thronen sitzen, wie denen, die in Hütten wohnen, Jungen und Alten, Gelehrten und Ungelehrten, allen Gliedern der Kirche zu allen Zeiten und in allen Umständen erfahrungsmäßig zu Gute gekommen ist und auch ferner zu Gute kommen wird. Um auch dem Armen unsere Sammlung zugänglich zu machen, dazu bedarf es freilich der thätigen Unterstützung von Seiten Aller, die es wohl mit unserer Kirche, wohl mit unserem Volke meinen. Das Unternehmen wird, auch außer denen des Druckes, mit beträchtlichen Kosten verbunden seyn. Es erfordert eine umfassendere Benutzung des Schatzes der Quellen, wie sie bisher irgend erfolgt ist, zu welchem Ende der Herausgeber eben jetzt im Begriffe ist, eine mehrmonatliche Reise anzutreten, die das Ergebniß früherer jahrelanger Vortrachten vervollständigen wird. Nach Ende dieser Reise wird der sofortigen Ausführung des Plans nichts mehr im Wege stehen, und von hier ab in Jahresfrist soll, so Gott will, der Druck beginnen, und dann rasch vollendet werden.

Indem wir der Zuversicht leben, daß ein solches Unternehmen nur angekündigt zu werden braucht, um thätige Unterstützung zu finden, glauben wir doch die Verpflichtung zu haben, über die Art und Weise der Ausführung desselben, wie solche in der Versammlung am 1. Juli d. J. besprochen worden, das Nöthige in Kürze mitzutheilen.

Zunächst handelte es sich um die Auswahl der Lieder, die von uns dem evangelischen Volke dargeboten werden sollen. Wir mußten den Herrn loben und preisen, daß sich noch Sammlungen ächten Kirchenliedes aus älterer Zeit hier und dort in kirchlichem Gebrauche erhalten haben, und daß als neueste Wiederhersteller des bewährten Schatzes mindestens drei Männer: Bilmann, Lahriz und v. Raumer uns vorangegangen sind. Es konnte uns nicht entgehen, welch ein Frevel am Volke getrieben worden, indem man es seiner Lieder beraubte; nicht ohne tiefe Bewegung konnten wir indeß auch Mittheilungen darüber geben und empfangen, daß dennoch nicht bloß in Palästen und in den Häusern der Reichen und Begüterten neuere Sammlungen reinen Kirchenliedes Aufnahme gefunden haben, sondern auch das Strohlager und die Strohhütte, die Wiege und das Sterbelager des Armen oft wunderbar mit den süßen Liedern unserer Väter gesegnet sind. Ein siebzigjähriger Greis, wurde z. B. erzählt, der im Armenhause sein Leben beschloß, stimmte mit heller Stimme vor seinem Sterben das — von der geistlichen Behörde des Landes bereits aus dem bisherigen Gesangbuche gestrichene Kinderlied von Luther: Vom Himmel hoch da komm ich her u. an und ging freudig singend wie ein Kindlein in den Himmel heim. Den weiteren Besprechungen lag der Inhalt eines hymnologischen Anzeiger in dem theol. Repertorium von Reuter (1846, Heft 1. S. 72 f.) zu Grunde, welchen wir auszugsweise

nach der Mittheilung des Sächsischen Volksblattes für die Angelegenheiten des Staates und der Kirche (1846 Nr. 34. S. 271 f.) zu allgemeinerer Theilnahme hier wiederholen wollen.

„In heiliger und begeisternder Überlieferung erschallten einst die Lieder der Evangelischen Kirche von Berg zu Thal, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf; das ganze gottesdienstliche Leben unserer Kirche, sey es in dem Heiligthum des versammelten Hauses oder auf den Wegen und Stegen wie im einsamen Kämmerlein des einzelnen Gliedes der Kirche, ertönte in Liedern, als das Volk noch nicht so jammervoll prosaisch und mit Verstand sanglos geworden war. Diese Töne, Worte und Weisen, sind vorhanden; sie werden beglaubigt durch die alten Gesangbücher, durch Kirchenagenden, durch Liederpredigten und zahllose Liedergeschichten. Eine herrliche Überlieferung hatte sich um die ganze singende Kirche gelegt und hielt die Glieder, auch die Kranken und Sterbenden, innig umschlungen. War auch schon früher an der Einheit der singenden Kirche gerüttelt worden, besonders durch separate mystische und pietistische Sänger, so blieb doch im Ganzen jener goldene Reif der Liederfortpflanzung wunderbar erhalten, und durchströmte das alte Lied die ganze Kirche, bis die Pietät gegen die Kirche selber erlosch, und die neue Aufklärung auch auf neue Lieder begierig wurde. Nun entstanden statt der alten Lieder, die mehrentheils im Gedächtnisse und mündlich weitergepflanzt fortlebten, und dann auch in tausenden von Gesangbüchern ihre Stelle gefunden hatten, neue Bücher, aus denen jetzt umgekehrt die Lieder erst unter das Volk gebracht werden sollten. Diesen Zerstörern der Liederüberlieferung kamen die kurz vorher angeordneten Nummertafeln, — die den gottesdienstlichen Sängern (der früher das seiner Anfangszeit nach angegebene Lied, wenn er es nicht auswendig wußte, in irgend einem beliebigen Gesangbuche auffinden konnte), an das neuverordnete Gemeinde- oder Landesgesangbuch fesselten, — trefflich zu Hülfe. Die Freiheit des Volkes war geknechtet: man hatte es vollständig in der Hand, wenn man ihm das Buch in die Hand gab. Auch der Dispastor war an dasselbe geknebelt und seinem Urtheile, dem sonst etwa die Kirchenordnung die Auswahl der Lieder anvertraute, setzte das Buch feste Schranken. Wenn im Gedächtnisse ist, wie die alten Gesangbücher in ihren Vorreden das ererbte Lied priesen und die reine Überlieferung desselben, an die das Volk ein Recht hatte, verbürgten, dem wird folgende Stelle aus der Vorrede zu dem Gesangbuche der reformirten Gemeinden in Churpfalz (Heidelberg, 1786) über die sich bald Luft machende Pietätslosigkeit gegen die Kirche, deren Lied und singendes Volk, ein aufklärendes Licht anzünden. „Es wird überflüssig seyn (heißt es dort), ein Wort zur Vertheidigung der Herausgabe dieses neuen Gesangbuchs zu sagen. Alle aufrichtigen Freunde eines vernünftigen Gottesdienstes in unseren Gemeinden und besonders alle einsichtsvolle Prediger unserer vaterländischen Reformirten Kirche haben u. ein neues, nach dem Bedürfnisse und Geschmack unserer Zeiten eingerichtetes Gesangbuch sehnlichst gewünscht; unverständige und eigensinnige Leute aber, welche mit einem blinden Vorurtheil für das Alte, was sie von Jugend auf auswendig gelernt, gesungen und gebetet haben, eingenommen sind, müssen nach und nach durch den Gebrauch des Buches selbst von ihrem irrigen Wahne befreit werden.“ Was half es, daß sich das arme Volk hie und da gegen Einführung solcher Bücher zur Wehre setzte, daß es, wie die Aufgeklärten klagten, aus vollem Halse ganz andere Melodien und andere Lieder brüllte, daß eine Preussische Behörde, als benachbarte Buchbinder ein verliesertes Gesangbuch auf den Markt brachten, die Exemplare wegnahm und andeutete, „wieder auf den nächsten Jahrmarkt zu bringen?“ Von der Tyrannei,

die man im Namen des Buchs, des gedruckten Buchstaben, gegen das Volk, das mit Herz und Geist seinem Liebe anhing, ausübte, macht man sich schwerlich eine Vorstellung. Während ist in dieser Hinsicht eine Geschichte aus Nordhausen (1734), wo das kirchliche Volkslied buchstäblich doch noch als Gassenhauer geduldet werden mußte. Als der Herr Priester das ausgemusterte Lied: „Ich ruf zu dir, Herr Jesu Christ!“ singen lassen, hat der jüngere Herr Bürgermeister Niemann den Cantor vor sich gefordert und ihm solches verwiesen. Als der Kirchner bei der Leiche „Christus der ist mein Leben!“; „Ich hab' mein Sach Gott heimgestellt!“; „Freu dich sehr, o meine Seele!“; und „Wenn mein Stündlein vorhanden ist!“ — gesungen hat, ist er auf das Rathshaus gefordert und ihm angedeutet worden, solche nicht mehr zu singen, weil — sie nicht im neuen Gesangbuch zu finden; der ältere Herr Bürgermeister Niemann hat auch dem Praefecto der Currenbaner unter Bedrohung angedeutet, keine anderen, als im neuen Gesangbuch befindliche Lieder zu singen, obgleich die Bürger, die denen Currendanern, weil sie keine alten Lieder singen, keine Gaben reichen wollten, es dadurch dahin gebracht, daß wenigstens nachsehend die alten Lieder auf der Gasse gesungen wurden. Es ist ein Frevel unerhörter Art an unserem Volke geschehen, ein Frevel, der in seinen einzelnen Zügen einmal geschildert werden sollte, um Alle, die können, zu veranlassen, daß seinen Folgen möglichst schnell gesteuert werde. Wir können hier die grauenhafte Geschichte, deren schlimmste Data noch in Archiven und Akten verborgen liegen mögen, nicht weiter verfolgen, sondern gedenken nur noch des Sohnes, mit dem ein Gespräch aus dem ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf den im vorigen begonnenen Frevel das Siegel drückte. „Bauer Frenzel: Zu guter Letzt, Herr Magister, auch eine Frage von mir; was sollen wir aber mit den alten Gesangbüchern machen, wenn wir nun nicht mehr in der Kirche daraus singen? Magister: Was ihr mit euren alten Pelzen macht — ihr tragt sie nur im Hause.“ Dies ist denn auch geschehen; wo die neuen Bücher die alten Lieder verdrängen oder ersetzten, — denn auch die Texte hatte man nun durch das vorgeschriebene Eine Gesangbuch vollständig in der Gewalt, — sind Reste des alten Schazes, freilich nicht mehr in Sang und Klang, in den Häusern hin und her geblieben.

Jezen unverantwortlichen Niederreisen während der Aufklärungsperiode, sind nun in den neueren Zeiten der Wiedererweckung auch mehrere Wiederfassungen mit namentlicher Wiederaufnahme der meist verdrängten eigentlichen Kernlieder, gefolgt, die indeß bis jetzt nur vereinzelt im Kirchengebrauche sind und mehr oder weniger auch noch an ungleichmäßiger Neugestaltung des alten Urtextes kränkeln. Es ist wahrhaft betrübend, bald so, bald so singen zu müssen. Hat man — und dies läßt sich doch bei gutem Schulunterricht und häuslicher Erziehung erwarten — die Lieder auswendig gelernt, so ist es, um nicht mehr zu sagen, äußerst störend, anderwärts anderen Texten zu begegnen. Und nun gar auf dem Krankenlager und im Todeskampfe! Welch ein kläglich Schauspiel, wenn da der Seelsorger in anderen Zungen spricht und dem Angefachten die alten, von Kindheit auf gewohnten und vielleicht nachhaltig wirksam gewordenen Töne nicht erneuen kann! Man weiß nicht, wo man sein zeitliches Leben führt und wo man es beschließt. Das sollte man aber wissen dürfen, daß überall in Einer Kirche derselben Zunge auch dasselbige Lied im Leben und in's Sterben uns geleite.“ —

Es wurde demnach beschlossen, nicht nur hinsichtlich der Auswahl der Lieder möglichst der Kirche zu geben, was ihr gebührt und mit Wissen und Willen nicht ein einziges bewährtes Lied zu unterdrücken, sondern auch, was den Text betrifft, der sin-

genden Kirche gegenüber diejenige Stellung einzunehmen, die dem Vereine, namentlich im Hinblick auf die seitherigen Änderungsversuche an den Liedern, geziemen mag. Der Verein hat Luther's großen Katechismus und Hauspostille ungeändert abdrucken lassen und ist nicht gesonnen, das ererbte Lied zu verpfuschen oder angeblich auszubessern, sondern hält es für seine Aufgabe, dem ganzen Volke einen reinen, ungeänderten Text, so weit derselbe sich nach den Kräften des Vereins herstellen lassen wird, darzubieten. In geänderten ist ohnedies kein Mangel für Liebhaber derselben und es beabsichtigt der Verein keineswegs, Jemandem das Kirchenlied in seiner von fremdartiger Beschränkung und fremdartiger That befreiten, reinen und schönen Gestalt aufdrängen zu wollen. Vielmehr ist er der Meinung, daß Tausenden mit einem ungeänderten Gesangbuche mehr gebiet werde, als mit den bestgemeinten Änderungen, die, wie die Erfahrung hinlänglich gezeigt hat, hinter der Zeit und den immer reger werdenden Ansprüchen der Kirche auf ungefälschtes Kirchenlied zurückbleiben und den Gebrauch solcher Sammlungen verleiden, ja für die heranwachsende Jugend höchst bedenklich machen können.

Wir sind überzeugt, daß diesem Entschlusse, die Lieder unverändert zu geben, der Segen Gottes und die Zustimmung vieler Tausende unter denen, die der Lieder Gewicht und Schwere erkannt haben, nicht fehlen wird. Es muß sogar für Jeden, wie er auch stehe, ein ungeänderter Text willkommen seyn. Sind Änderungen in der That nothwendig, so wird sich dies Bedürfnis unzweifelhaft in der weiteren Entwicklung unserer Kirche herausstellen; wir aber haben unseres Ortes bis dahin nur entdecken können, daß selbst die sparsamsten Änderungen das Verlangen nach einem noch reineren Texte erweckt haben und daß die Lust an geänderten Liedertexten in merklich rasche Abnahme gekommen ist.

Allerdings sind wir, indem der singenden Kirche und den Liedern ihre volle Ehre von uns gelassen wird, den verschieden gebildeten Volksmassen, welchen unsere Sammlung sich anbietet, es schuldig, bei einzelnen Stellen durch Anmerkungen dem Verständniß nachzuhelfen. *)

*) „Es ist dies ein sehr wichtiger Punkt, von dem für die Reform viel abhängt. Als man dem Volke die alten Lieder nahm, machte man ihm weiß, wie auch noch heute, es verstehe sie nicht mehr, ohne zu bedenken, daß ein Volk, zu dem noch Luther's Postille, Johann Arndt und Andere sprachen, sich auf sein Lied wohl besser verstehe, als der Halbgebildete, dem nur die Sprache von heute bekannt ist. „Und zu was so viele Noten, die man unter die Lieder setzt? Man vermeide lieber diese Ausdrücke,“ sagt ein Pastor des achtzehnten Jahrhunderts, der sein eigenes Gesangbuch an den Mann bringen wollte, „und,“ fährt er feldernd fort, „rede mit der Bibel,“ — „doch,“ setzt er klüglich hinzu, „nicht in der biblischen Sprache damaliger Zeiten, sondern man zeichne sich eine solche aus, welche für uns noch bis auf den heutigen Tag Deutlichkeit genug und eine herzrührende Kraft hat.“ Dieselben Leute fanden freilich für ihre Nachwerke, die in der That dem Volke auch sprachlich unverständlich waren, bald genug Noten und Perennenten nothwendig. So beantwortet ein Mann das Bedenken, daß in dem Liede: Wenn sich in stiller Majestät die Sonn am Horizont er-

Was uns aber noch mehr am Herzen liegt, ist die Zugabe der Musikenoten. Denn nicht ein Lese-, sondern ein Sings-, ein Gesangbuch beabsichtigen wir dem evangelischen Volke zu bereiten. Wenn vom Könige David (Jesus Sirach 47, 9—12.) gerühmt wird: „Für ein jegliches Werk dankte er dem Heiligen, dem Höchsten mit einem schönen Liede. Er sang von ganzem Herzen, und liebete den, der ihn gemacht hatte. Er stiftete Sänger bei dem Altar, und ließ sie seine süßen Lieder singen. Und ordnete die Feiertage herrlich zu halten, und daß man die Jahresfeste durch's ganze Jahr schön begehen sollte, mit Loben den Namen des Herrn, und mit Singen des Morgens im Heiligthum,“ und wenn wir 1 Chron. 17, 4 f. von den weisen Anordnungen dieses Königs, dessen Bild und Harfenspiel, wo nicht die Stadt und Gemeinde mit ihren Thürmen und Spitzen, oder Landesvater und Landesmutter das Titelfupfer bildeten, vielen unserer Gesangbücher mitgegeben wird, für Musica und Gesang lesen, so wissen wir ja, daß unsere Kirche nicht nur die Psalmen David's, sondern auch seine Harfe, zum Weiterlingen, ererbt hat und daß sie an herrlichen Tönen nicht Mangel leidet. Es muß, scheint uns, der Versuch gemacht werden, die Lieder, zu lange Gegenstand des bloßen Auges, wieder in's Ohr zu bringen, in ihrer ganzen Schwere sie in's Ohr des Volkes fallen zu lassen, für die Kirche, die Schule und das Haus. Der Verein wünscht sehnlichst, daß die Sorgfalt, die er auf diesen Theil der Arbeit verwenden wird, für Kirche, Schule — auch hoffentlich Schullehrer-Seminar — und Haus ersprießliche Früchte bringe, und daß durch die zugegebenen Me-

höht u., das Wort Horizont fremd sey: „„Aber der gemeine Mann, der jene Stelle als den Anfang eines Morgenliedes betrachtet, denkt sich wirklich sehr bald dabei, daß es so viel heißt, als: wenn die Sonne aufgeht. Und wie leicht kann der Prediger ihm das nicht sagen! Etwas muß doch auch zu erklären übrig bleiben, wozu wäre sonst ein Lehrer nöthig?““ Eben so findet derselbe Mann nöthig zu erklären („„und dereinst auch überm Grabe Theil an deinem Segen habe““): „„das Wort dereinst und der Zusammenhang lehren genugsam, daß: überm Grabe, so viel heißt, als: nach dem Tode.““ Zu der astronomischen Lehre: „„der andern Welt zu scheinen rief er der Sonne ist““ wird bemerkt: „„das weiß hier jeder Bauer, daß die Sonne, wenn wir Abend haben, einem andern Welttheil leuchtet. Wüßte er es aber nicht, so wäre es sehr nützlich, ihm das zu sagen, damit er auch hierin den Schöpfer bewundern, und würdige Abendgedanken haben kann. Warum will man doch die schwarzen Nachtgespenster in den alten Liedern lieber dulden, als solche Wahrheiten!““ „„Kann nicht der Prediger, der das neue Gesangbuch einführt, die sechs bis acht fremden Worte den Leuten erklären?““ — „„Dem Einfältigen, der es (nämlich: wie schwimmt die Welt im Lichte!) im Ernst nicht verstände, könnte man es ja sagen, das heiße: es ist sehr viel Licht in der Welt!““ — Doch genug! Unser kirchliches Gesangbuch, wenn anders Schullehrer und Organisten ihre Pflicht thun, bedürfte nur eines sehr kurz und kernig redenden Glossatoren.“ Theol. Repertorium, von Reuter. 1846. Heft 1. S. 79 f.

lobien dem Volke die Lieder aufs Neue so sangbar und geläufig werden, wie in jenen Zeiten, an deren Abschluß Erdmann Reumeister (vgl. Beleuchtung der Gesangbuchsbesetzung I. S. 269.) berichtet: „— manche Person würde sich schämen, wenn sie unter dem Singen in das Buch sehen sollte!“

Nach Herausgabe des Gesangbuches gedenkt der Verein, als zweiten Theil dieses Werkes, ein kirchliches Gebets- und Andachtsbuch zum Drucke vorzubereiten. Er wird es einer sorgfältigen Berathung unterziehen, wie auch in diesem Theile das wahrhaft kirchliche Gut und Eigenthum wieder zu gewinnen sey und der Gegenwart neu vorgeführt werde, was die Väter an gottesdienstlichem Glauben und Leben durch Gottes Gnade errungen und geübt haben. Aus dem Gesangbuche aber, dessen Erscheinen wir nach Kräften beschleunigen wollen, soll für den Gebrauch der Jugend ein die kräftigsten Kernlieder mit ihren Weisen enthaltender Auszug veranstaltet werden.

Nachrichten.

Zu dem Artikel in Nr. 48. 49.: „Aus der Provinz Sachsen“.

Herr Diaconus Hasemann in Halle hat uns eine „Berichtigung“ der ihn betreffenden Angaben dieses Artikels eingesandt, aus der wir dasjenige ausheben, was sich wirklich als factische Berichtigung gibt, obgleich es uns nicht von besonnerer Erheblichkeit zu seyn scheint. „Bis zu der in Rede stehenden Taufe und noch weiter hinaus, bevor das hiesige Stadtministerium zu der Übereinkunft kam, das apostolische Symbolum unverkürzt zu gebrauchen — eine Übereinkunft, der ich, außerdem durch Consistorial-Rescript entschieden daran gebunden, treu bleiben werde, und ungeachtet wiederholter Anmuthungen von Seiten der Paten oder Eltern bis jetzt treu geblieben bin in der Hoffnung auf eine Zeit, wo dieser Zwang gefallen seyn wird,“) habe ich, so weit ich mich erinnere, aus dem Apostolicum stets die mir und Anderen anstößigen Stellen gewissenhalber **) weggelassen, dem betreffenden Vater aber erklärt: ich würde auch bei der Taufe seines Kindes diese Praxis befolgen. Da nun der Ref. in seinem Berichte von dieser Praxis redet, sie also kennt, da er als einen in der Synode Anwesenden sich bezeichnet, ***) also gehört haben muß, wie ich erklärte, Obiges sey meine seitherige Praxis gewesen, da er meinem Unglauben an die anstößigen Stellen des Bekenntnisses die Gerechtigkeit widersprechen läßt, daß er ehrlich sey, so wird er selbst mir zugeben, daß ich mich zum wenigsten wundern muß, wenn er mich einen „Knecht der Menschen“ nennt, der „„augenblicklich““ thut, was sie begehren.“ —

*) Der Herr Diaconus scheint auf die Zeit zu hoffen, von der Paulus 2 Tim. 4, 3. 4. schreibt. Bis dahin bekennet er mit dem Munde, was er im Herzen verabseufet.

Anmerk. der Red.
**) Es scheint, daß der Herr Diaconus zur Übernahme seines Amtes gezwungen worden ist, und da hat er wirklich Grund sich zu beklagen.

Anmerk. der Red.
***) Keineswegs!

Anmerk. der Red.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 29. Juli.

N^o 60.

Das Ältesten-Amt in der apostolischen Kirche und das moderne Presbyteriat.

Woher kommt es, daß heut zu Tage gar viele fromme und gläubige Christen sogleich die Ohren zuhalten, wenn von Verfassung und Gestaltung der Kirche die Rede ist, während die Ungläubigen und Nichtchristen aller Art in kirchlichen Dingen nur von Verfassung und Verfassungsfragen hören wollen? Dies zu erklären ist wohl nicht schwer. Heute, denen das Christenthum eine göttliche Kraft zur Erneuerung ihrer innersten Lebensprincipien geworden ist, die wissen aus Erfahrung, daß auf diesem Gebiete sich nichts durch menschliche Macht und fleischliche Mittel erreichen läßt, und haben daher von vorn herein kein Vertrauen zu den vielen Plänen und Versuchen zur Neugestaltung der Kirche, die in unserer Zeit betrieben werden, weil sie mehr oder weniger aus Menschenwillen entspringen und durch parlamentarische Diskussionen und Beschlüsse sollen durchgeführt werden. Dagegen, die große Masse von Halb- und Namenchristen, die von der göttlichen Natur des Christenthums wenig oder nichts wissen, und die eben deswegen durch Menschenwillen und Menschenmacht auch hier Alles erreicht wissen wollen, die dabei von den geistigen Bewegungen des Tages angeregt und innerlich, bewußt oder unbewußt, von den modern-populär-politischen Theorien beherrscht sind, sie sind gleich bei der Hand, wenn von Gestaltung der Kirche die Rede ist und zweifeln keinen Augenblick an der Unfehlbarkeit ihrer eigenen Weisheit und der Vortrefflichkeit ihrer selbstgemachten Pläne. Die Besseren und Ehrlichen unter ihnen, wenn auch jenen Doktrinen auf dem politischen Gebiete abhold, meinen doch in der Kirche die Theorie von einer Gemeinschaft, die auf völliger Negirung aller wesentlichen Unterschiede der Glieder und auf einer rein äußerlichen Zusammenstellung gleichartiger Potenzen beruht, ohne Gefahr realisiren zu können, und tragen kein Bedenken, dem Zeitgeiste die äußersten Concessionen zu machen.

Müssen wir aber zurückschrecken vor der Vermessenheit und fleischlichen Sicherheit, womit Leute, die in den ersten Anfangsgründen christlicher Wahrheit grobe Unwissenheit, wenn nicht völlige Entfremdung des Herzens an den Tag legen, sich an die höchsten und schwierigsten Fragen über den Bau und die Gestaltung des mystischen Leibes Christi wagen, — müssen wir es tief beklagen, wenn gläubige Christen aus Schwäche und Indolenz dem Drängen des Zeitgeistes nachgeben, so dürfen wir uns dennoch den Brüdern nicht anschließen, die es vorziehen, sich der eigentlichen Aufgabe ihrer Zeit gegenüber völlig passiv zu verhalten, oder die dadurch ihr Gewissen beschwichtigen, daß sie die Wichtigkeit dieser viel bewegten Fragen läugnen und andere

Dinge, die nun einmal nicht in unserer Zeit so wie früher in den Vordergrund treten, mit Gewalt für das allein Noththuende erklärt wissen wollen.

Vor allen Dingen thut es Noth, daß wir zur klaren Einsicht in das Wesen der Neutestamentlichen Kirche kommen, daß wir bei Fragen über die Gestaltung, die Ämter und Ordnungen in der Kirche Christi in den Fußstapfen unserer geistlichen Väter, der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts wandeln und statt aus Menschenansatzungen und bestehenden verдорbenen und verfallenden Verhältnissen, an der Urquelle schöpfen, auf das Wort Gottes zurückgehen, und uns durch die darin von Gott gegebene Ordnung züchtigen, zurechtweisen, beschämen und demüthigen lassen.

Es ist nicht unsere Absicht, bei dieser Gelegenheit ein vollständiges Bild der apostolischen Kirche zu entwerfen, obwohl wir glauben, daß, soll der Kirche wahrhaft und auf immer geholfen werden, soll sie das werden und das erreichen, wofür Gott sie berufen und bestimmt hat, so müssen wir vor allen Dingen Herz und Auge auf das Urbild richten, das uns im Neuen Testamente von der Kirche Christi gegeben ist. Unser diesmaliger Zweck soll ein rein praktischer seyn. Dadurch, daß wir unseren Brüdern in Christo das Wort Gottes vor Augen halten und ihnen nachzuweisen suchen, was nach Gottes Ordnung und Einsetzung das Ältesten-Amt in der Kirche Christi seyn soll, wollen wir das Unreife dazu beitragen, diejenigen zu enttäuschen, die da meinen, daß, weil sie den Namen haben, so haben sie auch das Wesen der Sache, und Andere wo möglich davon abzuhalten, in der Kirche Christi dem Schein und Lügenwesen unserer Zeit die Thüre zu öffnen, indem sie selbsterrfundene und selbstgemachte Einrichtungen für apostolische Ordnungen ausgeben.

Die Frage, die wir beantworten wollen, lautet so: Was ist das Ältesten-Amt nach der heiligen Schrift? Zunächst antworten wir:

Es ist keine Gemeinde-Repräsentation. Es besteht nicht darin, daß eine Anzahl von Männern, von der Gemeinde gewählt, ohne göttlichen Auftrag, ohne göttliche Autorität, ohne geistlichen Charakter, die Gemeinde dem Geistlichen gegenüber vertrete und in Sachen der Zucht und der Disciplin, so wie des Regiments gewisse Rechte besitze.

Das Ältesten-Amt nach Gottes Wort und nach seinem Bestand in der apostolischen Kirche ist das eigentliche geistliche Amt, das Amt, das von den Aposteln und ihren Delegaten in jeder Gemeinde, d. h. in jeder Partikulargemeinde eingesetzt wurde, das Amt, das an der Spitze der Gemeinde stand, durch das jeder Gemeinde in Wort und Sakrament geistliche Segnungen gespendet wurden, das Amt, wodurch in jeder Partiku-

larkirche die Apostel vertreten, wodurch ihre Lehre, ihre Vorschriften und Ordnungen mitgetheilt, verbreitet und aufrechtgehalten wurden.

Unserer biblischen Begründung der Bedeutung des Ältesten-Amtes wollen wir einige Worte über das Episkopat voranschicken. Dürfen wir als ein Resultat gründlicher Geschichtsforschung es für unumstößlich dargethan halten, daß das Episkopat, als eine allgemein bestehende und anerkannte dritte Ordnung in der Kirche mit genau bestimmten und fest abgegränzten Funktionen, wenigstens bis in's zweite Jahrhundert hinaufreichte, so halten wir es für ein eben so fest begründetes Resultat der Neutestamentlichen Exegese, daß ein Episkopat in diesem Sinne sich durchaus nicht in den urapostolischen Kirchen nachweisen läßt. Weder in der Apostelgeschichte noch in den Neutestamentlichen Briefen finden sich Spuren von einer solchen Ordnung, wonach ein Einzelner über das Ältesten-Collegium einer Partikularkirche mit besonderen Gaben und Funktionen gestellt seyn sollte. Das Einzige im Neutestamentlichen Kanon, worin man eine Andeutung einer solchen Ordnung finden kann, ist die Stellung der Engel in den kleinasiatischen Gemeinden, nach der Offenbarung Johannis, wenn man in diesen wirkliche geschichtliche Personen sieht. Die Namen Bischof und Presbyter kommen bekanntlich beide in der Apostelgeschichte und in den Briefen vor, sie bezeichnen aber dieselben Personen, dasselbe Amt, wenn auch dies Amt nach seiner mehrfachen Bedeutung und Aufgabe.

Nach der Apostelgeschichte E. 20., als Paulus auf seiner Reise nach Jerusalem in Miletus ankam, sandte er gen Ephebus und ließ die Ältesten (τοὺς πρεσβυτέρους) zu sich kommen. Im Laufe der Rede, die er an sie hält, sagt er von ihnen, von diesen selbten Männern, die als die Ältesten der Kirche zu Ephebus bezeichnet sind, daß der heilige Geist sie als ἐπισκόπους (Bischöfe) in der Gemeinde gesetzt hat. B. 28.

Im 14ten Cap. der Apostelgeschichte B. 23. heißt es von Paulus und Barnabas, die vom heiligen Geist berufen und unter Fasten, Gebet und Händeauslegung ausgesandt waren (Cap. 13. B. 2—4.) das Evangelium zu predigen: „und sie ordneten ihnen (denjenigen, die gläubig geworden waren) hin und her Ältesten in den Gemeinden“ (καὶ ἐκλογίσαν, in jeder Gemeinde). Im Briefe an die Philipper redet aber Paulus diese Vorsteher der Gemeinde als Bischöfe an. An Titus schreibt derselbe Apostel (E. 1. B. 5.): „Verhalten ließ ich dich in Creta, daß du solltest vollends anrichten, da ich's gelassen habe, und besetzen die Städte hin und her mit Ältesten, wie ich die befohlen habe.“ Er fährt dann fort, die innere Befähigung nachzuweisen, wodurch Männer sich für dieses kirchliche Amt qualificiren, und bedient sich bei der Aufzählung der erforderlichen ethischen Eigenschaften, scheinbar wenigstens ohne irgend eine besondere Veranlassung, des anderen Namens, wodurch dies Amt bezeichnet wurde, das des Bischofs (B. 7.). Ein ähnliches Verhältniß haben wir in dem ersten Briefe an Timotheus, wo das geistliche Amt im 3ten Cap. als das eines Bischofs bezeichnet wird und nachher im 5ten Cap. (B. 17.) die Träger dieses Amtes als Älteste bezeichnet werden. Behauptet Jemand, das Amt dieser

Ältesten, von denen es heißt, daß sie der Gemeinde vorstehen und im Wort und in der Lehre arbeiten, sey nicht identisch mit dem bischöflichen Amte, wovon im 3ten Cap. die Rede ist, so verweisen wir ihn zunächst auf die angeführte Stelle aus Titus, woraus die Identität klar hervorgeht, und bemerken dabei, daß wenn dem nicht so sey, wenn also außer dem bischöflichen Amt und dem Diakonat, es noch ein drittes und zwar ein geistliches Amt (denn die Ältesten werden als solche genannt, die im Wort und in der Lehre arbeiten) geben soll, dann wäre es unerklärbar, daß Paulus dem Timotheus über dieses dritte Amt gar keine Vorschriften sollte gegeben haben.

Halten wir nun dies fest, daß in den Neutestamentlichen Kirchen Bischof und Presbyter zwei Namen für dasselbe Amt sind, so ergibt sich die Antwort auf unsere Frage, was war das Ältesten-Amt in der apostolischen Kirche? sehr leicht.

Das Ältesten-Amt im weitesten und allgemeinsten Sinne war das eigentlich geistliche Amt in der Kirche Christi. Es war das Amt, Kraft dessen in der Lehre, im Wort gearbeitet, Sünden vergeben, getauft, Brod gebrochen, und geistliche Gaben und Segnungen von Christo, dem himmlischen Haupte, einer auf Erden wandelnden Gemeinde gesendet wurden. Als solche, die dies Amt unmittelbar vom Herrn empfangen und seine ersten Inhaber und Verwalter waren, stehen die Apostel *) in der Gemeinde zu Jerusalem. Aus dem einfachen Grunde, daß sie im Anfange das Ältesten-Amt in der Jerusalemischen Gemeinde vertraten, erklärt es sich, daß nach der Apostelgeschichte zunächst Diakonen und nicht Ältesten, im engeren Sinne des Wortes, unter den dortigen Christen ausgeschieden wurden, Apostelgesch. 6, 1—6. Späterhin erscheinen zu Jerusalem außer den Aposteln auch besondere Ältesten, Apostelgesch. 15. Als nämlich die Zahl der Christen zunahm und durch die Predigt in und außer dem jüdischen Lande Heiden und Juden zum Herrn bekehrt wurden, mußten die Apostel Partikularkirchen gründen, d. h. sie mußten für die geistlichen Bedürfnisse der Gläubigen innerhalb einer gewissen Stadt, oder einer bestimmten Örtlichkeit, dadurch sorgen, daß sie das geistliche Amt unter ihnen aufrichteten, daß sie Männer bestellten, die während ihrer Abwesenheit in der Lehre, im Wort, in der Handhabung geistlicher Zucht und apostolischer Ordnungen mit ununterbrochener Thätigkeit zum Segen und zur Erbauung der Gemeinde fortarbeiten konnten. Dies thaten sie, wie wir gesehen, dadurch, daß sie in jeder Gemeinde Ältesten einsetzten. Die Aufgabe dieser Ältesten war demnach, das apostolische Amt, das zunächst den Aposteln als ein ungetheiltes übertragen war, so zu sagen, zu vervielfältigen, d. h. es innerhalb einer ihnen von den Aposteln angewiesenen Örtlichkeit, unter fortwährender Aufsicht und Leitung der Apostel, auszuüben. Damit ist nicht gesagt, daß diese Ältesten Apostel waren. Die

*) Wenn der Apostel Petrus (1 Petr. 5, 1.) sich ein Mitältester nennt, so ist dies keine bloße Herablassung oder momentane Verklüngung seiner apostolischen Würde, sondern es ist einfache Wahrheit, weil das Ältesten-Amt eins ist und die Apostel καὶ ἑσχατὶ Inhaber dieses Amtes waren.

Apostel waren und blieben ihre geistlichen Väter. Die Ältesten einer Partikulargemeinde durften in der Lehre, im Kultus und in kirchlichen Ordnungen Nichts aus sich selber schöpfen, nichts Neues einführen, sondern so wie sie Alles von den Aposteln empfangen hatten, so wurden sie fortwährend durch die Apostel in Einheit der Lehre erhalten, fortwährend gestärkt, gesegnet und sammt den ihnen anvertrauten Gemeinden von neuem mit geistlichen Gütern erfüllt, Apostelgesch. 15, 36., Röm. 1, 11., 15, 29., 1 Cor. 11, 1. 2. 34., 2 Cor. 13, 2. Die Apostel waren und blieben für die Gesamtkirche das, was die Ältesten waren in den Partikularkirchen.

In der nachapostolischen Zeit, wenn auch für diejenigen, die geistliche Funktionen in den Gemeinden verrichteten, andere Namen (*iepeis, sacerdos*) eingeführt wurden, hielt man doch immer den Neutestamentlichen Namen *πρεσβύτερος* fest. Den Namen *ἐπίσκοπος* beschränkte man, wie bekannt, auf den Vorsteher des Ältesten-Collegiums, auf diejenigen, die in der nachapostolischen Kirche als Häupter der Partikularkirchen erscheinen, und als mit besonderen apostolischen Funktionen beauftragt angesehen wurden.

Zur Zeit der Reformation trat nun eine Veränderung ein, d. h. nicht nur die höheren und höchsten Spitzen des hierarchischen Baus, wie er im Laufe der Jahrhunderte, von der einfachen Gestaltung der Episkopalkirche bis zur vollendeten Ausführung des päpstlichen Systems, aufgeführt worden war, fielen für die protestantischen Kirchengemeinschaften weg, sondern in Deutschland, Schottland, unter den Holländischen, Französischen und Schweizerischen Protestanten ging auch das einfache Episkopat unter. Es blieb demnach für diese letzteren nur die ursprünglich apostolische Ordnung der Presbyter übrig. Der Name Presbyter oder Älteste, als der ursprünglich apostolische Name für die Inhaber des geistlichen Amtes, ist durch andere Bezeichnungen, wie Pfarrer, Prediger, Pastoren, Geistliche, verdrängt worden, aber dadurch müssen wir uns nicht irre führen lassen. Unsere jetzigen Geistlichen, wenn sie irgend einer Ordnung in der apostolischen Kirche entsprechen, so ist es der der Presbyter oder Bischöfe, die die Apostel in den ersten Gemeinden bestellten.

(Schluß folgt.)

Entwurf zu einem Schreiben an die Londoner Konferenz zu Evangelischer Vereinigung.

Die Unterzeichneten fühlen sich gedrungen, der Evangelischen Vereinigung ihre herzliche Zustimmung zu ihrem Unternehmen auszudrücken, in welchem sie ein Werk Gottes anerkennen. Zwar hat dasselbe für Deutschland nicht ganz dieselbe Bedeutung, wie für Großbritannien. Der Gegensatz gegen den gänzlichen oder fast gänzlichen Abfall vom christlichen Glauben, wie wir ihn beständig vor Augen haben, der heiße Kampf um Segn oder Nichtseyn einer Kirche Christi unter uns, in den wir verwickelt sind, erleichtert es uns gar sehr, daß wir uns der wirklich stattfindenden Einheit auch bewußt werden, und den untergeordneten Differenzen ihre richtige Stellung anweisen, läßt uns sogar

bei so durchgreifenden und praktisch bedeutenden Gegensätzen, wie dem zwischen der Evangelischen und der Römisch-Katholischen Kirche die hinter diesen Gegensätzen verborgene und lange Zeit fast übersehene Einheit, in der gemeinsamen Anerkennung des Grundbekenntnisses der gesammten christlichen Kirche, nicht übersehen. Es kostet uns keine Überwindung, uns mit den Mitgliedern der verschiedenen Abtheilungen der Einen Evangelischen Kirche brüderlich eins zu fühlen, und in diesen Abtheilungen eben nichts Anderes zu erkennen, als Theile eines großen Ganzen, als Glieder, die Gott gesetzt hat, ein jegliches sonderlich am Leibe, wie er gewollt hat. Wir haben weniger gegen die Engherzigkeit zu kämpfen, welche die vorhandene Einheit nicht anerkennt und Alles in die eigene beschränkte Form zwingen möchte, als gegen den Indifferentismus, welcher, selbst des Glaubens baar, in thörichter Verblendung den Glauben, aus dem allein die wahre Liebe hervorwachsen kann, glaubt beseitigen zu müssen, um der Liebe Raum zu machen. Doch bleiben auch uns noch sehr gewichtige Gründe, uns des Werkes der Evangelischen Vereinigung von Herzen zu erfreuen und dasselbe nach Kräften zu befördern. Zuerst, obgleich die Hauptströmung bei den gläubigen Gliedern unserer Kirche nach einer anderen Seite hin geht, so kommt es doch auch bei uns nicht selten vor, daß die Zeichen der Zeit weniger erkannt werden, und daß ein ausschließender Geist, der unter früheren Verhältnissen viel mehr, wenn auch nicht Berechtigung, doch Entschuldigung hatte, sich wieder geltend macht. Gegen diesen Geist — von dem wir, es möge dies bemerkt werden, um Mißverständnisse zu vermeiden, keineswegs alle diejenigen erfüllt glauben, welche darauf dringen, daß der unterscheidende Charakter der verschiedenen evangelischen Kirchenparteien aufrecht erhalten werde; man kann die Einheit lieben und doch der Einkerheit abhold seyn — wird, hoffen wir, die Evangelische Vereinigung eine heilsame Gegenwirkung ausüben. Dann, nach dem: „So ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit, und so ein Glied wird herrlich gehalten, so freuen sich alle Glieder mit“ freuen wir uns von Herzen des Segens, den die Evangelische Vereinigung dem gesegneten Lande ihrer Entstehung bringen wird. Wir, die wir als unparteiische und unbefangene Zuschauer die oft erbitterten Kämpfe der verschiedenen Kirchen dieses Landes betrachteten, konnten nur mit schmerzlichem Bedauern wahrnehmen, wie so oft dort die stattfindende breite Basis der Übereinstimmung und der Einheit des Glaubens, während wir uns nach einer solchen mit Schmerzen sehnen, übersehen, und untergeordneten Differenzen eine ungebührliche Bedeutung beigelegt wurde, Differenzen, die sich zum großen Theile gar nicht einmal auf die Lehre, sondern auf die Verfassung und den Kultus beziehen, wo Mannigfaltigkeit nicht ein Übel, sondern ein Gut, und Einheit nicht einmal ein anzustrebendes Ziel ist, wo jede Kirche die göttliche Mission hat, zum Besten des Ganzen einzelne Seiten kräftig auszubilden, und wo nur das Überschätzen des Eigenen und das hochmüthige Herabsehen auf das Fremde ein Übel ist. Je mehr zu besorgen ist, daß der Geist des Unglaubens, welcher die Völker der Erde zu verführen strebt, seiner Zeit mit seinen Verheerun-

gen auch Großbritannien heimsuchen wird, desto dringender war unser Wunsch, daß die dortigen Kirchen, sich an unserem Vaterlande ein warnendes Beispiel nehmend, in der Zeit des Friedens bedacht seyn möchten, sich für die Zeit des Krieges zu rüsten, daß sie, statt sich einander zu beißen und zu fressen und dabei ihre besten Kräfte zu verzehren, in brüderlicher Eintracht dahin trachteten, eine jede unter sich das Reich Christi zu gründen und zu fördern, und gegen die drohende Fluth mit gemeinsamer Arbeit einen hohen und festen Damm aufzuführen. Unter diesen Umständen konnten uns die Nachrichten von der Gründung der Evangelischen Vereinigung, konnten uns Bekenntnisse, wie die der Herren Bickersteth und Blackburne auf der Liverpooler Konferenz, Bekenntnisse, wie sie nur auf dem Boden des Christenthums, als Erzeugnisse des heiligen Geistes, erwachsen können, konnte uns der einmüthige Beschluß dieser Konferenz, sich zu demüthigen vor Gott und seiner Kirche für alle Zertrennungen der christlichen Kirche, nur mit hoher Freude erfüllen. Endlich, wir erblicken in der Evangelischen Vereinigung einen Versuch, die wirklich stattfindende Einheit der Evangelischen Kirchen auch äußerlich darzustellen. Eine solche Darstellung muß von heilsamen Folgen für die Belebung und Hebung des christlichen Bewußtseyns in den Einzelnen und in den ganzen Gemeinschaften seyn. Wir sind durch unsere Vereinzelung bisher gar sehr im Nachtheile gegen die Römische Kirche gewesen. Enge Gränzen verengern den Gesichtskreis. Das lebendige Bewußtseyn, einem großen Ganzen anzugehören, erweitert das Herz, eröffnet ihm die mannigfachen Anregungen, die mannigfachen Quellen der Stärkung, heiliger Schmerzen und Freuden, begeistert es zur Theilnahme an weltumfassenden Unternehmungen, für die — wie dies die Geschichte der christlichen Kirche deutlich zeigt, namentlich die der Missionen, die fast gänzlich in der Evangelischen Kirche baniederlagen, so lange die einzelnen Abtheilungen derselben sich rein ausschließend gegen einander verhielten — der Eifer überall in demselben Maße erstirbt, als das einzelne Glied sich von dem Leibe absondert.

Unsere Liebe zu dem segneten Werke der Evangelischen Vereinigung wird es entschuldigen, wenn wir hier noch einige Wünsche in Bezug auf dasselbe aussprechen.

Es droht dem Werke der Evangelischen Vereinigung die Gefahr, daß es in sein grades Gegentheil umschlage, wenn nicht die Worte des Apostels: „Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, sie läßt sich nicht erbittern, sie ver trägt Alles, sie glaubt Alles, sie hoffet Alles, sie duldet Alles“, recht tief und gründlich die Gemüther ihrer Genossen durchdringen. Sie tritt einem tiefgewurzelten Uebel entgegen und es ist unmöglich, daß sie sogleich allgemeine Zustimmung finde. Auch den lebendigen Gliedern einzelner kirchlichen Gemeinschaften muß es nach ihrer ganzen durch eine lange Geschichte befestigten und zu scharfer Ausprägung gelangten Eigenthümlichkeit gar sehr schwer werden, sich in das Werk der Vereinigung zu

finden. Wenn nun die Renition gegen die Opposition, die der Verein von dieser Seite zu erwarten hat, ihren natürlichen Verlauf nimmt, wenn derselbe nicht durch den heiligen Geist, der ein Geist der Liebe ist, durchbrochen wird, so kann der Verein gar leicht aus einem irenischen ein polemischer werden, und mehr und mehr zu einem neuen Mittel herabsinken, dessen sich der alte Parteigeist bedient, um seinem Gegner zu schaden.

Dem von der Evangelischen Vereinigung aufgestellten Bekenntnisse stimmen wir von ganzem Herzen bei, halten es auch in der Hauptsache für zureichend zu seinem Zwecke, obgleich Einzelnes, wie z. B. der fünfte Satz: „die Rechtfertigung des Sünders durch den Glauben allein“, der bei uns kaum noch eine Gränzmarke bildet, vielmehr ziemlich von Allen bekannt wird, von Jedem in seinem Sinne, für unsere Verhältnisse einer näheren Bestimmung bedürfte. Wir wünschen aber, daß es so nachdrücklich wie nur möglich und stets von neuem geltend gemacht werde, daß dies Bekenntniß in keiner Weise ein vollständiges ist, daß es nur zu unmittelbar praktischem Zwecke einige Hauptwahrheiten des Evangeliums heraushebt und über diesen nächsten Zweck hinaus keine Bedeutung hat. Sonst könnte es gar leicht den Eifer lähmen, in Bezug auf alle Punkte das Wort Gottes zu erforschen und seines Willens gewiß zu werden, und einem leidigen oberflächlichen Indifferentismus Vorschub leisten, zu dem die menschliche Trägheit und Glaubensschwachheit so geneigt ist. Eine Kirche, die bloß bei diesen Punkten stehen bliebe, würde bald auch diese verlieren. Die Geschichte lehrt, daß ein krankhaftes Streben, die Artikel des christlichen Glaubens zu vereinfachen, bald dahin führt, daß auch das Wenige noch fällt, das man anfangs stehen lassen wollte.

Ferner, wir sind der Meinung, daß die Evangelische Vereinigung die beiden ersten unter den drei Aufgaben, die sie sich gestellt hat: „das hin und her zerstreute Volk Gottes in eine innigere Gemeinschaft brüderlicher Verbindung zusammenzuführen“ und: „die wesentliche Einheit der Kirche Christi sichtbarer zu machen“, um so sicherer lösen wird, je rascher und energischer sie an die Lösung der dritten geht: „ein besseres Zusammenwirken der ganzen Christenheit sowohl zu ihrem Schutze als zu ihrer Ausbreitung einzuleiten“. Bedeutende Unternehmungen, im Geiste evangelischer Bruderliebe entworfen, geleitet und besprochen, müssen diesem Geiste immer mehr Eingang verschaffen. Dagegen droht fortdauernden bloßen Unionsbesprechungen die Gefahr, in Erhitzungen, Übertreibungen und leere Wortmacherei zu gerathen, eine Gefahr, an der bald das ganze Werk scheitern müßte. An den Verhandlungen der Liverpooler Konferenz wird der christliche Leser sich herzlich erbauen und erquickern. Aber es wird kaum möglich seyn, daß ihr viele von gleicher Erbaulichkeit nachfolgen, ohne daß eine kräftige Praxis an die Seite der trefflichen Theorie tritt. Dahin zu wirken verleihe der Herr der Kirche namentlich der Londoner Konferenz seinen Segen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 1. August.

N. 61.

Das Ältesten-Amt in der apostolischen Kirche und das moderne Presbyteriat.

(Schluß.)

Die verschiedenen Versuche in den reformirten Gemeinden, neben den eigentlichen Inhabern des geistlichen Amtes sogenannte Älteste einzuführen, beruhen zwar auf einem richtigen Gefühl der Unzulänglichkeit der bis dahin in den Gemeinden thätig gewesenen Kräfte, zeugen aber von großer Unklarheit in der Auffassung der Verhältnisse in der apostolischen Kirche und von sonderbarer Verwechselung ganz verschiedenartiger kirchlicher Ordnungen.

In den apostolischen Kirchen war dafür gesorgt, daß eine Gemeinde zur Erhaltung und Vervollkommenung ihres inneren Lebens nicht auf die Thätigkeit eines einzelnen Menschen beschränkt seyn sollte. Die Apostel bestellten, wie wir oben gesehen haben, in großen Gemeinden Älteste, *) die durch die Mannigfaltigkeit ihrer Gaben eine gesunde und allseitige Förderung der ihnen anvertrauten Seelen wirkten.

Auch war zur Zeit der Apostel dafür gesorgt, daß solche Männer in den Gemeinden, die sich ganz besonders durch ein gefördertes und lebendiges Christenthum auszeichneten, die voll heiligen Geistes und Weisheit waren, zum Dienste der Gemeinde, zunächst zur Armenpflege und zur Handreichung und Hülfe der Ältesten konnten ausgeschieden werden. Das Diakonen-Amt war in der apostolischen Kirche das eigentliche Organ zur Bethätigung und Mitwirkung der Gemeinde an dem gemeinsamen Werke, das in Christo gewirkt wurde (vgl. Apostelgesch. 6.).

Diese Bedürfnisse einer jeden christlichen Gemeinde, soll sie gedeihen und am inneren Leben wachsen und zunehmen, durch verschiedene und sich gegenseitig ergänzende Gaben mehrerer Männer erbaut, genährt, belehrt, gepflegt und gezüchtet zu werden, und zugleich unter sich Männer zu haben, die aus ihrer eigenen Mitte hervorgehen, und die sich recht eigentlich dem Dienste der Gemeinde widmen, um ihrer Brüder willen sich selbst verläugnen, das vermittelnde Glied zwischen den Geistlichen und den Gemeindegliedern bilden, sich der Armen, Kranken und Verlassenen annehmen und den Segen des Hauses Gottes bis an das kleinste und letzte Glied der Gemeinde herabtragen, diese Bedürfnisse, die in den apostolischen Gemeinden durch das Ältesten- und das Diakonen-Amt ihre Befriedigung fanden,

haben die Reformatoren, namentlich unter den Reformirten, wohl gefühlt; in ihren Versuchen, dafür zu sorgen, haben sie aber nur höchst mangelhafte und in der Praxis sich schlecht bewährende Ordnungen zu Stande gebracht.

Nehmen wir die reformirten Gemeinden, wie wir sie faktisch vor Augen haben, so erkennen wir in ihren sogenannten Ältesten keine Spur von dem, was dies Amt in den apostolischen Gemeinden war. Eben so wenig finden wir unter ihnen ein apostolisches Diakonat. In der Schottischen Kirche läßt es sich wohl nachweisen, daß in der Theorie das Ältesten-Amt als ein geistliches aufgefaßt wurde; faktisch aber ist dort wie überall der Pfarrer oder Prediger der eigentliche und einzige Geistliche, und die Ältesten sind für die Gemeinden nichts weniger als Quellen geistlicher Segnungen.

Am allerweitesten entfernt von dem apostolischen Muster sind aber die neueren und neuesten Versuche, die Gemeinden mit Ältesten oder Presbytern zu versehen, wie ihnen denn auch nicht sowohl das Verlangen nach Vermehrung der Mittel und Kräfte zur geistlichen Stärkung und Erbauung der Gemeinde zu Grunde gelegen hat, als vielmehr das Streben nach Mitreden und Mitregieren in der Kirche, das in unseren Tagen denn auch rückhaltslos als das eigentliche Motiv der Forderung von Presbyterien ausgesprochen wird.

Was man hier unter Presbyterien versteht, ist nun nicht entfernt diejenige Ordnung der Ältesten, die wir in den apostolischen Gemeinden finden, vielmehr nichts weiter, als eine Repräsentation der Gemeinde, der ein kirchlich unklares und verworrenes Zeitbewußtseyn nebenher einzelne Attribute des geistlichen Amtes zu vindiciren sucht, was die Verwirrung über diesen Gegenstand aufs Höchste gesteigert hat und eine Verständigung täglich schwerer zu machen droht. — Dem apostolischen Zeitalter war eine solche Repräsentation der Gemeinde fremd und für sie weder ein Bedürfnis, noch auch Raum vorhanden. — Nun mag es immerhin seyn, daß sich bei dem inneren und äußeren Zustande unserer Gemeinden und ihrer Stellung in und zu dem staatlichen Organismus die Anordnung einer solchen Repräsentation in manigfacher Hinsicht empfiehlt, wie ihr denn namentlich etwa einige der Funktionen übertragen werden könnten, welche in der Lutherischen Kirche von den Kirchenvorstehern ausgeübt werden; *) allein es gilt dann, sich vollkommen klar und bewußt zu bleiben,

*) Von dieser so segensreichen Ordnung, die bekanntlich in der nachapostolischen Zeit lange fortdauerte, haben wir seit Jahrhunderten nur ein schwaches Zeugnis und eine klägliche Ruine in den Stiftsgeistlichen oder Canonicis bei den Kathedralen.

*) Zugleich würde es uns durchaus recht und billig dünken, für diese Kirchenvorsteher einen anderen Ernennungsmodus einzuführen, als den jetzigen durch den Patron, zumal derselbe die Bestimmung vieler der älteren Kirchenordnungen gegen sich hat, die hier ganz sachgemäß ein Wahlrecht der Gemeinde anerkennen.

daß es sich solchen Falls nicht um Aufrichtung eines der Kirche verordneten und in der apostolischen Verfassung begründeten, mit besonderen Verheißungen ausgestatteten Amtes handelt, sondern um eine menschliche Einrichtung, die, bloß um der Zweckmäßigkeit willen getroffen, auf die Autorität und Weihe einer der Kirche immanenten Ordnung keinen Anspruch hat.

Insofern sich von allen Gemeindegliedern sagen läßt und gesagt werden muß, daß sie Priester des Höchsten seyn sollen, kann dies nun auch von den gewählten und etwa kirchlich bestätigten Gemeindevertretern gesagt werden, und insofern scheint es nicht unbegründet, wenn diese Einrichtung, wie häufig geschieht, auf das allgemeine Priesterthum der Christen zurückgeführt wird. Allein dies hat eben nur in so weit Wahrheit, als die Gemeindevertreter schon in ihrer Eigenschaft als Gemeindeglieder Priester sind; denn gerade die priesterlichen Funktionen, wozu alle Christen in der heiligen Taufe geweiht und berufen sind, grade diese Funktionen lassen sich nicht übertragen. Was also den Gemeindevertretern an christlich-kirchlichem Charakter kraft des allgemeinen Priesterthums zukommt, kommt ihnen nicht als solchen, sondern als Christen überhaupt zu, und für Bestimmung und Abgränzung ihrer Stellung als Gemeindevertreter müssen wir uns daher nach anderen Normen umsehen.

Diese bieten sich einfach und von selbst in dem Rechtsbegriff der Vertretung, als welcher Inhalt, Umfang und Schranke des Verhältnisses klar und bestimmt anzeigt. Ein Vertreter, ein Bevollmächtigter kann nicht mehr Rechte haben, als demjenigen, den er vertritt und zu vertreten hat, als seinem Vollmachtgeber zustehen, und daraus folgt von selbst, daß diesen Gemeindevertretern — mag man sie ungebührlicherweise auch als Älteste oder Presbyter bezeichnen — andere und mehrere Rechte nicht übertragen werden können, als welche den einzelnen Gemeindegliedern, beziehungsweise der Gesamtheit der Gemeinde zustehen, daß sie insbesondere also auch diejenigen Funktionen nicht ausüben oder auch nur daran Theil zu nehmen haben, zu deren Wahrnehmung das geistliche, das eigentliche Presbyteramt, in der Kirche aufgerichtet ist. In Bezug auf letzteres und seine Stellung in und zu der Gemeinde und Kirche muß es sich vielmehr ganz gleich bleiben, ob die überhaupt zur Theilnahme am Kirchenwesen berechtigten Gemeindeglieder diese ihre Theilnahme einzeln in Person, oder aber ob sie solche durch Vertreter ausüben, und nimmermehr darf daher aus einer Gemeindevertretung irgend welche Schmälerung und Beeinträchtigung der Attribute des geistlichen Amtes zu begründen versucht werden.

Alle diese Folgerungen ergeben sich mit Nothwendigkeit aus dem einfachen Rechtsbegriff der Vertretung und deshalb thut es Noth, denjenigen, welche sich bona mente mit dem modernen Presbyteriat so leicht befreunden, dringend an's Herz zu legen, sich zunächst und vor Allem nur das klar zu machen, daß dieses Presbyteriat nichts Anderes ist und seyn will, als eben eine bloß äußere Vertretung der Gemeinde und mit nichts ein geistliches Amt in der Gemeinde.

Woher käme es denn auch, daß diese Presbyter nicht ordnirt, daß sie zum Dienst in der Gemeinde und Kirche nicht

geweiht werden? Woher käme es, daß man sie nicht auf Lebenszeit wählt, sondern gleich den Repräsentanten bürgerlicher Communen und Interessen in schnellem Turnus ausscheiden läßt? — Wir sehen darin einen richtigen Takt und ein stillschweigendes aber beredtes Zeugniß von der wahren Natur ihrer Stellung, müssen nun aber insonderheit bei denen, die sich Sinn und Blick für kirchliche und apostolische Ordnung noch einigermaßen offen gehalten, auch alles Ernstes darauf dringen, dieses Zeugniß nicht in den Wind zu schlagen, um sich den wahren Charakter ihrer Presbyter klar zu machen.

Deshalb ist es ferner aber noch von größter Wichtigkeit, daß der Sache der rechte Name gegeben werde. Es kann nicht fehlen, daß sich mit der Bezeichnung „Älteste, Presbyter Presbyterium“ sofort die Vorstellung besonderer kirchlicher Funktionen und Attribute verbreitet und das ganze Institut einer schiefen Auffassung preisgegeben wird. Frage man aber nur unsere Presbyterialen, ob sie eine Vermehrung der geistlichen Kräfte in den Gemeinden wollen, ob sie ihre Presbyter als Träger und Spender geistlicher Segnungen, Zucht und Ordnung sich denken? — Die lautesten Eiferer werden, wenn anders sie ehrlich Rede stehen, am bestimmtesten mit Nein antworten und nicht damit zurückhalten, daß es ihnen darum durchaus nicht zu thun ist. Denn Rechte wollen sie und zwar Rechte ohne Pflichten. Herrschen wollen sie im Hause des Herrn, wo sie doch zuerst dienen und dienen lernen sollten. — In der That würde es leicht seyn, des Näheren zu zeigen, daß bei denselben Personen und beziehungsweise Genossenschaften, die am ungestümsten Presbyter und Presbyterien fordern, die öffentlich dafür petitioniren und demonstrieren, alle Maßnahmen, die auf Vermehrung der kirchlichen Erbauungsmittel und Verstärkung der geistlichen Kräfte gerichtet sind, Mißtrauen und so viel an ihnen ist, Hemmung und Widerstand finden. Was wir daher zur Wahrung klarer Verhältnisse und zur Abwehr verderblicher Illusionen mit allem Ernst und Nachdruck geltend machen müssen, ist dies, daß nach dem wirklichen und wahren Sachbestande auch Name und Berufskreis solcher Gemeindevertreter gewählt, bestimmt und unter der Firma kirchlich-apostolischer Ordnungen nicht Einrichtungen sanktionirt werden, die wir, wie bemerkt, zwar als zulässig und möglicherweise auch als ersprießlich gelten lassen, die nimmermehr aber die der Kirche verordneten Ämter ersetzen können oder in deren Attribute eingreifen dürfen.

Vorausichtlich würde die Anordnung einer solchen, in den richtigen Schranken gehaltenen Gemeindevertretung unsere Presbyterialen nicht zufrieden stellen, und gern pflichten wir ihnen darin bei, daß den kirchlichen Bedürfnissen der Gegenwart damit nicht genug gethan werden kann. Ja wir gehen weiter, wir anerkennen willig, daß mehr für die Betheiligung der Einzelnen beim Gemeinde- und Kirchenwesen geschehen müsse, wir wünschen mit ihnen, daß der Zeitpunkt einer solchen Betheiligung recht bald komme, daß diese Betheiligung eine recht allseitige, wirksame und tiefeingreifende werde. Ja sicherlich, wir überbieten sie wo möglich in dieser Beziehung, aus allen Kräften unserer Seele ersuchen wir ein vielgestaltiges, reiches, blü-

hendes Gemeindegewesen — solche Blüthe aber, die dem blutgedüngten Boden auf Golgatha entsprossen, solchen Reichtum, der außer in Christo sich arm fühlt und seine höchste Bestimmung in steter Selbstentäußerung im Dienste Christi und der Brüder findet.

Von solchem der Kirche eingeordneten Dienste — *diakonia* — berichtet uns die heilige Schrift, und wie wir seiner schon oben als eines von den Aposteln geordneten, recht eigentlichen Gemeindegewesens gedacht haben, so verweisen wir hier nochmals und recht dringend auf ihn alle diejenigen, welche für größere Betheiligung am kirchlichen Gemeindegewesen in die Schranken treten. Im Diakonen-Amt bietet sich ein weiterer Wirkungs- und Berufskreis für recht innerliche, tiefe und wirksame Betheiligung am Gemeindegewesen und hinwiederum bietet die Gegenwart der Reime und Kräfte die Fülle für dies zum großen Nachtheil und Vorwurf unserer Kirche so ganz in Verfall — nicht gerathene, sondern — gelassene Gemeindegewesensamt. Denn nur eines Blicks bedarf es über das weite Gebiet der regen und rührigen Vereinsthätigkeit, die der lebendige Glaube unter uns in's Leben gerufen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß die Vorbedingungen zum Diakonat nach einer Seite in der That in reichem Maße vorhanden sind, nur eines Blicks aber auch, um sich zu sagen, daß die hier waltenden Triebe dringend der Pflege und heiligenden Zucht der Kirche bedürfen, um von dem eigenwilligen Subjektivismus und eitlen Scheinwesen erlöst zu werden, woran sie, wird ihnen nicht bald Hülfe und Pflege zu Theil, ohne dauernde Frucht für die Gemeinde in Nichts zu zerfahren drohen.

Hier ist der Punkt, auf den unsere Gemeinde-Reformer ihren Blick richten, hier der Punkt, wo wir ihnen bereit die Hand bieten sollten. Der glaubensvolle Liebesdrang, sich mit Herz und Hand um des Herrn willen in der Ordnung der Kirche dem Dienst der Brüder zu weihen, das sey der Prüf- und Probierstein der Bestrebungen um Reform unseres Gemeindegewesens. Die Diakonie sey die Pforte, durch welche die Gemeindeglieder zur Betheiligung am Gemeindegewesen zugelassen werden. Dies Gebiet ist weit, die Pforte aber ist eng und schmal; das Selbsteigene, was uns Adamskindern anklebt, geht nicht hindurch, die Höcker und Auswüchse unseres natürlichen Menschen müssen zuvor abgethan werden. Nur der Glaube öffnet die Pforte, nur die glaubensvolle Liebe dringt hindurch. Wer den Fuß auf die Schwelle setzt, der sey an den Vorgang des heiligen Stephanus erinnert. Ist's auch nicht, daß die Welt die Bekenner des Herrn heut mit Selbstseinen tödtet, die als Zeichen seines Märtyrertodes die kirchlichen Bilder des ersten Diakonen schmücken, so hat sie doch auch heut noch die Steine des Hasses und der Verfolgung für diejenigen bereit, die in Treue des Bekenntnisses und in aufopferndem Liebesdienst dem Vater der Diakonen nachfolgen wollen. Nicht zu vergessen ist, daß er, der erste Diakon, auch der erste Märtyrer war.

Wollen unsere Gemeindeglieder im Hinblick auf ihn durch die Pforten der Kirche einziehen, so heißen wir sie von Herzen willkommen im Heiligthum. Ist's aber, daß ihnen sein Bild

nicht zusetzt und die Steine im Gewande des Heiligen ihnen ein schlechter Zierrath dünken, so mögen sie fern und die Pforten einstweilen noch geschlossen bleiben, damit das Heiligthum nicht entweiht und der glaubens- und bekenntnißlosen Masse nicht zur Beute werde. Wir schließen aber mit dem Wunsche, daß die Pforten sich bald öffnen wollen und die Gläubigen einziehen in wallenden Schaaren, daß sie recht innig und tief und wirksam sich betheiligen an der Gemeinde und an der Kirche, die da ist der Leib unseres Herrn Jesu Christi.

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung.)

Wenn nun ein Geschichtschreiber mit dem N. T. völlig unbekannt ist und doch über die Entstehung des Christenthums unter einem Volke, dessen Glaubens- und Lebensboden eben dieses A. T. war, und das auf diesen von ihm theilweise verlassenem Boden durch die Wirksamkeit des Täufers, dann Christi selbst und seiner Apostel aus den Menschenfahrungen der Schriftgelehrten reformatorisch zurückgeführt wurde, etwas sagen will, was kann da Anderes erfolgen, als eine totale Verkehrung? Und wenn das N. T., das als der Schlüssel des A., bei jeder irgend eindringenden und unbefangenen Auffassung zu einem nothwendigen Correctiv der leider noch immer so verbreiteten unwissenschaftlichen Vorurtheile über die Lehre des N. T. werden muß, wenn dieses grade umgekehrt nach einem aus der leichtesten Auffassung geschöpften Einsinn vom durchgreifenden Gegensatz des Judenthums und der Paulinischen Lehre gemodelt, wenn Bücher, die nun einmal, mögen sie stammen woher sie wollen, die ehrwürdige Quelle des Völkerlebens geworden sind, mit einer alle Gränzen der Glaublichkeit übersteigenden Anmaßung als geistlose, auf elende Combinationen gebaute, ohne Einsicht in die Tiefe der Gegensätze oberflächlich vermittelnde Nachwerke behandelt werden, da ist es nur eine gerechte Strafe, welcher die Thorheit sich selbst ausliefert, daß auch das Verstandniß dieses Theils der heiligen Schrift als beinahe erloschen dasteht, so daß es kaum möglich erscheint, mit Männern dieser Schule über den Sinn eines Capitels in der Bibel jemals sich verständigen zu können. Hat doch der allgemeine Grundsatz, der bei Auslegung jedes in seiner Art vollendeten Geisteswerks gilt, daß nur Demuth, Hingabe und besonnene Forschung das Verstehen möglich macht, von jeher bei der heiligen Schrift eine vorzügliche Geltung gehabt.

Ein zweiter Grundzug dieser Kritik ist die völlige Entfremdung vom christlichen Bewußtseyn und Leben, die so weit geht, daß weder die objektiven Gestalten desselben irgend gewürdigt werden, noch auch das Einzelleben christlicher Charaktere eine auch nur einigermaßen auf ihren Standpunkt eingehende und sie aus sich selbst heraus erfassende Beurtheilung findet.

In ersterer Beziehung ist es diesen Herren völlig verbor-

eine kirchen- und gemeinschaftsbildende Kraft ist; sonst könnte es ihnen nicht einfallen, zu meinen, der Apostel Paulus habe bei seinem Wirken in Corinth (B. 498., Schw. I. 150. 181.) und sonst gar kein Interesse für kirchliche Einrichtungen gehabt und die Forderung der Lehreinheit, wie die der Kultuseinheit und Ordnung sey eine ganz unpaulinische, rein jüdische Idee. Um von den Gegenzeugnissen (z. B. Gal. 1, 8. Röm. 12, 3 ff. 1 Cor. 12, 4 ff.) zu schweigen, wie ist es denn nur denkbar, daß die neuen Gemeinden auch nur ein Jahr bestanden ohne Organismus? wie konnte Paulus, der selbst eine lebendige Darstellung der Einheit aller verschiedenen Ortskirchen war, der sich mit Gemeinden, die er noch nie gesehen, durch die Glaubensgemeinschaft verbunden fühlte, von einem Zusammenhang der Kirchen und von einem Amt ihrer Vertretung nichts wissen? Selbst die subjektivsten Formen des Christenthums, wie sie der Pietismus des vorigen Jahrhunderts hervorbrachte, haben doch allenthalben Gemeinschaften gegründet und nur in diesen ihre Existenz gefunden. Was aber die Verfassung betrifft, so sind unsere Kritiker vielleicht die einzigen, die gar nichts mehr von dem empfinden, was die christliche Kirche von Anbeginn an in derselben gesucht hat, und wovon uns die sieben Sendschreiben der Apokalypse ein so schönes, von den Gegnern selbst als urkundlich anzuerkennendes Bild geben, davon nämlich, daß hier ein Abbild gegeben seyn soll des Verhältnisses zwischen Christo und der gesammten Kirche, eine sichtbare Unterlage zur Entwicklung derjenigen Gesinnung, die das Lebenselement der Kirche ausmacht, nämlich der hingebenden Liebe einer, der erbarmenden Liebe andererseits. Diese Gesinnungen müssen einen sichtbaren Anhaltspunkt haben, um erzen zu werden für das unsichtbare Endziel; es gilt auch in dieser Beziehung das: „wer den Bruder nicht liebt, den er sieht, wie kann der Gott lieben, den er nicht sieht?“ Wer irgend den Geist zu schätzen weiß, der in den Briefen des Apostels Paulus weht, der wird keines Zeugnisses bedürfen, um gewiß zu seyn, daß das Daseyn eines kirchlichen Organismus von ihm nur darum in den vier ersten Briefen nicht gefordert wird, weil er es voraussetzt, wobei sich eine Veränderung und Entwicklung theils im Verlauf der Zeit, theils nach den Unterschieden der Orte (so erklärt sich z. B. an den kirchlichen Verhältnissen der Gemeinde zu Corinth in der ersten Zeit Manches aus dem Umstand, daß der Synagogenvorsteher Crispus übergetreten war) von selbst versteht. Den neuen Kritikern aber ist alle und jede Kirchengründung eine mit unelbstständiger Geistesarmuth herübergenommene Erbschaft des Judenthums, insbesondere aus den Freimaurerlogen des Essäerbundes entstanden (Schw. II. 184.); ihre spätere Ausbildung ist ihrem innersten Princip nach aus dem Bedürfnis entstanden, sich der Gnostiker zu erwehren, gegen welche die theoretischen Mittel nicht mehr ausreichten; somit eine Hierarchie der elendesten Art, die, an der Siegeskraft ihrer Lehre verzweifelnd, nach dem Stab

der Gewalt greift, um sich die Majorität zu sichern (vgl. Schw. II. 150—152.), wobei der bisherige Gegensatz der Petriker und Pauliner vergessen wird über der gemeinsamen Gefahr (195.). Ich darf es fest aussprechen, auf einer solchen Basis von Geistessträgheit und roher Herrschbegier läßt sich etwa die Verfassung eines Sottentottenkrais aufführen, aber schon alle edleren Gebilde des politischen Lebens, z. B. die Parteilungen des Griechischen Staatslebens, entziehen sich ihrem Kern nach einem so gemeinen Maßstab; wie viel weniger kann mit dem Geiste, aus dem der Tempel der Kirche hervorgegangen ist, eine solche aller objektiven Sittlichkeit baare Geschichtsanschauung vereinigt werden. Auf demselben Boden steht die Ansicht über die Grundlagen der Lehre und den Kanon. Das alles muß erst im Kampf mit den Gnostikern entstanden seyn, wenn gleich schon das Daseyn von auch nur vier ächten Paulinischen Briefen unwidersprechlich das Vorhandenseyn einer kirchlichen Tradition, und zwar nicht einer vagen Erzählung, sondern einer geregelten Erhaltung dieser Briefe im Bewußtseyn der Gemeinde, d. h. einer kirchlichen Anagnosis beweist. Davon keine Spur bei unseren Kritikern, daß eine Religion, die in ihrem angeblichen Petrinischen wie Paulinischen Zweige allen Nachdruck des Glaubens auf eine Thatfache, auf ein geschichtliches Faktum setzt, die dabei in beiden angeblichen Zweigen eine besondere apostolische Lehrautorität feststellt, niemals ohne Lehrkanon und schon gegen Ende der ersten Generation nicht mehr ohne authentische oder für authentisch gehaltene Lehr- und Geschichtsurkunden bestehen konnte. Wie ärmlich ist der Schluß, weil sich die Apologeten hauptsächlich nur Alttestamentlicher Citate bedienen, so folge die Nichtexistenz einer Neutestamentlichen für inspirirt gehaltenen Schrift! Die Apologeten mußten Citate nehmen nicht für sich, sondern für die, die widerlegt werden sollten, für Juden und Heiden. Für beide hätte ein Neutestamentliches Citat nicht den mindesten Werth gehabt; Alttestamentliche aber bewiesen für die Juden unmittelbar, für die Heiden wenigstens mittelbar vermöge des darin liegenden Arguments aus der Weissagung, oder sofern damit überhaupt irgend eine alte Autorität genannt werden konnte. Der obige Schluß ist also ungefähr eben so gut, als wenn man umgekehrt aus den Citaten der Apologeten beweisen wollte, daß sie die sibyllinischen Bücher für kanonisch gehalten hätten. Auch in diesem Punkte fühlt man die Verblendung durch, die, weil sie selber meint auf eigenen Füßen stehen und einer authentischen göttlichen Offenbarung für ihre Überzeugungen entbehren zu können, dieses nun auch auf die Christengemeinde überträgt und träumen kann, die junge Kirche habe ihren über das A. T. auch auf Petrinischer Seite höchst wesentlich hinausgehenden Glauben dem Zufall und Zeitgeist preisgegeben und es sey ihr das Bedürfnis authentischer Urkunden gar nicht eingefallen.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 5. August.

N^o 62.

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung.)

Wie wir aber auf diese Weise den objektiven Charakter des christlichen Lebens völlig verkannt sehen, und zwar sowohl in den Merkmalen, die überhaupt von der Objektivität einer sittlichen Erscheinung, als in denen, die von dem specifisch christlichen Charakter bedingt sind, so ist auch die Beurtheilung des christlichen Lebens in Individuen aufs Traurigste verwahrloßt. Und dies kann uns freilich noch weniger befremden. Wenn man, um die Charaktere der Athensischen Blüthezeit zu verstehen, die politische Grundgesinnung, auf der sie ruhen, innerlich erlebt haben muß, wenn ein Sokrates demjenigen, der von Sängern des Lebens an erkannte Wahrheit nichts weiß, ein ewiges Räthsel bleiben muß, so können Männer, die selbst keinen persönlichen Gott kennen, folglich auch von der Gesinnung, die man gegen einen solchen hegen kann, keinen Funken in sich tragen, unmöglich befähigt seyn, die Charaktere der Apostel und ihrer Nachfolger, bei denen eben jene Gesinnung das Ein und Alles ist, zu verstehen und zu würdigen. Zu den Mißgriffen, wozu dieser Uebelstand nothwendig führen mußte, gehört vor Allem das Urtheil über die supponirten Verfasser der für unächt gehaltenen Bücher. Wenn der Apostelgeschichte von Baur 130 ff. vorgeworfen wird, sie habe absichtlich den Streit mit Petrus in Antiochien verschwiegen und zur Täuschung der Leser den mit Barnabas eingeschoben, und unzählige ähnliche Unwahrheiten zum Theil noch größerer Art, wenn der Verfasser des zweiten Briefes an die Thessalonicher die Worte 3, 17. ausdrücklich deswegen beigefügt haben soll, um den Verdacht der Unächtheit fern zu halten (B. 490.), wenn die meisten Neutestamentlichen Schriften als irenische die wichtigsten Lehrdifferenzen absichtlich bei Seite legen, um den Schein der Einigkeit zu erwecken und dadurch von den Gegnern ein Anerkenntniß ihres Apostels und ihrer Richtung zu erschleichen, und was dergleichen mehr ist (denn um alle Unsittlichkeiten aufzuzählen, die diesen angeblichen Fälschern zur Last gelegt werden, bedürfte es eines eigenen Artikels) — so folgt unmittelbar, daß diese Verfasser keine Christen waren; es folgt dies für Jeden, der selber einige Erfahrung im christlichen Leben hat, auf eine unwiderlegliche Weise. Waren sie aber keine Christen, so konnten sie diese Schriften weder schreiben, noch kirchlich zur Geltung bringen. Sie von hat freilich Dr. Baur keine Ahnung. Ihm ist der Verfasser des Briefes an Philemon ein tief vom christlichen Bewußtseyn durchdrungener Mann mit sammt der supponirten Unterschiebung seines Briefes. Noch bedeutender aber wird die Frage, wo es

sich nach beiderseitig anerkannten Urkunden um die Beurtheilung der geschichtlichen Persönlichkeiten der Apostel selbst handelt. Und hier ist das Baur'sche Werk ein fortlaufender Beweis, daß dem Kritiker jede Idee eines christlichen Charakters gänzlich abgeht. Da wird die Gewißheit seines Apostelberufs auf das Bewußtseyn seiner geistigen Kraft, seine evangelische Freiheit auf die Autonomie der Vernunft zurückgeführt. Als Princip seiner Lehre soll er die vernünftige Beweisbarkeit, als Grund seiner Autorität in ächt radikalem Sinn den Erfolg anführen: „ich bin einmal (B. 124 f.) thatsächlich der Apostel der Heiden und hätte die Heiden nicht zum Evangelium bekehren können, wenn ich nicht mein Evangelium auf den Grundsatz der Freiheit vom Gesetz gegründet hätte; wer will also mit der Behauptung gegen mich auftreten, daß nicht auch diese Form des Evangeliums das gleiche Recht der Existenz hat u. s. w. — das mußten die Judenapostel anerkennen.“ Mit diesen Gesinnungen und Rechtsgrundsätzen, die wie aus dem Munde eines hochmüthigen Völsführers genommen sind, harmonirt es, wenn dem Apostel (B. 329.) ein jesuitisches Einlenken zugeschrieben wird, womit er, als das von ihm in gewagter Übereilung angekündigte Straf-wunder nicht eintrat, den Schein der Wunderkraft zu retten sucht, als ob er freiwillig von jenem beabsichtigten Wunder wieder abgegangen wäre. Damit harmonirt ferner der verhaltene Groll, die innerliche Gereiztheit gegen Petrus und die anderen Apostel, die nach Schw. I. 158. aus dem Galaterbriefe spricht, die „ironischen Seitenblicke“ auf die „gar hohen Apostel“, der wegwerfende Ton gegen sie. Aber das will nicht harmoniren, daß ein Charakter solcher Art ein Apostel seyn soll. Wer das glauben kann, der hat in der That nicht die mindeste Vorstellung von christlichem Sinn und Leben. Und wie bei den Aposteln, so bei den übrigen Lehrern und Führern der ältesten Kirche. Überall stehen Parteiinteressen im Vordergrund und zwar persönliche Parteiinteressen, und dies sollen wir für ein großartiges Schauspiel der Fortbewegung des Weltgeistes, und die Träger jener selbststüchtigen, ehegeizigen, durch und durch weltlichen Motive für religiöse Genies halten, deren Produkte die geistige Nahrung der Menschheit für zwei Jahrtausende wurden. Von einer solchen Geschichtsansicht, die das Heiligthum des christlichen Charakters, die selbst das Menschlichgroße und Götliche in die Nachbarschaft niedriger Triebfedern des feinen, heuchlerischen Eigennutzes herabzieht, können wir uns nur mit Mitleiden abwenden.

Wenn wir somit dieser Kritik in Beziehung auf ihren eigentlichen Gegenstand, den christlichen Gemeindeggeist, dessen Genesis sie zu geben sich vermüßt, den Mangel der elementaren Kenntniß sowohl der Urquellen, als der Sache selbst in ihrer Lebendigkeit zum Vorwurf machen müssen, so ist hiemit die vorange-

stellte Anklage der Unchristlichkeit hinreichend begründet. Es bleibt uns übrig, noch einen Blick auf die wissenschaftliche Bedeutung und den Werth dieser Kritik, als Erscheinung im Gebiet der Geschichtsforschung zu werfen. Denn auch dieser Punkt kann der Kirche nicht gleichgültig seyn; sie muß wissen, ob das Schwert, mit dem sie angegriffen wird, von gutem Stahl und wohlgeschliffen ist, oder ob der Angriff schon von Außen als Ausfluß nicht der irreführenden Einseitigkeit des Wissens, sondern der eigensinnigen Verblendung erscheint.

An dem Beruf der Baur'schen Schule zur Geschichtschreibung des Urchristenthums, müssen wir im Blick auf ihre Resultate — von deren Wahrheit und Unwahrheit abgesehen — im Voraus einen starken Zweifel hegen, wenn wir bedenken, was sie aus dieser Geschichte machen. In kritischer Hinsicht ein Convolut von Fälschungen, die sich gegenseitig unter einander bezeugen, theils weil die Verfasser mittäuschen wollen (so das Verhältniß des ersten und zweiten Thessalonicherbriefes, der Pastoralbriefe unter einander, des Epheser- und Colosserbriefes, nach Baur), theils weil sie getäuscht sind (so nach Schwegler der Verfasser des zweiten Briefes Petri im Verhältniß zum übrigen N. T., der des Ev. Marci gegenüber dem Johannes und der Apostelgeschichte). Sie meinen zwar hieraus noch mit großer Genauigkeit das Wahre entwirren zu können; aber es muß sich gewiß ihnen selbst das Gefühl ausbringen, daß, wenn die Quellenliteratur des Urchristenthums in dem von ihnen supponirten Zustand der Verderbnis sich befindet, jede Bemühung zur Restauration des verloschenen Bildes nur zu Träumen und Einfällen führen kann, und alsdann die Geschichte des zweiten Jahrhunderts für eben so dunkel und unaufhellbar gelten muß, wie etwa die der Tarquinier es nach der Niebuhr'schen Auffassung ist, ja daß unter dieser Voraussetzung alle Mittel fehlen, um die Originalität der erwanigen ächtapaulinischen Schriften nachzuweisen, wie ja bereits ein Giese die Unächtheit sämtlicher apostolischen Briefe ausspricht, in dem richtigen Gefühl, daß eine Unterscheidung zwischen Aechtem und Unächtem in einem so total verworrenen Knäuel der Fälschungen Thorheit ist. Aber auch angenommen, diese unkritischen Unterscheidungen und die ganze Baur-Schwegler'sche Hypothese ließe sich unter den gegebenen Voraussetzungen einigermaßen zu historischer Wahrseheinlichkeit bringen, so ist das Resultat ein so trostloses, wie es noch von keiner vermeintlichen Enthüllung auf dem Gebiet der Geschichte, selbst Bossen's Antisymbolik nicht ausgenommen, geboten worden ist. Davon scheinen freilich unsere Kritiker gar keine Ahnung zu haben, daß das, was sie uns als urchristliche Geschichte darbieten, dieses rabbinische Judenthum mit seiner Beschränktheit, seinem Zelotismus, seinem hierarchischen Instinkt, dieser in Wuth hiegegen verbissene, auf seine eigene Vernunft und Gedankenfreiheit pochende, auf möglichstes Geltendmachen einer ihm von Niemand gegebenen Amtsgewalt jesuitisch bedachte Paulus, dieser jüdische Austausch von Concessionen in den heiligsten Glaubens- und Gewissenssachen zwischen den beiden Parteien — daß dies alles ein Schauspiel der tiefsten moralischen Verwesung wäre. Der Gewinn der Entdeckung —

angenommen daß sie wahr wäre — bestände also darin, aus den gemeinen Intriguen persönlicher Eifersucht, verächtlichen Wissensdünkels und fanatischen Sektenhasses die Religion der Menschheit, die heilige Lehre von der Einheit Gottes mit den Menschen und alle Früchte der sittlichen Erneuerung hervorgehen zu sehen. Wir müssen billig bezweifeln, ob dieses Resultat im Stande ist, die ächte Begeisterung, die die Mutter der Geschichtschreibung ist, hervorzuheben, oder vielmehr, ob nicht der dadurch erweckte Ekel das Interesse, das der Mensch allerdings für die Wahrheit hat, überwiegen sollte, besonders wenn bei den gegebenen kritischen Voraussetzungen gar kein Grund ist, überhaupt noch irgend etwas, also auch gerade dies, über das Urchristenthum auszusagen.

Aber auch die Aufgabe der Geschichtschreibung finden wir verkannt. Weniger trifft dieser Tadel allerdings das Werk, das sich den specielleren Gegenstand gewählt hat. Dennoch zeigt auch dieses im Kleinen denselben Grundfehler, der in's Große getrieben das Schwegler'sche Buch fast unlesbar macht. Dieser Grundfehler besteht darin, daß das Resultat alles eher ist, als das versprochene geschichtliche Bild. Von einer Monographie des Heidenapostels erwartet man nichts natürlicher, als daß der Geschichtschreiber von den Quellen aus, die er selbst als vollkommen urkundlich erkennt, die Hauptmomente darstellen, von hier aus die sich aus unreineren Quellen darbietenden Ergänzungen anreihen, die unächten Zusätze zurückweisen und so ein gesichertes Bild des Gegenstandes entwerfen werde. Statt dessen theilt Baur den historischen Theil seines Buchs (der dogmengeschichtliche dritte Abschnitt ist überhaupt von geringerem Belang) in zwei ganz geschiedene Theile, wovon der erste das Leben des Paulus, der zweite seine Briefe behandelt, da doch diese Briefe nach Baur die einzige verlässliche Geschichtsurkunde über sein Leben sind, und an den Briefen selbst, da der Lehrgehalt in den dritten Theil gehört, eben nichts zu betrachten bleibt, als die Momente für die Lebensgeschichte des Apostels. Da wird also die eigentliche geschichtliche Erörterung von der Untersuchung über die Lebensgeschichte getrennt und ihr sogar nachgesetzt; was konnte also in der Geschichte selbst gegeben werden? Da hält sich Baur an die von ihm in allen irgend bedeutenden Angaben für untreu, theils mythisch, theils lügenhaft, erklärte Apostelgeschichte und hält, indem er alles Fleisch der Erzählung davon abnagt, die Knochen, für die ihm jede historische Bürgschaft fehlt, für ächte Geschichte. Er entwirft also den eigentlichen Lebensumriß doch wieder nach der Apostelgeschichte und läßt sogar ihre Angaben über die Reisesationen des Paulus gelten, und mit diesem auf einem kritisch ganz verlorenen Boden gewonnenen Bild tritt er dann an die Briefe des Apostels, um nachträglich dem Geripp einige Stücke concreten Inhalts anzuhängen. Es ist ein Verfahren, als wenn Niebuhr den ersten Band seiner Römischen Geschichte nach den Angaben des Livius über die Regierungen der einzelnen Könige hätte eintheilen und anordnen wollen, ein Verfahren, wobei zuerst das ganze Gebäude ohne Fundament in die Luft gestellt und dann einzelne Stücke der Grundmauern da und dort herum eingesteckt werden. Noch

weit greller aber zeigt sich die Unbekanntheit mit den Elementen der Geschichtschreibung bei Schwegler. Mit dem kühnen Titel: „Das nachapostolische Zeitalter“ tritt da ein Werk vor uns, das man richtiger eine Sammlung verschiedener kritischer Bemerkungen über eine ziemliche Anzahl von Schriften des ersten und zweiten Jahrhunderts, nebst einem Aufsatze über die Römische Kirche überschreiben müßte. Nicht einmal den Ansprüchen, die man an eine Geschichte der Hauptzeugnisse der christlichen Literatur jener Zeit machen könnte, entspricht das Buch; an jedem einzelnen Buch wird bloß die einzige Frage besprochen, wie es sich zu den (eingebildeten) Petrinern und Paulinern verhalte, als ob mit diesem ärmlichen Zug die Vielseitigkeit des geistigen Lebens, die in dieser Literatur auftritt, die tausendfachen Beziehungen zum Leben der Zeit und zu einem wie bewegten Leben, irgend könnte getroffen werden. Davon aber gar keine Idee, daß das Leben noch andere Kreise hat, als die der Literatur, daß der stolze Titel uns berechtigt, eine Darstellung des liturgischen und gottesdienstlichen, des kirchenrechtlichen und kirchlichpolitischen Lebens der Kirche, ihrer Siege und Niederlagen, ihrer Secten und Schismen, ihrer bedeutenderen Persönlichkeiten, ihres Verhältnisses zu dem Kulturboden, dem sie entstammt und der mit den elenden Kategorien des Judentums und Heidenthums nicht erschöpft ist, zu erwarten, von welchem allem größtentheils nichts, nur von der Gnosis und dem Kirchenregiment, und zwar bloß dem Römischen, eine in ihrer Abgerissenheit völlig werthlose Schilderung auf vier Bogen im Buch zu finden ist. Hätte es doch dem Kritiker, der sich I, 201. mit seinem Bewußtseyn über die Pflichten des Geschichtschreibers so viel weiß, gefallen, die Werke wirklicher Geschichtschreiber darauf anzusehen; er würde gefunden haben, daß es außer der Welt der Bücher noch eine andere, größere gibt, daß diese nur dann dargestellt wird, wenn man die leitenden Charaktere erkennt und würdigt und das Leben selbst in die Darstellung aufnimmt, nicht aber durch eine bloße, wenn auch noch so oft wiederholte, Angabe der abstrakten Principien, um die es sich gehandelt habe. Herr Schwegler's Buch ist ausgefallen, wie eine Geschichte der Reformation ausfallen würde, wenn man zuerst eine kurze Schilderung der katholischen Kirchenlehre gäbe, dann sagte, Luther habe sich mit derselben in scharffer Opposition befunden, hierauf eine Anzahl von theologischen Büchern aus der Zeit bis zum Westphälischen Frieden anführte und angäbe, wie sich jedes derselben gegen die katholische Kirchenlehre verhalte, ob für oder wider, und endlich etwa über die Sächsisch-Landeskirche eine kirchengeschichtliche Skizze beifügte. Man braucht dem gegenüber nicht den Namen Ranke's oder eines anderen Meisters zu nennen, schon der alte Seckendorff weiß besser, was man vom Geschichtschreiber erwartet. Vielleicht beruft sich Herr Schwegler auf die Dürftigkeit der Quellen; aber wenn er ihnen nichts Besseres zu entlocken wußte, wer zwang ihn denn, sich mit der Sisyphusarbeit zu beladen? Und überdies hat er ja fast den ganzen Kanon des N. T., also die inhaltreichste Literatur der Welt, erpreß dazu auf sein zweites Jahrhundert vertheilt, um dessen Lücken auszufüllen. Aber es geht

seiner Geschichtschreibung mit diesen Büchern nach den Worten Pharaos: „und da sie die hineingefressen hatten, merkte man's nicht an ihnen, daß sie die gefressen hatten, und waren häßlich gleich wie vorhin.“

Blicken wir von hier auf die Ausführung der historischen Arbeit, so lassen sich hier drei Punkte am Geschichtsforscher unterscheiden, seine Anschauung vom menschlichen Leben, der gemäß er das Bild formt, die kritischen Grundsätze, die er bei der Behandlung des Stoffs befolgt, und endlich seine Handhabung der herbeizuziehenden Hülfsmittel.

Was den ersteren Punkt anlangt, so ist er von besonderer Wichtigkeit bei Arbeiten, die durch Conjecturalkritik an die Stelle der Geschichte, wie sie nicht nur durch die Tradition, sondern auch größtentheils durch die unmittelbare Vortausage der Quellen gegeben ist, eine andere, angeblich richtigere, setzen wollen. Denn hier gilt es vor Allem, daß die Forscher, deren Arbeit der erste Meister in diesem Fach mit der eines nach Gesetzen der Möglichkeit restaurirenden Künstlers vergleicht, die allgemeinen Gesetze des Lebens und des geschichtlichen Geschehens kennen, um nicht auf Hypothesen zu verfallen, die noch unmöglicher sind, als das, was durch sie erklärt werden soll. Dieser Punkt ist aber ohne Zweifel der schwächste an der ganzen Baur'schen Kritik; denn hier kommt zur Anwendung, was man in den Schulen nicht lernen kann. Eine kurze Analyse des Schwegler'schen Werks wird dies zeigen. Das erste Buch behandelt das palästinenische, d. h. apostolische Zeitalter, weist an der Ur-gemeinde und den Säulenaposteln nach, daß sie judaisch gesinnt waren, zeigt, daß dagegen Paulus mit seiner aus seiner Stellung hervorgegangenen Lehre vom Universalismus und seinem Recht als Heidenapostel mit jenen im schärfsten Gegensatz stand, und daß man mit Recht jene Judenthümer Ebioniten nenne. Das zweite weist nach, daß das Hebräerevangelium das ursprüngliche jüdenchristliche Evangelium sey, daß Justin's Citationen auf dieses sich beziehen, daß es im Laufe der Zeit mannigfach verändert, namentlich endlich in einem gegen die Pauliner versöhnlichen Sinn redigirt worden und diese Redaction unser Matthäus sey, daß auf der anderen Seite das Evangelium Marcions das ursprünglich Paulinische sey, das aber im Laufe der Zeit mannigfach verändert, namentlich endlich in einem gegen die Petriener versöhnlichen Sinn redigirt worden und diese Redaction unser Lucas sey. Das dritte Buch behandelt die Römische Kirche, zeigt, daß sie judaisch gesinnt war (wobei die sogenannte Sage von der Anwesenheit des Petrus in Rom abgewiesen wird), daß der Hirte des Hermas, die Aussprüche Hesekiel's über die Römische Kirche und Justin's über die Judenthümer hievon seyen, und geht dann die Entwicklung der Römischjudaischen Literatur durch. Da sind nun zuerst die Clementinen, zwar noch ganz judaisch, sogar gegen Paulus feindselig, aber doch haben sie schon, nicht nur wie die älteren Ebioniten, das Opfer, sondern auch die Beschneidung und die unmittelbare Geltung des N. T. in seiner empirischen Gestalt fallen lassen, wobei in ihnen und den apostolischen Constitutionen gemeinsam die hierarchische Tendenz hervortritt, ferner

ist der Brief Jakobi zwar scharf antipaulinisch, nimmt aber doch Paulinische Elemente in den Begriff des Gesetzes, des Glaubens und der Rechtfertigung auf, endlich ist der zweite Brief des Clemens zwar auch ebionitisch, fängt aber schon an, das specifisch Abweichende der extremen Ebioniten in Bezug auf Christologie und Auferstehung zu bekämpfen. Eine zweite Stufe bilden dann solche Schriften, wo an die Stelle der Polemik Neutralität tritt. Dahin gehören das Evangelium Marci, eine zwar ebionitische Schrift, die aber bei ihrem Auszug aus Matthäus und Lucas beiderseitig das Specifische weglässt und sowohl in Bezug auf die streitigen Lehren, als Personen sich neutral verhält; ferner die Elementinischen Recognitionen, die (freilich etwas spät nach der sonstigen Zeitrechnung unserer Kritiker) auch die Identität des Christenthums mit dem Judenthum, die Gleichheit Christi mit den Propheten aufspüren, die Polemik gegen Paulus weglassen und in der Katholicität bereits zur ausdrücklichen Forderung einer exegetischen Tradition fortschreiten, endlich der zweite Brief Petri, der zu allen vorherigen Zugeständnissen noch eine ausdrückliche Anerkennung des Paulus hinzufügt. Auf der anderen Seite findet sich aber eine Reihe Paulinischer Schriften, die mit jenen in Opposition stehen, jedoch etwas nachgiebiger auftreten, weil sie sich im Nachtheil fühlen. Den Anfang bilden der erste Brief Petri, der seine ganz Paulinische Lehre dem Petrus in den Mund legt, um ihr die Autorität des Judenapostels zu verschaffen, und das *Κηρυγμα Πέτρον*, das eine förmliche Verständigung beider Apostel annimmt. In der Weiterentwicklung treten zuerst Schriften auf, die versöhnende Zugeständnisse machen. Dahin gehören das Evangelium Lucä, die Apostelgeschichte, die den Petrus im ersten Theil Paulinisch, den Paulus im zweiten Theil Petrinisch reden und handeln läßt, der Anhang (Cap. 15. 16.) des Römerbriefes, der im Namen des Paulus das Zugeständniß macht, daß die Juden allein ein Recht an's Christenthum hätten, der erste Brief des Clemens, der schon Glaube und Werke neben einander stellt und mit der Hierarchie liebäugelt, der Brief an die Philipper, dessen kirchlicher Hauptzweck (neben dem vorherrschenden erbaulichen) die Stelle 4, 2. 3. ist, wo die *Euodia* die jüdenchristliche, die *Synuche* die heidenchristliche Partei, der Geselle, nach Analogie der gnostischen *Synagogen*, Petrus bedeutet. Eine zweite Stufe bilden dann solche Schriften, wo an die Stelle der Polemik und Apologie Neutralität tritt, indem die Lehrgegensätze ignoriert werden und ein desto stärkeres Dringen auf dogmatische und politische Hierarchie an die Stelle tritt, nämlich die Pastoralbriefe, der Brief Polycarp's und die Ignatianischen. Nach einem Zwischenabschnitt über die hieraus resultirende Entwicklung der Römischen Kirche folgt im vierten Buch die kleinasiatische. Hier wird zuerst gezeigt, daß sie ursprünglich judaistisch geknüpft war,

aus dem Galaterbrief und der Apokalypse, dann eine Reihe von Schriften in Paulinischem Sinn aufgeführt, die sich dem über sich selbst hinausgehenden Ebionitismus (Montanismus) zur Seite stellen und ihn zuletzt mit dem Paulinischen Element versöhnen, der Hebräerbrief, dann der Colosser- und Epheserbrief, endlich das Evangelium Johannis. — Nimmt man nun dieses Schema vor sich, so muß Jedem die trockene Regelmäßigkeit, oder vielmehr geistlose Gleichmäßigkeit dieser Entwicklung auffallen; da wiederholt sich nicht nur das palästinensische Christenthum in einem identischen Verlaufe in Rom und Kleinasien, sondern auch innerhalb der einzelnen entgegengesetzten Entwicklungslinien herrscht ein verzweifelter Parallelismus. Erst wehren sich die Petriener gegen jede Anerkennung der Pauliner, lassen aber doch unvermerkt einige Stücke (zufällig die allerwichtigsten) des Petrinismus fallen, die Pauliner wollen mit Sant und Haar als Petrinisch anerkannt seyn, aber sie gehen gleich darauf von ihrer Hartnäckigkeit ab und stellen Petrinismus und Paulinismus friedlich neben einander; kaum erscheinen darauf neutrale Petrinische Schriften, die auf die Hierarchie als Vereinigungspunkt hinwirken, so sind flugs neutrale Pauliner zur Hand und die Katholische Kirche ist fertig. Dies alles könnte man sich gefallen lassen, wenn es die Geschichte einer diplomatischen Verhandlung wäre, wenn der eine den anderen bestellt und dieser mit jenem sich hinter den Coulissen verabredet hätte; daß man aber so etwas für die wirkliche Entwicklung eines Religionsgeistes in seinem unbewußten Fortschreiten, für selbstgewordene Geschichte halten kann, das ist stark! Zu geschweigen, daß noch nie ein Streit dogmatischer Gegensätze durch solche gutmüthige Concessionen geschlichtet wurde, außer etwa, wenn eine reelle Macht den neutralen Standpunkt aufnützte, daß nicht nur die Lutheraner und Katholiken, sondern nicht einmal jene und die Reformirten im Angesicht eines beiden Theilen Vernichtung drohenden Gegners, sich auf diesem Wege näherten, daß die christologischen Streitigkeiten des vierten und der folgenden Jahrhunderte uns anders belehren über den Gang dogmatischer Zerwürfnisse, daß sich selbst die Aliten Arabiens nicht mit der entgegenstehenden Sunnitenmacht also ausöhnten, und zwar einfach darum nicht, weil ein ehrlicher Mann mit seiner Überzeugung nicht marktete, und nur Schurken sich in ihrem dogmatischen Standpunkt nach der Aussicht auf möglichen Erfolg richten. Allerdings hat die Geschichte ihre Logik; sie liegt aber etwas tiefer, als diese Dinge da; und ich darf mich getroßt auf das Urtheil jedes Mannes berufen, der auch nur in kleineren Kreisen die Welt und das wirkliche Leben gesehen hat, ob ein so dürrer Vermittelungsprozeß nicht etwa wahrscheinlich, nein, ob er irgend anders als in dem Kopf eines Schulgelehrten auch nur denkbar sey.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 8. August.

N^o 63.

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Fortsetzung.)

Übrigens entgeht Schwegler durch den abstrakten Charakter seiner in der Luft schwebenden Geschichte den Einzelproben des historischen Urtheils, da sich, außer jenem allgemeinen Schema, nicht so viel historischer Stoff bei ihm findet, um sein Urtheil daran prüfen zu können. Desio mehr derartiges findet sich bei Baur, dessen kritische Bedenken gegen die Apostelgeschichte die näivsten Beweise der Weltkenntniß darbieten, wenn er es z. B. für undenkbar hält, daß das Volk die ersten Christen geachtet, Apostelgesch. 5, 13., und doch nachher, Apostelgesch. 8., eine so große Verfolgung entstanden sey, wenn er sagt, Gamaliel's Rath und das Benehmen des Synedrions seyen ungeeignete Maßregeln, daher können sie nicht historisch seyn, die Wuth der Gegner des Stephanus mache es undenkbar, daß sie eine so lange Rede von ihm angehört, die Apostel hätten von der Berechtigung des Paulus zu seiner Mission (die sie doch durch Handschlag anerkannt hatten) nicht fest überzeugt seyn können, sonst hätte der bekannte Fehltritt des Petrus, Gal. 2, 13., nicht entstehen können (wie wenn man daraus, daß der edle Schwarz in den Indischen Missionen die Kasten anerkannte, folgern wollte, er sey selbst ein halber Anhänger des Bramismus gewesen), es sey undenkbar, daß ein Befessener mit diesem seinem Zustande ein Gewerbe treiben (unser Schwaben selbst hätte Analogien in Menge dargeboten), das Volk in Jerusalem habe an den Jüdenchristen keinen Anstoß nehmen können, so lange sie das Gesetz hielten (warum nimmt denn der Pöbel im Waadtlande an den friedlichen Besuchern der Betstunden Anstoß?), Parteien, die so oft mit einander im Streit lagen, wie die Pharisäer und Sadducäer, haben nicht aus Anlaß des Paulus einander in die Haare gerathen können, da sie sich längst abgerieben gehabt hätten (als ob man durch's öftere Streiten immer ruhiger und friedlicher würde) u. dgl. Diese Naivetät geht oft wirklich in's Unglaubliche und ist ein neues Zeugniß, wie sehr leider immer noch in Beziehung auf unsere Gelehrsamkeit Rougemont's Behauptung wahr ist, daß die Deutschen hinter dem Ofen aufwachsen und niemals über die Schwelle sehen. Wir aber müssen einer Schule, die auf dem Boden eines solchen historischen Urtheils steht, gradezu die Befugniß zur Conjecturalkritik absprechen, für welche Takt und praktischer Blick ein weit wichtigeres Erforderniß sind, als der Besitz eines vor keinem Abentheuer zurückschreckenden Combinationstalents.

Über die kritischhistorischen Grundsätze der Schule müssen wir uns mit dem Nothdürftigsten begnügen, weil eine Vollständigkeit in dieser Hinsicht nach dem Vorausgehenden weder nöthig,

noch auch in den Gränzen dieses Aufsatzes erreichbar ist. Es kommt zuerst in Betracht, was sie über Glaublichkeit und Wahrscheinlichkeit denken. Da wird nun freilich der oberste Grundsatz: „es gibt keine Wunder“, nicht so recht klar ausgesprochen, gleichwohl kehrt er hundertmal wieder in der Form, daß eine Erzählung, die Wunder enthält, im Voraus kritisch verdächtig ist, wobei — merkwürdig — immer auch noch aus anderen Gründen ihre Unwahrheit erwiesen wird. Doch sind auch Stellen da, wo der zu Grunde liegende Gedanke klarer hervortritt, wie z. B. Baur 190. 329 u. s. w. Über diesen Grundsatz kann ich mit der kritischen Schule nicht rechten, muß aber in Bezug auf die Äußerung Schwegler's I. 201. bemerken, daß der Ausspruch, ein Wunder verlange ein absolut klassisches Zeugniß, mir als sehr gewagt und abergläubisch erscheint. Denn danach scheint es, als ob Herr Schwegler nur aus Mangel an klassischen Zeugnissen keine Wunder glaube, wo er aber solche hätte, der wundergläubigste Mann wäre. Ich meinestheils gestehe, nicht so weit gehen zu können, und würde ein Wunder selbst aus dem Munde des Thuchydides nicht anerkennen, wie denn die christliche Kirche meines Wissens die vielen Wunderzeichen, die Herodot aus dem Munde von Augenzeugen über den Perserkrieg berichtet, niemals anerkannt hat, ohne darum der Glaubwürdigkeit und Klassicität des Zeugnisses irgend etwas anhaben zu wollen. Es muß also hiebei noch etwas Anderes unterlaufen und das ist der Umstand, daß, wer einen persönlichlebendigen Gott glaubt, zur Annahme von Wundern an gewissen Punkten der Geschichte ein Motiv hat, das nur durch einen positiven Unglauben an eben jenen Gott beseitigt werden kann, und das von der Frage über Möglichkeit und Erkennbarkeit der Wunder nicht so sehr, als Baur 96. meint, abhängt, ein Motiv, das sich freilich bei anderweitigen Gebieten der Geschichte nicht wiederfindet. Abgesehen aber von diesem kritischen Fundamentalsatz der Baur'schen Schule, der nur offen ausgesprochen werden dürfte, um ihnen eine Masse von Beweisen, die das dogmatische Vorurtheil verhüllen sollen, zu ersparen, muß ich einen rein historischen Einspruch erheben gegen den Gebrauch der Wahrscheinlichkeit. Auf der einen Seite nämlich erkennt Baur die innere Wahrscheinlichkeit einer Erzählung als einen starken Grund gegen ihre Wahrheit, indem er z. B. die treffende Zusammenstellung der Charakterzüge des Athenischen Volks, Apostelgesch. 17., für etwas ansieht, das nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in der dichtenden Phantasie sich so gut treffen könne (ähnlich die Anführung der Sadducäer als Hauptgegner der Christen, B. 34.); auf der anderen dient ihm natürlich eine Unwahrscheinlichkeit, die er in einer Erzählung entdeckt, noch viel mehr zum Beweis ihrer Unwahrheit, selbst dann, wenn sie sich durch wenige supponirte Umstände lösen läßt, weil man nämlich

zu einer solchen Supposition nicht berechtigt sey. Nun frage ich, wie muß denn eine Erzählung beschaffen seyn, um vor Herrn Baur's Richterstuhl Gnade zu finden? Wie es sodann mit dem allgemeinen Wahrscheinlichkeitsprincip Herrn Schwegler's, das er I. 10—15. ausspricht, daß eine Schrift immer in die Zeit und in den Kreis versetzt werden muß, dem sie ihrem Charakter nach entspricht, und daß hiedurch alles auf festen historischen Boden versetzt werde, wie es mit diesem sich verhält, braucht für den, der etwas von den Grundsätzen geschichtlicher Kritik weiß, nicht gezeigt zu werden. Man darf nur dagegenhalten, was z. B. der geschichtskundige Wachler über die gesammte sogenannte höhere Kritik ausspricht: „sie ergänzt und verdeutlicht auch wohl (d. h. im höchsten Fall) den äußerlich beglaubigten historischen Stoff, ohne das bloß Wahrscheinliche dem Wahren gleichzustellen oder gegen unzweideutige Zeugnisse zu mißbrauchen; mit Vorsicht und Bescheidenheit macht sie von Analogie u. s. w. Gebrauch.“ Müßte man doch nach der Wahrscheinlichkeitsmethode so manches Buch, das unzweifelhaft im neunzehnten Jahrhundert und unter Christen entstanden ist, seinen Motiven und Mitteln nach um einige Jahrhunderte zurückdatiren, oder für ein Erzeugniß jüdischer oder heidnischer Polemik halten! — Ein zweiter mißlicher Grundsatz wird sichtbar in der Benützung anderer kritischer Arbeiten. Diese sind natürlich meistens auf ganz anderem kritischen Standpunkt entstanden, aber ihre Resultate werden öfters ohne Weiteres angeeignet, ohne daß darum eine Revision der vorgebrachten Gründe auf dem neuen Standpunkt für nothwendig gälte. So bedient sich Baur sehr häufig der Schnekenburger'schen Instanzen für einen apologetischen Endzweck der Apostelgeschichte, die doch alle unter der Voraussetzung der Authentie aufgestellt sind und bei Baur's Verwerfung der letzteren den größten Theil ihres Werths verlieren. So werden bei Baur und Schwegler die kritischen Bedenken gegen so manche Paulinische Briefe, die man aus Stil und Sprachfarbe entnahm, ohne Weiteres wieder benutzt, obgleich bei einer Annahme, die dem Paulus nur die Hälfte der als Paulinisch überlieferten Literatur läßt, die Kraft dieses Arguments weit mehr als um die Hälfte sinkt. — Um endlich auf die Quellenbeurtheilung zu kommen, so ist schon bekannt, welches große Gewicht bei dieser Kritik auf das argumentum e silentio gelegt wird, das in Verbindung mit den Wahrscheinlichkeitshypothesen über den Zweck der einzelnen Schriften wirklich Erstaunliches leistet. Denn auf dieser Beweisart beruht der ganze angebliche Widerspruch zwischen Gal. 1. 2. und Apostelgesch. 15., auf den ein so mächtiger Werth gelegt wird, indem dabei die Hypothese zu Grunde liegt, als wolle Paulus im Galaterbrief um jeden Preis und auf jede Weise sich gegen eine Anfechtung seiner Lehre von der Freiheit vertheidigen, während er eben so gut auch nur den richtigen Weg der Begründung, der allein genügt, nämlich den auf göttliche Autorität konnte einschlagen wollen. Dieses argumentum e silentio erhält namentlich dadurch eine enorme Bedeutung, daß es auf die Bezeugung der Authentie der Schriften angewendet wird. Während bei der Authentie heiliger, gottesdienstlich gebrauchter Bücher der einzig richtige Weg der seyn kann, daß man sie im

Zusammenhang mit dem Leben, das auf sie gegründet wurde, aufsaßt und also vor Allen auf die traditionelle Bezeugung sieht, die ihnen in dem Gebrauch als heilige Bücher zu Theil wird und also den literarischen Zeugnissen, d. h. den Citaten erst ein sekundärer Werth zukommt als Zeichen der vorhandenen kirchlichen Tradition, wird dagegen der andere Weg eingeschlagen, daß nach der literarischen Bezeugung allein gefragt und so die Schriftwelt vom Leben getrennt und in sich selbst isolirt wird. Wenn es nun in jeder Literaturgeschichte bedenklich wäre, auf diese Basis allein die Untersuchung über äußere Zeugnisse zu bauen, weil es ja recht wohl denkbar ist, daß eine Schrift da ist und gelesen wird, ohne in etwas Anderem, als in undeutlichen Anspielungen citirt zu werden (und dies um so mehr, je mehr der Citator sie als bekannt voraussetzt, so daß eine bloße Anspielung in der That ein sichereres Zeichen der allgemeinen Verbreitung eines Buchs ist, als eine umständliche Citation mit Namen), so ist insbesondere bei einer Literatur, von der uns mindestens drei Viertel verloren sind, wie die der ersten Jahrhunderte, die Anwendung des argumentum e silentio auf den zufällig erhaltenen Rest von gar keinem historischen Werth. Und doch gründet sich hierauf die ganze Schwegler'sche Untersuchung der äußeren Zeugnisse! Daher denn auch die merkwürdigen Widersprüche in Bezug auf die kirchliche Tradition. Diese wird isolirt hingestellt und verliert dadurch allen Sinn; so leitet z. B. Baur die Erwähnung des Areopags und des Dionysius, Apostelgesch. 17., aus einer Tradition ab, die den Dionysius Areopagita als Bekehrten des Paulus in Athen angegeben habe; woher aber diese stammen und wie sie sich erhalten sollte, darüber weiß er nichts zu sagen; natürlich, weil die Tradition mit dem haltlosen Geschwätz der Leute identificirt wird. Eben so wird mit der sogenannten Petrusfage (ein Geschichtschreiber würde sagen: mit der Angabe der ältesten Quellen über den Aufenthalt des Petrus in Rom) verfahren, aus der nach einer höchst unsicheren Untersuchung, wo die Zeugnisse höchstens angefochten und zum Theil durch falsche Auslegung in Schwierigkeiten verwickelt, aber weder beseitigt noch widerlegt sind, der Schluß gezogen wird, Schw. I. 131., daß im zweiten Jahrhundert die Erinnerungen und authentischen Überlieferungen aus der apostolischen Zeit völlig verwischt und ausgestorben gewesen (ein Satz, der allein schon dem Daseyn eines Papias und Hegesipp gegenüber, ein historischer Unsinn genannt werden muß). Gleichwohl haben nach S. 133. die Gnostiker ihre Nachricht über den Streit des Petrus und Paulus nicht, wie der Augenschein lehrt und die Quellen bezeugen, aus dem Galaterbrief erschlossen, sondern ohne Zweifel auf andere historische Gründe gestützt (also auf irgend eine Überlieferung), und über Hegesipp wird S. 136. anerkannt, daß er hoch genug hinauf reiche, um aus alten und glaubhaften Überlieferungen schöpfen zu können. Erst mit der Einsicht in die principielle Verschiedenheit des A. T. vom Neuen sey das Bedürfnis eigener specifisch christlicher Erkenntnisquellen erwacht. Und doch gab es längst ein Hebräerevangelium und eine Menge häretischer Evangelien und Apostelschriften, II. 197. vgl. II. 34. Ist diese Behauptung des Widersprechendsten in Einem Athem etwa eine Probe jener Logik, die nach Gfrörer der Historiker

seit Herodot bis jetzt als erste Eigenschaft besitzen mußte? Mit gleichem Widerspruch und zugleich einer merkwürdigen Unbekanntschaft mit der Art des Auftretens häretischer Sekten wird Schw. I. 386. zugegeben, daß die verhüllte Art, wie die Elem. Homilien den Paulus bekämpfen, klar zeigt, daß sie hierin der allgemeinen kirchlichen Meinung widersprechen, und doch 405 f. behauptet, sie seyen ganz im Bewußtseyn der Übereinstimmung mit der Kirchenlehre geschrieben (weil sich nämlich der Kritiker durch die bei allen Sekten wiederkehrende Behauptung, als ob sie die allein ächten Bewahrer der Lehre seyen und durch die ärmliche Fiktion der Jakobischen Lehrensur blenden läßt). Wirkung einer gänzlichen Isolation der Schriften und ein Vergessen aller historischen Unterscheidung ist es, wenn man den Umstand, daß Hegesipp die Häresien nur als Abfall von der Kirche kurz aufgeführt, nicht widerlegt hat, dagegen die Elem. Homilien sich hierauf einlassen, eine Annäherung an sie entnimmt, da doch dieser Umstand einfach daher kommt, daß Hegesipp's Buch eine Geschichte, die Elem. Homilien aber eine dogmatische Schrift sind. Der großartigste Irrthum, den die Isolation der Literatur vom Leben hervorgebracht hat, ist aber die ganze der Totalanschauung der Baur'schen Schule zu Grunde liegende Ansicht von der Identität des Ebionitismus der Elementinen mit dem Judenthume. Eine Partei, die von den heiligen Schriften des A. T. zwei Drittel ganz verwirft und den Rest für verunreinigt erklärt, die dies deswegen thut, um den Opferkultus, d. h. das Priesterthum und um das Prophetenthum, die beiden einzigen und charakteristischen Lebensformen der Alttestamentlichen Religion, zu verwerfen, die also nichts übrig behält, als den Monotheismus und die Speisegesetze, denen sie eine ihnen völlig fremde ascetische Tendenz unterschiebt und sie sogar danach abändert, wer diese Partei für die direkte, regelmäßige Fortentwicklung des Judenthums ansehen kann, dem sollte man vom Studium der Geschichte abrathen; er kann ohne alle Quellen mit eigener Erfindung viel weiter kommen; Quellenangaben können ihn in seiner Geschichtsconstruktion bloß geniren. Nur sollte freilich dann auch die lächerliche Meinung aufgegeben werden, die Schw. I. 401. ausspricht, als ob Neander's gerechtes Verlangen, von der supponirten geistigen Umwälzung im zweiten Jahrhundert ein authentisches Dokument aufzuweisen zu sehen, damit befriedigt sey, wenn eine vorhandene Schrift jener Zeit durch Unterstellung der Hypothese eben jener Umwälzung in einem Sinne ausgelegt wird, der jedenfalls erst zwischen den Zeilen gelesen werden mußte. Daß die Ansicht von einem im ersten Jahrhundert herrschenden Judenthume für Rom, Corinth und Kleinasien allein schon durch die widerspruchsvolle Anerkennung, ja durch die bloße Aufbewahrung der Briefe an die Römer, Corinthen und Galater zu nichte wird, und eine kirchliche Tradition (d. h. Anagnose) der letzteren eine unmittelbare Folge des Faktums ist, davon war schon oben die Rede.

Wenn nun auf dem Gebiet der Quellenbeurtheilung das beschriebene historische Verfahren unserer Kritiker gewissermaßen mit Rechtsansprüchen auftreten will, sofern sie hier auf einem Gebiet stehen, das, wie sie meinen, bisher durch kirchliche Vorurtheile in ein schiefes Licht gestellt war und daher erst durch sie

restaurirt werden muß, so wird, was die Hülfserkenntnisse betrifft, die Forderung nicht unbillig seyn, daß, wo nun andere Gebiete des historischen Wissens berührt werden, die Grundsätze der Kritiker mit denen aller übrigen Menschen einigermaßen harmoniren möchten. Dem ist aber nicht so, sondern sie haben durchweg ihre eigene Methode auch in der Exegese, auch in der Profangeschichte, und die Eigenthümlichkeiten derselben treten hier durch die Vergleichung mit dem, was sonst von den Geschichtsforschern als Regel anerkannt wurde, in ein um so helleres Licht. Für die Exegese hat namentlich Baur bekanntlich früher schon Erstaunliches geleistet; er hat entdeckt, daß die Worte Joh. 19, 35. nichts darüber enthalten, ob der Verfasser Augenzeuge gewesen, vielmehr nur sagen wollen, er sehe den Gefreuzigten gleichsam vor seinem inneren Auge stehen; er hat in Joh. 20, 29. die dogmatische Werthlosigkeit der Wunder und der Auferstehung gefunden; um aber ganz zu beurtheilen, was er in dieser Gattung vermag, lese man S. 230. seine Auslegung der bekannten Stelle des ersten Briefs des Clemens, wo gesagt ist, Paulus sey ein Herold des Evangeliums in Ost und West (Aufgang und Niedergang) gewesen, habe die ganze Welt die Gerechtigkeit gelehrt, und sey bis an die Gränze des Westens (Niedergangs) gekommen. Da meint Dr. Baur zuerst mit Schenkel, es sey die subjektive Westgränze für den Apostel gemeint, der Ort, der seinem Vordringen nach Westen die letzte Schranke setze, fügt aber noch aus eigenem Schatz die noch edlere Auslegung hinzu (die übrigens die erstere wieder aufhebt), es sey Rom so genannt als der Ort seines (des Apostels) Niedergangs, d. h. Todes. Da würde also Paulus gepriesen, daß er erstens in seinem Wirken bis an eine Westgränze gekommen, zweitens darüber, daß er den Ort erreicht habe, wo er starb. Wenn gegen diese Erklärung keine Einwendung vorgebracht worden ist, so finden wir dies ganz natürlich; solchen Kraftthaten in der Exegese gegenüber muß einem Gegner das Wort im Munde ersteren, da sie ihm die Unzulänglichkeit seines eigenen, auf eine armselige Erklärung nach den Gesetzen des Menschenverstandes eingeschränkten Bestrebens zu klar vor Augen stellen. Nicht viel weniger stark ist in diesem Punkt Schwegler. Doch erlaubt uns der Raum nicht, hier Proben dieser Stücke vorzulegen.

Was die Benützung anderweitiger historischer Disciplinen anlangt, so mögen hiefür einige Beispiele genügen. Im Interesse der Unächtheit des ersten Briefs Petri wird behauptet, Schw. II. 12 f., die Neronische Verfolgung sey bei dem Anlaß, wovon sie ausging, auch stehen geblieben, nämlich bei der Beschuldigung der Brandstiftung, während die Stellen 1 Petr. 2, 12. 3, 16. 4, 15. allerdings eine ausgedehntere Verfolgung voraussetzen. Aber zu Gunsten des angefochtenen Punkts spricht die ausdrückliche Erklärung des Tacitus: *hand perinde in crimine incendii, quam odio generis humani convicti sunt*. Wie entledigt man sich dieses Uebelstandes? Mit der kurzen Aphrase: diese offenbar unhistorische Darstellung war durch seine (des Tacitus) persönliche Ansicht von jener *exitiabilis superstitio* bedingt. Es ist also gradezu Fiktion hier bei Tacitus vorausgesetzt, oder wenigstens blinder Glaube auf ein grundloses Gerücht hin. So wird also hier über einen Mann

geurtheit, dessen kritischhistorischer Charakter in der Römischen Literaturgeschichte über alle Antastung erhaben dasteht, vgl. Bähr G. der N. Lit. II. S. 238. Wie Niebuhr die Wahrheitsliebe und Genauigkeit des Tacitus selbst für Thatsachen, die über ein halbes Jahrtausend hinter ihm lagen, anschlügt, darüber vgl. Röm. Gesch. I. S. 549. 571. Ein weiteres Beispiel. Baur hat in seiner Gnosis S. 304. nachzuweisen gesucht, daß der Magier Simon, weit entfernt, eine historische Person zu seyn, vielmehr ein Samaritanischer Landesgott ist, und dieser Beweis wird von Schw. I. 307. mit Triumph als Instanz gegen die sogenannte Petrusfrage aufgeführt. Wie steht es nun mit diesem Beweis? Nachdem das bekannte Faktum nachgewiesen ist, daß die Clementinen und zum Theil auch andere Schriftsteller dem Simon Magus, als Repräsentanten der Irrlehre, anachronistisch manche Züge des Gnosticismus geliehen und auf ihn, als Vertreter des Heidenthums, manche Verwandtschaft mit der Griechischen Mythe übertragen haben (womit natürlich gegen seine Historicität als Sektensifter und gegen die Zuverlässigkeit des Wesentlichen in den Nachrichten noch nicht einmal eine Instanz gegeben ist), so wird die bekannte Verwechslung des Simon mit dem Italischen Gott Semo Sancus bei Justin angeführt, welche natürlich gar nichts mit der Tradition über Simon zu thun hat, sondern rein eine unglückliche Combination Justin's ist. Hierauf wird bemerkt, von dem nämlichen Semo könne auch alles Andere, was über den Simon Magus überliefert sey, ursprünglich hergeleitet werden. Denn Semo ist auch eine Gottheit des Orients und identisch mit Sem, Simson, Semphukrates und Simon oder Simeon (warum nicht auch mit Samuel, wo die Silbe el vielleicht aus dem Griechischen *ἡλιος* stammt oder den Sem als Gott bezeichnet, ferner mit Samos, Samothracien, Semiramis, Samaria, Simri, u. s. w.), einem Sonnengott, der völlig dem Griechischen Herakles entspricht, während die dem Simon beigegebene mystische Helena von Tirus offenbar die altgriechische Mondsfrau, identisch mit der Pasiphae, der Astarte, der Hure zu Gasa, Richt. 16, 1., u. s. w. ist. Dieser Sem war aber der Landesgott Samarias. Gegen diesen Beweis weiß man in der That kaum, wo man mit Benennung seiner Blößen anfangen soll. Gewiß muß doch Herr Baur und Schwegler wissen, daß der Italische Semo mit der entsprechenden Semonia ein Saatgott ist (Hartung Rel. der Röm. I. 41—43.) und mit dem Erzbater Sem nichts zu thun hat, daß ferner die Zeit, wo es erlaubt war, den Simson für eine Sonnenincarnation zu erklären, auf die problematische Existenz eines Phöniciſchen Gottes Sem (die Geschichte kennt nur einen Ägyptischen König Semphukrates bei Eratosthenes, und ein Ägyptischer Gott Som beruht auf einer zweifelhaften Conjectur und Etymologie Jablonsky's; von da an aber ist noch ein weiter Weg zu einem Samaritanischen Landesgott Sem) Systeme zu bauen, den Osten und Westen in einen Brei zu rühren, die Zeit der Mondsfrauen und Sem-Herakles in der Mythologie vorüber ist, seitdem man gelernt hat, hier wie in anderen geschicht-

lichen Wissenschaften auf Urkunden und Zeugnisse, statt auf Etymologien und Spekulationen zu bauen. Namentlich möchte ich fragen, da wir 2 Kön. 17, 30. 31. eine genaue Angabe der Einzelnamen aller Samaritanischen Landesgötter haben, deren Urkundlichkeit wohl Niemand bezweifeln wird, welchen der dort genannten Götter Herr Baur für den Sem-Herakles hält, ob die Hütten der Töchter, oder den Kergal, oder den Asima, Nibchas, Tharthak, Abramelech oder Anamelech? Was gehört doch dazu, um einem Volk, dessen einzelne Götter uns so genau überliefert sind, und das überdies in der Zeit, wo die Verwechslung geschehen seyn soll, schon zum Kultus Jehovas übergegangen war, einen bisher unerhörten Gott als allgemeinen Landesgott unterzuschieben und ein solches Verfahren einen Beweis zu nennen!

Fassen wir nun unsere Resultate in einen Überblick zusammen. Die Baur'sche Richtung beruht, wie alle widerchristlichen Erscheinungen unserer Zeit, auf dem pantheistischen Unglauben unseres Geschlechts, das den lebendigen Gott verlassen hat. Sie wurde theils durch den dominirenden Einfluß eines Mannes, den sein ganzer Lebensgang zur gelehrten Geschichtsforschung hinführte, theils durch die objektive und subjektive Unmöglichkeit, auf dogmatischem Gebiet den Unglauben geltend zu machen, dahin gewiesen, denselben in der Kritik des N. T. und in der Entstehungsgeschichte des Christenthums Stützen und rechtfertigende Vorbilder zu suchen. Das Gesuchte zu finden, wurde ihr möglich durch eine völlige Entfremdung von dem Lebensboden des Christenthums, sowohl in seinen Quellen, der heiligen Schrift, als auch in seiner täglichen Erscheinung in den Individuen und der Kirche. So ergab sich ein Bild, zugeschnitten nach der philosophischen Ansicht der Verfasser, in welchem das Christenthum in das Produkt eines abstrakten Einigungsprozesses einer conservativen und progressiven Partei ad modum der neuesten Zeitungspolemik verwandelt war. Nun mußte aber dieses Bild mittelst eines historischen Apparates in's Concretere ausgeführt werden, und hier erweist sich nun besonders deutlich die Macht und Frucht des Unglaubens, indem die Kritiker sich genöthigt sahen, gegen den schreienden Widerspruch aller geschichtlichen Lebensgesetze taub zu seyn, an die Stelle der bisherigen kritischen Grundsätze eine aller Geschichte spottende Wahrscheinlichkeitstheorie zu setzen und endlich im Gebiet der Exegese und der sonst berührten historischen Disciplinen eine Willkürlichkeit einzuführen, die sich über den ganzen jetzigen Stand dieser Wissenschaften um ein Jahrhundert zurückversetzt. Daran erkennen wir auf's Neue, wie der, der sich den Wahrheiten des Evangeliums verschließt, sobald er, wie es in den Regionen des Wissens unvermeidlich ist, auf Konsequenzen eingeht, auch zur Opposition gegen die natürlichen Wahrheiten des Lebens, des menschlichen Herzens und der empirischen Wissenschaft fortgetrieben und endlich in eine Kampfstellung gegen die gesammte, im Leben der Kirche und des Volks realisirte göttliche Lebensordnung versetzt wird.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 12. August.

N^o 64.

Die Camisarden und die Kirchen der Wüsten in Frankreich. *)

(Von einem Aboten.)

Erster Artikel.

Der berühmte Bossuet, Bischof von Meaux, glaubte von seiner „Geschichte der Veränderungen der Protestantischen Kirchen“ nur das Eine, seinen Brüdern zu sehr die schwache Seite der Reformation gezeigt zu haben, befürchten zu müssen und, in gleich voreiligem Siegesgefühl, die Protestanten durch die Frage: „Wo war die Kirche vor der Reformation?“ aus dem Felde zu schlagen. Der gelehrte reformirte Prediger Basnage stellt in seiner „Geschichte der Religion der Reformirten Kirchen“ dieser Frage die entgegen: „Wo war die Kirche während der Ägyptischen Dienstabart?“ und zerstreut die geistvollen Deflamationen seines Gegners durch die Bemerkung, daß Gott die Welt nur um seiner Auserwählten willen erhalten habe und noch erhalte, und indem er, mit eben so eindringend geschichtlichem Forscherblicke, als fein witternder Ahnungsfähigkeit, seine Kirche, in wenn auch noch so unscheinbarer Gestalt, aus dem Schutte des Mittelalters zu Tage fördert, Sekten und Häretiker aus der Asche der Scheiterhaufen aufsteigen und sie die Glieder einer langen Kette bilden läßt, die von der Reformation bis zu dem neunten Jahrhundert hinaufreicht. Mit gleichem Scharfblicke und Divinationsvermögen, wenn auch in sichtbar apologetischem Bestreben, weiß er diese Sekten und Häretiker von denen zu scheiden, die in der Verwerfung der Heiligenanrufung, der Bilderverehrung, der Autorität des Papstes, der Klostergelübde, der Messe, des Fegfeuers u. s. w. mit ihnen eins, sonst aber von ihnen unendlich verschieden, das hierarchische Interesse und ein unkritisches Zeitalter mit ihnen vereinerleitet hatten. Es waren besonders die Albigenser und Waldenser im südlichen Frankreich, welche die Glieder dieser Kette bildeten, dort in fanatischen Kreuzzügen blutig verfolgt, den Samen re-

formatorischer Ideen über England und Deutschland und besonders nach Böhmen verbreiteten, in Frankreich aber nie ganz ausgerottet, unter Ludwig's XII. milder und väterlicher Regierung *) freier aufzuathmen begannen und unter dessen Nachfolger Franz I. den Reformatoren ein bereits bearbeitetes Feld boten. Schon im Jahre 1512, also vor Luther und Zwingli, hörte Frankreich die reformatorischen Wahrheiten öffentlich predigen; jedoch, nachdem le Fevre von Etaples sich von Meaux zurückgezogen hatte, der Bischof Brignonnet eingeschüchtert, der Wollkämmer Leclerc aber den Märtyrertod gestorben war — da schien das Licht der evangelischen Wahrheit in Frankreich abermals danieder gehalten zu seyn, bis der Sturmwind Luther's und seines gewaltigen Wortes die glimmenden und zerstreuten Funken zu einer seitdem nie wieder ganz ausgetretenen Jackel entzündete.

So findet die gemeine Ansicht, als sey die Reformation nur eine Frucht des kalten, verständigen Nordens, in den Behohnern des mittäglichen Frankreichs und in der glühenden Phantasie der Provençalischen Dichter genügende Widerlegung, so wird die evangelische Wahrheit über klimatischen und sonstigen Einfluß siegend erhoben.

So war denn die Reformation seit vielen Jahrhunderten in Frankreich besonders vorbereitet worden und wurde von dem besseren und aufgeklärteren Theile seines Volkes, ja selbst an dem Hofe des Königs Franz I., laut begrüßt. Ihren völligen Sieg aber schienen noch andere Verhältnisse zu sichern. Denn die Könige und der Klerus Frankreichs hatten sich seit undenklichen Zeiten, besonders aber seit dem Exil der Nebenpäpste in dem abhängigen Avignon und seit der pragmatischen Sanktion, zu dem päpstlichen Stuhle in ein Verhältniß versetzt, welches gegen die unwürdige Abhängigkeit vieler Deutschen Kaiser und Bischöfe den schneidendsten Gegensatz bildete; während Gottes-

*) Veranlaßt durch: „Geschichte des Aufstubs in den Sebnenn. Von Dr. Hoffmann. Nördlingen, 1837“, „Histoire des Eglises du désert. Par Charles Coquerel. 2 vol. Paris, 1841“ und „Histoire des Pasteurs du désert. Par Napoléon Peyrat. 2 vol. Paris, 1842“. Ref., welcher zu einer beabsichtigten Geschichte der Französischen Reformirten, von dem Verlust ihrer politischen Selbstständigkeit bis zur Revolution, schon seit vielen Jahren mit großen Opfern handschriftliche und gedruckte Materialien sammelt, hat sich indeß in seinem Berichte nicht auf diese sehr werthvollen Geschichtswerke beschränkt, sondern den ganzen ihm vorliegenden reichen Stoff zu demselben benützt.

*) Die Waldenser von Cabrières und Merindole erhielten, ungeachtet des Widerstandes der Geistlichkeit, Audienz bei ihm, in der sie ihm vorstellten, daß ihre Lehre schriftmäßig sey und sie nur den Papst verwürfen. Er schickte nun eine Commission zu ihnen, welche dieses bestätigte, die Waldenser sehr vorthellhaft schilderte und die vielen gegen sie ausgebreiteten Verläumdungen widerlegte. Hierauf soll der König geäußert haben: „Diese Leute sind besser als ich und alle meine übrigen katholischen Unterthanen.“ — In seinem Kriege mit dem Papste Julius II. beschloß er, das Papstthum zu zerstören und ließ eine Medaille mit der Inschrift prägen: „Perdam Babylonis nomen.“ (History of the Huguenots during the sixteenth century. By Browning. Vol. I. p. IX.)

gelehrte, wie Johann Gerson und Petrus de Alliaco, diesem mehr politischen Bestreben vom kirchlichen und christlichen Standpunkte hülfreich entgegenkamen. So entstand denn die sogenannte Gallikanische Freiheit, welche mit der späteren der vier Artikel, einer von Ludwig XIV., der Frau v. Maintenon und Bossuet an den Sonnenstrahlen des Hofes gezogenen Gewächshauspflanze, nicht zu verwechseln ist.

Alein das unterscheidet nun einmal das Werk Gottes von dem der Menschen, daß jenes senfkornartig und unscheinbar im Glauben wurzelt und aus ihm zu einem schattigen Baume emporwächst, dieses aber allein auf äußere Mittel und deren kluge Berechnung und Anwendung sich gründet. Und wenn jenes mit diesem verbunden oder durch dasselbe zu unterstützen gesucht wird, so erhält es entweder eine ganz verkehrte oder wenigstens sehr veränderte Gestalt, oder erfährt ein sein Holz und Heu und seine Stoppeln verzehrendes Feuer der Trübsal.

Letzteres war das Schicksal der Reformation in Frankreich, der grade das, was sie äußerlich zu begünstigen schien, zum sichtbarsten Schaden gereichte. Die Könige Frankreichs besaßen schon längst vor der Reformation, was ihnen diese gefahrvoll und unsicher bot: Unabhängigkeit vom Römischen Hofe, den Gehorsam ihres Gallikanisch und monarchisch gemachten Klerus und das oft geübte Recht, die geistlichen Pfründen mit Auflagen zu belasten. Dieser Besitz gab der Reformation in Frankreich einen von der in Deutschland und anderen Ländern sehr verschiedenen Charakter.

Aber zu diesem Besitz kam noch die Furcht, das mühsam Erworbene zu verlieren. Denn, wenn es den Königen nicht gelang, die Reformation allgemein zu machen, so entstanden kirchliche Parteien, welche, nur zu schnell zu politischen übergehend und von ehrgeizigen Großen benützt, die nach langen Kämpfen errungene königliche Macht brechen konnten, ja brechen mußten.

Und endlich trat die strenge Calvinische Kirchenzucht den Neigungen, Sitten und dem Geiste des Französischen Hofes und seiner Großen viel zu schroff entgegen, um dieselben für die Reformation zu gewinnen.

So wurde Franz I., dessen Bild Beza unter die Bilder der Reformatoren gesetzt und dem Calvin sein großes apologetisches Werk zugeeignet hatte, der blutigste Verfolger der Reformation. Unter seinen schwachen Nachfolgern traten aber jene unterscheidenden Merkmale göttlichen und menschlichen Werkes vollends mit siegender Klarheit und in einem Lichte hervor, das seine Strahlen auch uns zuwirft.

Calvin hatte sich nach Genf geflüchtet und der Herr, vor dem nichts klein, weil nichts groß, ist, diesen, zwischen Frankreich, dem feindlichen Savoyen und den ihn stets bedrohenden Bernern eingekengten, Duodez-Freistaat zu einem Waffenplatze der Französischen Reformation erkoren. „Schickt uns Holz und wir werden euch Pfeile schicken,“ pflegte Calvin den sich bildenden Reformirten Kirchen, die von ihm Seelsorger verlangten,

zu antworten:*) eine Antwort, welcher die nach Genf strömende Jugend, die von ihm und Beza in der reinen Lehre sich unterrichteten ließ, um nachher die hirtlosen Gemeinden zu weiden, vollkommen entsprach. In unglaublich kurzer Zeit erhoben sich mitten unter den blutigsten Verfolgungen 2150 Kirchen, die, nach freilich unsicherer Angabe, eine reformirte Bevölkerung von fünf Millionen umfaßten. Durch das Dunkel der Verborgtheit gegen den Tod auf Blutgerüsten und in gifthauchenden Kerkern sich zu schützen suchend, versammelten sich Deputirte aller Kirchen Frankreichs im Mai 1559 in Paris zu der ersten allgemeinen Synode, verfaßten ihr Glaubensbekenntniß und stellten ihre Disciplin auf, die wohl bis jetzt noch unübertroffen geblieben ist. Es war eine schöne, glaubensfrische Zeit, welche an das Jugendalter der christlichen Kirche erinnerte und wie seit derselben die Geschichte wohl keine gleiche aufzuweisen hat. Der Katholik Florimond de Raymond, als Augenzeuge von jenen Glaubensthaten tief ergriffen, sagt im damaligen Französisch, dessen Naivetät untergegangen ist und die Übersetzung nicht wiederzugeben vermag: „Man sah einfältige Weiblein (femmelles) die Martern aufsuchen, um eine Probe ihres Glaubens abzulegen; zum Tode gehend, hörte man sie nur Christum, den Heiland, anrufen und Palmen singen; man sah Jungfrauen mit größerer Fröhllichkeit zum Schaffot gehen, als sie zum Brautbett gegangen seyn würden,“ und, nach dem gleichfalls katholischen Geschichtschreiber Mezeray, machte die Heiterkeit, mit welcher der eble Parlamentsrath du Bourg den Märtyrertod starb, einen stärkeren Eindruck auf die Gemüther, als hundert Prediger mit ihren Predigten. Und diese Begeisterung wußten der denkende Calvin und seine Freunde und Schüler durch das objektive Element der Lehre gegen Verirrungen eben so zu schützen, als sie durch jene Disciplin gehalten und durch die noch bis jetzt unerreicht gebliebene Presbyterialverfassung, so weit es durch irgend eine menschliche Form geschehen kann, vor Verflüchtigung gerettet wurde. Was diese Verfassung — dort Confistorialverfassung genannt — betrifft, so ließ sie die von Calvin der Genfer Kirche gegebene weit hinter sich zurück. Denn nicht wie diese, als Zettel oder Einschlag in den Organismus des Staats getrieben, erhielt sie sich unabhängig von demselben, wie wieder dieser, auf der National-Synode durch einen königlichen Abgeordneten vertreten, die Kirche in seinem Interesse beaufsichtigen und auf die Erfüllung des Gebotes des Heilandes, „dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist“, dringen konnte: während sie, durch die Kanäle dieser Synode und der gleich frei gewählten Provinzial-Synoden, Colloquien und Consistorien, mit ihren Laienältesten, in steter frischer Wechselwirkung Leben empfing und Leben zurückgab. Und endlich, wie das Blut der Märtyrer den Kirchenacker gedüngt, besamt und reich befruchtet

*) Recherches sur les commencemens et les premiers progrès de la réformation en la ville de la Rochelle. Par Vincent. Rotterdam, 1693. Der Verfasser hat besonders das Journal eines Bäckers Namens Pierre Pacteau von 1490 bis 1545 benützt.

hatte, so war es, so waren überhaupt die Glut und die Leiden der Verfolgungen wieder ein Ableiter zweideutiger oder unlauterer Bestandtheile, und, wenn dieselben dennoch in den Kirchenleib gedrungen waren, ein Reinigungsfeuer, Correctiv und — Abführungsmittel für denselben!

So fügte denn der Herr, der im Meere Weg, und in starren Wassern Bahn macht, in wunderbarem, göttlichen Wechsel, daß, nachdem er die nach richtigsten menschlichen Berechnungen erwartete Unterstützung der Französischen Reformation in Hemmung und Unterdrückung derselben verwandelt hatte, grade diese, gegen solche Berechnung, auf die außerordentlichste Weise sie befördern und beschützen mußten. So wirft die damalige Französische Kirche ein schönes Bild der Glaubensbegeisterung, innerer Freiheit, fester Gliederung und heiliger Einheit in alle Zeiten und Verhältnisse der Glaubensschwäche, der Unfreiheit, der Haltungslosigkeit und inneren Zerrissenheit!

(Fortsetzung folgt.)

Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.

(Schluß.)

Was liegt nun der Kirche dieser Richtung gegenüber ob? Daß sie zu derselben kein directes Verhältniß mehr hat, daß sie durch eine Kluft der ganzen Gesinnung von ihr getrennt ist, kann keinem Zweifel unterliegen. Es handelt sich daher auch nicht zunächst darum, aufzufinden, was den Männern jener Richtung die Augen öffnen, was sie überzeugen könnte. Denn ihnen, als Gelehrten, liegt ja der ganze Reichthum der Offenbarung und der Kirchengeschichte zur Hand, alle Mittel der richtigen Einsicht sind ihnen zugänglich, was sollte für sie weiter gethan werden können? Der Grund ihres Irrthums liegt nicht auf historischem, sondern auf dogmatischem Boden, indem der natürliche Widerwille des menschlichen Herzens gegen das Wort vom Kreuze sich fleist mit dem Hinblick auf die in den reellen Kreisen des Lebens, in Sitte und Gesellschaft, im Staat und im äußerlichen Kirchenwesen, namentlich auch in Poesie und Kunst eingebrungene Macht des Unglaubens. Die Widerlegung des hieraus entspringenden Scheins, als ob die Bahn des Fortschritts in allen jenen Beziehungen auf der Linie des Unglaubens liege, müssen wir der Entwicklung des Reiches Gottes und seiner Früchte in jenen Lebensgebieten anheimstellen; gegen die bittere Wurzel, den natürlichweltlichen Sinn, muß der Geist Gottes durch seine geordneten Werkzeuge, durch's geschriebene und gesprochene Wort, im Einzelnen kämpfen. Insofern nun dieser Kampf in subjektiver Beziehung sich mit jeder Generation in gleicher Stärke wiederholen muß, in objektiver wenigstens nur in einem längeren Zeitraum zu einem verhältnißmäßigen Sieg gedeihen kann, darf uns das Aufkommen solcher Erscheinungen, wie die Baur'sche Schule, nicht befremden, und wir dürfen nichts Anderes erwarten, als daß, auch wenn diese in ihr Nichts wird zurückgesunken seyn, wieder Andere in anderer Weise das

Sturmlaufen gegen die Grundfesten der Kirche versuchen werden. Aber die Eine Frage bleibt der Kirche dabei übrig, warum konnte der Feind grade an diesem Punkt einen so bedeutenden Angriff machen, warum konnte er, wenn auch fälschlich, sich hier die Hoffnung des Sieges vorpiegeln? Offenbar doch nur, weil er hier eine Blöße — nicht in der Sache, aber in ihrer wissenschaftlichen Vertheidigung fand. Diese Blöße kennen zu lernen, ist schon ein nicht unbedeutender Gewinn, und insofern können wir auch von diesem Angriff einen wahren Nutzen ziehen und von und an den Feinden etwas lernen. Zweierlei Blößen scheinen mir an der gläubigen Behandlung der Urgeschichte des Christenthums den Feinden gebiet zu haben; die eine minder bedeutende Klasse sind die, welche sie vermieden haben, so daß sie in Beziehung hierauf einige positive Fortschritte in der Erforschung des Gegenstandes (neben der oben nachgewiesenen totalen Verkenntung desselben in der Hauptsache) gemacht haben; die andere Klasse sind die Mängel, welche sie mit uns theilen und durch deren consequentere Festhaltung sie das Ungenügende davon sprechend in's Licht stellen, und uns den negativen Gewinn bieten, daß wir sehen, wie man diese Geschichte nicht behandeln soll. Zur ersteren Klasse rechne ich einzelne Erörterungen über einzelne Punkte, z. B. die von Schwegler gegebene Nachweisung II. 17—20., daß 1 Petr. 5, 13. symbolisch zu fassen und auf die Gemeinde zu Rom und den Evangelisten Marcus zu beziehen ist, die Bemerkungen der ganzen Schule über die Authentie der Apokalypse, Mehreres in der Untersuchung Baur's über die Parteiverhältnisse in Corinth u. s. w., meistens solche Punkte, wo das Streben, einen unseren Gewohnheiten entsprechenden Sinn zu finden, namentlich die Scheu vor symbolischer Auslegung, die man mit der falsch allegorischen verwechselt, den gläubigen Auslegern die Unbefangenheit und rückhaltlose Unterwerfung unter die faktische Beschaffenheit der Schrift geraubt hat. Wenn nun gleich der Mißbrauch, den die neue Schule mit solchen Beziehungen treibt, wie z. B. bei Philipp. 4, 2., uns abschrecken könnte, so müssen wir doch uns hüten, daß auch nicht von Einer Stelle der heiligen Schrift gesagt werden könne, sie werde von den Ungläubigen besser und erschöpfender ausgelegt, als von den Gläubigen. Wir dürfen nicht anstehen, die Schwäche unserer Partei, da wo eine solche ist, anzuerkennen; wir dürfen uns nicht schämen, das, was die Gegner Besseres geben, von ihnen anzunehmen. Weit bedeutender freilich sind die Mängel, welche sie mit uns zum Theil gemein haben und durch deren consequente Ausbildung sie auf ihre monströse Ansicht hinaus kamen, während wir durch den niederen Grad derselben wenigstens eine bedeutende Stütze unseres Glaubens und eine Erweiterung unserer Erkenntniß entbehren, die uns, besonders grade diesem Feinde gegenüber, wohl zu statten käme. Ich meine hier vorzüglich die isolirende, literarhistorische Betrachtungsweise der apostolischen und nachapostolischen Zeit, wie sie besonders in der Einleitung in's N. T. herrscht und dieser Disciplin ihre ganze bisherige Gestalt verleiht. Von dieser muß nothwendig abgegangen werden. Die Bücher sind nur

Spuren des wirklichen Lebens, nicht dieses selbst; sie sind um so mehr vereinzelte, abgerissene Spuren, je weniger das Leben, von dem sie Zeugniß ablegen, in literarischer Thätigkeit aufgeht. Das also, was wir den Büchern entnehmen können, muß durch eine aus Erfahrung geschöpfte Anschauung des Lebens erst ergänzt werden, ehe es brauchbar ist, ein Bild jener Zeit zu geben. Kein Land der Christenheit möchte geeigneter seyn, die zu einem solchen Geschäft nöthige Unterlage von Lebensanschauungen zu geben, als gerade unser Schwaben mit seiner in tiefster Zurückgezogenheit vom großen Treiben der Welt, mit höchster Innigkeit des Lebens, mit regem geschichtlichem Sinn ein Jahrhundert lang ohne viel literarische Erscheinungen fortgewachsenen und jetzt zu einer Macht im Volksleben erstarkten Entwicklung der religiösen Gemeinschaften. An diese Zurückführung der geschichtlichen Ansicht der apostolischen und nachapostolischen Zeit aus der Isolation der literarischen Betrachtung in den Zusammenhang eines Geschichts- und Lebensbildes würde sich in Beziehung auf die Begriffe des Kanons und der Authentie und Bezeugung der Bücher anschließen eine Rückkehr zu dem verachteten Boden der kirchlichen Tradition. Freilich nicht einer Römisch-katholischen, d. h. dogmatischen und in geschichtlicher Beziehung der Kritik sich durch Machtspruch einer Autorität entziehenden Tradition; aber das muß anerkannt werden, wenn irgend Licht in die Urgeschichte des Christenthums kommen soll, daß die neugegründete Kirche eine geregelte, nicht dem irren Walten der Sage oder des Geschwäzes überlassene, sondern an kirchliche Haltpunkte gebundene Tradition schon am Anfang und im ganzen Verlauf des zweiten Jahrhunderts besaß. Diese Tradition herzustellen, die einzelnen abnormen Bildungen derselben durch Vergleichung mit der Gesamtheit und den kritischsten Gränzlinien zu corrigiren, die an einzelnen Orten sichtbaren Lücken durch Zugiehung anderer Partien zu ergänzen, muß das erste Ziel seyn. Dann erst wird gefragt werden können, welche Resultate — nicht mehr aus einzelnen Stellen der Literatur, sondern aus dem kirchlichen Gesamtleben und seinem Bewußtseyn über die nächstvorhergehende Zeit — für das apostolische Zeitalter, dessen Verhältnisse und Literatur sich ergeben. Zu diesem Wege scheint ein Anfang gemacht zu seyn in Thiersch's „Versuch zur Herstellung des historischen Standpunkts für die Kritik der Neutestamentlichen Schriften“, auf welches Werk wir zum Schlusse dieses Artikels aufmerksam machen wollen.

E. Hn.

Nachrichten.

Aus einem Schreiben des Vorstandes der Bergischen Evangelischen Gesellschaft für die Deutschen in Nordamerika.

Gestatten Sie es, in dem Herrn geliebte Freunde, dem unterzeichneten Vorstande der Gesellschaft, daß er durch diese Zeilen das ihm anvertraute Werk Ihrer Liebe und thätigen Theilnahme aufs Neue und mit brüderlicher Offenheit empfiehlt.

Im vorigen Jahre haben wir zuletzt einen ausführlichen Bericht über den Fortgang unserer Mission unter den geistig so verlassenen Deutschen Brüdern in Amerika im Druck erscheinen lassen. Unsere Hoffnung, durch die fleißige Aussendung dieses Berichtes die Theilnahme für diesen Zweig der Missionsthätigkeit mehr belebt zu sehen, ist nur sehr theilweise und in geringem Grade in Erfüllung gegangen, wenigstens so weit man diese Theilnahme nach den eingegangenen Beiträgen zur Förderung der Vereinszwecke bemessen darf. Allerdings hatten wir in jenem Berichte (auf Zahlen und Thaten gesehen) nicht grade von großen Dingen zu sagen, aber das wird, wie wir hoffen, jeder Gläubige aus jenem Bericht ersehen, daß die Arbeit unserer Sendboten mit stillem Segen begleitet war, und daß uns der Herr dadurch Muth gemacht hat, unsere Arbeit mit neuer Liebe zu umfassen. Wir wollen gerne glauben, daß auch da, wo die Theilnahme an unserem Werke nicht durch eine thätige Unterstützung in die Erscheinung getreten ist, sie dennoch nicht ganz gefehlt hat, daß an den Orten, nach welchen unsere Liebe noch vergebens nach einem ermunternden Brudergruß ausgehau hat, manches Gebet aufgestiegen ist; aber, geliebte Brüder, lassen Sie es uns denn nun auch erfahren, daß dieser unser Zusammenhang in der Höhe, dessen wir uns auf dem Missionsgebiet so ganz besonders getrösten, auch seinen naturgemäßen Ausdruck hat und sucht, indem wir nicht bloß die Herzen gemeinschaftlich erheben, sondern auch die Hände brüderlich in einanderlegen, um Steine und Kalk hinzuzutragen zu dem Tempelbau, in dessen Räumen das Lob des Herrn im fernen Amerika fort und fort in unserer lieben Deutschen Muttersprache erklingen soll.

Grade in diesen Tagen haben wir die Freude, drei gläubige Sendboten mit einem Male nach Amerika abreisen zu sehen. Diese sind: 1. Der Pfast. Nauschensbusch von Altna, welcher aus Liebe zu den Deutschen in Amerika sein im Segen geführtes Amt niedergelegt hat. 2. Der im Rheinischen Missions-Seminar gebildete Joh. Weinmann aus Württemberg, und 3. der Cant. W. Weide aus Osterburg in der Altmark. Sie können leicht denken, daß eine dreifache Ausrüstung und Auswanderung bedeutende Kosten verursacht, und wir freuen uns, hinzuzufügen zu dürfen, daß Aussicht vorhanden ist, daß diese drei nicht die Einzigen sind, welche in diesem Jahre ausgesendet werden. — Darum ergeht denn unsere brüderliche Bitte an Sie: lassen Sie diese Boten, so wie auch diejenigen, welche schon in Amerika thätig und fleißig sind, Ihrer Fürbitte aufs Neue empfohlen seyn, und kommen Sie unserer Kasse nach dem Vermögen, das Gott Ihnen darreicht, freundlich zu Hülfe. Vergessen Sie es nicht, es sind Brüder aus unserem Deutschen Vaterlande, denen wir auf diese Weise die vielfach bis dahin von ihnen verschmähte Perle des Evangeliums anbieten lassen, und allein in diesem Jahre wird ihre große Zahl nach einer vorliegenden Notiz vielleicht um c. 100,000 vermehrt! Viele von denen, die drüben sind, haben schon längst gerufen: „Komm herüber und hilf uns!“ Möge der Herr es Ihnen klar machen, ob nicht für Sie auch die Stunde gekommen ist, diesem Rufe mehr noch als seither willig Ohr, Herz und Hand zu öffnen!

Briefe an uns, so wie Geldsendungen begleitende Frachtscheine müssen offen, oder unter Kreuzband, und mit dem Rubrum: „Angelegenheiten der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Nordamerika“ versehen seyn, um Portofreiheit zu genießen, und bitten wir, Geldsendungen an unseren Kassirer Herrn Aug. Frickehaus in Elberfeld zu adressiren.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 15. August.

N^o 65.

Die Camisarden und die Kirchen der Wüsten in Frankreich.

(Von einem Idioten.)

(Fortsetzung.)

Dieses Bild wurde aber bald getrübt und endlich in ein wahres zwittrhaftes Zerrbild verkehrt! Viele Große des Reichs schlossen sich der Reformation an, und so war es ganz natürlich, daß die gedrückten und verfolgten Protestanten in ihnen ihre Beschützer erblickten. Und da jene Große mit denen, welche die Reformation bekämpften, durch Geburt und Stellung wenigstens gleiche Berechtigung zu Macht und Ansehen hatten, so standen schon am Hofe Heinrich's II. zwei Parteien einander gegenüber, deren gegenseitige Feindschaft das königliche Ansehen nur mit Mühe daniederhielt, sich aber desto freier in Intriguen ausließ. Als aber, nach dem Tode Heinrich's und der Thronbesteigung des siebzehnjährigen, geistig und körperlich schwachen Königs Franz II., Frankreich das Wehe, welches die heilige Schrift über ein Land ausruft, daß König ein Kind ist, auf wohl kaum erhörte Weise erfuhr: da ging diese Feindschaft bald in offene Parteilung über, und ganz Frankreich theilte sich gleichsam in die beiden feindlichen Lager des Königs Anton von Navarra, des Prinzen Conde und des Connetable Montmorency auf der einen, und der übermächtigen Guisen auf der anderen Seite, zwischen denen die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Königin-Mutter, Katharina von Medicis, durch Intrigue und wechselndes Parteinehmen das Gleichgewicht zu erhalten suchte: wie es denn auch ihr und den Vorsepiegelungen des Spanischen Hofes späterhin gelang, den Connetable und den König Anton mit den Feinden der Protestanten, als diese ihr zu mächtig zu werden schienen, zu verbinden. Wenn auch um den schwachen König von Navarra viele protestantische Große sich sammelten, deren Glaube sich in der Folge genugsam bewährte, so war doch in denselben das Ingredienz der Politik um so sicherer und tiefer gedrungen, als vor den Augen dieser Edlen das Interesse des Vaterlandes mit dem der Religion unvermeidlich zusammenfiel. Diese immer weiter sich verbreitende Verbindung führte denn zu der unglücklichen Verschwörung von Amboise, und nachdem das Blut heiliger Bekenner, edler Vaterlandsfreunde und wilder Aufreißer in beklagenswerther Vermischung von denselben Schaffoten geflossen war, zu einer Verkehrung, in der, über ein Jahrhundert hindurch, die Religion politisch, wie die Politik religiös gefärbt wurde.

Allein grade diese Dauer eines ganz verkehrten Zustandes zeigte, daß die Französisch-Reformirte Kirche nicht bloß auf dem Gemäuer menschlicher und politischer Verhältnisse, sondern auch

auf dem ewigen unerschütterlichen Felsen ruhte und so äußeren Stürmen und innerer Verkehrung widerstehen konnte. Das sie durchdringende Element biblischer Erkenntniß, ihre strenge, Hohe und Niedere gleich treffende Zucht und ihre herrliche Verfassung wuchsen gleichsam aus diesem Felsen hervor: wie denn auch die protestantische Partei, gegen die ihr feindlich gegenüberstehende gewogen, diese durch Sitte und Zucht hoch emporzieht.

Jene Verkehrung fixirte und heiligte noch gleichsam der mächtigste Beschützer der Reformirten, der größte und beste König Frankreichs! Denn da sie, in blutigen Schlachten fast immer besiegt, aus ihren Niederlagen mit einer Kraft sich erhoben, welche nur der Glaube geben kann, so erzwangen sie sich sogenannte Pacifikations-Edikte, die ihnen, nächst beschränkter religiöser Freiheit, materielle Vertheidigungsmittel, zu deren Beschützung gegen oft erfahrene Treulosigkeit, zusicherten. Diese Zusicherung war eine prekäre, und, wie sie von katholischer Seite selbst ausgelegt wurde, mit jesuitischer Mentalreservation gegebene: *) wie sie denn auch, die politische und nationale Einheit des Reichs zerreißend, der Natur der Sache nach, nicht dauernd seyn konnte. Heinrich IV. bestätigte aber diesen abnormen Zustand durch das, jene Edikte in einem liebevollen und dankbaren Sinne und Geiste zusammenfassende und erläuternde berühmte Edikt von Nantes und gab ihnen dasselbe als ein wahres Danaergeschenk!

So bildeten die Reformirten einen Staat im Staate — ein Zustand, der unmöglich bleibend seyn konnte. Daher waren es denn weit weniger religiöser Fanatismus des Volks und Alerus, Herrschsucht des Königs Ludwig's XIII. und treulose Politik seines großen Ministers Richelieu, als dieses ganz unnatürliche Verhältniß, welches den Reformirten mit dem Sturze der Bollwerke von La Rochelle und dem Exil ihres Helden, des großen Rohan, ihr politisches Daseyn entzog, ihre kirchliche und bürgerliche Existenz aber nothdürftig erhielt. Es wurde zwar auch schon unter Richelieu die Bekehrung der Reformirten

*) Von den Katholiken wurde behauptet, daß all' diese Edikte nur durch die Gewalt der Umstände herbeigeführt worden wären und daher mit diesen auch wieder fallen könnten und müßten. Man berief sich dabei auf eine Stelle bei Hugo Grotius (gegen Andreas Rivet), nach welcher königliche Edikte und Gesetze nicht als Friedens- oder Allianztraktate, sondern nur als für das gemeine Wohl gegeben anzusehen, und daher, wenn dieses es erfordere, aufzuheben wären. Diese Ansicht wurde nicht allein auf das für „ewig und unwiderruflich“ (perpetuel et irrévocable) erklärte Edikt von Nantes ausgedehnt, sondern auch von der politischen Stellung der Reformirten (auf die sie wohl staatsrechtlich sich anwenden lassen dürften) auf ihre kirchliche treulos erweitert.

mit List und lockenden Versprechungen versucht und von seinem Agenten und Vertrauten, dem berühmten Kapuzinerpater Joseph, ein förmliches Bekehrungssystem ausgearbeitet; aber, wenn auch einige Große, so fielen doch im Ganzen nur wenige Reformirte in dieses in den Sonnenstrahlen der Hof- und ministeriellen Gunst ausgehängte Netz, und Richelieu war zu sehr Staatsmann, zu eng mit den protestantischen Mächten gegen Spanien und Oesterreich verbunden, zu sehr mit dem geheimen Plane beschäftigt, auf den Trümmern des Römischen Pontifikats als Patriarch von Frankreich sich zu erheben, um an diese Versuche seine Macht und sein Ansehen zu setzen. Er achtete sogar die allerdings an Bildung die katholischen weit überragenden reformirten Geistlichen, und als diese, nach dem Verluste ihres politischen Ansehens, in Montauban bei ihm eine Audienz sich erbat, bewilligte er ihnen dieselbe, den Römischen Cardinal von dem Französischen Premierminister trennend, unter der Bedingung, daß sie nur als Gelehrte (*hommes des lettres*), sich ihm vorstellten.

Mehrere Umstände trugen dazu bei, den Reformirten Frankreichs auch ihre bürgerliche und kirchliche Stellung zu verkümmern und sie ihnen endlich ganz zu entziehen. Der politischen noch zu geschweigen, verdient hier ihre polemische Stellung gegen die katholische Kirche eine Erwähnung. Zu dieser Stellung war von Calvin, der die Reformation auf die Spitze getrieben, schonungslos Alles niedergerissen hatte, und, wie sein verdienstvoller Biograph bemerkt, zu tief in den Gegensatz zur katholischen Kirche gerathen war, schon der Grund gelegt worden. Der Druck steter Verfolgungen hatte diese Stellung aber zu einer noch feindlicheren und drohenderen erhoben und von dem Gebiete der Lehre und der Erkenntniß auf das des kirchlichen und bürgerlichen Lebens erweitert. Die wohl etwas inconsequente völlige Verwerfung aller Tradition, der Mystik, *) der Hohn über die Transsubstantiation, in dem die consecrirte Hostie ein „Gott von Teig“ (*Dieu de pâte*) genannt wurde, die gehässige Befangenheit gegen jene Akte, welche die Selbstverlängerung und Heiligung in einem vielleicht erzwungenen und grellen Bilde darstellen, dessen ächte Grundfarben aber auch die Zeit nicht zu verwischen vermocht hat **) — dieses Alles mußte die Gemüther frommer Katholiken tief verwunden, ohne daß es der

Darstellung des Papstes als Widerchrist und als das Thier der Offenbarung, und des Papstthums als ein Mysterium der Gottlosigkeit *) bedurft hätte. Es waren daher nur noch wenige Schritte erforderlich, um zum blutigen Fanatismus zu gelangen, und die Folge zeigt, wie diese Gränze überschritten wurde. Die unverhältnißmäßige Mehrheit der katholischen Bevölkerung gab diese Äußerungen mit um so reicherm Wucher zurück, als der Klerus sie dazu antrieb und der Hof darin unterstützte; während die Mildesten unter den Katholiken in ihren protestantischen Nachbarn und Freunden verirrte und ewiger Verdammniß anheim gefallene Brüder sahen, die in den Schaffall Christi auch mit Gewalt und heilsamen Qualen zurückzuführen, sogar die Liebe gebiete. So hören wir den, wenn auch schwachen und bigotten, doch wirklich frommen Ludwig XIII. auf seinem Sterbebette die reformirten Marschälle La Force und Chatillon liebevoll ermahnen, ihre Religion zu verlassen, und ihnen sagen, sie wären zwar in den Augen der Welt sehr rechtschaffene Männer; aber vor Gott wäre es anders, und es gäbe nicht zwei Wege zum Himmel und außer der Römisch-katholischen Religion keine Rettung.

Gleich viel, wenn nicht noch mehr, trugen aber politische Rücksichten zu jener Verkümmern und endlichen Entziehung bei. Denn obgleich Mazarin die Reformirten schätzte und sie sogar zu bedeutenden Ämtern zog, und ob sie schon während der Unruhen der Fronde allen Lockungen zur Empörung widerstanden, durch ihre Treue zur Befestigung des damals noch wenig gesicherten Thrones rühmlich beigetragen und so die dankende Anerkennung Ludwig's XIV. sich erworben hatten: so verfolgte doch diesen Monarchen, als er, nach dem Tode seines Ministers (1661), die Zügel der Alleinhererschaft in seine Hände nahm, die frühere politische Stellung der Reformirten wirklich dämonisch und führte ihn bald zu dem Entschlusse, ihre kirchliche Stellung nach und nach zu untergraben; in welchem er durch Hof, Klerus, die Parlamente und den Geist des Volkes nur zu sehr unterstützt wurde. Es folgten Verordnungen auf Verordnungen, welche, oft unter den wichtigsten Vorwänden und auf bloß theilweise und selten begründete Beschwerden über Mißbrauch ihrer kirchlichen und bürgerlichen Rechte, die Reformirten in der Ausübung ihres Gottesdienstes und selbst ihrer Gewerbe immer mehr beschränkten und sogar in kleinliche, ja lächerliche, eines Königs unwürdige Bestimmungen übergingen. **)

*) Calvin warnt vor der Deutschen Theologie (Genève Bd. III. S. 420.), von der doch Luther gesteht, ihr nach der Bibel und den Schriften Augustin's das Meiste zu verdanken, wie noch jetzt Französisch-reformirte Prediger vor Thomas a Kempis warnen.

**) Franz von Assisi wurde von seinem Vater, der mit seiner Freigebigkeit an Arme unzufrieden war, zu dem dasigen Bischof geführt, um in dessen Gegenwart auf das väterliche Erbtheil zu verzichten und gab ihm all' seine Kleider, ja auch sein Hemde, mit den Worten zurück: „Jetzt, da ich aller irdischen Güter entblößt bin, kann ich mit größerer Wahrheit das Gebet verrichten: Unser Vater, der du in dem Himmel bist.“ Diesen Akt frommer Übertreibung versteht der berühmte reformirte Theolog Jurieu gar nicht zu würdigen und findet es schamlos, „d'exposer aux yeux du public ses parties les plus sales et les plus honteuses.“

*) Ich habe nicht Gelegenheit gehabt, die berühmte Schrift von Du Plessis de Mornai: „Le Mystère d'iniquité, c'est-à-dire, l'Histoire de la Papauté“ zu sehen. Der Jesuit P. Davrigny sagt in seinen mißig geschriebenen: „Mémoires chronolog. et dogmat. pour servir à l'histoire ecclésiast. depuis 1600 jusqu'en 1716“ von derselben: „Nach dem Titel sieht man den Thurm von Babel auf Pfählen gebaut, die man in Brand steckt. Zur Seite erscheint ein Jesuit, dessen melancholische Miene den nahen Fall des Thurms andeutet. Unten stehen die Verse:

Falleris aeternam qui suspicis ebrias arcem;
Subruta succensis mox corrueat ima tigillis.“

**) Zu den lächerlichen Bestimmungen gehören u. a. die, daß die

Und wenn von Seiten der Reformirten über diese Verordnungen und ihre oft willkürliche Auslegung durch die Intendanten der Provinzen Beschwerden erhoben wurden, so erfolgten wohl Verordnungen, welche die so eben gegebenen aufhoben oder mildernd auslegten, den Behörden die Befolgung des Edikts von Nantes zur Pflicht machten, auch wohl den Reformirten dieselbe versicherten; aber entweder durch ihre unklare Fassung aller Chikanen den Weg bahnten, oder gar durch spätere Verordnungen wieder außer Kraft gesetzt wurden. Jener Zeitraum, von dem Tode des Kardinals Mazarin bis zur wirklichen Aufhebung des Edikts, bietet daher ein widriges Bild der Chikanen der verschiedenen Gerichtshöfe, Behörden und Advokaten, und elender Qualereien der Reformirten, deren Lage jene günstigen Verordnungen mit dem Schicksal des an den Felsen geschmiedeten Prometheus, ohne besonders dichterische Ubertreibung, vergleichen lassen. Indes trat jene Absicht des Königs immer klarer hervor, und die Reformirten begannen schon, ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern, nachdem von ihren Großen und Eblen die meisten bereits den Glauben ihrer Väter abgeschworen hatten.

Dessenungeachtet hielt theils Pietät gegen seinen großen Vorfahren, theils Dankbarkeit gegen die Reformirten, theils natürliches Rechtsgefühl, theils aber auch die Furcht vor dem Aufstehen und den Folgen dieses Schrittes den König lange ab, durch die Aufhebung des Edikts die letzte Hand an das Werk zu legen, mit dem er sich so lange getragen. Versicherte er doch noch wenige Jahre vor diesem Akte schreiender Ungerechtigkeit und Unfreiheit dem großen Churfürsten, der sich bei ihm für seine unter stets schwererem Drucke seufzenden Glaubensbrüder edelmüthig verwendet hatte, in einem sehr merkwürdigen Briefe, *) daß sich dieselben seines königlichen Schutzes zu erfreuen hätten! Es läßt sich von einem Charakter, wie der Ludwig's XIV., kaum erwarten, daß er, der damals auf dem Gipfel seiner Macht stand, und den auch im tiefsten Unglück das Gefühl seiner königlichen Würde nicht verließ, einer so groben, so absichtlichen Täuschung fähig gewesen wäre.

Aber, wenn Ludwig XIV. auch nicht Andere täuschte, so trug eine traurige Verkettung von Umständen, ein Gewebe der nichtswürdigsten Ränke dazu bei, ihn zu täuschen, ihn auf das Schändlichste zu hintergehen. Von diesen können nur die nachstehenden hier angeführt werden.

Rücklehnen der Kirchensitze weggenommen werden sollten, kein protestantischer Stallmeister Reitstunden geben durfte. Bayle spricht sich darüber in seiner Schrift: „Ce que c'est que la France toute catholique sous les règnes de Louis le Grand, 1686,“ sehr stark aus: „Comment a-t-on eu le courage d'avilir les soins d'un grand roi sur toutes les petites chicanes qu'un misérable missionnaire de cent écus de gages savoit inventer? Ne sait-on pas la maxime de *minimis non curat Praetor*?“

*) Abgedruckt in: „Das Edikt von Potsdam. Von Henry. Berlin, 1832.“ Das Schreiben des großen Churfürsten habe ich mir leider nicht verschaffen können. Es wäre mir sehr erwünscht, durch die Vermittelung der Redaktion der *Ev. R. Z.* zu erfahren, wo und wie ich es erhalten könnte.

Es kann dem Könige nicht der Ruhm freitig gemacht werden, die königliche Würde und Macht aus der Erniedrigung ministerieller Anmaßung und aristokratischen Ehrgeizes auf eine vorher nicht gesehene Höhe gehoben zu haben. Daß er grade durch diese Erhebung, die ohne die Umwandlung des verarmten Adels in Hofbediente, ohne gänzliche Abhängigkeit der Parlamente, ohne Schwächung aller Mittelglieder und Stützen in dem Staatsorganismus nicht ausgeführt werden konnte, einen der Keime zu der folgenden Auflösung der Monarchie gelegt, ist leichter, nach der Revolution zu erkennen, als es den Maßstab zur Beurtheilung eines Herrschers geben kann, der die Zeiten der Anarchie nahe hinter sich, ja zum Theil selbst erlebt hatte. Dieser Ruhm, welchem noch der zweideutige glänzender, durch seine trefflichen Feldherren erfochtenen Siege zugerechnet werden muß, machte ihn nach größerem, bleibenderem, Staat mit Kirche, Erde mit Himmel verbindenden, und ihn mit Gott versöhnenden lüstern. Zu dieser Lüsterheit lagen schon in der ganzen geschichtlichen Entwicklung der Französischen Monarchie fruchtbringende Keime: indem päpstliche Bullen dem Könige von Frankreich die Titel des allerchristlichsten Königs, des ältesten Sohnes der Kirche beigelegt hatten, Geschichtschreiber, Alerus und Volk in ihm den ersten König der Christenheit, den König der irdischen Könige sahen und selbst die von uralten Zeiten her ihm zugeschriebene Heilkraft der Kröpfe und das feierliche Berühren solcher Kranken durch die königliche Hand ihn mit einem Nimbus von Heiligkeit umgaben. Dazu kam noch, daß ein jeder König bei seiner Krönung und Salbung zu Rheims den feierlichen Eid, sich zu bemühen, die Ketzer und Schismatiker auszurotten („*exterminare studebo*“) leistete; so wie denn auch die größere Unabhängigkeit von dem Römischen Stuhle und die Unterwerfung des Alerus unter die königliche Macht dieser das der Kirche entzogene Ansehen zutheilte.

In Ludwig XIV. aber wurden diese Keime durch eine wahre Treibhausglut der Schmeichelei, zu der in Hofbediente verwandelte Edle, zu Hofkanonisten entartete Bischöfe, ja selbst die früher so freien Parlamente, in unrühmlichem Wettstreit den Brennstoff herbeitrugen, zu giftigen Wucherpflanzen gezogen, welche auch auf die reinste Luft verpestend einwirken mußten. Von dem Beinamen des Großen, und dem eines äußeren Bischofs, zu welchem der Vergleich mit dem die Arianer bekämpfenden Konstantin nahe Veranlassung gab, finden wir, in öffentlichen Druckschriften und ungedruckten halb- und ganz officiellen Aktenstücken, eine lange Stufenleiter jenes Ruhmes, die in dem Titel eines Cherubs der Kirche ihre in die Wolken sich verlierende Spitze fand. *) Dabei war die Absicht der Geist-

*) In der freilich sehr polemischen Schrift: „*Les feuilles de figuier, ou vanité des excuses de ceux qui ont succombé sous la persécution. A la Haye. 1687*“ wird, nach katholischen Schriftstellern, Ludwig dem Könige der Ehren des 24ten Ps. verglichen und von ihm (S. 270.) gesagt: „Ludwig der Große, in dem man Elemente der hochheiligen Dreieinigkeit glänzen sieht, der ein Wunder der göttlichen Gnade und dessen Weisheit ein Argument ist, welches allein hinreicht, die Gottesläugner zu überführen.“

lichkeit nicht zu verkennen, den König durch Vorausbezahlung jenes unwürdigen Preises zu dessen rechtmäßiger Erwerbung zu verpflichten, und indem sie ihm sein idealisirtes Bild in dem Zauberspiegel der Schmeichelei vorhielt, zur Verwirklichung desselben anzureizen.

Als wäre dieses Gewebe noch nicht stark genug gewesen, um den unglücklichen Monarchen zu umstricken, mußten auch die Gnadenzüge des heiligen Geistes, im dämonischen Bunde mit der Galanterie und Hofintrigue, die Grundfäden dazu hergeben.

Frau v. Maintenon, die Enkelin des berühmten d'Aubigné, dessen Eifer für die reformirte Religion ihn, nach dem Mordanfälle Chatel's auf Heinrich IV., diesem die prophetischen Worte sagen ließ: „Sie haben, Sire, Jesum Christum nur mit dem Munde verläugnet und sind daher nur am Munde verlegt worden, wenn Sie ihn aber mit dem Herzen verläugnen, so werden Sie am Herzen verwundet werden;“ Frau v. Maintenon, selbst in der reformirten Religion erzogen und nur unter der Bedingung zur katholischen übergetreten, daß man von ihr nicht verlange, an die Verdammung ihrer frommen Calvinistischen Tante zu glauben, hatte durch Geist, Intrigue, äußere Frömmigkeit und Sittlichkeit aus dem Staube der armen Wittwe des burlesken Scarron zur Erzieherin der von dem Könige in doppelt ehebrecherischem Umgange mit Frau v. Montespan gezeugten Kinder sich erhoben, diese, ihre Gebieterin und Beschützerin, von deren Eigensinn und herrschsüchtigen Launen selbst Ludwig oft zu leiden hatte, in dessen Gunst verdrängt, und war nach dem Tode der Königin auf den höchsten Gipfel des Einflusses und selbst bis zur heimlich vermählten königlichen Gemahlin gestiegen. Ihre Frömmigkeit war wohl eigentlich nicht eine erheuchelte, aber gewiß die gemischte einer *dévôte de bel air*, wie sie die höheren Gesellschaftsfreife nur zu leicht erzeugen. Früher Freundin des edlen Kardinals v. Noailles und der Jansenisten, welche den gewaltthätigen Bekehrungsmaßregeln sehr entgegen waren, und selbst Fenelon's und der Frau v. Guyon, hatte sie diese Verbindungen aufgeopfert, um vor den mächtigen Jesuiten auf ihrer schlüpfrigen Höhe sich zu erhalten und namentlich dem gefährlichen Verdachte des Jansenismus und Calvinismus zu entgehen.

Diese Frömmigkeit hatte daher für sie nicht bloß viele Stufen auf der in den Thronhimmel reichenden Leiter gebildet, sondern war auch nun das Mittel, sich auf deren schwindelnden höchsten Staffeln zu erhalten. Denn der König begann in dieser Zeit an das Heil seiner Seele zu denken und es läßt sich gar nicht an dem Ernste seines Entschlusses, sich mit Gott zu versöhnen, zweifeln. Hatte er doch schon vorher, zur Zeit des großen Jubiläums, von Frau v. Montespan sich zurückgehal-

ten, diese in ähnlicher Absicht gleiche Zurückhaltung beobachtet, aber die Wollust wieder den Sieg über die Regungen des Geistes davon getragen: so daß die Mächte der Frau v. Maintenon, Frau v. Caylus, von der in diesem Rückfalle erzeugten nachherigen Herzogin v. Orleans sagte, in ihren Gesichtszügen hätte man noch die Spuren jenes Kampfes des Jubiläums und der Liebe lesen können.“)

Frau v. Maintenon bestärkte den König in jenem Entschlusse und sich dadurch in seiner Gunst und ihrem Ansehen. Er mied die Reizungen zur sinnlichen Liebe, las die Bibel, hörte gern erbauliche Gespräche u. s. w., und es schien nun Alles darauf anzukommen, dem Zuge des Geistes die wahre Richtung zu geben oder zu erhalten. Aber die Lust des Hofes, des Jesuitismus, dem es von der größten Wichtigkeit war, den König gegen den verhassten Jansenismus zu verwahren, der Intrigue und selbst der an die Stelle der sinnlichen Liebe getretenen Galanterie, ersüßte die zarten Keime der Himmelspflanze um so leichter und sicherer, als Ludwig's religiöse Bildung die aller-mangelhafteste gewesen war.

Von dieser Lust gleichfalls ergriffen, eben so hintergehend, als selbst hintergangen, schreibt Frau v. Maintenon u. a.: „Der König ist nicht so weit davon entfernt, an sein Seelenheil zu denken, als der Hof es glaubt. Er ist voll guter Empfindungen: er liest die heilige Schrift und findet, daß sie das schönste der Bücher ist. Er gesteht seine Schwächen; er erkennt seine Fehler; man muß warten, daß die Gnade wirke,“ und fügt, in unglaublich schnellem und leichtsinnigen Übergange unmittelbar hinzu: **„Er denkt ernstlich an die Bekehrung der Keger, und in Kurzem wird man daran arbeiten“!!**

So wurde der inneren Regung des Geistes eine bloße Richtung nach außen gegeben; so rührte man, wie der sehr wohl unterrichtete, am Hofe Ludwig's lebende Herzog v. St. Simon sagt, den König durch die Süßigkeit einer leichten Buße auf Kosten Anderer, die man ihm als sicher zur Seligkeit führend darstellte!

(Schluß folgt.)

*) *Souvenirs de Madame de Caylus (Collect de Petitot T. 65. S. 409.)*. Sie erzählt ihre Bekehrungsgeschichte sehr naiv: „Man führte mich nach St. Germain. Anfangs weinte ich sehr; aber ich fand den anderen Tag die Messe des Königs so schön, daß ich, unter der Bedingung, sie alle Tage zu hören und nicht die Ruhe zu bekommen, einwilligte, katholisch zu werden. Das war die ganze Controverse, die man anwendete und der einzige Abschwörungsakt, den ich verrichtete“ (S. 373.).

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 19. August.

N^o 66.

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch, Dr. der Philosophie und Theologie, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Marburg. Erlangen, C. Heyder, 1846. Zwei Abtheilungen.

Es ist ein seit langer Zeit verlassener Weg, den der Verfasser vorliegender Vorlesungen betritt. Diese bilden zusammen ein geistreiches Gutachten über den Niesenprozeß, der nun schon über drei Jahrhunderte von den Confessionen der abendländisch christlichen Kirche geführt wird. Sie sind aber nicht polemischer, sondern irenischer Natur; und sind das Ergebnis gründlicher Forschung in der heiligen Schrift, in den Kirchenvätern, Concilienbeschlüssen, geschichtlichen Entwicklungen und dogmatischen Fixirungen. Und außerdem ist auch dem Leben und der Praxis gehörig Rechnung getragen. Eine Revision der Akten dieses Niesenprocesses, in welchen wir Alle verflochten sind, beantragt der Verf. Mitten im Streite möge man sich, so ist des Verf. Meinung, dessen recht bewußt werden, was man gemeinsam besitzt, um desto wirksamer den gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Man möge die Friedenspräliminarien und Vergleichsvorschläge entwerfen, welche man der Katholischen Kirche anbieten könne.

Diese Vorlesungen sind also Friedensworte mitten heraus aus dem Kampfe der Geister; mitten hinein in eine vielfach zerrißene, tief aufgeregte und sturmvolle Zeit.

Ob jetzt die rechte Stunde gekommen sey, mit solchen Friedensworten aufzutreten, wird zwar, wir erwarten es gar nicht anders, von mehr als einer Seite her verneint werden. Wir sehen sogar im Geiste voraus, daß sich manches Angesicht darüber verfinstern und mancher Mund sprechen wird: „Um des Himmels willen! Ist es jetzt, wo man katholischer Seits Ungerechtigkeit und Bedrückung häuft; wo man die Todfeinde des Protestantismus, die Jesuiten, allenthalben einzuführen sucht; offene und geheime Zurüstungen zu Angriffen aller Art macht, ist es jetzt an der Zeit, mit Friedensworten einherzugehen, die der Feind nur als Eingeständnis der Schwäche betrachten und eben darum verachten wird? — Befehlet doch lieber die alten verlassenen Bollwerke mit grobem Geschütz! Bessert die Mauern aus und seyd auf der Hut, damit euch nicht der Feind im Schlafe überrasche und überwältige! Wozu soll es führen, Friedensworte an den gemeinsamen Feind zu richten, während man die Zwietracht in dem eigenen Lager weder unterdrücken noch verbergen kann?“

Ref. achtet solche Einwürfe, insofern sie aus treuer evan-

gelischer Gesinnung kommen, sehr hoch; er mißkennt auch die Wichtigkeit derselben keinen Augenblick; aber dennoch ist er anderer Ansicht. Er begrüßt vielmehr, seiner entschiedenen protestantischen Gesinnung unbeschadet, die Erscheinung dieser Friedensworte als eine sehr erfreuliche.

Zunächst war es für ihn eine liebliche Bestätigung, daß auch für uns Spätgeborene noch das Wort gelte, welches wir im 25ten Psalm V. 14. lesen: Das Geheimnis des Herrn ist unter denen, die ihn fürchten, und seinen Bund läßt er sie wissen. Das Geheimnis des Herrn, d. h. das im vertrauten Umgange mit dem Herrn und seinem Worte gewonnene, tiefere Verständnis der Offenbarung Gottes in seiner Kirche und über dieselbe, dies ist es grade, was der uns persönlich ganz unbekannte Verf. in hohem Grade besitzt. Darum halten wir ihn nicht nur für vollkommen befähigt, sondern auch für eben so berechtigt, mit solchen Friedensworten mitten zwischen die Confessionen und ihren alten Streit hineinzureden. Hören wir den Verf. selber, wie er sich in der Vorrede über diese Berechtigung ausspricht. Er sagt: „Wäre die irenische Gesamtansicht, welche ich in diesen Vorlesungen darlege, unter den schriftgläubigen Theologen Deutschlands, zu welchen ich gezählt zu werden wünsche, schon vertreten, so würde mich nichts zum Auftreten berechtigen. Aber dem ist leider nicht so. Ich weiß daher noch nicht, welche Aufnahme ich bei denjenigen finden werde, mit welchen ich mich in den heiligsten Lebenserfahrungen und Überzeugungen einig weiß. Aber selbst wenn mir ungünstige Beurtheilung von Theologen jener Seite her widerführe, deren Denkungsart gewöhnlich als Mysticismus, Pietismus und Orthodoxismus bezeichnet wird, werde ich nicht unterlassen, in Beziehung auf das Wesentlichste meine Geistesgemeinschaft mit ihnen zu bekennen. Nur behalte ich mir vor, vieles Einzelne in den grade unter uns herrschenden Urtheilen über den Zustand der Kirche und ihre Aufgabe für unrichtig zu halten, wie ich es hier darzulegen versuche. Möchte Niemand, der sich bewußt ist, im Grunde von den gleichen religiösen Voraussetzungen auszugehen, wie ich, durch das Ungewöhnliche und Befremdende sich abhalten lassen, eine Ansicht mit Ruhe zu prüfen, welche, wie ich hoffe, mit Ruhe, gewiß aber mit aufrichtigem Verlangen nach dem Heil der Kirche Christi vorgetragen ist.“

Sodann ist dem Ref. bei den vorliegenden Vorlesungen noch Folgendes als sehr wichtig entgegengetreten. Die Protestantische Kirche steht einer Neugestaltung entgegen. Eine „Kirche der Zukunft“ will sich, tragen nicht alle Zeichen der Zeit, entwickeln. Der Lebensstrom, der von Christo mit erneuter Fülle über seine Kirche ausgegossen ist, sucht sich neue Bahnen zu brechen. Der Aufbau der wahren Kirche auf ihrem ewigen, von dem Herrn

selbst und seinen Aposteln gelegten Fundamente, das ist das Lösungswort aller Kirchlichgefinnten in unseren Tagen. Man will nicht eine Menschenerfindung, nicht eine vergängliche Zeifform, sondern die Kirche, die wir als eine, heilige, allgemeine und apostolische bekennen, die von den Aposteln selbst gepflanzt, von der heiligen Schrift bezeugt, im Urchristenthum bewährt, durch ihre Wirkungen mitten in der verderbten Welt als eine von Gott gewollte Heilsanstalt gerechtfertigt, der Vollkommenheit immer mehr entgegenschreite, und die Aussicht auf die Erfüllung der Verheißung gewähre: es wird einst ein Hirt und eine Herde seyn. Man will also einen Fortschritt auch in dieser Richtung, und zwar einen Fortschritt zum Besseren. Zu einem solchen Fortschritt fordert die heilige Schrift selbst und das kirchliche Bekenntniß auf.

Wer aber diese Kirche der Zukunft dadurch zu realisiren meint, daß er, nicht zufrieden damit, die wahre Errungenschaft der Reformation, die theuren Grundwahrheiten, die sie zum Segen und zum ewigen Besitze der Kirche aller Zeiten zu Tage gefördert hat, entschieden festzuhalten und eifrig geltend zu machen, die Lutherische Confessionskirche, wie sie sich im siebzehnten Jahrhundert gestaltet hatte, mit deren Exklusivismus und deren Mängeln wieder herstellen will; der will keinen Fortschritt, sondern ein Zurückflauen des kirchlichen Lebensstroms in ein enges, schon längst überfluthetes Strombett, der erweist sich, um mit unserem Verf. zu reden, durch solche Reprästinirung als einen von denen, welche aus der Zeit der Erniedrigung, Schmach und Züchtigung, welche über die Kirche ergangen ist, „nichts gelernt und nichts vergessen haben.“

Nach des Ref. Überzeugung hat aber Dr. Thiersch nicht nur vor dieser Engherzigkeit das tiefere Studium der apostolischen Väter und der christlichen Urzeit bewahrt, sondern auch vor jener demokratischen Weitherzigkeit, welche mit lebenswürdiger Inconsequenz auf das „Maß und Ziel setzende allgemeine Priesterthum“ eine monarchisch aussehende Spitze pflöpft, Bischof genannt. Dieser Kirche, wenn sie es anders zu einer Zukunft bringen würde, könnten wir nur eine sehr traurige voraussagen.

Die Vorlesungen des Herrn Thiersch bezeichnen dagegen den richtigen Fortschritt zum Ausbau der christlichen Kirche. Nur wenn die verschiedenen Confessionen gegenseitig ihre Mängel einsehen, dieselben, mit Beibehaltung ihrer eigenthümlichen Vorzüge und Errungenschaften, so wie des erweislich apostolischen Erbtheils, abzulegen bereit und der anderen Vorzügliches anzunehmen willig sind, kann die einige, wahre, heilige und apostolische Kirche sich realisiren.

Doch zu den Vorlesungen selbst. Sie zerfallen in zwei Theile. Der erste Theil umfaßt „die katholische und protestantische Lehre von der Kirche im Verhältniß zur heiligen Schrift, zur Geschichte und zum gegenwärtigen Zustande der Christenheit.“ Er schließt mit der XVIIten Vorlesung.

Der zweite Theil, dessen drei erste Vorlesungen noch der ersten Abtheilung beigegeben sind, legt sodann „die einzelnen

Differenzen des Katholicismus und Protestantismus im Dogma, im Kultus und im kirchlichen Leben“ vor.

In den beiden ersten, die Einleitung bildenden Vorlesungen erklärt der Verf., der Confikt der Kirchen sey die Lebensfrage der Gegenwart, und unser Zeitalter sey „ein vorwiegend restauratives“. Die Katholische Kirche sey von diesem Bewußtseyn, daß eine Zeit des Wiederaufbaues gekommen, aufs Tiefste durchdrungen; scheine aber nicht, in Möhler's Sinn, eine geläuterte Neugestaltung, sondern die hierarchisch-politische Auffassung des Katholicismus in ihrer ganzen mittelalterlichen Strenge zu bezwecken, und durch Erneuerung „nicht urchristlicher Gebräuche“, welche einst in ihrer Eccentricität die Reformation nothwendig gemacht, den großen Riß in der Christenheit zu befestigen.

„Sollen auch wir,“ läßt sich der Verf. vernehmen, „die wir dem protestantischen Gebiete angehören, die gleichen Wege einschlagen und eine unbedingte Rückkehr zu allen Formen und Satzungen des alten Protestantismus, sey es nun des reformirten oder des Lutherischen, für die Aufgabe der Gegenwart halten?“ „Dann würden wir ja im Princip nicht von denen uns unterscheiden, die man auf katholischer Seite die „ultramontanen“ nennt. Das sey ferne!“ „Nicht in ultraprotestantischem Bewußtseyn voll Unkenntniß, Vorurtheil und Widerwillen gegen alles Katholische liegt ein Segen für die Kirche;“ vielmehr, „je leidenschaftlicher an vielen Punkten die alten beklagenswerthen Antipathien wieder hervorbrechen, je entschiedener sich Viele von beiden Seiten der polemischen Methode vergangener Jahrhunderte wieder zuwenden, desto größer ist für den protestantischen Theologen die Verpflichtung, sich ein auf Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe gegründetes Urtheil zu erkämpfen, um so größer aber auch das Glück, sich im Besitze einer wahren, nicht auf Weichlichkeit und Schwäche, sondern auf Einsicht gegründeten Trenn zu wissen.“

„Die Gegenwart bedarf einer erhöhten Einsicht in das Wesen des Katholicismus und Protestantismus, so wie in das Verhältniß beider Principien zur urchristlichen und altkatholischen Kirche. Unsere Zeit verlangt von allen Seiten eine Revision des ganzen Processes, der vor dreihundert Jahren begonnen hat, sie stellt uns die Forderung, den Schatz der Erfahrungen, welche in dieser ganzen Entwicklung verborgen sind, zu heben. Und grade dazu war auch keine Zeit mehr befähigt. In den ganzen Weltverhältnissen und insbesondere in dem jetzigen Stande Deutscher Wissenschaft liegen die Vorbedingungen, welche es — möglich machen, jener Aufgabe in nicht geringem Grade zu genügen!“ — „Wenn es je an der Zeit war, von Seiten protestantischer Theologie und Wissenschaft eine Revision des großen kirchlichen Streites von der Reformation bis auf den heutigen Tag zu vollziehen, so ist es jetzt an der Zeit.“ „Aber der Aufgabe, wie sie gegenwärtig gestellt werden muß, wird keine Darstellung genügen, welche sich lediglich in der Form der sogenannten Symbolik hält. Nicht mit einer trockenen Vergleichung der Antithesen in ihrer abstrakten juristischen Form ist es abgethan, bei welcher principielle Fragen zur Seite

liegen bleiben; die ganze Wirklichkeit, wie sie lebt und lebt, muß unser Gegenstand seyn. Die im kirchlichen Leben, im Kultus, in der Disciplin und Sitte, in der Verfassung, dem Verhältniß zum Staate und dem Einfluß auf das Volksleben sich manifestirenden Differenzen, sie sind Lebensfragen des kirchlichen Kampfes in seinem jetzigen Stadium."

Nach dieser Einleitung beginnt Thiersch, weil der Hauptpunkt der ganzen Controverse zwischen Katholiken und Protestanten in der Lehre von der Kirche liegt, sogleich mit dieser, und stellt die Untersuchung über dieses Dogma allen übrigen voran. „Ich glaube nicht zu irren," erklärt er S. 30., „wenn ich das Geständniß ablege, daß in weiten Kreisen der Protestanten das Gefühl sich verbreitet hat, daß in der Lehre von der Kirche die eigentliche Stärke des Katholicismus, und fast in demselben Grade die Schwäche des Protestantismus verborgen sey." Ein Ausgangspunkt von dem Begriff der Kirche scheine deswegen auf den ersten Blick für den Protestanten ungünstig; wenn man aber näher zusehe, welche Präensionen die Katholische Kirche, als Kirche von sich mache, wie sie noch immer in ihrem jetzigen historisch gewordenen Wesen auf Unfehlbarkeit, mit einer Festigkeit, ja Unerbittlichkeit Anspruch erhebe, die sie gegen alle Beschwerden taub mache: so liege der eigentliche Kern unserer Protestation doch immer wieder in dem, was jene Kirche von sich als Kirche sage. Und sollte diesen Präensionen gegenüber die protestantische Lehre von der Kirche, „in der Art wenigstens, wie sie bei uns vorgetragen zu werden pflegt", sich als ungenügend ausweisen, um der entgegenstehenden die Spitze zu bieten — so sey eben „an eine neue Gestaltung derselben" um so rüstiger Hand anzulegen.

Die Aufstellung einer theoretischen Exposition des Dogmas von der Kirche begann in der Katholischen Kirche nicht vor der Reformation. Noch im Tridentinum fehlt sie. Sie findet sich zuerst im Catechismus Romanus. Seit jener Zeit wird sie an das apostolische und Nicänisch-Constantinopolitanische Symbol geknüpft. Ich glaube Eine heilige allgemeine apostolische, heißt es darin, und diesen vier Prädikaten, der Einheit, Heiligkeit, Katholicität und Apostolicität wird dann eine solche Deutung gegeben, daß sie auf die Römische Kirche vollkommen paßt. Aber dies muß von vorn herein als irrig zurückgewiesen werden.

Seitdem nämlich die christliche Kirche sich in die Lateinische und Griechische gespalten, und letztere in die nestorianische und monophysitische sich schismatisch zertheilt hat; seitdem die Einheit auch der Lateinischen Kirche in der Reformation gebrochen wurde, kann die Römische Kirche nur für einen — wenn auch größeren — Bruchtheil des ursprünglichen Ganzen gelten. Sie hat also aufgehört die Eine Kirche zu seyn. In ihrem dormaligen Gesamtzustande gebührt ihr auch nicht die vorzugsweise Benennung der heiligen in dem Sinne der Urkirche. Sie ist auch nur katholisch den Sekten gegenüber und keineswegs der Gesamtheit der anderen Kirchen. Und da es endlich andere Kirchen gibt, die sich des apostolischen Ursprungs

zu erfreuen haben, und die apostolische Lehre sammt der Tradition und der apostolischen Succession der Bischöfe besitzen, so machte die Römische Kirche die Apostolicität wieder von der Gemeinschaft mit der Cathedra des Apostels Petrus abhängig. Zu diesen vier Kennzeichen „der wahren Kirche", nämlich der Einheit, Heiligkeit, Allgemeinheit und apostolischen Abkunft haben sodann die katholischen Dogmatiker — seit Bellarmin — noch elf andere gestellt und daraus den Schluß gezogen: Wo die wahre Kirche ist, da ist auch die wahre Lehre.

Diesem Schlusse stellen aber die protestantischen Dogmatiker, sich stützend auf den siebenten Artikel des Augsburgerischen Bekenntnisses, Lateinischer wie Deutscher Fassung, den umgekehrten Schluß entgegen: Wo die wahre Lehre ist, da ist auch die wahre Kirche.

Melanchthon und die Reformatoren erklärten den Zusammenhang mit dem Römischen Stuhle und die Succession der Bischöfe nicht für erforderlich, um die wahre Kirche, die congregatio sanctorum, zu constituiren; sondern sie nahmen bekanntlich die Verkündigung des reinen Evangeliums und die schriftgemäße Auspendung des heiligen Abendmahls als Kriterien, oder äußere Zeichen des Vorhandenseyns der wahren Kirche, und mithin der Mittheilung des Geistes Christi und dessen eigener Gegenwart in seiner Gemeinde an. Da aber Heilige seyn können, auch wenn weder das Evangelium rein gepredigt, noch die Sakramente schriftgemäß verwaltet werden, so glaubte man sich mit der Unterscheidung eines sichtbaren und einer unsichtbaren Kirche helfen zu können. Man legte der unsichtbaren Kirche, nach einer spiritualistischen Deutung, die Prädikate der Einheit, der Heiligkeit, der Universalität und der Apostolicität (in der Lehre) bei, und vindicirte sodann der protestantischen Kirche per synecdochen jene Eigenschaften. Aber die Versuche, dies vollkommen durchzuführen, krankten entweder an Gewaltthaten der Exegese, oder an Absurditäten der Begründung, oder an Vermessenhaftigkeit der Behauptungen. (Fortsetzung folgt.)

Die Camisarden und die Kirchen der Wüsten in Frankreich.

(Von einem Idioten.)

(Schluß.)

Wenn auch zu dieser Veräußerlichung die verschiedenen Triebfedern des Ehrgeizes, der Eitelkeit, der Herrschsucht, kurz des Eigennußes beigetragen hatten, so wäre es doch ungerecht, sie denselben allein zuzuschreiben. Sie hatte in dem Geiste der Zeit und, mit allerdings vielen ehrenwerthen Ausnahmen, in dem der Katholischen Kirche und Geisteslichkeit, ihre eigentliche und tiefste Wurzel. Wie hätte sich da Frau v. Maintenon derselben entziehen können? Noch weniger aber dürfen ihr jene Beweggründe bei dem Könige untergelegt werden, der, bei den angegebenen Umständen, all jenen verderblichen Einflüssen am leichtesten erliegen mußte. Dazu kam noch der von dem Herzoge v. St. Simon angeführte Umstand, daß der König, stets suchend, allein zu regieren und sich dem Einflusse seiner Minister und

Räthe zu entziehen, gegen alle, auch wohlthätige Einwirkungen sich verschanzte hielt; dafür aber in dieser Zeit denen der Frau v. Maintenon, des Kanzlers Letellier, dessen Sohnes, des schrecklichen Louvois, und seines jesuitischen Beichtvaters, des Paters La Chaise, um so leichter erlag.

Noch mehr aber wurde der König bei den Maßregeln dieser Befehrung betrogen. Nachdem man ihm vorgespiegelt hatte, daß die Reformirten weder so zahlreich, noch ihrer Religion so ergeben wären, als sie es wirklich waren, versuchte Louvois, der, als Kriegsminister nach geschlossenem Frieden und bei der Ungunst der Frau v. Maintenon, für seine Macht und seinen Einfluß Alles zu fürchten hatte, diese dadurch zu befestigen, daß er das Befehrungswerk der Calvinisten militärisch machte und so recht eigentlich sich an die Spitze desselben stellte. Nicht ohne Mühe ersichtlich er sich bei dem Könige die Ordonnanz, daß die Neubekehrten auf zwei Jahre von aller Truppeneinquartierung zu befreien wären. Dieser Befehl legte den Grund zu den berüchtigten Dragonnaden: indem die Befreiung derer, welche sich bekehren ließen, in die Bequartierung derer, welche ihren Glauben nicht absworen, verwandelt wurde. Zugleich ließ Louvois durch geheime Instruktionen an die Befehlshaber der Truppen diesen die Zügel schießen und so die Nichtbekehrten aller Brutalität einer wilden Soldateska preisgeben. Die Klagen darüber drangen nur spät zu den Ohren des Königs, und ihrem Eindrucke war man durch die von den Intendanten eingesendeten Listen ganzer Haufen von Neubekehrten geschickt zuvorgekommen.

Eine gleiche Täuschung lag dem berüchtigten Seelenhandel (trafic des âmes) Polisson's zum Grunde. Er wurde damit, daß man den Weg aus der falschen Kirche in die wahre mit Blumen bepflanzen müsse, beschönigt, begann mit den bekehrten Predigern, welche man, nach Verlust ihrer Stellen, doch nicht dem Elende überlassen dürfe und ging von ihnen, unter ähnlicher Beschönigung, bis auf die untersten Klassen des Volks über: so daß der Preis einer Seele bis zu sechs Livres hinabsank.

Diese goldene Berechsamkeit, wie sie die Hofleute nannten, und jene gewaltsame, erschienen selbst Wohlmeinenden um so nothwendiger, als die gewöhnliche der Belehrung durch die Priester und die Missionare, bei deren selbst von katholischen Bischöfen laut beklagten Unwissenheit und Rohheit, nur geringen Erfolg hatte.

Während dieser Befehrungsversuche wurden die Reformirten immer mehr in der Ausübung ihres Gottesdienstes beschränkt und sonst gedrückt. Es folgten Edikte auf Edikte, Verordnungen auf Verordnungen, die, von dem Thron bis zu den Parlamenten und Intendanten und den untersten Justiz- und Verwaltungsbehörden hinab, in aufsteigender Progression diesen Druck vermehrten. Unter den wichtigsten Vorwänden wurden ihnen die Kirchen genommen und geschleift. Da fasten die Reformirten in einigen Provinzen, namentlich in Poitou, Nieder-Guienne und in Nieder-Languedoc den Entschluß, an einem Tage auf den Ruinen ihrer Tempel sich zu versammeln und gleichzeitig Got-

tesdienst zu halten. Es war eine Art Demonstration oder Protestation („récusation“), welche dem Könige über ihre Menge und ihren Eifer für ihre Religion die Augen öffnen und, wenn auch nicht die verlorenen Rechte und Freiheiten abtrogen, doch wenigstens ihn von weiteren Verfolgungen zurückhalten sollte, und eine Maßregel, die, wenn auch bedenklich, doch, allgemein und mit der beabsichtigten Ruhe, Ordnung und Einheit ausgeführt, kaum ihres Zweckes verfehlt hätte. Dieses konnte aber um so weniger geschehen, als viele angesehenen und einflussreiche Personen und namentlich der am Hofe des Königs sich befindende Deputirte der Reformirten diese Maßregel laut mißbilligte. Sie wurde daher nur theilweise ausgeführt, reizte die Katholiken an einigen Orten an, gegen die Reformirten sich zu bewaffnen, ihren Gottesdienst zu stören, und führte so unvermeidliche Reaktionen und Unordnungen herbei, die dem Könige als Empörungen geschildert wurden.

Dieses trug gewiß bei, durch Aufhebung des Edikts von Nantes den Sturz der Reformirten zu beschleunigen und es war derselbe nun unzweifelhaft. Dessenungeachtet war man über die Art und Weise dieser Aufhebung und über die Fassung des sie bestimmenden Edikts im Staatsrathe des Königs lange ungewiß. Es waren besonders die vielen Prediger, welche dem Staatsrathe die meiste Berlegenheit verursachten. Sie machten einen durch ihre Zahl (sie wird mit sechshundert wohl zu niedrig angegeben*), noch mehr aber durch ihre theologische und Geschäftsbildung, sehr ansehnlichen Körper aus. Denn ihre stete Controverse mit dem katholischen Klerus hatte jene Bildung ihnen zur Nothwendigkeit gemacht und sie in derselben erstarkt, und die gleich ununterbrochenen Streitigkeiten mit den Behörden hatten ihnen, als Vorsitzenden der Consistorien, eine große Gewandtheit in den Geschäften des bürgerlichen Lebens gegeben. Man schwankte daher lange zwischen ihrer Einsperrung und Verbannung. Beides war bedenklich und gefährlich. Denn die Einsperrung hätte eine große Menge von Gefängnissen erfordert und einen beständigen Gährungsstoff erhalten, und von der Verbannung befürchtete man mit gleichem Rechte die freie Verbreitung dieses Stoffes über alle protestantischen Länder, in denen man die öffentliche Meinung aus politischen und sonstigen Gründen zu schonen hatte. Endlich entschied man sich für die Verbannung.

Louvois benutzte noch die im Jahre 1684 durch den Waffensstillstand von Regensburg müßig gewordenen Truppen zu einer allgemeinen Dragonnade, die einen so erwünschten Erfolg hatte, daß sein Vater, der Kanzler Letellier, in den König ungesäumt drang, den Streich zu thun, welcher „den letzten Kopf der Hydra“ abhauen sollte. Das Aufhebungs-Edikt wurde ausgearbeitet und nachdem der sterbende Kanzler ihm das Reichsiegel aufgedrückt hatte, rief er mit Simeon aus: „Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren!“

*) Histoire et apologie de la retraite des Pasteurs. (Von Benoit, Verfasser der wichtigen Histoire de l'Edit de Nantes, zuletzt Prediger zu Delft.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 22. August.

N^o 67.

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch, Dr. der Philosophie und Theologie &c. Erlangen, C. Geyder, 1846. Zwei Abtheilungen.

(Fortsetzung.)

Das heißt denn mit anderen Worten: die Erscheinung der christlichen Kirche, wie sie sich jetzt in der Wirklichkeit darstellt, ist eine solche, daß wir von ihr eingestehen müssen, sie entspricht nicht der Idee der Kirche. Bei diesem Zugeständniß pflegt man sich protestantischer Seits mit der Behauptung zu beruhigen: ein harmonisches Verhältniß zwischen Idee und Wirklichkeit der Kirche sey nicht nöthig und nicht von Gott gewollt. Hiegegen behauptet der Katholicismus zuversichtlich, in seiner Kirche habe diese Harmonie des Ideals mit der Wirklichkeit stets stattgefunden und finde noch statt.

Die Geschichte gibt nun dem Protestanten in seiner Prämissen über den wirklichen Zustand der Kirche Recht; die heilige Schrift aber rechtfertigt den Katholiken darin, daß, nach Christi Absicht, die sichtbare Kirche in ihrer ganzen Existenz das Gepräge ihres göttlichen Ideals erkennen lassen sollte. Dies letztere erörtert nun der Verf. zunächst. Sodann wirft er die Frage auf: Ob denn die von den Aposteln gegründete und geleitete Gemeinde dem von ihnen aufgestellten Ideale einer Kirche auch entsprochen habe? Und antwortet darauf bejahend. „Alles,“ sagt er, „ist in der Urzeit des Christenthums darauf angelegt, wirklich eine solche Kirche zu Stande zu bringen, und der Erfolg bewährte es, daß die Kirche, eine Zeit lang wenigstens, als die unaufhaltsam zur Vollkommenheit heranreifende erschien.“

Dieser Urkirche widmet sofort der Verf. die sechste und siebente Vorlesung. Er stellt sie dar als den Leib Christi in Einem Geiste, in welchem eine solche Fülle von mannigfachen Gnadengaben, Charismen, ausgegossen war, daß durch deren Gebrauch die Kirche sich darstellte „als ein lebendiges und organisches Zusammenwirken aller Glieder dieses Leibes, eines jeden mit der ihm gewordenen eigenthümlichen Gabe des Geistes.“ „Die mannigfachen Gnadengaben des einen Geistes sind solche, welche sich im Wort, und solche, welche sich in der That offenbaren. Die Weisheit der Belehrung und die Kraft der zum Herzen dringenden Ermahnung, die Prophetie, welche das Innere des Menschen enthüllt und in entscheidenden Momenten den Willen des Höchsten verkündigt, der voraussehende Blick in die Zukunft der Kirche, die Erkenntniß der Geheimnisse der unsichtbaren Welt, ausgesprochen im ekstatischen Zustande mit Zungen der Engel, ausgelegt zur Erbauung der Gemeinde, die vom

Geiste eingegebenen Psalmen und Hymnen, — dies alles sind Charismen, die sich zur Förderung der ganzen Gemeinde, unter freiem Walten des Geistes in den heiligen Versammlungen der Gläubigen kund gaben. Anderen wohnte die unerschütterliche Stärke des Glaubens inne, welcher in gefährvollen Lagen der Kirche kein Hinderniß zu groß war, das sie nicht in hohem Vertrauen auf den Herrn besiegt hätte, der Glaube, der sich in Thaten der Kraft (*δυνάμεις*) offenbarte, in wunderbarer Heilung von Krankheiten und dämonischen Zuständen, bewährend, daß in Christo die lebendigmachende, heilende und über alle Macht der Sünde siegende Kraft wohnt &c. — Das aber, was erst alle Charismen einigte und zur wahren Förderung des Gesamtlebens heiligte, war die Liebe.“

„Die innere Ebenbürtigkeit Aller die in Christo sind und doch die mannigfaltige Verschiedenheit ihrer Gaben, — dies ist es, was die Apostel mit gleicher Bestimmtheit festhalten, indem sie in der vereinigten Anerkennung und harmonischen Durchführung beider Wahrheiten die einzige Grundlage eines wahren Aufblühens der Gemeinde erblicken. Alle sind Einer in Christo.“

„Zwar werden alle Gaben ohne die Liebe werthlos, ja gefährlich, aber die wunderbaren Gaben und Kräfte sind deswegen mit nichts etwas Überflüssiges, oder etwas mit so viel Gefahr des Mißbrauchs Verbundenes, daß ihre Abwesenheit wünschenswerther schiene, als ihre Anwesenheit. Vielmehr verlangt die direkte Aufforderung und bestimmte Ermahnung der Apostel, nicht nur in keiner Weise den Geist zu dämpfen, und sein heiliges Feuer auszulöschen, sondern auch gradezu, nach dem Besitze seiner wunderbaren Gaben mit Eifer zu streben. Vgl. 1 Thess. 5, 19. 20. und 1 Cor. 12, 31. 14, 1.

„Denn Alles, was von Geistesgaben in der Gemeinde vorhanden war, auch das, was unsere Anschauungsweise als absolut vergängliches Accidens, als eine bloß zufällige Efflorescenz der ersten Geistesregungen zu betrachten sich längst gewöhnt hat, ist nach dem Apostel der Gemeinde zu ihrer Förderung gegeben, als ein mitwirkendes Moment für ihre Auferbauung zu einem heiligen Tempel in dem Herrn.“

„Was wir nun mit dem allen behaupten wollen, ist dieses, daß durch die Anwesenheit und den Gebrauch dieser Fülle von Gaben die Kirche sich als eine, allgemeine und heilige nicht nur bilden und erhalten sollte, sondern auch konnte, ja daß sie wirklich, so lange diese Gaben in ihr wirksam waren, sich auf dem Wege zur vollkommenen Darstellung und Verwirklichung ihrer Idee befand.“

Nachdem hierauf der Verf. die Nothwendigkeit der Kirchenzucht zur Bewahrung vor gefährlichen Abirrungen nachgewiesen

und die gewiß richtige Erklärung über das *ἀνάστατος* gegeben, beantwortet er die Frage: Was aus jener Kirche der Urzeit geworden sey? dahin, daß sie nicht mehr auf Erden vorhanden sey, daß sich ihre Gestalt wenigstens bis zur Unkenntlichkeit verändert habe. Sie sey weder in der gesammten Christenheit, noch an irgend einer einzelnen ihrer Abtheilungen jetzt zu finden. Sie sey nicht mehr einig, denn die Confessionen stünden sich feindselig und erbittert einander gegenüber; sie sey nicht mehr heilig, denn eine Masse von Unsittlichkeit, Geseflosigkeit und ungöttlichem Wesen berge sich jetzt in ihrem Schoße; sie könne schon wegen ihrer Spaltungen nicht die allgemeine heißen; und noch viel weniger apostolisch, denn in weiten Gebieten der Protestantischen Kirche herrsche offene Abläugnung der einfachsten und größten apostolischen Lehren.

Daraus erhebt sich aber gleichsam von selbst die andere Frage: Wie konnte es, wenn der Anfang der Kirche ein so herrlicher war, wie durfte es dahin kommen, daß ihr späterer Verlauf ein so trauriger und gegen die ersten Erwartungen so contrastirender wurde? In der Beantwortung dieser Frage nimmt Herr Thiersch „die Katastrophe eines zweiten Sündenfalles“ an (S. 105.). „Alle Depravation der Kirche Christi beruht auf menschlicher Schuld; jeder Schritt, mit dem sie sich von ihrem heiligen Urbild entfernt hat, ist ein von Menschen verschuldet. Aber in den Folgen dieser mannigfaltigen Versündigungen, in den Gesamtzuständen, welche durch sie herbeigeführt sind, und unter denen auch unzählige, relativ Unschuldige leiden, haben wir nicht nur das Element des Schlechten und des Nichtseynsollenden, sondern zugleich das Walten höherer Vorsicht zu erkennen. Die Kirche ist eine andere, als sie war. Ihr ganzer Zustand ist eine tausendstimmige Predigt der Buße an die gesammte Christenheit“ (S. 135 f.).

Wenn nun angenommen werden muß, daß sich keine der jetzt bestehenden Kirchen rühmen darf, identisch zu seyn mit der Urkirche oder der apostolischen, wenn namentlich die Römisch-Katholische Kirche eine andere geworden ist, als die Urkirche war, und auch die Protestantische nur derjenige der apostolischen gleichstellen kann, der von der Urgeschichte des Christenthums nichts versteht; so muß man doch auch anerkennen, daß sich die Dinge nicht mit einem Schlage so verändert haben. Die Gegenwart ist als ein Resultat der langsam umgestaltenden historischen Entfaltung so vieler Jahrhunderte anzusehen und zu beurtheilen. Bei der hierauf folgenden kirchengeschichtlichen Betrachtung unterscheidet darum Herr Dr. Thiersch „vier große Metamorphosen der Kirche“. I. Die altkatholische; II. Die Griechische; III. Die Römisch-mittelalterliche und IV. Die Protestantische.

Wir versuchen es, seine Gedanken darüber anzudeuten. Er sagt

I. Von der altkatholischen Kirche.

„Man stellt sich unter uns Protestanten sehr häufig den Schritt von der Kirche des alten Römisch-Griechischen Reiches zur Römisch-Katholischen Kirche des Mittelalters als einen sehr großen vor, und im Vergleich damit den Schritt von der apo-

stolischen Kirche zur altkatholischen als einen sehr kleinen. Man ist geneigt, die ersten sechs Jahrhunderte etwa mit sehr großer Anerkennung, die folgenden dagegen mit um so größerer Geringschätzung und mit entschiedenem Verdacht zu betrachten. Auch die Ansichten von Calixtus führen auf etwas Ähnliches. Allein im Gegensatz zu dem allen müssen wir sagen, daß der innere Abstand zwischen der ersten, apostolischen Periode der Kirche und der zweiten, der nachapostolischen, ein weit größerer ist, als die späteren Umformungen, welche dagegen als höchst allmähliche und weit minder wesentliche zu betrachten sind.“ Er charakterisirt dieselbe ungefähr so.

Die Apostel und apostelähnlichen Männer sind nicht mehr da. Die Geistesfülle des Urchristenthums läßt nach. Die Kirche, ärmer an schöpferischem Geiste, sinkt herab von ihrer ursprünglichen Höhe und unvergleichlichen Größe. Die Kirchenväter sind ein Nachhall des gewaltigen geistigen Regens der Urkirche. Aber sichere Form und unzerstörbare Ordnung bewahren das Überlieferte. Bischöfe, Älteste und Diakonen stehen in fester Gliederung ihrer Ämter über den Gemeinden, die ganz ihrer Leitung und schon fast ihrer Bevormundung anheimgegeben sind. Streng in ihren Sitten, streng in ihrer Disciplin, ist sie eine treue Bewahrerin des Überlieferten und vererbt dasselbe in Lehre und Kultus fest ausgeprägt in das vierte Jahrhundert. Die altkatholische Kirche war nicht Römisch-katholisch. Sie ehrte zwar den Römischen Bischof als den Nachfolger des heiligen Petrus, aber nicht in dem Sinne, daß er der Erbe der ganzen Apostelgewalt, der Statthalter Christi und der Fels wäre, auf den die Kirche gegründet ist. Sie dehnte auch nicht ihre Untrüglichkeit über alle Theile der Lehre und des Glaubens aus, und knüpfte weder ihre Unfehlbarkeit noch die Hoffnung ewiger Dauer an den Römischen Stuhl.

Aber sie war auch nicht protestantisch; denn sie wußte nichts vom allgemeinen Priesterthum, in dem Sinne, wie Luther es faßte. So wenig sie sich die Möglichkeit dachte, daß einst die Majorität der Bischöfe sich verirren und dadurch eine Separation von der großen Kirche berechtigt, ja nothwendig werden könnte; so wenig hatte sie demokratische Ideen von der Kirchengewalt.

II. Von der Kirche des Griechisch-Römischen Kaiserreichs.

Der Übertritt des Imperators bewirkt Verschmelzung des Religiösen und des Politischen. Der äußere Glanz deckt den inneren Verfall. Die alte Kirchenzucht kann nicht mehr gehandhabt werden; dafür richtet man einen pomphaften Gottesdienst ein und sucht die Massen äußerlich zu christianisiren. Die gesetzgebende Thätigkeit der Kirche fixirt das Herkommen und bildet die Verfassung auf der Grundlage des Episkopats aus. Dennoch wird der Bischofsberuf von frommen Männern eher gestoben als gesucht. Wer dem herrschenden Haufen sich nicht fügt, wird verfolgt. An die Stelle der Märtyrer treten die Helden der Entsagung und Selbstverläugnung; aber die entschlafenen Märtyrer selbst werden erst angerufen und dann als Mittler und Heilige verehrt. Deren Reliquien und Bilder wer-

den Gegenstände der Andacht und des Kultus. Es ist die Periode des Erstarrens und der Verfolgung, Typus der heutigen Griechischen Kirche. Wohl tragen auch die besseren Kräfte dieser Periode, durch Augustin und Hieronymus gepflegt, ihre Früchte; aber vorzugsweise im Westen. Der abendländische Theil der Griechisch-Römisch-Katholischen Kirche wird der Träger der Kraft und der Sitz des Lebens.

III. Von der Römisch-Katholischen Kirche des Mittelalters.

Unter den fünf Patriarchen des Römisch-Griechischen Reiches fand eine Abstufung des Ehrenvorrangs statt, und nach dieser Abstufung hatte der Bischof von Rom die erste Stelle; aber nicht weil er ein Nachfolger des Apostel Petrus, sondern Bischof der damaligen Welthauptstadt, Rom, war. Das zweite ökumenische Concil weist dem Patriarchen von Constantinopel aus keinem anderen Grunde den zweiten Rang an, als „weil er der Bischof des neuen Roms sey“. Durch sein Verhalten in den Arianischen und Nestorianischen Kämpfen galt der Römische Stuhl im Abendlande bald als der Fels der Rechtgläubigkeit — einzelne Schwankungen in dieser Meinung wurden bald wieder ausgeglichen.

Der Gedanke von der im Episkopate latenten Apostelgewalt und der der Gesamtheit der Bischöfe inwohnenden Unfehlbarkeit wurde bald in dem Einen concentrirt, welchen man als den Halt der kirchlichen Einheit anzusehen sich gewöhnt hatte. Dies führte „in consequenter Entwicklung bis zum vollendetsten Systeme des absoluten Papstthums“. „Die ganze natürliche Entwicklung rang also nach einem Ziele hin, welches sie erst ein Jahrtausend nach ihrem Anfange vollkommen erreichte, nämlich: in sich selbst den Besitz derjenigen höheren Realität wieder zu erzeugen, mit deren Verlust sie begonnen hatte, und in dem sichtbaren Oberhaupt der Kirche die uneingeschränkte Anwesenheit alles dessen zu erkennen, was sie einst an den Aposteln gehabt hatte. Aber sie konnte nicht einmal auf diesem Punkte stehen bleiben. In den Vorstellungen der Christen gestaltete sich die ursprüngliche Apostelgröße zu noch etwas ganz Anderem, als sie eigentlich war; Petrus wurde in einem Sinne als Fels der Kirche gedacht, wie es nur Christus ist, und in einer Eigentlichkeit als Statthalter und Vertreter Christi angesehen, wie sie nur dem heiligen Geiste, dem Paraklet, der im Petrus und den Aposteln war, zukommt. Alles dies aber ward nur angenommen, um es auf den Papst zu übertragen. Dieser ward somit zuletzt nicht nur an die Stelle der Apostel, sondern gradezu an die Stelle Christi gesetzt. War aber einmal dieser Punkt erreicht, so konnte nichts mehr, was zu seiner Verherrlichung, was vom Besitze der Schlüssel des Himmelreichs, was von seiner Erhabenheit über alle Reiche dieser Welt gesetzt wurde, zu kühn, zu verwegen erscheinen. Ja das äußerste Übermaß schwärmerischer Vergötterung machte sich in täuschender Weise als die größte Intensivität christlicher Denkungsart und Frömmigkeit geltend.“ „Die Kirche des Mittelalters glaubte endlich Christum selbst mit der ganzen Fülle seiner Macht und Herrlichkeit in sich gleichsam

von neuem incorporirt und im vollsten Sinne des Wortes gegenwärtig zu haben.“

„Hierin liegt aber, wenn wir diesen Gedanken genauer analysiren und mit der Wahrheit zusammenhalten, zweierlei. Einmal war es ganz natürlich, wenn die Kirche, welche ihre eigene Existenz so ganz als vollständige Stellvertretung der Anwesenheit Christi anfah, glaubte, durch ihre Thätigkeit das Versöhnungswerk, welches er bei seiner ersten Erscheinung vollbracht hat, fortzusetzen; sodann stellte sich ihr ganzes Walten und Herrschen, mehr noch als es in den Zeiten Constantin's gewesen war, als eine Anticipation des künftigen Reiches Christi, als eine Vorausnahme seiner richtenden Thätigkeit und seines königlichen Amtes dar.“ „Wie in der Kirche die Menschwerdung Christi gleichsam permanent geworden war, so insbesondere auch sein Versöhnungsoffer. Die versöhnende priesterliche Thätigkeit der Kirche hatte erst darin ihren eigentlichen Abschluß gefunden, wenn sie sich die Macht zuschrieb, das von Christus einmal dargebrachte Opfer immer wieder und fortwährend darzubringen, und die in demselben liegende Erlösungskraft mit freiem Walten anzuwenden, zu vertheilen und auf bestimmte Fälle und Zwecke zu beziehen.“ „Die Verwandlung durch Kraft der priesterlichen Consekration ist das permanent gewordene Wunder, und zwar das feststehende Wunder im Gebiet sinnlicher Existenz, da die Substanz der einzelnen Hostie in die Substanz des Leibes Christi verwandelt wird. Auch insofern glaubt die Kirche Christum gegenwärtig zu haben und über die ganze Fülle seiner Macht disponiren zu können, als sie hierin die gleiche Wundermacht fort und fort übt, welche er persönlich auf Erden wandelnd geübt hat.“ „Wie die Kirche in der Messe die einmalige versöhnende That Christi fortsetzt, — so glaubt sie in ihren Ceremonien die Gesamtheit von Geisteswirkungen und Gnadengaben der Urzeit gleichsam fixirt zu besitzen.“ „Aber eben die Fülle der Cerimonien, welche das ganze Leben umfassen, beherrschen und heiligen sollen, ist es, worin, wie im Priestertum und Hohenpriestertum, der Katholicismus als Repräsentation des Alten Testaments sich darstellt. Und wenn wir den Ursprung und die in die Vergangenheit zurückweisende Bedeutung der Cerimonien in Betracht ziehen, so können wir nicht umhin zu sagen: wie das A. T., im Verhältniß zum Neuen, in seinen Cerimonien den Schatten der zukünftigen Güter hatte, nicht aber das Wesen dieser Neutestamentlichen Güter selbst, so hat die Katholische Kirche an den meisten ihrer heiligen Gebräuche den Schatten vergangener Güter, aber nicht das Wesen der Geistesgaben und Kräfte selbst, die im apostolischen Zeitalter vorhanden waren.“

Endlich „glaubte die Kirche auch, durch ihre Wirksamkeit sey die Zeit gekommen, wo alle Reiche der Welt unseres Gottes und seines Gesalbten Eigenthum geworden seyn werden (Apok. 11, 15.). So weit wenigstens ihr Einfluß reichte, im ganzen Abendland hat sie es an nichts fehlen lassen, um diese Zukunft zur Gegenwart zu machen.“ „Die Dome des Mittelalters in ihrer stillen Majestät sind das Sinnbild dieser Kirche, welche die Herrlichkeit und Heiligkeit des künftigen Reiches Christi

bereits in sich tragen und die Zustände der Unscheinbarkeit und des Kampfes hinter sich zu haben glaubte."

IV. Von der Protestantischen Kirche.

Hier läßt sich der Verf. zuerst darüber aus, daß, wenn man auch mit bereitwilligem Sinne alles das Große und Gute anerkenne, was die Katholische Kirche des Mittelalters gewirkt habe, so müsse man doch behaupten: die Zeit mußte kommen, wo sie ihre Aufgabe erfüllt hatte und von ihrer schwindelnden Höhe herabsank. Denn jene Höhe habe eben zu einem nicht geringen Theile auf Täuschungen beruht und falschen Voraussetzungen, ja auf einer Verwechslung des Menschlichen und Göttlichen, des Natürlichen und Übernatürlichen, des Irdischen und Himmlischen, und jede solche Unwahrheit muß im Laufe der Zeiten gerichtet werden, selbst wenn sie eine Zeit lang dem Besten der Menschen gedient hätte. Diese Zeit des Gerichts über das Unwahre in der Römischen Kirche konnte darum nicht ausbleiben, nachdem ihre Häupter ihre große Gewalt vielfach zum Unheil der Völker angewendet, das Bewußtseyn der wahren und aufrichtigsten Christen verletzt, und alle Aufforderungen zu einer Reform — beharrlich abgewiesen hatten. Auf die Frage: Welcher Ansicht von der Kirche und deren Zukunft waren im Anfange die Reformatoren zugethan? wird mit Recht hervorgehoben, daß die Thätigkeit derselben zuerst nur das Heil des Einzelnen im Auge gehabt, daß Melancthon klar gewesen über das, was noth gethan; aber dasselbe zu bewirken, keine Mittel gehabt habe; daß hingegen Luther erwartet habe, wo das Evangelium hingelange, werde dessen Kraft zu einer ähnlichen Reinheit und Einfachheit die Gemeinden umgestalten, wie die war, die er an den Waldensern und Picarden sah. Außerdem war er der Überzeugung, daß binnen wenigen Jahren das Gericht über das Papstthum und über die ganze gegen das Evangelium undankbare Welt kommen müsse.

Wenn darauf Herr Thiersch, von den Mitteln redend, welche die Reformatoren angewendet haben, um ihre Ideen von der Kirche zur Wirklichkeit zu bringen, mit Recht die rohen und abgeschmackten Behauptungen zurückweist, es sey die Reformation nur aus der Geldgier der Fürsten, und aus der Heirathslust der Pfaffen entstanden, so verbirgt er doch auf der anderen Seite keineswegs, daß die Reformation eine That der Selbsthülfe war. Aber bedauern muß es Ref., daß die Berechtigung zu dieser Selbsthülfe nur aus dem Refers auf das allgemeine Priesterthum oder die geistliche Ebenbürtigkeit aller Christen, und das Postulat der Selbstständigkeit jedes Einzelnen in Sachen des Glaubens und Gewissens hergeleitet wird; denn diesen Refers bloß auf die Reformation beschränken, ist Willkühr; indem nicht abzusehen ist, warum ein Recht, das man wohl erworben besitzt, nur einmal und nicht, so oft man dessen

Ausübung für nöthig erachtet, sollte geübt werden. Die Gemeinde bestand aus verschiedenen Faktoren, die in organischem Zusammenhang standen. Das, was man unter dem allgemeinen Priesterthum versteht, war aber nur ein Faktor in dem Organismus der Kirche. Wenn aber, beim Widerstand der Bischöfe, alle übrigen Faktoren einig waren, dann konnten sie, als im Nothstand, die Doctoren der Theologie als Stellvertreter der Bischöfe betrachtend, wohl zur Reformation berechtigt erscheinen. Wir können jedoch hier nur andeuten, und müssen uns die weitere Ausführung dieser Andeutungen für einen anderen Ort versparen.

Die nächste Folge, fährt Herr Thiersch fort, welche aus der Selbsthülfe der Reformatoren und ihrer Erhebung gegen die kirchliche Gewalt hervorging, war der Umstand, der später mannigfach zu großem Nachtheil der Kirche ausgeschlagen ist, die Hülfe der weltlichen Macht zur Ausführung ihrer Pläne. Die Reformatoren haben jedoch die Mitwirkung der Fürsten zum Werke der Reform nicht aus dem Gesichtspunkte eines Rechts, als vielmehr aus dem der Pflicht, für das Heil der Christenheit zu sorgen und die Wahrheit zu bekennen, angesehen.

Zuletzt wird mit Recht die Frage aufgeworfen: Inwiefern ist die Kirche durch die Reform ihrem Urbilde näher gebracht worden? Es wird dabei eingeräumt, daß es weder in der Macht der Reformatoren gelegen, noch in den Bereich ihrer Absichten gezogen worden sey, das Ganze der Kirche Christi auf Erden jenem längst aus der Geschichte entwichenen, himmlischen Ideale wieder gleich zu gestalten, welches uns an der apostolischen Kirche erschienen ist; aber auch mit Recht behauptet, sie seyen von dem richtigen, auf alter Tradition beruhenden und in der Kirche bis dahin nie ganz vergessenen Grundsatz ausgegangen, daß die heilige Schrift als Correctiv für das in der Kirche, in ihrem Glauben und in ihrer Sitte Bestehende anzusehen sey, indem es ihr zum mindesten nicht widersprechen dürfe. Das jedoch, was man im Zeitalter der Reformation eigentlich als Kanon des Glaubens angesehen und als Prüfstein an alles Bestehende angelegt habe, sey doch nicht die ganze heilige Schrift, sondern das von den Reformatoren ausgesprochene und allen ihren Anhängern gemeinsame Verständniß der christlichen Heilslehre — die Rechtfertigung durch den Glauben. Diese sey der Wahrheitskanon der Reformation gewesen. In ihm sey, nach dem allgemeinen Bewußtseyn jener Zeit das, was den Inhalt der alten apostolischen Glaubensregel bildet, sammt den Erläuterungen der ältesten Concilien über die Lehre von der Trinität und von der Person Christi implicite mit enthalten und vorausgesetzt.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 26. August.

N^o 68.

Zu der Frage: Warum richten die meisten Predigten jetzt so wenig aus?

In Nr. 35. dieser Zeitschrift findet sich ein Aufsatz mit dem sehr zeitgemäßen Thema: Warum richten die meisten Predigten jetzt so wenig aus. Der liebe, mir ganz unbekannte Verfasser hat das Thema nicht erschöpft, und auch wohl nicht erschöpfen wollen, eben so wenig wie ich daran denke. Die Frage aber angeregt zu haben, ist sein Verdienst, und zu wünschen ist sehr, daß sie eine recht ernsthafte Erwägung finden möge.

Die Hindernisse, die der Wirksamkeit der Predigt entgegen treten, können zweierlei seyn, indem sie einmal in den Gemeinden liegen, und das andere Mal in dem Prediger.

Unsere Gemeinden sind jetzt wesentlich andere, als sie vor hundert Jahren waren, und sind in großen Städten noch wieder andere, als wie bei uns auf den Dörfern. Früher war die Autorität der Bibel unangegriffen. Sie war der Gemeinde wirklich Gottes Wort, und der Prediger, der sich auf die Bibel berief, stand der Gemeinde ganz anders gegenüber, wie in unseren Tagen.

Seitdem die Alerweisheit und falsche Aufklärung das Ansehen der heiligen Schrift in Frage gestellt und der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt hat zu entscheiden, was Gott könne gesagt haben; seitdem man den alten ehrlichen Satz: Die Bibel ist Gottes Wort, umgewandelt hat in die nichts sagende Redensart, in der Bibel sey Gottes Wort; seitdem hält sich Jeder für berechtigt zu bestimmen, was denn nun in der Bibel Gottes Wort sey, und der Unglaube und Fleisch und Blut hat nicht eine, sondern tausend Hinterthüren, durch die es sich der mahnenden Stimme des göttlichen Wortes und der Zucht des heiligen Geistes entziehen kann. Wenn in unseren Tagen viel darüber gesprochen wird, wie der Kirche zu helfen sey, so werden doch alle Bemühungen vergebens seyn, so lange nicht mit allem Ernste darauf hingearbeitet wird, die alte Autorität der Bibel wieder herzustellen. Und es heißt alle Wirksamkeit der Predigt untergraben, wenn in großen Versammlungen, und in populären Blättern in leichtfertiger Weise über Gottes Wort geredet werden darf, und wenn gar auf Kanzeln der Beweis durch die Vernunft mehr gilt, als das klare Wort Gottes.

Ferner ist die Unwissenheit in religiösen Dingen in allen Ständen fast unbegreiflich groß. In den Schulen war der Religionsunterricht eine Nebensache, die Kernsprüche und die Kernlieder wurden entweder gar nicht gelernt, oder so, daß sie nach einigen Tagen und Wochen wieder vergessen waren. Die an-

gebliche Hochachtung, die die Lehrer vor der Bibel haben, hat sie als Lesebuch aus den Schulen verdrängt. Es ist durchaus nöthig, daß den Kindern ein reicher Schatz aus der heiligen Schrift treu und fest in's Gedächtniß gelegt werde, damit später der heilige Geist durch die Fügungen und Schickungen des Lebens oder durch die Predigt ein Gefäß vorfinde, in dem seine Kraft könne thätig seyn. Unsere Gemeinden sind aber durch den Rationalismus sehr arm geworden, und durch unglaubliche Prediger und Lehrer sind sie schändlich betrogen und bestohlen worden. Daher kommt es, daß die Gemeinden sich oft wundern, wenn ihnen Gottes Wort gepredigt wird, und sich stellen, als wenn das des Predigers eigene Gedanken wären. Wer daher helfen will, daß die Predigt künftig mehr wirken soll, der sorge dafür, daß in den Schulen und in dem Confirmandenunterricht der Jugend mehr mitgegeben werde aus Gottes Wort, als bisher. Man findet noch ältere Mitglieder in der Gemeinde, die eine große Kenntniß der Bibel haben und viele alten Kirchenlieder auswendig wissen, und danach müssen wir ernstlich streben, daß wir das wieder durch Schulen und Unterricht erreichen.

Was nun die Predigt selbst betrifft, so ist in dem oben angeführten Aufsatz schon gesagt, was sie wirken solle, und auch nachgewiesen, daß die vollendete Form nicht den Werth der Predigt ausmache. Die kunstgemäße Anlage, und die oft gedrehten Übergänge, gelehrte und gelernte Floskeln und Redensarten, die wohl das Ohr fiheln, aber nicht das Herz erwärmen, gehören nicht zur Verkündigung dessen, der in Knechtsgehalt auf Erden lebte und das Kreuz getragen hat. Ja, es ist Zeit, daß wir die Spanischen Stiefeln ausziehen, und die Zwangsjacke ablegen. Wie das aber geschehen müsse, will ich hier nicht weiter erörtern, sondern nur im Allgemeinen darauf aufmerksam machen, daß eine Predigt der homiletischen Form nach sehr schön, und dabei doch recht herzlich schlecht seyn kann. Als Mittel, daß es besser werde, will ich nur im Allgemeinen sagen, daß der Prediger, dem es wirklich darauf ankommt, durch seine Predigten wahres Leben zu wecken:

1. sich selbst recht ernstlich versenke in die Tiefen der heiligen Schrift, daß er sie nicht bloß lese mit exegetischem Apparat, sondern mit betendem Herzen, so daß er sich selbst strafen, züchtigen und trösten läßt durch Gottes Wort;
2. daß er bei dem Studiren der Predigt mehr bete, als grüble, mehr die Gemeinde und deren Bedürfnisse auf dem Herzen trage, als die Regeln der Homiletik;
3. daß er nie vergeffe, daß der Herr Jesus selbst sein Zuhö-

rer sey, der da will, daß wir der Gemeinde nur das geben sollen, was wir von ihm empfangen haben.

Was nun die Erfolge der Predigt betrifft, so ist es sehr schwer, dafür den rechten Maßstab zu finden. Nur die Sünde und die eigene Gerechtigkeit lieben es, äußeres Gepränge zu machen, um vor der Welt sichtbar zu werden; das Reich Gottes kommt nicht mit äußeren Gebedrden, sondern ist innendig in dem Herzen der Menschen. Es ist nicht gut, wenn man zu sehr auf sichtbare Erfolge bedacht ist. Je treuer wir sind, desto mehr muß auch hier das Wort des Herrn gelten: Selig sind die da nicht sehen, und doch glauben. Als ich in dem ersten Jahre des Amtes zu dem Küster, meinem alten väterlichen Freunde, klagte, daß ich mit meinen Predigten nichts ausrichte, sagte er: Mein Sohn, fahre nur fort und bedenke, daß es auch Winterkorn gibt, das den ganzen Winter über unter Schnee und Eis liegt, und doch zuletzt aufgeht und Früchte trägt.

Ich habe später in zwei Gemeinden gesehen, wie gar verschieden dieselbe Predigt wirken kann. In der einen gab es plötzliche und augenfällige Bekehrungen, in der anderen war einige Jahre lang wenig zu sehen und zu hören, und doch zeigte sich bald, wie das Evangelium fast für die ganze Gemeinde ein Sauerteig geworden war.

Nicht scharf und bestimmt genug kann darauf hingewiesen werden, daß wenn die Predigt wirken soll, die Seelsorge damit müsse Hand in Hand gehen. Ein Prediger, der die Seelsorge nicht übt, kann unmöglich so zur Gemeinde reden, daß er die Herzen trifft. Es ist das sehr leicht, im Allgemeinen die Regel zu befolgen, daß man Buße und Glauben predigen müsse, so wie aber alle Menschen verschiedene Gesichter haben, so haben auch alle verschiedene Herzen, und die Sünde ist in allen verschieden. Wer aber den Feind aufsuchen will, muß ihn auch in seinen Schlupfwinkeln aufsuchen können. Jemehr du in und mit der Gemeinde lebst, desto leichter wirst du die Gemeinde verstehen, und von ihr verstanden werden. Ferner begegnet man oft genug der sanguinischen Hoffnung, als ob die Predigt bei der ganzen Gemeinde solle Eingang finden. Wer das Kleine nicht achtet, wird des Großen nicht Herr. Der Heiland suchte die Einzelnen, und wer zu träge ist, dem Einzelnen nachzugehen, und sich den Einzelnen von Gott zu erbitten, der wird auch nicht Viele gewinnen. Erst muß man lernen, über wenig treu zu seyn, ehe man über viel gesetzt werden kann. Wer zu einer ganz todtten Gemeinde kommt, dem kann nicht dringend genug der Rath gegeben werden, seine ganze Mühe und Arbeit darauf zu richten, erst Einen zu gewinnen.

Ein junger Geistlicher kam mit der ersten Liebe zu einer Gemeinde, an der lange Zeit ein Prediger gearbeitet hatte, der für den Homer, Virgil, Horaz förmlich schwärmte, zuletzt aber sich dem Trunke ergeben hatte. Er predigte das Evangelium und bat oft mit Thränen die Gemeinde, daß sie möchte Buße thun, aber Niemand that Buße. Nach und nach schwanden die großen Hoffnungen, und er fing an, Gott zu bitten, daß er ihm Eine Seele geben möchte, und als auch diese Bitte

unerfüllt blieb, da fing er an, in der Gemeinde sich nach dem Einzelnen umzusehen, und lange schwankte er hin und her, wen er sich aufsuchen solle. Da hieß es in seinem Herzen, der Nächste ist der Beste. Sein Nachbar aber war ein reicher und gottloser Bauer, der viel tobte und fluchte, und auch in Unzucht lebte. Und so schwer wie es ihm auch wurde, entschloß er sich doch, täglich in der Abendstunde seine Kniee für den Nachbar zu beugen, und für ihn mit Gott zu ringen. So oft, wie er aber den Nachbar fluchen hörte, ging es ihm durch's Herz. Nach einiger Zeit saß ihm dieser Bauer in der Kirche gegenüber. In großer Demuth und Liebe sprach er von der Verwüstung, die die Gottlosigkeit in den Häusern anrichtet. Er sah es an den Thränen des Nachbarn, daß er ergriffen war, und zufrieden ging er von der Kanzel. Als er aber am Nachmittage ihn wieder fluchen und toben hörte, entfiel ihm der Muth ganz und gar. So kam der Abend heran, und er konnte nicht die Freude finden zu dem gewohnten Gebete, und Muthlosigkeit lag in seinem Herzen. Da klopfte es an der Thür, der Nachbar kommt zu ihm, und mit zitternder Stimme fragt er: was muß ich thun, daß es mit mir anders wird? So hielt der Geistliche nun sein Gebet nicht allein, sondern zu seinem Dankgebet flossen die Bußthränen des Nachbarn.

Endlich noch kommt es zunächst darauf an, daß man die in der Gemeinde besonders herrschende Sünde zu erkennen und zu bekämpfen sucht. Jeder weiß es, daß er nicht alle seine Sünden mit einem Male erkennt. Nach und nach werden uns die Augen aufgethan, und nach und nach werden wir im Kampfe geübt, und wenn man es dahin bringt, daß erst eine Sünde in der rechten Art angegriffen und bekämpft wird, so hilft der liebe Gott weiter.

Eben so muß man auch nicht von vorne herein die Darstellung des ganzen christlichen Lebens fordern, sondern vor allen Dingen darauf dringen, daß die Gnadenmittel gebraucht und die Heilsordnung befolgt werde. Als ich das zweite Amt übernahm, lebte in dem einen Filialdorfe ein alter Mann, der in der Gemeinde für einen Sonderling gehalten wurde, und eben dies Gerücht machte mich auf ihn aufmerksam. Er hatte mit Herrn Rupp das gemein, daß er alle Welt Du nannte, unterschied sich aber von Herrn Rupp dadurch, daß er von Herren an den Herrn Jesum glaubte. Als ich einst aus der Kirche kam und nach meiner Meinung mit aller Wärme und Innigkeit gepredigt hatte, kam der Alte zu mir heran und sagte: Dein Predigen hilft Dir nichts, und als ich ihn fragte, weshalb nicht, antwortete er: So lange nicht Gottes Wort in den Häusern gelesen wird, wird es auch in der Kirche nicht gehört, und als ich ihn fragte, was ich dabei thun solle, sagte er: Du mußt so lange über Hausandachten predigen, bis die Leute anfangen Hausandachten zu halten. Und als ich das sechste Mal über Coloss. 3, 16—17. gepredigt hatte, kam er wieder und sagte: Nun höre auf, es hat schon geholfen. Die Kirche füllte sich bald, und hier und dort ging der Samen auf.

Indem ich weiter nachdenke, was die Wirksamkeit des

Evangeliums hindere, steht dieser oder jener liebe, theure Amtsbruder mir vor der Seele, aus dessen Munde ich die Klage hörte, daß es ihm scheine, seine Predigt sey ohne Einwirkung auf die Gemeinde und er arbeite vergeblich. Ich kenne den Gram aus eigener Erfahrung. Es liegt nicht an unserem Kennen und Laufen, sondern an des Herrn Erbarmen, und doch will der Herr durch uns zur Gemeinde kommen, und in manchen hängen Stunden kommt wohl die schwere Frage, ob ich auch nicht dem Herrn hinderlich bin, ähnlich den Jüngern, die den Müttern wehreten, die ihm die Kinder zutrug. Die große Verantwortlichkeit, die auf dem Predigamt ruhet, kann wohl leicht den tief beugen, der da glaubt, vergeblich zu arbeiten. Wenn man glaubt, daß es verschiedene Grade der Verdammniß gebe, so mag wohl die Verdammniß der unnützen und trägen Prediger am furchtbarsten seyn.

Die Überschrift des Aufsatzes in Nr. 35. ist offenbar eine Frage, die zur Buße führen soll, und so wie ich nun dieselbe Frage auffasse, und die lieben Amtsbrüder auffordere, dem nachzudenken, was ihrer Wirksamkeit hinderlich sey, so gebe ich vollständig zu, daß die Ursachen davon nicht im Kirchenregiment, nicht in der äußeren Lage der Kirche zu suchen sind, sondern lediglich und ganz besonders in uns. Wenn es mit unseren Gemeinden erst wird besser werden, dann werden sich alle anderen Übelstände leicht und wie von selber heben. Das Leben schafft sich seine Form von selbst. Aber durch die Form das Leben zu erwecken ist unmöglich, denn es kann kein Gesetz gegeben werden, das da lebendig mache. Dabei aber kann ich mir nicht verbergen, daß es uns gar leicht begegnet, daß wir des Anderen Splinter sehen und den eigenen Balken nicht sehen. Und wenn ich nun weiter rede von den Fehlern, die mir aufgefallen sind, vergesse ich nicht, wie leicht das Tadeln und wie schwer das Bessermachen ist. Man kann sich jede Predigt entstanden denken aus drei Faktoren. Der erste Faktor ist das Wort Gottes oder der Text, der zweite die Persönlichkeit oder die Stimmung des Geistlichen, und der dritte der Zustand oder das Bedürfniß der Gemeinde. Je nachdem nun der eine oder der andere Faktor vorherrschend ist, wird sich auch der Charakter der Predigt modificiren. Eine Predigt aber, in der einer dieser Faktoren fehlt, wird schwerlich die Gemeinde erbauen. Sehr verschieden werden sich daher die Predigten gestalten, je nachdem man bei der Meditation von dem einen oder dem anderen dieser Elemente ausgeht. Wenn daher der Verfasser des oben erwähnten Aufsatzes ganz mit Recht fordert, daß in jeder Predigt die ganze Heilsordnung, Buße, Glauben und Heiligung mit dem, was dazu gehört, vorkommen müsse, so ist dabei nicht zu übersehen, daß die eigene Erfahrung des Geistlichen von dem Leben in der Heilsordnung klar hervortreten müsse, damit die Predigt in der Kraft der Wahrheit die Herzen der Gemeinde bewege, erwärme und stärke, denn nur was vom Herzen kommt, dringt zum Herzen. Wir hören in unseren Tagen von vielen Kanzeln den Glauben predigen und zwar oft so, daß die Erkenntniß der Sünde und des na-

türlichen Verderbens des Menschen entweder ganz zurücktritt, oder doch nur sehr leise berührt wird. Solche Predigten werden gewöhnlich gerne gehört, denn sie belästigen und beunruhigen nicht. Erweckte und bußfertige Herzen können sich wohl daran erbauen, aber die Todten werden schwerlich dadurch lebendig werden. Gewöhnlich sind solche Predigten ein Zeugniß davon, daß dem Prediger die eigene Erfahrung fehlt, und daß er selbst das Schwert der Buße an seinem Herzen nicht gefühlt hat. Er hat sich durch menschliche Beweggründe bestimmen lassen, den Glauben der Kirche zu verkündigen, ohne daß er das wirkliche Eigenthum seines Herzens geworden ist. Die Zeit des Rationalismus ist vorüber. Viele haben auf der Universität bei gläubigen Professoren gehört, und sind den dogmatischen Vorlesungen mit ihrem Verstande, nicht aber mit dem Herzen gefolgt. Zuerst muß man das Land pflügen und eggen und dann den Samen hineinstreuen, so auch muß die Predigt zur Buße vorangehen, wenn der Glaube im Herzen haften und Früchte bringen soll. Willst du also Früchte im Amte sehen, so gehe erst selbst recht gründlich mit deinem Herzen der Heilsordnung nach und denke nicht, daß es mit dem Gelernten genug sey. Das Christenthum ist Sache der Erfahrung, und wenn du selbst nur durch wahre Buße zum lebendigen Glauben kommen kannst, so mußt du auch die Gemeinde durch die Buße zum Glauben führen. — Eine andere Verirrung tritt uns besonders in den sogenannten Straf- und Bußpredigten entgegen, die oft nichts Anderes wirken, als daß ein Theil in der Gemeinde selbst- und wohlgefällig sich erhebt, ein anderer Theil denkt, so schlimm ist es nicht mit uns, und ein dritter Theil widerwillig gemacht und abgestoßen wird. So wie es ein großer Unterschied ist, ob man das Evangelium weiß oder glaubt, so bleibt es auch ein großer Unterschied, ob man weiß, daß man ein Sünder sey, oder ob man es von Herzen glaubt. Die wahre und rechte Buße kann nur eben aus dem Glauben hervorgehen, und ist nichts Anderes, als die Erfahrung von der züchtigenden Gnade Gottes an dem Herzen. Als ich kürzlich eine solche Strafpredigt hörte, und es mir vorkam, als ob sie gar keinen, oder einen verfehlten Eindruck mache, fiel mir die Fabel ein, wie der Sturmwind mit der Sonne wettete, wer den Wanderer zwingen könne, den Mantel auszuziehen. Je mehr der Wind an dem Mantel zerrte, je fester und enger zog er ihn an sich. Als aber die Sonne ihn freundlich und mild beschien, legte er ihn von selber ab. Ein erfahrener Christ sagte einst, als er eine sogenannte scharfe Predigt gehört hatte: Mit einem Löffel voll Honig fängt man mehr Fliegen, als mit einem ganzen Quart Essig. Es ist nicht das Gericht Gottes, das allein zur Buße führt, sondern vielmehr die Barmherzigkeit Gottes, die das Herz bricht. Erst segnete der Herr den Petrus mit einem reichlichen Fischzug, und dann erst fällt Petrus nieder und bekennet: ich bin ein sündiger Mensch, und wenn der Herr dem Propheten befiehlt, das abtrünnige Israel zurückzurufen, so spricht er: Ich bin barmherzig. Es ist überhaupt sehr darauf zu sehen, daß möglichst jeder Einzelne in der Kirche

zur Einklehr in sein eigenes Herz gebracht werde, und möglichst Alles zu vermeiden, was ihn zerstreuet, d. h. was sein Auge auf andere Menschen lenkt, daher glaube ich, daß die Lichtfreunde und die Deutsch-Katholiken, die theologischen Streitigkeiten oder gar die Fragen um die Kirchenverfassung, gar selten oder lieber gar nicht auf die Kanzel gehören. Denen die Ohren danach jucken, mögen anderswo ihr Gelüft befriedigen. Predige lieber so, daß vielleicht Einer zur Erkenntniß seiner Sünden komme, oder daß eine arme Seele getröstet werde. Der Eine ist mehr werth, als neunundneunzig Athenienser.

B.

B.

Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch, Dr. der Philosophie und Theologie zc. Erlangen, C. Sander, 1846. Zwei Abtheilungen.

(Schluß.)

„Es ist das Unglück,“ sagt Herr Thiersch, „nicht die Schuld der Reformation, daß ihr die Grundbedingungen der Stabilität fehlen, welche den alten Kirchen gegeben sind, nämlich apostolische Stiftung und die Selbstständigkeit eines in sich selbst geschlossenen und geordneten kirchlichen Organismus. Sie ist gleich einer Stadt ohne Mauern. In dieser Lage schien sie dem ersten Angriff des Feindes völlig unterlegen zu seyn, der in ihrer Mitte offen triumphirte, während er in der Katholischen Kirche mehr im Verborgenen seinen Einfluß übte.“ „Wahrer Protestantismus und wahrer Katholicismus haben gegen die Macht des Unglaubens einen gemeinsamen geistigen Kampf zu kämpfen, nur daß sie mit verschiedenen Mitteln und Waffen ihn zu führen berufen sind.“ „Bei uns konnte sich das feindliche Princip zum Schein des eigenen Grundsatzes der Reformatoren bedienen, den es als eine Protestation gegen jede Autorität deutete. Eine solche aber war den Reformatoren nicht in den Sinn gekommen. Ein Aufgeben aller kirchlichen Autorität wäre nichts Anderes, als die plötzliche Auflösung der geistigen Bande und die Umwandlung der religiösen Societät in den atomistischen Zustand eines cyclopischen Nomadenlebens gewesen.“ —

Und, setzen wir hinzu, wäre es auch jetzt. — —

Wir übergehen nun, was über die einzelnen Differenzpunkte in den folgenden Vorlesungen vorgebracht ist, und bemerken im Allgemeinen nur Folgendes. Auch dann, wenn man nicht in Allem mit dem Verf. der Vorlesungen übereinstimmt, und auch Ref. stimmt nicht in allen Punkten mit ihm überein, so muß man doch zugeben, daß die Erörterungen mit Scharfsinn gefaßt,

mit gründlicher Gelehrsamkeit geführt und aus der Fülle des christlichen Glaubensbewußtseyns von einem Manne geführt sind, der gleichsam mitten in der christlichen Kirche der Urzeit stehend, doch alle Zeiten im Geiste überschaut, und mit einem Herzen, das die christliche Wahrheit frei gemacht, das Eine erkannt hat, was der Gesamtkirche noth thut, und der die Vereinigung unter einem Haupte zu einer Herde dadurch anbahnen möchte, daß er zu höherer Einsicht in die Differenzpunkte der Confessionen leitet, aber auch nachdrücklich das, was allen gemeinsam ist, hervorhebt.

Herr Dr. Thiersch gehört also zu den Wenigen, welche die Pflicht erkennen, das, was uns mit dem Katholicismus gemeinsam ist, hervorzuheben, um desto mächtiger den Geist des Widerchrist, der in der Welt ist, zu bekämpfen. Dies bekennt er selbst in der sechsunddreißigsten Vorlesung von sich. Aber eben darum hat er um so mehr Ursache, sich gegen mögliche Verdächtigungen zu verwahren, als wolle er es auf ein weltliches Bündniß mit den Katholiken zur Unterdrückung der Ungläubigen absehen. Er erklärt darum feierlich: „daß von einer Verständigung evangelischer Christen mit den Katholiken nur dann die Rede seyn könne, wenn die letzteren die alten Sünden ihrer Kirche bekennen, und nicht mehr mit Inquisition und Kreuzzug, sondern nur mit den Waffen des Glaubens und des Wortes den Kampf unternehmen.“

Wir glauben unseren Bericht über die sämmtlichen Vorlesungen nicht besser schließen zu können, als wenn wir aus der letzten derselben folgende Stelle herausheben, weil sie das Bekenntniß des Verf. über seine Gesamtanschauung in einen kleinen Rahmen zusammenfaßt:

„Ich habe,“ sagt Herr Thiersch, „in der protestantischen Kirchenlehre und im protestantischen Kirchenwesen die Punkte bezeichnet, an welchen es den Reformatoren nicht gelungen ist, katholische Irrthümer zu bekämpfen, ohne sich entgegengesetzten Extremen zu nähern. Alle Mängel, die an ihrer Stiftung haften, habe ich ohne Schonung beim rechten Namen nennen zu müssen geglaubt. Aber ich habe es nicht verkannt und verlängert, daß die Reformatoren in ihren Hauptlehren ewige Wahrheiten ausgesprochen haben. Diese Wahrheiten, sofern ihnen in der Katholischen Kirche der Eingang noch nicht verstattet ist, halten uns noch, und wenn alle unsere Kirchenformen gänzlicher Zertrümmerung und Zerbröckelung verfallen sollten, so werden die unschätzbaren Wahrheiten evangelischer Lehre sich eine Gemeinde von Gläubigen erhalten, in der sie fortleben, zum beständigen Zeugniß gegen jene Kirche, welche den festen Bau ihres hierarchischen Organismus und die Tradition ihrer Unfehlbarkeit, worin sie ihre Stärke fühlt, höher achtet, als die Durchführung des reinen Evangeliums in Erkenntniß und Leben.“

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 29. August.

N. 69.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1843. Von Lic. J. S. Kurg.

(Fortsetzung.)

Schon früher ist bemerkt worden, daß die s. g. primären oder Urgebirge keine Petrefakten einschließen. Erst in den Übergangs- und Flözepochen treten sie auf. Jener Mangel erklärt sich nicht aus der Entstehungszeit der Urgebirge, — so daß dieselben schon vollendet gewesen seyen, als der Trieb zum organischen Leben erwachte, — denn auch in der Übergangs- und Flözzeit, wo diese Gebirge noch auftreten, haben sie in ihrer ausschließlichen Feindseligkeit gegen organisches Leben beharrt. Der Grund muß also vielmehr in der Natur jener Gesteine gesucht werden, — ohne Zweifel darin, daß die krystallinische Natur derselben die Entstehung organischen Lebens nicht zuließ, denn Krystallisation und Organisation sind die beiden entgegengesetzten Pole irdischer Gestaltung.

Verfolgen wir weiter die Betrachtung der Petrefakten, so werden wir auf die beachtungswerthe Erscheinung aufmerksam gemacht, daß in den ältesten Erdperioden die Verbreitung der organischen Wesen einen weit gleichförmigeren Charakter, als gegenwärtig hatte, indem der Unterschied der Längen- und Breitengrade keinen Einfluß auf die Mannigfaltigkeit der Typen und die Zahl der Individuen ausgeübt hat, — woraus sich wenigstens so viel schließen läßt, daß die Ursachen, durch welche jene Unterschiede bedingt sind, damals noch gar nicht existirten, und daß wir also auch hierin einen Coincidenzpunkt mit der Bibel haben, die am dritten Tage das Verhältniß der Sonne zur Erde noch nicht geregelt und geordnet seyn läßt.

„Ein Hauptunterschied in der Fauna und Flora der ältesten Erdperiode, wie sie uns die Sekundärgebirge darbieten, von der gegenwärtigen, ist in dem Mißverhältnisse der Land- zu den Wasserthieren begründet. Es sind nämlich die Landthiere nicht bloß in den älteren Formationen ganz und gar fehlend, sondern auch in den späteren Gebirgsbildungen der Sekundärperiode sind sie als die größten Seltenheiten zu betrachten; ja, es dürfte sich selbst fragen, ob in ihr überhaupt nur Landthiere, die in keinem Lebensstadium an das Wasser gebunden waren, vorkommen.“ Diese Thatfache haben die meisten bisherigen Concordisten mit Begierde als eine Hauptstütze ihrer Vereinigungsversuche angesehen und mit großer Plerophorie der Überzeugung darauf gepocht, daß sich hier ja recht augenscheinlich die biblische

Relation, welche die Wasserthiere schon am fünften, die Landthiere aber erst am sechsten Tage erschaffen seyn läßt, bewähre. Wir können nun, wie weiter unten nachgewiesen werden wird, diese Vereinigung zwischen Bibel und Geologie durchaus nicht billigen und darum auch die Freude darüber nicht theilen; — aber dennoch ist die Thatfache auch für uns, nur nach anderer Seite hin, sehr wichtig. Sie gibt uns nämlich ein neues Zeugniß dafür, daß die Entstehung der petreficirten Schöpfung in den Flözgebirgen der ersten Hälfte des dritten Tages angehört. So lange im Urzustand der Erde das Wasser noch die Überhand hatte, konnten die entstehenden Organismen auch nur solche seyn, deren Existenz an das Wasser gebunden war; in dem Maße aber, als allmählig Festes und Flüssiges sich sonderte und auch das Erstere selbstständig hervortrat, konnten auch allmählig außerhalb des Wassers lebende Organismen aufkommen.

„Ein anderer wichtiger Unterschied ist es ferner, daß im Verlaufe der ganzen Sekundärperiode höchst wahrscheinlich kein Unterschied zwischen Meeres- und Süßwasserbewohnern stattgefunden hat. Agassiz hat es mit Bestimmtheit behauptet, daß wenigstens in der Klasse der Fische ein Unterschied zwischen Süßwasser- und Meeresfischen nicht eher als in der Tertiärzeit eintritt, während man einen solchen in den älteren Erdperioden noch nicht wahrnimmt.“ Auch diese Thatfache weist uns mit Entschiedenheit in die erste Hälfte des dritten Schöpfungstages. Erst nach Vollendung der Gebirgsbildung im Großen, nach der Sonderung des Flüssigen und Festen, konnte der Gegensatz von Land und Meer und erst mit ihm der Gegensatz von Meeres- und Süßwasser entstehen.

Allerdings bietet die Aufeinanderfolge der Lebensstufen in den verschiedenen Gebirgsformationen einen anhaltend durchgeführten Fortschritt dar. Aber diese successive Progression ist durchaus nicht die, welche die Bibel lehrt. Nach ihr trat zuerst das Pflanzenreich auf, und als dies vollendet war, die Thierwelt, und zwar so, daß zuvörderst die Wasserthiere, dann die Lufthiere und endlich die Landthiere geschaffen wurden. Anders die Geologie. „Zwar ist es allerdings begründet, daß die höchsten Klassen unter den Thieren, die Säugethiere und Vögel, und unter den Pflanzen die Dikotyledonen erst in der letzten Periode der Gebirgsbildung zur Entwicklung gelangten, allein die vier großen Haupttypen des Thierreiches: Wirbelthiere, Weichthiere, Gliederthiere und Strahlthiere, treten in den ältesten Zeiten zugleich mit einander auf dem Schauplatz auf, und unter den drei letzten Haupttypen auch gleich mit ihren höchsten Familien, so daß eine Steigerung nur für die Wirbelthiere übrig bleibt. Ungleich einfacher und an Formen ärmer tritt dagegen

das Pflanzenreich in seinen Anfängen im Übergangsgebirge auf, indem es auf Kryptogamen beschränkt ist, und auch diese nur in wenigen Arten darbieten kann.“ Dagegen stellt sich allerdings eine consequent fortschreitende Succession insofern heraus, als die nach dem Erlöschen der früheren Formen neu auftretenden Typen von einer fortwährenden Tendenz zeugen, dem jetzigen Bestande immer gleichmäßiger zu werden. Je höher hinauf, desto bestimmter tritt diese Tendenz hervor, am bestimmtesten in den Tertiärgebirgen. Die fremdartigen, seltsam paradoxen Formen, mit welchen die älteren Flözgebirge angefüllt sind, sind verschwunden. Die Gesamtophysiognomie erlangt einen ganz anderen Ausdruck. „Ihr vorherrschender Charakter ist der des gegenwärtigen Bestandes; ihre Typen, wenn gleich zum Theil nicht mehr in lebenden Formen repräsentirt, schicken sich doch in die allgemeine Ordnung, die in der jetzigen Periode der Schöpfung obwaltet. Ihrer Verbreitung sind engere Grenzen gesteckt, als in der vorhergehenden Periode, und ihre Typen sind meist nicht mehr an bestimmte Gebirgsarten gebunden, sondern in verschiedenartigen Gebilden gelagert. Die warmblütigen Thiere treten in überwiegender Anzahl auf. Der Unterschied zwischen Meeres- und Süßwasserbewohnern, zwischen Land- und Wasserthieren ist aufs Vollständigste durchgeführt. Unter den Pflanzen stellen sich Dikotyledonen in Menge ein, wodurch die Flora der Tertiärperiode einen gleichförmigeren Charakter mit der jetzigen erhält.“

Daß in dieser völlig verschiedenartigen und ohne die größte Gewaltthat nicht zu identificirenden Reihenfolge des Auftretens der Organismen einerseits nach den Resultaten der Geologie und andererseits nach der unzweideutigen Angabe der Bibel, kein Widerspruch liege, ist bereits aus dem Vorigen klar. Ein Widerspruch, und zwar ein unlöslicher, findet nur dann statt, wenn man identificirt, was durchaus nach Schrift, Wissenschaft und Vernunft nicht identificirt werden darf. Auch hier gilt das alte *Distingue tempora et concordabit scriptura* wie mit sich selbst, so auch mit der empirischen Wissenschaft. Dies unbeachtet gelassen zu haben, ist der Fehler fast aller bisherigen Concordisten, so namentlich auch des tüchtigsten unter ihnen, des berühmten Geologen Marcel de Serres. Ihm, dem Meister seiner Wissenschaft, waren die geologischen Thatfachen natürlich gründlich bekannt, und ihnen thut er allerdings keine Gewalt an. Aber wie jämmerlich deutet und verdreht er die Schrift, trotz aller aufrichtigen und frommen Ehrfurcht vor ihr, um sie in Einklang zu bringen mit seiner Wissenschaft, die er freilich besser zu handhaben versteht, als die Exegese. Andere haben's freilich umgekehrt gemacht und der Geologie Daumenschrauben angelegt, um sie nur das auszusagen zu lassen, was grade nach ihrer Meinung der Schrift angemessen wäre.

Schon in seiner Beurtheilung der Schrift des Französischen Geologen (Münchener gel. Anz. IX. 213 ff.) hatte unser Verf. die Selbsttäuschung jenes immer hochachtbaren Gelehrten aufgedeckt und die Unvereinbarkeit seiner Theorie mit der biblischen Relation schlagend nachgewiesen. Was er dort gesagt, ist zum größten Theil in die vorliegende Schrift übergegangen. — Da

die von M. de Serres versuchte Vereinigungsweise die gewöhnlichste ist und meist als die einzig mögliche angesehen wird, — wobei es dann freilich den geologischen und nicht-geologischen Gegnern der Schrift ein Leichtes ist, über die Vereinigungsversuche, wobei der gute Wille des Concordisten das Meiste gethan, zu spotten, so mag auch hier diese Theorie in der Kürze noch besprochen und widerlegt werden.

Nach ihr gehört die Bildung der Übergangs- und Sekundärgebirge sammt den in ihnen erstarrten Organismen der zweiten Hälfte des dritten und dem ganzen fünften Tagewerke an, während die Erschaffung der in den Tertiärgebirgen begrabenen Organismen dem sechsten Tage angehöre. Als feste Anhaltspunkte für diese Theorie wird einerseits die Hypothese, daß die mächtigen Korallentlager vegetabilischen Ursprungs seien, und andererseits die Thatfache, daß die warmblütigen Landthiere erst im Tertiärgebirge, oder höchstens in vereinzelten noch zweifelhaften Erscheinungen in den allerjüngsten Sekundärformationen auftreten, angesehen. Allein jene Hypothese ist von R. v. Naumer, unserem Verf. u. A. (wie schon früher bemerkt) schlagend als nichtig erwiesen; und es tritt im Gegentheil die Thatfache, daß die Vegetabilien in den ältesten Gebirgsformationen nur in höchst ärmlichen, einfachen und geringen Bildungen, und erst in den Tertiärgebilden in erklecklicher Menge und in den ausgebildeteren Formen der Dikotyledonen auftreten, als unabweisbarer, unwiderleglicher Gegenzeuge auf. — Daß nur mit völliger Nichtachtung der biblischen Angaben die Bildung der Übergangs- und Flözgebirge in den fünften Tag verlegt werden können, bedarf keines Beweises. Wenn nun andererseits so viel Wesens davon gemacht wird, daß die Wasserthiere sowohl in der Bibel wie in der Geologie unter allen Thierklassen zuerst auftreten, so verschwindet diese geringe Coincidenz gegen die durchgreifende sonstige Divergenz. Von untergegangenen Schöpfungen weiß das fünfte und sechste Tagewerk nichts, sondern nur von solchen, die mit dem Segen der Fortpflanzung und für den Menschen erschaffen sind. Daß in den allerältesten Formationen neben den Pflanzen auch Thiere zugleich auftreten, und zwar diese in weit größerer Menge und Mannigfaltigkeit als jene, während die Bibel ein Naturreich nach dem anderen, und eine Thierklasse nach der anderen auftreten läßt, ist völlig unvereinbar, und man braucht nur den biblischen Text zu lesen, um zu sehen, wie überaus dürftig und kläglich die Auskunft ist, daß die Bibel nur auf das Übergewicht der einen Klasse vor der anderen anspiele.

Doch genug der Widerlegung *) an einer Auffassung, die ihre eigene Widerlegung selbst an der Stien geschrieben trägt. Wir bleiben dabei, Bibel und Geologie harmoniren, weil sie Verschiedenes, durch Zweck und Zeit Geschiedenes berichten. Die Geologie weiß nichts von der letzten, zum bleibenden Daseyn, zur Genossenschaft des Menschen bestimmten Schöpfung, weil diese erst eintrat, wo ihr Bereich endigte, wo die Bildung der Erdvöste im Ganzen und Großen bereits vollendet war, und

*) Weiteres zur Widerlegung findet man bei M. Wagner S. 482 f. und S. 493 f.

darum die vorhandene organische Welt nicht mehr in Gefahr stand, ganz und gar von den sich bildenden Gebirgen verschlungen zu werden; — und eben so weiß die Bibel nichts von solchen Organismen, die aus einer überschwenglichen Fülle vorhandener Lebenspotenzen hervorgegangen, vorübergehende Erscheinungen der Embryonenzeit der Erde waren.

Doch wir müssen unseren Verf. noch auf einem Wege begleiten, bei dem wir sehr zweifelhaft sind, ob er der richtige und zum rechten Ziele führende sey. Er unterscheidet hinsichtlich des geschichtlichen Auftretens der organischen Wesen drei verschiedene Perioden. „Die erste umfaßt diejenigen Thiere und Pflanzen, die, nachdem das Chaos auf des Schöpfers Wort zur Bildungsthätigkeit sich erregte, in's Leben traten, mit Vollendung des Schöpfungsprocesses der anorganischen Sphäre der Erde erreichte sie gleichzeitig ihr Ende. Die zweite Periode beginnt nach Ablauf der ersten und endigt unmittelbar vor dem Auftreten des Menschen. Die dritte Periode (nach Gen. 2, 19.) fällt in die Zwischenzeit zwischen der Erschaffung Adam's und Eva's, von ihr rühren alle unsere noch lebenden Landthiere her, während die Landthiere der zweiten Periode in der Sündfluth sammt und sonders ihr Grab gefunden zu haben scheinen.“ Daß wir die erste Periode und ihre Begrenzung anerkennen, geht aus dem Vorigen hervor. Aber eben so bestimmt müssen wir die Dreitheilung der Perioden und die selbstständige Besonderheit der zweiten und dritten bestritten. Wir läugnen es, und zwar von derselben Überzeugung, die unseren Verf. zu seiner Behauptung führte, nämlich von der aus, daß das zweite Capitel der Genesis neben dem ersten gleichberechtigt sey, und daß beide einander nicht widersprechen können. Die Begründung dieser Ansicht können wir aber nach unserem Plane erst in unserem demnächst folgenden vierten Abschnitt geben, wo wir ex professo das zweite Capitel der Genesis behandeln werden, und verweisen einstweilen auf unsere „Beiträge zur Vertheidigung und Begründung der Einheit des Pentateuchs. Königsberg 1844.“ S. I. S. 50—68., indem wir die dort aufgestellte und begründete Ansicht im Wesentlichen noch festhalten, und sie gegen Wagner's und Anderer seitdem erhobene Einwürfe im vierten Abschnitte zu vertheidigen gedenken.

Wir erkennen nur zwei Perioden organischer Schöpfung an, 1. die geologische, die in den Gebirgen begraben liegt, und 2. die biblische, die, für den Menschen geschaffen, mit ihm die Erde bewohnte. Nur in Beziehung auf die Beurtheilung der drei Wagnerschen Perioden sind wir nicht ganz gewiß, ob wir seine zweite Periode mit seiner ersten, oder mit seiner dritten identificiren sollen.

Das Weitere wird unsere Meinung klarer machen. Wagner's zweite Schöpfungsperiode soll die des Tertiärgebirges seyn, identisch mit der, welche das Heraemeron am dritten, fünften und sechsten Tage vor sich gehen läßt. Sollten die geologischen Thatfachen uns nöthigen, die Organismen der Tertiärepoche als gleichzeitig mit dem Menschengeschlecht der Urwelt lebende anzusehen, so würden wir ohne Bedenken jene Identifikation aner-

kennen, dann aber müßten wir auch auf der Identität der dritten Wagnerschen Schöpfungsperiode mit der zweiten, d. i. der Tertiärepoche, bestehen, da uns die Identität der Thierschöpfung in Gen. 1. und in Gen. 2, 19. aus vielen Gründen feststeht. Wir glauben aber unmaßgeblich, so wie die Sachen jetzt noch stehen, die Organismen der Tertiärepoche als solche ansehen zu können, die eben so wie die der Sekundärepoche schon untergegangen waren, als die biblische Schöpfung begann, d. h. daß auch die Bildung der compacten Tertiärgebirge noch in die erste Hälfte des dritten Tages verlegt werden könne.

Es sind außer dem apologetisch-biblischen (das wir später beleuchten werden) besonders noch zwei geologische Momente, die unseren geehrten Verf. zu der vorgelegten Ansicht geführt zu haben scheinen: einerseits die Übereinstimmung der tertiären Fossilien in Gattungen, Familien und Typen mit den Organismen der Jetztwelt, und andererseits die Verschiedenheit der meisten in der allgemeinen Fluth (Sündfluth) untergegangenen Arten von den postdiluvianischen Arten.

Schon in dem petrographischen Charakter und noch bestimmter in dem paläontologischen Charakter der Sekundärgebirge im Verhältniß zu den Tertiärformationen findet A. Wagner einen durchgreifenden bedeutsamen Unterschied. Er betrachtet danach die Tertiärformationen als Volkalbildungen, hervorgerufen durch partielle Überschwemmungen, welche (zwischen der am dritten Tage im Ganzen und Großen vollendeten Bildung der Erdrinde und der allgemeinen Sündfluth) einzelne Landstriche verheert und ihre Bevölkerung begraben hätten. Für diese Auffassung macht er geltend, daß in den Tertiärbildungen nicht mehr, wie in den Sekundärformationen, gewisse organische Typen ausschließlich an gewisse anorganische Formationen gebunden seyen, sondern vielmehr solche von gleichem petrographischem Charakter oft die größten Abweichungen in ihrer Fauna zeigen, was auf eine mehr zufällige Bevölkerung hinweise, die nicht mehr an die Natur der anorganischen Formation gebunden sey, — ferner, daß auch jenes Verhältniß der Sekundärgebirge, nach welchem sämmtliche eingeschlossene Typen durchaus fremdartige, jetzt nicht mehr vorhandene seyen, in der Tertiärepoche aufgehört habe.

Die Thatssächlichkeit dieser Angaben können wir natürlich nicht von uns aus bestritten zu wollen uns unterfangen. Doch mögen wir uns wohl auf Agassiz berufen, der nach des Verf. eigener Anführung (S. 179.) sagt: „Ich glaube eben so wenig (sc. wie bei den Sekundärformationen) an die geneitische Descendenz der lebenden Arten von denen der verschiedenen Tertiärbildungen, welche man für identisch angesehen hat, die ich aber für specifisch verschieden halte, so daß ich die Idee einer Transformation der Arten von einer Formation in die andere nicht annehmen kann.“ Der Verf. behauptet auch selbst (S. 208.), daß eine scharfe Trennung zwischen Sekundär- und Tertiärperiode nicht bestehe, indem warmblütige Thiere bereits in der Kreide und selbst noch in den obersten Schichten der Juraformation sich zeigen, und der ichthyologische Charakter der Kreide- und Tertiärbildungen, wie Agassiz gezeigt habe, eine so auffallende Übereinstimmung darbiete, daß wenn hienach allein die

Felsarten klassificirt wurden, diese beiden Gruppen mit einander verbunden werden müßten. Er führt ferner S. 211. die Umgegend von Paris an, wo eine so durchgängige Differenz zwischen den Petrefakten der verschiedenen Tertiärablagerungen stattfindet, daß nicht nur alle Arten, sondern selbst alle Gattungen von einander ganz verschieden seyen, — freilich beanstandet er sofort die Generalisirung der hieraus zu ziehenden Regel durch entgegenstehende Data anderer Gegenden.

Aber gesetzt auch, der Abstand in den Petrefakten der Tertiärgebirge wäre von dem des Diluvialschuttlandes und dem der Jetztwelt noch so gering, so möchte dies doch vielleicht nicht absolut zu der Annahme nöthigen, daß die organische Schöpfung der tertiären Gesteine mit der des Fluthlandes identisch seyen, da wir von den ältesten Sekundärfossilformationen an ein beständiges Anstreben und Fortschreiten zum jetzigen Bestande wahrnehmen, so daß also natürlich in den jüngsten Felsmassen der Tertiärepoche die Organismen diesem Ziel am nächsten gekommen seyn müssen. — Auch will es uns unwahrscheinlich bedünken, daß die Felsmassen der tertiären Epoche durch bloße partielle Überschwemmungen im jetzt gewöhnlichen Gange der Dinge (wie wir doch nach dem sechsten Schöpfungstage anzunehmen haben) entstanden seyn sollten.

Wagner macht ferner darauf aufmerksam, daß auch die Bibel zu seiner Ansicht führe, indem sie am vierten Tage das Verhältniß der Sonne zur Erde sich ordnen und festsetzen läßt. Das Auftreten der warmblütigen Thiere sey von dem Einfluß der Sonne abhängig; da nun die Warmblüter erst in der tertiären Epoche zahlreich auftreten, so bilde der vierte Tag wahrscheinlich die Gränzscheide, welche die Entstehung der Sekundär- von der Entstehung der Tertiärgebirge auseinander halte. Wir wollen uns zur Bestreitung dieser Ansicht nicht darauf berufen, daß auch in der Kreide und Jura Warmblüter vorkommen, da diese doch immer verhältnißmäßig vereinzelt sind und als Verirrungen des Bildungstriebes angesehen werden könnten, wohl aber berufen wir uns darauf, daß nach der Bibel die ganze vegetabilische Welt vor der Fixirung der solaren Beziehungen entstanden ist, denn das Wachsthum der Pflanzen ist in demselben Maße von dem Einfluß der Sonne abhängig, wie das Leben der Warmblüter. Im nächstfolgenden dritten Abschnitte hoffen wir aber auch überzeugend darthun zu können, daß durch solche Auffassungen die Angaben des Hexaemeron mehr gepreßt werden, als es exegetisch und sachlich erlaubt ist; daß namentlich das vierte Tagewerk nicht so zu verstehen ist, als ob vor dem vollendeten vierten Tagewerke gar keine Beziehung zwischen Sonne und Erde, gar kein Einfluß der ersteren auf die letztere stattgefunden habe.

Wichtiger als das voranstehende erscheint das Argument, welches Wagner aus der Verschiedenheit der organischen Reste des Diluviallandes von dem Organismus des jetzigen Bestandes entnimmt. Indes auch dies scheint uns nicht unlösbar. Nehmen wir uns einmal die Freiheit, die Worte Gottes Gen. 6, 19 ff., wonach Noah von allen Thieren ein Paar mit in die

Arche nehmen soll, oder die Ausrichtung dieses Befehls von Seiten Noah's so zu deuten, daß wir den historischen Charakter des Berichtes nicht aufzugeben brauchen, wenn auch mehrere Thierarten durch die Fluth umkamen, weil ihre Repräsentanten nicht mit aufgenommen wurden — wir thun's ohne Bedenken, und Wagner thut's in noch größerem Maßstabe, indem er sämtliche am vierten und fünften Tage geschaffene Thiertypen untergehen läßt — so sehen wir nicht ein, warum die fragliche Thatfache die Schöpfungseinheit der diluvialen und der nachfluthlichen Thierwelt ausschließen sollte. Wir erweisen wie Wagner auf Asien, die Wiege des Menschengeschlechts, erwartend wie er, daß geologische Forschung dort in dieser Beziehung andere Resultate als die Durchforschung anderer Gegenden liefern werde.

3. Das Hexaemeron.

Das eigentliche sich gegenseitig ergänzende Verhältniß der Geologie und Bibel fordert es, nachdem wir die geologischen Resultate in dem durch diese Wissenschaft bedingten Zusammenhange betrachtet und mit der biblischen Kosmogonie verglichen haben, nun auch diese selbst in den Vordergrund zu stellen, um durch sie die geologischen Thatfachen zu vervollständigen. Eine ausführliche, vollständige und allseitige Erklärung des ersten Capitels der Genesis können wir natürlich nicht beabsichtigen. Wir lassen vornehmlich alle bloß theologischen Beziehungen ganz bei Seite, und ziehen bloß diejenige Seite in Betracht, die Vergleichungspunkte für die Geologie darbietet. Auch hier begleiten wir die Wagner'sche Darstellung (in s. 4ten Abschn.), sie aber hier selbstständig ergänzend und berichtend, wo es uns Noth scheint.

In den beiden ersten einleitenden Capiteln läßt der Verf. seiner edlen und begeisterten Entrüstung gegen die Theologen, welche das ihnen anvertraute Kleinod der heiligen Schrift durch sogenannte Kritik so schmächtig mißhandelt und mißdeutet haben, freien Lauf. Anerkennung verdient der nicht immer lohnende Fleiß, mit welchem er sich dem Studium der dahin einschlagenden theologischen Schriften, sowohl destruktiver als conservativer Richtung, hingegeben hat. Nicht nur z. B. hat er sich die Mühe nicht verdrießen lassen, sich durch die dumeta Ewald'scher nagelneuster Kritik und Mythologie durchzuarbeiten, — er hat es auch sogar der Mühe werth gehalten, solche Schriften, wie das elende Nachwerk des Schwedischen Orientalisten Rasmus Rask (die älteste Hebr. Zeitrechn.), welches Mohnike sehr überflüssig auf Deutschen Boden verpflanzt hat, der Durchsicht und Prüfung zu unterziehen. Auf der anderen Seite hat er die apologetischen Schriften von Dreshler, Ranke, Hävernif, Hengstenberg u. fleißig studirt und legt seinen Untersuchungen meist die Latsow'sche Übersetzung der Genesis zu Grunde.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 2. September.

N. 70.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Adr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1843. Von Lic. J. S. Kurf.

(Fortsetzung.)

Süvörderst züchtigt er mit reichlich verdienster Schärfe die flüchtige naturwissenschaftliche Ignoranz und Impertinenz des traurigen theologischen Trifoliums Ballenstedt, Bretschneider, Dav. Strauß. Weiter läßt er sich dann auf die gegen die Einheit und Aechtheit der Genesis erhobenen Zweifel ein, und charakterisirt besonders ausführlich die Richtung und Tendenz des Ewald'schen neuesten Werkes: „Es ist dies ein merkwürdiges Buch,“ sagt er. „Mit einer Unbefangenheit, als ob hierüber gar kein Zweifel mehr bestehen könnte, gar keine Einrede dagegen jemals sich erhoben hätte, mit einer Sicherheit, als ob ihm eine besondere Inspiration zu Theil geworden wäre, deutet hier Ewald die Genesis in einer Weise um, daß sie zu nichts weiter als zu einem Fabel- und Märchenbuche wird. . . Er ist seiner Sache so gewiß, daß er es gar nicht der Mühe werth findet, Argumente zu Gunsten seiner Behauptungen vorzuführen; genug, daß der große Hebräische Grammatiker es ist, der solche Ansprüche von sich gibt. Man weiß auch, wie außerordentlich böse er werden kann, wenn man sie nicht unbefehens für evidente Wahrheiten hinnehmen will, was freilich mich nicht abhalten kann, meine gegentheilige Meinung auszusprechen.“

Mit gesundem, nüchternem Sinne, nicht voreingenommen durch die „allgemeine Übereinstimmung aller wissenschaftlichen Forscher vom Jach“, nicht sich kümmernd um die literarische Proscription, die den nicht Miteinstimmenden trifft, hat er die Bücher des Alten Bundes durchforscht, hat dann die Schriften der neueren destruktiven wie conservativen Theologen studirt und sich nicht in das Zerstückelungs- und Zerfegungssystem der sich ausschließlich wissenschaftlich nennenden Kritik finden können; es hat sich ihm vielmehr dabei „nicht bloß die Aechtheit und Einheit, sondern auch die göttliche Autorität der heiligen Schriften in unerschütterlicher Gewißheit bewährt. Aus eigener Prüfung ist er zur Überzeugung gelangt, daß die Argumente der Gegner theils auf erschlichenen Scheingründen, theils auf offenbaren Verdrehungen und nur zum weit kleineren Theile auf wirklichen Schwierigkeiten beruhen, wie solche uns bei der geringen Bekanntschaft mit jenen fernen Zeiten gar nicht befremden können.“

So viel zur Charakteristik des Standpunktes unseres Verf. und seiner Stellung zur Theologie und ihren Problemen.

Bei keiner Urkunde des Alterthums thut es so sehr noth, daß man sich, ehe man zur Erklärung derselben geht, zuvor über Ursprung, Bedeutung und Charakter der auszulegenden Urkunde verständigt, um daraus ein festes Princip und eine sichere Norm der Auslegung zu gewinnen. Unser Verf. hat dies, wie wir glauben, zum Nachtheil seiner Darstellung versäumt. Wir versuchen darum — wenigstens in andeutenden Grundzügen — diesen Mangel zu ergänzen.

Die Quelle aller menschlichen Geschichte ist die Autopsie, sey es die eigene des Berichterstatters oder die fremde, ihm durch Überlieferung zugekommene. Nur was der Mensch selbst gesehen oder erlebt hat, ist Gegenstand menschlicher Geschichtschreibung. Die Geschichte, welche der Mensch schreiben mag, kann also da, wo er selbst, oder sein Geschlecht zum vollen Selbst- und Weltbewußtseyn herangereift, selbst (gleichviel ob aktiv oder passiv) Zuschauer des Werdens geworden ist, beginnen und sie muß bei dem jedesmaligen Momente der Gegenwart endigen. Aber jenseits beider Gränzmarken liegt auch noch ein successives Werden, eine Entwicklung, also eine Geschichte, dort als Vergangenheit, hier als Zukunft. Denn wenn der Mensch anfängt, Geschichte zu beobachten oder zu bilden, ist er selbst und die ganze Folie und Umgebung seines Daseyns schon vorhanden, also schon geworden; und eben so steht der Fluß der Entwicklung nicht mit der jedesmaligen Gegenwart still, der Faden ist nicht abgeschnitten, sondern millionenfache Hände und Kräfte nicht bloß der sichtbaren, sondern auch der unsichtbaren Welt spinnen ihn weiter, ein Jeder spinnt mit, aber Keiner kann wissen, wie sich das gemeinsame einheitliche Produkt aller dieser Faktoren gestalten wird. Beiderlei Geschichte liegt also außer dem Bereich menschlicher Erkenntniß, die, in Raum und Zeit gebannt, nur die Gegenwart beherrschen, nur sie ihr eigen nennen kann. Nur Gott; außer und über Raum und Zeit stehend, schaut rückwärts und vorwärts, sowohl die Entwicklung, die jenseits der ersten Gegenwart des Menschen liegt, als die, welche jenseits der jedesmaligen letzten Gegenwart des Menschen liegt. So verschieden nun auch beiderlei Geschichte seyn mag, so sind doch beide in Beziehung auf das Princip ihrer Unkenntniß sowohl als ihrer Erkenntniß für den Menschen einander gleichzustellen. Das Princip der Unkenntniß ist seine Creatürlichkeit, das Princip der Erkenntniß ist das göttliche Wissen, und das Mittel zwischen Unkenntniß und Erkenntniß ist objectiv die göttliche Offenbarung und subjectiv die prophetische Anschauung des Menschen, in welcher er mit dem Geistesauge

schaut, was seinem leiblichen Auge verschlossen und verborgen ist. Da nun somit die Erkenntnisquelle für beide Arten der Geschichte, und wie die Quelle so auch Mittel, Art und Weise ihrer Erkenntnis, nämlich die Autopsie des prophetischen Geistesauges dieselbe ist, so wird auch die Geschichtsdarstellung, welche das erkennende Subjekt auf Grund dieser Autopsie entwirft, in gleichem Verhältniß zur Wirklichkeit stehen und den gleichen Gesetzen der Auffassung und Auslegung unterzogen werden müssen. Wir gewinnen also so die sehr wichtige hermeneutische Regel, daß die auf Offenbarung ruhende Darstellung vormenschlicher Entwicklungen von demselben Standpunkt betrachtet und nach denselben Gesetzen ausgelegt werden müssen, wie die auf Offenbarung ruhenden Weissagungen und Schilderungen zukünftiger Zeiten und Entwicklungen. Das ist also auch der einzig richtige Standpunkt für die wissenschaftliche Auslegung der Mosaischen Schöpfungsgeschichte, sobald nämlich und so lange wir in ihr eine Urkunde erkennen, die weder aus naturphilosophischer Spekulation, noch aus naturforschender Empirie, noch aus verständiger Reflexion, sondern aus göttlicher Offenbarung hervorgegangen ist.

Nun aber ist die Conception aller außer der menschlichen Erfahrung liegenden Entwicklung eine ganz andere, als die der selbsterlebten Thatfachen. Dort schaut das geistige Auge, hier das leibliche. Hier waltet die Nüchternheit des alltäglichen Lebens mit seinem sicheren und scharfen Blick für die Äußerlichkeit der Dinge, aber auch mit aller Unsicherheit desselben für das innere Wesen der Gegenstände. Dort befindet sich der Schauende in einem über die Alltäglichkeit erhabenen Zustande, der Blick ist geschärft für das Schauen des inneren Zusammenhangs, aber hat eben dadurch das Interesse für die äußerlichen Beziehungen und damit auch die Fähigkeit, sie scharf aufzufassen, verloren. Das leibliche Auge sieht auf das Leibliche, es ist an die Form der Erscheinung, an den äußeren Conner der Dinge, die aber häufig nur zufällig und ohne Nothwendigkeit sind, gebannt, es sucht nach Haltpunkten in der äußeren Umgebung, die aber oft nur irreführend sind, und verliert so häufig den inneren Conner, den wesentlichen Gehalt, die höhere Bedeutung und die wahre Stellung der Erscheinung. Grade umgekehrt verhält es sich aber beim geistigen Schauen. Dies ist auf das geistige Element der Erscheinung gerichtet; ihm sind die äußeren, zufälligen, nebensächlichen Beziehungen, die, auch ohne das Wesen der Sache zu ändern, allenfalls andere seyn könnten, gleichgültig, denn es hat für sie keinen Sinn und kein Interesse. Es ist auf den Kern der Sache gerichtet und übersieht dabei in der Regel die äußeren Umrisse, den äußeren Conner der Dinge, die Merkmale und Haltpunkte der äußeren Umgebung.*) Daneben ist auch noch das zu beachten, daß der objektive Inhalt des Geschauten

*) Zu diesem subjektiven, im Menschen liegenden Grunde kommt bei der eigentlichen Weissagung, d. i. bei dem prophetischen Schauen zukünftiger Entwicklungen noch der objektive, im Willen Gottes liegende Grund, daß bei der Offenbarung, wenn sie die Anschauung des äußeren Connexes und der zufälligen Umgebung vermitteln würde, das notwendige Verhältniß der menschlichen Freiheit zur Geschichte und dadurch die Geschichte selbst zerstört werden würde.

sich der subjektiven Form und Fähigkeit, so wie dem jedesmaligen Bedürfniß des schauenden Geistes anpaßt, so daß wir z. B. für unseren Fall in der geoffenbarten Welterschöpfungsgeschichte keineswegs Antwort auf alle nur mögliche Fragen, und namentlich nicht auf solche, die erst bei einem geförderteren Zustande der empirischen Naturwissenschaft in Anregung kommen können, erwarten dürfen, sondern nur auf solche, die von allgemein religiösem und für alle Zeiten gleich sehr hervortretendem Interesse sind.

Wir haben es hier nicht mit einer Theorie der Weissagung im Allgemeinen zu thun und können daher andere Merkmale namentlich der eigentlichen Weissagung, die sonst noch zu erörtern wären, übergehen. Das Voranstehende wird genügen, um uns auf den Standpunkt zu stellen, von welchem aus das Hexameron aufgefaßt und erklärt werden muß.

Aus dem Gesagten ergibt sich nämlich, daß die historische Darstellung der prophetischen Anschauung und die accidentelle Wirklichkeit des geschauten Vorganges allerdings in den für den schauenden Geist sowohl als für die innere Bedeutung der Thatfachen wesentlichen Stücken absolut übereinstimmen müssen, daß aber keineswegs die äußeren Hülfsmittel der Zeit und des Raumes, welche die Darstellung zur Fixirung und Begrenzung des Geschauten in Anwendung bringen muß, nothwendig und absolut den Äußerlichkeiten, Zufälligkeiten und Nebensächlichkeiten des accidentellen Vorganges genau entsprechen müßten. Es ist dies bei der Auffassung geweissagter Geschichte nie aus dem Auge zu lassen, und es muß zugestanden werden, daß nicht eregetische Willkür sich dahinter verstecken will, daß vielmehr dieser Grundsatz aus der Sache selbst mit Nothwendigkeit hervorgeht. Auf die Erkennung der accidentellen, sinnlichen Wirklichkeit mit ihrem äußeren Conner und ihrer zufälligen Umgebung muß bei der Erklärung der geweissagten Geschichte der Zukunft nothwendig so lange verzichtet werden, bis sie in Erfüllung gegangen ist. Für die geweissagte Geschichte der Welterschöpfung sieht aber natürlich eine solche Hoffnung nicht in Aussicht, wohl aber ein Surrogat derselben in den Fortschritten der empirischen Naturwissenschaft, welche, in so weit sie aus dem durchforschten status quo, d. i. aus der Autopsie des Gewordenen auf die Geschichte des Werdens sichere Schlüsse machen kann, den äußeren wirklichen Vorgang gewissermaßen miterlebt.

Eichhorn sagte (Repert. IV. 131.): „Die Mosaische Urkunde nennt man mit Unrecht Schöpfungsgeschichte: man hätte sie Schöpfungsgemälde nennen sollen. Jeder Zug scheint doch den Pinsel eines Malers, nicht den Griffel eines Geschichtschreibers zu verrathen.“ — und Ammon meinte (bibl. Theol. I. S. 269.): „Nach dem Inhalte der ersten Urkunde ist der Verfasser selbst ein Zuschauer der Schöpfung.“

Beide Bemerkungen haben (abgesehen von den Consequenzen, die ihre Urheber daraus zogen) allerdings ihre Richtigkeit. Ganz unverkennbar trägt die Urkunde den Charakter eigener Anschauung an sich, und dem kann nicht anders seyn, wenn sie ist, wofür Synagoge und Kirche sie stets gehalten hat. Ist sie wirklich Resultat göttlicher Offenbarung, so kann sie nur durch das Mittel

prophetischer Anschauung concipirt seyn, und der Conciipient (gleichviel wer) hat in Worte übersezt, was er im Geiste geschaut hat: er hat geschildert, was er geschaut hat und hat es so geschildert, wie er es geschaut hat. Daher der malerisch-anschauliche, ich möchte sagen, plastisch-lebendige Charakter des Berichtes. Es sind lauter prophetische Tableaus, die sich vor seinem geistigen Auge entfalten, Scenen der schöpferischen Thätigkeit Gottes, deren jede ein Hauptmoment des großen Dramas, eine Hauptphase der Entwicklung darstellen. Vor dem Blick des Sehers entfaltet sich eine Scene nach der anderen, bis endlich in der Siebenzahl derselben *) der Verlauf der Schöpfung nach ihren Hauptmomenten sich ihm vollständig dargestellt hat.

Es fragt sich nun, ob die Siebenzahl der prophetischen Visionen, welche das erste Capitel der Genesis bietet, eine wesentliche und notwendige, oder eine zufällige und unwesentliche ist, d. h. ob nicht auch die Schöpfung in mehr oder weniger Entwicklungsphasen habe dargestellt werden können; ob dieser Vertheilung objektive Wahrheit in der sinnlichen Wirklichkeit des Vorgangs, oder nur subjektive Wahrheit in der prophetischen Anschauung des Vorgangs zukomme? Die Punkte, um die es sich bei dieser Frage handelt, sind solche, welche nicht das innere Wesen, den inneren Zusammenhang ausmachen, sie beziehen sich vielmehr nur auf den äußeren, unwesentlichen Conner der Dinge, sind Merk- und Haltpunkte der äußeren Umgebung oder Adminikel der Darstellung, die, indem sie das geistig und innerlich Geschaute in die Sphäre der sinnlichen Auffassung überträgt, es durch Raum und Zeit begrenzen und fixiren muß. — Wir haben gesehen, daß wir in Betreff solcher Beziehungen aus der prophetischen Darstellung selbst nie mit Sicherheit entnehmen können, ob oder inwiefern dieselben mit den Äußerlichkeiten und Zufälligkeiten der accidentellen Wirklichkeit congruiren; daß dies erst mit Sicherheit beurtheilt werden könne, wenn die geweissagte Entwicklung sich erfüllt, d. h. in der zeitlichen und räumlichen Wirklichkeit entfaltet hat, wenn wir sie selbst erlebt haben. Bei der rückwärts über den Anfang des Menschengeschlechts hinausblickenden Prophetie unseres Capitels, ist aber kein anderes Miterleben möglich, als die naturwissenschaftliche Erforschung der Erdrinde und des Sternenhimmels. Befragen wir diese, so kann die Beantwortung weder zweifelhaft noch auch unsicher erscheinen. Es kann nach den bereits fest und sicher begründeten Resultaten der Astronomie und Geologie nicht bezweifelt werden, daß, die Sache bloß von der objektiven Seite angesehen, und abgesehen von dem subjektiven Bedürfnis, von der

Stimmung und der Fähigkeit des schauenden Geistes, der Verlauf der Schöpfung eben so gut in zehn und zwanzig und hundert Entwicklungsphasen oder Stadien hätte dargestellt werden können. Warum hätten, von allem subjektiven Interesse der Bibel abgesehen, die Bildungen der Primär-, Sekundär- und Tertiärgebirge, nicht eben so gut jede besonders dargestellt und begrenzt werden können, wie es bei der Vertheilung der organischen Naturreiche, und der verschiedenen Thierklassen geschehen ist? Warum hätten die zehn- und mehrfachen Schöpfungen organischer Wesen in den Hölzgebirgen nicht auch einzeln beschrieben werden können? Hätte die Erschaffung und Ausbildung der Sonne, des Mondes, der Gestirne, die doch gewiß eben so sehr wie die Bildung der Erde, einen successiven Charakter an sich trug, nicht auch, wenn dafür ein Interesse obgewaltet hätte, in ihren Hauptphasen der Entwicklung geschaut und beschrieben werden können?

Dies führt uns aber zu einer anderen Frage, die wir nicht umgehen können. Liegt kein objektiv-nöthigender Grund der Vertheilung in sieben Tage vor, so muß doch überhaupt ein Grund und zwar in der subjektiven Anlage und Stimmung des prophetischen Conciipienten liegen. Man könnte nun sagen, nach Beiseitlassung aller das Interesse des Sehers und den Zweck der offenbarenden Mittheilung nicht berührenden Momente, seien grade nur jene sieben Hauptmomente übrig geblieben. Es mag dies seine Wahrheit haben, aber es scheinen doch auch noch andere Interessen mitgewirkt zu haben, um die Siebenzahl zu gewinnen und festzuhalten. Wir meinen nämlich die in der Natur (Passavant, Lebensmagnetismus. 2te Aufl. S. 105.) und in den Denkförmungen des menschlichen Geistes (vgl. Stud. u. Krit. 1844, S. 346.) begründete Bedeutsamkeit und Heiligkeit der Siebenzahl. Ist es wahr, daß bei jeder Prophetie und so auch bei der unsrigen der objektive Inhalt des Geschauten sich der subjektiven Form und Anlage, dem Bedürfnis und der Fähigkeit des schauenden Geistes anpaßt und naturgemäß anpassen muß, so liegt in dieser Annahme durchaus nichts Willkürliches oder Bedenkliches.

Nachdem wir nun die Vertheilung des Schöpfungswerkes in grade sieben Entwicklungsphasen, als der subjektiv-prophetischen Anschauung angehörig, erkannt haben, fragt es sich weiter, wie die in der Darstellung diesen Phasen gegebene zeitliche Begrenzung zu fassen sey, d. h. ob die Schöpfungstage des Berichtes als wirkliche, vierundzwanzigstündige Tage zu denken seyen, und somit der ganze Vorgang der Erschaffung und Ausbildung der Erde und ihrer Organismen grade sechsmal vierundzwanzig Stunden eingenommen habe, — oder ob etwa diese Begrenzung auch in der prophetischen Anschauung und nicht in der sinnlichen Wirklichkeit ihren Grund habe, und somit die Tage nur prophetische Tage, d. h. Zeiträume oder Perioden von unbestimmter Dauer seyen. Daß in prophetisch-concreter Darstellung solche Zeiträume als Tage bezeichnet werden können, bedarf keines Beweises. Dav. Strauß meint aber, diese Auffassung werde in unserem Falle dadurch ausgeschlossen, „daß hier

*) Genau genommen ist daher der Ausdruck Hexaemeron falsch, es müßte Heptaemeron heißen. Die Welterschöpfung ist nach biblischer Anschauung nicht in sechs, sondern in sieben Tagen absolvirt worden. Denn auch der siebente Tag, der Tag der Gottesruhe, gehört wesentlich noch dazu, wie es denn auch Gen. 2, 2. ausdrücklich heißt: „Also vollendete Gott am siebenten Tage alle seine Werke.“ Die Ruhe war der Schlusstein des Gebäudes, das Siegel der Vollendung und somit die Vollendung selbst. Es war eine unnütze und verflachte Nachhülfe des Samaritaners und Epters, den Text l. c. zu ändern und statt des siebenten den sechsten Tag zu substituiren.

die Tage ausdrücklich durch Abend und Morgen begränzt seyn¹⁾. Gegen dies äußerst schwachsinrige Argument hat aber schon unser Verf. erwidert: „Auch einem Kinde, sollte man meinen, müßte es von selbst beigefallen seyn, daß wenn einmal irgend ein Zeitabschnitt mit dem Namen Tag belegt wird, consequenter Weise auch sein Anfang und Ende mit den hiefür von der Tageszeit entlehnten Namen als Morgen und Abend bezeichnet werden darf.“ Dennoch können wir von vorn herein nicht behaupten, weil die Urkunde eine prophetische sey, müßten auch die Tage Perioden bezeichnen. Wie in der Weissagung des Jeremias die siebzig Jahre wirkliche Jahre sind, so könnten auch die sechs Tage der Schöpfungsgeschichte gar wohl wirkliche Tage seyn. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß die Urkunde, so lange wir sie für sich allein betrachten, durchaus nicht zu einer bestimmten Entscheidung für die eine oder die andere Auffassung berechtigt,²⁾ daß wir vielmehr entweder die Sache auf sich beruhen lassen müssen, oder die Entscheidung aus der empirischen Wirklichkeit, nämlich aus den naturwissenschaftlichen Resultaten, zu entnehmen haben. Diese sprechen aber mit Entschiedenheit für die Deutung durch Perioden. Abgesehen davon, daß die Astronomie sich nie dazu wird verstehen können, die Bildung des gesammten Sternenhimmels, oder auch nur des planetarisch-solarischen Himmels auf vierundzwanzig irdische Stunden zu beschränken, und daß eben so wenig die Geologie damit wird einverstanden seyn können, die Bildung der Ur- und Flözgebirge, die Entstehung, Lebenszeit und den Untergang der darin eingeschlossenen organischen Schöpfungen in einen einzigen vierundzwanzigstündigen Tag hineinzuzwängen, so spricht auch die große Unverhältnismäßigkeit der verschiedenen Tagewerke, die, so wenig sie auch in der subjektiven Anschauung des Sehers auffallend ist, dennoch für die objektive Wirklichkeit gar zu abstechend erscheint.

Wir betrachten also die Schöpfungsgeschichte mit ihren sechs Tagewerken als eine zusammenhängende Reihe von eben so viel prophetischen Visionen. Das Erscheinen und Verschwinden einer solchen Vision erscheint dem Seher als Morgen und Abend, wahrscheinlich weil es sich als Zu- und Abnahme der Klarheit, gleich der Morgen- und Abenddämmerung, darstellte.

Noch über einen Punkt haben wir zum Schluß dieser allgemeinen Betrachtungen zu sprechen. Die Begränzung der schöpferischen Thätigkeit durch eine bestimmte Anzahl von Tagewerken könnte so gefaßt werden und wird in der That meist so gefaßt, als ob nicht bloß in der Anschauung des Sehers, sondern auch in dem Vergang der Schöpfung selbst die Tagewerke scharf von einander abgeschnitten wären, so daß zwischen denselben

die schöpferischen Kräfte der Gestaltung vollkommen geruht hätten und daß die einem jeden Tage angewiesene Sphäre der schöpferischen Thätigkeit sich so genau auf eben diesen Tag beschränkt hätte, daß sie erst mit dem Anfang dieses Tages begonnen und mit dem Ende desselben auch ihre absolute Vollendung erlangt hätten. So sehr auch diese Auffassung sich auf den Buchstaben der Urkunde berufen mag, so ist sie dennoch eine völlig mißverständliche und unzulässige, denn sie verkennt eben so sehr den prophetischen Charakter der Urkunde, als sie in der Wirklichkeit des Vorganges undenkbar ist. Die Schöpfung ist vielmehr sicherlich als eine beziehungsreiche, in continuirlicher Successivität fortschreitende, nirgends unterbrochene, nirgends im Verlaufe selbst abgeschnittene zu denken. Von einer Ruhe des schaffenden Gottes ist ja auch selbst in der Urkunde nicht zwischen den einzelnen Tagewerken, sondern erst nach Vollendung des ganzen Schöpfungswerkes die Rede.

Wir gehen zur Betrachtung des Einzelnen über. Unsere Urkunde beginnt mit den Worten: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Wir fassen diese Worte jetzt weder als Bezeichnung einer Urschöpfung im Gegensatz zu einer zweiten, späteren Schöpfung, oder Umbildung, Erneuerung und Wiederbelebung der unterdess wüste und leer gewordenen irdischen Weltisphäre, noch als eine Art Überschrift zum ganzen Capitel, als eine summarische Bezeichnung der in diesem Capitel zu specifizirenden Schöpfung, noch endlich auch als Bezeichnung der Erschaffung der elementaren Urstoffe, aus welchen durch schöpferische Weiterbildung im Sechstagerwerk das Weltall in seiner jetzigen vollendeten Gestalt hervorgegangen sey. Wir betrachten sie vielmehr ganz einfach ohne alle weitere Beziehung als didaktische (nicht prophetische) Angabe, daß das Weltall (weder als unausgebildete Materie, noch als Inbegriff ausgebildeter Weltkörper) nicht von Ewigkeit her bestanden habe, sondern daß Gott es war, der, allein ewig, das Weltall in der Zeit und mit der Zeit in's Daseyn rief. Diesen obersten Grundsatz des Hebraismus stellt der Verf. an die Spitze seines ganzen Werkes. Dieser Grundsatz ist das unterscheidende Merkmal Israels, dessen Geschichte er einleiten will, wodurch sich dies Volk unterscheidet von allen anderen Völkern des Alterthums, die sammt und sonders in vergötterndem Naturdienst verstrickt waren, er ist der feste Punkt der Entwicklung, von dem Israels religiöse Entwicklung ausging — Grund genug, um ihn an die Spitze seiner Schrift zu stellen. Aber dieser Grundsatz ist auch näher noch die Voraussetzung, der Grund und die Folie der Schöpfungsgeschichte, womit er seine Vorgeschichte Israels beginnen will; er stellt ihn darum hin als Basis und Grundlage des Ganzen und speciell des Anfangs seiner Darstellung, gleichsam als die Leinwand, auf welche er sein Schöpfungsgemälde hindeichnen will.

(Schluß folgt.)

¹⁾ Allerdings liegt auch für diesen Standpunkt die größere Wahrscheinlichkeit auf der Seite der Auffassung, welche die Tage als rein prophetische, als Zeiträume von unbestimmter Dauer faßt, weil für die drei ersten Tage das Zeitmaß und der Regulator unserer gewöhnlichen Tage noch nicht existirt, und es exegetisch unzulässig erscheint, die drei letzten Tage anders zu fassen, als die ersten.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 5. September.

N^o 71.

Zur Geschichte der Urwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1843. Von Lic. J. H. Kurf.

(Schluß.)

Mit dem zweiten Verse beginnt nun die Schöpfungsge-
schichte selbst. Der didaktische Charakter des ersten Verses
weicht dem prophetischen Charakter der folgenden Darstellung.
Der Seher beginnt zu schildern, was er mit prophetischem Auge
geschaut; in der Reihenfolge, in der Art und Weise, wie er
es geschaut hat.

Des Sehers erster Blick trifft die Erde in chaotischem
Zustande. Sie war wüste und leer, und Finsterniß lag
über der Fluth. — Ob sie in diesem Zustande von Gott ge-
schaffen war, oder ob sie wüste und leer geworden ist, wie
und wodurch sie in diesem Falle dazu gekommen ist, sagt er
nicht und kann es nicht sagen, weil er als ein wahrhaftiger
Zeuge nur aussagen kann, was er gesehen hat.^{*)} Aber der
Geist Gottes schwebte bereits, das öde Chaos mit seinem
Lebensodem befruchtend, auf den Wassern. Da bricht aus
der dichten Finsterniß plötzlich das Licht hervor. Es ist das
Allmachtswort des schaffenden Gottes, welches diese erste Le-
bensäußerung, diese Grundbedingung aller weiteren Lebensent-
wicklung in der chaotischen Masse hervorrief. Das Licht, diese
erste irdische Creatur Gottes, der Abglanz des göttlichen Wes-
sens in der Sphäre des Kosmischen, trägt das Siegel des Gott-
wohlgefalligen an sich selbst; wer das Licht erblickt, begrüßt in
ihm den Boten göttlicher Huld. Gott sahe, daß das Licht
gut war. Das Licht war gebunden gewesen von der Finsterniß
über der Fluth. Es wird befreit und zum selbstständigen
Daseyn ausgeboren. Es ist nun nicht mehr in der Finsterniß,
sondern neben und über der Finsterniß, sie beherrschend und
belebend. Das Licht heißt Tag, die Finsterniß heißt Nacht.
Das ist die erste Vision des Sehers. Sie schwindet vor sei-

nem geistigen Auge, um der zweiten Platz zu machen. Es
ward Abend, und es ward Morgen und erst mit dem An-
bruch des zweiten Tages ist der erste beendet, erst mit dem Auf-
tauchen der zweiten Vision ist die erste vollständig abgeschlossen
und zurückgedrängt.

Mit dem Erwachen des Lichtes begann also die Bildungs-
und Lebensthätigkeit der Erde. Wie wir schon früher ange-
deutet, sehen wir das Licht als das (creatürliche) Princip aller
Bewegung und Gestaltung in der chaotischen Masse an. Wie
weichen insofern von der Erdbildungstheorie des Münchener Che-
mikers, nach welcher das Licht als etwas mehr Zufälliges, Ne-
bensächliches, erst aus der Krystallisation der Massen Resultiren-
des angesehen zu werden scheint, ab. Das göttliche Fiat lux
war der zündende Funke, welcher in das kalte und todte, aber
schon durch das Wehen des Geistes mit Lebenspotenzen ge-
schwängerte Chaos hineinfuhr, den Saerd des Lebens zur hellen,
Alles ergreifenden Flamme anfachte. Die bis dahin gebunde-
nen Potenzen sind nun entfesselt, die verschiedenartigsten Lebens-
kräfte regen sich, ringen nach Gestaltung und gewinnen sie, jede
nach ihrer Art und Ordnung, durch den Willen der Allmacht,
die über ihnen waltet.

Aber das Licht bedarf eines Trägers, der es wach und
rege erhält; seine geisterartige Natur fordert einen Leib, ohne
den nichts Creatürliches bestehen kann, es fordert wie alles dies-
seitige creatürliche Sein zu seinem Bestande eine polarische Er-
regung und Ausgleichung; diese soll es zu (relativ vgl. Offenb.
21, 23.) bleibender Bestimmung in dem Gegensatz des Solaren
und Planetaren gewinnen. Bis dahin aber hat es seinen Trä-
ger und Stützpunkt, seinen Erreger und Erneuerer in den che-
mischen und dynamischen Aktionen und Reaktionen, welche wäh-
rend der Erdbildung und bis zu deren Vollendung in der drit-
ten Entwicklungsphase interimistisch dies Amt verwalten, um
es dann bei ihrem Erlöschen an die auch unterdeß zur vollen-
deten Entwicklung gelangten Lichtträger des Himmels zu über-
antworten.

Den alten bornirten, platten Einwurf, daß es Unsinn sey,
von einer Lichtentwicklung auf der Erde vor der vollendeten
Bildung der Sonne zu reden, halten wir keiner Widerlegung
würdig. Die Physik zeigt, daß ein von dem Einfluß der Ster-
nenwelt unabhängiges Leuchten im Bereiche irdischer Naturge-
bilde noch jetzt tausendfach stattfindet, und die Astronomie beob-
achtet Ähnliches auf den anderen Planeten (vgl. meine „Astr.
u. Bibel“ S. 96 f.).^{*)}

^{*)} Die Ansicht, welche zwischen den ersten und zweiten Vers den
Fall der Engel verlegt und daraus das „Tohu wabohu“ der chaotischen
Erde herleitet (wie Stier, Drechsler, Schubert, v. Meyer, Knie-
wel, Reichel, J. W. Lange, Hamberger, Rudelbach, Baum-
garten, Ebrard, Reiserer u. — auch unser Verf. neigt sich zu
ihr hin), lassen wir hier ganz aus dem Spiel, weil sie, auch wenn sie
wahr ist, doch keinesfalls in unserem Texte liegt, sondern durch Combi-
nation aus dem Gesamtcomplex der Offenbarungsurkunden abstrahirt
und hierhin, als der einzig angemessenen Zeit, verlegt ist.

^{*)} Unser Verf. knüpft an die Betrachtung des ersten Tagewerkes

Vor dem Blick des Sehers war es wieder Morgen geworden, der zweite Tag war angebrochen, ein neues Schauspiel entfaltet sich vor ihm. Wie Licht und Finsterniß am Anfang des ersten Tages, so sind am Anfang des zweiten noch die oberen und unteren Wasser chaotisch confundirt. In ihrer Confusion sind die Lebenskräfte, welche der Geist Gottes, über den Wassern schwebend, in sie hineingelegt hat, gebunden, erst indem das Ungleichartige getrennt, differenzirt wird, und dadurch jedes zu seiner eigenthümlichen Selbstständigkeit gelangt, ist es zu selbstständiger Lebensthätigkeit befähigt.

In dem chaotischen Gewässer der Urerde gähret es; ein schaffendes Wort der Allmacht ist hineingefahren, um zu trennen, was nur in polarischer Gegenföhligkeit seine Bestimmung erreichen kann. Die oberen und unteren Wasser, bisher chaotisch confundirt, fahren, ihrer Bestimmung zuwendend, auseinander. Eine Ausdehnung, die Himmel genannt wird, entsteht zwischen ihnen, vollendet und fixirt räumlich ihre Scheidung.

Daß die zurückgebliebenen unterhimmlischen Gewässer das neptunische Substrat für die Bildung der Erdveste und des Meeres am dritten Tage waren, kann gar nicht bezweifelt werden. Was liegt nun näher, als per analogiam zu schließen, daß auch die oberhimmlischen Wasser das Substrat für die Bildung der Himmelskörper am vierten Tage geliefert hätten. — Das ist die Ansicht, die ich in einer früheren Schrift als die einzig zulässige zu begründen und zu rechtfertigen gesucht habe (Astr. u. Bibel S. 74—80.). Unser Verf. gibt ihr seine volle Zustimmung (S. 479 f.).

Die gewöhnlichste Ansicht (die auch noch Keil und Baumgarten vertheidigt haben) betrachtet die oberen Wasser als identisch mit dem Wolkenwasser. Ich habe diese Ansicht als die unsatthafte unter allen bezeichnet, ein Urtheil, womit auch A. Wagner ganz einverstanden zu seyn bekennt. Nach der Urkunde sind die oberen und die unteren Wasser qualitativ verschieden, sind einander in ihrer Art eben so polarisch entgegengesetzt, wie Licht und Finsterniß, wie Land und Meer; Erdwasser und Wolkenwasser ist aber qualitativ identisch, — eine

die Frage nach der Dauer der Schöpfungstage. Daß die ersten drei Tage von den drei letzteren der Dauer nach verschieden seyen, glaubt er in dem Datum begründet, daß die irdischen Zeitmesser erst am vierten Tage entstanden seyen. Jene seyen unbestimmte, diese vierundzwanzigstündige Zeiträume. Die Annahme längerer Perioden für die ersten liegt er nicht in dem Massenhaften der ihnen zugewiesenen Schöpfungswerke begründet, sondern „in dem mehrfachen Wechsel der Thier- und Pflanzenwelt, den wir, insofern wir uns lediglich an den Maßstab der gegenwärtig bestehenden Verhältnisse halten wollen, leichter begreiflich finden, wenn wir zu seiner Durchführung längere Zeitfristen in Anspruch nehmen dürfen. Millionen von Jahren, wie Buxland und Lyell in etwas hyperbolischer Weise sich ausdrücken, sind übrigens dazu auch nicht nöthig, überhaupt jede nähere Zeitbestimmung uns ganz unmöglich.“ — Für uns hat die Frage alle Bedeutung verloren. Ubrigens müssen wir es exegetisch-willkürlich nennen, die ersten Tage anders zu fassen, als die letzten.

Erkenntniß, zu deren Erlangung der Verf. die Resultate der heutigen fortgeschrittenen Physik entbehren konnte. Nach der Urkunde sind nach geschehener Scheidung die unteren Wasser unterhalb des Himmels und die oberen Wasser oberhalb des Himmels gebannt, das Wolkenwasser befindet sich aber eben sowohl unterhalb des Himmels, als das Erdwasser der Meere, — höchstens könnte gesagt werden, es befinde sich am Himmel, wie B. 20., nimmermehr aber, daß es sich oberhalb des Himmels befinde. Ferner nach der Urkunde soll die Scheidung zwischen beiden Wassern eine bleibende seyn, denn das Mittel der Scheidung, welches das Wasser unter der Ausdehnung von dem Wasser über der Ausdehnung scheidet, ist diese Ausdehnung selbst, die Himmel genannt wird, so lange also der Himmel besteht, besteht auch Scheidung und Trennung zwischen beiden Wassern, — wogegen Erdwasser und Wolkenwasser in beständigem Kreislauf sich täglich vermischt. Ein nicht minder naheliegender und schlagender Widerspruch gegen Keil's Auffassung liegt darin, daß die Urkunde nach ihr die Wolkenbildung schon dem zweiten Tage anweist, was der Wirklichkeit des Vorganges nicht entsprechend ist, denn die Wolkenbildung konnte erst stattfinden, nachdem voreerst die Meeresbildung, die dem dritten Tage angehört, stattgefunden, und nachdem der Einfluß der Sonne die Exhalation des Meeres hervorgerufen hatte, also erst nach oder an dem vierten Tage. *)

*) Keil (apol. Mos. trad. S. 19.) meint zwar mit vielen anderen Auslegern: *Aquae super יָבֵל sunt nubes, ut ex Ps. 104, 3. 148, 4. Job. 26, 8. jure concludi potest.* Aber dies jus will uns durchaus nicht einleuchten. Denn Ps. 148, 2. ist zwar von oberhimmlischen Wassern die Rede, aber keine Spur von Wolkenwasser; es ist vielmehr reine Voraussetzung, daß unter den dort genannten oberhimmlischen Wassern die Wolken zu verstehen seyen. Der Beweis ist also ein Cirkel in optima forma. Im Gegentheil zeigt der Parallelismus und der ganze Zusammenhang, daß unter den hier genannten oberhimmlischen Wassern Dinge zu verstehen sind, die mit den Engeln und Sternen in naher Beziehung stehen. „Himmel und Erde, mit all ihren Bewohnern und Kräften, sollen den Schöpfer loben,“ das ist das durchgeführte Thema des Psalms. B. 1—6. handelt von dem Lob der Himmel und der Engel, B. 7 ff. kündigt ausdrücklich das Lob der Erde, ihrer Bewohner und ihrer Kräfte an und führt dies Thema ausschließlich durch. Zwar auch die Wolken sollen den Herrn loben, aber sie werden nicht im ersten, sondern im zweiten Theile des Psalms genannt; denn erst B. 8. heißt es: „Feuer (Blitz) und Hagel, Schnee und Nebel etc.“ So liefert also grade dieser Psalm einen Beweis für unsere Auffassung und ist als der älteste Commentar zu Gen. 1, 6. 7. zu betrachten.

Eben so sehr beruht der Beweis aus Ps. 104, 3. und Job 26, 8. auf einem Cirkel, denn auch hier wird bei der Erklärung der Stellen vorausgesetzt, was aus ihnen bewiesen werden soll. Es ist hier allerdings von den Wolken und dem Wolkenwasser die Rede, aber auch nicht die geringste Andeutung von einem oberhimmlischen Wasser. Die Identität wird bloß vorausgesetzt.

Keil sagt außerdem noch: *Quod pluribus jam demonstravit J. Clericus . . . certum est, nubes posse dici firmamento superiores, ut aves ipsae, quia volant supra hominum capita,*

Es bleiben so nur zwei Auffassungen der oberen Wasser berechtigt, — entweder ist damit der Aether, in welchem die Himmelskörper schweben, gleichsam schwimmen, gemeint, oder der Ausdruck bezeichnet das Substrat für die Bildung der oberen Himmelskörper. Erstere Ansicht erscheint aber darum unzulässig, weil die Anschauung oder das Wissen von einem solchen Weltäther erst der neueren Physik oder vielmehr Naturphilosophie angehört und das ganze Alte Testament keine Spur davon enthält; ferner auch, weil die gemeinsame Bezeichnung beider Elemente durch Wasser auf eine — wenn auch polarisch differenzirte — Gleichartigkeit beider hinweist, welches gar vortrefflich zu unserer Auffassung (auch darin stimmt A. Wagner bei), aber schwerlich zu der vom Weltäther paßt. Endlich machen wir auch das noch geltend, daß wir von der so harmonisch nach Form und Inhalt geordneten Urkunde berechtigt sind, die Hinweisung auf ein Substrat für die Bildung der Himmelskörper, wie für die Bildung der Erdveste zu erwarten. — Für die weitere Ausführung verweisen wir auf unsere oben angeführte Schrift.

Die riesige Wassermasse des Anfangs hat sich differenzirt, sie hat in den unterhimmlischen Gewässern das Substrat für die neptunische Bildung des Erdkörpers, in den oberhimmlischen aber das Substrat für die Bildung der Himmelskörper geliefert; — nun beginnt die individuelle Entwicklung und Ausbildung der Weltkörper, sowohl des unterhimmlischen, der Erde, als der oberhimmlischen, der Sterne; — und die Ausbildung beider hält, wie sich von vorn herein erwarten läßt, und wie die Urkunde auch selbst andeutet (wovon unten), gleichen Schritt. Die oberhimmlischen Wasser sind vorerst dem Blick des Sehers entschwunden, sein nächstes Interesse hängt an der Erde; ihre Ausbildung tritt ihm daher in den Vordergrund. Das dritte Gesicht zeigt ihm den Vorgang derselben in seinen großartigen Grundzügen: Berge und Thäler bilden sich, das Wasser weicht an besondere Orter, das Trockene tritt hervor, die Erdveste ist mit ihrem Gegensatze von Land und Meer im Ganzen und Großen vollendet. Sobald aber das Trockene da ist, tritt auch die Pflanzenwelt hervor, und weil dies Trockene schon den Kampf mit dem Flüssigen siegreich bestanden hat, ist auch die jetzt hervortretende Pflanzenwelt zum bleibenden Daseyn bestimmt. Die Pflanzenwelt ist das Kleid der Erde, erst mit ihrer Bekleidung ist ihre Ausbildung vollendet, — darum wird auch sie noch dem dritten Tage angewiesen.

Unterdeß hatten sich die oberen Himmelskörper, gleichmä-

dicantur infra Vs. 20. *supra firmamentum coeli volare*. Das hätte allerdings seine Richtigkeit, wenn vorher erwiesen wäre, daß **עַל-פְּנֵי רָקִיעַ הַשָּׁמַיִם** durch *supra firmamentum coeli* übersetzt werden und mit **מַעַל לְרָקִיעַ** B. 7. 8. identisch seyn müsse. So lange uns das aber nicht bewiesen wird, halten wir auch dies Argument für nichtig, und eignen es uns im Gegentheil zu Gunsten unserer Ansicht an.

sig mit der Bildung der Erde fortschreitend, auch bereits so weit entfaltet, daß sie in das ihnen bestimmte Verhältniß zur Erde treten konnten. Daß diese Auffassung durch die Urkunde berechtigt ist, ergibt sich daraus, daß sie bereits am dritten Tage die Pflanzenwelt, deren Entstehen und Bestehen von einem bereits, wenn auch erst annähernd, — geordneten Einflusse der Sonne auf die Erde abhängig ist, hervorgehen läßt. Aber die gleichzeitig fortgehende Bildung der Erde und der Sterne, kann der Seher, dessen Blick vollauf durch die Bildung der Erde beschäftigt und ausgefüllt ist, nicht in der Gleichzeitigkeit der Wirklichkeit, sondern nur nach einander schauen, und daher auch nur nach einander schildern. — Der Abschluß der beiderseitigen Bildung besteht darin, daß das am ersten Tage präliminärlich geordnete Verhältniß sich zu einer bleibenden Ordnung streift und sich in dem Gegensatz von Solarem und Planetarem regelt und festsetzt. B. 13. — Vgl. des Weiteren meine angef. Schrift.

Die wichtigste Frage, die sich uns bei diesem Tagewerke aufdrängt, ist die, was wir unter den Sternen B. 16. zu verstehen haben, d. h. ob das vierte Tagewerk die Schöpfung des gesamten Sternenhimmels mit seinen Millionen mal Millionen Fixsternen, mit seinen Milchstraßen und Sternhaufen, oder nur die Erschaffung der planetarisch-solarischen Himmelskörper berichte. Diese Frage ist schon von alten Zeiten her aufgeworfen worden und bald auf die eine, bald auf die andere Weise beantwortet worden.

Ich habe in meiner kleinen, schon mehrfach angeführten Schrift über das Verhältniß der Astronomie zur Bibel mich für die letztere Ansicht entscheiden müssen. Unser Verf. umgeht mehr die Frage, als daß er genau und bestimmt auf sie einging und die Schwierigkeiten, welche auf beiden Seiten in die Waagschale fallen könnten, sorgfältig untersucht und abwägt; wo er jedoch sich ausspricht, — mehr im Vorbeigehen — entscheidet er sich für die erstere Auffassung. Meine früher dagegen und für die andere Ansicht beigebrachten Gründe waren ihm bekannt, da er meine Schrift mehrere Male anführt; — sie müssen ihm also ungenügend erschienen seyn. Wir versuchen darum hier, dieselbe Ansicht in möglichster Kürze von neuem zu rechtfertigen.

Diese Rechtfertigung gründet sich 1. auf die Urkunde selbst, 2. auf die Analogie anderer biblischen Stellen und 3. auf die Resultate der Astronomie.

Wir erkennen es zuvörderst bereitwillig an, daß die Worte der Schöpfungsurkunde, B. 14—16., an sich nichts enthalten, wodurch die entgegenstehende Ansicht ausgeschlossen würde, aber sie enthalten auch nichts, was gradezu dazu nöthigte. Sonne und Mond, die beiden großen Lichter des Himmels, treten dem Seher so sehr in den Vordergrund, daß die übrigen Sterne an der Himmelsveste beinahe vor ihnen verschwinden. Alles, was er von der Bestimmung und der Aufgabe der Himmelskörper, von ihrem Verhältniß und ihrer Stellung zur Erde berichtet, bezieht sich vorzugsweise, ja wohl ausschließlich auf Sonne und Mond, denn was er von der Bestimmung der himmlischen Licht-

träger B. 14. 15. 18. im Allgemeinen sagt, wird durch das, was er in B. 16. der Sonne und dem Monde in's Besondere zueignet, vollständig absorbiert. Der Zusatz „Und die Sterne“ am Schluß des B. 16., der so nachträglich und bloß nebenbei ohne alle weitere Angabe ihrer Bestimmung, Aufgabe und Stellung noch hinzugefügt wird, nachdem der Sonne und dem Monde ihre Aufgabe in scharfer Bestimmtheit und in malerischer Anschaulichkeit zugewiesen worden ist, nimmt offenbar eine so untergeordnete Stelle im Interesse des Seher's ein, ist so wenig betont und hervorgehoben und tritt so sehr in den Hintergrund des Gemäldes, daß die Exegese diesen Zusatz an sich in dem ihm vom Referenten angewiesenen Hintergrunde, in seiner nebensächlichen untergeordneten Stellung belassen muß, und erst aus dem Zusammenhange der ganzen Urkunde, aus ihrer Tendenz im Allgemeinen und aus der Beziehung des vierten Tagewerkes zu den anderen in's Besondere, Schlüsse zur näheren Bestimmung und Erläuterung der so nackt und beziehungslos da stehenden Worte machen kann.

Die häufig zu Gunsten unserer Ansicht vorgebrachte Entgegnung: es sey nicht denkbar, daß die Erschaffung aller Millionen Welten und Sonnen nur ein Tagewerk eingenommen haben sollte, während die Ausbildung des Stäubleins Erde fünf ganze Tage sollte in Anspruch genommen haben, hat für unseren Standpunkt, von dem aus wir die Urkunde als ein prophetisch-visionäres Gemälde ansehen zu müssen glauben, freilich gar keine Bedeutung mehr, — wir lassen sie also, wenn gleich sie für jeden anderen Standpunkt, auch für den unseres geehrten Verf., eine nicht so ganz unbedeutende Instanz bildet, gänzlich fallen.

Sollte aber unsere oben begründete Deutung der oberhimmlischen Wasser des zweiten Tagewerkes die richtige seyn, und wir in diesen Wassern das Substrat für den festen Kern der Himmelskörper, welche am vierten Tage gebildet wurden, zu sehen haben, so möchte wohl die Ansicht, welche das vierte Tagewerk auf die Himmelskörper unseres Sonnensystems beschränkt, kaum noch in Zweifel gezogen werden können, und wir müssen es für eine Inconsequenz halten, wenn A. Wagner mit uns das Erstere behauptet, aber das Andere läugnet. Denn wenn die elementaren Grundstoffe unserer Erde mit denen der am vierten Tage geschaffenen Himmelskörper in ihrem unausgebildeten Zustande zusammengehörten, so müssen wir erwarten, daß sie auch in ihrem differenzirten und polarisirten Fürsichseyn noch in Beziehung zu einander stehen, und auch da noch die Gleichartigkeit, welche in der gemeinsamen Bezeichnung des Bildungsfluidums beider Sphären als Wasser ausgesprochen ist, repräsentiren. Eine solche Zusammengehörigkeit und Gegenseitigkeit der Weltkörper, eine solche Übereinstimmung und Gleichartigkeit

ihrer Naturverhältnisse läßt sich aber zwischen unserer Erde und den übrigen Gliedern unseres Sonnensystems eben so genügend nachweisen, als eine Übertragung derselben auf die gesammte Fixsternwelt unzulässig ist, wie dies in meiner angef. Schrift ausführlich nachgewiesen ist. — Überhaupt aber beschränkt sich die Urkunde in ihrem Gesamtcomplex so sichtbar auf die Erde und ihr Zuhör, daß wir durch Alles zu der Vermuthung gedrängt werden, auch B. 13 ff. beziehe sich nur auf solche Himmelskörper, die mit der Erde wesentlich zusammengehören, zu ihr in unmittelbarer, naher Beziehung stehen und mit ihr zu einem nahe verbundenen, einheitlichen System zusammenschließen.

Die Anschauung, daß der Fixsternwelt der zeitliche Vorrang des Entstehens vor unserer Erde zukomme, diese Anschauung, die wir aus Gen. 1. mehr vermuthen, als streng nachweisen können, ist aber in einer anderen Alttestamentlichen Schrift klar und bestimmt ausgesprochen. Hiob 38, 7. läßt nämlich die Morgensterne schon vorhanden seyn, als Gott die Erde bildete, die Berge gründete und die Meere abdämmte, also vor den Schöpfungsthatfachen, welche nach dem Heraemeron dem (zweiten und) dritten Tage angehörten. — Wenn ferner Himmel und Erde nach Alt- und Neutestamentlicher Weissagung einem Untergange am Ende der Tage entgegensieht, aus welchem sie verflärt und erneuert wieder hervorgehen sollen, um die würdige und vollkommen angemessene Wohnstätte für das Reich der Herrlichkeit darzubieten, so liegt es auch hier am nächsten, dies auf den Himmel unseres Sonnensystems, der mit der Erde durch innige Natur- und Verwandtschaftsbande verknüpft ist, zu beschränken, und diese Katastrophe mit dem vierten Tagewerk der Schöpfung wie Anfang und Ende der kosmischen Entwicklung desjenigen Theiles des Weltalls, in welchem die Erlösung nöthig und wirklich geworden ist, zu verbinden.

Endlich scheint auch die Astronomie mit Bestimmtheit die Unabhängigkeit der Bildung des Fixsternhimmels von der unserer Erde und ihres Systems zu lehren, indem sie uns einerseits zeigt, daß noch fortwährend Fixsternwelten entstehen, und andererseits sich zu der Annahme, daß dem Astralsystem der Milchstraße die Präexistenz vor unserer Erde zuzuschreiben sey, genöthigt sieht, worüber am a. D. das Weitere.

Über das fünfte und sechste Tagewerk ist das für unseren Zweck Nöthigste bereits im zweiten Abschnitte behandelt worden. Es liegt uns nun noch in der Betrachtung der Urgeschichte des Menschengeschlechts, von seiner Erschaffung an bis zur vollendeten Racenbildung, und in der Erwägung der Sündfluthsgeschichte, in welchen beiden Momenten die Urwelt für den naturwissenschaftlichen Standpunkt ihren Abschluß findet, Stoff zu zwei weiteren Abschnitten vor.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 9. September.

N^o 72.

Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland.

II. Artikel. Das Rauhe Haus und seine Tochter-Anstalten.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, bei dieser Gelegenheit die äußere Entstehungsgeschichte des Rauhen Hauses zu liefern. Es darf dieselbe nach so vielen Schriften und Berichten, die aus dem Rauhen Hause selbst ausgegangen, und nach so vielen Mittheilungen, die in öffentlichen Blättern, und auch in dieser Zeitschrift, darüber gemacht worden sind, bei den meisten Lesern als bekannt vorausgesetzt werden. Dagegen möchten wir einen Einblick in die innere Geschichte desselben, in die Bildung seiner künstlichen und doch wieder so naturgemäßen Organisation gewähren, denn, wie das gleichfalls bekannt seyn wird, das Rauhe Haus ist nicht eine einzelne Anstalt, sondern gegenwärtig eine Zusammensetzung von vier Anstalten, der Kinderanstalt, der Brüderanstalt, der Druckerei und Agentur. Wie dies so geworden sey und wie diese vier Anstalten sich zu einander verhalten, das wollen wir im Folgenden anschaulich zu machen versuchen.

Als Herr Cand. Wichern im Jahre 1833 mit einigen Knaben in das ursprünglich so genannte Rauhe Haus, eine gute Stunde von Hamburg, zu Horn einzog, war wohl den meisten Mitgliedern des Verwaltungsausschusses, der die Sorge für die äußeren Angelegenheiten übernommen hatte, der Gedanke fern, daß aus dieser Anstalt etwas Anderes werden sollte, als ein Erziehungs- und Verwahrloste- oder verwilderte Knaben, ähnlich der Kopfschen Anstalt zu Berlin, ein örtliches Institut, ausschließlich von Bedeutung für die Hamburger Commune. Ein Glück für die Anstalt war es, daß für das Innere derselben, in Betreff der Einrichtungen, die für die Erziehung, Beaufsichtigung und Bildung der Kinder würden nöthig seyn, Herrn Wichern völlig freie Hand gelassen war, und der Verwaltungsausschuß sich verpflichtet hatte, allen Bedürfnissen, die von dieser Seite sich herausstellen würden, zu genügen. Da nun Herr Wichern, als Leiter, den Grundsatz bei der Erziehung die Gruppierung der Kinder in möglichst kleine Kreise aufstellte, bedurfte er bald, wie die Zahl der Kinder sich mehrte, auch um so mehr räumliche Ausdehnung und helfender Kräfte. Sie wurden ihm für den Bedarf von dem Verwaltungsausschuß der Kinderanstalt bewilligt. Die Möglichkeit indeß, diesen Gehülfen die Bedeutung einer Brüderanstalt zu gewähren und diese zu einer Bildungsschule zu machen, aus welcher in die verschiedensten Arbeitsfelder der rettenden Liebe in der evangelischen Christenheit geübte und erprobte Sendboten ausgehen könnten, diese Möglichkeit

wurde Herrn Wichern von jenem Verwaltungsausschuß nicht geboten, sie sollte ihm von einer anderen Seite kommen. Der Bremer Verein für Deutsche Protestanten in Nordamerika, bei dem sich mehrere junge Männer des Handwerksstandes zur Aus-sendung als Lehrer oder Kolonistenprediger gemeldet hatten, war in Verlegenheit, wie diesen die für ihren Beruf nöthige Vorbildung zu schaffen seyn möchte. Da bot Herr Wichern sein Rauhes Haus an. Der Vorschlag wurde gern angenommen, indeß hatte Herr Wichern zuerst mit dem Verwaltungsausschuß der Kinderanstalt eine Auseinandersetzung nöthig. Dieser gab nur unter der Bedingung seine Zustimmung, daß dies ent-siehende Gehülfeninstitut der Kinderanstalt keinen pekuniären Nachtheil bringe. Um diese Beforgniß zu heben, wurde festgestellt, daß jene Gehülfen nur in Folge von bestimmten Pensionen, die an die Kinderanstalt einzuzahlen wären, sollten aufgenommen werden. Unter dieser Bedingung hatte der Verwaltungsausschuß auch nichts dagegen, daß sich dies Gehülfeninstitut noch erweite-re, da er in Betreff des Geldpunktes gesichert, der Nutzen aber, der aus einer solchen Vervielfältigung von Kräften für die Beaufsichtigung und Erziehung der Kinder selbst erwachse, augenscheinlich war. Für das Gehülfeninstitut wurde demzufolge ein eigenes Comité gebildet, das ganz abgesondert von dem Ver-waltungsausschuß der Kinderanstalt, die Garantie für Herbei-schaffung der Mittel zum Unterhalt der Brüder, und die sonstigen Angelegenheiten dieser Sektion übernahm. Über Aufnahme, Bildung, Beschäftigung, Aussendung hatte wieder Herr Wichern allein die entscheidende Stimme. Diese beiden gesonderten und doch mit einander innig verbundenen, sich gegenseitig tragenden und fördernden Institute haben sich nun im Laufe der letzten Jahre noch um zwei andere vermehrt, die Druckerei und die Agentur.

Eine Druckerei wurde Bedürfniß, weil es Kosten, Zeit und Mühe erforderte, die immer häufiger, umfangreicher werdenden Berichte, die mancherlei Tabellen und Schemata u. dgl. außer-halb der Anstalt drucken zu lassen, dazu bot eine solche Anstalt für manche Knaben, für welche die Arbeit auf dem Felde oder in den Werkstätten nicht paßte, eine sehr wünschenswerthe Be-schäftigung. Doch der Verwaltungsausschuß der Kinderanstalt wollte hier, wie bei der Brüderanstalt, über den Geldpunkt be-ruhigt seyn und mochte sich nicht dazu verstehen, die zu errich-tende Druckerei als einen integrierenden Theil der Kinderanstalt anzusehen. So bildete sich denn ein eigener Aktienverein von Freunden des Rauhen Hauses, welcher das nöthige Kapital, mit Verzichtung auf Zinsen, zusammenschloß. Der etwa sich erge-bende Gewinn sollte nach Abzahlung des Kapitals in die Kasse der Kinderanstalt fließen. Ein selbstständiges Comité übernahm

die Verwaltung und stattet den Aktionären jährlich über den Stand der Anstalt ohne Veröffentlichung Rechnung ab.

Die Agentur endlich, welche die Buchhandlung, die Buchbinderei, die Stereotypengießerei, die Steindruckerei und die Holzschniderei umfaßt, hat sich bald als eine unmittelbare Folge aus der Druckerei entwickelt. Es wurden dem Rauhen Hause nach Errichtung der letzteren manche Verlagsartikel angeboten und geschenkt, deren Annahme der Buchdruckerei eine umfangreiche und stetige Beschäftigung verhieß. Eine Buchhandlung griff daher zugleich tief in das Leben der Anstalt ein und verhieß durch die nothwendig damit zu verknüpfende Buchbinderei neue Arbeitszweige und Beschäftigungsmittel für die Kinder zu eröffnen. Es fanden sich einige Wohlthäter des Rauhen Hauses, welche für die Begründung der Agentur die nöthigen Mittel hergaben. Auch für sie bildete sich ein eigenes Comité, das jährliche, doch gleichfalls nicht öffentliche Rechenschaft ablegt. Der Gewinn, welcher sich finden sollte, fließt der Kasse der Brüderanstalt zu.

So bestand bis zu Anfang des Jahres 1845 das Rauhe Haus aus vier selbstständigen und doch ineinandergreifenden Anstalten, welche nur durch die Person des Vorstehers zusammengefaßt wurden, der in den verschiedenen Comitès das verbindende Glied war. Die einzelnen Comitès hatten unter einander weiter keine amtliche Berührung. Diese Sonderung erschwerte indessen ungemein den Geschäftsgang, namentlich in Angelegenheiten, welche die ganze Anstalt als solche betrafen, z. B. bei Anstellung eines Oberhelfers, Elementarlehrers, Vogtes u. dgl., ferner bei Bauten, die den Zwecken mehr als eines Zweiges dienen sollten. Daher war es sehr wünschenswerth, daß, unbeschadet der Selbstständigkeit jener Institute, doch eine engere Verbindung der verwaltenden Comitès zu Stande käme; ein Wunsch, der auch im vorigen Jahre in Erfüllung gegangen ist. Man hat sich dahin verglichen, daß die Comitès der verschiedenen Anstalten zusammen das Plenum des Verwaltungsrathes des Rauhen Hauses bilden, der in vier Sektionen nach jenen vier Instituten zerfällt. Jede Sektion ist verpflichtet, alle diejenigen Gegenstände an das Plenum zu bringen, welche die Geldmittel, das Areal oder die Räumlichkeiten der Kinderanstalt mit berühren, sonst behält jede ihre bisherige Unabhängigkeit. Zur Revision ihrer Rechnungen wählt indessen jede Sektion sich die Revisoren aus einer andern Sektion. Das Plenum hält jährlich wenigstens viermal ordentliche Sitzungen, außerdem finden die Conferenzen der einzelnen Comitès, und zwar die der Kinder- und Brüderanstalt, monatlich statt.

Diese Darlegung der Organisation der Verwaltung des Rauhen Hauses möchte auch darum besonders Beachtung verdienen, weil sie das (unverbüllte) Geheimniß enthält, auf welchem seine innere wie äußere Existenz beruht. Es ist dies der Grundsatz der Gruppierung, der Bildung von mannigfaltigen, sich einander ausschließenden und doch wieder zusammenschließenden Kreisen. Es geht diese Regel nach innen hindurch von dem Großen und Ganzen bis zum Kleinsten und Einzelnen. In dieser Beziehung ist das Rauhe Haus ein wahrhaft bewundernswürdiger Organismus, von welchem der flüchtige Besucher, der nur auf einen

Tag oder einige Stunden so durchhin geht, kaum das Äußerlichste wahrnimmt. Es gehören Wochen dazu, um den feinen Bau der einzelnen Glieder und ihren Zusammenhang mit dem Ganzen zu verstehen und zu übersehen. Und doch ist alles so naturgemäß hervorgewachsen und bedingt sich gegenseitig wie die Glieder des menschlichen Leibes. — Nach außen hin aber bietet diese Gruppierung Gelegenheit, dem Publikum, dessen Theilnahme die Anstalt nicht entbehren kann, immer neue Seiten zur Erweckung seines Antheils und zur Befriedigung der mannigfaltigen Bedürfnisse zu zeigen. Wenn z. B. Hamburg und die nächstliegende Umgebung, wie es natürlich ist, vorzugsweise der Kinderanstalt die Beiträge zufließen läßt, so hat für weitere Kreise wieder die Brüderanstalt ein überwiegendes Interesse, noch Andere finden sich, die mit Lebhaftigkeit den Gedanken einer Buchhandlung für christliche Zwecke auffassen und unterstützen; oder im Einzelnen: bald ist es der Wunsch, den Kindern eine Weihnachtsbescherung zu bereiten, bald das Bedürfniß eines besonderen Hauses zu einem bestimmten Gebrauch, bald das Verlangen nach Ergänzung eines noch fehlenden Arbeitszweiges u. dgl., was kaum ausgesprochen, auch schon die Theilnahme der christlichen Gemeinde in der Nähe und in der Ferne in Bewegung setzt. Das Allgemeine, Verschwimmende interessiert nicht, das Individuelle hat immer neuen Reiz; es ist das Zeichen der Bewegung und des Lebens, aber nicht bloß dies, es ist das Princip des Lebens selbst. Diese Individualisirung gibt dem Rauhen Hause die unendliche Elasticität, wonach es sich von Jahr zu Jahr ausgedehnt hat und noch immer weiter ausdehnen kann. Aus dem einen Hause, welches 1833 Herr Wichern bezog, sind jetzt zwölf geworden und wo seine Gränze ist, wäre schwer abzusehen, wenn es nicht einestheils an der immer nur endlichen Kraft seines Vorstehers und andererseits an der auch nur endlichen Theilnahme des Publikums seine natürliche Schranke finden müßte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen über das Rauhe Haus bedarf nur noch die Kinderanstalt und das Gehülfsinstitut einer besonderen Schilderung.

Die Kinderanstalt wird immer als die eigentliche Grundlage und der unmittelbare Zweck des Ganzen angesehen, alles Andere soll ihr nur dienstbar seyn. Ihr gehört das Areal, die Gebäude, und das ganze Inventarium. Gegenwärtig befinden sich in ihr über neunzig Kinder, darunter etwa sechzig Knaben und gegen dreißig Mädchen. Die Anmeldung geschieht von Seiten der Eltern oder Vormünder, nur mit diesen, nicht mit den Behörden will das Rauhe Haus zu thun haben. Sie müssen bei der Übergabe der Kinder einen Contract unterschreiben, daß sie sich weiter nun gar nicht in die Erziehung einmischen, die Kinder nicht zurückrufen, auch nicht einmal eigenmächtig versuchen wollen, sie zu sprechen, ohne Erlaubniß des Vorstehers. Die meisten Kinder, die aufgenommen werden, sind schon in schwere Verfehlungen, zum Theil in Verbrechen der schlimmsten Art gerathen; dies darf ihnen indessen in der Anstalt nie zum Vorwurf gemacht werden, sie erhalten mit dem Eintritte in dieselbe einen neuen Namen und das Vergangene ist, als wäre es

nie dagewesen. — Die neuen Ankömmlinge treten zuerst in die Noviziate. Deren gibt es zwei für Knaben und eins für die Mädchen. Erst nach genügender Prüfung in diesen geschieht die Einreichung in eine der Familien unter besonderer Erwägung ihrer Eigenthümlichkeit. Man sucht die gleichartigen Charaktere möglichst zu trennen, da sie sich leicht verständigen und eine Verzweigung des Bösen dadurch entsteht, die zu den unheilvollsten Ausbrüchen führen kann. Die Anstalt bewahrt in dieser Beziehung einige Erinnerungen der schrecklichsten Art. — Die Knabenfamilien — es sind deren fünf — wohnen zerstreut in den Gebäuden, welche die Peripherie des Gartens einnehmen, die beiden Mädchenfamilien haben einen Seitenflügel des Mittelgebäudes inne, so daß sie von den Räumen der übrigen Anstalt ganz abgeschlossen sind. In ihrer unmittelbaren Nähe sind die Einrichtungen für Küche und Wäsche. Jede Familie hat einen Vorsteher (oder Vorsteherin) und Assistenten, die mit den Kindern zusammen essen und schlafen, von denen wenigstens einer immer bei den Kindern ist, so oft diese in der Familie zusammen sind. Dies ist indeß nur zu gewissen Stunden der Fall; Unterricht und Gottesdienst, Arbeit und Erholung wechseln im Laufe des Tages nach einer feststehenden, durch die Schläge der Glocke bezeichneten Hausordnung. Des Morgens um 5 Uhr, des Sommers früher, erhebt sich das Haus. Der vorstehende Bruder oder die Schwester spricht das Morgengebet. Die Knaben werden zum Baden geführt in den mitten im Garten befindlichen Teich, die Zimmer werden geordnet. — Um 7 Uhr, nachdem zuvor schon eine Unterrichtsstunde gehalten, bei welcher, je nach dem Gegenstande, entweder Brüder und Kinder vereinigt, oder in Abtheilungen getrennt sind, — versammelt sich die ganze Hausgemeinde im Vetsaale zur Andacht. Gesang, Gebet, beständige Erinnerung an die feststehenden Normen, die zehn Gebote, das apostolische Glaubensbekenntniß, das Vaterunser, Betrachtung des göttlichen Wortes bilden die Grundelemente derselben. Da hinein verwebt sich aber die Geschichte des Hauses, jeder einzelnen Familie, ja jedes einzelnen Gliedes, sein Geburtstag, sein Taustag, sein Aufnahmetag wird nicht bloß erwähnt, er hat auch eine Bedeutung in der liturgischen Ordnung des Gottesdienstes; die biblischen Abschnitte, die jede Familie am Sonnabend als Lösung der folgenden Woche wählt, finden darin ihre Stelle, die Gedenktage des Hauses, die Festzeiten der Kirche, alles ist mit der größten Sinnigkeit in die Andacht aufgenommen und bringt eine solche Mannigfaltigkeit liturgischer Formen hervor, daß ein eigenes Amt besteht für die Überwachung ihrer Ordnung und die Vertheilung der verschiedenen Funktionen, indem keineswegs nur der Vorsteher oder Hausvater, sondern auch die Brüder und die Kinder bei dieser gottesdienstlichen Feier thätig sind. Nach einer halben Stunde, während welcher gefrühstückt wird, versammelt sich Vorsteher, Brüder und Knaben vor dem Werkhause. Hier geht die Arbeitsvertheilung vor. Die Familien lösen sich, die Knaben gehen in die verschiedenen Werkstätten der Tischler, Schneider, Schuhmacher, Drucker, Buchbinder u. s. w., oder auf das Feld, an die Gartenarbeit, den Hausbau u. dgl. Mittags 12 Uhr finden sie sich, ein Je-

der in seiner Wohnung unter seinem Familienvorsteher, wieder zusammen. Der Bruder ist dabei der Hausvater, er spricht das Tischgebet, es herrscht eine ungezwungene Unterhaltung. Das Essen ist einfach, aber gut und reichlich, ein Jeder genießt, so viel er will. Nach dem Essen ist eine halbe Stunde Erholung oder Spiel auf den freien Plätzen vor den einzelnen Häusern. Dabei liegt das Gärtchen, das jeder Familie gehört, und wo jeder Knabe, jedes Mädchen sein besonderes Beet hat, das sorglich gepflegt wird. Um 1 Uhr geht es wieder an die Arbeit, bis die Glocke um 4½ zur Vesper läutet. Von da an ist bis zur Abendandacht im Sommer Arbeit, im Winter Unterricht, oder abwechselnd nach Bedürfniß. Der Unterricht besteht für die Kinder in Schreiben, Lesen, Rechnen, biblischer, Kirchen- und Weltgeschichte und wird theils von einem Elementarlehrer, theils von den beiden Oberhefbern, Candidaten des Predigamts, theils von den Brüdern, in einigen Stunden auch, jedoch nur für die Gesammtheit, von Herrn Wichern selbst gegeben. Mit besonderer Liebe wird aber noch der Gesang ernster wie heiterer Art getrieben. Alle ohne Unterschied, Kinder, Brüder und Schwestern, nehmen daran Theil. Ein Elementarlehrer und Herr Wichern selbst, den sein musikalisches Talent darin so glücklich unterstützt, leiten diese Übungen. Gesang tönt im Rauhen Hause durch Alles hindurch, er gibt der Arbeit die Freude, der Ruhe die Bewegung, der Andacht die Erhebung. Schöner, belebter, getragener möchte man kaum an einem anderen Orte geistliche Gesänge wie weltliche Lieder singen hören, wie hier.

Die Tagesordnung der Mädchen ist natürlich etwas anders, als die der Knaben. Sie besorgen die Geschäfte der großen Haushaltung in Küche, Wäsche u. s. w. Außer den beiden Vorsteherinnen oder Schwestern, ist hier noch die Mutter und die Frau des Herrn Vorstehers thätig, letztere führt namentlich die Rechnungen des großen Hauswesens, veranlaßt die Einkäufe der mannigfaltigen Bedürfnisse für die Wirthschaft, wie für die Arbeitsstätten, verwaltet die sämmtlichen Kassen, von der Kasse der Kinder- und Bräderanstalt an bis zu den Sparkassen der einzelnen Kinder und Brüder.

Zur steten Beaufsichtigung der Kinder und der Ordnungen des Hauses macht abwechselnd einer der Oberhefber Vor- und Nachmittags mit einer Reihe von Brüdern die Runde, außerdem führt jeder Familienvorsteher und jeder Bruder, der bei der Arbeit Kinder um sich hat, über jedes derselben ein Journal. Diese Berichte werden dem Vorsteher wöchentlich eingereicht, und nachdem er sie durchgesehen, in einer Conferenz besprochen; sie circuliren dann noch bei den Brüdern, so daß Alle, Vorsteher wie Brüder, über jedes einzelne Kind die genaueste Kunde besitzen, und Jeder weiß, wo Aufmerksamkeit und Sorgfalt besonders Noth thut. Gleichwohl wird bei dieser Genauigkeit der Aufsicht alles Heimliche, jedes absichtliche Aushorchen vermieden, die Beobachtung soll von Liebe und Sorge, aber nicht von der Ängstlichkeit des Argwohn's geleitet seyn; sie soll unmittelbar sich ergeben aus der innigen Lebensgemeinschaft der Brüder mit den ihnen anvertrauten und an's Herz gelegten Kindern, sie soll nirgends sich äußern nur als eine gefegliche Zucht, sondern

zugleich als die Beweisung der sorgfältigsten Theilnahme, sie soll nicht bloß vor oder nach der That warnend und strafend auftreten, sondern eine beständige Mittheilung seyn von Kräften eines neuen Lebens. — Es ist die Aufsicht dieser Art, welche aus dem Rauhen Hause jenen gewöhnlichen und so unerfreulichen Anstaltscharakter entfernt, es ist eine Familie, eine Hausgenossenschaft, in der ein kräftiges, überaus gesundes, heiteres und doch durch den tiefsten Ernst geheiligtes Leben herrscht, das in zahlreichen schönen, sinnig geordneten Festen des Hauses seine fröhliche Blüthe hervortreibt.

Über die Resultate, die eine solche Erziehung liefert, geben die Berichte des Rauhen Hauses hinlänglichen Aufschluß. Daß nicht in allen Kindern ohne Ausnahme das oft schon so tief gewurzelte Böse gebrochen und überwunden werden kann, läßt sich freilich von vorn herein erwarten; ist doch die Erneuerung eines menschlichen Herzens allemal ein Wunder der göttlichen Gnade, und wenn auch alle Mittel angewandt werden, läßt sich dennoch der Erfolg auf keine Weise voraus bestimmen und berechnen. Doch kann man wohl sagen, daß im Rauhen Hause nicht nur Alles geschieht, was menschlicher Weise zur Rettung in Sünde verstrickter Seelen geschehen kann, sondern daß Gott auch seinen Segen darauf gelegt hat. Es sind im Ganzen verhältnismäßig nur Wenige aus der Anstalt ausgetreten, die als verloren anzusehen sind, den Meisten ist sie eine Geburtsstätte eines neuen Lebens geworden, wenigstens eine Rückkehr zu einer unbescholtenen sittlichen Führung, und mit Dank und Liebe hängen sie auch noch in späteren Jahren an dem ihnen so werth gewordenen Rauhen Hause. Dieses aber sieht auch die Entlassenen immer noch als die Seinen an, sucht mit ihnen fortgehend die Verbindung zu unterhalten und nimmt die zum Besuche Wiederkehrenden als theure Gäste bei sich auf.

Die Brüderanstalt. Es hat etwas Ergreifendes, im Rauhen Hause einige dreißig junge Männer zu finden, die zum Theil früher in äußerlich ganz annehmliehen Verhältnissen standen und nun in unscheinbarer Kleidung einhergehen, in ihrer Wohnung zum Theil sich sehr behelfen müssen, vom frühen Morgen bis Abends spät Arbeit vollauf haben und dies nicht bloß gern ertragen, sondern auch mit fester Freude einem Berufe entgegengehen, vor welchem Andere wohl eher zurückschrecken und fliehen möchten. Sie sollen in die Gefängnisse, um da mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft zusammenzuleben, sie sollen an die Spitze von Rettungshäusern treten und verwilderten, verbrecherischen Knaben Väter und Brüder werden, sie sollen in die entferntesten Gegenden der Deutschen Ansiedelungen in Nordamerika, wo kein studirter Geistlicher sich hinbegeben mag, dort Prediger und Lehrer zugleich seyn, sie sollen überall bereit seyn ohne Wahl, wenn ihnen die Zeit bestimmt wird, zu gehen, wohin sie gesendet werden, zu folgen, wohin sie das mannigfache Elend auf dem weiten Gebiete der evangelischen Christenheit ruft. Dazu gehört die Liebe, die nur der Glaube geben kann, und dieser

Glaube wird vorausgesetzt schon bei dem Eintritte eines Jeden, der ein Bruder des Rauhen Hauses werden will, es gehört aber auch dazu eine Übung und Bildung für den künftigen Beruf durch Unterricht und Arbeit, es gehört besonders eine Bekanntschaft mit dem bestimmten Arbeitsfelde, das Jeden erwartet, mit dem Glende, dem sie zu begegnen, den Mitteln, die sie anzuwenden haben. Die äußere Würdigkeit, wie die innere Herrlichkeit ihres Dienstes muß ihnen nicht nur klar, sondern von ihnen schon erlebt und erfahren werden. Sie sind aus dem Handwerkerstande gewählt, da sie mit ihren Ansprüchen nie höher hinauffeigen sollen, und durch diesen Stand selbst an Arbeit und Entbehrung gewöhnt sind. Sie setzen ihr Geschäft auch in der Anstalt meistens fort, man möchte, wenn man sie in den Werkstätten sieht, nichts Höheres in ihnen vermuthen. Da schlägt die Stunde, die sie von der Arbeit weg zum Unterrichte ruft, abwechselnd geschieht dies des Tages bald mit der einen, bald mit der anderen Reihe; sie legen ihr Handwerkszeug nieder und eilen mit ihren Heften und Büchern nach dem Lehrzimmer. Die in den Elementen zurück sind, erhalten darin Nachhülfeunterricht, im Schreiben gibt ihnen der tägliche Bericht Übung, die orthographischen Fehler werden angestrichen, Bibelerklärung, Alt- und Neutestamentliche Geschichte, Kirchen- und Weltgeschichte, Geographie wird ihnen theils von den Oberhelfern, theils von Herrn Wichern selbst ertheilt. Einen besonderen Unterricht erhalten sie von Lektorem noch über innere Mission, über Armen- und Gefängnißwesen, Rettungsanstalten, über die Zustände Nordamerikas und Anderes, was in dieses Gebiet schlägt und zu ihrem künftigen Beruf gehört. Was sie gelernt haben, müssen sie, wenn sie etwas gefördert sind, auch zum Theil wieder lehren, den Unterricht der Kinder übernehmen, mit ihnen das Gehörte wiederholen. Zur Beobachtung der Charaktere und zur Seelsorge bietet ihnen der tägliche Umgang mit den Kindern und der sorgfältig mit den Eltern derselben unterhaltene Verkehr, beständige Gelegenheit. So bilden sie sich für ihren Beruf und werden dazu tüchtig. Sieht man sie in der Anstalt so einfach auftreten, in Worten und Wesen wie schlichte Handwerksleute und denkt man dabei, daß diese einmal die Leitung von Rettungshäusern, die Aufsicht und Seelsorge in Gefängnissen und ähnliche Dienste übernehmen sollen, so möchte man versucht seyn zu glauben, es würde ihnen zu viel zugetraut. Allein was in ihnen ist, was sie in der Anstalt gewonnen haben, das sieht man nicht, das kann auch der nur sehen, der sie auf das Genaueste kennt, sie wissen es oft selbst nicht. Es wäre sein Grundsatz, so äußerte sich Herr Wichern, sie hinzustellen auf das offene Meer, aber mit dem Steuer in der Hand; dann, wenn sie handeln müßten, sie es ihnen erst wie eine Decke von den Augen und sie erkannten, was sie in sich trügen, und daß sie die Mittel besäßen, den Anforderungen zu entsprechen. Es hat sich dies auch an mehr als einem Orte bestätigt.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 12. September.

N^o 73.

Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland.

II. Artikel. Das Rauhe Haus und seine Tochter-Anstalten.

(Schluß.)

Bis zum Herbst vorigen Jahres wohnten die Brüder — welche, beiläufig gesagt, diesen Namen einfach von den Kindern erhalten haben — hin und her in den Häusern, ohne daß das Princip der Gruppierung auch auf sie selbst hätte Anwendung gefunden. Seit jener Zeit aber ist eine Einrichtung getroffen, wodurch auch sie gewissermaßen in Familien geordnet sind, doch ist diesen Familien der Name von Convikten beigelegt. Es sind solcher sechs, von denen vier mit den vier Knabenfamilien in enger Beziehung stehen, und mit ihnen unter demselben Dache wohnen, von den anderen beiden, das eine dem Knabennoviziat, das andere den entlassenen Zöglingen, den Kranken, den Rückfälligen, seine besondere Sorge zu widmen hat. Jedes Convikt, aus durchschnittlich sechs bis sieben Brüdern bestehend, erwählt sich monatlich einen Conviktmeister, der die für dasselbe entworfene Ordnung zu überwachen und aufrecht zu halten hat. Er hat darauf zu achten, daß der Tag mit gemeinsamer kurzer Andacht eröffnet und geschlossen wird, er besorgt es, daß des Morgens, Mittags, zur Vesper und Abends die Speisen aus der Anstaltsküche geholt und gemeinsam genossen werden, er leitet die wöchentliche Conviktversammlung oder Conferenz. In dieser wird das Verhältniß eines Jeden zu der dem Convikte besonders anvertrauten Kinderfamilie, zu den Knaben in den Arbeitsgruppen, zu den Brüdern des Conviktes und zu den übrigen Convikten einer Prüfung unterworfen. Brüderliche Ermahnung, Zurechtweisung, Vergebung, Besserung finden hier ihre eigentliche Statt. Ein Conviktschreiber führt ein kurzes Protokoll. In diesen Conviktversammlungen wählen die Brüder, wie die Kinderfamilien in ihrem Kreise, einen Wochenspruch, als leitendes Wort für ihr gemeinsames Leben in der neuen Woche. Am Sonntag werden diese Sprüche in der Abendandacht von den Conviktmeistern vorgelesen, wie es in der Morgenandacht mit den Sprüchen der Kinderfamilien von deren Vorstehern geschieht. — Die Versammlungen der Convikte sind geschlossen, nur der Oberhelfer — es sind deren, wie erwähnt, zwei, und je einem drei Convikte zugetheilt — hat Zutritt zu ihnen. Diese sind das verbindende Glied, welche das Gute des einen in das andere verpflanzen können; damit dies noch vollständiger geschehe, vertauschen von Zeit zu Zeit die Oberhelfer ihre Convikte. Der Vorsteher der Anstalt endlich hat nicht nur zu allen Convikten Zutritt, sondern sieht sie auch alle vierzehn Tage einmal um sich versammelt zu der

sogenannten Brüderversammlung. Diese wird mit einer kurzen, dem jedesmaligen Bedürfnisse entsprechenden Ansprache eröffnet. Die Conviktschreiber verlesen dann, mit Ausnahme dessen, was nach dem Beschluß des Conviktes nicht verlesen werden soll, die Protokolle der beiden verfloffenen Wochen, danach beginnen die Besprechungen, in welchen sich die Convikte gegen einander erschließen, um von einander Rath, Kraft, Förderung für die gemeinsame Arbeit wie für die innigere Verbindung unter einander zu empfangen.

Diese Gruppierung und dabei gegenseitige Beziehung der Brüder zu einander ist nicht nur für diese selbst etwas ungemein Förderndes und einem langgefühlten Bedürfnisse vollkommen entsprechend, sondern auch der Kinderanstalt von dem wesentlichsten Nutzen. Mehr als zuvor gewöhnen sich die Brüder, nicht bloß die Familienvorsteher und Assistenten, die Kinder, und besonders die Familie, zu der sie gehören, als die ihrige anzusehen, für sie gemeinsam zu sorgen und zu beten, und ihnen in ihrem eigenen Verhalten das Bild einer Musterfamilie zu bieten. Dieser Gewinn für die Kinder soll auch bei jeder Einrichtung des Rauhen Hauses immer der eigentliche Gesichtspunkt bleiben, der ihren Werth oder Unwerth für dasselbe, ihr Bestehen oder Nichtbestehen bestimmt. „Die ganze Brüdernanstalt sollte und müßte untergehen,“ so äußert sich Herr Wichern selbst im letzten Berichte über dieselbe, „sobald es wahr würde, daß die Kinder nur dazu aufgenommen und erhalten würden, um die Brüder in der Pädagogik zu üben! Vielmehr wissen wir, daß wir nur um der Kinder willen hier leben und arbeiten, und daß unser erster, nächster, hier nicht aufhörender Beruf ist, die Kinder in der Liebe Christi zu lieben, an ihnen den rechten Geist der Mission zu bethätigen, in ihnen und an ihnen jetzt schon zu bewähren, daß die Liebe in irgend welchem künftigen Berufe immer lauter seyn werde. Wer die Liebe meint versparen zu können, hat keine Liebe, wo sie ist, da lebt und liebt sie.“

Hiermit dürfen wir wohl die Schilderung einer Anstalt schließen, über die sich freilich noch viel sagen ließe, was indeß doch hier nicht alles gesagt werden kann; nur eins möchten wir noch hinzufügen. So oft wir diese Anstalt im Zusammenhange übersehen, dies Ineinandergreifen so verschiedenartiger Kräfte und Thätigkeiten zu einem Zweck, die gemeinsame Haushaltung so mannigfacher Bewohner, die Einigkeit, die frische Bewegung, den Frieden, der unter ihnen herrscht, kam uns die Erinnerung an jenes Bild, das in unseren Tagen der suchenden Phantasie socialistischer Schwärmer vorschwebt und das sie oft mit so beredten Zügen geschildert haben. Was sie geträumt, aber da sie die menschliche Natur so sehr verkennen, immer vergeblich erstrebt haben, das ist hier; ein großartiges Zusammenleben, gegründet

unter der Voraussetzung der Sünde, durchzogen von Kräften der göttlichen Gnade, aufgewachsen in Freiheit und Liebe, ein Denkmal zum Preise nicht sowohl seines irdischen, als seines himmlischen Stifters, der hier an einem seiner Werkzeuge sich verherrlicht hat.

Diejenigen, welche eine nähere Auskunft über das Rauhe Haus wünschen, verweisen wir in Betreff der Organisation desselben auf die revidirte Geschäftsordnung vom Jahre 1845 und auf die allgemeine Übersicht über den Bestand des Rauhen Hauses desselben Jahres; in Betreff der Kinderanstalt besonders auf den zehnten Jahresbericht; in Betreff der Brüderanstalt auf die Schrift: Die Nothstände der Protestantischen Kirche und die innere Mission, und auf den ersten und dritten Jahresbericht der Brüderanstalt. Endlich die, welche das innere Leben in seiner Entwicklung und freudigen Bewegung wollen kennen lernen, mögen vor allen Dingen das Festbüchlein des Rauhen Hauses lesen; es enthält zugleich die Geschichte der Anstalt von ihrer Entstehung bis zum Jahre 1844, auf populäre Weise zunächst für die Kinder und Bewohner der Anstalt selbst geschrieben.

Wir haben nun noch von den Tochteranstalten des Rauhen Hauses zu reden. Eine solche That der Liebe, wie es das Rauhe Haus ist, mußte unwillkürlich in der Nähe und Ferne ähnliche Liebesthaten erwecken; das Licht, welches es auf die dunkeln Partien unseres Volkslebens warf, zeigte ein ungeheures Bedürfnis nach rettender Thätigkeit, die Grundsätze, die es entwickelte und größtentheils gleich so glücklich ausführte, wurden maßgebend bei der Errichtung neuer Anstalten und Vereine, und wirkten reformirend auf schon bestehende ein. Längere Zeit schien es aber dem Rauhen Hause zu ergehen wie jenen Pflanzen mit fliegendem Samen. Weithin vom Winde getrieben schlägt oft ein Keim eine kräftige Wurzel, während er in der Nähe keinen Boden findet, der ihn tragen mag. So war es nicht die Heimath, sondern die Ferne und Fremde, auf welche das Rauhe Haus zuerst Einfluß gewann und in die es fruchtbare Keime absenkte. Nach jenen Ufern der Ostsee, wohin in früheren Jahrhunderten aus der Gegend von Lübeck und Hamburg Ritter und Kaufleute zogen, das Christenthum zu pflanzen und zu schützen, hat sich ein Zug gebildet aus dem Rauhen Hause von einfachen Brüdern, um dort in der Christenheit selbst das Verlorene zu suchen und zu retten. In Narwa, Riga, Reval arbeiten sie im Segen schon seit einer Reihe von Jahren an der Spitze von blühenden Rettungshäusern; bis tief in Rußland hinein, fast an die Gränzen Sibiriens, werden Brüder des Rauhen Hauses begehrt. Auch in den Skandinavischen Reichen hat das Beispiel des Rauhen Hauses einen Eifer der Liebe entzündet. Näb, ein Rettungshaus bei Lund in Schweden, nennt sich seine Tochter; mit anderen Anstalten, der in Christiania, und der eigenthümlichen Liebesthätigkeit zu Karda in Smaland, steht es in naher Beziehung. Aber am gewandtesten und großartigsten hat man es in Frankreich verstanden, die Gedanken des Rauhen Hauses zu benutzen. Wer hätte nicht von Mettray bei Tours gehört. Diese große, zum Theil vom Staate auf die freigebigste Weise unterstützte Anstalt, welche gegen 350 aus den Gefängnissen entlassene Knaben in sich beherbergt, st nach Gruppierung,

Erziehung und Beschäftigung der Kinder eine Nachbildung des Rauhen Hauses, das der Vorsteher, Herr Demetz, früher Rath eines der höchsten Gerichtshöfe in Paris, aus eigener Anschauung kennen lernte, ehe er an die Ausführung seines Vorhabens ging. Mettray ist dann selbst wieder das Muster für eine Reihe kleinerer, theils katholischer, theils evangelischer Knabenrettungsanstalten geworden. Eine andere Richtung auf diesem Wege hat in der letzten Zeit Herr du Clésieur eingeschlagen, der mit Kolonien von verwaissten oder verwahrlosten Kindern, in Abtheilungen zu höchstens zwanzig, unter Werkmeistern, Gehülfen oder Lehrern stehend, die Bretagner Heide urbar zu machen versucht. Gehen wir zu den Ländern Deutscher Zunge, so ist in der Schweiz Bächtelen im Kanton Bern von vorn herein nach den Grundsätzen des Rauhen Hauses begründet, und durch einen Zögling des Rauhen Hauses geleitet. Schon umfaßt es drei Familien und gewinnt immer mehr Bedeutung nicht nur für den Kanton, von dessen Regierung es sich der wohlwollendsten Anerkennung zu erfreuen hat, sondern für die ganze evangelische Schweiz. Die Anstalt zu Neuhoß bei Strasburg im Elsaß und die zweiundzwanzig Rettungsanstalten in Württemberg sind zwar unabhängig vom Rauhen Hause gestiftet, für diese süddeutschen Gegenden ist schon lange Beuggen bei Basel ein Heerd der Liebe und ein Vorbild gewesen, doch aber ist Neuhoß im Bestreben begriffen, sich die Familiengruppierung des Rauhen Hauses zu eigen zu machen, und schon empfindet man auch in den Württembergischen Anstalten dies Bedürfnis; Völter, Inspektor der Bildungsanstalt für freiwillige Armenschullehrer und der Kinderrettungsanstalten zu Lichtenstein, stellt es in seinem dankenswerthen Buche: Geschichte und Statistik der Rettungsanstalten für arme verwahrloste Kinder in Württemberg als das Ziel hin, nach dem die Zukunft aller dieser Anstalten würde zu streben haben, das Familienprincip des Rauhen Hauses nachzubilden.

So hatte das Rauhe Haus schon einen weiten Kreis des Einflusses um sich her gezogen, ehe man noch in der Nähe eine merkliche Spur davon wahrnehmen konnte. Dafür scheint man jetzt mit verdoppeltem Eifer das Versäumte nachholen zu wollen, Rettungshäuser erheben sich im Norden von Deutschland zu gleicher Zeit an verschiedenen Orten, alle in enger Beziehung zum Rauhen Hause. Es bestehen solche Anstalten jetzt schon in Lübeck, Rostock, Celle, Dolpriehausen im Hannöverschen, die drei ersten von Zöglingen des Rauhen Hauses geleitet; im Westen begriffen sind Rettungshäuser zu Bremen, Ostfriesland, Osnabrück. Es sollen dies natürlich nicht Anstalten nach dem Maßstabe des Rauhen Hauses werden, ein Rauhes Haus erfordert eine Persönlichkeit wie Wichern, man beschränkt sich auf den nächsten unmittelbarsten Zweck der Kinderrettung, man will sie nicht über die Zahl einer oder höchstens einiger Familien ausdehnen, sie sollen auch nicht Seminare der inneren Mission werden, als nur in so weit sie die nöthigen Gehülfen beschäftigen und heranziehen. Diese Zwecke können mit einfachen Mitteln, einfacheren, als man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt, erreicht werden. Es sind dazu weder unerschwingliche Summen nöthig, noch auch die geeigneten Personen so überaus sparsam zu finden,

die christliche Gemeinde ist reich genug für beides, sie müßte noch auf einer sehr untergeordneten Stufe des geistigen Lebens stehen, wo sie es nicht wäre, es bedarf oft nur eines Anstoßes, eines Willens. Wir wollen in wenigen Zügen ein Bild von solch einem Rettungshause im Kleinen geben, wie wir es z. B. in Lübeck gesehen haben. Der Verein, welcher sich eigens zur Errichtung eines solchen Hauses bildete, und aus mehreren angesehenen Männern der Stadt besteht, hat am Ufer der Warnow, eine gute Stunde von Lübeck, ein Haus, Scheune und Grundstück, von mehreren Morgen für 1600 Thlr. gekauft. Vorsteher ist ein Bruder des Rauhen Hauses. Er war ursprünglich seines Gewerbes ein Müller, hat aber im Rauhen Hause, wie es da Sitte ist, mehrere andere Handwerke dazu erlernt, das Schreiner-, Schuhmachen, Drechseln, Pantoffelmachen, Backen, die Bestellung von Garten und Feld und Anderes mehr. Dies bildet die Grundlage für die Beschäftigung der Kinder, der kleine Hausstand muß suchen, sich möglichst unabhängig von fremder Beihülfe zu erhalten und seinen Bedürfnissen zunächst durch eigene Arbeit zu genügen. Der Vorsteher ist dabei der Werkmeister, der in Haus, Feld, Scheune, Stall mitarbeitet und es den Kindern vormacht. Er ist aber zugleich ihr Lehrer, er muß die Kenntnisse eines Elementarlehrers besitzen, um den Unterricht selbst übernehmen zu können. Auch dies und noch etwas mehr hat ihm das Rauhe Haus gelehrt. Vielleicht wird es interessant sein, den Stundenplan eines Tages hieher zu setzen. Montag z. B. von 6—7 ist Alttestamentliche Geschichte, von 7—8 Frühstück und Hausandacht, von 8—9 Bibelfunde, in derselben Stunde an anderen Tagen Schreiben, Tafelrechnen, Weltgeschichte, Geographie, von 9—12 Haus- oder Landarbeit, 12—12½ Essen und Hausgeschäfte, 12½—1½ Spiel, 1½—2½ Lesen, 2½—5 Land- und Hausarbeit, 5—5½ Vesper, 5½—6½ Denk- und Sprechübung, in derselben Stunde an anderen Tagen Kopfrechnen, Bibelfunde, Auswendiglernen, 6½—7 Kartoffelschälen oder ähnliche Hausarbeit, 7—8 Spiel, 8—8½ Essen, Abendandacht, zu Bette gehen. — Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß diese Hausordnung nicht wie ein Gesetz feststeht, sondern elastisch genug ist, um nach Bedürfnis des Hauses umgewandelt zu werden. Im Winter, wenn die Landarbeit aufhört, treten andere Beschäftigungen, die Übung jener Handwerke, das Stricken, Wollspinnen, in die Stelle. Außerdem wird das Singen fleißig bei Arbeit, Andacht und Spiel betrieben. Der Vorsteher hat aber noch ein drittes, schweres Amt, er soll nicht bloß Werkmeister und Lehrer, er soll auch Vater, Erzieher, Seelsorger der Kinder sein; er muß die Gabe besitzen, ihre Eigenthümlichkeiten zu fassen und ihnen nachzugehen, er muß das wachsamste Auge über ihre Sünden haben, ohne daß diese Wachsamkeit die Freiheit hemme und drückend werde, er muß ermahnen, strafen können und doch dabei die Liebe zeigen, er muß ganz mit seinen Kindern zusammenleben, so daß ein gegenseitiges Band der Anhänglichkeit und des Vertrauens sich bildet. Auch für diesen dritten Punkt ist das Rauhe Haus eine vortreffliche Schule, die Gehülfen, die aus ihm heraustreten, beginnen mit dieser Seelenpflege nichts Neues, sie haben dieselbe schon während ihres gan-

zen Aufenthaltes dort gelübt. — Die äußere Vergütigung, welche der Vorsteher oder Hausvater eines solchen, aus einer Familie von zwölf, höchstens vierzehn Knaben bestehenden Rettungshauses erhält, entspricht dem Gehalte eines Landschullehrers. Zum vollständigen Personal eines solchen Hauses gehört nun noch ein Gehülfe oder Stellvertreter des Hausvaters, ein Knecht oder Voigt, der mit der Landwirthschaft Bescheid weiß und zugleich Bote ist, eine Magd für die Küche, Wäsche u. dgl. Auch diese erhalten einen entsprechenden Lohn. Die Stellung des Hausvaters zum Vorstande des Vereins ist eine freie, auf Vertrauen gegründete. Er stattet wöchentlich einen Bericht über den Stand des Hauses und über die einzelnen Kinder ab, die Aufnahme und Auswahl der Angemeldeten findet nach einer gegenseitigen Verständigung statt, im Ubrigen hat der Hausvater für das Innere, die Beschäftigung und Erziehung der Kinder freie Hand. Ähnlich sind die Verhältnisse in den Rettungshäusern bei Rostock und bei Celle, beide von Vereinen für innere Mission gegründet. Dort hat man ein geräumiges Haus mit Acker und Wiesen an der Warnow für 2400 Thlr. gekauft, am letzteren Orte dagegen auf einem Grundstücke in einiger Entfernung von der Stadt, zu Altencelle, ein neues Haus nebst Stallgebäude eigens zu jenem Zwecke aufgeführt. Die Baukosten belaufen sich auf 2600 Thlr., das dazu gehörige Land ist für 1000 Thlr. erworben. Ehe diese Rettungsanstalten errichtet waren, als das Interesse dafür erst im Publikum sollte angeregt werden, hörte man wohl von vielen Seiten die Meinung äußern, solche Kinder, für welche Häuser der Art nöthig wären, gäbe es gar nicht unter der einfachen, gestitteten Bevölkerung des Landes und der kleineren und mittleren Städte, sie fänden sich nur, wo die Zusammenhäufung von Hunderttausenden die moralische Verderbniß unnatürlich steigere. Die Erfahrung hat dies widerlegt, jetzt sind alle jene Häuser schon überfüllt, und müssen viele Gesuche zurückweisen werden, das Bedürfnis ist dadurch erst recht offenkundig geworden.

Blicken wir nun von diesen Gegenden auf Preußen zurück, und fragen, wie hier dem Bedürfnisse entsprochen ist, so können wir über ganze große Provinzen unseren Blick schweifen lassen, ohne auch nur einer Rettungsanstalt zu begegnen. In der Rheinprovinz sind es die Anstalten zu Kaiserswerth und Düsseldorf, die jene Liebesarbeit in sich aufgenommen haben, in Westphalen findet sich, so viel wir wissen, auch noch nicht ein Anfang, in der Provinz Sachsen das Martinistift zu Erfurt, in der Mark die Kopfsche Anstalt in Berlin, die, während sie höchstens dreißig Kinder jährlich aufnehmen kann, dreimal so viel zurückzuweisen genöthigt ist; in Schlesien das schon emporwachsende Rettungshaus zu Schreiberhau, von einem freien Verein gegründet, und hie und da ähnliche Versuche; in Pommern die Anstalt zu Zülchow bei Stettin; in Preußen, in Posen nichts. — Wie beschämend steht dagegen das Beispiel Württembergs da, das in seinen zweiundzwanzig Rettungsanstalten, zum Theil alten Schlössern und Klöstern, auf den schönsten Punkten des Landes gelegen, mehr als 1000 Kinder beherbergt und jährlich weit über 50,000 Gulden, größtentheils freiwillige Liebesgaben der Gemein-

den, dafür verwendet. Wie schlimm ist es noch bestellt mit dem christlichen Leben in unserem Lande im Vergleich mit anderen Gegenden im Süden und Norden Deutschlands, wenn die rettende Liebe als Maßstab dienen soll. Wie lange wird man noch den Ruf der Noth überhören, wie lange säumen, das Gebot des Herrn zu erfüllen, das Verwaiste und Verlassene zu schützen, das Verlorene zu suchen und auch weit Verirrte und tief Gesunkene in Liebe zurückzuführen. Wann wird die Gemeinde Christi, statt dies Geschäft dem Staate zuzuweisen, der es nicht erfüllen kann, es als ihr eigenstes Werk und als ihren seligsten Beruf zu achten anfangen.

Wir könnten nun noch zum Schlusse etwas sagen von den Vereinen für erwachsene Verbrecher, für entlassene Sträflinge, Vagabonden, sittenlose Individuen weiblichen Geschlechts. Es gibt solcher Vereine auch im nördlichen Deutschland an mehreren Punkten, in Hannover, Bremen, Lübeck u. a. D. Sie bieten aber nichts grade Eigenthümliches dar. Es ist bei allen gewöhnlich dieselbe Klage, daß wenig gewirkt werden könne, daß die Fälle der Rettung verhältnißmäßig sehr selten seyen. Man fühlt es überall sehr lebhaft, daß ein bloßes Einmüthen der zu bessernden Personen in wohlgefünte Familien, oder eine so unterbrochene Seelsorge etwas sehr Unzureichendes sey, daß förmliche Anstalten, und nicht bloß zur Beschäftigung, sondern eigentliche Rettungshäuser, Kolonien für erwachsene Verbrecher, nach ähnlichen Principen, wie bei den Kinderrettungsanstalten, nach grade ein unabweisliches Bedürfnis seyen. Man ist daher an einzelnen Orten zur Errichtung von sogenannten Nischen übergegangen, wie zu Bremen, Hamburg und ihre Zahl wird sich vielleicht bald vermehren. Neue Kräfte, neuer Zuwachs von Arbeitern aus der Gemeinde wird dadurch erfordert, ja der Bedarf wird noch größer werden, wenn man sich gewöhnen wird, die Gefängnisse selbst als ein Arbeitsfeld für christliche Thätigkeit anzusehen, und die Zeit der Strafe auch zugleich schon zu einer Zeit der Gnade für den Verbrecher zu machen. Eine Reform der Gefängnisse, wie sie an einigen Orten vor sich geht, ist dabei freilich Bedingung. Möge, wenn das Außerliche derselben vollendet ist, die christliche Gemeinde es nicht daran fehlen lassen, die nöthigen Arbeiter zu stellen. Die Katholische Kirche leistet darin beschämend viel, die Bruderschaft des heiligen Joseph in Frankreich sendet aus ihrer Bildungsanstalt zu Dullins bei Lyon jährlich eine bedeutende Zahl von jungen Männern, die sich lebenslänglich dem Dienst an den Gefangenen widmen, in die Staatsgefängnisse, die ihnen bereitwillig geöffnet sind. Dem schon älteren Orden der Josephinerinnen sind von der Regierung die weiblichen Stationen aller Central- und anderer Gefängnisse Frankreichs übergeben, und ihr heilsamer Einfluß wird allgemein anerkannt. Die Evangelische Kirche hat hierin von der Katholischen noch Manches zu lernen, und da sie sich mit Recht des reineren Glaubens rühmt, so möge sie die Kraft desselben auch durch um

so größere Liebe und Aufopferungsfähigkeit der Welt sichtbar machen.

Der Ackerbau und das Pfarramt.

War es in St. Petri Tagen „Zeit, daß anfangs das Gericht an dem Hause Gottes“, wie viel mehr in den unsrigen. Wir haben mit schonungslosen Ernste, wie es denn Pflicht der bessernden Liebe war, gegen die Feinde des Evangeliums Zeugnis abgelegt. Wir haben die Unglücklichen beklagt und angeklagt, welche selbst der evangelischen Schätze baar und ledig, auch gern die Gemeinde des Herrn um dieselben bringen möchten.

Zu solchen Zeiten ist eine Umschau im eigenen Heerlager doppelt Pflicht. Läßt der Herr die Feinde toben, so hat er allemal auch eine Sichtung seiner Freunde vor. Läßt er die Eiterbeulen der Welt aufbrechen, so will er allemal auch den Schaden Joseph's aufdecken. Es würde ohne das letztere seine Absicht mit der Welt nicht erreicht werden. Sie würde weder seinen Bußruf hören, noch die Gerechtigkeit seiner Strafgerichte anerkennen können.

Dem Herrn bei dieser Sichtung Handreichung zu thun, ist eben so heilige, wie schwere Pflicht. Leicht war es wahrlich dem Hefekiel auch nicht, als zu ihm des Herrn Wort geschah: „Du Menschenkind, predige wider dein Volk.“ Aber er entzog sich dieser Pflicht nicht — und wir dürfen um so weniger unfere Fleisches und Blutes schonen, da wir die bestimmte Weisung haben, lieber einäugig zum Leben einzugehen, denn mit zwei Augen in das höllische Feuer geworfen zu werden. In Zeiten so ernsten Kampfes, wie die unsrige, ist es doppelt Pflicht, „zu Vater und Mutter zu sprechen: ich sehe sie nicht; und zu seinem Bruder: ich kenne ihn nicht; und zu seinem Sohne: ich weiß nicht.“ Es ist dem Reiche Gottes wohl in noch schwereren Kämpfen und gegen ganz andere Feinde, als die unsrigen sind, der Sieg gewis, derselbe kann aber nicht offenbar werden, so lange es heißt: „es ist ein Bann unter dir, Israel“ (Josua 7, 13.). Wie manches Siegeszeichen weniger würden wir aus den Kämpfen der beiden letzten Jahre aufzuweisen haben, wenn wir es versäumt hätten, das Schwert des Geistes, das eben dazu zweischneidig ist, eben sowohl nach innen, wie nach außen zu richten.

Die Anklage, die wir diesmal gegen „Erlische der Unseren“ erheben, berührt so schreiende Mißstände, gehört so ganz in das Gebiet des „Niemand kann zweien Herren dienen“, daß wir vielmehr das bisherige Schweigen darüber anzustarren, als unser Neben zu rechtfertigen, gesonnen sind. Sie betrifft die absolut unmögliche Vereinigung einer gesegneten pfarramtlichen Wirksamkeit mit dem Betriebe einer großen Landwirthschaft.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 16. September.

N^o 74.

Die Camisarden und die Kirchen der Wüsten in Frankreich.

Zweiter Artikel.

Es zeigte sich bald, daß das Schwert, mit welchem man der „Hyder des Calvinismus“ das letzte Haupt abgeschlagen zu haben hoffte, ein stumpfes gewesen war, welches sie wohl betäubt zu Boden zu werfen, nicht aber zu tödten vermocht hatte. Denn sie hob bald ihr Haupt blutend, aber drohend wieder empor.

Das Widerrufs-Edikt trug selbst dazu bei. Denn sein erster Artikel bewilligte den zerstreuten Hugenotten „in der Erwartung, daß es Gott gefalle, sie zu erleuchten“, eine Art von Gewissensfreiheit unter der Bedingung, daß sie nicht zu gottesdienstlichen Handlungen sich vereinigten, und schüßte sie gegen Beunruhigung wegen ihres Glaubens. Dieses ließ Viele demselben treu bleiben, und Andere, welche ihn abgeschworen hatten, durch gänzliche Enthaltung von der Theilnahme an dem katholischen Kultus, ihre Reue und ihre Rückkehr zu dem Glauben ihrer Väter wenigstens indirekt beweisen, veranlaßte aber diese und jene, aller religiösen Gemeinschaft unter einander gleich sich zu entziehen.

Dieser Zustand, welcher die Reformirten in die Apathie des Materialismus hätte versinken lassen, war zu unnatürlich, um von Dauer zu seyn. Auch waren dazu die Bedürfnisse eines positiven Glaubens und der ihn nährenden Gemeinschaft zu tief in ihren Herzen gewurzelt, und die Befriedigung dieser Bedürfnisse in der Katholischen Kirche zu suchen, hinderte Viele, auch der weniger Entschiedenen, der Abscheu, mit dem die neuesten Erfahrungen sie gegen dieselbe erfüllt hatten und der bei ihnen ganz natürlich auf die Lehre selbst überging. Die Dragonnaden, mit all' ihren Gräueln, unter andern die von den zügellosen Soldaten angewendeten Mittel, die unglücklichen Calvinisten durch eine Art von Fuchspressen, oder durch das Sicheinanderzuwerfen und durch mehrtägige erzwungene Schlaflosigkeit in Betäubung zu versetzen und sie in diesem Zustande die gedruckten Abschwörungsformulare unterzeichnen zu lassen, der öftere Anblick angestarrter Züge ihrer auf die Galeeren gesendeten Glaubensbrüder,*)

*) Die Leiden der auf die Galeeren gesendeten Protestanten lassen jede Beschreibung hinter sich zurück. Selbst Greise höherer und gebildeter Stände befanden sich halb nackt und bei elender Kost auf den Ruderbänken, allem Ungewach der Witterung ausgesetzt und zu der ungewohnten, schweren Arbeit von den Galeerenbögen (comites) mit Schlägen angetrieben. Jean Bion, katholischer Priester und Prediger (aumônier) auf der Galeere La Superbe, hat diese Leiden in seiner „Relation de tourmens, qu'on fait souffrir aux Protestantes

und besonders die auf Schleifen (claires) auf die Schindanger geschleppten Leichen derer, welche, auf dem Sterbebette, die ihnen durch die Priester gereichten Sakramente anzunehmen sich geweigert hatten — dieses Alles mußte den Reformirten die kaum erloschenen Erinnerungen an die Ansichten ihrer Väter von dem Babel und Moloch der Römischen Kirche und von dem Admirschen Antichrist stark aufreissen.

In einigen kleineren Ortschaften hatten die Reformirten durch eine seltene und fast übermenschliche Glaubensstreue ihre Peiniger selbst ermüdet und ihnen sogar Achtung eingeflößt, und es ist höchst wahrscheinlich, daß wenn die Mehrzahl den Verfolgungen eine gleiche Haltung entgegengesetzt hätte, denselben als fruchtlos, Einhalt gethan worden wäre. Aber diese Treue gehörte nur zu den glänzenden Ausnahmen. Sie war auch von der Mehrzahl um so weniger zu erwarten, als, von den Qualen dieser Verfolgung ganz abgesehen, auch die Flucht streng verboten war und durch Befegung aller Häfen und sonstigen Ausgänge des Reichs ungemein erschwert wurde, so daß dasselbe einem großen, weiten Gefängnisse gleich. Dazu kam noch der Umstand, daß viele Prediger schon vor dem Aufhebungs-Edikte vertrieben worden oder ausgewandert waren, die übrigen Mitglieder der Consistorien, auf welche der Druck der Verfolgung zuerst und am schwersten fiel, ihm durch Unterzeichnung der Abschwörungsformeln sich entzogen hatten und daher ihre Gemeinden sich verwaiset befanden. Und endlich wurden manchen Reformirten in der ihnen selbst von katholischen Bischöfen und Priestern eingegebenen Ansicht, daß man ja jene Formeln unterzeichnen und mechanisch die Messe besuchen könne, ohne seinem im Herzen wurzelnden Glauben untreu zu werden, und in der von gleicher Seite verbreiteten und beförderten Meinung, daß die Unterscheidungslehren beider Kirchen zu unwesentlich seyen, um sich für sie der Blut der Verfolgung auszuweisen, recht willkommene Auskunftsmittel*) für ihre Glaubensschwäche geboten.

qui sont sur les Galères de France. Cassel, 1708“ beschrieben. Anstatt die protestantischen Galeerenflotten zu befehren, wurde er von ihnen befehrt: „Ihre Striemen und Wunden wurden so viele Stimmen (bouches), die mir die reformirte Religion predigten und ihr Blut wurde für mich ein Samen der Wiedergeburt.“ Solche Befehrungen kommen in dieser Geschichte mehrere vor. — Interessant ist auch „Histoire des souffrances du bien-heureux Martyr Mr. Louis de Merolles, Conseiller du Roi. A la Haye, 1699“

*) Manche Bischöfe, welche die Abschwörungsformeln unterzeichnen ließen, suchten diese Akte den Reformirten durch ihnen selbst vorgeschlagene Mentalreservationen so viel als möglich zu erleichtern. Dadurch brachte der Bischof von Cleron fast das ganze Bearn zur Unterzeichnung: indem er den dasigen Reformirten unter andern erklärte, sie brauchen ja nicht an das Gegefeuer zu glauben, sie könnten die Anrufung der

Deffenungeachtet sprachen die von Bekennern überfüllten Kerker und Galeeren für die Glaubensstreue vieler Tausende, so wie die Namen der ausgewanderten Familien ein glänzendes Bild derselben auch uns noch erhalten haben. Diese Züge, von denen leider die meisten verloren gegangen, aber immer noch genug geblieben sind, um unseren matten Glauben aufzufrischen, waren gleichsam die Abendröthe eines untergegangenen und die Morgenröthe eines neu anbrechenden Tages.

Dieser Tag erschien! Die zerstreuten Reformirten begannen in Häusern, Scheunen, Wäldern und Schluchten sich zu versammeln, aus denen sie heilige Gesänge und Gebete aufsteigen ließen, dem Herrn zum süßen Geruch. Die gewaltigen, lang' streng verbotenen Psalmengesänge in Marot's und Beza's Übersetzungen bewährten ihre alte Kraft. Tausende der Abgefallenen erschienen in diesen Versammlungen und beneßten den Boden mit heißen Bußthänen. Und, um diese zerstreuten, zerissenen und wiederbelebten Glieder seines Leibes ordnen und pflegen, um den heiligen Äther nicht aus Mangel an ihn umschließenden Gefäßen sich verflüchtigen oder mit unreinen Dünsten verquicken zu lassen, erweckte der Herr viele in's Ausland entsendene oder im Inlande sich verborgen haltende Prediger zu dem heldenmüthigen Entschlusse, unter unerhörten Gefahren und Mühseligkeiten zu diesen verwaiseten Heerden sich zu begeben, um sie mit dem Brote des Lebens zu speisen, zu ordnen und gegen die ihnen drohenden inneren Feinde zu schützen. Fast Alle starben den Bekennerthod auf den Blutgerüsten!

Fulcran Rei studirte zu Nîmes die Theologie und bereichigte durch Fleiß, Talente und frommen Wandel zu den schönsten Hoffnungen. Seiner Mutter soll, als sie ihn noch in ihrem Schoße trug, in einem Traume geoffenbaret worden seyn, daß sie einen Sohn gebären, derselbe die frohe Botschaft von Christo verkündigen und mit seinem Blute besiegeln würde. Da seit dem Jahre 1681 keine Provinzial-Synode gehalten worden war, so konnte er nicht auf dem gewöhnlichen Wege als Prediger angestellt werden. Aber Gott rief ihn auf außerordentlichem Wege dazu und er, diesem Rufe folgend, beschloß, nach der Vertreibung der Pastoren und nach der Zerstörung der Tempel, einige Trümmer der Kirche aus dem allgemeinen Schiffsbruche der Verfolgungen und der Glaubenschwäche zu retten. Er durchwanderte Ober-Languedoc und Guienne, wo er aber eine so allgemeine Bestürzung und Furcht fand, daß Niemand ihn zu hören und bei sich aufzunehmen wagte. Doch gelang

Heiligen, die Bilderberehrung verwerfen, das Abendmahl auch wohl unter beiderlei Gestalten erhalten, die Bibel lesen. Zwei Doktoren der Sorbonne (Du Fresne und Cheron) gingen so weit, daß sie Herrn Gervais, Ältesten der Kirche von Charenton, einen von ihnen unterschriebenen Revers ausstellten, in welchem sie erklärten, daß er sich durch seine Unterzeichnung nur verpflichte, zu glauben, was die Katholische Kirche zur Zeit der Apostel geglaubt und gelehrt habe. Diese Richtung wurde aber in vielen Christen stark bekämpft, von denen ich hier die im ersten Artikel angeführten: „Les feuilles de figuier, 1687“ und „Instructions pour les Nicodemites, 1687“ anführe. Letztere Schrift hat mit der bekannten Schrift Calvin's gegen die Pseudo-Nicodemiten (Henry Bd. II. S. 337.) Veranlassung und Zweck gemein.

es ihm, mit Hülfe zweier Edelleute, die „ihre Kniee nicht vor den Götzen gebeugt hatten“ und selbst flüchtig waren, einige kleine Versammlungen zu halten. Von da begab er sich in die Gegend von Nîmes und hierauf in die Cevennen, wo eine desto reichere Ernte seiner wartete. Überall predigte er das Evangelium von Christo mit „einem wahrhaft göttlichen Eifer“, stärkte und tröstete die im Glauben Gebliebenen und richtete die Gefallenen wieder auf. In einer Vorstadt von Anduze wurde er aber von seinem eigenen Führer verrathen und von den Dragonern verhaftet. Ein Dragoner schleppte ihn bei den Haaren in's Gefängniß, wo er mit Ketten beschwert und auf das Unmenschlichste behandelt wurde. Vor den Instruktionsrichter geführt und verhört, erklärte er, daß er, nach dem von Gott ihm gegebenen Berufe überall, wo er Gläubige gefunden, gepredigt habe. Hierauf wurde er, von dreißig Dragonern eskortirt, in verschiedene Gefängnisse zu Alais, Nîmes und Beaucaire geschleppt. Überall erfuhr er gleich barbarische Behandlung. Den Mönchen und Anderen, welche ihm unter der Bedingung, daß er abschwöre, die Erhaltung seines Lebens zusagten, erwiderte er ruhig und fest: „Was dringt ihr in mich, meinen Glauben zu verlassen, von dessen Heiligkeit ich so sehr überzeugt bin, daß ich lieber tausendmal sterben wollte, als ihm zu entsagen. Ich bitt' euch, sprecht nicht mehr davon.“ Von seinen Richtern erbat er sich nur die Günst, weder seinen Vater, noch seine Verwandte zu ihm zu lassen, um nicht durch ihren Schmerz bewegt zu werden; ihnen aber zu sagen, wie er so ganz dem Herrn sich übergeben hätte, daß er den grausamsten Tod leicht ertragen würde. Unterweges drängten sich Viele beiderlei Geschlechts in seine Nähe, um ihn zu sehen und ihm tausend thränende Blicke der Theilnahme zuzuwerfen. Er segnete sie und ermahnte sie zur Buße und Reue, und dem Beispiele des Petrus nachzufolgen. — Man hatte Beaucaire zum Ort seiner Hinrichtung gewählt, weil dieses meist von Katholiken bewohnt war. Dort versuchte der Intendant gleich vergeblich, ihn zum Abschwören seines Glaubens zu bewegen. Das über ihn gefällte Urtheil, welches auf den Strang lautete, nachdem die Folter gegen ihn angewendet worden sey, hörte er mit der größten Ruhe an und sagte: „Man behandelt mich gelinder, als meinen Heiland, indem man mir einen so sanften Tod gibt, da ich mich doch darauf gefaßt hatte, gerädert oder verbrannt zu werden,“ und rief aus: „Ich danke dir, Herr Himmels und der Erde, mich würdig gefunden zu haben, für dein Evangelium zu leiden und für dich zu sterben.“ Hierauf wurde er auf die Folter gespannt, die ihm keine Äußerung des Schmerzes entlockte, und als die Richter ihn wieder von derselben nehmen ließen, sagte er ihnen: „Ich habe nichts gefühlt.“ „Es schien,“ heißt es in einer gleichzeitigen Erzählung, „daß die Natur in ihm aller Empfindungen los und ledig war und er nur die der Gnade hatte.“ Speise, die man ihm bot, um ihn zu seinem Tode zu stärken, nahm er dankend an, und sagte denen, welche sie ihm reichten: „Andere essen, um zu leben, ich esse, um zu sterben. Das ist die letzte Mahlzeit, die ich auf der Erde einnehme, man bereitet schon für mich ein Mahl im Himmel, zu dem ich eingeladen bin und wohin mich die Engel führen werden.“ Als er den Galgen erblickte, rief

er aus: „Das ist der Ort, den ich mir längst schon vorgefellt hatte und für den Gott selbst mich bereitet hat. Wie lieblich ist er! Ich sehe den Himmel offen und die Engel, welche mir schon jetzt Gesellschaft leisten, ganz bereit, mich hinauf zu tragen.“ Sein Eifer entflammte sein Herz und seine Zunge, er sang Psalmen, bis die Richter, welche die allgemeine Nüchternung und Bewegung bemerkten, ihm Schweigen geboten. Von der Leiter aus aber mußte er Strahlen heiliger Begeisterung auf das staunende Volk herabfließen lassen. „Er sprach namentlich mehrere Stellen aus dem 51sten Psalm und bereitete sich schon vor, aus seiner Leiter eine Kanzel zu machen, um ein öffentliches Zeugniß seines Glaubens und seiner Hoffnung abzulegen und durch dasselbe das reine Licht des Evangelii, welches er mit seinem Blute zu besiegeln im Begriff war, leuchten zu lassen, als auf ein gegebenes Zeichen zwanzig Trommeln sich rührten und seine Stimme erstickten, damit sie in Keines Ohr dränge, kein Herz rührte. Da aber unser Märrtyrer das Volk nicht mehr durch seine Worte erbauen konnte, so erbaute er es noch durch die Zeichen seines Glaubenseifers und seiner Standhaftigkeit, die in seinen Augen und auf seinem Gesichte zu erkennen waren, bis der Henker ihn von der Leiter stieß.“

(Fortsetzung folgt.)

Der Ackerbau und das Pfarramt.

(Schluß.)

Ref. ist Landpfarrer und hat ein kleines Ackerwerk in eigener Bewirthschaftung. Er möchte dasselbe nicht aufgeben, weil er die entscheidende Erfahrung für sich hat, daß dasselbe seiner amtlichen Thätigkeit eher förderlich, als hinderlich ist. Es ist nicht gut, wenn der Prediger auf dem Lande in ganz anderen Verhältnissen lebt, als der größte Theil seiner Eingepfarrten und deshalb an dem Wohl und Wehe der letzteren keinen unmittelbaren Antheil hat. Es muß recht schwer seyn, am Erntedankfest im Namen der Gemeinde die Opfer des Dankes darzubringen, und im Namen des Herrn durch den Reichthum seiner Güte zur Buße zu rufen, oder der Dolmetscher seiner Strafgerichte zu seyn, wenn der Prediger nicht „wir“ sagen kann, wenn seine Dankopfer nicht die Summa seiner Gebete im Kammerlein, und seine Zeugnisse nicht von der Erfahrung des ganzen Erntejahres getragen sind. Hat jeder Sonnenstrahl, jeder Regen- und Thautropfen, jedes Hagelwetter seinen Acker mitgetroffen, hat die Viehseuche seinen Stall mit heimgesucht, so redet er viel mehr, als der ein Recht dazu hat, und deshalb mit größerem Eindruck. Außerdem ist es ein Übelstand, wenn der Landpfarrer von dem, was seine Gemeinde Tag für Tag treibt, nichts versteht und sich deshalb bei jedem Gespräch über Landwirthschaft, das ja auf dem Lande nicht zu vermeiden ist, lächerliche Blößen gibt.

Das Alles aber ist vollkommen zu erreichen, ohne daß sich der Prediger in ein weitläufiges, wirthschaftliches Getriebe einläßt, das seine Zeit und Kraft in Anspruch nimmt.

Man denke sich, daß Jemand sechs bis zehn Leute täglich auf dem Felde und in der Scheune zu beschäftigen hat. Diese

müssen beaufsichtigt seyn, es muß die Arbeit des nächsten Tages durchdacht und besprochen seyn; ändert sich die Witterung, so muß der Arbeitsplan mehrmals an einem Tage geändert werden. Der tägliche Gang auf den Kornboden, stundenlanges Verweilen in der Scheune, wenn das ausgedroschene Korn abgeliefert wird, sind unvermeidlich. Dazu die mancherlei Verdrüßlichkeiten, die in dem Verkehr mit so vielen Dienstleuten stets vorkommen. Und um alle diese Dinge muß sich ein kleinerer Landwirth viel specieller kümmern, als ein größerer Gutsbesitzer, dem ein Aufsichtspersonal zur Seite steht. Wir fragen: wo soll bei diesem Getriebe, bei diesen täglichen, fast stündlichen Störungen, die Ruhe und Zeit zur Meditation herkommen, die dem Prediger so unumgänglich nöthig ist; woher die Zeit zum Studiren und vor Allem zur speciellen Seelenpflege, die ohnehin auf dem Lande, namentlich bei entfernteren Filialen, oft so schwierig und nur mit großem Zeitaufwande möglich ist? Wo bleiben die an jeden Bischof gerichteten Ermahnungen des Apostels: „Halte an mit Lesen, mit Ermahnen, mit Lehren. Laß nicht aus der Acht die Gabe, die dir gegeben ist durch die Weissagung, mit Handauslegung der Ältesten. Solches warte, damit gehe um, auf daß dein Zunehmen in allen Dingen offenbar sey. Predige das Wort, halte an, es sey zu rechter Zeit, oder zur Unzeit; strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre“?

Die ganze Wirksamkeit schrumpft bei dieser Weise bis auf die Predigt und die sonst gebotenen Amtsgeschäfte zusammen; Predigt und geistliche Reden aber tragen nothwendig das Gepräge ihrer Entstehung an sich. Es sind kahle, kalte Abhandlungen, unter dem Gedränge und Gewirre vieler äußeren Geschäfte und mit vielen Unterbrechungen aufgeschrieben. Es ist nicht das Sprechen eines Beichtvaters mit seinen Beichtkindern, deren Seelenzustand er aus vielen Unterredungen mit ihnen genau kennt; die Predigt ist nicht das Resultat einer mit der Gemeinde verlebten Woche — sie ist eine Gastpredigt, könnte in jeder anderen Gemeinde eben so wohl gehalten seyn, entbehrt aller speciellen Beziehung auf die Gemeindezustände, die ja dem Pastor im Einzelnen gänzlich unbekannt sind; obwohl er im Allgemeinen den tiefen Todesschlaf, der ihm aus der Gemeinde und aus der leeren Kirche entgegenathmet, wohl kennt. Würde man diese Predigten mit den von denselben Männern in ihrer Candidatenzeit gehaltenen vergleichen, ihr Inhalt würde sich von diesen in nichts unterscheiden, nur daß in diesen die Sprache frischer und correcter, und die Ausarbeitung gründlicher seyn würde.

Wir haben Männer in's Amt treten sehen, die als Candidaten sowohl ihrer christlichen Gesinnung, als ihrer theologischen Bildung wegen Ausgezeichnetes versprochen, deren Pfund aber gar bald vergraben war in den Sorgen und Mühen einer ausgedehnten Landwirthschaft. Wir haben weniger Begabte in's Amt treten sehen, von deren frischem Eifer sich viel erwarten ließ; aber ihr Eifer erkaltete, ihre Gabe blieb ungeübt, es wurde von ihnen genommen, was sie hatten, denn sie konnten nicht zweien Herren dienen.

Daher denn die traurige Wahrnehmung, daß Männer eine

Reihe von Jahren hindurch das Evangelium gepredigt haben, ohne daß eine Seele zu rechtschaffener Buße und zum lebendigen Glauben gekommen wäre; einer größeren Erweckung gar nicht zu gedenken. Aber auch ganz abgesehen von allen tieferen, geistlichen Lebensregungen — nicht einmal der äußerlich kirchliche Sinn kann unter diesen Verhältnissen bestehen. Warten in der Gemeinde besonders günstige Umstände ob, die ein traditionelles Kirchengehen befördern, so währt dies einstweilen fort. Dasselbe geschieht aber auch unter denselben Umständen, wo nicht das Evangelium gepredigt wird. Dem Ref. sind Beispiele bekannt, wo es auch den ungeistlichsten Predigern in einer Reihe von Jahren nicht gelungen ist, den traditionell kirchlichen Sinn zu vernichten. Sind aber in der Gemeinde ungünstige Verhältnisse vorhanden — eine unchristliche Gutsherrschaft, große Armuth oder großer Reichtum — so geht auch der äußerlich kirchliche Sinn verloren. Ref. kennt Gemeinden, in welchen viele Jahre das Evangelium in der bezeichneten Weise verkündigt wird und in denen es gar nicht zu den Seltenheiten gehört, wenn an einem oder einigen Sonntagen hinter einander gar kein Gottesdienst zu Stande kommt, weil sich außer dem Prediger und Küster auch nicht Einer zu demselben einfindet. Wo ist da die Alles überwindende Kraft des Evangeliums, die endlich auch die schwierigsten Verhältnisse durchbricht, auch unter den Weltlichsten Etliche lockt, auch die ganz Todten lebendig macht? Wie gesagt: wir sehen bei diesen himmelschreienden Umständen einen großen Theil der Schuld in den äußeren, ungünstigen Verhältnissen, aber nimmermehr allein in denselben. Es gibt auf der weiten Gotteswelt kein Stückchen Landes, das absolut unbefruchtbar wäre für den Herrn — wo sollten sonst die Missionare ihre Freudigkeit zum Wirken hernehmen; denn auch die ungünstigsten Verhältnisse im Christenlande werden es denen im Heidenlande nicht zuworthun: Taufe, Schule, christliche Ordnung und Bildung können ihren Segen nie ganz verläugnen.

Daß bei der beschriebenen Sachlage an eine freiere Thätigkeit in Missions-, Bibelstunden u. s. w. nicht zu denken ist, erhellt von selbst, denn diese muß doch stets irgend welchen Anknüpfungspunkt in der geordneten, kirchlich gegebenen Wirksamkeit finden; wo die ordentlichen Erbauungsmittel so ganz vernachlässigt werden, wie sollten da die außerordentlichen sich eines besseren Looses erfreuen?

Aber die Landwirthschaft läßt dem Prediger zu solcher Thätigkeit auch gar keine Zeit. Die Sonntags Nachmittage, diese kostbaren Stunden, in manchen Jahreszeiten fast die einzigen, die dem Landprediger für eine freiere Thätigkeit bleiben, müssen häufig zu kleineren Besuchsreisen genommen werden, da Knechte und Pferde in den Wochentagen der Landwirthschaft nicht entzogen werden können. Überhaupt bringt diese eine ernste Sonntagsfeier im Pfarrhause sehr in's Gedränge. Das Dienstpersonal ist in einer kleineren Wirthschaft viel mehr beschäftigt, als in einem großen Gute, wo Alles mehr in einander greift. In diesem kann viel eher eine Stunde zu kleineren Nebenbeschäftigungen (Instandsetzung des Ackergeräths u. s. w.) ermüßigt wer-

den, ohne daß die Hauptarbeit liegen bleibt. Nicht so in jenen und die Sonntags Nachmittage bieten dann zu solchen Beschäftigungen erwünschte Zeit dar. Aber noch ein anderer Uebelstand entsteht aus den geringeren Arbeitskräften. Es muß strenge Aufsicht gehandhabt werden. Daraus folgt, daß in dem Pfarrhause mehr das Gesetz als das Evangelium herrscht und eine innigere Verbindung der Dienstleute mit der Herrschaft fast unmöglich ist. Daher so selten die Hausandachten, an denen auch das Gefinde Theil nimmt; diese würden zu dem ganzen sonstigen Verhältnisse in schreiendem Mißflange stehen.

Man wende uns nicht ein, daß unser Tadel in ungerechter Härte die sonstigen Verhältnisse der Betheiligten unberücksichtigt lasse; daß mancher Geistliche, der lieber seine Kräfte allein dem Amte widmen möchte, durch die Noth gezwungen sei, eine größere Landwirthschaft zu treiben, da er ohne sie nicht existiren könne und niederdrückenden Sorgen, die dem Amte eben so wenig förderlich seien, anheimfallen würde. Eine Landwirthschaft in dem Umfange, wie wir sie geschildert haben, würde dem Pastor ein hinreichendes Einkommen gewähren, auch wenn er sie verpachtete. Der Ausfall an zeitlichem Gute würde ihm reichlich ersetzt werden durch inneren Frieden, durch Frucht seiner Arbeit und durch das Bewußtsein, nicht als ein Nießhling dagestanden zu haben, der nicht die theuer erkaufte Heerde Christi, sondern sich selbst geweidet hat. Das Blut derer, die durch unsere Schuld verloren gehen, wird einst aus unserer Hand gefordert werden, mag nun diese Schuld in unserer Trägheit, oder in Händeln der Nahrung, oder wo sonst ihren Grund haben.

Wir setzen zum Schlusse das Wort eines theuern Zeugen aus vergangener Zeit, des Richard Baxter, *) hieher: „Eine schwere Schuld, welche auf uns liegt, ist die, daß wir mit Hintansetzung der Sache des Herrn viel zu sehr auf unsere weltlichen Vortheile bedacht sind. Wir sind zu sehr in weltliche Dinge vertieft und scheuen zurück vor den Pflichten, deren Übung unseren weltlichen Interessen schaden könnte. Ist irgend eine große Angelegenheit der Kirche im Werk, wie Viele vernachlässigen sie wegen ihrer Privatangelegenheiten! Wenn wir zusammenkommen und mit einander berathen sollten über die einmüthige, erfolgreiche Betreibung unseres Werkes, da hat Einer dies, der Andere jenes Geschäft, das Gottes Angelegenheiten vorgeht. Welch eine weit verbreitete Sünde ist es doch unter Predigern, sich in weltliche Geschäfte zu vertiefen! Nur zu Viele unter uns sind wirklich so, wie die Quäker uns haben wollen, die uns immer sagen, wir sollten hinter dem Pfluge hergehen und unser Brod im Schweisse unseres Angesichts uns erarbeiten und nicht so viel studiren. Diese Lektion lernt sich sehr leicht. In der That, das Geld ist noch immer ein zu starker Beweggrund für uns, die wir den Geiz für die Wurzel alles Übels erklären und lange Predigten dagegen zu halten wissen.“

*) Der evang. Geistliche. Aus dem Englischen. Berlin 1833. S. 128 u. 130.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 19. September.

N. 75.

Die Camisarden und die Kirchen der Wüsten in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Solche Züge, deren die Geschichte der damaligen Zeit viele, auch von Frauen und Kindern aufweist, schlugen wie Blitzstrahlen in die von den Schrecken der Verfolgung noch betäubten und erstarrten Volkshaufen, löseten versengend die Bande derer, welche sich der Römischen Kirche verschrieben hatten und entzündeten die Furchtsamen und Zagenden mit neuem Glaubenseifer. In Languedoc und in den Cevennen sah man die katholischen Kirchen verödet und Priester mit ihren Messknaben in traulicher Einsamkeit, dagegen aber Wälder, Schluchten und Höhlen durch die Versammlungen der Gläubigen belebt.

Der Ruf dieser Bewegungen drang endlich durch die gedrängten Reihen der Hofleute auch in die vergoldeten inneren Gemächer von Versailles und überzeugte den „großen König“, daß es nicht bloß eine Religion in seinem Reiche, daß es noch Calvinisten in demselben gebe. Da erschien wieder eine Reihe von Verordnungen, von denen die Deklaration vom 1. Juli 1686 im 5ten Artikel die Theilnahme an einem anderen Gottesdienste, als dem katholischen, bei Todesstrafe verbot.

Mit dieser Verordnung, die zu sehr an ihrem eigenen grausamen Inhalte und ihrer Unausführbarkeit sich stieß, um nicht bald (1689) dahin gemildert zu werden, daß nur die auf frischer That in den religiösen Versammlungen ergriffenen Protestanten mit dem Tode bestraft, die übrigen aber, ohne alle prozeßualische Formen, sogleich lebenslänglich auf die Galeeren geschickt werden sollten, hörten, wie man bisher mit einem gewissen Schein der Wahrheit gerühmt hatte, die Verfolgungen auf, unblutig zu seyn *) und nahmen den Charakter der des sechzehnten Jahrhunderts an. Truppenabtheilungen wurden in allen Richtungen ausgesendet, um die Versammlungen aufzuheben. Selten blieb es bei bloßen Verhaftungen und späteren Hinrichtungen der Gefangenen nach deren Verhör und Verurtheilung. Gewöhnlich schossen die Truppen von fern in die be-

tenden oder singenden Haufen, zerstreuten sie so und hieben dann diejenigen nieder, welche nicht durch die Flucht sich retten konnten. Über Einige wurde auch durch ihr Aufknüpfen an den nächsten Bäumen eine Art militärischen Standrechts augenblicklich vollzogen. Nur den sogenannten Predikanten oder sonstigen Vorsehern der Versammlungen erwarb der auf ihre Verhaftung ausgesetzte Preis die Auszeichnung, formell verhört und zum Tode verurtheilt zu werden: nachdem jene Deklaration allen in Frankreich gebliebenen oder dahin zurückgekehrten wirklichen Predigern Todesstrafe zuerkannt und eine Belohnung von 5500 Livres auf die Beförderung ihrer Verhaftung ausgesetzt hatte.

Das auf diese Weise vergossene Blut, anstatt die Glaubensgluth der Reformirten zu löschen, steigerte sie zu einer immer heller auslobernden Flamme. Aus Mangel an Predigern traten nun auch gebildete Laien auf, die diese Flamme heiliger Begeisterung nährten, pflegten und — was besonders nothwendig war — vor dem Brennstoff und wilden Feuer des Fanatismus zu schützen suchten: indem sie durch Wort und Wandel, Unterwerfung unter die Obrigkeit, Achtung vor dem Gesetze und Zurückhaltung von aller Selbsthülfe und Rache predigten und lehrten.

Unter diesen Männern nimmt Claude Brousson, jener „treue Athlet des Herrn“, wie ihn seine Biographen nennen, eine hohe Stelle ein. Geboren zu Nîmes, studirte er die Rechte und vertheidigte vor dem Aufhebungs-Edikte, als Advokat zu Castres und später zu Toulouse, die Rechte und Freiheiten seiner Glaubensbrüder in Schrift und Rede mit solchem Eifer und legte im Jahre 1682, vor dem seit undenklichen Zeiten wegen seines Fanatismus berüchtigten Parlament von Toulouse, sein Glaubensbekenntniß mit einem solchen Muthe ab, daß man sagte, es sey vergeblich, die Predigten der Hugenotten zu zerstören (détruire les preches), wenn man ihn in voller Parlamentssetzung predigen lasse. Seine thätige Theilnahme an dem im ersten Artikel dieses Berichtes erwähnten Entschlusse, an einem Tage auf den Trümmern der zerstörten Tempel die zerstreuten Kirchen zu sammeln, nöthigte ihn, auszuwandern. Er bereisete Brandenburg, Holland und die Schweiz, suchte überall Theilnahme für seine unterdrückten Glaubensbrüder zu erwecken und dieselben durch Schriften und Traktate zu trösten und zu belehren, und kehrte zweimal nach Frankreich zurück. Dort predigte er, nachdem das ihm in den Cevennen als Prediger verliehene Amt in der Schweiz bestätigt worden war, unter unsäglichem Gefahren und Beschwerden und meist bei Nacht mit unwiderstehlicher Kraft, Buße und Glauben. In elender, kaum gegen die Kälte ihn schützenden Kleidung, durch Ermüdungen und Entbehrungen abgemagert, sah das Volk in ihm einen Apostel, der

*) Merkwürdig ist, daß grade nach dem Aufhebungs-Edikte und in dieser Zeit eine Menge Schriften zur Belehrung der neuen Katholiken erschienen. Bayle sagt sehr richtig, daß die Ordnung verlangt hätte, den Unterricht den Unterzeichnungen vorhergehen zu lassen; da man aber nicht immer die Ordnung beobachten könne, so sey man oft genöthigt, ein Ding bei dem Schwanze (par la queue) zu fassen. — Ein Priester an der Kirche St. Sulpice in Paris gab eine ähnliche Schrift heraus, mit mehreren Bignetten, einen Schäfer vorstellend, der die Schafe mit seinem Hirtenstabe und seinen Knien in den Schaffall fröstelt!

die Abgestorbenheit der Welt an seinem eigenen Leibe sichtbar herumtrage und durch sein Beispiel predige, und bedeckte ihn nach gehaltenen Versammlungen mit seinen Küßen und Thränen. Mit der Predigt durch Wort und That noch nicht zufrieden, wirkte er durch gedruckte Briefe und Flugschriften, die sich schnell über das mittägliche Frankreich verbreiteten.

Trotz aller angewendeten Vorsicht konnte das Werkzeug dieser außerordentlichen Bewegung der Aufmerksamkeit der Behörden nicht entgehen. Schon im Jahre 1693 setzte der Intendant von Languedoc, der nachher nur zu sehr berühmte Baille, in einer öffentlichen Bekanntmachung einen Preis von 5000, nachher von 10,000 Livres für den aus, welcher unseren Brousson lebendig oder todt ihm überliefere, ja nur seinen Aufenthalt ihm anzeigen würde. Aber die Hand des Herrn wachte sichtbar über ihn und entzog ihn allen Verfolgungen der Feinde und Nachstellungen falscher Brüder. Zum dritten Male nach Frankreich zurückgeführt, wurde er verrathen und genöthigt, sich in einem Brunnen zu verbergen, in den ein Soldat sich hinabließ, ohne ihn jedoch zu finden. Im Begriff, Frankreich wieder zu verlassen, wurde er am 19. September 1698 zu Cleron in Bearn ergriffen. Dort vor den Intendanten geführt und befragt, was er in Frankreich gewollt, antwortete er: „Meine Brüder zur Buße führen.“ Er hatte auch den Feinden seines Glaubens eine solche Achtung eingeflößt, daß er, obgleich sehr streng bewacht, im Gefängnisse doch mit vieler Auszeichnung und Milde behandelt wurde. Er, welcher frei fast immer auf der bloßen Erde geschlafen, und Hunger und Durst erlitten hatte, erhielt als Gefangener ein Bett und gute Kost. Von dem Intendanten von Languedoc reklamirt, wurde er nach Montpellier abgeführt, wo Baille ihn mit gleicher Achtung behandelte, und, da er alle Fragen mit der größten Offenheit beantwortete, ihm die Folter erlies und den Befehl gab, daß er, vor Vollziehung der Strafe des Räderns, erdrosselt würde. Alle seine Ausfahrungen athmeten Milde, Friedensliebe und Ehrerbietung für den König, so daß der Intendant gesehen mußte, nie einen Menschen mit mehr Kraft des Geistes reden gehört zu haben. Seine Ruhe und Heiterkeit verließen ihn auch auf dem Schaffot nicht und, als er dem Henker Hände und Füße zum Binden darreichte, sagte er, er achte sich für glücklich, daß sein Tod mit dem des Heilandes Ähnlichkeit habe.

Brousson's Tod bildet in der Geschichte dieser Bewegung einen Wendepunkt und Übergangspunkt, den — es kann nicht geläugnet werden — dieser Gottesmann durch seinen großen Einfluß zum Theil selbst herbeigeführt hat. Die Glaubensbegeisterung hatte ihre höchste Staffel erreicht, auf der sich zu erhalten es schwer war. Sie mußte, wenn sie nicht auf eine niedrigere und sicherere Stufe hinabsinken sollte, entweder mit anderen oder mit fremden und nicht eigentlich ihr angehörenden Elementen sich verbinden und von ihnen genährt und getragen werden. Diese konnten eben, bei dem fürchterlichen Glaubensdrucke, unter dem die Reformirten seufzten, bei der Glut der Verfolgungen, die sie erleiden mußten, kaum andere seyn, als entweder die Hoffnung, aus diesem Zustande errettet zu werden, oder die Be-

gierde, sich aus demselben eigenmächtig zu befreien. Und so haben wir die beiden Elemente der Weissagung und des Fanatismus in ihren zartesten Keimen.

Da die Bibel in das innerste Leben des Französisch-reformirten Volks gedrungen und so recht eigentlich seine Nahrung, sein Trost und sein Schutz gegen tausendfache Leiden und Bedrückungen war, so erscheint es ganz natürlich, daß es, während der letzten Verfolgung unter Ludwig XIV., in den vielen prophetischen Büchern und Stellen der heiligen Schrift Trost und Erquickung suchte. Hatten doch, so erzählt wenigstens der unparteiische katholische Geschichtschreiber Rulhieres, dem die besten Quellen offen standen, hatten doch die Pastoren, bei ihrem Abschiede von ihren Gemeinden, ihre verwaisten Heerden mit den Worten des Propheten Joel: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch“ zu trösten gesucht und die Verlassenen diesen Trost auch auf das gleich Folgende: „und eure Söhne und Töchter sollen weiffagen, eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen“ in leicht erklärlichem Übergange erweitert! Das prophetische Element der heiligen Schrift gewann so bei den verfolgten Reformirten um so leichter das Übergewicht, als, nach der Vertreibung ihrer Lehrer, ihm durch die gleichmäßige, harmonische Ausbildung und Verarbeitend der übrigen Elemente nicht mehr die Wage gehalten werden konnte. Dessenungeachtet thaten die zurückgekehrten Pastoren und ihre Gehülfen unter den Laien bei derselben Vorliebe für jenes gleich heilige Element, alles Mögliche, um die Seelen, derer sie sich annahmen, vor praktischen Verirrungen zu schützen.

Da erschien im Jahre 1686 das berühmte Buch des nach Holland ausgewanderten, gelehrten Predigers Jurieu: „Die Erfüllung der Weissagungen oder die nahe Befreiung der Kirche“, in welchem er, mit besonderer Beziehung auf das 11te, 12te und 16te Capitel der Offenbarung Johannis, das Ende des Reichs des Antichrists zwischen 1710 und 1715 setzt, die baldige Reformirung von ganz Frankreich durch die königliche Auctorität prophezeit und die Reinigung der Kirche und deren Vereinigung zu einem Körper, in den auch die Juden und Heiden eingehen würden, zwischen 1715 und 1785 fallen läßt. Ungeachtet der in dieser Schrift enthaltenen trockenen Zahlenberechnungen und seiner wenig populären Sprache, wurde sie von den Reformirten in und außer Frankreich mit wahren Heißunger verschlungen und durch sie jenes Übergewicht vermehrt; und die Pfeile des Lächerlichen, welche von allen Seiten: von Bossuet, von den Apostaten Pellisson und Bruyès und selbst von Bayle auf den „Rotterdammer Propheten“ abgeschossen wurden, verloren an dessen Ueberzeugung und an der Sehnsucht der Reformirten ihre sonst so tief eindringenden Spitzen.

Wir kommen nun zu einer Erscheinung, zu deren Längung es der berühmten chirurgischen Kritik, des uro et seco mancher Philologen und Geschichtsschreiber bedürfen würde, die aber in ihren Quellen anzugeben und zu erklären schwer ist. Vom Jahre 1688 an erscheinen im Delphinat Personen, meist weiblichen Geschlechts und jugendlichen Alters, welche, im schla-

fenden und auch ekstatischen Zustände, zur Buße und zum Glauben ermahnten, und, obgleich vom niederen Stande und ohne alle Bildung, im reinsten Französisch zusammenhängend redeten. Ihre begeisterten Reden zeugten von einer außerordentlichen und, bis auf die übertriebenen Ausfälle auf die Römische Kirche, auch gesunden Bibelfkenntniß, welche ihnen im wachenden oder natürlichen Zustande ganz fehlte. Bald gingen diese Ermahnungen in wirkliche Weissagungen über, die sich nicht selten bewährten. So fielen oft in den Versammlungen Kinder in Zuckungen nieder und warnten vor wirklich nahenden Übersällen, oder vor anwesenden Verräthern, die getroffen, zu fliehen suchten, oder um Gnade flehten. Die Zahl der Propheten und Prophetinnen nahm mit reißender Schnelligkeit zu, und bald waren das ganze Delphinat und Languedoc von ihnen erfüllt; so wie auch über Personen höherer Stände diese wunderbaren Geistesgaben ausgegossen wurden.

Daß diese Erscheinung mit jener Schrift Jurieu's in einem nahen Zusammenhange gestanden habe, läßt sich kaum bezweifeln, daß sie aber, wie von katholischer Seite behauptet wird, durch sie allein veranlaßt worden sey, entbehrt aller historischen Beglaubigung und psychologischen Begründung. Sie war wohl eine wunderbare, unmittelbar von Gott hervorgebrachte, die sich allerdings an das von außen Gegebene angeschlossen und mit ihm nach und nach vermischt, von ihm verunreinigt wurde. Doch zeichneten sich, wenigstens anfangs, die Inspirirten durch Sittenreinheit aus und das 1 Joh. 4, 1—3. angegebene Erkennungszeichen war ihnen auch im späteren Zustande des Fanatismus tief aufgedrückt. Endlich lassen sich solche Erscheinungen, als ein gleichsam himmlisches Wetterleuchten, wohl eben so biblisch rechtfertigen, als kirchengeschichtlich nachweisen, von dem Montanismus in Phrygien im zweiten Jahrhundert an, bis zu den rufenden Stimmen in Smaland in unseren Tagen. Nur daß sie nicht als ein vorübergehendes Wetterleuchten, als *lucida intervalla*, angesehen werden, sondern die Menschen sich vermaßen, sie wie Quecksilber zu fixiren, an ihre sündlichen Zustände zu binden, in die Gefäße, in denen der heilige Aether sich verflüchtigt und nur noch einen Dufte gelassen hat, ihren unheiligen Fusel zu gießen, — nur dies scheint das Verderbliche und das zu seyn, was ihnen die ihnen gebührende Achtung selbst Gläubiger verkümmert.

Brousson, wenn auch nicht selbst Prophet, achtete doch diese Erscheinung, berief sich oft auf dieselbe in seinen Schriften*) und hielt sie gleichsam aufrecht. Allein von der anderen Seite ist auch nicht zu verkennen, daß er sie nicht für ein bloß vorübergehendes heiliges Wetterleuchten ansah, sondern sie festzuhalten suchte, ihr durch seine Predigten und Schriften mensch-

*) Seine „Relation des miracles que Dieu a faits dans les Cévennes,“ welche auch in Holländischer und Deutscher Übersetzung erschienen ist, habe ich, ungeachtet aller Bemühungen, mit nicht verschaffen können und würde sehr wünschen, auf dem Wege der Redaktion zu erfahren, wo sie zu finden wäre.

liche Nahrung zuführte, sie erweiterte und auf den breiten Boden allgemeiner biblischer Erkenntniß verpflanzte.

Sein „mystisches Manna der Wüste“ enthält einen Cyklus von in den Jahren 1689 bis 1693 in Höhlen und Felsenklüften gehaltenen Predigten. Sie glühen gleichsam von heiliger Glaubensbegeisterung und dürften, was diese und ihre edle, reine, hochpoetische und dabei ganz populäre Sprache betrifft, kaum von anderen übertroffen werden. Der Text der ersten Predigt: „Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinrissen, zeige mir deine Gestalt, laß mich hören deine Stimme; denn deine Stimme ist süß, und deine Gestalt lieblich“ (Hohel. 2, 14.), ist eben so glücklich gewählt, als seine Anwendung auf die damaligen Umstände von einer wirklich ergreifenden Lebendigkeit. So sagt er: „Wenn wir wollen, daß Jesus Christus uns als seine Taube anerkenne, so müssen wir auch deren Treue haben. Aber, ach! seyd ihr die Taube Christi? Seyd ihr jene keusche und treue Braut, die lieber den Tod leidet, als daß sie die ihrem himmlischen Bräutigam geschworene Treue verlegt, ihr, die ihr euch in verabscheuungswürdiger Abgötterei, in geistlicher Surrerei besudelt habt, und vorzüglich ihr, die ihr seit vielen Jahren in dieser schrecklichen Untreue beharrt? Wir können jezt wohl mit dem Propheten sagen: Wie geht das zu, daß die fromme Stadt zur Hure geworden ist? (Jes. 1, 21.) Ach! elende Kirche, ehebrecherische, treulose Kirche, du hast den Bund gebrochen, den du mit deinem Heilande geschlossen hattest. Du bist aus seiner heiligen Gemeinschaft aus- und in die des Widerchristi eingegangen!“

In diesen Predigten indeß, noch mehr aber in Brousson's „Hirtenbriefen über das Hohelied an die Braut Christi, die unter dem Kreuze ist,“ herrscht das prophetische Element überwiegend stark vor und es wird dadurch die obige Behauptung gerechtfertigt. Es ist schmerzlich zu bedauern, daß dieses ausgedachte Rüstzeug des Herrn, ohne jene Wundergabe zu besitzen, sich, wie Jurieu, in trügerische Berechnungen der Zukunft verliert, seine begeisterten Reden mit dürren Zahlen verfanzt und die fanatische Richtung, welcher er doch sonst in Wort und Wandel so mächtig entgegentrat, auf diese Weise gefördert, gepflegt, ja gewissermaßen geheiligt hat.

Durch die Propheten wurde die Blut der Verfolgungen noch heftiger angefacht, an denen die Geistlichen einen besonderen Antheil nahmen: so daß selbst von katholischen Schriftstellern der damaligen Zeit ihnen die Absicht, die Reformirten zur offenen Empörung zu reizen, untergelegt wird. Diese brach auch auf Veranlassung eines Priesters aus.

François de Langlade du Chayla, Prior von Laval, Inspektor der Missionen von Gebaudan und Erzpriester der Cevennen, früher Missionar in Siam, trat in gleicher Eigenschaft unter den Neukatholiken, wie die bekehrten Reformirten genannt wurden, den bei ihrem Glauben gebliebenen Calvinisten und deren Propheten in den Cevennen auf, in denen er, von Priestern und Soldaten begleitet, umherzog, mit unermüdetem Eifer und eiserner Strenge die kirchliche Ordnung herzustellen suchte, die Versammlungen auseinandertrieb und die Theilnehmer an

denselben einkertern und foltern ließ, um sie hierauf den Galgen und Galeeren zu überliefern. Im Juli 1702 wurden mehrere Bewohner der Cevennen, beiderlei Geschlechts, auf ihrer beabsichtigten Flucht nach Genf von Soldaten überfallen, gefangen genommen und zu dem Erzpriester nach Pont-de-Montvert geführt. Einige ihrer Verwandten warfen sich ihm zu Füßen: er aber war unerbittlich, und antwortete mit Härte, daß die Gefangenen die verdiente Strafe erleiden würden. Den folgenden Sonntag fand eine Versammlung in der Nähe statt, in welcher der Prophet Peter Segurier predigte und das unglückliche Schicksal der Gefangenen beklagte. „Aber,“ ruft er, seine Rede schließend aus, „der Herr hat mir befohlen, die Waffen zu ergreifen, unsere gefangenen Brüder zu befreien und diesen Erzpriester des Moloch zu vertilgen!“ Salomon Coudere fügt hinzu, er habe vom Geiste den bestimmten Befehl erhalten, die Priester zu bekriegen. Hierauf erhebt sich Abraham Mazel, ein dritter Prophet und sagt: „Meine Brüder! Ich hatte unlängst eine Vision: ich sah große, fette, schwarze Ochsen, welche die Pflanzen eines Gartens abfraßen und hörte eine Stimme mir zurufen: Abraham, verjage diese Ochsen! Als ich nicht gehorchte, rief mir die Stimme noch einmal: Abraham, verjage diese Ochsen! Da verjagte ich sie. Wie mir der Geist seitdem offenbart hat, so ist dieser Garten die Kirche Gottes; die schwarzen Ochsen sind die Priester, welche sie verwüsten und die Stimme, die mir zurief, ist der Herr, welcher mir geboten hat, sie aus den Cevennen zu vertreiben.“ Mehr brauchte es nicht, um die Menge hinzuweisen. Sie dringt um so eifriger in die drei Propheten, ihren Voratz auszuführen, als der Erzpriester versichert haben sollte, gleich nach seiner Rückkehr von dem Markte von Barre die Exekution an den Gefangenen vollstrecken zu lassen. Die drei Propheten gehen noch denselben Abend in den nächsten Ortschaften umher, um sich zu verstärken und den Sammelplatz für den folgenden Tag zu bestimmen. Auf einer waldigen Höhe versammeln sich ungefähr zwanzig Cevennolen, unter denen der Verlobte einer der verhassten Jungfrauen, mit Pistolen, Säben und Ästen bewaffnet. Segurier redet sie an, segnet sie im Namen des Herrn der Heerschaaren ein und steigt mit ihnen im Abenddunkel unter Anstimmung des 74sten Psalms in das Thal von Pont-de-Montvert hinab. Das Haus, in welchem der Erzpriester wohnte, war eine Art Burg und lag von dem Flecken Pont-de-Montvert getrennt. Es wird unter dem Gesänge des 68sten Psalms umringt. Der Erzpriester ruft zum Fenster hinaus: „Zurück, ihr Hugenottischen Hunde!“ und läßt auf die Angreifenden Feuer geben. Einer derselben sinkt getroffen zu Boden, und nun sprengt der wüthende Haufe das Thor und dringt in das Haus. Einige stoßen die Thüre des Gefängnisses ein und befreien die Gefan-

genen. Der Anblick derselben, die sich kaum auf ihren mit Schwielen und Beulen bedeckten Füßen halten können, steigert die Wuth der Cevennolen auf das Höchste und der Prophet Segurier ruft: „Kinder Gottes! Weg mit den Waffen. Das würde uns zu sehr aufhalten. Verbrennen wir in seinem Hause den Baalspfaffen mit seinen Gefellen.“ Sogleich lobert ein Feuer von den zusammengerafften Strohsäcken der Soldaten auf und ergreift das ganze Gebäude. Der Erzpriester läßt sich an einem Betttuche in den Garten hinab, fällt, bricht ein Bein und schleppt sich unter einen Dornenstrauch. „Da ist er! da ist er! knebelt den verdamnten Verfolger,“ schreien die ihn Findenden. Du Chayla steht um sein Leben und sagt mit kläglichlicher Stimme: „Wenn ich verdammt bin, wollt ihr euch auch in die Verdammniß stürzen?“ Segurier eilt hinzu: „Du bist du, Verfolger der Kinder Gottes! Nein, nein, keine Gnade. Der Geist will, daß er sterbe“ und gibt ihm den ersten Stoß. „Das ist für meinen Vater, der auf dem Rade gestorben ist! Das für meinen Bruder auf den Galeeren! Das für meine Eltern im Kerker“ schreien die Anderen, dem Beispiele des Propheten folgend. Du Chayla sinkt mit zweiundfunzig Wunden bedeckt todt zur Erde. Sein Haushofmeister, sein Koch und mehrere Soldaten werden gleichfalls niedergebaut und nur ein Bediente und ein Soldat, die sich gegen die Gefangenen menschlich gezeigt hatten, begnadigt. Der Prophet und seine Gefährten bringen einen Theil der Nacht um die Leichname knieend zu und ihre Psalmengesänge mischen sich in das Gefnister und Gepfassel des brennenden und einstürzenden Hauses und in das Losen des nahen Bergstromes!

Die Flammen von Pont-de-Montvert verzehrten die schon schwache Scheidewand, welche die Weissagung von natürlicher Ekstase und von dem mit ihr verschwisterten Fanatismus getrennt hatte, und mit ihnen beginnt ein Abschnitt in unserer Geschichte, dem der Christ gern schnell vorüberseht.

Deffenungeachtet würde es Verblendung und Ungerechtigkeit verrathen, unter dieser tiefen, schwarzen Decke, unter jenen verstümmelten Leichnamen, jenen Aschenhaufen verbrannter Kirchen und Dörfer, christliche Elemente und Keime des lebendigsten Glaubens zu verkennen. Fast alle Fanatiker, welche ergriffen wurden, bewiesen unter den Martern der Tortur und den Qualen eines schmachlichen Todes von Henkershand eine Haltung, welche kaum aus einer anderen Quelle, als der, auch noch so sehr getrübt, des Glaubens, abgeleitet werden kann. Und es ist undenkbar, daß eine ganze Bevölkerung, wie die der Cevennen und eines großen Theils von Languedoc, viele Jahre hindurch, allein vom Fanatismus gehalten und getragen, diesem Gözen Gut und Blut geopfert haben sollte.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 23. September.

N^o 76.

Die Camisarden und die Kirchen der Wüsten in Frankreich.

(Schluß.)

Aber diese Geschichte bietet noch eine andere, höchst anziehende Seite. Bauern, mit der schlechtesten Bewaffnung, von unwissenden Männern niederen Standes angeführt, widerstehen viele Jahre hindurch, siegreich und besiegt, aber nie daniedergeworfen, den trefflichsten und sieggewohntesten Truppen, und es gelingt nur einem der größten Feldherren des mächtigen Königs, dem Marschall Villars, sie zu überwältigen: und zwar nicht durch Waffengewalt und deren geschickte Anwendung, sondern durch kluge Mäßigung, Trennung der Anführer, Versprechungen und diplomatische Unterhandlungen!

Die Propheten waren die natürlichen Anführer der Fanatiker — nun, wahrscheinlich von „camise“, Hemde, Camisarden genannt, wie sie selbst sich den Namen der Heerschaar der Kinder Gottes, des Herrn beileigten —, und die Prophetie gehörte zu den wesentlichsten Eigenschaften eines Befehlshabers in diesem Kriege. Aber sie verdrängte keineswegs die eigentliche militärische Befähigung, sondern war vielmehr gleichsam das sie durchdringende geistige Fluidum und moralische Element, das Mittel, das gute Schwert zu fählen und zu schärfen: daher denn die beste Kriegeschule, der Krieg selbst, bald Anführer bildete, die mit der moralischen Kraft des Fanatismus einen sehr glücklichen und sicheren militärischen Takt, ja wahre Parteigängertalente verbanden; während wieder Andere, welche geringere prophetische Gaben besaßen, wie die Generale in der Französischen Revolution Volksrepräsentanten, so Propheten und — Prophetinnen zur Seite hatten.

Das bedeutende Übergewicht, welches ein geregeltes Heer über revolutionäre Kriegshaufen hat, wird durch den Umstand aufgewogen, daß in diesen unfähige Anführer sich nicht lange behaupten können, sondern bald den fähigeren weichen müssen, wie diese wieder, durch die gewöhnlichen Formen auf den gefährvollen, Eitelkeit und gemeinen Ehrgeiz nicht sehr befriedigenden Befehlshabersstellen weniger gehalten, den noch fähigeren Anführern Platz machen, bis denn die Reihe an die **fähigsten** kommt. So tauchten aus den Französischen Revolutionsheeren in unglaublicher Schnelle militärische Genies auf, welche in geregelten Zuständen wahrscheinlich in den untergeordneten Stellen namenlos verkommen wären.

So sehen wir hier einen Bäckerburschen, kaum dem Knabenalter entwachsen, unbärtig, mädchenhaft, von zarter, ja schwächlicher Leibesbeschaffenheit, auftreten und durch die Reihen kriegerischer Propheten und prophetischer Krieger, welche die Waffen theils als Soldaten regelmäßiger Heere in blutigen Schlach-

ten, theils als Parteigänger in diesen wilden Kämpfen empfangen hatten, sich den Weg zum Oberbefehl und zu einer großen militärischen und politischen Bedeutung bahnen.

Jean Cavalier, zur Zeit der Aufhebung des Edikts zu Ribaut, einem Flecken bei Anduze, geboren, war erst Schäferknecht zu Bezénobre und dann Bäckerlehrling zu Anduze. Sein Vater, welcher nicht die Entschiedenheit seiner Mutter hatte, ja seinen Glauben abgeschworen zu haben scheint, mußte den Knaben zu den Missionaren in den Religionsunterricht senden, aus dem er, nach sechsjähriger Unterweisung für hinlänglich gereift angesehen, entlassen wurde. Nun unterrichtete ihn seine Mutter in der reformirten Lehre mit solchem Erfolge, daß er bald die früher willig aufgenommenen Verhümer der Römischen Kirche erkennen lernte. Oft fanden bei seinen Eltern katholische Missionare sich ein, mit denen seine Mutter bald in Controversen gerieth, für die sein Vater Geldstrafen zahlen mußte. Dieser bezog sich mit unserem Jean die Messe, deren Ceremonien derselbe lächerlich fand, — aber sich gern von den Priestern zu sich nehmen, lieblosen und durch Heiligenlegenden und Wundergeschichten belustigen ließ. Dadurch und durch sein munteres, aufgewecktes Wesen gewann er die Zuneigung der Priester in solchem Grade, daß der Bischof von Alais ihn nach seiner Zustimmung seines Schutzes versicherte und ihm versprach, ihn in einem Jesuiten-Collegium studiren zu lassen.

So wäre Cavalier wohl in Verstand und bloß äußerer Religionskenntniß, oder als Jesuiten-Noviz aufgewachsen, wenn seine Mutter ihn nicht in eine Versammlung genommen hätte, welche Brousson kurz vor seinem Tode in der Nachbarschaft hielt. Dieser „bewunderungswürdige Knecht Gottes“, wie er ihn nennt, machte einen um so stärkeren Eindruck auf den dreizehnjährigen Knaben, als derselbe nie vorher einen reformirten Prediger gehört hatte und als er die Lehren seiner frommen Mutter in begeisterter Rede und aus dem Munde eines Mannes vernahm, welcher dieselben bald darauf mit seinem Blute besiegelte. Der Glaube schlug nun unvertilgbar tiefe Wurzeln in sein kindlich empfängliches Herz, und als bald darauf mehrere Teilnehmer an jener Versammlung aufgehoben, die Männer gefesselt auf die Galeeren und die Frauen mit abgeschorenen Haaren in den Thurm von Constance, zu Aligues-Mortes, gesendet worden waren — da warf sich dieser Glaube durch die schroffste Abstosung alles Römisch-Katholischen mit der ganzen Kraft der Einseitigkeit concentrisch auf das Gebiet des alten Calvinismus. Wie wir denn zu allen Zeiten und auch in unseren Tagen gesehen haben, daß Seelen, nach ihrer Erweckung und Wiedergeburt, in ähnlicher Abstosung und Ausschließung auch göttlicher Elemente außer den weiteren oder engeren Kreisen, welche sie mit ihren Augursäben um sich gezogen haben,

mit gleicher Kraft in den ibrigen sich festsetzen und — das eigene Grab wühlen!

In diesem Zustande war es denn ganz natürlich; daß der Jüngling bald von dem glühendsten Hasse gegen den Römischen Katholicismus erfüllt, von den Ekstasen der vielen Propheten um ihn her ergriffen und endlich selbst ausgezeichnete Prophet wurde.

Indeß mischten sich bei Cavalier in den zur Prophetie und Ekstase gesteigerten und von da in Schwärmerei und Fanatismus versunkenen Glauben kluge Überlegung, Ehrgeiz und Eitelkeit, welche denselben zweifelhaft machen und als eine Frucht der Berechnung erscheinen lassen könnten. Dagegen sprechen aber wieder so manche andere Gründe, unter andern daß er in diesem Falle kaum so lange in so außerordentlichem Ansehen bei den Seinigen sich hätte erhalten können, daß er nach einer vortheilhaften Capitulation mit dem Marschall Villars zum Obersten eines aus Camisarden gebildeten Regiments erhoben und mannigfach ausgezeichnet, allen glänzenden Aussichten im Dienste eines seinen Glauben verfolgenden Monarchen entsagend, als abenteuerlicher Flüchtling, durch die Schweiz nach Savoyen sich rettete, von da in den Holländischen und zuletzt in den Englischen Dienst überging und daß er die Befreiung seiner Brüder in Frankreich nie aus dem Auge verlor, sondern durch gefährvolle Unternehmungen versuchte, auch noch im Englischen Dienste und unter ganz verschiedenen Verhältnissen als Prophet predigend auftrat.

Weniger zweideutig und gemischt erscheint allerdings die gleiche Glaubensrichtung der übrigen Propheten unter den Anführern der Camisarden. Sie zeigen eine Ganzheit der Handlungen und des Willens, eine stete Folgerichtigkeit und ein fortgesetztes und nie unterbrochenes Streben nach dem Ziele, das sie sich vorgesetzt, die uns hohe Bewunderung einflößen, und endlich eine Kraft des Glaubens, welche sie auf der Folterbank und dem Blutgerüste und ganz nahe dem Richterstuhle des Ewigen keinen Augenblick an der Gerechtigkeit und Heiligkeit ihrer mit so vieler Grausamkeit besudelten Sache zweifeln ließ. Sie erscheinen als Römische Charaktere auf den Stamm Israels in den Heldenzeiten der Richter und Makkabäer eingepfropft!

Jener Peter, oder, wie er sich nannte, Esprit Seguiet, wurde von dem Parteigänger Poul gefangen genommen und gefragt, welche Behandlung er von ihm erwarte? „Wie ich dich behandelt hätte, wenn du in meine Hände gefallen wärest,“ war die Antwort des Propheten. Vor den Richtern erschien er mit der größten Ruhe und antwortete auf ihre Fragen meist mit Bibelstellen. „Dein Name?“ — Peter Seguiet. — „Warum nennt man dich Esprit?“ — Weil der Geist Gottes in mir ist. — „Dein Wohnort?“ — In der Wüste und bald im Himmel. — „Bitte den König um Verzeihung!“ — Wir haben keinen andern König, als den Herrn. — „Hast du keine Reue über deine Verbrechen?“ — Meine Seele ist ein Garten voll Schatten und Wasserquellen. Er wurde zum Feuertode verurtheilt und rief, einer Sage zufolge, von seinem Scheiterhaufen zu dem Volke: „Brüder, harret des Herrn und hofft auf ihn! Der verdorrte Carmel wird wieder grünen und der öde Libanon wie eine Rose blühen.“

Castanet hatte, nachdem die Camisarden durch die Capitulation Cavalier's getheilt und geschwächt worden waren, nach Genf sich begeben, aber im Jahre 1705 wieder Gelegenheit gefunden, mit mehreren Camisarden in das Vivarais zu gelangen, wo er eine religiöse Versammlung in einer Felsengrotte hielt. Als Knabe hatte er die Ziegen gehütet, war dann Wollkämmer geworden, mit seinem Vater ausgewandert, bald wieder nach Frankreich gekommen, wo er, um freier predigen zu können, als Waldaufscher Dienste nahm. Er war nicht bloß begeisterter Prophet, sondern auch sehr begabter Prediger und in der Streittheologie geübt. Aus dem Vivarais wollte er sich in die Cevennen begeben und diese, mit der vom Auslande erwarteten Unterstützung und mit Hilfe vieler Flüchtlinge, auf deren Rückkehr er rechnete, zu einem neuen Aufstande bewegen, als er verrathen, festgenommen und zu Montpellier zum Tode verurtheilt wurde. Auf dem Blutgerüste rief er den ihn zur Befehung ermahnenden Priestern zu: „Fort mit euch, ihr Heuschrecken aus dem Brunnen des Abgrundes! Was wollt ihr hier, ihr verfluchten Versucher? Ich will in der Religion sterben, in der ich geboren bin“ und starb mit der größten Standhaftigkeit und Ruhe.

Bocton, ehemaliger Hauptmann im Französischen Heere und sehr geschickter und gefürchteter Parteigänger in diesem Kriege, wurde, schon hoch bejahrt, verrathen, verhaftet, in die Citadelle von Montpellier abgeführt, und dort, nach kurzem Verhör, zum Tode des Rades verurtheilt. Der Intendant Baviile ließ ihn nicht allein vor seinen Augen foltern, sondern sich auch zu unwürdigen Schmähungen über ihn herab. Da erhebt der Greis sein Haupt und spricht: „Wie lange wirst du, Herr, den Sieg des Gottlosen dulden? wie lange leiden, daß er unschuldiges Blut vergieße? Dieses Blut schreit um Rache zu dir! Wirst du noch lange verziehen, Gerechtigkeit zu üben? Erwecke deinen alten Eifer und gedenke deiner Barmherzigkeit.“ — Auf dem Wege zur Richtstätte erhebt der alte Krieger seine Stimme über das Trommelgewirbel, „das ihn sonst zur Schlacht begleitet hatte und nun zum Märtyrertode führt“ und ermahnt die Ströme von Thränen vergießenden Protestanten, fest in der Gemeinschaft mit Christo zu verharren. — Unaufhörlich von zwei Priestern belästigt, die ihm, unter der Bedingung, daß er seine Religion abschwöre, Begnadigung des Königs anbieten, hebt er seine Augen empor, „als ob er um Kraft bete, den Einflüsterungen der Engel der Finsterniß zu widerstehen“ und da er einen Freund bemerkt, der vor diesem herzerreißenden Anblick in einen Liden sich zu retten sucht, bittet er, daß derselbe zu ihm geführt werde und er mit ihm reden dürfe und sagt ihm, nachdem ihm dies gewährt worden: „Wie mein Freund, stiehst du mich, da ich die Maalzeichen Christi an meinem Leibe trage? Was weinst du, da er mir die Gnade erzeigt, mich zu sich und zu dem Ruhme zu rufen, die Vertheidigung seiner Sache mit meinem Blute zu besiegeln?“ Als er das Schaffot erblickt, ruft er aus: „Muth, meine Seele! ich sehe die Stätte deines Sieges; bald wirst du, deiner schmerzhaften Banden ledig, in den Himmel eingehen!“ — Mit heiterem Antlitz und fester Haltung naht er dem Blutgerüste, legt sich selbst auf dasselbe nieder und läßt, unter heißen Gebeten, den Scharfrichter ruhig mit sich verfahren. Nachdem

man ihm die Beine zerbrochen hatte, wird er auf das Rad geflochten, die Beine und die Arme unter seinem Leibe und das Haupt nach unten. Fünf martervolle Stunden in dieser Lage, hört er nicht auf, Psalmen und Gebete zu Gott aufsteigen zu lassen und die Protestanten, die sich, um ihn zu hören; durch die Reihen der Soldaten in seine Nähe gedrängt hatten, zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermahnen. Da stellt der Abbé v. Massillon, Augenzeuge dieses schrecklichen Schauspiels, dem Intendanten vor, daß dieser Tod, weit davon entfernt, die Protestanten zu erschrecken, nur dazu beitrage, sie in ihrem Glauben zu befestigen, wie man es an ihren Thränen und an ihren dem Sterbenden ertheilten Lobpreisungen leicht zu erkennen vermöge. Der Intendant befiehlt nun, ihm den Todesstoß zu geben. Aber einer der Gerichtsdiener wendet dagegen ein: „Da der halsstarre Hugenott sich nicht befehlen will, so muß man ihn auf dem Rade sterben lassen;“ worauf der Unglückliche erwidert: „Du glaubst, mein Freund, daß ich leide, . . . ich leide allerdings; aber wisse, daß der, welcher mit mir ist, und für den ich leide, mir die Kraft gibt, meine Leiden freudig zu ertragen.“ Als er endlich den Scharfrichter nahen und ihm den Todesstoß zu geben sich anschicken sieht, rafft der Bekenner seine letzten Kräfte zusammen, um sein gewaltsam niedergehaltenes Haupt etwas zu erheben und mitten durch die fortwährenden Trommelwirbel die heilige Ermahnung: „Geliebte Brüder! Mein Tod sey euch ein Beispiel, die Reinheit des Evangeliums aufrecht zu erhalten; seyd Zeugen, daß ich in der Religion Jesu Christi und seiner heiligen Apostel sterbe!“ zu den umstehenden Protestanten dringen zu lassen.

Wie die außerordentliche Erscheinung der Propheten, so wird auch dieser ihr Heroismus durch Augenzeugen und Zeitgenossen unter den Katholiken außer allen Zweifel gestellt. Roland, einer der Hauptanführer der Camisarden, wurde im Jahre 1704 in dem Schlosse Castelnau, bei Uzès, überfallen, und entging, nach dem tapfersten Widerstande, dem Tode von der Hand des Henkers nur dadurch, daß ihn ein Dragoner niederschloß. Fünf seiner Offiziere wurden aber gefangen genommen und gerädert. Sie starben mit der größten Standhaftigkeit. Von einem derselben, Namens Maillet, erzählt Labaume: *) „Er war ein Gerber und 26 Jahre alt, von gutem Ansehen und fester Haltung. Er zeigte bei seinem Tode weder Furcht noch Schwäche;“ und die Kloster Schwester Demere^z **) schreibt: „Dieser Maillet bewies bis zu seinem letzten Seufzer eine solche Standhaftigkeit, daß man dadurch erschreckt wurde. Die Anderen zeigten Gleiches; mit Ausnahme eines Einzigen, der unter den Qualen sagte, daß er als Katholik sterbe. Man hörte von ihm (Maillet) keinen Schrei, keine Klage. Seine Arme und Beine und sein ganzer

Körper waren schon völlig zerbrochen, als er noch sein Haupt erhob und seinen Gefährten sagte: Muth, meine Brüder, das geht gut (*ceci va bien*). Leidet standhaft und hört nicht auf diese Leute da; von den Priestern redend, die ihr Möglichstes thaten, um sie zur Bereuung ihres Verbrechens zu bewegen; aber man sah nie eine solche Verstockung. Sie sagten zum Scharfrichter: Da! da ist ein Arm, da ist ein Bein; schlag' tüchtig zu! Der Herr Intendant sprach vor seiner Hinrichtung mit Maillet und sagte ihm: Bist du nicht sehr unglücklich, in deiner Halsstarrigkeit beharrt zu haben? Ich habe dir dreimal geschrieben und dich aufgefordert, dich zu ergeben; ich versprach dir eine gute Pension mit einer Compagnie; du kannst es nicht läugnen. Das ist wahr, antwortete er, aber es ist nun nicht mehr die Rede davon, laßt uns sehen, was jetzt zu thun ist; und so bestieg er das Schaffot, ohne so wenig, als seine Gefährten, seine Farbe zu verändern.“ Und von den Hinrichtungen der Fanatiker überhaupt sagt Labaume: „Alle diese Verbrecher starben mit einer erstaunenswerthen Unererschrockenheit; vor ihrer Verurtheilung schienen sie der ihnen gebrohten Todesstrafen zu spotten und erduldeten dieselben mit einer Standhaftigkeit, welche bewundert zu werden verdiente, wenn die Sache, für welche sie litten, nicht Alle mit Abscheu erfüllte.“

Es war ganz natürlich, daß von katholischer Seite die eigentliche Quelle dieser Standhaftigkeit verfannt und dem Fanatismus und der Verstockung zugeschrieben wurde. Sie war aber, wie schon bemerkt, der Glaube, freilich durch die außerordentlichsten Erscheinungen zu einer Höhe gesteigert, von welcher der Sturz um so erklärlicher war, und um so tiefer und verderblicher seyn mußte. Eine Menge Zeugnisse sprechen dafür und lassen diesen reinen Funken unter dem fremden, wilden Feuer natürlicher Ekstase und des Fanatismus leicht erkennen. Das merkwürdige Buch: „Heiliger Schauplatz der Cévennen“, *) ist voll dieser Zeugnisse, von denen die Beschränktheit des Raumes nur folgende anzuführen gestattet: „Alles, was wir thaten, geschah auf Anordnung des Geistes. Die Einfältigsten, ja selbst die Kinder, waren unsere Orakel, vorzüglich wenn sie im Zustande der Ekstase durch wiederholte und verstärkte Worte und Bewegungen auf etwas bestanden und Mehrere Gleiches aussprachen. Gab es wichtige Veranlassungen, so warfen wir uns Alle auf die Knie und Jeder bat Gott um seine Leitung, und siehe! plötzlich und an verschiedenen Orten in der Versammlung wurden Mehrere vom Geiste ergriffen und die Übrigen eilten herbei, um ihre Aussprüche zu hören. Hatten mehrere Inspirirte Gleiches gesprochen, -so schickten wir uns sogleich an, es auszuführen. . . . Der Tod schreckte uns nicht; wir achteten unser Leben für nichts, vorausgesetzt, daß, indem wir es nur für die Sache unseres Heilandes und im Gehorsam gegen seine Gebote verlor, wir unsere Seelen in seine Hände gaben. . . . Wenn wir in's Gefecht gingen und der Geist uns durch die guten Worte: Fürchtet nichts, meine

*) Conseiller au présidial de Nismes schrieb aus unmittelbarer Anschauung: „Histoire de la Revolte de Phanatiques ou Camisards“ Dieses mit Recht „kostbar“ genannte Manuscript befindet sich unter den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Paris, wo ich es im Jahre 1840 excerpirte.

**) Madame Demere^z de l'incarnation schrieb aus gleicher Anschauung einem Prälaten regelmäßig alle vierzehn Tage über die Unruhen in Languedoc. Auch dieses Manuscript ist von großem geschichtlichen Werthe.

*) Théâtre sacré des Cévennes. Londres, 1707 (von May Misson oder Durand Fage), Deutsch: „Heiliger Schauplatz der Landschaft Cévennes. Frankfurt, 1712.“ Vgl. Adeling, Gesch. der menschl. Wahrheit. Th. III. S. 55.

Kinder, ich werde euch führen, ich werde euch beistehen, gestärkt hatte, so stürzten wir uns in das Kampfgewühl, als ob wir in Eisen gehüllt gewesen wären und unsere Feinde nur wollene Arme gehabt hätten. Durch diese glücklichen Worte des Geistes Gottes gestärkt, führten unsere zwölfjährigen Knaben, wie tapfere Männer, Streiche zur Rechten und zur Linken. . . . Unsere Inspirationen sind es, die uns eingegeben haben, Alles, was wir Theuerstes auf der Welt hatten, zu verlassen, um Jesu Christo nachzufolgen und Satan und seine Genossen zu bekriegen. Sie sind es, welche unseren wahren Inspirirten den Eifer für Gott und für seine reine Religion und den Abscheu gegen die Abgötterei und Gottlosigkeit, den Geist der Eintracht und der Liebe, die Verachtung der Welt und der ungerechten Reichthümer eingegeben haben. Es sind einzig unsere Inspirationen, die uns zu diesem heiligen Kriege bewogen, aus unseren Herzen unter den größten Gefahren die Traurigkeit verbannt haben. Jene innige Gemeinschaft, die wir mit Gott hatten, machte uns unser schwerstes Kreuz zu einer leichten Bürde, stärkte, tröstete uns, war unsere Sicherheit und unser Glück. . . .“

Und aus vielen anderen Zeugnissen, namentlich aus Cavalier's Memoiren, *) geht hervor, wie das Fluidum dieses Elements durch eine kirchliche Organisation, durch Predigt und Liturgie, ganz besonders aber durch eine strenge Zucht umschlossen und gehalten wurde. „Streit, Feindschaft, Verläumdung und Diebstahl waren unter uns unerhört; all unsere Güter waren gemein; wir hatten ein Herz und eine Seele; Schwören, Fluchen und unzuchtige Worte waren ganz aus unserer Gemeinschaft verbannt. Glückliche Zeit! hätte sie immer gedauert!“

Durch seine Capitulation mit dem Marschall Villars (1704) beschleunigte Cavalier selbst den Untergang dieser glücklichen Zeit und bereitete den Sturz der Camisarden vor. Denn die bedeutendsten Anführer derselben, namentlich Roland und Ravanel, wollten nur unter der Bedingung der Bewilligung völlig freier Religionsübung die Waffen niederlegen und da ihnen dieselbe versagt wurde, so schrieen sie Verrath und forderten ihre Truppen auf, das gemeinsame Vaterland nicht zu verlassen und für den Herrn zu sterben. Die meisten Anführer und ihre Banden folgten dieser Aufforderung. Aber Cavalier, obgleich ziemlich verlassen, schien doch die Seele des Ganzen gewesen zu seyn; denn der Krieg nahm nach seiner Entfernung einen viel roheren und wilderen Charakter an und artete nach und nach in gewöhnliche Parteigängerei aus. Dessenungeachtet hielt ihn noch lange die Kraft des Fanatismus aufrecht. Als aber die Anführer, dem gefährlichen Beispiele des immer noch in großem Ansehen stehenden Cavalier folgten und, diese Kraft verkennend, oder ihr we-

niger vertrauend, auf das ihnen ganz ungewohnte und unnatürliche Element geheimer Negotiationen und Intriguen mit fremden Mächten sich wagten, mit zweideutigen Unterhändlern sich einließen, Abenteurern Gehör gaben und so ihr eigenes Schwert stumpften — da gruben sie sich und den Ihrigen das Grab, welches sie bald darauf auf Blutgerüsten und in schmählicher Verbannung fanden. Zwar regte sich jene Kraft immer noch lange in vielen Cevennolen; diese Regungen waren aber als die Todeskrämpfe eines verstümmelten und tödtlich verwundeten Riesens, als die letzten Zuckungen eines von seinem Haupte getrennten Reptils anzusehen!

„So konnte Ludwig XIV. mit dem Bewußtseyn, der Hyder des Calvinismus das letzte Haupt abgeschlagen zu haben, und mit den Titeln des Vertheidigers des Glaubens, den der heilige Remigius dem ersten christlichen Französischen Könige (Chlodwig), und des äußeren Bischofs, welchen Eusebius Constantin dem Großen beigelegt hatte, im Jahr 1715 zu Ludwig dem Heiligen in die Gruft von St. Denys eingehen. Auch die Hyder des Jansenismus wäre unter den Streichen des gleichen gewaltigen königlichen Arms in den Staub gesunken, wenn sie nicht geschickt denselben sich entzogen, wenn Gott, um seine Ausgewählten zu versuchen, sie nicht erhalten, und beschaffen hätte, Ludwig den Großen Constantin dem Großen auch dadurch ähnlich zu machen, daß, wie unter dem Kaiser die Arianer die Consubstantiation des Worts nicht anzugreifen wagten, und unter dem Könige Niemand ungekräft für den Bischof von Ypern sich erklären durfte: so, nachdem Beide die Augen geschlossen, der Irrthum sich zeigen, verstärken, aufgerichteten Hauptes einhergehen und der Wahrheit trogen sollte!“

So sprachen und schrieben die Jünger Lofola's, nachdem das Herz ihres königlichen Beschützers zu ihnen in die Straße St. Antoine zu Paris gebracht worden war. Der Herr hat aber die Weisheit der guten Väter zur Thorheit gemacht und ihre Aussprüche gerade umgekehrt. Denn der Calvinismus hält sein festes Haupt hoch empor, während der vorsichtige Jansenismus längst schon enteelt daniederliegt — vielleicht weil (nach dem Ausspruche eines Geschichtschreibers *) jener allein auf dem Felsen der heiligen Schrift, dieser aber auf das patristische Gemäuer menschlicher Überlieferung sich gegründet und gestützt hat!!

Berichtigung.

In dem Berichte über die evangelisch-lutherische Pastoral-Conferenz zu Neustadt-Eberswalde (Nr. 54.) wird gesagt: „die Eingeladenen von den Separirten waren nicht erschienen“. Um Mißverständnisse zu verhüten, erklären hiemit diejenigen Konferenz-Mitglieder, von denen die Einladungen zur Konferenz ausgegangen, daß außerhalb der Landeskirche stehende Lutheraner nicht eingeladen waren, also auch nicht erscheinen konnten.

*) Histoire de la réformat. par Merle d'Aubigné T. III. p. 405.

*) Memoirs of the wars of the Cevennes under Col. Cavalier. Written in french by Colonel Cavalier and translated into English. Dublin, 1726, welche ich mir mit vieler Mühe aus London verschafft habe. Ihre Aechtheit ist mir gar nicht zweifelhaft und ihre Brauchbarkeit von mir schon vor sieben Jahren (Bl. für lit. Unterh. Nr. 22. 1839) gegen Hoffmann vertheidigt worden.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 26. September.

N^o 77.

Die Unzweckmäßigkeit des neuen Ordinationsformulars.

(Von einem Geistlichen.)

„Wer zum Lebramt der Evangelischen Kirche gesetzmäßig berufen ist und durch Gebet und Handauflegung dazu eingesegnet werden soll, hat öffentlich zu bezeugen, daß er im gemeinsamen Glauben der Evangelischen Kirche stehe, demnach zum Ersten weder seine eigenen Meinungen noch irgend welche menschliche Satzungen, sondern das Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften zum Richtmaß seiner Lehre nehme; zum Anderen, daß er in derjenigen Auslegung der heiligen Schrift, welche nach dem Gesetz der Sprachen durch den heiligen Geist geschieht, unter Gottes Beistand treulich und fleißig fortfahren wolle, in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnissen der Evangelischen Kirche als Zeugnissen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre (hier folgt auf die Frage nach der Zustimmung des Ordinanden die Antwort desselben). Und da diese Grundthatfachen und Grundwahrheiten vornehmlich in Folgendem bestehen, so frage ich Euch: Ob Ihr mit der allgemeinen Christenheit auf Erden bekennet Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist? Sodann: Ob Ihr mit der gesammten Evangelischen Kirche zum Ersten Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, bekennet als den einzigen Mittler, insofern er als Prophet vor Gott mächtig von Thaten und Worten den Frieden verkündigt hat, dahin gegeben ist um unserer Sünde willen und um unserer Gerechtigkeit willen auferweckt, darnach sich gesetzt hat zur Rechten der Majestät in der Höhe und herrscht ewiglich als das Haupt der Gemeinde, die er sammelt und erhält mittelst des Wortes und der heiligen Sakramente durch den heiligen Geist, der von ihm gesendet ist in unsere Herzen und Jesum nennen lehrt unseren Herrn und die Gnade erkennen, so uns in ihm geschenkt ist? Zum Anderen, ob Ihr im Glauben an solche frohe Botschaft von der freien Gnade Gottes in seinem geliebten Sohne bekennen und bezeugen wollt, daß wir allzumal Sünder sind, aber Kinder Gottes werden durch den Glauben an Christum, in welchem wir, gerechtfertigt vor Gott aus Gnaden ohne Verdienst der Werke das Pfand des unvergänglichen Erbes haben, das behalten wird im Himmel, und daß wir durch denselben Glauben, der in der Liebe kräftig die Früchte des Geistes hervorbringt, in täglicher Erneuerung des Herzens vollbereitet werden auf den Tag Jesu Christi?“ (Hier folgt das zweite Ja des Ordinanden.)

Dies ist das neue Ordinationsformular, wie es die General-Synode zu Berlin am 10. August 1846 in der 39sten Plenarsitzung mit 48 Stimmen gegen 14 angenommen hat.

Es hat sich hiebei, um dies nur gleich im Voraus anzudeuten, wieder der Grundsatz bewährt, „daß die Kirche nicht begründet werden darf auf eine Herrschaft der Majorität, welcher selbst das Bekenntniß unterworfen wäre.“ Als der Erlöser am Kreuze hing, gab's eigentlich nur

Einen standhaften Bekenner, nämlich den Schwächer, dem er das Paradies zusprach; denn an allen Anderen ging das Wort in Erfüllung: „Ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe der Herde werden sich zerstreuen.“ Der zum Leben führende schmale Weg ist nie ein von der Majorität betretener gewesen, und selbst unter den Hirten bestand fast zu allen Zeiten die Mehrzahl aus schlaffen und mit dem Weltgeist liebäugelnden Vermittlern, die den schmalen Weg gerne ein wenig breiter machen wollten. Als die ewige und wesentliche Gottheit Christi auf der Synode zu Nicäa vertheidigt werden mußte (325), waren die meisten Bischöfe für vermittelnde Lehrformeln; dennoch ist sie Kirchenlehre geblieben bis auf den heutigen Tag. Wenn's so weit gekommen ist, daß man ein Bekenntniß herrschend machen will, worin zwar die Göttlichkeit, aber nicht die Gottheit Christi klar und entschieden ausgesprochen wird, dann pflegt ja der Herr selbst in's Mittel zu treten und einen praktischen Beweis seiner Gottheit zu geben, da, wenn ein solches Bekenntniß in der Kirche wirklich herrschend würde, sein Wort zu Schanden geworden wäre: „Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen.“

Es ist sehr schön, daß die General-Synode nach Abhandlung der beiden wichtigsten Fragen, nämlich der Bekenntniß- und der Verfassungsfrage, erst eine Pause gemacht hat. Denn ist auf diese Fragen das Rechte getroffen, so haben wir eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe, und dann werden alle Lebensfunktionen schon glücklich von statten gehen. Ist aber hierin und wohl gar höchst bedeutend gefehlt, so schützen auch alle weiteren Berathungen und Verhandlungen nicht vor einem unvermeidlichen Kränkeln und Dahinsterben. Das liegt in der Natur der Sache und bedarf weiter gar keines Beweises. Ganz vornehmlich ist aber die Bekenntnißfrage von der höchsten und Alles entscheidenden Wichtigkeit. Denn ohne das rechte Bekenntniß wird man auch nicht zur rechten Verfassung gelangen; und erlangte man sie auch in der Theorie, so würde sie doch in der Praxis unwirksam bleiben und wieder untergehen. Dahingegen wird sich auf das rechte Bekenntniß, welches die lebendigen, gefunden und brauchbaren Glieder des Leibes Christi klar und deutlich bezeichnet, auch leicht die rechte Verfassung gründen lassen und selbige sich auch in der Praxis bewähren. Bei der Bekenntnißfrage ist daher die allergrößte Vorsicht und Behutsamkeit nöthig, weil bei ihr jeder Mißgriff als ein giftiger Wurm im Gebälke des ewigen Wahrheitstempels zu betrachten ist. Darum wird man auch selbst allen hochgeehrten Mitgliedern der Landes-Synode die Demuth und Selbstverläugnung zutragen dürfen, daß sie jetzt außer ihren Sitzungen noch einmal in aller Ruhe und Stille über die gewonnenen Resultate,

theils selbst nachzudenken, theils auch Andere darüber zu vernehmen wünschen. Im Gedränge des Glaubenskampfes zwischen lauter hochansehnlichen und hochbetrauten Männern — ach! wie hätte da in unserer Zeit etwas Anderes sich erwarten lassen, als daß bei einer Abstimmung nur ein Bekenntniß voller Rücksichten und Lücken zur eigentlichen Herrschaft, nämlich zur Verpflichtung der Ordinandien, würde erhoben werden! — Waren denn, eben weil es sich um das Bekenntniß oder die Frage handelte, wer ein gläubiger Christ ist, zu Berlin nicht noch viel eigentlicher zwei Parteien versammelt, als wie 1530 zu Augsburg? Wahrlich, weit entscheidener und in weit wesentlicheren Dingen stehen jetzt sich die Parteien gegenüber. Noch viel, viel schwerer ist jetzt der Kampf, weil er ein viel geistigerer, ja ein bloß geistiger ist. Dennoch — wären die Evangelischen damals nicht aufgetreten mit einem schon fertigen Glaubensbekenntnisse, sondern hätten sie erst eins schaffen und erstreiten wollen, es würde vermuthlich nicht so herrlich abgelaufen, vermuthlich auch nicht ohne alle Rücksichten und Lücken zugegangen seyn, selbst wenn auch Luther nicht bloß der stille Vorkämpfer zu Koburg, sondern der laute zu Augsburg gewesen wäre; und ein Apostel der Deutschen, wie Luther, ist denn doch in unserer Zeit immer bloß noch ein frommer Wunsch. Darum ist es gar schön, daß nach solchem wichtigen und in solcher Weise geführten Parteikampfe eine Pause zum ruhigeren und unbefangeneren Nachdenken vergönnt ward. Der Herr kommt ja im stillen, sanften Wehen. So wird er hoffentlich auch zu Vielen kommen, die jetzt über das durch Stimmenmehrheit gewonnene neue Ordinationsformular im Stillen weiter nachdenken werden.

Das Allerbeste an unserer Zeit ist dies, daß sie mit aller Gewalt auf Entschiedenheit und Entscheidung hindrängt, und alles halbe und laue Wesen nicht leiden mag. Hierin ist sie biblischer, als sie selbst eigentlich weiß und will. „Wer nicht mit mir ist,“ spricht der Herr, „der ist wider mich,“ und: „Ach daß du kalt oder warm wärest!“ Leider hat dieser Geist der Entschiedenheit in der General-Synode nicht vorgewaltet, sondern vielmehr ein Alles umschlingender Geist der Vermittelung, und darum ist denn auch Etwas zu Stande gekommen, womit sich, beim rechten Lichte betrachtet, so gut als gar nichts entscheiden läßt. Dies eben ist es nun, was hier hauptsächlich nachgewiesen werden soll; und da unsere Zeit einmal beständig auf Entschiedenheit provocirt und sich auch damit, vornehmlich in der vorliegenden Sache, einzig und allein etwas Gottgefälliges und zum Heil Gereichendes ausrichten läßt, alles Laviren und Hinken auf beiden Seiten aber schier vom Übel ist, den Schaden Josephs nimmermehr heilen, sondern nur ärger machen kann, so möge der folgende Abschnitt auch die entscheidene Überschrift führen:

Die völlige Unzweckmäßigkeit des neuen Ordinationsformulars.

Der Zweck des Formulars ist dieser: „ein Bekenntniß aufzustellen, wonach der Ordinandus gerichtet werden soll, wenn über seine Lehren Zweifel entstehen;

ob er nämlich als Lehrer der Kirche ferner geduldet werden dürfe oder nicht.“

Nun wollen wir aber einmal verschiedene Kläger auftreten lassen gegen verschiedene nach dem neuen Ordinationsformular amtlich verpflichtete Diener Christi und Haushalter über Gottes Geheimnisse, und dann jedesmal zusehen, ob in der Ordinationsverpflichtung ein bestimmter und sicherer „Maßstab der Verantwortlichkeit für die evangelische Amtsführung“ zu finden ist.

1. Klage gegen einen Geistlichen, der die göttliche Dreieinigkeit öffentlich geläugnet hat.

a) Kläger sagen: Unser Prediger und Seelsorger hat bei seiner Ordination auf die Frage, „ob er mit der allgemeinen Christenheit auf Erden bekenne Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist“, mit Ja geantwortet. Wir meinten, er habe sich damit verpflichtet, die göttliche Dreieinigkeit zu lehren, wie sie ausgesprochen ist in den Bekenntnisschriften unserer Kirche. Wir glauben auch, daß die ganze heilige Schrift Alten und Neuen Testaments voll ist von dieser Darstellung und Offenbarung des göttlichen Wesens, und sind überzeugt, daß wir Einer hohen geistlichen Behörde dies gar nicht erst weitläufig darzuthun brauchen. Dennoch hat unser Prediger öffentlich gelehrt: „Dreieinigkeit ist eine Erfindung der Gelehrten, welche durchaus das Unbegreifliche in einen Begriff fassen wollten. Dreieinigkeit hat durchaus nicht den Anspruch darauf, uns von Gott selbst über sein Wesen geoffenbart zu seyn, so daß wir es demüthig anerkennen müßten.“ Da wir nun die Lehre von der göttlichen Dreieinigkeit für die erste Grundlehre der christlichen Kirche halten, von deren Erkenntniß das ewige Leben abhängt und bei deren Läugnung uns die ganze Bibel, so wie auch unser Katechismus und unser Gesangbuch höchst verdächtig gemacht werden; so bitten wir gehorsamst, uns und unsere Kinder bei jener Grundlehre schützen zu wollen.

b) Beklagter entgegnet: Der Ausdruck „göttliche Dreieinigkeit“ steht nicht im Ordinationsformular und, genau genommen, auch nicht in der Bibel; folglich bin ich auch auf das Bekenntniß dieser Lehre nicht verpflichtet. Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist bekenne ich aber, und zwar grade so, wie ich das Ordinationsformular verstehe, nämlich

a) „mit der allgemeinen Christenheit auf Erden,“ wobei ich nur an die jetzt lebenden Christen denke. Von diesen glaube ich aber, daß die meisten Aufgeklärten in unserer Zeit, wenigstens hier zu Lande, nicht mehr an einen dreieinigen Gott glauben, sondern unter dem Sohne und dem heiligen Geiste grade das verstehen, was ich darunter verstehe. Wenigstens käme es doch hier erst auf eine Abstimmung an, um zu ermitteln, was man jetzt unter der allgemeinen Christenheit zu verstehen habe und ob die Meisten wirklich noch an einen dreieinigen Gott glauben.

ß) nach dem von mir abgelegten Zeugnisse, „daß ich in derjenigen Auslegung der heiligen Schrift, welche nach dem Gesetz der Sprachen durch den heiligen Geist geschieht, unter Gottes Beistand treulich

und fleißig fortfahren wolle.“ Denn hienach habe ich mich ja nur zu einer von mir auszulegenden, aber keineswegs zu einer schon ausgelegten heiligen Schrift oder zu einer bestimmten, festen und unabänderlichen Kirchenlehre bekannt. „Das Gesetz der Sprachen“ hat nun mich, wie so viele Andere, nicht gehindert, die göttliche Dreieinigkeit aus der Bibel und aus dem Ordinationsformular herauszuinterpretiren. Und da es mir ein rechter Ernst dabei gewesen ist, ich gar viele gelehrte Schriften dabei zu Rathe gezogen habe und mir keiner bösen Absichten dabei bewußt bin, so glaube ich auch, daß meine Auslegung „durch den heiligen Geist geschehen ist.“

Ich bitte daher gehorsamst, die Kläger auf Grund des Ordinationsformulars abzuweisen, und zwar um so mehr, da ich für unsere Zeit, wenn die Sache nach Stimmenmehrheit entschieden wird, höchst wahrscheinlich „im gemeinsamen Glauben der Evangelischen Kirche“ stehe; da ich ferner auch getrost behaupten kann, daß ich „weder meine eigenen Meinungen, noch irgend welche menschliche Satzungen, sondern das Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften zum Richtmaß meiner Lehre nehme“, wenn gleich ich diese Schriften freilich nicht als das Wort Gottes betrachte, wovon nichts hinweg- und zu dem nichts hinzugefügt werden dürfte, wobei ich ja aber auch wieder aus dem jetzigen evangelischen Gemeindglauben herausfallen würde; und da ich endlich gerne von neuem hiemit verspreche, daß ich, so weit es mir bei der mir zur Pflicht gemachten Auslegung der heiligen Schrift möglich seyn wird, zur „Einigkeit mit den alten und neuen Bekenntnisschriften“ zu gelangen suchen werde, ein anderes Versprechen aber, z. B. das, daß ich nun sofort die göttliche Dreieinigkeit lehren wolle, mit meiner Verpflichtung auf eine von mir auszulegende heilige Schrift unmöglich vereinigen kann.

Was macht nun hier die rechte Entscheidung so schwierig, ja unmöglich? Abgesehen davon, daß das ganze Ordinationsformular eine Sprache führt, wie Jemand, der Alles und doch Nichts gewiß weiß, einfach der Umstand, daß der Ordinandus auf keine **ausgelegte** Schrift verpflichtet wird, wie sie die Kirche hat und haben muß. Jeder sieht, mit den Worten: „Gott den Vater, den Sohn und den heiligen Geist“, soll die göttliche Dreieinigkeit bekannt seyn und für jeden Gläubigen ist sie auch wirklich hinreichend damit bekannt. Aber es sind **Schriftworte**, die erst ausgelegt werden müssen. Durch diese Auslegung, wobei die ganze heilige Schrift zu Rathe gezogen werden muß, hat die Kirche die Grundlehre von der göttlichen Dreieinigkeit gewonnen. Wer nun ein Lehrer der Kirche werden will, der muß sich auf diese ausgelegte Schrift oder auf die Lehre von einem dreieinigen Gott Vater, Sohn und heiligen Geist verpflichten lassen. Kann oder will er das nicht, so ist er noch nicht fähig, Lehrer der Kirche zu werden, weil er sich ihrer Lehre noch nicht unterwerfen kann oder will. Die Kirche kann hievon nicht abgehen; denn sie ist ein Himmelreich, ein Reich Gottes, eine Anstalt, die über allen Menschen steht und Alle zu Einem seligmachenden Glauben erziehen

will. Wer nun diesen Glauben nicht lehren kann, den hat sie zwar in der Lehre, falls er sich von ihr lehren lassen will und sich nicht mit Gewalt von ihr losreißt; aber als ihren Lehrer kann sie ihn nicht anstellen. — Dem Verfasser des Ordinationsformulars ist selbiges also offenbar darum verunglückt, weil er bei Abfassung desselben seinem eigenen Grundsatze ungetreu geworden ist, nämlich daß die Kirche nicht bloß eine auszulegende, sondern auch eine schon ausgelegte Schrift habe, und daß ein Ordinandus sich diese ausgelegte nothwendig schon angeeignet haben müsse. Die ausgelegte Schrift ist ihr Bekenntniß und enthält die Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils, die alle ihre Lehrer lehren müssen. Das Bekenntniß muß den wahren Sinn und Inhalt der Schriftlehre klar und unverhüllt aussprechen, und zwar, wo Zweideutigkeiten und falsche Auslegungen möglich oder schon bekannt sind, nicht in Schriftworten, eben weil es dann keine ausgelegte Schrift seyn würde, und die von Gott eingegebene Schrift einmal von der Art ist, daß sie ausgelegt werden soll und muß durch den Geist, welcher alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit erforscht, und sie dem natürlichen, unwiedergeborenen und vom Geiste Gottes nichts vernehmenden Menschen eine Thorheit ist. Neben oder außer der in dem Bekenntnisse ausgelegten Schrift, d. h. neben und außer den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils, die jeder Kirchenlehrer annehmen muß, bleibt demselben nun noch eine solche Masse auszulegender Schrift, daß, wenn er auch Methusalah's Alter erreichte, er doch sein ganzes Leben hindurch nicht völlig damit würde fertig werden. Denkt er aber bei seiner Arbeit an das Wort: „Hat Jemand Weissagung, so sey sie dem Glauben ähnlich,“ und versteht er unter dem Glauben nicht seine subjektiven Meinungen und Einfälle, sondern die von ihm bekannten Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils; so wird er bei seiner Schriftauslegung immer mehr die Erfahrung machen, daß die ganze heilige Schrift diesen Grundthatfachen und Grundwahrheiten, wie sie namentlich in den drei allgemeinen Glaubensbekenntnissen der christlichen Kirche ausgesprochen sind, auch in keinem Worte widerspricht, und daß also die Verfasser dieser Bekenntnisse wirklich vom heiligen Geiste, dem Geiste der Wahrheit, geleitet wurden.

Die drei allgemeinen Glaubensbekenntnisse der christlichen Kirche bilden eine heilige Trias, und haben, wie jeder unbefangene Blick in dieselben und in die Geschichte ihrer Entstehung deutlich lehrt, vorzugsweise den Endzweck, die erste Grundwahrheit der christlichen Kirche, womit alle anderen stehen und fallen, nämlich die Lehre vom Wesen Gottes, als eines dreieinigen, in's hellste Licht zu stellen und gegen den Widersacher zu vertheidigen. Dem **apostolischen** Glaubensbekenntnisse hört man es deutlich an, daß es gleichsam noch aus der Unschuldszeit der Kirche stammt, wo die inneren und geistigen Anfechtungen, die eigentlichen Pforten der Hölle, ihre Kräfte noch nicht gegen sie entfaltet hatten; in ruhiger Kindeseinfalt bekennet es Gottes dreieiniges Wesen und Welterlösungsthaten, fast in lauter Bibelworten, unbekümmert darum, wie dieselben fälschlich aus-

gelegt und angetastet werden könnten; weshalb diesem Bekenntnisse auch nie sein Platz bei der Taufe geraubt werden darf.

Aber wie hätte denn Gottes dreieiniges Wesen, in welchem verborgen liegen alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis, also daß es davon heißt: „Dich erkennen ist eine vollkommene Gerechtigkeit; und deine Macht wissen, ist eine Wurzel des Lebens,“ — wie hätte dieses Wesen, oder das treue, kindlich-einfältige Bekenntnis desselben und seiner seligmachenden Machtbeweise unangefochten, von dem alten, bösen Feinde Gottes unangefochten bleiben dürfen! Mit seiner ganzen Macht und List wendet er sich daher, nicht gegen den Vater, denn das wäre in der Christenheit doch vergeblich gewesen; aber es war auch nicht nöthig, denn wer den Sohn läugnet, der sieht und hat auch den Vater nicht und hat keinen, d. h. nicht den Einen wahren Gott; — also gegen den ewigen und wesentlichen Sohn, der im Fleische erschienen und geoffenbart war. Dieser muß von Gott geschieden werden, darf nicht im Vater und der Vater nicht in ihm bleiben, muß zu einem Geschöpfe und damit für uns Menschen zu Nichts herabsinken. Und siehe! es funktelt das **Nicänische** Bekenntnis daher, nicht mehr in bloßen Bibelworten, denn der alte Schriftverdreher hatte schon das Bildern, Allegorisiren, Mythisiren und Mystificiren gelehrt, sondern in nackten, unverhüllten und unzweideutigen Sinn- und Begriffsworten, als: „Gott von Gott, Licht vom Licht, wahrhaftiger Gott vom wahrhaftigen Gott; geboren (ausgehend wie vom ewigen Licht ein ewiger Glanz oder Schein), nicht geschaffen; mit dem Vater in einerlei Wesen; durch welchen Alles geschaffen ist; welcher um uns Menschen und um unserer Seligkeit willen vom Himmel kommen ist und leibhaftig worden durch den heiligen Geist von der Jungfrau Maria und Mensch worden.“ Das war in Beziehung auf die Gottheit des Sohnes ein Damm, der nicht zu durchbrechen war.

Von neuem stürmte der Aege an gegen das Bollwerk der göttlichen Dreieinigkeit und namentlich gegen die Gottheit des heiligen Geistes. Und siehe! das **Athanasische** Glaubensbekenntnis blühte daher, von dem Luther sagt: „Das Symbolum Athanasii ist also gefaßt, daß ich nicht weiß, ob seit der Apostel Zeit in der Kirche des Neuen Testaments etwas Wichtigeres und Herrlicheres geschrieben sey.“ Und vor solchen Glaubensbekenntnissen müssen die Lügner der göttlichen Dreieinigkeit verstummen. Aber freilich verpflichtet müssen die Lehrer der Kirche darauf werden. Denn worauf ein Lehrer nicht wirklich verpflichtet ist, danach kann er auch nicht gerichtet werden; wenigstens kann er gegen die kräftigste Verurtheilung immer eine allen Weltkindern noch viel kräftiger scheinende Rechtfertigung schreiben.

2. Klage wider einen Lügner der Gottmenschheit Christi.

a) Kläger tragen vor: Wir sind der Meinung, unser Prediger und Seelsorger sey bei seiner Ordination durch die von ihm bejahte Frage, „ob er mit der gesamten Evangelischen Kirche Jesum Christum, den eingeborenen Sohn

Gottes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm, bekenne als den einigen Mittler“ verpflichtet worden, die wahre Gottmenschheit Christi zu lehren; denn wir glauben, daß die hiemit von ihm bekannten Schriftworte unmöglich anders recht ausgelegt und verstanden werden können. Gleichwohl finden wir uns nun auf eine höchst schmerzliche und betrübende Weise getäuscht; denn unser Prediger hat nicht bloß in der Kirche, sondern auch in der Schule die Gottmenschheit Christi geläugnet, hat diese Kirchenlehre ausdrücklich einen alten, die Menschen verdummenden Aberglauben, eine sündliche Abgötterei und Menschenvergötterung genannt, und dagegen Jesum Christum für einen bloßen natürlichen Menschen erklärt, der aus Lehrweisheit noch so manchen jüdischen Aberglauben, den er in unserer Zeit gewiß selbst verwerfen würde, habe stehen lassen. — Denken wir nun z. B. an die Worte des Herrn: „Das ist der Wille des, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage,“ und: „So ihr nicht glaubet, daß ich es sey, so werdet ihr sterben in euren Sünden,“ so wie an das Wort des Apostels: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben; wer den Sohn Gottes nicht hat, der hat das Leben nicht“: so ergeißt uns beim Hinblick auf die Gemeinde und besonders auf unsere Kinder, die tiefste Betrübniß. Denn Einen wahren, ewigen und wesentlichen Sohn Gottes, der um unsers willen Mensch ward, sich mit unserer menschlichen Natur vereinte, um für uns zu leben, zu leiden und zu sterben, — ja, Einen solchen Gottmenschen gibt es doch nur, und der seligmachende Glaube an diesen wird nun bei uns öffentlich, in der Kirche und in der Schule, für Aberglauben erklärt. Wir bitten daher u. s. w.

b) Beklagter erwidert: Auf die Lehre von der Gottmenschheit Christi bin ich eben so wenig verpflichtet, wie auf die Lehre von der Gottheit des heiligen Geistes; denn in dem neuen Ordinationsformular ist Christus nirgends der Gottmensch genannt, und auch nirgends gesagt, daß er wahrer Gott und wahrer Mensch zugleich gewesen sey. Auf diese Lehre hätte ich mich als ehrlicher Mann und mit gutem Gewissen nimmermehr verpflichten lassen können, weil ich sie wirklich nicht glaube und also auch nicht lehren kann. Alles aber, was in dem Ordinationsformular über die Person Jesu gesagt ist, das glaube ich ganz füglich mit meiner Ansicht von derselbigen vereinigen zu können, indem diese darin besteht, daß ich Jesum Christum zwar für einen bloßen natürlichen Menschen halte, aber doch zugleich für einen solchen Menschen Gottes, den ich auch wohl einen Gottmenschen nennen könnte, nämlich für einen so reinen, heiligen und vollkommenen Menschen, der das wahre Ebenbild Gottes darstellt, welches Gott durch ihn auch in uns hervollen will. So nenne ich ihn den eingeborenen Sohn Gottes und den einigen Mittler. So messe ich ihm Kräfte bei, die wir erst erlangen und begreifen werden, wenn wir zu seiner Vollkommenheit hinangekommen seyn werden, was aber in dieser Welt noch keineswegs geschehen wird. Darum begriff ihn die Welt nicht, wie auch jetzt ihn so Viele noch nicht recht begreifen, sondern tödtete ihn; Gott aber hat ihn zu unserem Heile wieder auferweckt. So ist er um

ferer Unvollkommenheit und Sünde willen dahingegeben und um unserer Gerechtigkeit willen, nämlich um uns zur göttlichen und allein vor Gott geltenden Vollkommenheit und Gerechtigkeit zu führen, wieder auferweckt. Glauben wir von ganzem Herzen an ihn und suchen wir aufrichtig gesinnt zu seyn, wie er gesinnt war, und in seine Fußstapfen zu treten; so will Gott unsere Schwachheitsünden nicht ansehen, sondern uns als seine durch Christum für den Himmel zu erziehende Kinder annehmen. So sind und werden wir immerdar aus Gnaden selig, und nicht um der Werke der Gerechtigkeit willen, die wir in unserer Schwachheit und Unvollkommenheit thun und gethan haben. Er, der vollkommene Mensch Gottes, der in göttlicher Gestalt war, in der Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit, der aber Alles vom Vater hatte und Nichts von ihm selber, gab uns endlich auch ein vollendetes Muster der Demuth und Unterwürfigkeit, indem er in dienender Knechtsgestalt auf Erden einherging und Gott gehorsam ward bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz. So ist Christus uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung. Nun hat er sich gesetzt zur Rechten der Majestät in der Höhe und herrscht ewiglich als das Haupt der Gemeinde. Dies ist in gedrängter Kürze meine Ansicht von der Person und dem Velterlösungswerke Jesu Christi. Hiemit weiß ich nicht bloß Alles, was im Ordinationsformulare, sondern auch das Allermeiste, was sonst noch in der Bibel über ihn gesagt ist, bestens in Einklang zu bringen. Was ich aber in letzterer nicht damit zu vereinen weiß, das kann ich nur für menschlichen Irrthum und Aberglauben erklären. Und hiezu glaube ich selbst durch das Ordinationsformular befugt zu seyn; denn ich bin ja nach demselben nur auf das Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften, nicht aber auf diese als das Wort Gottes verpflichtet, und habe auch ein treuliches und fleißiges Fortfahren in der Auslegung der heiligen Schrift gelobt. — Wäre ich bei der Ordination gefragt, ob ich von Herzen glaube, daß Christus zu seiner Menschwerdung empfangen sey vom heiligen Geist und geboren von der Jungfrau Maria; ob ich glaube, daß durch ihn Alles geschaffen sey, das im Himmel und auf Erden ist, das Sichtbare und das Unsichtbare; und ob ich daher auch glaube, daß Alle ihn ehren müßten, wie den Vater, und daß auch alle Engel Gottes ihn anbeteten: dann hätte ich freilich verstummen müssen und als ein ehelicher und gewissenhafter Mann mich nicht zum Dienste der Kirche können ordiniren lassen. Denn ich gestehe, daß in solchen und ähnlichen Stellen der Bibel dem Sohne Gottes wirklich eine wahrhaft göttliche Majestät und Herrlichkeit beigegeben wird. Ja ich muß auch sogar gestehen, daß in der Bibel Alten und Neuen Testaments Stellen vorkommen, in de-

nen Christus gradezu Gott genannt wird und bei denen es selbst den allergelehrtesten und scharfsinnigsten Auslegern bis jetzt noch nicht gelungen ist, seine Gottheit unzweifelhaft hinwegzuinterpretiren. Aber in dem Ordinationsformulare kommen solche Stellen gar nicht vor. Darum bin ich dadurch auch keineswegs zur Verkündigung der wahren, der ewigen und wesentlichen Gottheit Christi verpflichtet; und da ich als Diener der Kirche doch eben nach meiner Ordination gerichtet werden soll, so bitte ich, mich in meinen Rechten und Freiheiten geneigtest schützen und die Kläger mit ihrer Beschwerde abweisen zu wollen.

Die wahre Gottmenscheit Jesu Christi hat von je her zu den allerwesentlichsten Grundwahrheiten des Christenthums gehört, ohne deren Annahme Niemand stehen kann auf dem Einen Grunde, der gelegt ist und welcher ist Christus. Die wahre Gottmenscheit Christi ist aber, wie schon satzjam bewiesen, in dem Ordinationsformulare nicht nur nicht klar und unverhüllt ausgesprochen, sondern auch nicht einmal mit solchen Schriftworten, aus denen sie sich nicht leicht hinweginterpretiren ließe, z. E. mit dem im Nicänischen Bekenntnisse enthaltenen Worte: „durch welchen Alles geschaffen ist“. Für die Gläubigen — das leidet gar keinen Zweifel — ist freilich auch im Ordinationsformulare die wahre Gottmenscheit Christi ausgesprochen, wenn gleich sein Kommen vom Himmel und seine Menschwerdung eigentlich nur mit den Worten: „eingeborener Sohn Gottes, der sich selbst entäußerte und Knechtsgestalt annahm“, angedeutet ist. Aber ein Glaubensbekenntniß ist doch offenbar ganz besonders nothwendig für die Ungläubigen, damit auch sie darin klar und unverhüllt den rechten Glauben erblicken sollen; und ein Ordinationsformular hat doch offenbar ganz besonders den Zweck, so viel als möglich zu verhüten, daß kein Ungläubiger im Dienste der Kirche als Lehrer angestellt, und wenn es dennoch geschehen, oder wenn Jemand später in Unglauben verfallen, ihn wieder aus dem Dienste der Kirche zu entfernen. Zu diesem Zwecke ist nun eben das in Rede stehende Ordinationsformular in Betreff der Hauptgrundlehre des Christenthums, nämlich in Betreff der wahren Gottmenscheit Christi, völlig unbrauchbar. Denn die entscheidende Kirchenbehörde würde dabei mit der Ordinationsverpflichtung keineswegs ausreichen, sondern, wenn sie überhaupt Etwas ausrichten wollte, ihre Zuflucht nehmen müssen, entweder zu solchen Schriftworten, die im Ordinationsformulare nicht einmal angedeutet sind, oder zu den alten Bekenntnisschriften der Kirche; und beiden könnte der Beklagte füglich schon mit dem Ordinationsformulare selbst entgegentreten. Dies war es, was hier bewiesen werden sollte, und was hauptsächlich im Obigen zur Genüge bewiesen seyn wird.

3. Klage wider einen Lügner der Hölle- und Himmelfahrt Christi, der Auferstehung der Todten und der Wiederkunft Christi zum Gericht.

a) Kläger geben zu vernehmen: Wir glauben, daß die **Höllenfahrt Christi** zu den Grundthatsachen der Weltlösung gehöre. Uns würde selbst die Grundlehre der ganzen heiligen Schrift zweifelhaft werden, nämlich die Lehre vom alleinigen Heil in Christo, wenn wir in der Schrift und in unserer Kirchenlehre keinen Rath erblickten für alle die Millionen, denen Christus hier auf Erden noch gar nicht oder doch nicht recht verkündigt wird. Gott hätte dann durch die Sendung seines eingeborenen Sohnes nicht die Welt, sondern nur einen verhältnismäßig sehr kleinen Theil der Menschheit geliebt. Unmöglich könnte es dann nur Einen Weg zum Leben geben, sondern alle Völker müßten auch auf den von ihnen betretenen Wegen dazu gelangen können. Unmöglich könnten Alle nach der Schrift gerichtet werden, wenn nicht bis zum allgemeinen Weltgerichte auch Allen die Schrift verkündigt wäre. Das sind die vornehmsten Gründe, warum wir die in der heiligen Schrift geoffenbarte Thatsache, daß Christus, sobald er hier auf Erden das Erlösungswerk vollbracht hatte, hinging in das Todtenreich und auch dort das Evangelium, das Wort von der Versöhnung, aufrichtete, für eine Grundthatsache des Heils erkennen, die wir gar nicht entbehren können, wenn beim Hinblick auf die gesammte Menschheit unser Glaube an die Schrift und an das Christenthum einen festen und unerschütterlichen Halt haben soll, indem sonst bei einem consequenten Denken, wie gesagt, auch selbst die Lehre vom alleinigen Heil in Christo zweifelhaft und wankend werden müßte.

In der **Himmelfahrt Christi** erblicken wir eine Bürgschaft für die Unsrige und singen daher im herzlichsten Glauben: „Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe, und allen Zweifel, Angst und Pein hiemit stets überwinde; denn weil das Haupt im Himmel ist, wird seine Glieder Jesus Christ zur rechten Zeit nachholen.“ Darum halten wir die in der heiligen Schrift geoffenbarte und in allen Bekenntnisschriften der christlichen Kirche ausgesprochene Himmelfahrt Christi für eine wesentliche und unentbehrliche Grundthatsache des Heils.

Dieselbe Unentbehrlichkeit messen wir sodann der Lehre von der **Auferstehung der Todten** bei, wovon der Apostel Paulus z. B. sagt: „Ist die Auferstehung der Todten nichts, so ist auch Christus nicht auferstanden. Ist aber Christus nicht auferstanden, so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch euer Glaube vergeblich;“ so wie endlich auch der Lehre von der **Wiederkunft Christi zum Gericht** über die Lebendigen und über die Todten, ohne welche die Kirche in völlige Kraft- und Machtlosigkeit versinken würde.

Diese Kirchenlehren hat nun unser Prediger und Seelsorger zum Ofteren schon in seinen Predigten und jetzt auch

in einer Druckschrift öffentlich verworfen. Wir bitten daher u. s. w.

b) Beklagter erwidert: In den Fragen, die mir bei meiner Ordination vorgelegt sind, ist von Christi Hölle- und Himmelfahrt, von der Todten Auferstehung und von Christi Wiederkunft zum Gericht gar nicht die Rede, und bin ich also auf diese Lehren auch nicht verpflichtet worden. Sielte man in unserer Zeit diese Lehren noch für gewiß und ausgemacht, für nothwendig und unentbehrlich, so würde man sie doch auf jeden Fall eben so gut in das neue Ordinationsformular mit aufgenommen haben, als wie sie in den alten Bekenntnisschriften der Kirche, worauf sonst verpflichtet ward, enthalten sind. Da ich nun der freien Richtung unserer Zeit zugethan bin, die jene Lehren längst aufgegeben hat, und da, wie ich nicht bezweifle, auch die meisten heutigen Christen, wenigstens hier zu Lande, ebenfalls jener Richtung angehören, ich also damit zugleich in dem jetzigen christlichen Gemeindeglauben stehe; so bitte ich, die Kläger auf Grund meiner Ordinationsverpflichtung abweisen zu wollen.

Hier ist nun die entscheidende Kirchenbehörde wirklich in dem Maße verlassen und in Verlegenheit gesetzt, daß, wenn sie nach der Ordinationsverpflichtung richten will, sie daraus auch kaum eine Hindeutung auf die verworfenen Kirchenlehren entnehmen kann. So groß ist also das Maß von Verunglückung, welches in dem Wörtchen „**vornehmlich**“ liegt, wonach bloß auf die **Haupt**-Grundthatsachen und **Haupt**-Grundwahrheiten verpflichtet werden soll, daß ein Lügner der Himmelfahrt Christi, der Auferstehung der Todten und der Wiederkunft Christi zum Gericht auf Grund der Ordinationsverpflichtung wirklich gar nicht angetastet werden kann! — Daß von der Höllenfahrt Christi geschwiegen ist, möchte allenfalls noch zu entschuldigen seyn, indem das consequente Denken selbst bei vielen Gläubigen jetzt noch nicht in dem Maße wieder erstarbt ist, daß sie das ganze Gewicht dieser Gottesthatsache schon begriffen, wodurch doch jenseits unsrer Zeit eben so viele Seelen gewonnen werden können, als wie hier auf Erden durch das Evangelium gewonnen werden, ja gewonnen werden müssen, wenn es wahr seyn soll, daß nur allein in Christo Heil, Leben und Seligkeit zu finden ist. Doch diese große und gnadenreiche Gottesthatsache, in welche die ganze alte Kirche sich mit Wonne versenkte und wodurch die Lehre von Einem alleinseligmachenden Glauben einzig und allein gegen jede Anfechtung zu schützen ist, geht einmal noch zu sehr über den religiösen und kirchlichen Horizont unsrer Zeit. Aber daß dies auch mit den Lehren von Christi Himmelfahrt, von der Auferstehung der Todten und von Christi Wiederkunft zum Weltgerichte der Fall seyn würde, daß man nämlich auch noch zu matt und schwach seyn würde, um selbst diese Lehren für solche zu erkennen, die schlechterdings nicht geläugnet werden dürfen, wenn die Kirche nicht über den Haufen fallen soll, und die daher nothwendig in die Ordinations-

verpflichtung aufgenommen werden müssen, das, das hätte man nicht erwarten sollen. Es ist freilich keine einzige Lehre in dem ganzen Ordinationsformulare so ausgesprochen, wie sie eine glaubenskräftige Zeit ausgesprochen haben würde und wie sie nothwendig ausgesprochen werden müßte, wenn sich der Unglaube nicht dahinter soll verstecken können; aber die drei oder vier in Rede stehenden Lehren klingen ja gar nicht einmal darin an. Denn was man allenfalls noch für einen Anklang der einen oder der anderen von ihnen halten könnte, z. B. das Wort: „auf den Tag Jesu Christi“, das klingt doch hinsichtlich der damit ange deuteten Lehre, gegen die laute und dreiste Sprache des Unglaubens unserer Zeit wahrlich nur so leise und schüchtern, als wie das Flüstern eines Zephyrs gegen das Brausen eines Drakens, und ist doch immer noch keine Auslegung der Schrift, sondern erfordert erst eine, um selbst auch nur eine Hindeutung auf die gemeinte Kirchenlehre darin zu finden, nämlich auf die Lehre von der Wiederkunft Christi, um zu richten die Lebendigen und die Todten. Die Lehren von Christi Hölle- und Himmelfahrt, von der Auferstehung der Todten und von Christi Wiederkunft zum Gericht sind also nach dem neuen Ordinationsformulare in der That völlig frei- oder preisgegeben, so daß ein Lehrer der Kirche damit thun kann, was er will, ohne dafür in Anspruch genommen werden zu können. Nimmt man nun dazu, daß die von Christo selbst so bestimmt, klar und deutlich vorgetragene Lehre von einem Reiche des Teufels, so wie auch die Lehre von der Erbsünde ebenfalls ganz und gar nicht darin vorkommen, denn „daß wir allzumal Sünder sind“, ist noch kein Beweis von der Erbsünde; und erwägt man noch, daß alle anderen darin vorkommenden Lehren so schwankend und, man möchte sagen, so wackeln vorgetragen sind, daß sie ein Jeder nach seiner subjektiven Meinung hinziehen und formen kann, ausgenommen etwa die Lehre „von der freien Gnade Gottes in Christo“, die aber, wo alles Andere so beweglich ist, auch keineswegs fest stehen kann: so ergibt sich im Allgemeinen das Resultat, das das Ordinationsformulare seinem Zwecke, nämlich „ein Bekenntniß zu seyn, wonach der Ordinandus, wenn über seine Lehren Zweifel entstehen, gerichtet werden soll; ob er nämlich als Lehrer der Kirche ferner geduldet werden dürfe oder nicht“, ganz und gar nicht entspricht und daher als völlig unbrauchbar betrachtet werden muß.

Wenn einmal durchaus ein neues Glaubensbekenntniß aufgestellt werden soll, so thut ein solches Noth, das zu allen vorhandenen sich etwa so verhält, wie das Athanasische zu den beiden damals schon vorhandenen, d. h. **ein ganz entschiedenes**, so daß Niemand mehr darüber in Zweifel bleiben kann, die Kirche wisse wirklich aufs bestimmteste, was sie wolle, und daß ein Jeder sich sogleich darnach zu stellen weiß, zur Rechten, oder zur Linken. Ein solches entschiedenes und entscheidendes Glaubens-

bekenntniß will eigentlich auch der heutige Zeitgeist, nur daß er ganz entschieden für Rechts hält, was die Kirche, nämlich die Gemeinde der Gläubigen, eben so entschieden für Links erklärt, und umgekehrt. Da kann denn natürlich mit einem Glaubensbekenntnisse, das voller Brüche und Lücken ist und worin Alles in der Schwebe gehalten wird, gar nicht geholfen werden. Von einem solchen werden sich beide, die Kirche und der Zeitgeist, wenn sie es genau betrachten, nur mit Unwillen hinwegwenden. Der Zeitgeist könnte zwar klüglich denken: nun, noch eine oder zwei solche Formulirungen, und die Kirche ist vollständig geplündert. Nur wird ihn dabei immer der Gedanke stören, daß es ihm von der anderen Seite so gar leicht noch nicht gemacht werden wird und er sich doch bei Dem, was er bis jetzt hat, unmöglich schon befriedigen könne. Die Kirche aber wird und muß im höchsten Ernste rufen und schreien: „O Israel! deine Propheten sind wie die Füchse in den Wüsten. Sie treten nicht vor die Lücken, und machen sich nicht zur Hürde um das Haus Israel, und stehen nicht im Streit am Tage des Herrn.“

Schlusswort der Redaktion.

Wir eröffnen mit diesem Aufsatze den Kampf gegen das von der Synode vorgeschlagene Ordinationsformulare, und wünschen, hoffen und bitten, daß derselbe, in diesen Blättern und anderwärts, mit dem Eifer fortgesetzt werde, wie er der hochwichtigen Sache angemessen ist. Diese Aufdeckung der Blößen des neuen Symbols scheint uns für jetzt die allein zweckmäßige Bekämpfung desselben von Seiten derjenigen zu seyn, die das Bekenntniß der Kirche im Herzen und auf dem Herzen tragen. Sie kann ihres Zieles nicht verfehlen: das Formulare kann das Licht nicht vertragen, seine Mängel sind so groß, daß es bei einer allseitigen Beleuchtung derselben nothwendig fallen muß. Das Einzige, dessen die Sache bedarf, ist einige Zeit, aber daß diese gewährt sein wird, daran kann nicht gezweifelt werden, und das ganz unbürgerte Gerücht, daß dem Antrage der Majorität der Synode sofort werde Folge gegeben werden, kann nur ein falsches seyn. Denn 1. die Synode hat ihre Arbeiten noch nicht beendet, sie wird erst nach Jahresfrist wieder zusammentreten, und es läßt sich erwarten, daß die Entscheidung über ihre Anträge erst nach dem Schlusse ihrer Verathungen erfolgen wird, und 2. die Synode kann nach ihrer Zusammenkunft, der Art ihrer Wahl und als eine bloß beratthende, nicht als eine legitime Repräsentation der gesammten Kirche betrachtet werden, deren Zustimmung nach evangelischem Kirchenrechte zu jeder Änderung des Bekenntnisses erforderlich ist. Ihr Antrag könnte also dem Kirchenregiment höchstens nur Veranlassung geben, die Kirche zu befragen, nicht aber ohne Weiteres eine Verordnung ausgehen zu lassen.

N a c h r i c h t e n.

Aus dem Lippischen.

(Im Anfang des Septembers.)

Der erste Bericht über „das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe“ in Nr. 53. der Ev. R. Z. d. Z. bedarf in einigen Punkten einer weiteren Erklärung und resp. Berichtigung.

Zufolge jenes Berichts scheint es, als ob die sechsunddreißig Lippischen Prediger, welche nach dem betreffenden Publicandum des Consistoriums in der Erklärung übereinstimmen sollen: „daß bei ihrer Aufnahme unter die Landescandidaten oder der Einschreibung ihrer Namen in das Candidatenbuch eine Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus überall nicht stattgefunden, auch Niemand eine solche von ihnen verlangt habe,“ gegenüber den sechs Predigern, von welchen nach demselben Consistorial-Publicandum „jene Verpflichtung als gewissermaßen geschehen behauptet“ worden seyn soll, nicht nur in dieser Sache eine unter sich einverständene und in bewußter Übereinstimmung gegen das kirchliche Bekenntniß streitende Fraction bildeten, sondern in gleichem Sinne auch in einer zu Lage an dem Tage der Missions-Conferenz anberaumten allgemeinen Prediger-Conferenz gegen die Sechs und zugleich gegen die Missionsfache in noch nähere Verbindung getreten seyen.

Freilich liegt der Gedanke sehr nahe, daß, wenn auch nicht die früher schon getroffene, dem Missionsvorstande aber unbekannt gebliebene Bestimmung des Tages der tagischen Konferenz, doch die öffentliche Einladung dazu, von Wem sie auch ausgegangen seyn möge, nachdem längst vorher auf denselben Tag die Missions-Conferenz angesetzt und öffentlich angezeigt war, eine gegen diese gerichtete und berechnete war. Aber gewiß mit nicht weniger Grund ist auch anzunehmen, daß die sechsunddreißig Prediger durch ihre fraglichen Erklärungen über die Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus nicht in der Weise dagegen und resp. gegen die dafür stimmenden sechs Prediger aufgetreten sind, daß man sie als eine darüber verbundene und in Übereinstimmung handelnde Partei ansehen müßte.

Zunächst stehen die Sechs mit Verschiedenen unter ihnen fortwährend in freundschaftlicher Verbindung und wissen, was die Sache betrifft, daß sie in den wesentlichen Glaubens- und Lehrpunkten des kirchlichen Bekenntnisses mit ihnen übereinkommen. Sodann sind ihnen aber auch von Einzelnen unter den Sechsunddreißig in Betreff ihrer Erklärungen über die Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus, was die Form anlangt, Aufschlüsse geworden, wonach dieselben mit den Erklärungen der Sechs darüber keineswegs in solchem Widerspruche stehen, wie es nach dem Consistorial-Publicandum den Anschein hat. Hienach haben sie nämlich das mehrbesprochene und fragliche Wortlein „bei“, wovon das Consistorium in den Circularen vom 3. Novbr. und 22. Decbr. v. J. Gebrauch gemacht hat, wirklich in dem Sinne genommen, daß es gleichbedeutend ist mit „neben“ oder „außer“. Von Verschiedenen verlautet es selbst, daß ihnen auf vorherige Nachfrage bei dem Consistorio von diesem die Erläuterung erteilt sey, die sich ja auch in dem Consistorial-Rückschreiben an den Pastor Stockmeyer (s. „die Verpflichtung“

„u. S. 21) findet, daß das zweifelhafte Wort nur in dem angegebenen Sinne zu fassen sey. In diesem Sinne konnten und mußten sie denn allerdings die gestellte Frage, — was auch dem Consistorium ohne Frage schon vorher bekannt sein mußte —, rund und entschieden verneinen. In di. „u. Sinne ist sie aber auch von den fünf Predigern, deren veröffentlichte Erklärungen dies nachweisen, nicht behauptet und zum Theil eben so rund und entschieden verneint worden, wie diese andererseits ihre Verpflichtung durch die Unterschrift der Artikel des Candidatenbuches nicht als „gewissermaßen“, sondern als gewiß und maßgebend geschehen behauptet haben: eine Divergenz, die namentlich aus der vom Pastor Mehm abgegebenen Erklärung (s. „Verpflichtung“ S. 31) deutlich erhellt, da derselbe ausdrücklich sagt: „Eine andere Verpflichtung, als die hierin enthaltene“ (nämlich durch die eigenhändige Einschreibung seines Namens in das Candidatenbuch), „bin ich als Candidat überall nicht eingegangen.“

Daß nun, obgleich hienach der vermeintliche Gegensatz in den abgegebenen Erklärungen der Prediger zurücktritt, dessenungeachtet durch die Veröffentlichung des Consistoriums vom 22. Decbr. v. J. ein solcher vor dem Publicum zwischen sie hingestellt erscheint, erklärt sich durch das Gesagte von selbst, da das Consistorium in seiner Bekannmachung über die verschiedene Auffassung des ominösen Wortes „bei“, aus welchem Grunde es auch sey, tiefes Schweigen beobachtet. Vielleicht ist dieselbe auch in Betreff der Erklärungen der sechsunddreißig Prediger über ihre Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus, die danach „überall nicht“ stattgefunden haben soll, in keiner anderen Weise zu verstehen, als wie in Betreff des „gewissermaßen“ der sechs Prediger, mag man dies nun auf das Wort „bei“ in der Bedeutung „außer“, oder „durch“ beziehen, indem es so wenig in der einen wie in der anderen Beziehung zutrifft. — In welcher Stelle demnach das eigentliche punctum saliens der angegebenen Differenzen zwischen den Erklärungen der Lippischen Prediger über ihre Verpflichtung auf den Heidelberger Katechismus liege, bedarf keiner weitern Erörterung.

Nähe dabei dürfte auch die Veranlassung zu der besprochenen s. g. allgemeinen Prediger-Conferenz in Lage zu suchen seyn; aber eben darum in dieser gleichfalls noch keine weitere corporative Opposition der darin versammelt gewesen Prediger gegen die Stellung der Sechs. Mag eine solche in der Intention der angesehensten Mitglieder jener Konferenz liegen, und mögen zu dem Ende allerlei Mittel in Bewegung gesetzt werden: so ist doch andererseits gewiß, daß in Lage von den fraglichen sechsunddreißig Prediger nur achtzehn, den Generalsuperintendenten Althaus mitgezählt, zugegen waren. Schon allein um dieses Umstandes willen war diese Versammlung mit den sechsunddreißig Predigern, als eine Partei mit ihnen ausmachend, nicht ohne Weiteres zu verwechseln, selbst wenn man sie als eine solche bezeichnen könnte. Dies erscheint aber auch noch aus dem Grunde nicht als statthast, weil unter den achtzehn anwesenden mehrere waren, die den sechs für das kirchliche Bekenntniß aufgetretenen Predigern nie feindlich entgegen getreten sind, so wie auch mehrere, die der Missionsfache in ihren Gemeinden sich bisher thätig angenommen haben.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 30. September.

N^o 78.

Zur Vertheidigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.

Die Herrlichkeit des apostolischen Symbols, jener heiligen Glaubensregel aller Christen, die so kurz ist nach der Zahl der Worte, als groß nach dem Gewicht der Gedanken, *) gegen die tumultuarischen Angriffe des Unglaubens, wie sie in neuester Zeit, besonders in der Provinz Sachsen, hervorgetreten sind, zu vertreten, konnte unter der Würde desselben und um so weniger nothwendig erscheinen, als diese Angriffe unverkennbar zugleich gegen alle Bekenntnisse der christlichen Kirche, ja gegen die heilige Schrift und somit gegen das ganze Christenthum gerichtet erschienen, welches gegen insultirende Gegner kaum einer Vertheidigung bedarf. Anders verhält es sich dagegen, wenn von theologischen Männern, die zu kirchlichem Rathe versammelt sind und bis dahin in gläubigem Sinne der Kirche durch Schrift und Wort gedient haben, mit Rücksicht auf die Glaubens- oder Gewissensschwachheit künftig zu ordinirender Geistlichen, Bedenken gegen die durchgängige Verbindlichkeit des Grundbekenntnisses der Kirche erhoben werden, welche nicht umhin können, dem Ansehen desselben in weiteren Kreisen Eintrag zu thun. Da gilt es, die Stimme für und wider zu erheben, und auch theure Männer der Gegenwart nicht theurer zu halten als die alten, heiligen Reichskleinodien der Kirche, sondern ihnen öffentlich zu widerstehen, wenn sie, statt die Krone aller Symbole, das apostolische, unantastbar zu bewahren, kostbare Edelsteine desselben antasteten lassen, oder selbst gar ihre Aechtheit anzweifeln. Es handelt sich hier gar nicht um die liturgische Frage, welche Stellung das apostolische Bekenntniß in dem Ordinationsformular einzunehmen habe? Es hat früher keine in ausführlicher Form darin gehabt; aber wer hätte deshalb zweifeln mögen, daß dennoch eine Verpflichtung des Geistlichen auf den ganzen Inhalt desselben als unwidersprechliche Voraussetzung bestand; ja wer hätte es wagen dürfen, zu behaupten, daß ein christlicher Geistlicher, welcher auf die apostolische Glaubensregel zu taufen, den Katechumenen sie als Hauptstück des Katechismus einzuprägen, darauf zu confirmiren, und im öffentlichen Gottesdienste sie in Liturgie oder Lied mit der Gemeinde zu bekennen, verpflichtet ist, daß der nicht zugleich heilig verpflichtet gewesen wäre, bei dem allen in ungeheuchelter Wahrheit zu stehen, und nicht nur nicht gegen solche Regel, sondern vielmehr sie selbst und ihr gemäß zu lehren und zu predigen. Wenn und wo also auch die

ausdrückliche Recitation des apostolischen Symbols Seitens des Ordinanden zu erneuter Einschärfung desselben erst mit der erneuten Aegide eingeführt werden dürfen, daß es früher für den Geistlichen nicht, oder nur mit Einschränkung verpflichtende Kraft gehabt hätte. Es hat vielmehr dieselbe, so wahr es durch und durch biblisch und apostolisch ist, durch alle Jahrhunderte der Kirche hindurch stets gehabt; es ist das Grundbekenntniß der allgemeinen christlichen Kirche, auf dessen Wahrheit Täuflinge, Katechumenen, Consistenten und alle Glieder einer christlichen Gemeinde verbunden und verpflichtet sind, und auf dessen Grund allein auch eine Synodalversammlung als eine christlich kirchliche angesehen werden kann, während sie abirend davon jeden kirchenrechtlichen Grund ihrer Anerkennung in Frage stellt. Und dies um so mehr, da die Verpflichtung eines jeden Christenmenschen auf den apostolischen Glauben zugleich ein Recht eines jeden auf die unverfehrte und unangestastete Erhaltung desselben in der christlichen Kirche begründet, ein Recht, zu fordern, daß das gesammte Ministerium der Kirche gehalten sey, alle Wahrheiten ihres fundamentalen Bekenntnisses zu lehren und zu vertreten, nicht aber etwa wichtige Stücke desselben, wie die von der unbefleckten Empfängniß des unbefleckten Heilands, von seinem Sieg über die Hölle, von unserer Auferstehung u. a. zu verschweigen, oder sie aus dem Glauben in das Nichtglauben, aus dem credo in das dubito zu versetzen. Wie kein König, kein Kaiser, kein Paps, kein Ministerium noch Consistorium, so hat auch kein Concilium, keine Special- noch Generalversammlung Recht und Macht, die Pflichten und Rechte der Kirche zu ändern, die mit dem Fundamente der apostolischen Glaubensregel so untrennbar verwachsen sind, daß jede Lösung hier näher oder ferner zur Auflösung führen würde.

Demunerachtet hat es nach den öffentlichen Blättern in der vorläufig vertagten General-Synode vorkommen können, daß die Verbindlichkeit des apostolischen Symbols für die Träger des apostolischen Amtes, d. i. für die Prediger, in Zweifel gezogen worden, daß man ein Bekennen desselben Seitens derer, die zum Dienste des Bekenntnisses, d. i. zum Predigtamt, ordinirt werden sollen, von einer Seite her als zu weit gehende Zumuthung an die Ungewissheit ihres Gewissens betrachtete und lieber auf ein neues, nicht aus den Evangelien, sondern aus den Episteln gezogenes, nichts weniger als ökumenisches, sondern vielmehr ganz singuläres Symbolum biblicum die Ordinanden verpflichten wollte. Sollten dergleichen Gedanken sich zu realisiren bestimmt seyn, so wäre nichts mehr zu wünschen, als daß man mit der Sprache gerade herausginge, damit das kirchliche Volk über so wichtige Gegenstände nicht irgendwie im Dunkel bliebe,

*) Augustin. Serm. T. V. p. 491.: Symbolum est regula fidei brevis et grandis, brevis numero verborum, grandis pondere sententiarum.

sondern klar erführe, daß auf sein Bekenntniß, auf das Symbol seines Katechismus, seiner Confirmation, seiner Taufe, auf den Glauben in der Sonntagsliturgie, auf das Credo der allgemeinen Christenheit seine Geistlichen nicht mehr verpflichtet werden sollen, sondern vielmehr auf eine absonderliche, für ihre Gewissen eigens eingerichtete Formel, und daß sie daher den allgemeinen Christenglauben nur noch liturgisch mit dem Munde zu bekennen hätten, ohne daß es damit ein heiliger, verpflichtender Ernst wäre. Es bedarf keiner Ausführung, wie zweideutig eine solche Unterscheidung des liturgischen Gebrauchs und der verpflichtenden Autorität eines kirchlichen Bekenntnisses ist, dem man ja eben dadurch schon sich verpflichtet, daß man es als Wahrheit bekennet, während man es als Unwahrheit in keiner Weise bekennen dürfte. Jene Unterscheidung würde das ganze Gebiet der liturgischen Thätigkeit des Geistlichen mit dem Hauche des Zweifels und der Unaufrichtigkeit trüben. Zudem ist es auch nichts weniger, als protestantisch, neben epoterischen Bekenntnisformeln für das Volk gewissermaßen eine esoterische für die Geistlichen einzuführen, und deren Gewissen, obwohl sie zu dem allgemeinen Christenstand noch den besonderen Beruf und Dienst des öffentlichen Zeugnisses empfangen, loser und laper auf das gemeinsame Bekenntniß der Kirche zu verpflichten, als die Gewissen der Gläubigen überhaupt. Glaubt man etwa durch eine solche Verpflichtung auf ein neues Sondersymbol der Geistlichen bei Untersuchungen gegen dieselben wegen Lehrefrevel eine größere rechtliche Sicherheit als bisher zu erlangen, so täuscht man sich wohl sehr. Denn erstlich würde selbst ein solcher Gewinn nicht von ferne den anderweitigen ungeheuren Schaden aufwiegen, welchen eine Auslockerung des allgemeinen Bandes der Christenheit in ihrem Ursymbol und eine Herabsetzung seiner höchsten symbolischen Autoritäten unter die Verbindlichkeit einer neugefertigten Bekenntnisformel bringen würde, und zweitens, wenn einmal bei dem liturgischen Gebrauch heiliger Formulare die Verbindlichkeit derselben relaxirt und Mentalreservationen gestattet worden, so werden junge Predigamtscandidaten sehr bald auch die neue Ordinationsformel zu relaxiren und ihrem weichen Gewissen zu accommodiren wissen. Sie ist dazu um so geeigneter, da sie als materielles Bekenntniß nur in unentwickelten Bibelprüchen abgefaßt um so mehr individueller Deutung sich hingibt und nicht sowohl ein bestimmtes Bekenntniß der Kirche, als vielmehr ein unbestimmter und unausgelegter Auszug der Bibel, insbesondere der Episteln ist. Ein solches, selbst der kirchenrechtlichen Basis ermangelndes Formular wird sich zum Rechtsgrunde einer Untersuchung gegen ungläubige Prediger sehr wenig eignen, wie denn überhaupt auch in anderen Beziehungen agendarische Formulare wegen ihrer vorwiegend ethischen Natur nicht zu richterlichem Gebrauch geeignet sind, sondern in dieser Hinsicht auf die gesetzlichen Bestimmungen des Kirchenrechts oder der Kirchenordnung hinweisen müssen, deren Verbesserung uns überhaupt weit mehr noch thut, als die der Agende.

Nach diesen Vorbemerkungen zum apostolischen Bekenntnisse selbst. In seinem Zusammenhange mit dem kirchenstiften-

den Nachwort des Herrn an die Apostel, Matth. 28, 18 ff., als Taufbekenntniß und Glaubensregel der christlichen Kirche in den ersten Jahrhunderten, ferner als gemeinsames Bekenntniß aller, sonst mannigfach getrennter, christlicher Kirchen bis zu unseren Tagen, in welchen zuerst protestantische und katholische Sektirer öffentlich davon abgefallen, als solches Haupt aller Symbole ist es nächst den apostolischen Schriften selbst das Höchste und Heiligste der göttlichen Wahrheit in der christlichen Kirche. Dieselben Kirchenväter der ältesten Jahrhunderte, denen wir vornehmlich die Bekundung der Aechtheit der apostolischen Schriften verdanken, bezeugen auch das Daseyn einer apostolischen Glaubensregel, deren mehr oder weniger bestimmter Kern unser apostolisches Symbol ist. Die Übereinstimmung in der Formulirung desselben in verschiedenen Provinzen der Kirche überwiegt bei weitem die einzelnen Differenzen, so daß der Unterschied verhältnißmäßig weit geringer ist, als z. B. der der drei ersten Evangelien, welchen auch dieselbe apostolische Überlieferung in variirender Darstellung zum Grunde liegt. Wie hier der Unterschied die Einheit des Evangeliums nicht aufhebt, vielmehr durch die Unabhängigkeit des verschiedenen Zeugnisses der Wahrheitsgehalt desselben um so mehr bestätigt wird, so widersprechen auch die Varianten des apostolischen Bekenntnisses in Griechischer oder Lateinischer Formulirung in keiner Weise der Einigkeit, Wahrheit und Apostolicität desselben, und so unrichtig es wäre, dasjenige, was etwa nur in Einem oder zwei Evangelien berichtet ist, darum für unglaubwürdig zu halten (das Evangelium Johannis würde nach solcher Voraussetzung am wenigsten Glauben verdienen), eben so unrichtig würde es auch seyn, dem oder jenem Satz im apostolischen Symbole zu mißtrauen, weil nicht alle älteren Formeln desselben buchstäblich darin übereinstimmen. Die allgemein im Abendlande seit dem vierten Jahrhundert herrschend gewordene und gegenwärtig noch alle christlichen Völker einigende Formel gibt eben so den älteren, wie diese ihr, beglaubigendes Zeugniß. Das apostolische Symbol ist, wie durch und durch biblisch, so auch in Wahrheit apostolisch.

Es ist in der That beschämend für unsere Theologen, daß D. Strauß ihnen sagen muß, Glaubensl. Th. 2. S. 89.: „Ich weiß besser, als die Meisten, wie eng hier (im apostolischen Symbol) Ring an Ring sich schließt, von der Geburt aus Maria der Jungfrau bis zur Auffahrt und Wiederkunft, ja von Gott dem Vater und Schöpfer bis zur Auferstehung der Todten und dem ewigen Leben.“ Trotz dem glaubt man einzelne Ringe dieser goldenen Kette ohne Auflösung derselben lösen zu können. Während das wiederholte: „ich glaube“, die Zuversicht zur Wahrheit aller Thatfachen des Bekenntnisses — denn nicht sowohl Dogmen, als vielmehr Thatfachen enthält es — ausdrückt, meint man doch einzelne Sätze, wie z. B. das „empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau“, das „niedergeführt zur Hölle“ und die Auferstehung des Fleisches als problematisch hinstellen oder fallen lassen zu können. Und weil man selbst wohl noch an ihrer zwar wunderbaren, aber doch unverbrüchlichen Wahrheit zweifelt, darum soll der Zweifel kirchlich legitimirt und der Glaube an jene Artikel sogar für die

Prediger des Glaubens relaxirt und nachgelassen werden, wonach sehr zu befürchten, daß später auch die übrigen Artikel, die für den ordinären Verstand doch immer noch zu viel Außerordentliches enthalten, mehr oder minder weichen werden. Würde dagegen nur wahrhaft an den ersten Artikel von Gott dem Vater, allmächtigem Schöpfer Himmels und der Erden, geglaubt, so würde dann auch keiner der übrigen so unglaublich erscheinen, daß man vom festen Boden des Bekenntnisses hinweg in das Gerölle der Probleme ihn schieben möchte. Wer da glaubt, daß der Schöpfer des Himmels und der Erde den ersten Adam ohne Vater und Mutter aus der Erde erschaffen, der er den Lebensathem einhauchte, wie könnte der zweifeln, daß Gott den zweiten Adam aus dem Stoffe einer menschlichen Mutter, den er durch seinen schöpferischen Geist heiligend besetzte, erschaffen können und laut des evangelischen Zeugnisses erschaffen habe. Was will man überhaupt noch glauben in der Schrift, wenn man dem ausdrücklichen Zeugniß zweier Evangelisten keinen Glauben mehr schenkt, und eben so dem Zeugniß der ganzen älteren Kirche mißtraut, die überall einmütig die Geburt des Herrn von der Jungfrau Maria bekennt. Und wäre auch das Zeugniß des Matthäus und des Lucas minder ausdrücklich, dennoch müßten wir der Analogie des Glaubens und der heiligen Schrift gemäß an eine einzigartige, wunderbare, urschöpferische Menschwerdung des Herrn vom Himmel (1 Cor. 15, 47.) glauben, wenn wir nicht überhaupt den Christus der Bibel und Kirche verwerfen wollen. Denn wäre er von Vater und Mutter natürlich empfangen und geboren, so wäre er eben ein natürlicher Mensch, eine menschliche Person, mit der der persönliche Logos, der Geist des ewigen Christus nur nachher in eine heiligende Verbindung getreten wäre, wie er dies zuvor auch schon mit den Propheten gethan hat (1 Petr. 1, 11.). Aber eben damit wäre Jesus Christus auch nicht mehr als ein Prophet, ein höherer Moses, oder Jesaias, nicht aber der Herr vom Himmel, der in das Fleisch gekommen, 1 Joh. 4, 2. 3., nicht der Logos, der im Anfang bei Gott und selbst Gott war und Fleisch ward und unter uns wohnte, Joh. 1, 14., nicht der Sohn, der in der Herrlichkeit des Vaters war, ehe denn die Welt war, Joh. 17, 5., und durch den er die Welt gemacht, Hebr. 1, 2 ff., Coloss. 1, 15 ff., und den der Vater, als die Zeit erfüllt war, sandte, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz gethan, auf daß er die, so unter dem Gesetz waren, erlöste, daß wir die Kindschaft empfangen, Gal. 4, 4 f. Wer da zweifelt oder läugnet, daß der Sohn Gottes Mensch geworden durch den heiligen Geist im Schoße der Jungfrau Maria, der zweifelt oder läugnet überhaupt, daß Jesus Gottes Sohn sey im Sinne der heiligen Schrift und der christlichen Kirche, verwirft eben so seine ewige Sohnschaft, wie seine zeitliche Menschwerdung, überhaupt im schneidendsten Widerspruch gegen die Schrift jede persönliche Präexistenz desselben, und sinkt daher noch hinter den Arianismus hinunter zum flachen Ebionismus hinab. Wer Jesum wie andere Menschen in Sünden empfangen und geboren seyn läßt, verneint ihn als Erlöser, und wer verneint, daß er

als Mensch vom heiligen Geist empfangen und von der Jungfrau geboren sey, verläugnet seine Gottheit und untergräbt damit das Christenthum. Denn ist Christus nicht der Gott-mensch, ist er nur ein natürlicher Mensch, nur ein großer Prophet, so ist es abgöttisch, ihn göttlich zu verehren, und widergöttlich, Vergebung der Sünden, ewiges Leben und Seligkeit von ihm, dem endlichen Geschöpf, zu erwarten. Nur so und nicht anders kann Jesus Christus unser Heiland und Seligmacher seyn, als daß er ist heilig, unschuldig, unbefleckt, von den Sündern abgesondert und höher denn der Himmel als der Sohn Gottes ewig und vollkommen, Hebr. 7, 27. 28. Kurz, wer das „empfangen vom heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria“ im apostolischen Symbol in Frage stellt, der stellt auch die vorhergehenden Worte „Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn“, in Frage, und eben damit auch weiter hinaus das ewige Vaterthum Gottes, und wird den Rückfall in die unfirchlichsten Häresien von der Kirche nicht mehr abwehren können. Je mehr sich diese in den Wirren der Gegenwart gerade im Gegensatz des apostolischen Bekenntnisses geltend zu machen suchen, um so weniger darf der Verbindlichkeit desselben Seitens der Kirche irgend etwas vergeben werden, und sollte dies Seitens der kirchlichen Verwaltung geschehen seyn, so wird es keine Gültigkeit erlangen können.

Geboren in Unschuld von der Jungfrau Maria, gelitten in Unschuld unter Pontio Pilato (1 Tim. 6, 13.), geboren aus dem Stamme Juda, gelitten unter der Obrigkeit der Heiden, wie geschrieben steht: er wird überantwortet werden den Heiden und wird verspottet und geschmähet und verspeiet und getödtet werden, Luc. 18, 31—33. Wie sinnig, wie rührend, wie eindrucklich ist jene Zusammenstellung der Geburt und des Leidens Christi im apostolischen Symbol! Und wenn nun auf das „gestorben, begraben“ folgt „niedergefahren zur Hölle“, so fühlt es jeder Christ hindurch, daß dies kein müßiger oder entbehrlicher Zusatz ist, daß es vielmehr eine sehr wesentliche Lücke wäre, wenn die Macht des Herrn über die Gewalt des Todes zwischen dem Todes- und Auferstehungstag mit Stillschweigen übergangen wäre. Der Tod ist der Sünden Sold, nicht sowohl der Augenblick des Todes, als vielmehr das in der Gewalt des Todes seyn, der Tod nach dem Tode, das schauerliche Lebendig-todt seyn der sündigen Seele nach der Todesstunde des Leibes. Wie trostlos, wenn in diesen dunkeln, beängstigenden Zustand kein Strahl der Erlösung gedrungen, wenn diese Niederlage des Lebens durch keinen Sieg des Lebensfürsten gehoben, wenn in diese Finsterniß kein Licht des ewigen Wortes geschienen (Joh. 1, 5.), wenn nicht Alles, wie in der Höhe, so auch in der Tiefe, erfüllt wäre von seiner Gnadengegenwart, Eph. 4, 10. Die triumphirenden Sprüche des Apostels, 1 Cor. 15, 55 ff.: Tod wo ist dein Stachel? Hölle (Hades) wo ist dein Sieg? aber der Stachel des Todes ist die Sünde; Gott aber sey Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unseren Herrn Jesum Christum — und der andere Spruch: durch den Tod nahm er die Macht dem, der des Todes Gewalt hatte, das ist dem Teufel, und erlösete die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben

Anechte seyn mußten", diese mächtigen Trostsprüche würden eines Haltes im apostolischen Glauben ermangeln, wenn das Wort fehlte: niedergerfahren zur Hölle; denn es verbürgt uns, daß der Herr des Lebens für uns auch den Zustand nach dem Tode geschmeckt, daß auch in das Reich der abgethanen, noch von den dunkeln Gewalten gehaltenen Seelen sein Gnadenruf und seine Siegesmacht gedrungen, und daß er der Herr sey über Todte und Lebendige. Auch sind es nicht bloß die bekannten Stellen der apostolischen Briefe, die jene Niederfahrt vor seiner Auffahrt in die Herrlichkeit bezeugen, sondern auch die Stelle Matth. 27, 27 f. deutet unverkennbar auf einen Machtbeweis des hingeschiedenen Erlösers im Reich der Todten. Ihm leben sie alle.

Es bedarf keiner weiteren Ausführung, wie herrlich alle übrigen Züge des zweiten Artikels sich zum majestätischen Lebensbilde dessen zusammenfügen, in dessen über Alles erhöhten Namen alle Kniee derer sich beugen sollen, die im Himmel, auf Erden und unter der Erden sind, und dem alle Zungen bekennen sollen, daß er der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters. Vor Allen aber auf Erden sollen ihn die Prediger als solchen Herrn bekennen gemäß dem apostolischen Bekenntniß, dessen ehrwürdig verpflichtende Kraft durch matte und weite Formeln einer modernen Synode zu schwächen, man wohl sich vorsehen sollte. Auch der dritte Artikel desselben vom heiligen Geiste in seinen kurzen, inhaltschweren Sätzen ist groß und herrlich. Der heilige Geist, der vom Vater und vom Sohne zur Rechten des Vaters ausgeht, er ist es, der die Kirche Gottes auf Erden beruft, sammlet, erleuchtet, heiligt und den Geheiligten in ihr die Gemeinschaft aller Gnadengüter bereitet, und die Sünder aufnimmt in dieselbe durch die Vergebung der Sünden und von dem Tode des Fleisches uns auferwecken wird zum ewigen Leben. Hier ist es die Auferstehung des Fleisches zumeist, woran der fleischliche Verstand Anstoß nimmt, indem er vergift, daß es eben der Artikel von dem heiligen Geiste ist, in welchem wir die Auferstehung des Fleisches bekennen. Es kann daher diese eben so wenig in dem grob materiellen Sinne genommen werden, wonach Fleisch und Blut das Reich Gottes nicht ererben können, als in dem immateriellen, wonach mit manichäischer Ausschließung der leiblichen Natur des Menschen, in der der heilige, lebendigmachende Geist neuschöpferisch sich verklären will, eine bloße blasse Unsterblichkeit der Seele stattfinden soll. Auferstehung (hierauf und nicht auf Fleisch ruht der Accent), Auferstehung des Fleisches durch den heiligen Geist kann im apostolischen Bekenntniß nichts Anderes seyn, als was der Apostel lehrt in der klassischen Stelle 1 Cor. 15, 35 ff. und was stets ein wesentlicher Bestandtheil jedes christlichen und kirchlichen Bekenntnisses bleiben muß, der von keinem Diener der Kirche zu verläugnen ist. Es ist leider in neuerer Zeit nur zu gewöhnlich geworden, die symbolischen Bestimmungen zuerst in geistlosem Sinne aufzufassen und dann geistreiche Einwendungen dagegen zu machen; indeß sollte man doch solcher Überhebung des subjektiven Geistes über den objektiven je eher je lieber sich entwöhnen. Die Höllenfahrt des Herrn und die Auferstehung

des Fleisches haben lange genug den Spießen der Aufklärung als Märtyrer dienen müssen und noch immer ist es populär, wenn auch des Theologen nicht würdig, Pfeile auf sie abzu drücken. *) Darum aber von Seiten des Kirchenregiments dem apostolischen Bekenntniß etwas zu vergeben, oder seine Verbindlichkeit für die Geistlichen lockern zu lassen, wäre eine nicht zu verantwortende Concession, wogegen die Kirche protestiren müßte. Ja, es fragt sich sehr, ob es überhaupt räthlich gewesen, förmliche Synodal-Diskussionen darüber zu veranlassen. Ehersich in seinen vielfach lehrreichen Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus Th. 1. S. 297. scheint diese Frage in der sicheren Voraussetzung der Unantastbarkeit des Apostolicum zu verneinen; denn er bemerkt: „Wenn die Angriffe auf das apostolische Glaubensbekenntniß höheren Orts ausdrücklich zu der Sphäre freistehender Diskussion gerechnet werden, kann von einer Gültigkeit der Symbole doch wohl keine Rede mehr seyn.“ Bgl. S. 340.: „Dies ist eben der Vorzug des apostolischen Symbols, daß es fast mit keinem einzigen Ausdruck über die Ausdrucksweise der heiligen Schrift hinausgeht, also mit dem evidenten Inhalt der heiligen Schrift gradezu identisch ist und nur dazu bestimmt ist, diejenigen Thesen der Schrift herauszuheben, welche vor allen anderen heilig und unverleglich sind.“

Darum sollen und müssen sie vornehmlich auch für jeden Diener und Prediger der christlichen Kirche heilig und unverleglich bleiben, und als eine nicht würdige Zweideutigkeit würde es abzulehnen seyn, wenn bestimmt werden sollte, daß das apostolische Bekenntniß bei den Ordinationen zwar von dem Ordinator noch in liturgischem oder cerimonialem Gebrauch erhalten, aber nicht mehr für den Ordinand eine bindende Verpflichtung haben sollte. Wir zweifeln sehr, daß das Gewissen eines Ordinaturs bei solchen Bestimmungen sich würde beruhigen können. Wenn schon jede Zurücksetzung der Augsburgischen Confession, dieses Reichssymbols der Evangelischen Kirche Deutschlands, höchst bedenkliche Folgen für die Einheit derselben haben muß, wie viel

*) Bgl. die Zurückweisung der gewöhnlichen Objectionen in der interessanten kleinen Schrift von Dr. C. Ackermann: Die Glaubenssätze von Christi Höllenfahrt und von der Auferstehung des Fleisches vor dem Richterstuhl unserer Zeit, Hamburg und Gotha 1845. S. 25.: „In dem wir die Höllenfahrt Christi und die Auferstehung des Fleisches behaupten, wollen wir damit die unendliche Macht der erlösenden Liebe und des verherrlichenden Geistes auf das Stärkste und Bestimmteste betonen und fühlbar machen. Wir wollen damit sagen: die tiefste und grauenhafteste Tiefe des Verderbens ist nicht zu tief und grauenvoll für die erbarmende Liebe, die das Verlorene retten will u. s. w.“ S. 26.: „Das heißt doch nicht an den heiligen Geist glauben, wenn man ihn für einen unkräftigen, für einen bloßen Denkgeist hält, und meint, das Fleisch sey stärker und gewaltiger als er. — Im Bewußtseyn der allerhöchsten Lebenskräftigkeit des heiligen Geistes sagen wir, daß ihm gegenüber nichts Sterbliches in ewiger Sterblichkeit verharren könne, daß er vielmehr im Stande sey, auch das Sterbliche mit seinem Lebensathem anzuhäufen und zu neuem Leben aufzuwecken. Auferstehung des Fleisches, was ist das anders, als vollständiger Sieg und Triumph des Geistes.“ Bgl. über die sittliche Bedeutung derselben S. 31 ff.

mehr würde eine Zurücksetzung des apostolischen, so biblischen als ökumenischen Symbols, welches die ganze christliche Kirche noch als Einigungsband umschlingt, gegen den versuchsweisen „Ansatz“ zu einem neuen, sonderlichen Bekenntniß, das noch keine Geschichte, kein Recht, keine Sicherheit und keine Allgemeinheit hat, alle Unionsbände zu lösen drohen, die jetzt noch die christlichen und insbesondere die Evangelischen Kirchen mit einander verknüpfen. Darum laßt uns unerschütterlich an dem Apostolicum festhalten, damit der apostolische Spruch noch für uns und alle Christen eine Wahrheit behalte: Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Eph. 4, 5.

Vorläufige Bemerkungen über das von der General-Synode in Vorschlag gebrachte neue Formular für die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichen.

Das von der General-Synode in Vorschlag gebrachte neue Ordinationsformular dürfte, welcherlei sonstige Reflexionen auch darüber angestellt werden mögen, doch vor allen Dingen unter dem wesentlichen Gesichtspunkt eines dem Rationalismus zugeachten Concession zu betrachten seyn. Wenn es nun schon auf dem politischen Gebiet, nach dem Zeugniß der Geschichte, mit Concessionen eine mißliche und gefährliche Sache ist, so gilt dasselbe, nur in noch viel höherem Grade, auf dem religiösen Gebiet, da es sich hier nicht um zeitliche und vergängliche Interessen, sondern um die ewige göttliche Wahrheit und um unser ewiges Heil handelt. Sollte dann aber — so wird man alsbald fragen — dem Rationalismus gar keine Berechtigung zukommen? sollte die Vernunft als schlechthin ausgeschlossen von der Theilnahme an der göttlichen Wahrheit zu betrachten seyn? Auf diese oft wiederholte Frage dient zur Antwort: Keineswegs; — nur ist es darum zu thun, daß das Recht der Vernunft auch richtig aufgefaßt und nicht darin gesucht wird, daß dieselbe dazu berufen sey, auf ihre eigene Hand die göttliche Wahrheit erst auszumitteln, und mit souveräner Autorität darüber zu entscheiden, inwieweit die Offenbarung Gottes anzuerkennen oder zu verwerfen sey, sondern vielmehr nur darin, die von Gott geoffenbarte Wahrheit zu vernehmen und in die vernommene Wahrheit durch das Denken (welches hiermit zum Gottesdienst wird) sich zu finden. Dahingegen ist es jene in frevelhaftem Dünkel sich aufblähende Vernunft, vor welcher der Apostel warnt, wenn er sagt: „Sehet zu, daß euch Niemand beraube durch die Philosophie.“ Es ist dies die Vernunft des natürlichen Menschen, von welchem es in der Schrift heißt: „daß er nichts vom Geiste Gottes vernimmt.“ — Was dann auch die heutigen Männer des Fortschritts dazu sagen mögen, die Wahrheit, die ewige göttliche Wahrheit ist nicht erst auszumitteln, sondern sie ist bereits ausgemittelt, aber nicht durch den Witz und die Vernunft sündiger Menschen, sondern durch den, welcher unser einziger Mittler ist, und der von sich sagt: „Ich bin der Weg, die

Wahrheit, und das Leben.“ Hier haben wir die Wahrheit und zwar nicht bloß als ein so genanntes Ideal und als ein fernes Jenseits des blauen Himmels, sondern die Wahrheit in absoluter Realität, und in vollster persönlicher Gegenwart. — Diese Wahrheit — so hören wir ferner sagen — ist nur für den Glauben. Wohl ist sie nur für den Glauben, der aber die Vernunft so wenig ausschließt und feindlich von sich stößt, daß er dieselbe vielmehr in sich schließt als seine eigene Form, so wie diese als solche, für sich inhaltslos, nur im Glauben den unendlichen Inhalt gewinnt. — Es ist von Alters her viel verhandelt worden über einen zwischen der Vernunft und dem Glauben abzuschließenden Frieden. Solcher Friede, der allerdings Noth thut, und dessen Bedürfniß in unserer Zeit so tief empfunden wird, kann indeß nimmer zu Stande kommen, so lange die Vernunft noch den Anspruch macht, einen eigenen Inhalt für sich zu besitzen, und sich anmaßt, den Inhalt des Glaubens nur in so weit anzuerkennen, als sie es für gut und mit ihrer eingebildeten Würde für verträglich hält.

Einen solchen, wenn auch wohlgemeinten, jedoch um der dabei zu Grunde liegenden falschen Voraussetzungen willen, eiteln und in seinen Folgen verderblichen Friedensversuch, erblicken wir in dem von der Synode vorgeschlagenen neuen Glaubensbekenntniß; als ein solches nämlich müssen wir, was auch Beschwichtigendes und Bemäntelndes in dieser Beziehung vorgebracht werden mag, das aufgestellte neue Formular für die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichen betrachten. Was zunächst diesen Punkt anbetrifft, so ist zwar bei den Verhandlungen in der Synode vielfältig behauptet worden: der Bekenntnißstand der Kirche werde durch das vorgeschlagene Formular auf keine Weise alterirt; für die Sicherung der Bekenntnisse werde durch eine besondere Lehrordnung ausdrücklich Sorge getragen werden; insbesondere sey es keineswegs die Absicht, das altehrwürdige apostolische Symbol weder beim liturgischen Gottesdienst, noch bei der Taufe oder der Confirmation zu verdrängen; das neue Formular beziehe sich lediglich auf die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichen; dasselbe sey nur dazu bestimmt, dem dermalen in dieser Beziehung bestehenden schwankenden Zustand und der dadurch für das Kirchenregiment herbeigeführten Verlegenheit ein Ziel zu setzen; bei der Fassung desselben sey man von dem Gesichtspunkt ausgegangen, das Gewissen der Geistlichen nicht über die Gebühr zu beschweren und werde durch dessen Einführung das Kirchenregiment in den Stand gesetzt werden, mit energischer Strenge dafür zu sorgen, daß die Geistlichen die bei ihrer Ordination übernommene Lehrpflicht pünktlich erfüllen, während man bei der jetzigen Weise der ordinatorischen Verpflichtung nicht umhin könne, vielfältige Abweichungen ungerügt zu lassen, und der Subjektivität der Geistlichen einen bedenklichen Spielraum zu gestatten, um das Kirchenregiment nicht verhaßt zu machen und dasselbe nicht mit der öffentlichen Meinung und dem religiösen Bewußtseyn der Gemeinden, wie dasselbe nun einmal heut zu Tage beschaffen sey, in einen gefährlichen Conflikt zu versetzen. — Einer unbefangenen Betrachtung kann es nicht ent-

gehen, daß, mit welchem Aufwand von weltfluger Berechtfamkeit diese und ähnliche Gesichtspunkte auch durchgeführt werden mögen, doch dadurch die Richtigkeit der vorher ausgesprochenen Behauptung, das vorgeschlagene neue Ordinationsformular habe faktisch die Bedeutung und die Wirkung eines neuen Glaubensbekenntnisses, nicht widerlegt zu werden vermag. Wo zu sollte wohl eine kirchliche Lehrordnung dienen, wenn die zum Lehramt berufenen Geistlichen nicht darauf verpflichtet sind, dieselbe zur Richtschnur ihrer Lehre zu machen? und umgekehrt, wie sollte durch ein neues Ordinationsformular das Gewissen der Geistlichen erleichtert werden, wenn dieselben zugleich durch die vorgeschriebene Lehrordnung an die als ihr Gewissen beschwerend anerkannten Symbole gebunden bleiben? Wohl schwerlich würde die Weisheit eines bürgerlichen Gesetzgebers in einem günstigen Licht erscheinen, wenn derselbe es sich einfallen ließ, um das juristische Gewissen der Richter zu erleichtern, anzunehmen, daß denselben die Verpflichtung auf einen wesentlichen Theil der bestehenden Gesetze zu erlassen sey, dabei aber zugleich, zur Beruhigung seiner getreuen Unterthanen, die Erklärung hinzufügte, der Aufrechterhaltung des ganzen Umfanges der bestehenden Landesgesetzgebung solle damit kein Eintrag geschehen. Mit dem vorliegenden Vorschlag der Synode steht es nicht allein nicht besser, sondern nur noch schlimmer. Von den bürgerlichen Gesetzen eines Landes mag denkbarer (wenn auch nicht vernünftiger) Weise der eine Theil derselben, etwa beispielsweise die Gesetze über Eigenthum, Verträge u. s. w. als bindende Norm für den Richterstand aufrecht erhalten werden, während die Behandlung anderer Rechtsverhältnisse, wie z. B. derjenigen, welche die Ehe und die übrigen Familienverhältnisse betreffen, dem beliebigen Ermessen der Richter anheimgestellt wird. — Anders verhält es sich dagegen mit dem vom kirchlichen Bekenntniß umfaßten christlichen Glaubens- und Heilslehren. Diese stehen zu einander in dem Verhältniß von Gliedern eines organischen Ganzen, und wird ein Theil derselben um so weniger ohne Lebensgefahr für das Ganze preisgegeben werden können, je mehr solcher als die wesentlichen Lebensbedingungen in sich schließend, anerkannt werden muß. So aber verhält es sich mit dem von der Synode vorgeschlagenen und Vorstehendem zufolge als Glaubensbekenntniß zu betrachtenden neuen Ordinationsformular. Dasselbe verpflichtet in seinem formellen Theil die zum Lehramt der Evangelischen Kirche zu berufenden Geistlichen auf das Wort Gottes in den prophetischen und apokalyptischen Schriften, und verlangt zugleich von denselben das Versprechen, bei Auslegung der heiligen Schrift in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, als Zeugnissen von den Grundthaten und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre fortzufahren zu wollen. Gegen diese formellen Bestimmungen des Ordinationsformulars dürfte, abgesehen von der durch die Rücksicht auf die Union der Evangelisch-Lutherischen mit der Reformirten Kirche herbeigeführten bloß generellen Erwähnung der evangelischen Bekenntnisschriften, nichts Wesentliches zu erinnern seyn. Darauf folgt nun aber der materielle Theil des Formulars, welcher mit den Worten beginnt: „Sienach, da diese Grundthaten und Grundwahrheiten vor-

nehmlich in Folgendem bestehen.“ — Es sey fern von uns, den hierauf folgenden Bekenntniskern einer bemängelnden Kritik zu unterwerfen, denn es sind Worte der heiligen Schrift, die wir darin zusammengestellt finden. Wohl aber vermiffen wir darin, mit schmerzlichem Bedauern, die Erwähnung gerade derjenigen Grundthaten des Christenthums, welche heut zu Tage von den Feinden des Evangeliums am hartnäckigsten geläugnet und mit der größten Erbitterung, als der gesunden Vernunft zuwiderlaufend, bekämpft werden. Es sind dies die Empfängniß Christi vom heiligen Geist, dessen Geburt aus der Jungfrau Maria, ferner die Höllenfahrt Christi, ja selbst die, durch Erwähnung des Pontius Pilatus zu bezeugende geschichtliche Wirklichkeit des Herrn. Auch die Auferstehung Christi von den Todten und seine Himmelfahrt sind nicht mit runden bestimmten Worten ausgesprochen, sondern nur so angedeutet, daß dem Rationalismus dabei die Möglichkeit zu einer bloß symbolischen Deutung dieser Thaten offen gehalten wird.

Wenn dem Vernehmen nach von angesehenen Theologen, als Entschuldigung für jenes Verschweigen, angeführt worden ist, die verschwiegenen Thaten seyen als vollkommen beglaubigt um deswillen nicht zu betrachten, weil ihrer nicht in allen vier Evangelien gedacht werde, und dann noch hinzugefügt worden ist, es könne diesen Thaten vom christlichen Bewußtseyn kein fundamentaler und unbedingter Werth beigelegt werden, so sind diese Entschuldigungen von solcher Beschaffenheit, daß wir darin nur den verderblichen Einfluß der rationalistischen Denkweise auch auf solche Männer erblicken, deren sonstigen großen Verdiensten um die theologische Wissenschaft und die christliche Erkenntniß und deren persönlichem Charakter wir unsere aufrichtige Anerkennung nicht zu versagen vermögen. Es wäre in der That übel bestellt mit der die Grundlage der christlichen Heilslehre bildenden evangelischen Geschichte, wenn die Glaubwürdigkeit der darin enthaltenen Thaten überall erst durch die übereinstimmende Aussage der vier Evangelien, in der Weise eines gerichtlichen Zeugenverhörs, festgestellt werden müßte, und das Zeugniß des heiligen Geistes dabei unbeachtet bleiben dürfte. Dieses Zeugniß aber ist es dann auch, von dessen allein entscheidender Autorität, nach altanerkannter evangelischer Lehre, das nach dem Vorgang eines berühmten Theologen der neueren Zeit, so oft zur Ungebühr hervorgehobene christliche Bewußtseyn erst seine Sanction zu erwarten hat, ohne welche Sanction demselben nur die Bedeutung einer zufälligen subjektiven Überzeugung zugeschrieben werden kann.

Außer den hier erwähnten, zu den Grundpfeilern des christlichen Glaubens gehörigen Heilthaten, vermiffen wir in dem neuen Bekenntniß auch noch andere christliche Fundamentallehren; dazu gehören insbesondere die Schöpfungslehre im Gegensatz zum Pantheismus, die Lehre von der Auferstehung des Fleisches und die als Summa der christlichen Theologie zu betrachtende Lehre von der Dreieinigkeit Gottes. Der materielle Theil des vorliegenden Formulars beginnt zwar mit dem Bekenntniß Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und es mag immerhin gesagt werden, daß dies Bekenntniß nicht nur die Lehre von der göttlichen Trinität, sondern auch

die Schöpfungslehre in sich schließt. Dagegen ist indeß zu bemerken, daß es sich bei einem Bekenntniß nicht bloß darum handelt, was dasselbe in sich schließt, sondern wesentlich zugleich darum, daß solches die implicite darin enthaltenen Lehren auch ausdrücklich ausspricht und damit die denselben entgegenstehenden Irrlehren von sich ausschließt. Demgemäß finden wir dann auch bereits im apostolischen Symbol das ausdrückliche Bekenntniß Gottes des Vaters, als Schöpfers Himmels und der Erden, und dann weiter im Athanasianischen Symbol, nachdem innmittelst durch das Nicänische Symbol, der Arianischen Irrlehre entgegen, die Wesensgleichheit des Sohnes und des Vaters festgestellt war, das bestimmte Bekenntniß der Dreieinigkeit Gottes, als Dreieit der Personen in der Einheit des Wesens. — Wenn bei den in der Synode stattgefundenen Verhandlungen über das neue Ordinationsformular von einem unserer angesehensten Theologen bemerkt worden ist, wie das Athanasianische Symbol besonders ungeeignet dazu sey, den Keim eines neuen Symbols zu bilden, ohne daß es ihm gefallen hat, dieses Verwerfungsurtheil zu rechtefertigen, so finden wir darin nur den Beweis, wie sehr die theologische Gelehrsamkeit, in ihrem Unterschied von der wahrhaft christlichen Erkenntniß, dem Wald vor Bäumen nicht zu sehen. Mag es immerhin seyn, daß heut zu Tage viele Theologen und Nichttheologen die Lehre von der göttlichen Trinität, als eine bloße Schulformel, unbeachtet zur Seite liegen lassen, weil sie dieselbe in ihrem partikulären christlichen Bewußtseyn nicht finden, so gehört dieselbe deshalb doch nicht minder, wie die im neuen Bekenntniß gleichfalls verschwiegene Lehre von der Auferstehung des Fleisches, zum Glauben der allgemeinen Christenheit, welcher Glaube in der heiligen Schrift seine objektive Begründung und im Zeugniß des heiligen Geistes seine subjektive Bewährung findet.

Von dem Herrn Vorsitzenden der Synode ist, den öffentlichen Blättern zufolge, bei der Verathung über die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichen erklärt worden: „Das Kirchenregiment fühle sich auf der einen Seite verpflichtet, die ihm anvertrauten Heilighümer des Glaubens und der Heilswahrheiten zu behüten und auf der anderen Seite wolle es die Freiheit der Individuen ehren; in dieser Sachlage erwarte dasselbe die Unterstützung der Versammlung und diese werde ihm nur durch die Verständigung über ein zu benutzendes Formular wirksam zu Theil werden.“ — Wenn hierauf von der Synode in dem von ihr in Vorschlag gebrachten Ordinationsformular die im Obigen bezeichneten Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christenthums stillschweigend beseitigt worden sind, in der Meinung, dadurch die Freiheit der Individuen zu ehren, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß dieselbe die ihr gestellte Aufgabe im hohen Grade mißverstanden, und sich derselben demgemäß in einer Weise entledigt hat, daß, falls ihr Vorschlag zur Ausführung gebracht werden sollte, dadurch nicht nur unserer Evangelischen Landeskirche, sondern zugleich der gesammten Evangelischen Kirche, eine ungleich tiefere Wunde würde geschlagen werden, als solche bisher die ganze Schaar ihrer Feinde vermocht hat. Es mag ein Reisender, welcher unterwegs von Räubern angefallen wird, mit diesen über die Theilung seiner Baarschaft

capituliren, und es mag ein König, nach wiederholten Niederlagen, seinem übermüthigen Feind die Hälfte seines Landes nothgedrungen abtreten, um sich den friedlichen Besitz der anderen Hälfte zu sichern. Die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Christenthums sind dagegen nicht Goldstücke, auch sind sie nicht Provinzen, von denen man die eine Hälfte dahingeben und die andere Hälfte behalten kann, sondern sie sind Glieder und Organe eines untheilbaren Ganzen. Dieses Ganze ist es, welches die Substanz sowohl der allgemeinen unsichtbaren Kirche, als auch der besonderen sichtbaren Kirchen bildet. Jener ersteren steht nun allerdings die Verheißung des Herrn zur Seite, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden sollen; dahingegen können die Letzteren durch eine Operation, wie diejenige, welche unserer Evangelischen Landeskirche von ihrer Synode zugebracht ist, unter großer Gefährdung des Seelenheils ihrer Angehörigen, zu Tode verwundet werden.

Wo bleibt nun aber, hören wir fragen, die Freiheit der Individuen? Hätte die Synode die in dieser Beziehung ihr gestellte Aufgabe ganz unberücksichtigt lassen sollen? Hierauf ist zunächst zu erwidern, daß der Glaube, da er die Wahrheit zu seinem Inhalte hat, die Freiheit so wenig von sich ausschließt, daß diese nur erst durch jenen zur Existenz kommt, nach dem Ausspruch des Herrn: „Die Wahrheit wird euch frei machen.“ Die Aufgabe der Synode, auch unter dem Gesichtspunkte der Sicherstellung der Freiheit, konnte somit vor allen Dingen nur darin bestehen, in Erwägung zu ziehen, in wie weit der Inhalt der kirchlichen Symbole, als in Gottes Wort begründet und nicht als durch Menschenfälschung getrübt, zu betrachten ist. Nun aber hat die Synode, nachdem dieselbe im formellen Theil des in Vorschlag gebrachten Formulars kein Bedenken getragen, die Bekenntnisschriften der allgemeinen Christenheit und die Bekenntnisse der Evangelischen Kirche als Zeugnisse von den Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils anzuerkennen, gleichwohl in dem darauf folgenden materiellen Theil dieses Formulars, den Inhalt der Bekenntnisse allgemeiner Christenheit, nicht etwa bloß in's Kurze zusammengezogen, sondern nachgewiesenermaßen dergestalt verstümmelt, daß wir, in so weit solches stattgefunden, darin nicht nur keine Erweiterung, sondern vielmehr umgekehrt gleichfalls nur eine Verstümmelung der wahren und somit auch der individuellen Freiheit zu erblicken vermögen. Dem entgegen ist nun zwar mehrfach bemerkt worden, eine solche Verstümmelung könne um des oben erwähnten Vornehmlich willen nicht anerkannt werden. Es liegt indeß am Tage, daß der Gebrauch dieses Ausdrucks hier keinen anderen Sinn haben kann, als den, daß die Verpflichtung der zu ordinirenden Geistlichen sich nur auf die im materiellen Theil des Formulars genannten Lehren erstrecken, und daß der sonstige Inhalt der im formellen Theile erwähnten Bekenntnisse der subjektiven Beurtheilung der Geistlichen überlassen bleiben soll.

Weiter gehört es nun allerdings auch zur Freiheit, und zwar bestimmter zur Freiheit der Individuen, daß diesen der

Glaube, wenn auch immerhin der wahre, nicht durch äußere Gewalt aufgedrungen werden soll, aus dem einfachen Grunde, weil der auf solche Weise aufgedrungene Glaube nicht als wirklicher Glaube des Individuums zu betrachten ist. Diese formelle Glaubensfreiheit, deren Anerkennung wir im Zeitalter der Reformation noch vermiffen (wir erinnern hier nur an das den Landesobrigkeiten damals noch zugestandene *jus reformandi*), ist erst die Errungenschaft einer späteren Zeit und wir rühmen uns mit Recht, einem Staat anzugehören, welcher die allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit als eines seiner Grundprincipien betrachtet. Im vorliegenden Fall kann indeß diese, bei uns von keiner Seite bestrittene, allgemeine Glaubens- und Gewissensfreiheit nur insofern in Betracht kommen, als es in Folge derselben denjenigen Mitgliedern unserer Evangelischen Landeskirche, welche sich bei den Bekenntnissen derselben nicht beruhigen können oder wollen, unbenommen bleiben muß, ihren Austritt aus gedachter Kirche zu erklären. Ob nun schon solches Ausscheiden, um des Seelenheils der Ausscheidenden willen, der Kirche nur zu schmerzlichem Bedauern reichen könnte, so dürfte doch hier das Wort des Herrn: „Ärgert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus, und wirf es von dir u. s. w.“ — um so unbedenklicher seine Anwendung finden, als es sich dermalen nicht um eine von Seiten der Kirche zu bewirkende Excommunication, sondern nur um die Anerkennung eines durchaus freiwilligen Ausscheidens handelt. — Wie groß übrigens auch heut zu Tage die Anzahl der, in ihrer Verbüßterung sich für aufgeklärt haltenden Mitglieder der Evangelischen Kirche seyn mag, denen die Einführung des in Vorschlag gebrachten Ordinationsformulars, als eine ihrem Unglauben gemachte Concession, vorläufig ganz erwünscht seyn würde, so ist doch daraus noch keineswegs zu folgern, es werde die fortgesetzte Weigerung der Kirche, ihr Bekenntniß im Sinne des Nationalismus zu verdünnen und zu verflüchtigen, eine massenhafte Secession der mit diesem Bekenntniß Zerfallenen hervorrufen. Dem steht nicht nur die natürliche Trägheit des Indifferentismus und die Abneigung der Malcontenten, aus eigenen Mitteln ein ihrer Überzeugung entsprechendes Kirchenwesen zu gründen, sondern auch der erfreuliche Umstand entgegen, daß die große Mehrzahl derer, die für Nationalisten gelten, und sich selbst als solche betrachten, gleichwohl, ihnen selbst unbenommen, in der Tiefe ihres Gemüthes mit dem Glauben ihrer Väter noch in zu engem Zusammenhange steht, als daß sie die von den Vortführern des Unglaubens an sie gerichtete Aufforderung zum Abfall von der Kirche, nicht mit Entschiedenheit von der Hand weisen sollten.

Dr. L. v. Henning, Prof. der Philosophie.

Nachrichten.

Aus dem Rippischen.

(Im Anfang des Septembers.)

(Schluß.)

Außer diesem ist es auch nicht unberichtigt zu lassen, daß die drei

Mitglieder von dem Vorstände der Missions-Conferenz, welche sich aus Anlaß der öffentlichen Einladung zu der allgemeinen Prediger-Conferenz nach Lage begeben hatten, da in dieser es zur Sprache gebracht wurde, daß die öffentliche Einladung dazu keine statutenmäßige, also die Versammlung für das Mal nicht als eine constituirte, sondern nur als eine „zufällige“ anzusehen sey, sich hiedurch nicht, wie berichtet ist, getrieben fanden, sofort ihre Bereitwilligkeit, sich zu entfernen, zu erklären, zumal da die Versammlung in einem Gasthose stattfand und auch einige andere Prediger als sie aus Anlaß der öffentlichen Einladung in der Gesellschaft sich eingefunden hatten, ohne vorher Mitglieder der Rippischen Prediger-Conferenz gewesen zu seyn. Daß hingegen die Erörterungen hierüber nur auf die drei, den Leitern der Konferenz, wie es schien, unwillkommenen oder doch unerwarteten Gäste gemünzt war, das konnten diese freilich wohl merken und hat sich auch nach ihrem Abgange noch mehr herausgestellt. Sie entfernten sich aber erst, als die „zufällige“ Gesellschaft, mit ihrer vorherigen Ansicht von sich selbst in Widerspruch tretend und den Charakter einer f. g. allgemeinen, regelmäßig zu wiederholenden Rippischen Prediger-Conferenz annehmend, begann Beschlüsse zu fassen und zu unterzeichnen, zu deren Mitunterzeichnung jene Drei nur in der Eigenschaft als ordentliche Mitglieder dieser Konferenz hätten schreiten können und übrigens auch schon vermöge des Inhalts dieser Beschlüsse sich nicht berechtigt halten mochten. Bei den Verhandlungen darüber waren sie gegenwärtig. Die Unterzeichnung der Beschlüsse lehnten sie ab; und damit verließen sie die Gesellschaft, um sich zu der Missions-Conferenz nach Detmold zu begeben, in welcher außer den Mitgliedern des Vorstandes nur noch Ein Prediger des Landes gegenwärtig gewesen ist, den der Verfasser des ersten Berichts in Nr. 53. dieser Blätter nicht bemerkt zu haben scheint, da jener verhin- dert war, bis zum Schluß der Missions-Conferenz in derselben anwesend zu seyn.

Diese Berichtigungen der Darstellung der hiesigen kirchlichen Verhältnisse ist man zur Steuer der Wahrheit schuldig. Man kann sie jedoch nicht abgeben, ohne zugleich die Bemerkung hinzuzufügen, daß die Auffassung der Verhältnisse, wie sie im Allgemeinen der erste Bericht darbietet, eine sehr gewichtige Entschuldigung und resp. Rechtfertigung findet in dem Umstande, daß, während sechs Prediger im Rippischen für das kirchliche Bekenntniß und die Verpflichtung auf dasselbe in die Schranken traten und während eben sowohl dieses wie jene nicht nur von anonymen Zeitungs-Correspondenten, sondern auch von der obersten Kirchenbehörde des Landes angegriffen und verfolgt wurden, von jenen sechsunddreißig Predigern kein Einziger für die Sache des Rechts und Bekenntnisses der Kirche öffentlich Zeugniß gegeben hat: eine Laueheit, welche bei der Natur dieses Kampfes, die es erschließt, daß Jeder für eine gewisse Partei sich erklärte, in der That nur gar zu sehr das Ansehen der feindlichen Gegenpartei hat. Wie dem aber auch sey: so darf es doch kein Hinderniß seyn, Abweichungen in der Darstellung von tatsächlichen Verhältnissen zu berichtigen. So viel Unheil es erzeugt, durch irreführende Bekanntmachungen zwischen den Dienern einer Kirche Spaltungen hervorzurufen; so wenig kann es zum Frieden und Frommen dienen, die leider unter ihnen entstandene Entzweiung noch tiefer und größer darzustellen, als sie wirklich sich zeigt. Ist das Erste von einer Seite her geschehen: so thut es auf der anderen desto mehr Noth, das Zweite zu vermeiden, je mehr Ursache Alle haben, da, wo das *divide et impera* unter ihnen in Anwendung gebracht wird, mit einander Frieden zu halten so viel als möglich!

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 3. Oktober.

N^o 79.

Die Unionsfrage in ihrem jetzigen Stadium.

Quod omnes tangit, ab omnibus debet curari.

Erster Artikel.

Denen, welchen die Union innerlich Noth macht, so wie den Gegnern der Union, ist unzählige Male gedruckt und mündlich der Vorhalt gemacht worden, doch nicht sich und Andere mit Fragen zu behelligen und zu verwirren, die nur ein sehr sekundäres Interesse hätten für eine Zeit, wo die ersten Elemente des Christenthums zu vertheidigen und an's Herz zu legen seyen; unverantwortlich sey der Zwist der Brüder, wenn der gemeinsame Feind in's Haus gefallen, ehelos das Duell am Tage der Schlacht. Diesen Vorhalt wird man für wohlbegründet und höchst nöthig halten müssen. Denn der Unionsstreit bewegt sich um eine Lehre, auf die nicht eher eingegangen werden kann, bevor man nicht über ihre Voraussetzungen und Vorderfäße im Reinen ist — *contra principia negantem non est disputandum* —, um eine Lehre, die zur Fixirung, zum Bekenntniß nur gelangen kann aus dem Leben ihres Objectes. Und wie steht es mit diesem? Die weit überwiegende Mehrzahl der „Gebildeten“ und der städtischen Armen, und eine kleine Zahl des Bürgerstandes nimmt gar nicht mehr Theil am Abendmahl; eben so groß ist die Zahl derer, welche nur die Confirmation, die Trauung, eine bevorstehende Entbindung herbeiführt; die Mehrheit der übrigen Städte und der Landbewohner erscheinen, der christlichen Sitte oder einem Pflichtgefühl zu genügen, oder von einem unbestimmten Bedürfniß religiöser Erhebung geleitet; nur Wenige kommen oft und in Hunger und Durst nach der Gerechtigkeit in und der Lebensgemeinschaft mit Christo. Selbst die Prediger communiciren selten, und manche thäten es noch seltener, wenn sie nicht den Anstoß bei den Gemeinden fürchteten. Es ist klar, daß solche Gestaltung des Lebens keine gesunde Entscheidung über die Lehre erwarten läßt, und daß jedenfalls nur die „Wenigen“ ein Interesse haben und eine Stimme.

So wohlbegründet aber der Vorwurf ist, so ungerecht ist es, ihn nur nach einer Seite zu richten. Luther will gern stille seyn, jedoch daß auch die Gegner schweigen. So lange die Union theils Grund, theils Anlaß, theils Vorwand ist, um das Bekenntniß zu alteriren oder zu modificiren, so lange man nicht bloß solche kirchliche Einrichtungen proponirt, welche die Unionsfrage unberührt lassen, sondern auch solche, die eine bestimmte Antwort auf sie voraussetzen: so lange haben auch die zunächst mit dem Vorwurf Gemeinten Befugniß und Pflicht, innerlich und äußerlich auf sie einzugehen. Denn sie betrifft in ihrem jetzigen Stadium zunächst und vornehmlich das Bekenntniß, wie die Verhandlungen der Landes-Synode beweisen. Und sofern diese in der Verfassungsfrage nicht bloß den praktischen

Verhältnissen und Bedürfnissen Rechnung tragen, sondern auch auf die Principien eingehen wird, kann sie auch hier die Unionsfrage nicht umgehen. Denn ein Blick auf die Geschichte der Lutherischen und Reformirten Kirche zeigt, daß mit unbedeutenden Ausnahmen die Bewegungen, Streitigkeiten und Trennungen in jener nie, in dieser nur um die Verfassung sich bewegen bis auf die Schottische freie Kirche und die Waadtländischen Ereignisse herab, was mithin nicht zufällig seyn kann, sondern im Grundprincipe beider Kirchen beruhen muß. Vermöge desselben genügt der erstgenannten rein Wort und rein Sakrament zur Einheit und Reinheit der Kirche, läßt sie gelten in den anderen Sachen, *quicquid praeter, non contra scripturam*, gewährt sie der historischen Entwicklung und dem lokalen Bedürfnisse bis zur kleinsten Gemeinde hinunter ihr Recht und ihren Raum bis auf den heutigen Tag. Vermöge des ihrigen (s. hernach) drängt die zweite zurück zur Form der ersten Christenheit und fordert für Alles positiven biblischen Grund. Hier ist die Verfassung eine Frage des Principis, dort der Zweckmäßigkeit.

Wenn nun Eins, hier Gehör erbittet für sein Votum, daß die Entscheidung in der Unionsfrage und alle neuen Einrichtungen, so weit sie von derselben abhängen, gegenwärtig weder indicirt noch heilsam seyen, so hält er sich dazu verpflichtet, weil er einer Provinz (Pommern) angehört, von der aus durch entgegenge setzte Stimmen eine neue Lutherische Secession in Aussicht gestellt ist und deren am Lutherischen Bekenntnisse und an der Union festhaltenden Geistlichen dadurch und durch andere neue Vorgänge zu irgend welcher Erklärung über ihre Stellung gedrängt sind, zur Verhütung von Mißdeutungen.

Zunächst wird es gut seyn, die Lage der Unionsache sich offen zu vergegenwärtigen. In den sechs östlichen Provinzen unseres Staates gehörte ein sehr geringer Theil der Evangelischen zur Reformirten Kirche, viele Kreise enthielten auch nicht die kleinste Gemeinde, kaum Einzelne. In Pommern hatten sämmtliche reformirte Gemeinden die Seelenzahl kaum Einer größeren Lutherischen Parochie, eben so standen sie in Preußen und Schlesien, günstiger in Brandenburg, minder günstig in Sachsen, die Verhältnisse von Posen kenne ich nicht. In Westphalen waren Minden und Ravensberg ganz Lutherisch, die acht Kirchspiele von Tecklenburg ganz reformirt, in Mark war das Verhältniß 2 zu 1. Nur in der Rheinprovinz waren in den katholischen Hauptstock der Bevölkerung Gemeinden beider Con fessionen in bunter Mischung eingesprenzt mit Vorwalten des reformirten Elements. Die Vereinigung der verschiedensten Territorien unter Eine Landesherrschaft, die sich ungleich der unmittelbar vorhergehenden der kirchlichen Dinge annehmen wollte, und die daraus natürlich resultirende fortgehende Bildung neuer Gemeinden in katholischen Orten aus beiden evangelischen Con fessio-

nen machten hier irgend welche Union nothwendig, in Mark bei der Mischung beider wünschenswerth. In den übrigen Provinzen waren die Verhältnisse fest geordnet, der sündliche Streit und Gegensatz hatte seit achtzig Jahren überall aufgehört, doch hingen und hangen die Reformirten fest an ihrer Confession.“^{*)}
(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Provinz Brandenburg.

Am 2. September versammelten sich die Candidaten der Theologie der Ephorie Baruth bei dem dasigen Rektor Bödenroth auf Veranlassung des Past. Nigmann zu Merzdorf. Letzterer nämlich hatte sich bereits seit sechs Jahren fort und fort Mühe gegeben, unter den Geistlichen der Diocese ein synodalisches Leben zur gegenseitigen Mittheilung von geistlicher Gabe, zur gegenseitigen Anregung in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht zu bewirken; aber vergebens. Da endlich beschloß er, die Candidaten der Theologie und den genannten Rektor mit der Frage anzugehen, ob nicht sie wenigstens gewillt wären, seiner Bitte zu willfahren. Und siehe! freudig begrüßte man hier die ergangene Aufforderung. Man versicherte, daß er einem längst gefühlten Bedürfnisse abhelfe und man sich ihm schon im Voraus zum Danke verpflichtet fühle. Freilich mochte man im Ganzen wenig und namentlich wenig von dieser ersten Zusammenkunft erwartet haben, da man wußte, daß überhaupt außer dem obengenannten Geistlichen keiner der Diocesangeistlichen Theil nehmen würde; aber man war am Schlusse derselben so befriedigt, daß man die folgenden Zusammentünfte gern öfter als alle vier Wochen bestimmt hätte.

Eingeleitet ward diese Versammlung durch eine kurze Ansprache an die Anwesenden, worin ihnen zunächst inniger und herzlichster Dank für die Bereitwilligkeit, mit der sie der Einladung Folge geleistet hätten, ausgesprochen; darauf der Zweck der Versammlung als ein wissenschaftlich-praktischer mit vorwaltender Wissenschaftlichkeit bezeichnet; das dafür Sprechende und dazu Nöthigende kurz namhaft gemacht und zuletzt der dreieinige Gott um seinen Segen zu diesem Vorhaben gebeten wurde. Dieser Segen blieb dann auch, wie der Erfolg zeigte, schon dieses Mal nicht aus.

In der darauf folgenden Besprechung, die sich zunächst an diese Anrede anschloß, erkannte man das Nothwendige und darum Maßgebende und Bestimmende der Gründe für diese Haltung des Vereins an, entband die mit dem zweiten theologischen Examen beschäftigten Candidaten von der Einreichung größerer Arbeiten und sprach dann einstimmig den Wunsch aus: Kirchen- und Literaturzeitungen zu lesen. Leider konnte diesem allgemeinen Wunsche nicht genügt werden. Die dabei von einem Mitgliede aufgeworfene Frage: Weshalb genannte Blätter nicht in der Diocese gelesen würden, lebte der Vorliegende als nicht dahin gehörend ab; sagte jedoch, daß er selbst schon früher diesen Wunsch sehr dringend

^{*)} Die reformirten Laien der unteren Stände, die ich kenne, sofern sie durch die Zeitungen sich nicht leiten lassen, behaupten entweder ihre Sonderstellung, oder bedauern den Beitritt zur Union. Als Jüngling hörte ich 1817 eine Predigt eines Reformirten, des frömmsten Predigers unserer Provinz, gegen die Union. Vor neun Jahren stand ich als Seelsorger am Sterbelager einer Bürgerwitwe, die sich über ihren Beitritt zur Union, von ihr als Verläugnung ihres reformirten Glaubens angesehen, gar nicht wollte beruhigen lassen. Beide Ereignisse sind für meine innere Stellung von Bedeutung gewesen.

aber vergeblich ausgesprochen, ja selbst einen berartigen Leserkreis einmal schon errichtet, während dreier Jahre erhalten, dann aber aus Mangel an Theilnahme und wegen der ihm dadurch erwachsenden zu großen Kosten habe müssen eingehen lassen. Die übrige Zeit nahm die sehr lebhafteste Diskussion über Joh. 3, 1 ff. fast ganz in Anspruch. Beurtheilung einer kurzen praktischen Arbeit und literarische Notizen füllten die kurze noch übrige Zeit aus.

Voll freudigen Dankes gegen Gott und mit der Bitte um seinen ferneren Segen trennte man sich.

M.

L. M.

Die Lichtfreunde in Marburg.

Auch die letzten Konsequenzen der Lichtfreunde, welche nur von unentwickelten und unklaren Naturen zurückgehalten werden können, sind nun mit voller Energie und einer furchtbaren Trivialität ausgesprochen worden. In der Universitätsstadt Marburg benutzte ein Professor der Philosophie, Hegelianer, die Sympathien für Deutsch-Katholicismus, um unter dem Titel einer Deutsch-katholischen Gemeinde einen Verein von Lichtfreunden zu errichten. Schon in einer am 18. Juli 1845 in der akademischen Aula gehaltenen und später gedruckten Rede sprach er sich S. 9. folgendermaßen aus: „Mit einem Worte, diese neue Bewegung steht entschieden auf dem Boden des Nationalismus, der von dem Christenthum belebten und in ihm sich bewegenden Vernunft, des fortschreitenden Erkennens, der freien Aneignung des christlichen Inhalts, wogegen der orthodoxe und pietistische Standpunkt bald nur als Sekte sich ausscheiden wird und in Berlin sich schon ausgeschieden hat. Dieses freie Princip sehen wir in der ersten Reformation noch behaftet mit seinem Gegensatz, daher sofort festen symbolischen Bestimmungen erliegen, weshalb freisinnige Katholiken von dem Protestantismus zu sagen pflegen, er habe einen papierenen Papst statt des lebendigen hingestellt. Aber der Protestantismus hat diese seine Schranke schon selbst überwunden und in seinen klüftigsten Spizen das ganze Neue Testament kritisch zerlegt, ja alle religiösen und kirchlichen Voraussetzungen in Frage gestellt. Diesem Prozesse des Geistes gegenüber erscheint die Deutsch-katholische Kirche in unentwickelter Naivetät. Allein das Princip desselben, den Nationalismus überhaupt, hegt sie in dem innersten Herzen und hat sie in klaren Sätzen, welche Christenthum und Vernunft als Princip zusammenfassen, ausgesprochen. So erscheint diese neue Reformation als eine Befreiung von Massen aus alten Fesseln, um sich frei dem Boden der Gegenwart, dem fortgeschrittenen protestantischen Geiste anzuschließen und seine weltgeschichtlichen Kämpfe durchzukämpfen.“ Am 6. August 1845 ward, nachdem jener Philosoph die Sache angeregt, auf dem Rathhause in Marburg eine erste Versammlung abgehalten, wo er mit mehreren Anderen redend auftrat und der Lehrer von fünf Atheisten-Convertiten, denn mehr ließen sich nicht zusammenbringen, wurde. Man muß hier gleich fragen, welcher Interesse kann ein Hegelianer der extremsten Linken an einer Deutsch-katholischen, seiner wahren Ansicht nach doch auf einem ganz entgegengesetzten, einem beschränkt monotheistischen Standpunkte stehenden Gemeinde nehmen? Welche Gemeinschaft zwischen ihm, der keinen lebendigen, persönlichen Gott bekennt und jenen Convertiten, die, wie groß ihre Verkennung des Christenthums auch sey, doch der Anerkennung Gottes zu entsagen gewiß nicht sofort beabsichtigen? Wie kann aber ein Gott-Löser den doch bloß Christus-Löser sein Lehrer seyn? So war denn gleich anfangs bei allen Verständigen darüber kein Zweifel, daß es hier die Entwicklung des Deutsch-Katholicismus nach einer neuen Sekte, der Befreiung von seiner „unentwickelten Naivetät“, gelte, daß die Hegelianer sich nur an die Spitze der Deutsch-katholischen Gemeinde stellten, um die Bewegung der negativen Elemente bis zu ihrem

lekten Ziele, der vollen Negation, vorzutreiben. Noch klarer mußte aber diese Absicht werden, als in derselben Versammlung, nachdem die Katholiken ihrem Glauben feierlichst entsagt hatten, die Zuschauer, welche die Ansichten der Redner nicht theilten, zum Abtreten aufgefordert wurden, und nur eine Versammlung von Radikal-Protestanten zurückblieb. Hier erklärte man, daß an die Stiftung der Deutsch-katholischen Gemeinde sich eine andere von freien Protestanten anreihen solle und es wurden sofort neue Personen zu Mitgliedern eines Vorstandes designirt. Aber man hatte sich in seinen Erwartungen betrogen. Die Zahl der Extremen war nicht so groß und ihr Muth, offen hervorzutreten, nicht so stark, als man gehofft hatte. Allerdings wurden noch mehrere Zweckessen gehalten, zu denen man durch alle Künste der Überredung recht Viele herbeizuziehen wußte, man kam in dem Winter von 1845 auf 1846 in Wirthshäusern regelmäßig zusammen, aber da man nun offenen Atheismus predigte und die Maske fallen ließ, zogen sich die gesunden Naturen zurück, um so mehr, da sie sahen, daß diejenigen prävalirten und immer zahlreicher wurden, welche entweder der niedrigsten Klasse des Volks angehörten, oder aller öffentlichen Achtung entbehreten. Die s. g. Deutsch-katholische Gemeinde, von der Regierung nicht anerkannt, löste sich nun, was man ja gleich anfangs beabsichtigt hatte, in Lichfreundschaft auf und trat nicht weiter als besonderes Element hervor. In dem Grade, wie sich die ehrbaren Bürger zurückzogen, traten nun in Folge mannigfaltiger Bearbeitungen in öffentlichen Lokalen Männer aus dem niedrigsten Wolfe hinzu. Die Stärke der Bewegung beruhte aber vorzüglich auf den Anhängern jenes atheistischen Philosophen unter den Studierenden. So durfte einer derselben, es sollte dieses eine öffentliche Demonstration seyn, in einer am Grabe des jüngst verstorbenen Professor Endemann gehaltenen Rede das Christenthum, wenn auch indirect aber doch offen genug, eine große Lüge nennen und unter Anderem sagen: „Das Andenken an die Verstorbenen, das ist unsere Unsterblichkeit, die wir uns aus den Trümmern der Mystereien des christlichen Glaubens gerettet haben.“ So wurde die Läugnung der Unsterblichkeit als eine Überzeugung einer evangelischen Gemeinde hingestellt. Das Bestreben jenes Philosophen ging nun je länger je mehr dahin, dem Christenthum in Marburg ein Ende zu machen, ja um der Bewegung eine weitere Ausbreitung zu geben und die Massen zu gewinnen, wandte man sich auch an die armen Landleute auf den benachbarten Dörfern. In den Wäldern wurden am letzten Pfingstfest und den folgenden Sonntagen große Versammlungen und bei Gelegenheit derselben Reden gehalten. Zahllose Mengen strömten theils in Folge von Einladungen und durch Anreden oder Verbreitung von lichfreundschaftlichen Schriften (darunter auch Bücher wie von Saller) bestimmt, theils aus bloßer Neugierde herbei und wurden mit Bier bewirthet. Die Lehren, die man hier promulgirte, sollen, nicht bloß nach Berichten über jene Versammlungen, sondern auch nach dem offenen und unumwundenen Bekenntnisse vieler Genossen, namentlich auch Frauen, folgende seyn: „Es gibt keinen Gott, sondern nur Natur, es ist thöricht, zu beten und einen Gott anzurufen, der nicht anders als in den Menschen selbst existirt u. Christus ist ein gewöhnlicher Mensch u., „gemacht““ (sic) von einem Zimmermann und geboren aus einer Jungfrau, die irdischen Güter gehören Allen zu und der Sonderheiß ist ein Unrecht, die Pfaffen, die nur aus Eigennutz ihre trügerischen Lehren noch fortpredigen, müssen unter die Füße getreten werden.“ Es war darauf abgesehen, diesen Leuten den letzten Rest von Gottesfurcht aus dem Herzen zu reißen. Einzelne Trivolitäten, weil wenig verbürgt, so die Verpöthung des Abendmahls, enthalte ich mich, zu erzählen. Im Ganzen aber scheiterten diese Predigten am gesunden Sinne des Volks, wenn auch eine kleine Anzahl von Landleuten versführt wurde, so erhob sich doch bei den meisten ein entschiedener Widerspruch. Noch ist bei unserem Hessischen Volke der religiöse Sinn, wenn

auch nicht ein entschieden christlicher, doch ein ernster. Die Landleute sollen mehrmals im Begriff gewesen seyn, mit Knütteln diese Versammlungen auseinanderzutreiben und einzelne der Predikanten haben sich nur mit Mühe Mißhandlungen entzogen. Auf offizielle Nachrichten ist die Regierung mittlerweile gegen diese Volksverführer eingeschritten, jener Professor der Philosophie ist suspendirt, die Handwerksburschen, welche an den Versammlungen Theil genommen haben, sind ausgewiesen worden, einzelne Lehrer entlassen und andere niedere Staatsdiener mit Entlassung bedroht. Mit Gott geht das Drama zu Ende, da die Bewegung doch nicht aus dem Wolfe hervorgegangen, sondern durch allerlei Künste an dasselbe herangebracht ist.

Schreiben an den Herausgeber vom Main.

Sie haben für die *Ed. R. Z.* eine Mittheilung über die Deutsch-katholiken hiesiger Gegend gewünscht, aber so gern ich auch diesem Verlangen entspreche, so wenig bin ich doch im Stande, etwas Neues und Sonderliches über dieselben zu berichten. Mit der ganzen Bewegung, wie sie in diesen Blättern und anderwärts, wenigstens nach ihrer einen bei weitem zahlreichsten Seite, geschildert worden ist, sind auch sie in ihrem religiösen Wesen hinlänglich charakterisirt. Auch ihr treibender Gedanke ist, neben dem Absehen vor Rom, leider auch der vor jedem entschieden christlichen Satze, auch ihre Stimmung die des auf einmal umgelenkten, mit seinem weltlichen Inhalt auf das Gebiet der Religion geworfenen Indifferentismus, auch ihre Dogmatik die des rationalistischen Un- und Halbglaubens. Dies beweist, wenn es nicht auf dem hiesigen Boden, auf dem der vulgäre Rationalismus ein breites Bette hat, ohne dies schon voraussetzen wäre, ein Blick in die literarischen Productionen der Stimmführer, die bisher dann und wann hier erschienen sind. Ich hebe Einiges aus denselben aus. Der bekannte Literat Dr. E. Duller zu Darmstadt, der freilich als Laie selbst die Nachsicht des Publikums für seine religiösen Vorträge in der vorigen Dissidentengemeinde in Anspruch nimmt, aber doch immer als den religiösen Inhalt ihres Bekenntnisses ausprechend angesehen werden darf, sagt einmal in einem derselben: „Ist aber mit seinem Liebestod am Kreuz die Erlösung der Menschheit abgeschlossen worden? Ist der Christ würdig, sich nach Christus zu nennen, der sich einzig und allein auf das Verdienst des Erlösers und Mittlers Jesu Christi verläßt? Oder ist nicht vielmehr Jener des Christennamens würdig, welcher das Verdienst Jesu Christi sich auch vermittelt des ihm von Gott verliehenen Vermögens der Selbstvervollkommenung selbst zu erringen sucht? Jesus Christus hat uns erlöst, daß wir, kraft jenes Vermögens, immerfort nach Vervollkommenung unserer selbst streben u.“ Sie sehen, hier ist nicht bloß eine eigene Consequenz in Nebeneinanderstellung des Verdienstes Christi und des Selbstvermögens, sondern der Gesinnung nach fast römische Wertheiligkeit. Und dem entspricht denn auch, was derselbe von der Sünde sagt. „Bedenke,“ mahnt er, „daß jede Sünde nur ein Irrthum der Seele, des Willens ist, der aus Verdüsterung des sittlichen Erkenntnisvermögens entsteht.“ Erlangt der Mensch „jene Klarheit wieder, durch die es ihm möglich wird, das Wahre, Gute und Rechte zu erkennen“, so hat er auch „jene Stärke des Willens, um demgemäß zu handeln“. Das sagt offenbar als seine eigentliche Meinung ein etwas rhetorischer Satz, der neben jene Klarheit unmittelbar diese Stärke des Willens stellt, also beide als auf und aus einander folgend ansieht. Eben dahin gehört, wenn es heißt, „die Menschheit erkenne ihre Bestimmung darin, daß sich Gottes Geist ewig in ihr offenbaren wolle, und daß diese Offenbarung durch die freie Thätigkeit jedes einzelnen Volkes und jedes einzelnen Menschen im Volke erwirkt werden könne“. Eublich von religiöser Bewirtheit zeugt es, wenn es nicht auf Rechnung rhetorischen Schwun-

ges zu setzen ist, wenn gesagt wird; „Das Deutsche Volk weiß jetzt — und der neuerstandene Christus ist es, durch den es das weiß — —, daß es für alle Völker voranschreiten muß u. c.“ Jedenfalls scheint mir dieses Beispiel unwillkürlich bezeichnend dafür zu seyn, auf welche unklare Weise Christus in das religiöse Denken und Leben der Leute dieser Richtung verwickelt, wie er fast nur der zufällige Einschlag in das Gewebe der Selbstgerechtigkeit und Selbsterlösung ist, das ihre eigentliche religiöse Substanz bildet. Zuletzt eine Probe der Exegese desselben Redners zu geben, so erklärt er: „Diese Erziehung des ganzen Volkes ist die recht eigentliche Erneuerung, in dem Sinn, wie der Apostel es meint, die Erneuerung in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ — Ein anderer, aber wirklicher Prediger der Gemeinde zu Mannheim, ein gewesener Protestant, C. Scholl, verbreitet sich in seinen „Sonntäglichen Vorträgen“ ausführlicher noch über das Gebiet der Dogmatik. Von Christus, um sogleich mit dem Bezeichnendsten zu beginnen, sagt derselbe: „Im tief religiösen Bewußtseyn Christi ward die Trennung des Menschen von Gott unmittelbar aufgehoben, und durch ihn ist daher der ganzen Menschheit das Bewußtseyn ihrer Einheit mit Gott oder ihre Versöhnung ausgegangen! In Christus oder im Christenthum erscheint somit diejenige höhere Entwicklung des Glaubens, in welcher das Wahre des Heidenthums und das Wahre des Judenthums vereint ist. Das Wahre des Heidenthums, sofern durch Christus ausgesprochen wurde, daß die Natur nicht von Gott verlassen, sondern daß in der Natur sich das Göttliche offenbart, daß in ihm, in seinem Fleische, Gott wohnt, und wir Alle, wie er, in Gott leben, wohnen und sind! Das Wahre des Judenthums aber, sofern durch Christus andererseits seine eigene Unterordnung und eben so die Unterordnung der ganzen Menschheit, wie alles Geschaffenen, unter den einen, höchsten, ewigen Geist, den Vater, ausdrücklich ausgesprochen ist. Das Eigenthümliche des Christenthums ist demnach dieses, daß in ihm, im Gegensatz zum Heiden- und Judenthum, das Inwohnen Gottes im Menschen, oder die Einheit Gottes und des Menschen zuerst uns zum Bewußtseyn kam. Wer daher dieses Bewußtseyn in sich trägt — er möge Namen haben, was er für welche wolle —, der ist seinem innersten Geist nach ein Christ! — Auf Tauf- und Confirmationsschein kommt es nicht an!“ — Sie sehen, aus was für einer Schule dieser Mann kommt, und bedauern mit mir die Gemeinde, die sich so schweigend um das köstliche Erbe ihres Christennamens, um ihrer Seelen Seligkeit, betrügerlicher Weise bringen läßt. Aber Sie schauern auch ob des confusen Gräuels, der sich in diesen s. g. Deutsch-katholischen Gemeinden von allenthalben zusammenbunt. Mehr bedarf es daher von demselben Verfasser nicht, um im Reinen über ihn zu seyn, obgleich er sich auch über die Auferstehung und Himmelfahrt Christi, über Wunder, Dreieinigkeit u. s. w. in seiner Weise verbreitet; nur das lassen Sie mich noch ausheben, wie er selbst die letzte Aufgabe der Deutsch-katholiken bezeichnet und dann noch Proben seiner Genauigkeit auch auf anderem Gebiete geben. In jener Beziehung sagt er: „In einer solchen Zeit, wo Jeder seinen eigenen Glauben hat — — wäre es das äußerste und traurigste Verfehlen unserer Aufgabe, wenn wir den Glauben zum Hauptgegenstand unserer Bestrebungen machen wollten. — Unsere Zeit will Liebe, und die höchste, letzte und herrlichste Aufgabe des Deutsch-katholicismus ist nichts Anderes, als grade die Bewirklichung dieser Liebe u. c.“, eine Art der Deklamation, die mich hier und bei Anderen immer an meine Studentenjahre und die freispreßende Begeisterung der burschenschaftlichen Kränzchen erinnert, die zum Theil so jämmerlich verpufft ist, wenn sie damals gewiß auch von sittlichem Ernst getragen wurde: und in der anderen Beziehung, der der Exaktheit, weiß er u. A., „die drei ersten Evangelien nennen Christus den Menschensohn“; weiß also Nichts von dem Zeugniß des Petrus, Nichts

von der Stimme vom Himmel herab bei der Taufe, Nichts von der Geburts- und Lebensgeschichte Jesu, nicht, daß Christus vielmehr nur selbst es ist, der sich den bedeutungsvollen Namen des Menschensohn beilegt u. c., sagt er ferner, Marcus nenne Jesus den Zimmermann (C. 3. B. 6.), klagt er endlich, die Protestanten „trösteten sich mit ihrer vermeintlichen kirchlichen Freiheit trotz der mit jedem Tag sich mehrenden Suspensionen ihrer freisinnigen Geistlichen“, eine Übertreibung, die sich mit dem Ernst der Gesinnung und der Ruhe, deren er sich rühmt, schlecht reimt, u. dgl. mehr.

Ein gleiches Beispiel von der Leichtfertigkeit, womit die Deutsch-katholischen Stimmführer unwichtige und die wichtigsten Gegenstände gleicherweise behandeln, gibt der Frankfurter Literat F. Rau, der, während er früher als Kaufmann mittelmäßige Romane schrieb, jetzt in die Theologie sich geworfen und verflochtenen Winter Vorlesungen über die Kirchengeschichte gehalten hat, die nun auch gedruckt vorliegen und in deren Vorrede er sogleich sehr signifikant bekennet: „Besitzen wir nun auch in allen Fächern der Theologie und namentlich in deren Grundwissenschaft, der Kirchengeschichte, treffliche Werke in Menge, so fehlt es uns doch ganz und gar an solchen Bearbeitungen, die dem Kirchgelehrten zugänglich sind“, zum Beweis, daß er eben so wenig wie diese letzteren, so auch jene von ihm so genannten trefflichen Werke kennt; daß er überhaupt in dem, was er jetzt treibt, ein verwirrter und verwirrender Idiot ist; und die er eben so bezeichnend mit den Worten schließt: „Erst dann, wenn man die Frage nicht mehr hört: Bist du Katholik? Protestant? Jude oder Muhammedaner? — erst dann wird sich der Menschheit das Reich Christi, das Reich der Liebe erschließen.“ Hört man nun diese Leute — und wen anders, als die Choragen, die, die voranstehen, soll man hören, wenn man die Grundstimmung der Anderen kennen lernen will! — so weiß man sogleich, was es zu bedeuten hat, wenn die Frankfurter Gemeinde in einem von demselben Manne mitunterzeichneten Akte beschließt: „den Passus: Ich glaube an Jesum Christum, unseren Heiland, in: Ich glaube an Jesum Christum, den Sohn Gottes, unseren Heiland, unzuändern“. Denn liest man von dem „großen Weisen von Nazareth“, dem „großen Nazarener“, der „die Vermittelung des Irdischen und Ewigen und die geistige Ergänzung, deren der Mensch bedarf, soll seine Existenz nicht eine halbe — seyn, durch seine Lehre im vollsten Maß und um so liebenswürdigster darbot u. c.“, so hat man genug, um zu wissen, was von Christi Wesen, als Sohn Gottes, eigentlich gedacht wird. In dieser Beziehung lehrreich ist denn auch noch eine in Frankfurt erschienene Brochüre, die den Titel führt: „Die Unitarier in Ostfranken, die Vorläufer der Deutsch-Katholiken“, aus deren Vorrede ich nur einen Passus aushebe, um den ganzen Inhalt zu charakterisiren: „Enthält denn“ wird gefragt, „der Rationalismus oder der Protestantismus jenes Archaisenthum, welches kurz vor und nach Jesu Tode in Asien — sich bildete, und — endlich zu den Ostfranken, dem damaligen Vorvolke der Deutschen, kam?“ Doch genug! — Findet sich auch neben diesen Einer oder der Andere, der minder Anstößiges versteht und besonnener ist, wie z. B. der in Worms aufgetretene C. Schröter, der aber doch die Gemeinde von dem Prediger fordern läßt, daß er unter Anderem auch nach dem „Zeitbewußtseyn“ predige: so ist das doch die Ausnahme, und es steht im Allgemeinen hinlänglich fest und begründet, was ich eben von dem religiösen Wesen der Dissidenten hiesiger Gegend gesagt habe. — Was schließlich ihre äußere Ausdehnung betrifft, so scheint diese jetzt ziemlich die gleiche zu bleiben, wenigstens ist die Vermehrung, die unter Anderem die Allg. R. Z. im Juliheft meldet, sehr gering, so daß die Bewegung in dieser Beziehung offenbar ihren Culminationspunkt erreicht hat: auch ein Zeichen wohl ihrer kurzen Zukunft.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 7. Oktober.

N^o 80.

Die Unionsfrage in ihrem jetzigen Stadium.

(Schluß.)

Man hat den Indifferentismus als den Vater der Union genannt; allerdings hat er bei ihr Pathe gestanden, nebst der Unklarheit und der Sentimentalität, aber Vater war der Glaube, freilich im 1 Mos. 3, 7. und Röm. 10, 2 (nach dem Grundtexte) bezeichneten Zustande. Auf die erste Anregung communicirten am Reformationsfeste 1817 Beamtete und andere einzelne Glieder beider Confessionen in den größeren Städten gemeinschaftlich. Manche vielleicht zum ersten und letzten Male; ein besonderer Unionsritus bei dem Abendmahl ward vorgeschlagen und allmählig von vielen Geistlichen eingeführt; diese, die im Allgemeinen für die Union waren, weil nur äußerst wenige die beiden Confessionen gemeinsamen Lehren predigten, und die Gemeinden wurden nicht befragt, auch sonst keinerlei Vereinbarung getroffen. Daraufhin betrachtete das Kirchenregiment die Union als vollzogen, und ließ nun Keinen mehr zum Predigtamte, der nicht „seine Geneigtheit, der Union beizutreten“, schriftlich erklärt hatte, worauf er in den Listen als „ist der Union beigetreten“ geführt ward. Dabei definierte man über die Union nichts und ließ jede mögliche Fassung derselben zu. Eins. gab vor dreiundzwanzig Jahren seine Erklärung in dem ausdrücklich ausgesprochenen und bedungenen Sinne, den man jetzt in England als Evangelical Union bezeichnet; ein Freund erhielt vor neunzehn Jahren auf die Frage, ob durch die Erklärung auch das Lutherische Bekenntniß irgendwie aufgegeben werde, die Antwort: Herr, wofür halten Sie mich? Ohne Zweifel sind wir nicht die einzigen gewesen, die sich schriftlich oder mündlich gesichert haben. Alle aber gaben die Erklärung in demselben unbestimmten Sinne, in dem sie gefordert ward, so daß sie nur die Gegner aller und jeder Art von Union ausschließt vom Predigtamte. — Folgendes ward nun die Union auch auf dem Gebiete des Kultus vollzogen — wir wissen wie —, und dies brachte die Opposition vieler Lutheraner zur Scheidung von der Landeskirche. Ihnen gegenüber mußte die Union sich definiren; es geschah durch die bekannte Kabinetts-Ordre von 1834, in welcher den Bekenntnisschriften die bisherige kirchliche Autorität reservirt, also die gesonderte Existenz der Confessionsgesellschaften als solcher in Sachen der Lehre und des Bekenntnisses garantirt ward. Anders konnte das Kirchenregiment auch nicht, da es sich als beständiger Mandatar der Kirche innerhalb der Bekenntnisse, als seiner Vollmacht und Instruktion, bewegen muß, und an ihnen nicht minder, als das Predigtamt, seine Schranke findet, die magna charta und habeas-corpus-Akte des christlichen Volkes, die zu ändern es nicht befugt ist. Da-

neben sind freilich von Anfang an sehr Viele gewesen, welche die Union fassen als völliges Aufgeben des bisherigen gesonderten Confessionsbundes und aller trennenden Differenzen; es sind in diesem Sinne „unirte“ Fakultäten und Gemeinden gegründet, gewiß auch manche bisher getrennte Gemeinden zusammengetreten. Allein dies ändert die durch die Kabinetts-Ordre, welche nichts thut, als den vorgefundenen und angezweifelte Rechtsbestand garantirt, rechtlich gegebene Definition der Union nicht im mindesten, namentlich ist die Instanz aus den Fakultäten ganz irrelevant, da nicht abzusehen ist, wie sie, als die der Wissenschaft dienen, zur Kirche anders stehen sollten, als die Lutherisch fundirten.

Durch die mehrgenannte Kabinetts-Ordre ist also der Union eine rechtliche Grundlage auf dem bestehenden Rechtsboden gegeben und bewahrt; von ihr aus sind das frühere Verfahren gegen die Lutherischen Dissidenten und ihre jetzige Stellung, als nur geduldetes Sekte, allein kirchenrechtlich zu vertheidigen; von ihr aus gelang es, eine große Zahl lebendiger Kirchenglieder von der Dissidenz und der Auswanderung zurückzuhalten; von ihr aus konnte man vor e. zehn Jahren den Übertritt eines angesehenen Mannes zu Solberg von der Unirten zur Reformirten Kirche acceptiren. Bei ihr wollen die in Pommern an Union und Confession festhaltenden Geistlichen beharren. Ihnen ist die Union eine Ehe zwischen beiden Kirchengesellschaften zu gemeinsamem Haushalt, die weder geschieden noch für nichtig erklärt werden soll, obwohl Etliche unter ihnen meinen, es wäre besser gewesen, sie nicht zu schließen, sondern mit geschwisterlichem Neben-einander-wohnen sich zu begnügen. Oder sie halten beide für verschiedene Corps Eines zu Einem Kampfe vereinten Heeres, denen der oberste Fürst über das Heer Gottes in der historischen Entwicklung ihre besondere Operationsbasis und Direktionslinie gegeben hat, ihr Waterloo und Waivre liegen aus einander, nach Kampf und Sieg erlangen sie die als Ziel hervorrangende belle Alliance, wo die Umarmung sich von selbst macht, jetzt aber würde es nur Confusion, also eine Niederlage geben, wenn die Einen rechts, die Anderen links abschwenkten zu einer improvisirten Embrassirung; daß die Detaschirten des rechten Flügels der einen und des linken der anderen sich unmittelbar berührend zu Einer Truppe zusammentreten, ist natürlich. Nicht unterschiedsloses Zusammenhäufen ist Taktik (und Union), sondern angemessene Dislokation. Durch ein vierfaches Evangelium hat der Herr sein Wirken bezeugen lassen, nicht durch eine Tatianische oder Sandhagensche Harmonie.

Sehr gewichtige Stimmen verlangen nun, als vom Fortschritt der Zeit geboten, eine andere Definition der Union; die Differenz der Confessionen soll für indifferent, der Consensus für

die alleinige Grundlage der „Unirten“ oder „Evangelischen“ Kirche erklärt, die Besonderung den sie begehrenden Gemeinden und Individuen gelassen, d. h. als Regel aufgehoben werden. In diesem Sinne sind die Anträge der Landes-Synode per majora formirt, eine Änderung der Kabinetts-Ordre von 1834 ist in Aussicht gestellt, ja, offen gesprochen, dieselbe größtentheils schon als antiquirt behandelt worden. Ob der Consensus aus den in möglichster Vollständigkeit zusammenzustellenden Bekenntnisschriften vom Individuum selbst gebildet, oder in einer Kirchenordnung formulirt werden, oder die Augustana, entweder die invariata, oder neben ihr in gleicher Berechtigung die variata, dafür gelten soll, darüber wird gestritten.

Der Gegensatz gestaltet sich demnach also: die bisher vom Kirchenregiment aufgestellte Definition der Union und die neuen Anträge sind darin eins, daß in der Einen Evangelischen Landeskirche der Lutherische und der reformirte Tropus oder Typus aufrecht erhalten werden soll, aber, und das ist ihr Unterschied, nach jener für die ganzen Kirchengesellschaften, nach diesen für einzelne Gemeinden und Individuen. Oder mit anderen Worten: jede Gemeinde und Person wird präsumirt, nach jener als in der bisherigen Confession verharrend, bis sie diese Sonderstellung auf rechtsbeständige Weise aufgibt, nach diesen als unirt mit Aufgeben der Besonderung, es sey denn diese auf rechtsbeständige Weise reservirt. Also: die bisherige Regel soll zur Ausnahme, die Ausnahme zur Regel werden.

Man wird uns einwenden: wir hätten den status causae unrichtig formirt, die neuen Anträge seyen nicht in dem Maße neu, als wir es darstellten. Antwort: wir halten uns an die vielgenannte Kabinetts-Ordre, eine spätere Erklärung kennen wir nicht. „Aber sie ist unbestimmt und mehrdeutig.“ Sie sey es, dann muß auf den früheren Rechtsbestand zurückgegangen und sie aus diesem interpretirt werden. „Zimmerhin, aber in der Praxis ist von einer solchen beibehaltenen Lehrbesonderung nichts verspürt.“ Doch; in den Tausenden der Lutherischen Gemeinden ist das Laiensymbol, der kleine Katechismus Luther's, die Grundlage des Religionsunterrichts der Schule, der Leitfaden im Unterricht der Confirmanden und der confirmirten Jugend, das Handbuch, wie ein christlicher Hausvater soll seine Kinder und Gesinde unterweisen, die entscheidende Autorität für die meisten Kirchenglieder. Gewiß gilt der Heidelberger Katechismus in den reformirten Gemeinden nicht weniger, vielleicht noch mehr. So lange die Katechismen so stehen und gelten, bilden sie eine besondere Lehrgemeinschaft für die ganze Kirchengesellschaft als besonderen Tropus in der Landeskirche; man wird sie aber weder eliminiren noch den Lutherischen im ersten Satz des fünften Hauptstücks ändern. Thut man dies denn nicht, läßt man also den Gemeinden den Dissensus, so darf man diesen auch nicht den Bekenntnissen nehmen, die mehr für die kirchlichen Aemter Bedeutung haben, sonst bekommt man grundsätzlich eine esoterische Lehre und legalisirt die reservationes mentales.

Durch die neuen Anträge hofft man Gegner zu gewinnen, ich fürchte das Gegentheil, denn die hervorgehobene Vergünstigung wird sich als illusorisch erweisen. Für das einzelne Kir-

chenglied, dem die Zugehörigkeit zu einer näheren Bekenntnissgemeinschaft genommen wird, reducirt sie sich auf den Satz, daß — die Gedanken zollfrei sind. Dem Prediger sie zu gewähren, schließt einen unlöslichen Widerspruch ein; er soll eine Lehre als kirchlich allgemeingültig darstellen dürfen, welche doch die Kirche für nicht allgemeingültig erklärt. Denn — das wolle man sich doch nicht verhehlen, — was kirchlich indifferent ist, das ist kirchlich gestrichen, da wissenschaftliche Expositionen und Privatmeinungen in keine Funktion des Predigers gehören. Ferner soll der Vorbehalt der Sonderbekenntnisse durch die Vokationen geschehen, also durch die, welche die Vokationen ausstellen. Wo dies durch Entscheidung einer Majorität geschieht, also durch Consistorien (das in Pommern hat etwa die Hälfte aller geistlichen Stellen zu besetzen), Magistrate, Compatronen, da wird die confessionelle Fraktion stets in der Minderheit seyn, von den Einzelpatronen werden nur äußerst wenige zu der letzteren gehören und diese vielleicht in ihrem Leben keine Veranlassung haben, eine Vokation auszufüllen. Werden aber die Gemeinden befragt und entscheiden sie, so fragt sich zuerst, zu welcher Seite zählen die Nichtcomparenten? Der Analogie nach zu den für das Allgemeingeltende Stimmenden, d. h. zu den Unirten. Zählen sie aber auch gar nicht, so werden doch die Confessionellen in der Minderheit bleiben, da denen, welche am Consensus genug, die an ihm zu viel haben, hinzutreten. Wie nun aber, was doch gar nicht zu unwahrscheinlich ist, wenn alle lebendigen Glieder einer Gemeinde in der confessionellen Minorität sich befinden, wird da nicht die durch Anregung der Bekenntnisfrage bewirkte Aufregung gar leicht in der Separirung einen Ausweg suchen? Oder wenn der Minderheit nur ein Paar Stimmen fehlen, und nach ein Paar Jahren durch Zufälligkeiten bei einer neuen Wahl ihnen werden, muß da nicht das Bekenntniß nach Zufälligkeiten wechseln? Soll zu den und unter die vielen Veranlassungen zur Aufregung bei Predigergewahlen auch das Bekenntniß kommen, in welche Gesellschaft manchmal? Überhaupt ist es wohl noch nicht vorgekommen, daß einzelnen Gemeinden und Patronen die Bestimmung eines Bekenntnisses zugebilligt wäre, nicht einmal, wenn es den anderen homogen war; die ganzen Landeskirchen haben entschieden, ob die formula Concordiae zu den anderen Symbolen gefügt werden solle oder nicht, keineswegs aber einzelne Gemeinden.

Ferner können wir einem Plane, die Lehrbesonderung nur den Gemeinden, nicht mehr den Kirchengesellschaften zu belassen, also der Umwandlung der Regel in die Ausnahme, nicht zustehen, daß er den Rechtsboden festhalte, vielmehr wird offenbar eine neue Grundlage gelegt, was jedenfalls auf völlig zu Recht bestehendem Wege vor sich gehen muß. Niemand kann in Abrede stellen, daß die Lehren des Dissensus von den Reformatoren und den Kirchen in ihren Bekenntnissen und ihrer Praxis bis auf die Zeit herab, die auch dem Consensus abhold war, als Hauptlehren accentuirt sind, und ihnen dieselbe Autorität bezeugt war und garantirt ist — durch unzählige öffentliche Akte mit Einschluß der R. D. von 1834 — wie den anderen. Wird nun eine Hauptlehre eines Bekenntnisses beseitigt, geschehe es

durch bloße Erklärung oder durch Auslassung in einer neuen Formulierung oder durch Gleichberechtigung eines anderen, was die entgegengesetzte Lehre hat, da ist es nicht mehr das alte Bekenntniß, es ist ein neues, man verwahre sich dagegen wie man wolle; die Confession ist geändert, also eine Confessionsänderung eingetreten, man muß den Muth haben, dies einzugestehen. Für die Kirchenverwaltung haben die Bekenntnisse die Natur von Gesellschaftsverträgen; wird in diesen eine Grundbestimmung nicht bloß erläutert, näher bestimmt, weiter geführt, sondern aufgehoben: dann ist die Gesellschaft eo ipso aufgelöst, und entweder bloß die Freunde der Neuerung treten aus, oder sämtliche Glieder bilden eine neue auf rechtsverbindliche Weise. Wenn übrigens gegenwärtig die Befugniß zusehen sollte, eine Confessionsänderung im Namen der Kirche auszusprechen und ausrechtzuhalten, vermag ich nicht einzusehen. Wer dazu befugt ist in Einer Lehre, der ist es auch in allen, gibt die Union hinlänglichen Grund zu der einen, so andere Interessen zu anderen, und darf es geschehen bei der Lutherischen Abendmahlslehre auf die Präsumtion ihrer von der überwiegenden Mehrheit innerlich vollzogene Verwerfung, so ist es auch zulässig z. B. bei der Trinitätslehre. *) Wie endlich, wenn alle Deutschen Lande ihre besondere formula consensus erhalten?

Die Wogen des durch die Lutherischen Dissidenten erregten Sturms haben sich gelegt, nur hie und da sind noch etliche leise Nachschwingungen. Wer es weiß, wie Separatisten und Dissidenten — beide sind in unserer Gegend eins, da jene durch ihre zeitweilige Vereinigung mit diesen die Bestreitungsgründe derselben gegen die Kirche adoptirt haben — auf jede zum Leben erwachende Seele förmlich Jagd machen, wie alle von diesen Kämpfen angefochten werden, nicht wenige durch Separation bekümmern, oder sich fanatisiren, wenn diese unnöthigen Kämpfe so mancher redlich um ihr Seelenheil bekümmerten Seelen gemindert haben, wer es erlebt hat, wie einzelne Schwachbegabte zu temporärem Wahnsinn gerathen sind, und erfahren, wie unzugänglich der Bildungsgrad der Angefochtenen für unseren Argumenten macht, und wie am Ende nur die Autorität der Geistlichen und der Glaube an ihre Versicherung: „Ich stehe auf dem Bekenntniß der Lutherischen Kirche und die Kirche hat dies durch die Union nicht aufgegeben,“ die Wankenden gehalten hat: der wünscht innigst, daß keine Verhältnisse eintreten mögen, die solche Versicherung nicht mehr gestatten, daß der Kampf sich nicht verstärkt erneue; denn was wollten wir den Beunruhigten antwor-

*) Man kann uns einwenden, wir müßten sonach auch die Polemik und den sündlichen Streit unter den evangelischen Confessionen vermeiden. Wir antworten: Wenn eine Kirche eine Lehre setzt, so sagt sie auch, ausgesprochen oder nicht: derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen. Dies Verwerfen schließt kein Verdammen oder Schwächen der Kirchen und ihrer Glieder ein. Wie es amtlich gehandhabt werden solle, das hat das Kirchenregiment zu verfügen. Übrigens hat Pommern die formula concordiae nicht, das gebe ich als Resultat einer besonderen Untersuchung; der Stettiner Synodalschluß von 1593 und der Triebser von 1680, so wie die Regimentsverfassung von 1634 sind nicht zu Nichtsbeständigkeit gelangt.

ten, wenn sie uns die Worte des Herrn und des Apostels, die Lehre des Katechismus, die Zeugnisse Luther's, Spener's und der Kirchenlieder entgegenhalten? — Endlich würde die Aufhebung der den Confessionen gegebenen Garantie das früheres Verfahren gegen die Dissidenten brandmarken und die von diesen aufgestellten Behauptungen bewahrheiten.

Berechtigung und Heilsamkeit mußten wir einem Verfahren, welches die Union als völlige Aufhebung der confessionellen Befonderung fixiren will, absprechen, aber wir machen ihm auch den Namen „Union“ freitig. Ueberall, wo derselbe gebraucht wird, bezeichnet er, im Unterschiede von Allianz und Conföderation einerseits, und von Fusion und Verschmelzung andererseits, eine organische Vereinigung Selbstständig-bleibender, so daß sie im Allgemeinen und ad extra Eins, im Besonderen und ad intra gesondert sind. So finden wir im Gebiet der Politik die Calmarische und Utrechter Union, die unierten Königreiche Großbritannien und Irland und die unierten Staaten von Nordamerika; weil die erste, als Union beabsichtigt, als Allianz sich gestaltete, erstarb sie nach der Geburt, weil die dritte die Glieder ungleich stellte, muß sie die Repeal leiden; Niemand spricht von einer Union Oesterreichs mit Ungarn oder Böhmen, zu jener ist nicht genug Gemeinsames, zu dieser nicht genug Selbstständigkeit vorhanden. Im kirchlichen Gebiete führen unierte Griechen (wie gewonnen, so zerronnen NB.), unierte Armenier u. s. w. nur so lange den Namen, als sie dem Corpus der Römischen Kirche gegenüber eine Selbstständigkeit bewahren. Und in der Dogmatik sehen wir unsere Definition in voller Klarheit und Bestimmtheit in der unio sacramentalis, unio mystica, unio naturarum in Christo und die bei der letzteren solennen termini „ungertrennt ungemischt“ bezeichnen uns jede Union. Demnach sind wir nicht ihre Gegner, noch weniger ihre Feinde, sondern ihre Vertreter zu nennen, das bekämpfte Verfahren wird sich den Namen Fusion gefallen lassen müssen, da es von einer Verschmelzung selbst abstrahirt.

Es ist noch ein Grund, der uns behindert, es als Union zu bezeichnen. Man hat mit Recht das Leipziger Colloquium als die kürzeste und bestimmteste Zusammenstellung des Consensus und Dissensus zwischen der Lutherischen und (einem Theil) der Reformirten Kirche aufgestellt. Nun nach demselben bekennet und lehrt jene alles, was dieser, und noch etwas über diesen hinaus. In diesem Plus also besteht der Dissensus; wird dieser nun gestrichen, so sind nicht beide Theile unirt, sondern der eine ist auf den Standpunkt des anderen gebracht. Und die meisten der gewöhnlich Unionsfreunde Genannten werden es sich gestehen müssen, daß sie eigentlich mit den „Churfürstlich Brandenburgischen und Fürstlich Hessischen“ Theologen, die doch als Reformirte sich bekannten und anerkannt wurden, auf einem Grunde stehen; der Unterschied wäre nur, daß jene das „Plus“ verwerfen, diese es für indifferent und unnöthig erklären, was kirchlich-praktisch auf eins hinauskommt. Der reformirte Standpunkt erweist sich bei vielen solcher „Unionsfreunde“ auch dadurch, daß sie zum Bekenntnisse in der laxeren Bindung stehen, oder daß sie unter „Verfassung“ nur die presbyteriale verstehen, grade als

ob jede andere gar nicht den Namen verdiente, oder bloß ein notwendiges Übel wäre. — Für uns aber nehmen wir den Namen „Unionsfreunde“ um so mehr in Anspruch, als wir im Rückblick auf die letzten der Harmsischen Thesen von 1817, wenn auch nicht in völligem Einverständniß, die Lutherische Grundanschauung für den präformirten Keim der Union aller Kirchen als solcher halten.

Die Erklärung über das Wesen der Union in der R. D. von 1834, wie wir sie aus dem früheren Rechtsbestande verstehen, hält also allein Namen, Begriff, Recht und Nutzen der (wahren) Union fest. Hinsichtlich der zwei letzten werden auch Viele mit uns stimmen, welche im Ubrigen mit uns nicht einverstanden sind, weil sie dem stets behaupteten, aber so viel ich weiß, nur vorausgesetzten, nicht bewiesenen Satze, der Unterschied zwischen beiden Evangelischen Kirchen sey nur für die Wissenschaft interessant, beipflichten. Daß und wie die Differenz von praktischer Wichtigkeit sey und daraus nicht mehr und nicht weniger als die Union in unserem Sinne hervorgehe, soll ein zweiter Artikel zu zeigen suchen.

N.

L. D.

Nachrichten.

Pastoralverein in der Provinz Sachsen.

Der Pastoralverein in der Provinz Sachsen hat am 22. und 23. September d. J. seine Herbstversammlung in Gnadau gehalten. Es war die neunte seit seinem Bestehen. Reich und kräftig bezeugte sich der Geist Gottes an seinem Stiftungstage, dem 12. October 1842, und unvergesslich wird allen damals Gegenwärtigen die tiefe Bewegung seyn, in welcher Aller Herzen zu einer Zeit großer Besümmerniß und Gefahr zusammenfloßen, nun entschieden, fest bei einander zu stehen, und in der Kraft des Glaubens und der brüderlichen Liebe Alles zu überwinden, was die kommenden Tage noch Schweres bringen möchten, und so viel es Gott zulasse, im Frieden das Reich Gottes zu bauen. Viel Schmerzlicheres, als damals geahnet werden konnte, geschah sehr bald darauf. Unsere Provinz wurde der Heerd, auf welchem das Feuer geschürt wurde, welches so zerstörend fast durch die ganze Kirche Deutschlands in diesen letzten Jahren gegangen ist, und welches seine vulkanische Natur in den wilden Eruptionen tobender Volksversammlungen und leidenschaftlicher Proteste, welche den Glauben der Kirche schwächten, genugsam bethätigt hat. Es ist in jenen Tagen dem Vereine oft zum Vorwurfe gemacht worden, daß er nicht unmittelbarer in den allgemeinen Kampf eingegriffen hat. Er hat gekämpft, und den Herrn Jesum nicht verläugnet, die Zeugnisse, welche in seiner Mitte gehört wurden, beweisen es, und die Schmach, welche er und seine Mitglieder getragen haben, bejahen dies nicht minder. Aber getreu dem Vorsatze, welchen er bei seiner Stiftung gefaßt hatte, mehr zu bauen, als zu streiten, mehr die zerstreuten Kinder Gottes zu sammeln, die Schlichtern zu locken, die Schwachen zu stärken, als den Feinden das Schwert zu zeigen, hat er allerdings vernieden, einen öffentlichen Schlachtruf zu erheben, und um so mehr, als er bei seiner dormaligen Zusammensetzung nie gewiß seyn konnte, welchen Erfolg für ihn selbst, und somit auch nach Außen hin, ein so entscheidender Schritt haben würde. Der Verein ist weit entfernt, Anderen, die anders gehandelt haben, einen Vorwurf zu machen, aber er selbst hat bis jetzt keine Ursache gehabt, sein Verfahren zu bereuen. Eines

Theils ist es durch Gottes Gnade auf dem Wege dieser Mäßigung ihm gelungen, den Zwiespalt, der in dem Heerlager der Gläubigen in anderen Provinzen auf so betrübende Weise ausgebrochen, zu bewältigen, anderen Theils hat er das Vertrauen auch der Schwachen im Glauben sich immer mehr gewonnen, und seinen anfänglichen Zweck, diese zu stärken, und das Zerstreute zu sammeln, immer vollständiger erreicht, und vor Allem hat er des reichsten Segens vom Herrn sich stets zu erfreuen gehabt. Dieser Segen ist ihm in seinen Versammlungen immer kund geworden, und niemals sind die Brüder von einander geschieden, ohne neue Stärkung im Glauben, neue süße Kräftigung in der brüderlichen Liebe empfangen zu haben. Aber wie der Herr ja immer thut mit seinen Gaben, die verschiedenen Versammlungen haben eines verschiedenen Maßes dieser Gaben zu genießen gehabt. In Aller Herzen wird das Gedächtniß der sechsten Versammlung leben, in welcher C.-H. Dr. Tholuck, der mit einer wahrhaft rührenden Treue von Anfang an des Vereins gepflegt hat, die Herzen durch seine, auch in anderen Kreisen nun schon weit verbreitete Rede mächtig erhob, in welcher er auf die guten Zeichen unserer Zeit so glaubensstärkend hinwies. Es ist allezeit Grundfals in unserem Verein gewesen, die Gegensätze auf dem Gebiete des Glaubens zum freiesten Auspruche kommen zu lassen, damit eine Einheit nicht erkünstelt werde, welche noch nicht da sey; auch in dieser Versammlung plazierte wohl die Geister auf einander, aber wie tief ergreifend war zuletzt die Versöhnung, welche diese Gegensätze in den warmen, bewegten Ergüssen der brüderlichen Liebe feierten!

Auch diese neunte Versammlung, über welche wir jetzt Bericht erstatten wollen, gehörte zu den vor allen gesegneten, und wenn manche besorgte Gemüther ihr nicht ohne Besorgniß aus verschiedenen Ursachen entgegenstehen, so wird nun das Andenken an die reiche Gnade, welche sich darin über uns ausgegossen hat, schwerlich in einem Herzen erlöschen, welches sie mit erfahren hat. Höchst schmerzlich wurde es zwar auch diesmal wieder empfunden, daß die Laien von dem Segen mußten ausgeschlossen bleiben. Alle Versuche, die Zurücknahme des seit vorigem Herbst ergangenen Verbots der Schöörden, daß Laien an unseren Versammlungen Theil nehmen sollten, zu erwirken, waren noch immer fruchtlos geblieben. War dieses auf Grund des Bundesgesetzes vom 5. Juli 1832 gegen Volksversammlungen erfolgt, so war vergebens darauf hingewiesen worden, daß unsere Versammlungen wohl streng geordnete gottesdienstliche, aber nie ungeordnete Volksversammlungen gewesen seyen, und daß es als eine Ungerechtigkeit erscheinen müsse, wenn unsere Versammlungen, welche nie Anlaß zur Beschwerde gegeben, bloß darum beschränkt würden, weil die protestantischen Freunde schweren Mißbrauch mit der ihnen gestatteten Freiheit getrieben haben. Es wurde beschlossen, auf's Neue die Gerechtigkeit unserer Forderung geltend zu machen, und man überließ sich der Hoffnung, daß die hohen Schöörden endlich unseren inständigen Witten ein geneigtes Gehör leihen würden. Ungeachtet aber nun keine Laien zu unserer dormaligen Versammlung hatten gelassen werden dürfen, so war sie doch so zahlreich besucht, wie kaum je, so daß wohl 2—300 Geistliche gegenwärtig waren, unter denen wir auch zu unserer hohen Freude den Oberhirten unserer Provinz, den Herrn General-Superint. Dr. Müller, erblickten, welcher durch seine gewohnte Demuth und Liebe nicht allein Aller Herzen auf's Neue gewann, sondern auch durch die schönen Zeugnisse seines Glaubens, durch die vielfältigen Mittheilungen aus dem reichen Schatze seines Wissens und seiner Erfahrung so wesentlich dazu beigetragen hat, den Segen dieser Versammlung zu mehren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Landes-Synode und das Bekenntniß. *)

(Von einem Juristen.)

Das bedeutendste Resultat der Verhandlungen der Landes-Synode sind die Schlüsse über das Ordinationsformular. Fassen wir zuvörderst den jetzigen Zustand in's Auge.

Das Ordinationsformular der Kirchen-Agende von 1829 verpflichtet ausdrücklich auf das apostolische, Nicänische und Athanasianische Bekenntniß als die drei Hauptsymbole, und außerdem auf die bisher üblich gewesenen symbolischen Schriften. „Keine andere Lehre zu predigen und ausbreiten zu wollen, als die, welche gegründet ist in Gottes lauterem und klaren Worte, den prophetischen und apostolischen Schriften des Alten und Neuen Testaments, unserer alleinigen Glaubensnorm, und verzeichnet in den drei Hauptsymbolen, dem apostolischen, dem Nicänischen und Athanasianischen (— hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Schriften genannt —)“ so lauten die Worte der Agende. Und wenn auch im Bereiche der Union viel Dunkelheit über die Frage herrscht, was unter diesen bisher üblich gewesenen symbolischen Schriften zu verstehen sei, so hat doch König Friedrich Wilhelm III. unterm 28. Februar 1834 feierlich und öffentlich anerkannt, daß durch die Agende die Autorität nicht aufgehoben worden, welche die Bekenntnisschriften der beiden evangelischen Confessionen bisher gehabt, und in demselben Sinne hat des jetzt regierenden Königs Majestät in der Ordre vom 1. Februar dieses Jahres auf die lichtfreundliche Adresse des Magistrats zu Breslau mit großem Nachdrucke sich ausgesprochen. In der Regel wird auch bei der Ordination die Augsburgerische Confession ausdrücklich genannt. Die Zweifel an dem gegenwärtigen symbolischen Bestande der Evangelischen Landeskirche treffen also nur die Unterscheidungslehren der Confessionen. Ihr großer Consensus, dieser mächtige Leib, durchströmt von dem Herzblute der Reformation, besteht in voller kirchlicher Geltung und gründet sich auf die durch die Agende anerkannten, von jener Zweifeln unberührten Symbole der alten Kirche, von welchen das apostolische, — das Fundament der übrigen, — in den sonntäglichen Gottesdienste durch die Agende wieder eingeführt und in gesegnetem Gebrauche ist. Keines dieser alten Symbole — welche, Gott sey Dank! noch jetzt die große Masse der gesammten Chri-

stenheit umschließen — kann unserer Landeskirche unter irgend einem etwa aus der Agende oder der Union hergenommenen Vorwande freitig gemacht werden und diese Bekenntnisse vorzüglich sind das Panier von Gott, unter welchem wir, sind wir nur unserem Feldherrn treu, alle Angriffe des Rationalismus, Pantheismus und Naturalismus abschlagen und unsere Heiligthümer behaupten können.

Die Schlüsse der Synode gehen nun im Wesentlichen dahin, daß künftig, wer Geistlicher der Landeskirche werden will, nicht mehr auf diese Symbole verpflichtet werden soll. Namentlich und ausdrücklich ist die Ausschließung des apostolischen Symbols von der Verpflichtung diskutiert und von der Mehrheit, gegen eine warnende Minderheit, beschlossen worden. Wir bleiben bei diesem Ursymbole stehen, indem dessen Fall den der übrigen Symbole nach sich zieht.

Der künftige Diener der Landeskirche soll also als solcher nicht mehr zu bekennen haben, er soll nicht mehr zu lehren versprechen:

„empfangen von dem heiligen Geiste, geboren von der Jungfrau Maria, — gestorben, — niedergefahren zur Hölle, — aufgefahren gen Himmel, — von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, — — Eine heilige allgemeine Kirche, — Auferstehung des Fleisches,“ — lauter Lehren, die in dem neuen Formular, namentlich in dem darin enthaltenen Auszuge aus Stellen der Episteln, nicht ausgesprochen sind und die daher unsere Geistlichen künftig, unbeschadet ihrer Amtspflicht, zu verwerfen das Recht haben sollen.

Diese Schlüsse zerstören das Fundament, auf welchem die Landeskirche jetzt steht. Denn die Kirche, als Leib, als Braut Christi, als lebendiger, gottmenschlicher Organismus, ist nicht erbaut auf dem abstrakten Bibelwort, sondern auf der von ihren Gliedern geglaubten und bekannten Wahrheit, auf dem von den Bekennern unzertrennlichen Bekenntnisse. Petrus hatte keine Bibelstellen recitirt, er hatte vielmehr in eigenem Namen, mit eigenen Worten, im Gegensatz zu den Irrthümern seiner Zeitgenossen, er hatte auf eigene Gefahr bekannt: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn“, als der Herr das bekennende „Du“ mit einem verheißenden Gegen „Du“ erwidern ihn selig pries, ihn Petrus nannte und ihm verkündigte, daß er auf diesen Felsen seine Kirche bauen wolle.

Die Synodalschlüsse brechen den großen Consensus der Christenheit aller Länder und aller Jahrhunderte, den Gottes Treue bis heute erhalten hat, der uns mahnt an die Einheit der Kirche, welche Seine Gnade am Anfange gegründet hat, der uns verheißt die Einheit der Kirche, welche Seine Wahrheit am Ende herstellen wird.

Diesem Consensus gegenüber würde die Landeskirche, wenn

*) Es haben diesem Artikel die Berichte der Zeitungen und einzelner Synodalen zum Grunde gelegt werden müssen, da bei der Dringlichkeit der Sache die Publikation der authentischen Protokolle nicht abgewartet werden konnte. So weit es hier darauf ankommt, sind jene Berichte wohl glaubhaft genug. Irrthümer in unwesentlichen Details oder in einzelnen Worten aber wird man als unter diesen Umständen unvermeidlich uns zu Gute halten.

die Schlüsse der Synode ihr Gesetz würden, zu einer Sekte hinabsinken.

So hat denn also dieses „Sich-bekennen der Kirche auf ihren Glauben“, dieses „Abhäuten ihrer Traditionen“, dieses „eine Stellung zu den Symbolen einnehmen“, dahin geführt, daß man sich besinnt, an den Grundwahrheiten der gesammten Christenheit irre geworden zu seyn, daß man der Tradition ihre blutenden Glieder abhäutet, und daß man „eine“ Stellung nicht auf den Symbolen, sondern gegen die Symbole einnimmt.

Der nächste Schritt würde dann die Abschaffung des apostolischen Symbols aus dem gottesdienstlichen und sakramentlichen Gebrauche seyn müssen. Es ist widersprechend, daß dem Taufpaten von dem taufenden, dem Confirmanden von dem einsetzenden Geistlichen das Bekenntniß zu diesem Symbol abgefordert werde, wenn der Geistliche es verwirft und zu verwerfen berechtigt ist. Eben so wenig kann man einem Geistlichen zumuthen, am Altar das apostolicum als sein und der Gemeinde Bekenntniß auszusprechen, wenn er sich darauf berufen kann, amtlich befugt zu seyn es nicht anzunehmen. Schon jetzt haben eheliche Lichtfreunde, die sich schämen, im Heiligthum mit feierlichen Gehehrden Unwahrheiten zu reden, sich geweigert das apostolische Symbol bei der Taufe und am Altar zu brauchen. Väter haben dasselbe bei der Taufe ihrer Kinder verboten. Diese Weigerungen werden künftig wohlberechtigt seyn. Man müßte denn mit Uhlisch und Schleiermacher solchen Geistlichen erwidern, daß sie bei Verwaltung der Sakramente und am Altar Bekenntnisse, als einmal eingeführt, aussprechen dürfen, wenn sie sie auch verwerfen, — ein Ausweg, der die feierlichsten Momente des evangelischen Gottesdienstes zu heuchlerischem Lippenwerke herabwürdigt. *)

Wir fürchten kaum, daß man uns den abstrakten Satz entgegenstellen wird, es sey der Kirche nicht wesentlich, daß ihre Diener grade auf dieses Symbol verpflichtet werden. Ein Anderes ist es, nicht ausdrücklich darauf verpflichten, weil das Sym-

*) Uhlisch ist seiner Sache weniger gewiß; er bekennet, es sey etwas Unrechtes, etwas das Gewissen Trübendes darin, er thue es nur „seiner schönen Wirksamkeit“ wegen, in der Hoffnung, dieser Last bald entledigt zu werden. Schleiermacher aber findet es lächerlich, solche Heuchelei denen, die sie treiben, in's Gewissen zu schieben, nennt dies „grundlose und unpraktische Einfälle“, und meint: man „lese“ ja ohnehin Manches, bei dem sich „nichts Bestimmtes denken“ lasse, und „das verstehe sich ja von selbst, daß Keiner das vertreten wolle, was er „vorlese“, „er sey ja dabei nicht der Handelnde, sondern diejenigen, welche die Liturgie ordnen“. S. das Sendschreiben Dr. Schleiermacher's an die DD. v. Eßlin und D. Schulz von 1831. Diese hatten drucken lassen: „das kirchliche Gedächtniß eines Bekenntnisses zu feiern, welches man nicht mehr bekenne, sey entweder verächtliche Heuchelei, oder eine offenbare Folgebildigkeit“, dann aber dennoch das kirchliche Gedächtniß des von ihnen nicht bekannten Augsburgischen Bekenntnisses gefeiert. Vgl. auch Ev. R. Z. Jahrg. 1831 S. 105 u. f. Wir machen absichtlich hierauf aufmerksam, um die Unrigen daran zu erinnern, daß es nicht ehrenhaft, ja nicht einmal gerecht ist, auf diesem Kampfsplatze an Uhlisch zum Ritter zu werden, während man sich an Schleiermacher nicht herantraut.

bol als Bekenntniß der Kirche in unangefochtener Geltung ist, mithin die Verpflichtung darauf sich von selbst versteht, ein Anderes, nicht darauf verpflichten, während die Grundwahrheiten des Symbols von großen Schaaren abtrünniger Diener der Kirche öffentlich verworfen werden, unter solchen Umständen die Nichtverpflichtung unter dem Beifall und der Mitwirkung der Abtrünnigen und gegen den Widerspruch der Bekenner förmlich beschließen, und eine Formel substituiren, welche grade besonders angefochtene, mithin vor allen anderen zu behauptende Grundlehren nicht enthält. Dies ist es, was die Synode gethan hat.

Die Führer der Majorität der Synode haben zwar vielfach dagegen protestirt, daß in den nach ihren Anträgen gefaßten Schlüssen eine Abschaffung der Symbole enthalten sey. Daß dem aber dennoch so ist, läßt sich zunächst auf praktischem Wege klar machen.

In den Berathungen über das neue Formular tritt ein Synodale auf und erklärt: „er sey dem Nationalismus zugehan und das werde Niemand wundern, der seine Zeit, seine Heimath, seinen Stamm kenne“ — (diese Kenntniß führt auf die ersten Jahrzehnte des Jahrhunderts, auf Halle, Niemeyer, Wegscheider, Gesenius u. s. w. hin) — „Er stimme mit den Endresultaten des Gutachtens überein; diese und besonders das Ordinationsformular könne von jedem Nationalisten unterschrieben werden“, — eine Erklärung, in welcher die Ehelichkeit des Zugeständnisses des Nationalismus und die Einsicht zu loben ist, daß es bei einem Synodal-Voto zu allererst auf das Glaubensbekenntniß des Votanten ankommt.

Also der Hallische Nationalismus will das Formular unterschreiben.

Von der anderen Seite sind, außer anderen kirchlich gesinnten Synodalen, ein Consistorial-Präsident, drei General-Superintendenten, ein Doktor des canonischen Rechts und zwei Doktoren der Theologie, lauter entschiedene Vertheidiger der Lehre der Kirche, dabei geblieben, das Formular beseitige oder verlege die Symbole, und alle Argumentationen des Verfassers des Formulars und seiner Verfechter haben sie vom Gegentheile nicht überzeugen können. Alle oder fast alle Gegner der Symbole aber und der symbolischen Lehren haben für das Formular gestimmt.

Diese Auffassungen von entgegengesetzten Seiten sind allein schon entscheidend für das Verhältniß der Synodalschlüsse zu den Symbolen, mag auch die Absicht des Verfassers und einzelner Votanten des Formulars eine andere gewesen seyn. Sie beweisen, daß diese Beschlüsse den Umsturz der Symbole involviren. Denn der Eindruck derselben auf die Kirche im Ganzen und Großen, auf die Parteien in der Kirche, kann kein wesentlich anderer seyn als der auf die Parteien in der Synode. Nur noch schneidender, noch zerstörender werden die Beschlüsse da wirken, wo die mildernden Erklärungen nicht vernommen oder nicht verstanden werden, mit denen die Majorität auf der Synode sich so viele Mühe gegeben hat.

Und diese Erklärungen selbst, — was ist denn ihr Inhalt? „Man sey weit davon entfernt, die Symbole abschaffen, ignori-

ren oder indirekt beseitigen zu wollen. Dieselben setzen ehrwürdige Monumente einer großen Zeit, der lebendige Ausdruck des kirchlichen Bewußtseyns in herrlichen Epochen der Kirche, Träger und Säulen der einzelnen Confessionen; sie böten allen Zeiten eine Fülle christlicher Lebenskraft, die Kirche müsse in innigem Zusammenhange mit denselben bleiben, sie bewahre sie treulich auf u. s. w.“, — ja, das Ordinationsformular selbst enthält das Versprechen: „fortzufahren in der Auslegung der Schrift in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, als Zeugnissen von den Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre“.

Alles dies klingt gut, ist aber doch nichts Anderes, als ein Versuch, hinter Worten die Beseitigung der Symbole zu verdecken. Man räumt ihnen Alles ein, nur nicht, daß sie Symbole seien, worauf es allein ankommt, — grade wie die Arianer sich und ihre rechtgläubigen Gegner in hochtrabenden Phrasen von Christo überboten, um nur nicht zu bekennen, daß er „gleicher Gott von Macht und Ehren“ sey, wie Luther aus der Fülle des Glaubens singt. Es bleibt dabei, daß die „Einweisung“ auf die Bekenntnisse in dem neuen Formular eine solche ist, welche — wie der Referent ausdrücklich befürwortet hat — „die Geistlichen gar nicht in Zweifel läßt, daß ihnen die Übereinstimmung mit allen dogmatischen Bestimmungen derselben nicht zugemuthet werde“, — es bleibt dabei, daß das Formular, wie derselbe Ref. sagt, zwar „anerkennt, daß die Symbole Zeugnisse seien von den Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils“, zugleich aber auch ausdrückt, daß „eine Verpflichtung zur Einigkeit mit denselben nur insofern stattfindet, als sie Zeugnisse von diesen Grundthatsachen und Grundwahrheiten seien, und daher eine Verpflichtung, auf deren Grund rechtlich eingeschritten werden könne, nur auf dasjenige ferner geschehen soll, was in dem Formular ausdrücklich bekannt werde“, woraus folgt, daß Wiclicenus, nach diesem Formular gemessen, mit dem, was er von der Zeugung und Geburt Christi behauptet, innerhalb seines Rechts geblieben seyn würde. Man weiß, wie Schleiermacher diese heiligen, geheimnißvollen Lehren, wie er die Evangelien überhaupt behandelt hat, und darf daher über den Zeitungsbericht eben nicht erstaunen, nach welchem der Ref., um das apostolische Symbol zu beseitigen, auf der Synode gesagt haben soll: „man könne einem Theologen des neunzehnten Jahrhunderts den Glauben an die Empfängniß vom heiligen Geiste und die Geburt von der Jungfrau nicht mehr zumuthen; nur sich zu wundern und immer wieder zu wundern sey er verpflichtet, wie Gott habe zulassen können, daß die ersten Capitel Matthäi und Lucä in die Bibel, als sein, des Theologen, „Lebensbuch“, hineingekommen seyen.“ Man sieht, die Evangelien gibt man auf, die Episteln, aus welchen das Formular seine Verpflichtungsformel entnimmt, will man einigermaßen festhalten, wiewohl auch die Episteln gar gewaltig lehren: „niedergefahren zur Hölle, aufgefahren gen Himmel, von dannen Er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Todten, — Eine heilige, allgemeine Kirche, — Auferstehung des Flei-

ches,“ — lauter Lehren, die das Formular beseitigt. Wenn nun ein Nationalist dies umdreht und sich „wundert, und immer wieder wundert“, wie Gott habe zulassen können, daß die finstere Paulinische Mystik in die Bibel gekommen, die doch sonst namentlich in den „Reden Jesu“ so viele schöne Sentenzen enthalte — will man einen solchen auf den Grund der Sitzung der Synode aus seinem Amte entfernen?

Man kann wohl annehmen, daß jene Erläuterungen des Ref. den Sinn der Majorität der Synode ausdrücken. Dann mußte sie, wie sie mit 43 gegen 23 Stimmen gethan hat, die Frage: „ob das Apostolicum mit dem materiellen Bekenntnisse des Formulars in Verbindung zu setzen sey“, verneinen. Und wenn sie dennoch fast einstimmig den vorsichtig negativ gerundeten Satz beschlossen hat: „es sey kein Grund vorhanden, den liturgischen Gebrauch des Apostolicums bei der Ordinationshandlung im Munde des Ordinator für unzulässig zu erklären“, so hat man wiederum an Schleiermacher zu denken, der die Lehre vom Teufel aufgab, gleichwohl aber die Beibehaltung des Teufels zum liturgischen Gebrauch für zulässig erklärte.

Es ist schwer zu errathen, was die Vertheidiger des Formulars eigentlich gemeint haben, wenn sie versichern, daß „die Kirche“ die Symbole treulich aufbewahre und nichts davon aufhebe. Wer, was, wo ist diese Kirche, welche die Symbole festhält, während sie ihren Dienern die Verpflichtung darauf erläßt? Man könnte auf den Gedanken kommen, als solle den Behörden, etwa den Synoden, den Consistorien, oder dem Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ein höherer Grad kirchlichen Bewußtseyns, eine größere Bestimmtheit des Bekenntnisses zugemuthet oder zugeschrieben werden, als der Geistlichkeit der Evangelischen Kirche. Diese, deren Schwachheit man schonend behandelt, bestünde dann aus Profekten des Thors, oder aus Katechumenen, welche erst erzogen und herangebildet werden sollten zu der höheren Stufe der Synodalen, Consistorial- oder Ministerialräthe, und dann eingeweiht in die für sie „treulich aufbewahrten“ Symbole. Oder hat der populäre Prediger, den wir den Berlinern nicht zu nennen brauchen, die Synode richtig verstanden, wenn er seiner Gemeinde sagt: sie solle das Apostolicum ferner bekennen, aber die hochgebildeten Herren Geistlichen müßten feiner angefaßt, ihnen dürfe so etwas nicht mehr zugemuthet werden? Denn das bloße „Sammeln und Herausgeben der Symbole in Deutschen Ausgaben“, welches der Ref. empfohlen hat, und das Aufbewahren von Exemplaren dieser Ausgaben kann doch wohl nicht gemeint seyn.

Wir fassen das Resultat unserer Prüfung der Synodalschlüsse über das Formular zusammen in die Worte des ausgezeichneten Lehrers des Kirchenrechts, der, eine Zierde der Minorität, selbst den Gegnern Anerkennung der Gründlichkeit seiner Vota abgenöthigt hat. „Das Unternehmen der Commission“ — welche das Formular vorgeschlagen hat — „besagt, seinem Erfolge nach, nichts Eringeres, als Beseitigung aller bisherigen Symbole und Substitution eines neuen. Auch bei der Vota-

tion" — wo einzelnen Gemeinden die Verpflichtung darauf zu verlangen nachgelassen werden soll — „hat sie dieselben nur geduldet, und überdies die Absicht ausgesprochen, sie auch hier immer mehr verschwinden zu lassen. An die Stelle der Verpflichtung auf die Bekenntnisse soll eine andere, nämlich die auf ein materielles Bekenntniß in Urworten der Bibel treten, welches den materiellen Inhalt der Bekenntnisschriften vertritt, — während es, setzen wir hinzu, wesentliche Grundlehren ausläßt, hauptsächlich die, auf welche der Zweifel der Nationalisten und Schleiermacherianer sich geworfen hat. „Damit ist alles Bindende der bisherigen Bekenntnisse völlig beseitigt, denn dieses materielle Bekenntniß ist ohne Zusammenhang mit den Symbolen aus der heiligen Schrift geschöpft. Die Bezugnahme auf die Symbole hat nun keine Bedeutung mehr, und ist nichts weiter, als eine historische Erinnerung, eine Art Höflichkeit. Das Entscheidende aber ist, daß auch in der Lehrordnung" — auf welche wir unten zurückkommen — „die Symbole nicht ferner für geltende Glaubensbekenntnisse der Kirche erklärt werden, sondern auch hier nur eine Bezugnahme auf sie stattfinden soll. Damit wird jeder Rest einer fortdauernden Anerkennung hinweggenommen und sie bleiben nur noch die Leiter, auf welcher die Kirche zu ihrem gegenwärtigen Lehrbegriffe heraufgestiegen ist. Die Kirche steht aber nicht mehr auf den Sprossen dieser Leiter, sondern sie ist auf ein anderes Fundament getreten und es ist nur Pietät, daß man die Leiter noch angelehnt läßt. — Täusche man sich demnach nicht mit der Hoffnung, als sollten die Symbole beibehalten werden. Sie bleiben nicht mehr die theologische und rechtliche Grundlage der Kirche, sondern werden antiquirt und die neuen Fassungen" — die einige Hauptsachen nicht mit gefaßt haben — „treten an ihre Stelle. — Wer also ein Herz hat für die theuern Erbsücke der Kirche, wer in ihnen einen Anker sieht, der das Schifflein der Kirche vor dem Winde der neuen Lehre sichert, der kann seine Zustimmung zu den Commissionsvorschlägen nicht geben. — Sollte es jetzt Zeit seyn, an diesem Bau zu rütteln, der mit lauter Gewissen gekittet ist? Es würde daraus eine Aufregung ganz anderer Art folgen, als die bisherige; eine Aufregung nicht bloß derer, welche auf dem confessionellen Standpunkte stehen, sondern aller, die den Boden der kirchlichen Bekenntnisse inne haben, und eine bedauernswürdige Secession wäre unvermeidlich. Schon die bloße Annahme der Vorschläge würde die Fackel zu einem Brande bilden, den das Kirchenregiment kaum zu löschen im Stande seyn würde."

Aber dies ist noch nicht Alles. Erst wenn man erwägt, wie die Synode zusammengesetzt war und wie diese Schlüsse zu Stande gekommen sind, erscheinen sie in ihrem rechten Lichte.

Die Synode bestand aus Repräsentanten aller Farben, vom Dr. Heubner bis zum Oberbürgermeister von Berlin. Alle waren gleichberechtigt. In der Person dieses Synodalen war die Adresse des Berliner Magistrats, welche von der Kirche und der Schrift sich losragt, kirchlich rehabilitirt worden. Denn als „kirchlich gesinnter Mann" — dies war die von der berufenden Behörde aufgestellte Qualifikation — ist er in die Synode eingetreten. Die Synode hat hieran keinen Anstoß ge-

nommen. Sie hat kein Bedenken gefunden, mit Männern wie jene Adressanten als ebenbürtigen und vollberechtigten Gliedern einer evangelischen Landes-Synode, die doch „irgendwie die Kirche repräsentiren sollte", die innersten Interna der Kirche, ihr Bekenntniß, zu berathen.

Machen wir uns die Bedeutung dieses Verhältnisses klar. Vielfach ist der Beweis geführt, bis zur Evidenz geführt worden, daß, wer die Grundlehren der Kirche verwirft, ihrer Unter nicht fähig sey. Aber was hilft diese abstrakte Evidenz? „Wenn es so gewiß und so klar ist" — antworten die Wislicenusse, die Giesen, die Uhliche, die Sintenisse, „daß wir des kirchlichen Amts unwürdig sind, weil wir eure „Formeln" und „Fassungen" verwerfen, warum werden denn die uns Gleichgesinnten als „kirchlich gesinnte Männer" in die Landes-Synode berufen und in derselben bei Erörterung der tiefsten innerlichsten Interessen der Kirche von der Synode im Ganzen, und von so vielen nur zu kirchlich gesinnten Synodalen als ebenbürtige und vollberechtigte Glieder dieser hochwürdigen Versammlung behandelt? Ist an der Reinheit, ja, an dem Grundcharakter der Landes-Synode weniger gelegen als an den kleinen Gotteshäusern zu Arensnefta oder auf dem Neumarkte vor Halle, aus denen man die Unsrigen entfernt hat?"

Man wende nicht ein, die Religion des Berliner Magistrats sey doch auf der Synode nur sehr schwach repräsentirt gewesen. Dies erinnert an jenes Mädchen, welches auf den Vorwurf, daß sie ein uneheliches Kind habe, erwiderte: es sey ja nur ein ganz kleines Kind. Das Princip einmal zugegeben, klagen die Lichtfreunde mit Recht, daß sie zu schwach vertreten gewesen, daß die Zahl der Ihrigen auf der Synode, unter denen keine, oder fast keine Theologen waren, nicht im richtigen Verhältnisse zu dem Einflusse, zu der Macht gestanden, in deren Besitze sie sich befinden. Die Thatfache dieses Besizes von Einfluß und Macht haben wir anzuerkennen, wenn auch zu eigener Beschämung. Wir sind verpflichtet, die Lichtfreunde mit der ganzen Waffenrüstung Gottes zu bekämpfen, aber wir sind nicht berechtigt, sie zu übersehen und zu verachten, über ihre Köpfe hinweg zu laufen, wie leider noch so oft geschieht. Sollte der tatsächliche Bestand der Kirche repräsentirt seyn, ohne Rücksicht auf Glauben oder Unglauben, so mußten die Lichtfreunde auf der Synode durch ihre Notabilitäten gehörig zu Worte kommen. Nicht ihre Argumente, nicht ihre Reden hatten wir zu fürchten. Hätte man doch Uhlich, hätte man Wislicenus, der noch nicht rechtskräftig abgesetzt war, berufen! — als Parteihäupter, als wahre Repräsentanten großer Schaa ren von Geistlichen und Laien der Landeskirche, nur nicht als „kirchlich gesinnte" Männer. Bei allem Bewußtseyn unserer Schwäche dürfen wir dennoch annehmen, daß vor dem guten Bekenntniß der Unsrigen der Nationalismus und Pantheismus in der Schande seiner Blöße dagestanden hätte, — und selbst lichtfreundlichen Majoritäten und Schlüssen konnten wir getrost entgegensetzen. Sie würden nicht der Autorität der Kirche, sondern der der Synode ein Ende gemacht haben.

Aber daß die Synode den Stempel der Bekenntnißlosigkeit

an sich trug, daß sie durch ihre ganze Haltung, durch den gesammten Ton und Geist ihrer Verhandlungen — abgesehen von den Votis über einzelne Fragen — diesem Stempel faktisch ihre Zustimmung gegeben hat, daß die heiligsten Interessen der Kirche einer Versammlung vorlagen, deren vollberechtigte Mitgliedschaft unabhängig war von jedem Bekenntnisse der Fundamentallehren, von jeder Anerkennung eines kirchlichen Rechtszustandes, — daß die Synode diese Unabhängigkeit durch die That ausgesprochen hat, — und daß dann doch die Schlüsse einer solchen Versammlung als Autorität, als Anker in den Stürmen der Zeit, als Wegweiser im Labyrinth der Meinungen und Richtungen für das Regiment der Kirche gelten sollen, — das ist die schwere Verletzung, die unsere Kirche getroffen hat, und die uns mit Folgen bedroht, welche der Herr in Gnaden abwenden wolle.

Nichts ist dem Wesen grade der Evangelischen Kirche mehr zuwider, — der Kirche, welche auf das Wort gegründet ist, welche die geistliche Natur des Reiches Gottes so stark betont, — als eine solche bekennungslose Autorität. Die Evangelische Kirche kann, wie ihre dreihundertjährige Geschichte lehrt, das Regiment ihrer „*membra praecipua*“ ertragen, — der Männer und Frauen mit dem goldenen Reife auf dem Haupte (Jak. 2, 2), — so lange diese *membra*, oder ihre Organe, wirklich *membra* sind. Aber das erste und völlig unerläßliche Erforderniß einer kirchlichen Behörde ist, daß sie mit der Kirche bekenne. Als Bekenner war Petrus der Fels der Kirche, ohne Bekenntniß ist die Kirche nichts, ohne Bekenntniß ist also auch jede Kirchenbehörde nichts, ohne Bekenntniß ist die Synode keine kirchliche Synode. Nun hat aber die Synode nichts bekannt; sie hat keine Wahrheit als von ihr, als von ihrer Mehrheit, als von ihren Gliedern geglaubt, ausgesprochen. Keine der fundamentalen Lehrfragen der Zeit — und keine Zeit hat tiefere gehabt — ist gestellt und beantwortet worden. Ob durch Adams Fall ist ganz verderbt menschlich' Natur und Wesen, ob der Sohn Gottes in das Fleisch gekommen, uns zu erretten von des Teufels Sündenketten, ob Er kommt zum Weltgerichte zum Fluch, dem der ihm flucht, mit Trost und süßem Lichte dem der ihn liebt und sucht — Alles dies bleibt dahingestellt und unter den Synodalen so streitig wie zuvor. Desto mehr ist die Rede gewesen von „einem Dafeyenden von Lehrgut, das aus der freien Forschung sich immer neu entwickelt, von einer „irgendwie ausgelegten Schrift“ —/ von einer „irgendwie geordneten Lehrfreiheit“, — von dem „Zeitbewußtseyn, das in den Gemeinden lebt“, — von dem „Zwecklichen und Begrifflichen der Symbole“, — ein Synodale will, um der „geschichtlichen Continuität“ willen, den dreieinigen Gott nicht fallen lassen, indem sonst Aufregung in den Gemeinden zu besorgen sey, — der andere hält es für noch wichtiger, mit dem „Bewußtseyn der Gegenwart in Einklang zu bleiben“, und fürchtet, daß grade das allzu-dreiste Hervortreten des dreieinigen Gottes aus seinem bescheidenen Hintergrunde von dem auf der Höhe der Zeit stehenden Gemeinden übel werde vermerkt werden. Einzelne Bekenner-Stimmen sind zwar in der Synode erklingen; sie haben die Synode

von solchem Sin- und Herreden zur wahren Quelle der Antwort auf die Pilatusfrage: Was ist Wahrheit? zu leiten gesucht, zum Worte Gottes, geoffenbart in der Schrift und bekannt von der Kirche. Aber sie sind zum Schweigen gebracht worden, „weil es hier nicht auf eine innere, sondern auf eine äußere Vereinigung ankomme“, weil man ein Resultat der Convenienz suchte, im Gegensatz zu wesentlicher Wahrheit, zu der man mit Herz und Mund Ja und Amen sagt.

Man konnte auch nicht anders, wenn man das Ziel sich setzte, ein zur Pacifikation der Kirche für das Kirchenregiment brauchbares Formular zu finden. Die Synode bestand nun einmal aus Repräsentanten aller Parteien. Sollte man sie zu einem theologischen Kampfsplatz machen und den Streit der Kirche mit den Lichtfreunden durch Disputationen in ihrem Schoße zu schlichten suchen? Oder sollte man durch Stimmenmehrheit feststellen, ob die Lichtfreunde, die Männer vom 15. August oder die Bekenner der Kirchenlehre Recht haben? Es leuchtet ein, daß die Synode als solche überhaupt nicht bekennen konnte. Es blieb also, da man ein Resultat doch haben wollte, nichts übrig, als die lästige Frage: Was ist Wahrheit? zu umgehen, diese Frage, die schon so viel Streit verursacht hat, — Glauben oder Unglauben der Synode und ihrer Glieder dahingestellt seyn zu lassen, — und sich darüber hinwegzusetzen, daß hiedurch die Synode alle innere, kirchliche Legitimation, die allein auf dem Bekenntnisse beruht, aufgab. Statt auf dem Wege des Forschens und Bekennens wesentliche Wahrheit zu suchen, blieb nun nur übrig, auf dem Wege des Handelns um Worte über Formeln übereinzukommen. So hat man die Wunden der Kirche nicht geheilt, sondern überklebt. Die Lichtfreunde in ihrem Schoße haben von ihrem Lichtfreundschaft nichts aufzugeben gehabt. Der Oberbürgermeister von Berlin soll, — so erzählt man, — beim Schlusse der Synode eine Stelle aus der Adresse des Magistrats zu Berlin vom August 1845 dem Vorstehenden der Synode in das Album geschrieben haben, mit ausdrücklicher Benennung dieser Adresse als des Ganzen, aus welchem die Stelle entnommen ist, und einige Tage nachher ist ihm, nach den Berichten in den Zeitungen, in der Versammlung des Gustav-Adolphvereins ein Dank votirt worden mit Beziehung auf seine „Wahrheit und Freiheit in der Brust, und Furchtlosigkeit und Muth auch vor dem Throne.“

Der Wahrheit, dem Wesen der Kirche und allen Vorbildern wahrer Synoden getreu, hätte die Synode mit dem Bekenntniß ihres Glaubens, namentlich über die in der Zeit streitigen Fragen, beginnen sollen. Dies würde zur Evidenz gebracht haben, daß es ihr an der ersten Basis der Verhandlungen, an Einigkeit im Glauben, fehlte. So wäre sie in offener, nicht, wie jetzt, in übertünchter, Spaltung auseinandergegangen und hätte statt eines die Symbole beseitigenden Formulars die heilsame Wahrheit festgestellt, daß der Titel und die Formen einer beratenden Versammlung das Bekenntniß der Kirche nicht ersetzen und ihr die Kämpfe, zu denen sie berufen ist, nicht ersparen können.

Aber die Synode hat als solche nicht bloß neutral sich verhalten den großen Gegensätzen der Zeit gegenüber; sie hat sogar

ihr faktisches Daseyn bis auf einige Anspielungen fast ignoriert. Man sollte meinen, grade eine Synode, wie diese, welche die extremsten Parteien in ihren Schoß aufnahm, hätte widerhallen müssen von den Thatfachen und Begebenheiten, welche jezt täglich die Gemüther der Christen mit Schmerz und Freude, mit Bangigkeit und Hoffnung bewegen. Die Diener der Evangelischen Kirche verläugnen in großer Zahl öffentlich ihre Grundlehren und verwerfen rückichtslos die heilige Schrift. Einerseits führt dies zu Abseßungen, wie sie seit einem halben Jahrhundert nicht vorgekommen sind, — Giese, Wislicenus, — andererseits werden den Abtrünnigen die Sympathien zahlreicher „Volksversammlungen“ zu Theil. Magistrate und Stadtverordnete der namhaftesten evangelischen Städte, Berlin, Königsberg, Breslau, Magdeburg, wetteifern, ihren Abfall vom Glauben der Evangelischen Kirche mit einer Entschiedenheit zu proklamiren, welche die Schranken der Competenz, der Verfassung, des Herkommens nicht achtend, bis vor die Majestät sich drängt. Hinter diesen Lichtfreunden steht ein Heer von jungen Schulgelehrten, in den neu organisirten Seminarien gebildet, die, des matten Rationalismus müde, in die Extreme eines frechen Panteismus sich stürzen. Gleichzeitig dringt, begünstigt von jener abtrünnigen evangelischen Geistlichkeit und unterstützt von jenen Magisträten und Stadtverordneten, eine unter Unordnungen aller Art neu auftretende Partei, mit den von unserer Kirche Abgefallenen wesentlich Eins, ohne Bürgschaften für Lehre und Zucht, vom Kirchenregimente, vom Staate mit gerechtem Mißtrauen beobachtet, dennoch, in bisher unerhörter Weise, in unsere Kirchen ein, unter dem Beifallrufe der Zeitungen nicht bloß, sondern hie und da von unserer Geistlichkeit selbst im Ornat an den Kirchthüren empfangen. Alle diese Thatfachen, — doch wohl nicht unwichtige, aus denen wohl Schlüsse zu ziehen wären und Stoff für die Fragen von den Symbolen, der Verpflichtung darauf, der Disciplin u. s. w. — werden in den Verhandlungen der Synode nicht beleuchtet, nicht beurtheilt, nichts daraus gefolgert. Dasselbe Schweigen bedeckt diejenigen, welche die Kirche gegen diese Feinde vertheidigen, obschon ihnen die Ehre widerfährt, als eine mächtige Partei von Seiten vieler angesehenen Männer — zum Theil notabler Synodalen — öffentlich als gefährlich angeklagt und von dem Magistrate der Hauptstadt, als Einfluß üübend auf das Kirchenregiment, dem Könige in feierlicher Audienz bezeichnet zu werden. Strauß hat nachgewiesen, daß die Evangelien Fabeln, und Baur, daß die meisten Episteln Pauli nicht vom Apostel Paulus und das Evangelium und die Episteln Johannis nicht vom Apostel Johannes sind. Mit der Hälfte der kritischen Kraft, die hiezu erforderlich war, werden die Strauß und Baur's des vierundzwanzigsten Jahrhunderts aus den Verhandlungen der Synode nachweisen, daß es im neunzehnten keinen Rupp, keinen Uhlich, keinen Giese, keinen Wislicenus, keinen Protest vom 15. August, keine Evangelische Kirchenzeitung, oder doch keine „Partei der Evangelischen Kirchenzeitung“ gegeben hat, vielmehr dies Alles nur „Gebilde der absichtlichen dichtenden Sage“ sind.

Die offene Erwähnung und freie Erörterung dieser That-

sachen und Verhältnisse würde in das Innere der der Synode vorliegenden Fragen geführt, die gesuchte „äußere“ Vereinigung aber gestört, und den inneren Widerspruch, die Unmöglichkeit des Unternehmens dargethan haben, ohne innere Verständigung auf dem Wege der Abstimmungen von Lichtfreunden, Männern des 15. August und Kirchlichen zur Pacifikation der Kirche zu gelangen.

Stellen wir uns, als Gegensatz, das Bild einer Synode von Bekennern Jesu Christi im Jahre 1846 in einigen Zügen vor Augen. Ihr erstes Werk — man möchte sagen: die Verifikation ihrer Vollmachten — hätte in einem Bekenntnisse der Synodalen bestanden, aus welchem allein schon Beugung, Demuth, Licht und Leben, Freude, geistliche Tapferkeit in ihre Herzen sich ergossen hätte, in einem Bekenntnisse zu den Wahrheiten unseres allerheiligsten Glaubens, zu den Wahrheiten vorzüglich, welche grade jezt angefochten, wegen deren die Christen, die Kirche geschmäht werden, und das sind bekanntlich die allergewissesten, die Haupt- und Fundamentawahrheiten, die, in welchen wir auf dem Worte Gottes und auf dem imposanten Consensus der Jahrhunderte, der Länder, der Kirchen der Christenheit, als auf einem Felsen im Meere stehen. „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über“ wäre die Lösung gewesen. Das ist der Segen des großen Abfalls unserer Tage, daß ihm gegenüber die Gläubigen weite Herzen haben und sich bald und leicht verstehen und verbinden; hier liegt das Geheimniß der wahren Union. Die „hohen Artikel göttlicher Majestät“, der dreieinige Gott und Seine Thaten, des Menschen Fall unter die Gewalt der Sünde, des Satans und des Todes, seine Erlösung durch das Mensch gewordene Wort, seine Rechtfertigung durch den Glauben an Ihn, seine Heiligung durch den Geist, die Vergebung der Sünden, die Wiedergeburt aus Wasser und Geist, das Fleisch des Sohnes Gottes, welches wahrhaftig Speise, Sein Blut, welches wahrhaftig Trank ist, die Auferstehung des Fleisches, das Weltgericht, die ewige Verdammniß und die ewige Seligkeit — diese erhabenen, den Geist nährenden, das Herz stärkenden, die Augen licht machenden Wahrheiten hätte die Synode mit ihrem Ja und Amen besiegelt. Sie hätte sich vor der Welt compromittirt mit dem Bekenntnisse des „Allerverachtetsten und Unwerthesten“, dessen der „so verachtet ist, daß man sein Angesicht vor ihm verbirgt“, — sie hätte die „Knechtsgestalt“ der Kirche als ihr, der Synode, Ehrenkleid angezogen, — sie hätte, wie Cortez, als er in Amerika landete, die Schiffe hinter sich verbrannt. Nach solchen guten Bekenntnissen hätte sie den Jammer der Kirche, ihre Zerrissenheit, die eigene Schuld daran, in's Auge gefaßt. Sie hätte sich in den Staub gedemüthigt vor dem Herrn. Buße im Satz und in der That hätte die hohen Worte nicht aufkommen lassen, als seyen wir, — wir arme, abtrünnige Sünder, unter deren Händen die Kirche in diese Schmach gerathen ist, wir, die wir nicht fähig gewesen, die ärgsten Scandale aus unserer Mitte abguthun —, als seyen wir zu großen Thaten, zu welthistorischen Entwicklungen, zur Förderung der Kirche auf nie erklommene Höhen der Herrlichkeit berufen. „Hebe an, Zion, heb' am Glend an, an der Armuth, an dem Staube, so ist deine Sach' gethan; habe gar nichts, aber glaube, daß der Herr, der treue Schmerzensmann, helfen kann!“ — Dieses Bewußtseyn hätte die Berathungen der Synode durchdrungen, und

auf diesem tiefgelegten Fundamente wären dann ihre Vota, ihre Schlüsse, — unter dem Rufe des Geistes: „Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht“, — weiter gebaut worden.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pastoralverein in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Früher feierte der Verein nur Eine Hauptversammlung. Das letzte Mal ward aber beschlossen, daß noch eine Vorversammlung am Nachmittage vor jener gehalten werden sollte. Zugleich hatte an diesem Vortage der Centralverein für die Enthaltensamkeit in der Provinz Sachsen eine Versammlung veranstaltet, der allerdings unabhängig von dem Pastoralverein dasiebt, dem aber doch viele Mitglieder dieses befreundet sind. Diese Versammlung, welche allerdings wohl hätte reichlicher besucht seyn können, fand am 22. September Morgens 10 Uhr in dem Versaale der Brüdergemeinde in Gnadau statt. Past. Schiele aus Neuhaldensleben, der bisher mit so großer Hingebung und Ausdauer dem Vereine vorgestanden, eröffnete mit einem kurzen, erwecklichen Worte die Versammlung, worauf Past. Nochol aus Gr. Ottersleben bei Magdeburg eine Predigt hielt, in welcher er die christliche Liebe und das christliche Erbarmen als das eigentliche und einzige Princip der Enthaltensamkeitsache in ergreifender Weise darstellte, so daß schon hier der Segen begann, welchen der Herr den Versammlungen in Gnadau zugebracht hatte. Der Redner, der auch thatsächlich für die hochwichtige Sache schon so bedeutend gewirkt, wurde auf den Vorschlag des Past. Schiele zum Leiter des Vereins einstimmig gewählt, und es läßt sich erwarten, daß sein glühender Eifer ihm einen neuen Aufschwung geben wird, um so mehr, als in dieser Versammlung nun auch schon der Grund zu einer ordentlichen Organisation gelegt wurde, wobei sich doch schon das erfreuliche Resultat herausstellte, daß man auf fünfundzwanzig Zweigvereine zu rechnen habe. Es wäre nur zu wünschen, daß noch mehrere Diener des Wortes, welche doch so viele Hemmungen in ihrer Amtswirksamkeit durch das Laster des Trunkes erfahren, sich an dem Vereine betheiligten, als es bisher noch geschehen.

Nachmittags 3 Uhr trat die Vorversammlung des Pastoralvereins auch im Versaale der Brüdergemeinde zu Gnadau unter Leitung des damaligen Präses des Vereins, Past. Westermeyer zu Biere bei Magdeburg, zusammen. Sie wurde mit Gesang, Gebet und einer Anrede des Präses über 2 Tim. 4, 2.: „Predige das Wort, halte an, es sey zu rechter Zeit oder zur Unzeit, strafe, drohe, ermahne mit aller Geduld und Lehre,“ eröffnet, worauf derselbe bemerkte, er habe gerade mit diesem Worte die Brüder begrüßen wollen, weil es so unmittelbar in die praktische Amtswirksamkeit einführe. Der Verein habe gefühlt, daß durch die Verhandlungen in den Hauptversammlungen die Bedürfnisse vieler Mitglieder nicht völlig befriedigt worden seyen, weil sie einen zu theoretischen Charakter an sich getragen haben. Praktische Geistliche wollen aus den Versammlungen etwas mitnehmen, was sie unmittelbar für ihr Amt gebrauchen können. Es sey daher beschlossen worden, daß man in diesen Vorversammlungen sich nur mit praktischen Fragen beschäftigen wolle. Demgemäß sey bereits ein praktischer Gegenstand zur heutigen Besprechung bestimmt, er frage aber, ob ein Mitglied noch etwas Besonderes auf dem Herzen habe, worüber er die Meinung der Brüder zu hören wünsche. Da theilte Past. Nochol eine sehr betrübende Auserfahrung mit, welche die allgemeinste Theilnahme erregte. Er sagte, es habe dem Herrn gefallen, etliche Fabrikarbeiter in seiner Gemeinde kräftig zu erwecken, welche nun auch die fleißigsten Theilnehmer des öffentlichen Gottesdienstes gewesen wären. Diese seyen jetzt, wo die Arbeiten

in den dortigen Zuckerfabriken begünnen, zu ihm gekommen und haben in höchster Betrübniß von ihm Abschied genommen, weil sie nun ein Vierteljahr lang von dem Gottesdienste ausgeschlossen seyn müßten, da sie alle Sonntage nun zu arbeiten hätten. Jedoch haben drei unter ihnen hernach den Fabrikherren erklärt, sie wären bereit, auch die Nacht hindurch zu arbeiten, nur am Sonntage würden sie es nicht thun. Es sey ihnen darauf angezeigt worden, man werde ihnen die Arbeit nehmen. Aber auf Nochol's Verwendung sey die Drohung erst nicht vollstreckt worden, weil die Fabrikherren haben zugeben müssen, daß diese Leute sonst die geschicktesten und zuverlässigsten Arbeiter seyen. Dann aber haben sämtliche Fabrikherren in der Umgegend von Magdeburg in einer Zusammenkunft eine Verabredung getroffen, in Folge deren an einem Sonnabend alle Fabrikarbeiter förmlich befragt worden seyen, ob sie den Sonntag arbeiten wollten, und man habe nun die sich Weigernden alle entlassen. So seyen nun jene drei Arbeiter, weil sie fest in ihrem Entschlusse geblieben, aus dem Brote gestossen, und darben jetzt zum Theil mit ihren Weibern und Kindern. Diese Mittheilung gab Anlaß zu einer sehr lebhaften Besprechung. Man konnte dem Bruder Nochol zunächst freilich nur Glück wünschen, daß sein Amt an jenen drei Männern sich so fruchtbar erwiesen und solche Standhaftigkeit gewirkt habe, auf der anderen Seite aber sprach sich die gerechte Entrüstung über das unschristliche, wahrhaft heidnische Benehmen jener Fabrikherren und über die Despotie, welche sie übten, sehr stark aus, wobei auch noch bemerkt wurde, daß sie nicht einmal Schaden leiden, wenn sie am Sonntage nicht arbeiten ließen, indem in anderen Fabriken am Sonntage die Geräthschaften gereinigt würden, was zum besseren Gedeihen des Zuckers wesentlich beitrage. Bruder Nochol theilte auch mit, daß ein Fabrikherr in Westphalen, der eine Eisengießerei habe, die Arbeit am Sonntage selbst mit einem Verluste von mehreren tausend Thalern eingestellt habe. Da bei dem damaligen Sinne der Fabrikherren um Magdeburg von diesen nun freilich nicht ein Gleiches zu erwarten stand, so wurde gefragt, was denn unter diesen Umständen zu thun sey. Man war allerdings der Meinung, daß diejenigen, welche nur für ihre Person den Sonntag durch Arbeit entheiligten, bloß mit dem Worte Gottes zu bestrafen und zu ermahnen seyen, ein Anderes aber sey es, wenn Brotherren und namentlich Fabrikherren beharrlich durch despotischen Zwang ihre Arbeiter vom Gottesdienste abhielten. Hier sey die Hälfte des Gesetzes anzurufen zum Schutz der Bedrückten. Die Gesetze seyen freilich noch sehr mangelhaft. Armen Leuten werde durch das im Regierungsbezirk Magdeburg geltende Sonntags-Edikt z. B. bei schwerer Strafe verwehrt, ihre Kartoffeln am Sonntage herauszunehmen, weil Feldarbeiten verboten seyen, und diese reichen Fabrikherren dürften ungestraft Hunderten von Menschen den Segen des Gottesdienstes am Sonntage entziehen. Ja in königlichen Salinen, wie in der von Schönebeck, werde auch Sonntag, wie Werktag gearbeitet. Man beschloß, diese großen Uebstände bei jeder Gelegenheit zur Sprache zu bringen; bis dieselben beseitigt seyen, müsse man aber Vereine bilden, welche die Unterstützung armer Arbeiter, die aus Glaubensstreue ihres Dienstes entlassen wären, sich zum Zweck setzten, wobei freilich auch auf den Mißbrauch hingewiesen wurde, der mit solchen Unterstützungen von arbeitsscheuen Menschen getrieben werden könnte. Überhaupt aber gab man sich das Wort, auf alle Weise diese wichtige Sache auf dem Herzen zu tragen.

Man ging nun, da nichts Anderes mehr vorlag, zur Besprechung des für diese Vorversammlung vorher bestimmten Gegenstandes über. Es betraf die Ausschließung vom heiligen Abendmahle und Past. Nochol hatte darüber folgende kurze Thesen gestellt: 1. Ist die Ausschließung vom heiligen Abendmahle in der Schrift gegründet? 1. Keine Stelle der heiligen Schrift fordert direkt die Ausschließung vom heiligen Abendmahle. 2. Die Stelle 1 Cor. 11. macht sie wenigstens bedenklich.

3. Der Mensch ist kein Gewissensrichter. 4. Die Ermahnung: Mache dich keiner fremden Sünde theilhaftig, berechtigt und verpflichtet jedoch in seltenen Fällen zur Ausschließung. II. Wer soll die Ausschließung vornehmen? 5. Die Gemeinschaft der Gläubigen und zwar deren naturgemäßes Organ, jetzt leider der Pfarrer allein. III. Welches ist die Art und Weise der Ausschließung? 6. Die allerliebste und die am wenigsten äußerlich ist. — Gegen Thes. 1. wurde bemerkt, daß 1 Cor. 5, 11., wo den Christen geboten werde, mit großen Sündern auch nicht zu essen, doch direkt die Ausschließung vom Abendmahl gefordert werde. Doch konnten auch nach längerer Diskussion sich die Brüder nicht davon überzeugen, daß dies Verbot wenigstens eine unmittelbare Beziehung auf das heilige Abendmahl habe. Man war auch darin einverstanden, daß nicht der dem menschlichen Auge verborgene Herzenszustand den Maßstab zur Ausschließung vom heiligen Abendmahl geben könne, sondern nur die sichtbare That, das äußere Bekenntniß. Und hier könne auch nur in dem Falle die Ausschließung erfolgen, wenn ein mutwilliges Beharren in der Sünde sich zeige. Sehr lebhafte Rede und Widerrede rief aber die Frage hervor, ob das confessionelle Bekenntniß einen Grund zur Ausschließung abgeben könne. Es fehlte nicht an Brüdern, welche behaupteten, daß sie einem erklärten Reformirten das Abendmahl nicht reichen würden, obwohl sie ausdrücklich bedovorteten, daß sie nur dann diese Strenge anwenden würden, wenn er in direkte Opposition gegen das Lutherische Bekenntniß trete, und dies also für Lüge erkläre. Die weitere Durchsührung dieses Gegenstandes wurde jedoch durch die Bemerkung abgebrochen, daß die Besprechung sich in das Gebiet der Casuistik verliere, und bei weitem die Mehrzahl der Brüder konnte doch dem confessionellen Elemente nicht den Einfluß auf die Ausschließung vom Abendmahl einräumen, wie die vorhin Genannten; dagegen beschäftigte Alle mehr das von einem Bruder erhobene Bedenken, wie es denn mit den Ungläubigen dieser Zeit zu halten sey. Bei der Erörterung dieser Frage kam der betrübende Zustand unserer Kirche so recht zur Anschauung, indem man wohl fühlte, wie oft das heilige Abendmahl entheiligt werde, und wie rathlos man dasteh, dem Übel abzuwehren. Es zeigte sich auch, wie wenig im Ganzen von den Brüdern noch in dieser wichtigen Angelegenheit gethan sey, indem wenige Erfahrungen über entschiedenere Schritte konnten mitgetheilt werden. Eine Hauptschwierigkeit wurde auch darin gefunden, daß die persönlichen Anmeldungen zum Abendmahl so selten seyen, und die Anmeldung überhaupt oft so spät erfolge, daß gar keine Rücksprache, auch wenn der Prediger zu den Leuten hingehen wolle, mehr möglich sey. Man vereinigte sich aber darin, daß man dahin arbeiten wolle, den letzteren Übelstand dadurch abzustellen, daß man einen bestimmten Termin zur Anmeldung festsetze und die Gemeinde ermahne, ihn inne zu halten, und daß man überhaupt diese wichtige Angelegenheit in ernstere Erwägung nehmen wolle. In Bezug auf Thes. 5. wurde bemerkt, daß man bei unserer jetzigen Kirchenverfassung sich auf den gesetlichen Weg beschränken müsse, nach welchem der Prediger ohne Entscheidung der vorgesetzten Behörde Niemand vom Abendmahl auszuschließen berechtigt sey. Dieser, wie auch der letzte Punkt, konnte nicht mehr zur vollständigen Besprechung kommen, indem die Dunkelheit schon eingebrochen war. Mit Gesang wurde die Versammlung geschlossen.

Schon um halb 8 Uhr Abends saßen die Brüder sich wieder in dem Versaal vereinigt, und zwar auch mit den Gliedern der theuern Brüdergemeinde, welche diese Stunde auch sonst immer zur gemeinschaftlichen Abendandacht zusammenberuft. Wohl noch nie war bei derselben Verräthung der Saal so gefüllt, wie heute. Diese Abendandacht hat etwas ungemein Ansprechendes und Liebliches. Diese einfachen, traulichen, hell erleuchteten Räume, die stille züchtige Gemeinde, dazu diese Menge der Diener Gottes von nah und fern, der sanfte und doch so volle, und Geist

erfüllte Gesang, nur unterbrochen durch das Wort der Lehre und brüderlichen Ermahnung! Der Mitgenuß dieser erbebenden Anbacht war es wohl vorzüglich, was den zahlreichen Besuch von Gnadau schon an den Vortagen unserer Hauptversammlungen zuerit bewirkt, und dadurch so wesentlich den Segen der Konferenz vermehrt hat. Dies Mal hielt Herr Prof. Dr. Schmieder aus Wittenberg, welcher mit einer eben so großen Treue, wie Dr. Holuck, dem Vereine durch den Reichtum seiner Gaben von Anfang an gedient hat, die Rede über Matth. 4, 17.: „Von der Zeit an fing Jesus an zu predigen und zu sagen: Thut Buße, das Himmelreich ist nahe herbeigekommen.“ Schmieder wies darauf hin, daß bessere Tage allerdings gekommen seyen, aber es wären mehr nur noch Tage der Erweckung, als der Befehrung, der wahren Buße. Es sey daher vor Allem Noth, daß er sich und den Brüdern Buße predige. Er hat dies gethan in so eigenthümlicher Weise, daß der Eindruck durchaus verfehlt werden würde, wollten wir noch einen weiteren Auszug aus der Rede geben, selbst wenn es der Raum verstattete. Dieselbe wird bald gedruckt erscheinen in dem nächsten Hefte unserer „Mittheilungen“, welche bei Falkenberg in Magdeburg zu haben sind. Man kann nicht sagen, daß die Rede etwas unmittelbar Ergreifendes hatte; Schmieder, getreu seiner auch schon in Gnadau vertheiligten Theorie über den Kultus, ließ ganz und gar den Charakter der Anbetung darin vorherrschen, die Gedanken aber waren ungemein tief, der Inhalt reich und gedrängt, Betrachtung, Auslegung der Schrift, Historie im Ebenmaß wechselnd, die Aunrede zurücktretend, in allem bei der liebenswürdigsten und mildesten Persönlichkeit ein so tiefer Ernst, daß Viele doch versicherten, kaum je so erschüttert worden zu seyn. Die Auslegung, welche Schmieder manchen Schriftstellen, z. B. 1 Joh. 3, 9., gab, war so, daß man wohl nicht einverstanden seyn konnte, eben so fühlten sich manche Brüder unangenehm berührt durch die Angriffe, welche er auf confessionelle Starrheit sich erlaubte, andererseits aber war die Rücksicht auf die Kirche, welche in dem Ganzen vorherrschte, namentlich auf die Bedürfnisse der Brüdergemeinde, wie der Union, so tief und zart gefaßt in dem Moment der Buße und Heiligung, durch welche Beide nur ersichen können, daß man sich dem Döner hingeben mußte.

Auf die Abendandacht folgte ein gemeinschaftliches, höchst einfaches Mahl im Gasthose, welches sehr bald beendet war, weil man die Zeit für die gemeinschaftliche Besprechung möglichst auskaufen wollte. In freier Weise erging sich nun diese, sie wurde aber gefesselt durch die Zwischenfälle der General-Synode, auf welche die Aufmerksamkeit gelenkt wurde. Es wurden ausführlichere Mittheilungen darüber gegeben, namentlich wurde der von der ersten Commission ausgearbeitete Consensus vorgelesen, der sich vielen Beifalls zu erfreuen hatte, aber das Ordinationsformular fand fast allgemeinen Widerpruch und zwar vornehmlich aus dem Grunde, weil es das apostolicum so emendire, daß Ordination und Gemeindegebrauch in den schreiensten Gegensatz träten und die Gemeinden nothwendig bald ein Mißtrauen gegen die Verpflichtung ihrer Geistlichen fassen müßten, wenn diese nicht einmal mehr auf das unverfäzte apostolicum geschäfe. Die Auslassung der von der Zeit bestrittenen Punkte: „Empfangen von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, niedergefahren zur Hölle, Auferstehung des Fleisches“ fand man als eine Concession an den Unglauben der Zeit im höchsten Grade bedenklich, und achtete es für die Pflicht Aller, welchen das Heil der Kirche am Herzen liege, hier in geeigneter Weise Einspruch zu thun. Bis gegen 12 Uhr Nachts hatten sich diese wichtigen Besprechungen verlängert, ein Vers aus einem Abendliede, den die Versammlung anstimmte, schloß dieselben. (Fortf. folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 14. Oktober.

№ 82.

Die Landes-Synode und das Bekenntniß.

(Von einem Juristen.)

(Schluß.)

Auf diesem Wege hätte sie den symbolischen Bestand der Kirche entwickeln, weiter bilden können. Nachdem sie, dem Vorbilde der Bekenner des sechzehnten Jahrhunderts treu, vor Allem zu dem ganzen alten Wahrheitschaße der Kirche sich bekannt, hätte sie dann aus der alten Wahrheit, die ja ewig jung ist, neue Seiten, neues Licht zu Tage gefördert und den Irrlehren der Zeit entgegen gestellt, den Irrlehren, welche immer der Kirche haben dienen müssen, die unendliche Fülle der ewigen Wahrheitskeime zu neuen Blüthen und Früchten zu entfalten.

Es ist zu verwundern, wie man immer wieder, der Natur der Sache und aller Geschichte zuwider, vom Neutralisiren, vom Abbrechen der Spitzen, — der Staubfäden, der Blütenstengel, die den Samen enthalten —, vom Abplatten, vom Nebelthum u. s. w. Entwicklung, Entfaltung, Fortschritt hoffen kann. Das Stagniren aller Geistesthätigkeit auf den Gebieten des moderaten Nationalismus sollte allein hinreichen, von solcher Täuschung frei zu machen, die durch die Scheu vor dem Bekenntnisse, durch die Flucht vor der Schmach, vor dem Kreuze Christi auch bei Gläubigen leider noch so oft aufrecht gehalten wird.

Auf den positiven Theil des Formulars brauchen wir nicht näher einzugehen. Er enthält in zusammengesetzten Stellen aus den Episteln eine angebliche Summa christlicher Lehre, die aber keine Summa ist, weil wesentliche Bestandtheile der Lehre, kraft ausdrücklicher Schlüsse, nicht darin sind. Es genügt, festzuhalten, daß diese Formel das Resultat einer bloß „äußerlichen“ Vereinigung der Mehrheit, nicht ein wirkliches, ernstliches Bekenntniß der Glieder derselben ist, — es ist von Mehreren dieser Glieder notorisch, daß sie diese Sätze nicht hätten bekennen können, — und daß erklärte Gegner der christlichen Grundlehren gegen den Widerspruch entschiedener Bekenner derselben die Formel haben feststellen helfen. Diese Hohlheit nimmt dem positiven Inhalte des Formulars seine Bedeutung und Autorität. Ein Bekenntniß aber, welches aussieht wie Glauben und doch kein Glaube ist, ist nicht bloß ohnmächtig, es ist verführerisch und verderblich. „Durch den Glauben ging Israel durch das rothe Meer, als durch trockenes Land, welches die Aegypter auch versuchten und ertranken.“ Das Formular weist dem Abtrünnigen den Weg, auch den durch dasselbe übernommenen Verpflichtungen auf eben so krummen Wegen sich zu entziehen. In solchen Künsten hat ohnehin der Nationalismus seit mehr als

einem halben Jahrhundert reichlich Unterricht gegeben. Die so geschickt gedrehte „Ermahnung zur Einigkeit mit den alten Bekenntnissen, als Glaubenszeugnissen“, ist weniger als nichts, nämlich Gegensatz gegen die Verpflichtung und oberflächliche Verdeckung des Zweifels oder des Abfalls. Sie wird besonders dann den Anstoß noch vermehren, wenn der Ermahnende selbst die Grundlehren der Symbole notorisch verwirft und hinter solchen Zweideutigkeiten sich verbergen kann.

Eben so wenig ist das Verbot „aggressiver Polemik“ geeignet, die Symbole zu schützen. Es ist der Lehrfreiheit, im wahrsten und richtigsten Sinne, entgegen, den Geistlichen zu verbieten, als Irrthum zu bezeichnen, was sie als Wahrheit anzuerkennen nicht verpflichtet sind und was die Kirche als Wahrheit zu bekennen nicht Licht oder Muth genug hat. Und gibt es eine aggressivere Polemik, als die schon jetzt vorfindende Weigerung des Gebrauchs des apostolischen Symbols, die nach den Synodalschlüssen künftig als wohlberechtigt würde anerkannt werden müssen?

Durch eine solche „richtige Mitte“ zwischen Bekennen und Verläugnen soll die Kirche verleitet werden, dem Kampfe zwischen Glauben und Unglauben sich zu entziehen, der ihr von Gott verordnet ist.

Betrachten wir nun noch die Zerrüttungen der Kirche, mit welchen diese Schlüsse uns bedrohen und vor denen Dr. Stahl in den oben mitgetheilten Worten so treffend gewarnt hat.

Vor etwa zwanzig Jahren begann der Versuch, mittelst der Agende die Union zu verbreiten. Dieser Versuch war mit einem Bekenntnisse zu dem, was den Lutherischen und reformirten Symbolen gemeinsam ist, verbunden, und mit der Verpflichtung der Diener der Kirche auf diesen Consensus. Die ökumenischen Symbole anzutasten war man weit entfernt. Sie wurden vielmehr neuerdings anerkannt und in die Verpflichtungsformel aufgenommen, und der gottesdienstliche Gebrauch des apostolicum wurde, wo er außer Übung gekommen war, hergestellt. Und dennoch — was geschah? Man hatte die tiefe Bedeutung der Unterscheidungslehren nicht hinlänglich erwogen. Es brach eine Religionsverfolgung gegen treue Lutheraner aus; zu Hunderten emigrierten sie nach Amerika und Australien; Zehntausende von ihnen hielten Stand und bildeten eine auch im Regimente völlig gesonderte Kirchenpartei, und in der Landeskirche ängstigen sich noch heute die Gewissen vieler ihrer ächtesten Kinder unter dem Drucke des „trennenden Unionswerkes“.

So hat das Rütteln an den Unterscheidungslehren gewirkt. Aber was ist das gegen die große Zeitung, daß aus der Preu-

fischen Landeskirche das apostolische Symbol beseitigt sey, daß die oben bezeichneten Grundlehren desselben nicht mehr Lehren dieser Kirche, daß ihre Diener davon emancipirt seyen, amtlich emancipirt, nachdem schon so viele Geistliche sie öffentlich mit Füßen getreten haben? Wir müssen den schlimmsten Erscheinungen der Lutherischen Spaltung verzehnfacht entgegensehen. Die Evangelischen Kirchen des übrigen Deutschlands und des Auslandes werden als kirchlich getrennt von uns sich betrachten. Unsere Lichtfreunde aber werden, durch ihren Sieg über das apostolische Symbol ermuthigt, den sie schon jetzt in ihren Blättern, weitere Siege hoffend, ausbeuten, den sie schon jetzt dem Kirchenregimente entgegenhalten, wenn es unsere Heiligthümer gegen sie schützen will, — sie werden der schwachen Bande nicht mit Unrecht spotten, die man ihnen mittelst des neuen Formulars anzulegen versuchen wird. Sie werden dessen Haltungslosigkeit, mit siegreichen Gründen und unter Zustimmung einer großen Zahl der treuesten Glieder der Kirche, dem Kirchenregimente und der Welt nachweisen.

Eine eigenthümliche Wirkung wird noch in Beziehung auf die Union eintreten. Die Union ist in den Verhandlungen der Synode vielfach als Waffe gegen die Symbole gebraucht worden. Statt einzugehen, daß man durch das Antasten des rechtlichen Bestandes der Confessionen nicht Frieden, sondern Zwietracht, nicht Duldung, sondern Verfolgung, nicht Union, sondern Confusion gestiftet, daß man erst hinterher durch diese schlimmen Erfolge und durch die separirten Lutheraner aufmerksam gemacht worden ist, was Bekenntniß, was Kirche sey, und wie jenes zu dieser sich verhalte, — statt einzusehen, daß es hohe Zeit ist einzulenken und umzukehren, — hat man es vorgezogen, den Zustand des Schwankens und der Verwirrung, in welchen man durch diese Unionsmaßregeln in Beziehung auf das Bekenntniß gerathen ist, als normalen Fortschritt zu behandeln und, weil man einmal die Unterscheidungslehren der Confessionen verletzt hat, nun auch die symbolische Geltung des ungleich wichtigeren Consensus über Bord zu werfen. Was wird da den treuesten Freunden der Union, — denen gleichwohl die Fundamente des Christenthums, als Keime aller wahren Union, mehr gelten, als die entzweyenden Unionsbestrebungen unserer Tage, — was wird solchen Unionsfreunden Anderes übrig bleiben, als sich auf alle Weise aller Gemeinschaft, jeder auch nur scheinbaren Anerkennung einer Union zu entschlagen, die man zur Beseitigung des ganzen symbolischen Bestandes der Kirche mit Einschluß des Apostolicums gebraucht hat?

Die Römischen Katholiken endlich werden mit immer treffenderer Wahrheit „die Selbstauflösung des Protestantismus“ uns in das kirchliche Gewissen schieben.

Wie die Schlüsse der Synode über die Kirchenverfassung auf diese Verhältnisse einwirken werden, darauf gehen wir für jetzt nicht näher ein. Die Gefahr, daß diese Schlüsse Kirchen-gefeß werden, ist so nahe und so dringend nicht, als bei denen über das Ordinationsformular; ihre Erwägung kann daher einer späteren Zeit vorbehalten bleiben. Wir erinnern daher nur daran,

daß jede Modifikation der Verfassung, welche das Kirchenregiment den Gemeinden ohne Rücksicht auf Bekenntniß und Zucht, d. i. der Menge, ganz oder theilweise in die Hände gibt, — denen, welche nicht dem Herrn und Seinen Gliedern dienen, sondern „auch mitreden“ wollen, — jede Modifikation, welche das dem innersten Wesen der Kirche widersprechende Princip „von unten“ feststellt oder stärkt, im Gegensatz des „gott-menschlichen“ Princips „von oben“ — daß jede solche Modifikation das Recht und die Freiheit der Kirche gefährdet und ihre Geisteskräfte dem Despotismus des Fleisches bloßstellt. Schon dadurch, daß die Synode Schlüsse in dieser Richtung gefaßt hat, abgesehen von der Bestätigung derselben und von der Einz- oder Ausführung der von ihr empfohlenen Kirchenverfassung, fällt ein harter Schlag auf die Consistorien, nachdem sie so eben erst theilweise zu kirchlichem Charakter restaurirt worden sind.

Es ist in den Verhandlungen der Synode vielfach auf die „Lehrordnung“ hingewiesen worden, in welcher die Symbole mehr als in dem Ordinationsformular respektirt seyen. Allein diese Lehrordnung ist nicht beschlossen, noch weniger ein Bekenntniß der Synode zu deren Inhalten ausgesprochen worden, was auch nach dem oben dargestellten Charakter der Synode nicht möglich war. Die Synode hat nur, ohne in das Einzelne derselben einzugehen, sie im Allgemeinen für „geeignet“ erklärt, „der Kirche als Grundlage für die Feststellung einer Lehrordnung zu dienen“, und sie „dem Kirchenregimente zu weiterer Kirchenverfassungsmäßiger Behandlung übergeben“. Aber auch ihrem Inhalte nach gewährt sie der durch das Ordinationsformular gefährdeten Kirche keine mehrere Sicherheit als dieses. Auch die Lehrordnung nimmt nur Bezug auf die Symbole, ohne sie zu bekennen. Wie könnte sie dies auch, da es dabei bleibt, daß die Verpflichtung der Diener der Kirche selbst auf das Apostolicum ausdrücklich wegvotirt ist? Die Kirche kann nicht die Wahrheit festhalten und zugleich in der Person ihrer Diener das Bekenntniß der Wahrheit ablehnen. Es ist ein vergebliches Beginnen, mit der Einen Hand — in Liturgie, Liedern, Lehrordnung — aufrechtzuhalten, was die andere — im Bekenntniß — fallen läßt. Solche Halbheit wird von den Pforten der Hölle überwältigt werden. Die Lippen, welche bei der Ordination das Bekenntniß abgelehnt haben, können es über dem Täuflinge und am Altare nicht ohne Heuchelei aussprechen. Die ihres Glaubens unsichere Kirche kann auch nicht mehr lehren; Glaube, Gewisheit, Bekenntniß ist eben der Nerv der Lehre. Der Bastard Unglaube kann und soll unter Umständen geschont, gebuldet werden, aber er darf nicht, um sich zu legitimiren, den Hausvater und die ächten Kinder aus dem Vaterhause verdrängen. Es ist nicht bloß Verrath an der Kirche, es ist auch lieblos gegen den Ungläubigen, ihm den Kampf mit der Kirche zu ersparen. Dieser Kampf ist ein Kampf um sein eigenes Heil. Ein diplomatischer äußerlicher Austrag solches Zwiespalts ist unmöglich; er wird stets auch das Innere verletzen. Ein minus des Glaubens, mit Verläugnung des majus, als Norm des Lehramts, verhält sich zum majus nicht wie ein lebendiges Glied

zum Leibe, sondern wie ein abgerissenes, das selbst abstirbt und eine blutende, eine tödtliche Wunde zurückläßt. Das Erwachen des Gewissens über den Widerspruch des Unglaubens mit der Verpflichtung, welche die Kirche fordert, ist selbst das erste Moment des Siegs der Wahrheit, — das Moment, welches schon Viele auf den schmalen, aber seligen Weg des Kampfes, des Forschens, des Friedens geführt hat. Aber dieser heilsame Anfang wird in sein Gegentheil verkehrt, wenn der Widerspruch äußerlich beseitigt und das Gewissen eingeschläfert wird dadurch, daß man ein Stück Wahrheit — als bestände sie aus Stücken — daran gibt, — natürlich gerade das Stück, welches man, weil es angegriffen wird, am tapfersten vertheidigen sollte.

Es wird uns schwer, diesen Artikel zu schließen, weil wir noch der vielfach auch auf der Synode gehörten Frage entgegensehen, was denn geschehen solle, wenn nicht das, was die Majorität der Synode beschlossen hat. Unsere obige Ausführung würde zwar dadurch nicht widerlegt werden, daß wir außer Stande wären, diese Frage zu beantworten. Aber wir sind zu einem Versuche der Beantwortung vorbereitet und willig. Nur dieser schon überlange Artikel gewährt uns dazu keinen Raum mehr, da wir nicht umhin können werden, weit auszuholen. Wir schließen daher für diesmal, indem wir das Motto unserer Antwort dahin ankündigen: Nicht Pacifikation, sondern Kampf!

Soffen wir inzwischen, daß die Weisheit des Kirchenregiments, welches in der Nacht auf stürmischem Meere durch Klippen seinen Weg sucht, uns vor den angedeuteten Gefahren zu schützen wissen wird, wie es, obgleich umgeben von Hindernissen aller Art, schon so Vieles für die erwachende Kirche unter Gottes Segen gethan hat.

Nachrichten.

Pastoralverein in der Provinz Sachsen.

(Fortsetzung.)

Der folgende Morgen fand die Brüder dennoch schon früh wieder beisammen, wir müssen aber die Verhandlungen übergehen, welche da noch, besonders in Bezug auf den Gustav-Adolphsverein, aus dem man jetzt am wenigsten austreten sollte, gepflogen wurden, um endlich auf die Hauptversammlung zu kommen. Diese begann nach Ankunft der Dampzüge, die uns noch manchen lieben Gast gebracht hatten, gegen 10 Uhr. Die versammelten Brüder stimmten an: „Kommt, heiliger Geist“, dann rief Präses in brünstigem Gebete den Herrn an um **Treue in dem Bekenntnisse** für sich und alle Brüder, und Past. Appuhn aus Altenhausen bei Neuhaldensleben sprach in der Eröffnungsrede über denselben Gegenstand nach Anleitung der Worte Matth. 10, 32. Wir können den Inhalt auch dieser Rede nicht vollständig wiedergeben, sie wird ebenfalls in unseren Mittheilungen gedruckt erscheinen; Past. Appuhn stellte die Herrlichkeit des Bekenntnisses in einigen wenigen Zügen erst dar, und führte dann aus, wie es seinen Zweck nur erreiche, wenn es 1. in Lauterkeit, 2. in Einigkeit abgelegt werde. Das Ganze war so plan und einfach, aber es war so mit Erinnerungen an

die Feldzeit der Reformation, so mit Zeugnissen der Glaubenshelden selbst durchzogen, die Rede mit solcher Innigkeit und mit solcher Glaubenskraft vorgetragen, daß der Eindruck unbeschreiblich war, und ein lautes Amen von vielen Brüdern dieselbe beschloß. Die Bewegung war nicht von Menschen; schon nach dem Gebete ging ein mächtiger Zug von oben durch Aller Herzen, wir merkten es, daß der Herr unter uns sey, während der Rede war es, als wenn der Geist der alten Väter über uns kam, und vieler Augen füllten sich mit vielen Thränen. Wir dürfen bekennen, daß diese Stimmung nicht von uns gewichen ist den ganzen Tag. Präses ergriff nach der Rede das Wort, sprach mit Zuversicht aus, daß die Liebe, die sich unter uns schon so oft bewährt als eine solche, welche Verschiedenheit der Ansicht in keinerlei Weise bewegen oder verändern könne, auch heute dieselbe bleiben werde und kündigte an, daß, wie das vorige Mal vor dem ältesten Bekenntnisse der allgemeinen Kirche, wir nun heute vor dem ältesten Bekenntnisse unserer Evangelischen Kirche ständen, der herrlichen Augustana, diesem Panier, dieser hochragenden Standarte, unter welcher schon so mancher Kampf gestritten und so mancher Sieg erfochten worden sey. Past. Pistorius aus Süplingen bei Neuhaldensleben hatte es übernommen, die Thesen über diesen hochwichtigen Gegenstand zu stellen, welche folgenden Inhalts sind.

I. Begriff und Geltung, historisch.

1. Die „Augsburgische Confession“ ist die Bekenntnisschrift, in welcher die Lutheraner vor Kaiser Karl V. anno 1530 zu Augsburg dargelegt haben, was sie von Heilswahrheiten und kirchlichen Ordnungen in ihren Kirchen lehren.

2. Der Deutsche Text ist der Originaltext.

3. Die sogenannte Variata ist gar keine „Augsburgische Confession“, sondern eine Privatschrift Melancthon's von 1540.

4. Die Augsburgische Confession war und ist nach kirchlich und politisch rechtlicher Geltung die erste Bekenntnisschrift aller Lutherischen Kirchen.

II. Form.

5. Ihre Form, d. h. die sprachliche Darstellung, Eintheilung und Reihenfolge der Artikel, hat nur Bedeutung für die Geschichte.

6. Es ist daher in confessioneller Hinsicht gleichgültig, ob sie in 2 Haupttheile und 28 Artikel getheilt wird oder nicht, u. s. w.

7. Die Varianten verändern den Sinn nicht.

III. Inhalt.

8. Die Augsb. Conf. macht keinen Anspruch darauf, alle christlichen Wahrheiten explicite zu enthalten.

9. Sie ist vielmehr und hieß auch ursprünglich eine apologia gegen die Verläumdungen der damaligen Papisten. Nach dem 21. Artikel heißt es daher: „Das ist fast (fere) die Summa der Lehre u. s. w.“ Es fehlen z. B. die Lehrbestimmungen über die heilige Schrift, über das Geseß, über das Gebet u. s. w.

10. Die Augsb. Conf. ist ihrem Inhalte nach sechsfach zu theilen:

a) Darstellung der wahren Lehre (Thesis)

α. in Bezug auf Glaubensartikel,

β. in Bezug auf kirchliche Ordnungen.

b) Begründung derselben in der heiligen Schrift.

c) Nachweis der Übereinstimmung mit der alten allgem. Kirche.

d) Angabe oder Darstellung der falschen Lehren.

e) Widerlegung derselben.

f) Verwerfung derselben (Antithesis).

11. Wesentlich, d. h. dasjenige, wozu sich eine Kirche Augsb. Conf. bekennen muß, wenn sie diesen Namen führen will, ist das

sub 10. a. Genannte, nämlich die Theseis, d. h. die Darstellung der wahren Lehre.

12. Die Nachweisung der Begründung derselben in der heiligen Schrift (cf. 10. b.) so wie die Beziehung auf die Kirchenväter (cf. 10. c.) und auf die alten Reher (cf. 10. d.) sind unwesentlich und nur relative nothwendig, indem die Bekenner der Augsb. Conf. dadurch ihr Stehen auf dem Worte Gottes und ihren Zusammenhang mit der ganzen alten christlichen Kirche sich selbst und ihren Gegnern darthun.

Anmerk. Die relative Nothwendigkeit der Beziehungen auf die Kirchenväter und alten Reher wird gezeigt z. B. durch den Anfang des 7. Artikels: „Es wird auch gelehrt, daß allezeit müsse eine heilige christliche Kirche seyn und bleiben.“

13. Die Darstellung der von der Augsb. Conf. bestrittenen falschen Lehren (cf. 10. d.) so wie die Widerlegung derselben (cf. 10. e.) sind ein von der Zeit gefordertes, also nur historisch-nothwendiges Stück des Inhalts.

14. Die Antithesis (cf. 10. f., wenigstens in der allgemeinen Form, wie sie der 10. Artikel enthält: „Derhalben wird auch die Gegenlehre verworfen“) ist die nothwendige Folge und eine Bestätigung der Theseis; sie kann mit zum Wesentlichen gerechnet werden.

15. Die Absicht der Antithesen ist so zu verstehen, wie sich die Vorrede der Reichsstände zu der Sammlung der Lutherischen Bekenntnisschriften (dem Concordienbuche von 1580) ausdrückt: „Was die condemnationes und Verwerfung falscher Lehre betrifft, so ist unser Wille und Meinung nicht, daß hiemit die Personen, so aus Einfalt irren, und die Wahrheit des göttlichen Wortes nicht lästern, vielweniger aber ganze Kirchen in- und außerhalb des heiligen Reichs Deutscher Nation gemeint: sondern, daß allein damit die falschen und verführerischen Lehren und derselben halsstarrige Lehrer und Lästere (natürlich nur so lange, als sie das sind) verworfen werden; die weil dieselben dem ausdrücklichen Worte Gottes zuwider und neben demselben nicht bestehen können; auf daß fromme Herzen vor denselben gewarnt werden möchten, sintemal wir uns ganz und gar keinen Zweifel machen, daß viel frommer, unschuldiger Leute auch in den Kirchen, die sich bisher mit uns nicht in allen Stücken verglichen haben, zu finden sind, welche in der Einfalt ihres Herzens wandeln, die Sache nicht recht verstehen, an den Lästereien keinen Gefallen tragen, und sich verhoffentlich, wenn sie in der Lehre recht unterrichtet werden, durch Anleitung des heiligen Geistes zu der unfehlbaren Wahrheit des göttlichen Wortes mit uns begeben und wenden werden.“ —

16. Theseis und Antithesis aller Artikel der Augsb. Conf. sind vollkommen in der heiligen Schrift begründet; wie die Conf. das auch selbst mehrere Male ausdrückt.

Anmerk. 1. Die Vertheidigung dieser 16. These muß der mündlichen Discussion vorbehalten bleiben, indem sich vorher nicht bestimmen läßt, ob ein Artikel und welcher und mit welchen Gründen angegriffen werden möchte. Der Theseisteller wird gern Zedem weichen, welcher die Vertheidigung dieser Thesen übernehmen will; er ist aber bereit, mit Gottes Hülfe diese Vertheidigung auch zu führen, sollten auch, wie es ihm wünschenswerth, ja! nothwendig zu seyn scheint, noch mehrere Versammlungen damit ausgefüllt werden müssen.

Anmerk. 2. Der 11. Artikel (daß man die Privatbeichte erhalten solle) wird durch den 25. erläutert, und in Beziehung auf ihn ist unsere 16. These so zu verstehen, daß das Institut der Privatbeichte in der Schrift nicht ausdrücklich geboten, aber auch nicht verboten ist, ihre Beibehaltung vielmehr vollkommen aus der heiligen Schrift gerechtfertigt werden kann.

IV. Verpflichtung.

17. Auf Grund der 16. These dürfen und auf Grund der 4. These müssen alle kirchlichen Lehrer der Lutherischen Kirche auf die Augsb. Conf. verpflichtet werden.

18. Eine Verpflichtung auf die Augsb. Conf. mit quatenus hat keinen Sinn.

19. Gesezt den Fall, daß jeztiger Zeit ein neues Bekenntniß nothwendig und möglich wäre, so müßte dieses neue Bekenntniß die wesentlichen Bekenntnißtheile der Augsb. Conf. auch enthalten, nur theils erweitert (wie solche Erweiterung die übrigen Lutherischen Bekenntnisschriften schon darreichen), theils kürzer gefaßt (indem der 17. Artikel zum 3., der 18. zum 2., der 20. zum 4. und 6. geschlagen, und die Artikel 21 bis 25. in Einen gegen das Papstthum zusammengezogen werden könnten).

20. Es ist aber in der Gegenwart ein neues Bekenntniß weder möglich noch nothwendig, sondern das thut dringend Noth, daß die einzelnen Glieder der Evangelischen Kirche sich erst wieder zum Bekennen der Augsb. Conf. entwickeln. Sie ist noch kein Übergangspunkt, sondern erst noch ein Ziel für die große Masse der evangelischen Kirchenglieder.

21. Die Augsb. Conf. aufgeben heißt dem Papstthum gegenüber das geschichtliche Recht der politischen Existenz so wie alles Kirchengut aufgeben; den inneren Feinden gegenüber die Entwicklung der Lehre in die ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche muthwillig zurückdrängen wollen.

V. Die Confession und die Union.

22. Die Augsb. Conf. verbietet sowohl eine unio temperativa (d. h. wo von dem Lutherischen und anderen Bekenntnissen die Differenzpunkte so abgeschwächt werden, daß sie keine Differenzpunkte mehr sind) als auch eine unio conservativa (d. h. wo die Differenzpunkte als indifferent in einer und derselben Kirchengemeinschaft erhalten werden sollen).

23. Die Augsb. Conf. gestattet die Verwaltung der Kirchenleitungsgeschäfte durch ein aus Männern verschiedener Bekenntnisse combinirtes Kirchenregiment (dies Wort im jezt gewöhnlichen Sinne genommen).

24. Die Augsb. Conf. macht die rechte Union, denn sie ist ein Bekenntniß der Wahrheit.

VI. Die Confession und die Person.

25. Wer nur den 4. Artikel (von der Rechtfertigung) gefaßt hat (erkennend und glaubend), der gehört schon zu den Kindern Gottes, zur unsichtbaren Evangelischen Kirche (cf. Theseis 15.).

26. Wer sich in Wahrheit, ohne Hinterlist oder reservatio mentalis, zum gesammten Bekenntnißinhalte der Augsb. Conf. bekennet, der ist schon ein Lutheraner oder, was dasselbe sagt, ein Glied der sichtbaren Evangelischen Kirche. Denn die übrigen Lutherischen Bekenntnisschriften geben nur Erplikationen und Beweise des Inhalts der Augsb. Confession.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 17. Oktober.

N^o 83.

Die General-Synode.

(Von einem Juristen.)

So ist sie denn endlich vertagt, diese viel ersehnte und viel besprochene General-Synode, die von nicht Wenigen gefeiert wurde als Friedensfürst, dem es gelingen werde, die Gebrechen unserer Kirche mit einem Zauberwort zu heilen. Freilich haben wir deren Zusammentritt nicht mit denselben überschwenglichen Hoffnungen begrüßen können, doch ist uns nie die Zuversicht geschwunden, daß der Herr, welcher der Menschen Herzen leitet wie Wasserbäche, und in der jüngsten Zeit so sichtbarlich über unserer Kirche gewaltet hat, gewißlich auch die „Geschichte ohne Beispiel“, durch welche die Preussische Landeskirche erzogen worden ist, am Ende herrlich hinausführen werde. Allein nicht immer ist der grade Weg der beste, und so müssen denn auch wir uns bescheiden, wenn die Bahn, welche die General-Synode besonders in der Bekenntnißfrage eingeschlagen hat, mit unseren Wünschen nicht übereinstimmen will, und nur wenig geeignet zu seyn scheint, die erstrebte Versöhnung zu erreichen.

Wie wir nicht länger bezweifeln können, will nämlich die Synode zwar die bisherigen Bekenntnißschriften der Kirche in ihrer Würde und Bedeutung unangetastet lassen, hält es aber hiemit für vereinbar, das Wesentliche dieser Bekenntnisse, oder genauer gesagt, das, was sie als das Wesentliche ansieht, besonders zusammenzufassen, und diesen Extract der Bekenntnisse als das eigentlich Verpflichtende für die Lehrer der Kirche hinzustellen. Bei aller Achtung vor der Synode und ihren einzelnen Mitgliedern müssen wir indeß bezweifeln, ob dieser Weg zum Ziele führen wird. Denn sehen wir vorläufig auch von dem Inhalt dieser Zusammenstellung ganz ab, so ist wohl so viel als feststehend anzunehmen, daß ein Bekenntniß, welches die Lehre nicht normirt, für die Kirche schwerlich eine praktische Bedeutung haben kann. Und nicht genug hiemit, selbst in der Theorie werden die Bekenntnisse durch ein solches Verfahren tiefer heruntergedrückt, wie die entschiedensten Gegner dieselbe stellen, nämlich zu einem Zeugnisse, wie unsere Väter über das „Unwesentliche“ der evangelischen Lehren gedacht haben. Über das Unwesentliche sagen wir, da ja das Wesentliche in der neuen Zusammenstellung enthalten seyn soll, und hoffentlich so deutlich und bestimmt, andererseits aber in einer von dem Wortlaute der früheren Bekenntnisse, selbst des apostolischen Symbols, so abweichenden Weise, gefaßt ist, daß es weder nöthig noch zulässig seyn dürfte, bei der Interpretation auf die alten Bekenntnisse zu rekurriren. Ist es daher — was wir gern glauben möchten — der Synode ein rechter Ernst, die alten Bekennt-

nisse und zwar nicht als unwesentliche Antiquität, sondern als die Basis unserer Evangelischen Kirche zu conserviren, so muß sie vor allen Dingen nicht sich selbst und ihre Ansichten zum Maßstab der Symbole machen, sondern wie die Symbole der heiligen Schrift so sich selbst der heiligen Schrift und den Symbolen unterordnen. Thut sie dies nicht, und macht sie somit ihre Willkühr zur Richterin, so wird sie der Willkühr anderer Leute eine gleiche Berechtigung nicht versagen, und im Principe nichts dagegen erinnern können, wenn man über kurz oder lang die Rubriken: „wesentlich“ und „unwesentlich“ noch anders componirt, als dies von ihr geschehen ist, wie denn auch schon von Mitgliedern der Synode geäußert seyn soll, daß doch jetzt wenigstens „das Anstößigste“ aus dem apostolischen Symbolum beseitigt sey. Hierzu kommt, daß die Begriffe „wesentlich“ und „unwesentlich“ auch an sich durchaus unbestimmt und relativ sind, und sich schwerlich dazu eignen, ohne nähere Bestimmung als Kriterium für die einzelnen Lehren und Sätze unserer Kirche gebraucht zu werden. Denn handelt es sich allein um die Seligkeit der Einzelnen, so ist die Evangelische Kirche selbst nicht wesentlich, da man unbedenklich auch in der Römischen und Griechischen Kirche, so wie in allen christlichen Sekten der Seligkeit theilhaftig werden kann. Handelt es sich dagegen darum, ob eine bestimmte Lehre der historisch entstandenen und rechtlich bestehenden Evangelischen Kirche wesentlich ist, so haben wir wieder keinen anderen Maßstab, als eben die Symbole dieser Kirche, welche man daher nicht zerlegen, sondern auslegen muß. Noch weniger aber ist es statthaft, ein beliebiges Pauschquantum unserer Bekenntnisse ohne Urtheil und Recht, ja selbst ohne Competenz für alle — vielleicht ganz anders beschaffene und andere Ansprüche machende — Zeiten, als unerheblich und unwesentlich zu beseitigen, und, nicht zufrieden hiemit, auch die Lehren, welche man als wesentlich beibehält, ihres Märtyrergewandes zu entkleiden, und mit dem Synodalrocke zu schmücken. Allerdings mag es leider wahr seyn, daß es unter dem jetzt lebenden Geschlecht nicht Wenige gibt, welche von dem Bekenntnisse unserer Kirche abweichen; eben so wahr aber ist es, daß es noch nie Jemanden gegeben hat, welcher zu allen Worten Gottes Ja und Amen gesagt hätte. Dessenungeachtet darf man nicht zweifeln, daß — wie der Psalmist sagt — Gott wahrhaftig ist, und alle Menschen Lügner sind, und wird man vielleicht in ähnlicher Weise nicht den Symbolen, sondern den Menschen die Schuld der Differenz beimeßen dürfen. Warum also die Kranken zu Ärzten machen, und die Kur an einer Stelle beginnen, die vielleicht der Heilung gar nicht bedarf? Alle die neu entstandenen Sekten, Rongeaner, Lichtfreunde, freie evange-

lische Christen, welche in neuester Zeit die Glaubensartikel ihrer Kirche wie Ressourcenstatuten diskutiert haben, sind in der Hauptsache wohl auch nur durch das Bewußtseyn getrieben, daß sie mit den bestehenden Bekenntnissen nicht völlig oder völlig nicht übereinstimmen, und haben sich nun nach der dem natürlichen Menschen bewohnenden Meinung von sich selbst, damit zu helfen gesucht, daß sie die Bekenntnisse ihrer Ansicht conformirten. Und wir, die wir dies so wohl zu tadeln verstanden, wollen wir nun in derselben Weise verfahren? Haben wir noch nicht gelernt, daß die Kirche nur dann einen Beruf hat, neue Symbole zu machen, wenn der Herr diese mit dem Blute ihrer Bekenner corrigirt? Allerdings wird man uns einwenden, daß die Synode auch nicht unternahm, ein neues Symbol aufzustellen, und dennoch ist es so. Denn nimmt man mit uns an, daß durch die Aufstellung einer neuen Lehrformel die alten Symbole ihre wesentliche Bedeutung verlieren, so ist diese Lehrformel eben das einzige und neueste Symbol. Behauptet man dagegen, daß die Symbole, der neuen Lehrformel ungeachtet, ihre alte Bedeutung behielten, so ist die Lehrformel, welche das Wesentliche des Bekenntnisses zusammenfassen soll, eine authentische Interpretation des Bekenntnisses, also selbst im günstigsten Falle ein Symbol des Symbols. Diese Behauptung ist so klar, daß dieselbe durch neue Gründe nur verlieren könnte.

Überdies sind wir nicht ohne Besorgniß, daß die Synode bei ihren betreffenden Beschlüssen zu wenig über ihre eigenen Gränzen hinausgeblidt habe. Betrachten wir nämlich zunächst die sogenannten extremen Richtungen des Lichtfreundthums, welche in der nur aus „kirchlich“ gesinnten Männern zusammengesetzten Synode mit Recht gar nicht zu Worte gekommen sind, so wird wohl kaum Jemand bezweifeln, daß diese eben sowohl die neue Lehrformel wie die alten Bekenntnisse mit Entschiedenheit zurückweisen werden. Was dagegen die zahmen Selben des Nationalismus, die Freunde des vernünftigen Christenthums betrifft, so wird diesen zwar das von der Synode angenommene Princip in seinen Consequenzen zusagen, zugleich aber wollen wir noch nicht behaupten, daß die neuere Lehrformel so sehr des specifisch christlichen Inhalts entbehre, um dieselben bis auf Weiteres zufriedenstellen zu können. Haben sie daher dessenungeachtet in der Synode geschwiegen oder schweigen müssen, so ist dies nur ein Beweis, daß Gründe nicht ihre schärfsten Waffen sind, wie sie denn überhaupt in der letzten Zeit angefangen haben, ihre Kraft in der Masse ihrer halbgebildeten und verbildeten Anhänger und Freunde zu suchen. Gegen diese Anhänger, nicht gegen die Gründe ihrer vermeintlichen Vertreter gilt es daher, den Rechtsbestand der Evangelischen Kirche zu wahren, und glauben wir nicht, daß man zu diesem Zwecke gut thut, die feste Burg unserer Väter zu zertrümmern, und ein Blockhaus von der neuesten Erfindung an deren Stelle zu setzen. Noch üben die Worte, die durch Jahrhunderte zu uns herüber tönen, einen Zauber aus, den unsere Aegyptischen Beschwörer schwer zu bannen vermögen, noch hat das Deutsche Volk sich nicht von seinem Jugendfreunde getrennt, und wir sollten es über uns ver-

mögen, das ehrwürdige Band zu zerreißen? Welcher Preis wäre wohl hoch genug, um dafür eine solche Verantwortung zu übernehmen? Oder meint man die Pietät durch Synodalbeschlüsse erzwingen, und die Weihe der Zeit durch den künstlichen Rost gelehrter Deduktionen ersehen zu können? Wahrhaftig, die reichen Gelehrten scheinen nicht zu wissen, wessen das arme Volk bedarf, und wie süß ihm die Brosamen schmecken, die jetzt von der reichen Herren Tische fallen! Nicht in der Studirstube, nein, bei verweinten Augen und an den Sterbebetten muß man lernen und erfahren, wie schwer die Worte wiegen, die der Enkel von dem Großvater ererbt, und die auch seine fromme Mutter zu Grabe geleitet haben. Darum haltet, was ihr habt, auf daß euch Niemand eure Krone raube; nicht Menschengesälligkeit, sondern Gottes Wohlgefallen sey unser Leitstern, und es wird sich dann auch an uns erfüllen, daß, wenn Jemandes Wege dem Herrn wohlgefallen, er zuletzt auch seine Feinde mit ihm zufrieden macht.

Hiezu kommt, daß es auch in politischer Beziehung kaum gerathen seyn möchte, wenn das Kirchenregiment in einer Zeit, wo nur Consequenz und Energie die Massen zu zügeln vermögen, die Rechtsverbindlichkeit der Symbole selbst in Frage stellt, und somit sein eigenes Fundament erschüttert. Allerdings ist die Gerechtigkeit die Krone der Regierungsweisheit, aber sollte es wohl eine Ungerechtigkeit seyn, das noch länger mitzubekennen, was die Kirche seit Jahrtausenden und Jahrhunderten freiwillig und freudig bekannt hat? oder ist es ein billiges Ansinnen, daß die, welchen das Haus gehört, herausgehen sollen, weil ihren Gästen das Ameublement nicht länger gefallen will? Man hüte sich ja, nicht „scheinbare“ Zweckmäßigkeit mit Gerechtigkeit zu verwechseln, und vergesse nicht, wie alte Einrichtungen wenigstens das voraus haben, daß ihre Begründer nicht in den jetzigen Zeitmeinungen und Schwächen befangen gewesen sind. So bedauerlich es daher auch an sich wäre, und so sehr es aller kirchlichen Ordnung widersprechen würde, so würden wir es doch unbedingt vorziehen, vor der Hand gar keine Verpflichtung auf irgend etwas eintreten zu lassen, indem wir alsdann wenigstens die rechtliche Möglichkeit behielten, uns später wieder um unser altes Panier versammeln zu dürfen.

Endlich aber will es uns bedünken, als ob man bei dem beabsichtigten neuen Arrangement doch etwas zu leicht über diejenigen hinweggegangen sey, welche sich noch nicht haben entschließen können, ihr Glaubensbekenntniß in wesentliche und unwesentliche Stücke zu zerlegen. Zwar will man diesen, wie es heißt, — die Regel zur Ausnahme herabdrückend — gestatten, ihre Geistlichen auf die unveränderten Symbole zu vociren und verpflichten zu lassen, doch was will dies praktisch bedeuten? Denn wenn nun dessenungeachtet ein also verpflichteter Geistlicher von den Symbolen abweiche, würde man sich wohl der Inconsequenz schuldig machen können, denselben wegen einer Abweichung zu bestrafen oder gar abzusetzen, deren Gegenstand die Kirche oder

wenigstens das zeitige Kirchenregiment ausdrücklich als „unwesentlich“ bezeichnet hat? In der Praxis dürfte daher die Sache auf dasselbe hinauskommen, und mit theoretischen Illusionen ist der Kirche wenig gebiet, weshalb wahrscheinlich, wie überall, so auch bei uns, der Indifferentismus der Kirche sich als Vater des Separatismus und der Sekten erweisen würde.

Nichts destoweniger verkennen auch wir nicht, daß man dem jetzigen Zustande unserer Kirche Concessionen machen muß, wiederholen aber, daß dies nicht durch ein Aufgeben des Principis, sondern lediglich durch eine angemessene Handhabung desselben geschehen kann.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Pastoralverein in der Provinz Sachsen.

(Schluß.)

Die Verhandlungen über diese Thesen geschahen in der Art, daß von Pistorius erst diese verlesen und dann die Einwendungen dagegen gehört wurden, und diese Weise hat sich uns nun schon durch eine mehrjährige Erfahrung als durchaus zweckmäßig bewährt, mehr als die Anhörung von längeren Vorträgen, womit wir es früher versuchten. Der Raum gestattete es nicht, die Verhandlungen auch nur in einiger Vollständigkeit wieder zu geben, welche ebenfalls in unseren „Mittheilungen“ in aller Ausführlichkeit zu lesen seyn werden. Nur auf einige Hauptpunkte wollen wir hindeuten. Zuerst wurde gegen Thes. 3. bemerkt, daß in Rücksicht auf die Elle, womit die Augustana abgefaßt sey, Melancthon bis 1540 unablässig an derselben gefeilt habe (ego quotidie mutabam, drückt er sich aus), schon die 1531 erschienene Ausgabe heiße eine *variata*, *variata prima*, wolle man also den Ausdruck in der These ungiren, so gebe es zuletzt gar keine Augustana mehr. Doch werde dadurch die Schrift keine Privatschrift Melancthon's, denn auf dem Fürstentage zu Naumburg 1561, wo in einer bewegten Zeit, wie die unsrige, ausdrücklich auf die Veränderungen, welche die Augustana erlitten, hingewiesen worden, seyen diese von den Ständen nicht als etwas Verwerfliches angesehen, und die Ausgabe von 1531, also auch eine *variata*, unterschrieben. Die erste lebhaftere Diskussion riefen Thes. 11—14. hervor. Es galt hier das Verhältniß zwischen dem Schriftprincip und dem Ansehen der Kirche. Ein lieber Gast hatte schon bei Thes. 6. bemerkt, daß die Eintheilung der Augustana in zwei Haupttheile nicht gleichgültig sey, der erste bezeichne durchweg den Consensus mit der alten Kirche, und nur der zweite den Dissensus. Erschien schon diese Behauptung bedenklich, so war dies noch mehr der Fall bei der, daß die Bezugnahme auf die Lehre der Kirche eben so wesentlich sey, als auf die der Schrift, wie denn auch die Berufung auf die Übereinstimmung mit jener der mit dieser in der Augustana immer vorangehe, die Schrift sey ja auch aus der Tradition hervorgegangen, und auf die Schrift haben selbst die Schwarmgeister sich stets berufen. Es fanden diese Aufstellungen einen sehr lebhaften und allgemeinen Widerspruch. Man wies darauf hin, daß wenn Schrift und Tradition coordinirt seyen, beide durch einander in gleicher Weise rectificirt werden können, was zu den gefährlichsten Folgerungen Anlaß gebe, daß Luther immer wieder und wieder und namentlich in seinem Bekenntniß zu Worms die Schrift über die Tradition der Kirche und alle Beschlüsse der Concilien gestellt, daß in der Reformation das materiale Princip

sich mit aller Macht geltend gemacht habe, was die Kirche in Zusammenhang damit behauptet, sey anerkannt worden, was sie dem Widersprechenden gelehrt, habe des Nachweises bedurft, und so habe sich das formale Schriftprincip über die Tradition gestellt. Es wurde in allen diesen Entgegnungen bereitwillig der Werth des Zusammenhanges der Kirche anerkannt, und insofern bezeugte man wohl seine Übereinstimmung mit dem theuern Gaste, aber man glaubte sich doch allgemein dagegen verwahren zu müssen, daß das formale Princip der Evangelischen Kirche, dies ihr Palladium, irgendwie verkirzt werde.

Da man die allgemeine Symbolfrage schon in einer früheren Versammlung genügend besprochen hatte, so lag es in der Absicht der Versammlung, vornehmlich auf den Inhalt der Augsb. Confession das Augenmerk zu richten. Man eilte daher zu Thes. 16. Es entstand hier die Frage, in welcher Ordnung die einzelnen Artikel durchzunehmen seyen. Man entschied sich dafür, den vierten Artikel der Confession, als den wichtigsten (insofern er das materiale Princip ausspreche), zuerst zur Verhandlung zu bringen. Ehe dies geschah, wurde von dem Herrn Gen.-Superint. Dr. Möller die Bildung einer Pastoral-Hilfs-Gesellschaft dringend empfohlen in einem umfassenden Vortrage, worin er auf die Nothwendigkeit hinwies, in einzelnen Gegenden unserer Provinz Hilfe zu schaffen, welche von der Berliner Gesellschaft schon in einem Falle so bereitwillig gewährt sey. Die Pflicht der Dankbarkeit fordere es, nun auch etwas zu thun; und es wurde der Wunsch geäußert, daß sich nur erst ein Mann finden möge, der die Sache in die Hand nähme. Hoffentlich wird dieser sich bald finden, und die nun zum zweiten Male an uns ergangene Aufforderung — sie war bei unserer vorigen Versammlung durch Herrn C.-M. v. Gerlach an uns schon ergangen, — sich nicht als vergeblich erweisen.

Nach der nun eingetretenen Pause verlas Präses ein brüderliches Zuschreiben, welches von der Synode Croffen an die Versammlung gerichtet war, und sprach seinen Dank gegen den gegenwärtigen Überbringer desselben aus. Dann schritt man unverweilt zur Vorlesung des vierten Artikels der Augsb. Conf. Ein Mitglied bezeugte seine vollkommene Übereinstimmung mit dem Artikel, nur den in dem lateinischen Text enthaltenen Ausdruck: „*qui sua morte pro nostris peccatis satisfecit*“ griff er an. Die sich hieran knüpfende sehr lebhafteste Diskussion lenkte sich zuerst auf das Verhältniß der göttlichen Gerechtigkeit und der Liebe. Von einer Seite wurde bemerkt, daß man auf die Grundbedeutung von *δικαιοσύνη* zurückgehen müsse. Diese sey die Übereinstimmung mit einem gewissen Maß. Es komme nun darauf an, welches dieses Maß sey. Wenn von einer Gerechtigkeit Gottes die Rede sey, so könne Gott nur das Maß in sich selber finden, sein Wesen sey sein Maß, und da dieses die Liebe sey, so finde sich kein Zwiespalt zwischen seiner Gerechtigkeit und seiner Liebe, wie denn auch daselbst: „So wir unsere Sünde bekennen, ist er treu und gerecht, in dem, daß er uns die Sünde vergibt.“ Es handle sich daher nur um die menschliche Auffassung des Begriffs, welche hienach zu bemessen sey. Von einer anderen Seite wurde aber diese in dem von der Augustana gebrauchten Ausdrucke gerechtfertigt. Es wurde gesagt, *δικαιοσύνη* sey abzuleiten von *δίκη*, richtiges Verhältniß. Dies setze zwei Subjekte voraus. Gott stehe nun erst in richtigem Verhältnisse zur Welt, aber nicht der Mensch zu Gott. Gott müsse dies wieder herstellen. Die Sünde sey es, die das rechte Verhältniß verschiebe, ihre Frucht sey die Schuld, dieser Frucht wieder die Furcht. Soll das richtige Verhältniß wieder kommen, so muß nicht allein die Furcht vor der Strafe weggenommen werden, sondern auch diese selbst. Was wäre es, wenn es hieße: Er will vergeben, wäre die Strafe nicht erlassen? Die Strafe ist aber nicht

willkürlich zu erlassen, es muß dem Gesetz Genüge geleistet, genuggethan werden, damit das Ansehen des Gesetzes erhalten werde. Um die Strafe wegzuschaffen, und damit die Furcht, übernimmt Gott selbst die Vermittelung. Nicht willkürlich legt er die Strafe auf, er selbst wird Mensch und trägt die Strafe. Hier ist Genugthun, hier die vollkommenste Vereinigung der göttlichen Gerechtigkeit und Liebe. Eine andere Stimme erklärte sich damit einverstanden, bemerkte aber, die Hauptschwierigkeit bestehe darin, daß der Unschuldige für die Schuldigen eintrete. Hier müsse man auf das corporative Verhältniß sehen. Christus sey das Haupt, der König des ganzen menschlichen Geschlechts, durch göttliches Recht an dasselbe gebunden. Nach seiner Liebe gebe er nun ganz ein in den Zustand der Seinigen, ihre Sünde werde seine Sünde, ihre Schuld die seinige. Sein Leiden werde stellvertretend, weil Er leide, was die Andern zu leiden hätten. Nur, meinte der Redner, den Ausdruck „genugthun“, könne er sich darum doch nicht aneignen. Dagegen wurde bemerkt, daß der Versuch, die Sache so zu erklären, wie der Redner bemerkte, nur ein menschlicher sey, und aus diesem Grunde ein einmal historisch feststehender Ausdruck nicht zu verwerfen. Dies ergänzend sprach sich noch ein anderer Redner dahin aus, daß die menschliche Vernunft sich allerdings bemühen könne, sich in Übereinstimmung mit dem Worte Gottes zu setzen; oft gelinge dies, sey es aber in anderen Fällen noch nicht gelungen, so sey es Pflicht, bis dahin die von der Kirche recipirten Ausdrücke stehen zu lassen. Diese Äußerung rief wieder eine längere Besprechung über das Verhältniß zur Kirche und ihren Symbolen hervor. Von einer Seite wurde geäußert, die Kirche, die von Gott erleuchtete, könne nicht irren, von anderer Seite, wenn nicht der Einzelne, sondern Alle dies Ziel erreicht haben, würde der Glaube seinen Ausdruck nicht in der Augsb. Conf. finden, sondern vielmehr in einem neuen Symbol. Dagegen wurde vermittelnd bemerkt, daß gegen die Schrift Gehorsam, gegen das Symbol der Kirche Pietät zu beobachten sey. Eine gewichtige Stimme machte aber auf das Verhältniß zwischen Kirchenlied und Kirchenbekenntniß aufmerksam. In beiden finde der Kern des göttlichen Wortes seinen eigenthümlichen Ausdruck. In einem Liede, wie: „Eine feste Burg ist unser Gott“ könne eigentlich nichts geändert werden. Man sehe hier nur auf den Kern. Wohl aber können reich begabte Menschen einmal ein neues machen. Mit dem Bekenntniß verhalte es sich ähnlich. Es komme hier auch nur auf den Kern an. Es dürfe nicht geläugnet werden, daß das Bekenntniß eine Fortbildung erfahren könne; aber daß jetzt ein anderes gemacht werde, das besser wirke, als die Augustana, müsse bezweifelt werden. Es wurde hier freilich eingewandt, daß das Lied der Ausdruck des unmittelbaren Gefühls sey, das Bekenntniß vermittle sich erst durch die theologische Reflexion, aber dann wurde auch wieder gesagt, daß die Augustana ein Lied der Kirche sey, das sie gesungen in Leid und Freud, ein Triumphlied, mit dem sie in den Kampf gegangen und einen Sieg nach dem anderen errungen habe; und wie verschiednen auch im Einzelnen die Stimmen auf unserer Versammlung noch tönen mochten, so kamen sie doch alle im Lobe der Augustana zusammen, und es war eine herrliche Lust, die Einheit im Geiste durch alle Verschiedenheit der Ansichten wieder mächtig durchbrechen zu sehen.

Die Besprechung ging aber nun wieder zurück auf den vierten Artikel, und zwar auf das Verhältniß der sanctificatio zur justificatio. Es wurde nämlich von einer Seite bemerkt, daß dies Verhältniß noch nicht seinen vollkommenen Ausdruck dort gefunden habe. Die justificatio

könne von der sanctificatio nicht getrennt werden. Allerdings werde der Mensch nicht gerecht durch seine Werke. Aber ein bloßer Erkenntnißsakt, daß die Sünde vergeben sey, könne den Menschen auch nicht rechtfertigen, Christus sey gesandt, die Sünde zu überwinden. Um diesen Zweck zu erreichen, mußte die Sünde sich an ihm vollenden, damit er die Sünde der Welt in ihrer Vollendung überwinde. Dies hat sich in der Kreuzigung Christi vollendet. Sobald ein Mensch die ganze Zerknirschtheit der Sünde hier erblickt und zugleich die Größe der göttlichen Liebe und Gnade, wird die Sünde in ihm mortificirt, der Mensch kann der Sünde nicht mehr dienen wollen. Indem durch das Kreuz Christi dann die Sünde in dem Menschen gekreuzigt wird, wird ein neues Leben ihm auch eingehaucht, und die sanctificatio ist keine Pelagianische, sondern ein opus Gottes, und das opus Gottes ist die Basis der justification und sanctification. Diese ganze Darlegung war in großer Bewegung des Gemüthes gegeben; und Alle freuten sich, daß der theure Bruder insofern mit ihnen und auch mit der Augustana in Übereinstimmung sich befinde, als nicht dem Menschen und menschlichem Werk, sondern allein Gott die Ehre gegeben werden müsse, und als nun noch ein anderer Bruder, der wesentlich auf jener Seite stand, erklärte, der Trost des Gewissens werde doch nicht auch in dem kleinsten oder größten Anfange des neuen Lebens, sondern allein in der Rechtfertigung durch Christi Tod gefunden, wenn diese auch das neue Leben sogleich erzeuge, so wurde die Freude Aller vollendet, daß wir jetzt nach mancherlei brüderlichem Kampf uns doch in allseitiger Übereinstimmung befänden.

Die Besprechung hatte sich bis spät in den Nachmittag hineingezogen, und wer hätte nicht der Stunden Stillstand gewünscht! Aber es mußte zum Schluß der Versammlung geeilt werden. Man kam darin überein, daß man Verhandlungen über den Inhalt der Augsb. Conf. das nächste Mal (Mittwoch nach Quasimod.) fortsetzen wolle. Dann wurde das Ergebnis der neuen Wahlen bekannt gemacht, monach Past. Westermeyer wieder zum Präses, Past. Mellin zum Schriftwart und Past. Findeis zum Kassensführer ernannt waren. Der Erstere sprach seinen Dank, aber auch seine Beschränkung durch das ihm aufs Neue so unerbittlich geschenkte Vertrauen aus. Er bat um neue Nachsicht, bezugte aber auch, wie dieser Verein die ganze Freude seines Lebens sey. Er habe darin viele Genossen. Die Tage seiner Versammlungen seyen hohe Festtage, auf welche diese alle mit freudiger Erwartung hinflickten und mit Dank zurückblickten. Er wisse es, und könne es an einzelnen Beispielen nachweisen, wie hier vielen Brüdern zuerst die Herrlichkeit des Glaubens aufgegangen, wie sie hier die eine köstliche Perle gefunden, die sie lange vergeblich gesucht, und Alle werden es bezeugen, welch' eine Kräftigung des Glaubens, welch' einen Trost, welch' eine Anschauung der brüderlichen Liebe sie hier erfahren, und wie der heutige Tag, mehr noch als andere, ein neuer schöner Beweis davon sey. Er sprach den Wunsch aus, daß der Verein seine große Mission auf's Würdigste fortsetze, und immer mehr dazu dienen möge, die Stadt Gottes zu bauen, und ihre Bürger durch das Band des Glaubens und der Liebe immer fester zu vereinigen, und brachte diesen und alle Wünsche in dem Schlußgebete vor den Thron der Gnade, in welchem er den Verein, alle seine Glieder, den theuren anwesenden Oberhirten, alle Gemeinden und die ganze Kirche dem großen Haupte und Erzhirten, unserem hochgelobten Heilande empfahl, der nun auch noch in einem Schlußverse mit bewegtem Herzen von Allen gepriesen wurde.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 21. Oktober.

N^o 84.

Die General-Synode.

(Von einem Juristen.)

(Schluß.)

Um dies näher zu erweisen, ist vor allen Dingen nicht außer Acht zu lassen, daß man — abgesehen von dem liturgischen Elemente des Gottesdienstes — keinem Geistlichen befehlen kann, was er predigen soll. Abstrahirt man daher mit der Synode von der höheren Bedeutung des Bekenntnisses und der ordinatorischen Verpflichtung, und hält sich rein an die niedrigste, das kirchenpolizeiliche Moment, so bezieht sich jene Verpflichtung nur darauf, dies oder jenes nicht zu predigen, ist mithin für die Praxis, auf die es alsdann allein ankömmt, nicht positiv, sondern negativ. Es kann deshalb in dieser Beziehung auch nicht darauf ankommen, welche Lehren, sondern lediglich welche Abweichungen als wesentlich und erheblich angesehen werden müssen. Selbstredend sind diese beiden Fragen durchaus nicht identisch, wie dies die Geschichte der neuesten Zeit unzweifelhaft ergibt, und wenn daher die neue Zusammenstellung sich nach der Natur der Sache auf Aufzählung der vorgeblich wesentlichen Lehren hat beschränken müssen, so ist in Betreff der Hauptfrage nicht nur nichts gefördert, vielmehr würde dieselbe, wenn es mit der gleichzeitigen Beibehaltung der Symbole wirklich Ernst wäre, nur noch verwickelter gemacht seyn. Wie wir nicht ohne Grund vermuthen, wird nämlich die neue Zusammenstellung keineswegs den Anspruch machen, jede auch die kleinste Abweichung von ihr bestraft, oder gar alle Abweichungen auf dieselbe Weise geahndet zu sehen; eventuell würde sie wenigstens schwerlich einen Praktiker finden, der einen solchen Wechsel acceptirte. Eben so wird andererseits nicht behauptet werden, daß man nicht auch von den in der Zusammenstellung als unwesentlich übergangenen Lehren in einer Weise abweichen könne, welche nicht stillschweigend geduldet werden darf, indem bei jedem Organismus kein Theil so unbedeutend ist, daß nicht seine Verletzung unter Umständen letal werden könnte. Es wird daher nach wie vor nichts übrig bleiben, als in jedem einzelnen Falle die abweichende Lehre und zwar nicht allein an den Symbolen und der heiligen Schrift, was bisher, sondern auch noch an der Zusammenstellung auf das Sorgfältigste zu prüfen, und nach dem Befunde selbstständig zu entscheiden, und so die Verantwortung und das Odium, welches man anscheinend einem papierenen Richter aufbürden will, dennoch wieder auf die jedesmaligen Träger des Kirchenregiments und auf Richter von Fleisch und Blut zu übertragen. Ja wir wagen nicht zu viel, wenn wir ferner behaupten, daß ein solches Arrangement, weit entfernt, das besorgliche Odium zu vermindern, leider nur zu geeig-

net seyn würde, den Fabrikanten des Mißvergnügens nach rechts und links neue Waffen zu liefern, indem diesen natürlich nichts erwünschter seyn kann, als ein recht übersichtlicher Maßstab, an dem sie ihrem verbildeten und halbgebildeten Publikum die Maßregeln des Kirchenregiments vorkritisiren können.

In gleicher Weise verhält es sich mit dieser „Zusammenstellung“, wenn sie etwa als Garantie für den Einzelnen angesehen werden soll, indem der Widerspruch, welchen sie in sich selbst trägt, ihre Wirksamkeit zu einer durchaus illusorischen macht. Und nicht genug hiemit, so könnte, wenn man auf die Eventualitäten sieht, die Zusammenstellung dem Einzelnen sogar gefährlicher werden, als es bisher die Symbole waren. Denn abgesehen davon, daß alle derartige rein menschliche und willkürliche Bildungen, welche eben dadurch, daß sie das Wesentliche festsetzen wollen, sich von dem Wesen der Sache entfernen, einen inneren Trieb zum Buchstabendienste haben, und nicht selten durch ein einziges Komma die begründetsten Rechte beseitigen, so würde außerdem die Verpflichtung auf diesen Extrakt natürlich in einem viel strikteren Sinne eintreten müssen, und dadurch der wahren Freiheit mehr Eintrag geschehen, als durch die im Wesen dasselbe besagende, aber flüssiger gehaltene Verpflichtung auf die Symbole, besonders da unsere Zeit einem etwaigen Rigorismus des Kirchenregiments keinen besondern Vorschub leisten dürfte.

Überall aber scheint uns die Frage: ob eine Abweichung von den Bestimmungen der Symbole als eine wesentliche und erhebliche angesehen werden muß, nicht im Voraus beantwortet werden zu können, und wie noch Niemand auf den Einfall gekommen ist, etwa im Criminalrecht alle erheblichen Vergehungen, oder die Fälle, in denen Begnadigung eintreten kann oder muß, vorweg bestimmen zu wollen, eben so wenig dürfte es anrathlich seyn, unsere Symbole durch eine Zusammenstellung sogenannter wesentlicher Principien zu ersetzen, oder die sorgfältige und gewissenhafte Prüfung des einzelnen Falles durch einen allgemeinen Schematismus überflüssig machen zu wollen.

Will man daher den Einzelnen mit Erfolg gegen Willkürlichkeiten sichern, so kann dies nicht in der Weise geschehen, daß man dem sogenannten papierenen Papsi einen papierenen Gegenpapsi gegenüberstellt, sondern allein dadurch, daß man die Auslegung der Symbole und die Beurtheilung der abweichenden Lehren in die rechten Hände legt, und so Theorie und Praxis, Symbol und Lehre auf eine lebendige Weise vermittelt. Und sollte es denn so gar schwer seyn, in einem einzelnen Falle das Rechte zu treffen? Sollte es in der That sich als unausführbar erweisen, in unserer Kirche eine Anzahl Männer zu finden, die das im Kleinen vermöchten, was die Synode sich im Großen

zugetraut, und die mit ihrem Glauben so viel Weisheit verbänden, um die Frucht nicht nach der Schaafe, sondern nach dem Kerne zu schätzen? — Wahrhaftig, wer hieran zweifelt, und dennoch ungleich Größeres unternimmt, muß sich und seine Zeit in falscher Beleuchtung erblicken, oder meinen, daß mit seinem Absterben die Kirche verwalte, Job 12, 2., und daß er daher die Verpflichtung habe, für ihre Bevormundung bestens zu sorgen. Doch könnte man einem solchen wohl entgegen, zur Bevormundung sey die Kirche schon zu alt, auch die Synode zu dergleichen lehtwilligen Dispositionen schwerlich legitimirt. Ueberdies wird es kaum eines Beweises bedürfen, daß die Lage der Kirche sich mit jedem Jahrzehnte verändert, und daß, was heute noch mit Recht als minder wichtig betrachtet wird, in kürzerer oder längerer Zeit eine Bedeutung erlangen kann, die es zu einem Angelpunkte für die Kirche erhebt. Eben so kann umgekehrt das scheinbar Wesentliche temporär ganz in den Hintergrund treten, wie denn namentlich jetzt behauptet wird, daß die polemischen Stellen der Augsburgerischen Confession, welche zu ihrer Zeit gewiß nicht das Unwichtigste waren, gegenwärtig als unwesentlich behandelt werden sollen. Allerdings möchten wir diese Behauptung nicht unbedingt unterschreiben, da die Gegensätze, welche die Reformatoren bekämpften, auch in unseren Tagen nicht ausgestorben sind, indeß ist jedenfalls so viel daran wahr, daß eine jede Zeit ihre besondere Polemik hat, und daß daher die Begriffe „wesentlich“ und „unwesentlich“ auch hiedurch ihre entsprechende Färbung erhalten. Alle diese Rücksichten aber zu Papier zu bringen, oder gar das ganze Reich der Möglichkeiten in einer Formel zu erschöpfen, dürfte selbst dem glücklichsten und sorgfältigsten Classificirer schwerlich gelingen, und würde es daher doch aus mehr als einem Grunde bald nöthig werden, das verbesserte Symbol wieder zu verbessern, zu erläutern, zu modificiren, so daß dasselbe in nicht zu langer Zeit so viel Ergänzungen und Erläuterungen erhielte, wie unser, aus einem ähnlichen Bestreben hervorgegangenes Landrecht. Es ist daher auch aus diesem Grunde nicht wohl abzusehen, wie eine solche Zusammenstellung zur Rechtssicherheit des Einzelnen beitragen soll, vielmehr würde man durch dieselbe nur das erreichen, was bisher die Frucht einer jeden Codifikation gewesen ist, nämlich ein Losreißen des Rechts von seinem göttlichen und historischen Ursprunge, und eine von der Wissenschaft, so wie von den concreten Verhältnissen sich mehr und mehr entfernende, in's Unmäßige gesteigerte Legislation. Wie aber eine solche Legislation, welche, nachdem sie den Boden unter den Füßen verloren, nothwendig dahin getrieben wird, die momentane Zweckmäßigkeit, oder gar die Bequemlichkeit als das oberste Kriterium des Rechts anzusehen, die Rechtssphäre des Einzelnen achtet, hat unsere Gesetzgebung aus dem Anfange dieses Jahrhunderts satfam bewiesen.

Ueberdies braucht man zu allen diesen Operationen doch immer wieder Menschen, und halten wir es für unendlich leichter ein gerechter Richter, als ein guter Gesetzgeber zu seyn.

Eben so ist es auch an sich ein Irrthum zu meinen, daß die Rechtssicherheit des Einzelnen in den Gesetzen und nicht vielmehr in einem selbstständigen ehrenwerthen Richterstande beruhe.

Was nützen die besten Gesetze wenn sie schlecht gehandhabt werden, oder was hält die Richter ab, ihre eigene Rechtsansicht in die Gesetze hinein zu interpretiren? Hofft man vielleicht, die Mechanik mit der Zeit so weit zu steigern, daß man richterliche Automaten anfertigen kann? Unsere Zeit ist auch in dieser Hinsicht sehr belehrend. Denn woher rührt der leider nur zu verbreitete Wunsch, die wichtigsten Dinge, insbesondere neuen Gestaltungen der richterlichen Thätigkeit entzogen zu sehen, als eben daher, daß unser Richterstand in dem Hemmschuh des Buchstabenbienstes dem Fortschritte des Lebens nur mühsam zu folgen vermag und einer lebensvollen Behandlung der concreten Verhältnisse mehr und mehr entfremdet wird. Findet das gesteigerte Verlangen nach Geschworenengerichten nicht auch darin einen wesentlichen Grund, daß man dem Richterstande die Functionen einer sachverständigen Jury entzog, und denselben zum blinden Werkzeuge des Gesetzes herabzudrücken versuchte? Meinet man vielleicht, daß das Kirchenregiment diesem Schicksal entrinnen werde? Wir zweifeln, und wiederholen daher, wie nach unserem Dafürhalten sowohl der Kirche als ihrem Regimente und ihren Lehrern und Mitgliedern nur dadurch nachhaltig geholfen werden kann, daß man der Kirche selbst das Richteramt anvertraut, und nur in formeller Beziehung solche Garantien eintreten läßt, welche eine gründliche Erörterung der Sache gewährleisten, und den Einzelnen gegen willkürliche Proceuren sichern. Lediglich auf diese Weise kann der Kirche eine magna charta gewährt werden, alles Ubrige ist entweder leerer Schein, oder — sit venia verbo — ein schimpflicher Waffenstillstand, bei dem wir uns wenigstens nicht betheiligen wollen.

Bevor wir indeß hierauf näher eingehen, mag es uns gestattet seyn, die in Aussicht gestellte officiële Publikation der Synodalverhandlungen abzuwarten. Inzwischen beschränken wir uns darauf, unsere obigen Behauptungen aus dem von der Synode proponirten Ordinationsformulare zu belegen, und zu dem Ende letzteres, so weit dies einem Laien zusteht, einer kurzen materiellen Prüfung zu unterwerfen. Das Ordinationsformular, wie es aus den letzten Verathungen hervorgegangen und so weit es für unseren Zweck erforderlich ist, lautet nämlich:

Wer zum Lehramt der Evangelischen Kirche gesetzmäßig berufen ist, und durch Gebet und Handauflegung dazu eingeseget werden soll, hat öffentlich zu bezeugen, daß er im gemeinsamen Glauben der Kirche stehe, demnach zum Ersten weder seine eigenen Meinungen, noch irgend welche menschliche Satzungen, sondern das Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften zum Richtmaß seiner Lehre nehmen, zum Andern, daß er in derjenigen Auslegung der heiligen Schrift, welche nach dem Befehl der Sprachen durch den heiligen Geist geschieht, unter Gottes Beistand treulich und fleißig fortfahren wolle in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche, als Zeugnissen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre u. c.

Gern möchten wir allerdings fragen, warum in dem weiteren Texte des Formulars die unbefleckte Empfängniß der Maria, die Höllefahrt Christi, die Auferstehung des Fleisches u. s. w. nicht zu den Grundthatfachen und Wahrheiten gezählt worden

sind, bescheiden uns indeß, daß ein Laie die Vertheidigung dieses Besiesses vorläufig noch den Theologen überlassen muß. Wir gehen deshalb nur auf den Eingang des Ordinationsformulars ein, und drängt sich uns dabei vor Allem die Frage auf: was die General-Synode darunter verstanden haben möge, daß die Geistlichen sich durchaus enthalten sollen, irgend welche menschliche Satzungen zum Richtmaß ihrer Lehre zu nehmen? Sält sie vielleicht ihre Zusammenstellung für ein göttliches Werk, oder will sie die symbolische Verpflichtung gleich in demselben Akte wieder aufheben? Allerdings hat man bis jetzt vorzugsweise die alten ehrwürdigen Symbole der Christenheit mit dem Namen „menschlicher Satzungen“ beehrt, sollte aber diese Bezeichnung nicht viel besser auf das neueste Produkt der Preussischen Landeskirche passen? Uns will es daher als ein nicht unwesentlicher, jedoch durch die Vordersätze nothwendig bedingter Widerspruch erscheinen, einen Geistlichen auf eine menschliche Zusammenstellung sogenannter wesentlicher Lehren zu verpflichten, und dabei ausdrücklich auszusprechen, daß er sich ja hüten solle, irgend welche menschliche Satzungen zum Richtmaß seiner Lehre zu nehmen?

Gleichergestalt will uns der Ausdruck „Gottes Wort in den prophetischen und apostolischen Schriften“ sehr wenig befriedigen, indem derselbe doch etwas zu sehr nach Wislicenus und der freien Gemeinde in Königsberg schmeckt, und voraussichtlich in der Praxis sehr ernste Inconvenienzen für das Kirchenregiment herbeiführen wird. Denn wörtlich genommen — und darauf würde man sich doch zuletzt zurückgeführt sehen — wäre demnach die heilige Schrift nicht nur nicht Gottes Wort, sondern ein großer Theil derselben, nämlich die nicht ausdrücklich als prophetisch bezeichneten Schriften des Alten Testaments und die nicht apostolischen Schriften des Neuen Testaments, z. B. das zweite und dritte Evangelium, enthielten nicht einmal Gottes Wort, ein Satz, den die Synode wohl schwerlich aus den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche geschöpft haben kann. Es ist mithin auch eine Unrichtigkeit, wenn das Ordinationsformular sich lediglich für eine Zusammenstellung der Grundthatfachen und Wahrheiten in dem evangelischen Bekenntnisse ausgiebt, dasselbe scheint auch einige Grundirthümer zu enthalten, und selbstschöpferisch in das Gebiet des evangelischen Bekenntnisses hineingreifen zu wollen.

Zum Dritten müssen wir aufrichtig bekennen, wie der Schlusssatz „in Einigkeit u. s. w.“ uns wenig geeignet zu seyn scheint, zu einer Einigkeit über die Bedeutung der ursprünglichen Symbole, so wie über das Verhältniß des Geistlichen zu diesen und dem neuen Ordinationsformulare zu führen. Zwar klingt es recht schön, wenn die Synode erklärt:

„daß es ihre Absicht nicht sey, durch das materielle Bekenntniß des Ordinationsformulars die Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Christenthums zu erschöpfen, sondern nur eine Bürgschaft und einen Maßstab der Verantwortlichkeit für die evangelische Amtsführung des Ordinandens zu gewinnen,“ doch kann man sich dabei schwerlich der Frage enthalten: warum denn nun gerade diese in den Bekenntnissen zurückgelassenen

Grundthatfachen und Grundwahrheiten für die evangelische Amtsführung des Ordinandens gleichgültig sind? Fürchtet man vielleicht, daß unsere Geistliche sonst zu evangelisch werden möchten, oder will man doch in den Bekenntnissen noch einige Wai-zenkörner bewahren, um den Fleiß derer zu belohnen, welche bei dem Ordinationsformular keine Befriedigung finden? Wie man sich aber auch wenden mag, man wird hier nie aus der Alternative herauskommen, entweder das materielle Bekenntniß des Ordinationsformulars für erschöpfend zu erklären, und damit die Bedeutung der Symbole zu annulliren, oder sich mit dem Aussprüche der Synode zu begnügen, und dann die gewünschte Bürgschaft gleich im Principe aufzuheben, indem man der Synode doch unmöglich zutrauen kann, daß sie Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Christenthums für unwesentlich habe erklären wollen. Zugleich ist damit auch die Garantie, welche das Ordinationsformular den einzelnen Geistlichen möglicherweise gewähren könnte, aufgehoben, und wird daher, falls das materielle Bekenntniß wirklich kein erschöpfendes seyn soll, mit dessen Einführung Niemanden ein sonderlicher Dienst geschehen.

Wissenschaflichkeit.

Der höchstgestellte Geistliche eines kleinen Deutschen Fürstenthums,*) der sich in einer Schrift über die Versöhnungslehre der Evangelisch-Protestantischen Kirche anheischig macht, diese Lehre nicht bloß als eine „un-christliche“, sondern als „eine Ausgeburt gläubigen Aberglaubens, wie sie das Heidenthum nicht teuflischer aufzuweisen hat“, darzuthun, gibt in derselben eine Probe seines Verfahrens dabei, die allzu bezeichnend ist, um sie nicht hier öffentlich aufzuführen. Er exercirt unter Anderen auch den bekannten tractatus des Anselm *cur Deus homo?* und läßt (S. 121.) auf die Frage Bosio's: „Konnte Gott nicht einen sündlosen Menschen zum Erlöser schaffen?“ die Antwort geben: „Allerdings hätte er das gekonnt; aber jeder andere Erlöser würde ein Knecht des Er-löstes heißen und keine Erlösung bewirkt haben, da nur der Knecht Gottes [hiez die Anm.: „Hiemit deutet A. auf den Ebed Jeho-vah“ u. s.], welcher den Engeln gleich ist, die Erlösung bewir-ken konnte.“ Der lateinische Text aber heißt: „Aunon intelligis, quia, quaecunque alia persona hominem a morte aeterna redimeret, ejus servus idem homo recte judicaretur? Quod si esset, nul-latenus restauratus esset in illam dignitatem, quam habiturus erat, si non peccasset; cum ipse, qui non nisi Dei servus et aequalis angelis bonis per omnia futurus erat, servus esset ejus, qui Deus non esset et ejus angeli servi non essent.“ Bedarf es dazu eines Commentars? Oder sollen wir zu seiner Entschuldigung denken, der Verfasser habe sich diese Übersetzung durch einen Quintaner machen lassen? Anderes sollte man jedenfalls von einem Manne erwarten, von dem die Geistlichkeit und die Schule eines, wenn auch noch so kleinen Landes abhängt!

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Eberfeld.

Nicht nur niederschlagend, sondern schier unbegreiflich wollte es uns seyn, d. h. denen bei uns, die an den reformatorischen Bekenntnissen

*) Dr. S. A. Schneemann, Hofpred. und Ober-Consistorialrath, Director des Consistoriums und Schul-Collegiums, Mitglied des Cabinets zu Sonderhausen.

fehalten, — wie ein solches Symbolum mit so großer Stimmenmehrheit auf der Synode hat Geltung erlangen können. — Würde das Gutachten, was die Synode in ihrer großen Mehrheit abgegeben, später vom Kirchenregiment bestätigt, so wäre die bisherige Evangelische Kirche nicht bloß durch so ein fait accompli, wie wir dergleichen in Einführung der unierten Kirche in Preußen gesehen, — nicht also bloß durch eine Thatsache, die ihre Theorie hinter sich herschleppt, sondern durch eine feierliche Deklaration von vorn herein aufgehoben. — Die Kirche, die in dem Berliner Ordinationsformular ihr Hauptsymbol, ja ihr einziges, den Prediger eigentlich allein verpflichtendes Symbol findet, ist nicht mehr die Evangelische, — weder die Lutherische, noch die Reformirte, noch die Unierte, wie sie bisher Rechtens in Preußen bestand. — Denn diese letztere nahm ja die Bekenntnisschriften beider Kirchen in ihrer Übereinstimmung an. — Wonach künftig ein Prediger in der Evangelischen Kirche in Betreff seiner Lehre gerichtet werden kann (— wenn das Formular Geltung bekommt), — das ist lediglich das Ordinationsformular, wie solches Nr. 77. in der Ev. K. Z. schlagend bewiesen wird.

Ich wüßte nicht, was man Gründliches zur Widerlegung des Pst. Spitta in Wechold in Hannover sagen könnte, der, vorzüglich im Blick auf die Berliner Synode, so eben die auf ihn gefallene Wahl an unsere Gemeinde ablehnt, und dabei unter Anderem schreibt: „Wenn der Herr nicht drein sieht, so findet im Preussischen und zwar innerhalb einer Kirche (!), jede, auch die widersprechendste Verschiedenheit im Glauben nicht etwa, was ja seyn soll, eine Toleranz, sondern eine kirchliche Berechtigung und zwar zum kirchlichen Predigamt. Der Herr helfe allen bekennnistreuen Seelen in dieser Zeit kräftiger Irrthümer, wo eine Synode zusammentritt, und uneingedenk der Treuen in der Gemeinde, zu Gunsten der am Glauben schiffbrüchigen Theologen ein für den beabsichtigten Zweck nichtesagendes Symbol. biblicum aufstellt, darauf sie sich, als auf ein Minimum des Christlichen, verpflichten und also ihre Berechtigung zum Kirchenamte erlangen sollen. Und wie stellt diese Synode die Gemeinden, die noch bekennnistreu sind, Lutherische oder reformirte, nicht als berechtigt in der Kirche des Landes, sondern nur als zeitweilig zu tolerirende kirchliche Extreme dar, welche zu verschmelzen Aufgabe des Kirchenregiments sey.“ — So weit Spitta. — In der Hauptsache muß ich ihm beistimmen. — Eine Kirche, die also die am Glauben schiffbrüchigen Theologen mit ihrem Minimum von Bekenntniß nicht bloß tolerirt, sondern zu Lehrern berechtigt, — ist nicht mehr unsere Evangelische. — Ja selbst diejenigen, welche, von den reformatorischen Bekenntnissen absehend, nur das Symbol. apostolicum begehren, sind durch das Ordinationsformular und die kirchliche Stellung oder Geltung, die ihm gegeben ist, mit ihrem Begehren abgewiesen. Denn mit 43 gegen 23 Stimmen wurde entschieden, „daß das apostolische Bekenntniß nicht unmittelbar und in Verbindung mit dem materiellen Bekenntniß Inhalt der Verpflichtung, dagegen einstimmig, daß es liturgischer Bestandtheil des Ordinationsaktes seyn solle.“ — Was der Widersacher bei Abfassung des Ordinationsformulars gewollt hat und will, ist denen nicht unbekannt, die mit seinen Zerstörungsplänen nur etwas bekannt sind. Auf nichts Geringeres, als Zerspaltung, Zertrennung und endlich Zertrümmerung der Evangelischen Landeskirche in Preußen, hat es der Feind abgesehen. Die große Aufregung ist nicht bloß in Pommern, wovon Sie schreiben: sie ist auch hier. Es würde wahrscheinlich zu förmlichen Absagungen und Ausscheidungen aus der

Landeskirche kommen, die eine ganz andere Bedeutung, weil eine unverhältnißmäßig größere Berechtigung, als die altlutherischen Seceffionen haben würden. — Von der Gesehmuth der Berlinischen Neu-Symbolisier wollen wir nicht leben, die uns heute noch mit unseren reformatorischen Bekenntnissen dulden, — und vielleicht in der nächsten Reichs-Synode dem Begehren derer zustimmen, die schon auf dieser von solchen Ausnahmen nichts wissen wollten. — Wie gesagt, die Frage ist bald beantwortet, was die offenbaren Gegner der Evangelischen Kirche und evangelischen Wahrheit für Gedanken, Absichten und Pläne bei der Geltendmachung des Ordinationsformulars hatten; die Frage ist aber schwerer zu beantworten, wie die sonst als Gläubige sich Darstellende dessen, was sie als Vertreter der Evangelischen Kirche derselben schuldig waren, so uneingedenk seyn konnten. — Einer zweifachen Selbsttäuschung sehen wir sie erliegen. — Sie gehen von dem fait accompli, wie sie's nennen, — von der Thatsache aus: die Union ist geschehen, sie ist da. Sie wollen nicht bloß die Vereinbarung zwischen den beiden Schwesterkirchen in Kultus und Verfassung, sondern auch in der Lehre aussprechen: und sie gelangen zu einer Union mit Halbgläubigen und Ungläubigen. Nicht einmal die großen Hauptthatsachen des Heils haben sie gewagt auszusprechen, — nicht einmal das: Empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria, — aufzufahren gen Himmel, — wiederkommend zum Gericht u. s. w. — Um ja nicht die zarten Heiligen zu beschweren, die sich nicht entschließen können, Matth. 1. 2. — Luc. 1. 2. anzunehmen, gibt man die Kleinode des christlichen und evangelischen Bekenntnisses hin, — und schlägt es eben nicht hoch an, die Bekenntnistreuen, die allein Sitz und Stimme in der Evangelischen Kirche haben, zu betrüben, zu ängstigen, zu verschrecken. — Und dies im Angesicht der Römisch-Katholischen, — der Deutsch-Katholischen, — dies zur Bestätigung der Anklagen, welche die Streng-Lutheraner und Streng-Reformirten wider die Union erheben!

Und dann ist die zweite Selbsttäuschung auch der Gutmeinenden die, daß sie über die kirchliche Stellung und Bedeutung ihres Formulars sich täuschen, und nicht einsehen oder eingestehen wollen, daß dies Formular nicht nur als ein neues Symbol sich hinstellt, — sondern als das Hauptsymbol, als das allein und Alle verpflichtende, das die anderen Symbole in den Hintergrund drängt, — dann antiquirt und endlich abrogirt. — Wie viele Gemeinden werden wir unter den fast sechstausend evangelischen in Preußen haben, die darauf bestehen, daß auf ihre reformatorischen Bekenntnisse ihre Prediger verpflichtet werden? — Wie werden sie in die Länge neben der großen Landeskirche bestehen, unter den fast sechstausend vielleicht kaum hundert oder zweihundert? — Ich komme auf meine Frage zurück, wie konnte solches Freunden und Bekannten der evangelischen Wahrheit sich verbergen? — Ich meine der unselige Wahn oder Dünkel, es gebe eine Vermittelung zwischen Finsterniß und Licht, — und man müsse, es koste, was es koste, — die Gegner der evangelischen Wahrheit in der Evangelischen Kirche zurückhalten — der hat viel geschadet. Überhaupt ist es sehr zu beklagen, wenn Menschen nach ihren Conceptionen und Meinungen, ohne klare Berechtigung aus dem Worte Gottes nachzuweisen, — an der Kirche, dem Hause Gottes herumhandbieren. — Dies ist nun auch in unserem Preußen reichlich geschehen. — Ihrem Wunsche, in dieser Sache zu schreiben, namentlich auch für die Ev. K. Z., entspreche ich gern. — Von Gegenwärtigem können Sie auch jeden beliebigen Gebrauch machen.

Elberfeld, 3. October 1846.

J. Sander.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 24. Oktober.

N^o 85.

Das apostolische Glaubensbekenntniß und das neue Ordinationsformular zur Verpflichtung der Geistlichen.

I.

Wenn uns ein Gut entzogen wird, das wir lange genossen und werth gehalten, aber doch nicht genugsam anerkannt, nicht dankbar genug gewürdigt haben, — wenn zum Beispiel das große Gut der Gesundheit des Leibes auf einmal merklich von uns weicht, — da fühlen und erkennen wir erst recht, was uns in diesem einen Gute und dessen ungestörtem Gebrauche alles mit einander gegeben war, wir erkennen nicht minder, wie wir es viel zu wenig dankbar anerkannt, dem Geber dafür so wenig gedankt haben; da gehen uns an dem Verluste die Augen auf über den Segen und Werth dieses einigen Gutes, da geht das Herz auf und das Gewissen regt sich, und hält uns vor, wie wir solches Gutes nicht werth gewesen, und uns des auch nicht werth gemacht haben: das Gewissen müßte unerwäcklich schlafen, wenn es uns nichts vorzuwerfen hätte, das Gefühl müßte erstorben seyn, wenn es den Verlust nicht fühlen wollte. Dieselbe Erfahrung machen wir, wenn uns ein solches Gut zwar nicht ganz geraubt, aber doch in die Ferne gerückt, wenn die bisherige nähere Verbindung damit in eine laxere, losere Beziehung umgekehrt, wenn uns zwar nicht der Genuß, aber der volle Genuß in der lebendigen Gemeinschaft mit Anderen entzogen, oder wenn das Gut gar zerstückelt und zertheilt und verkümmert wird. Da klagen wir wohl über Andere, die uns so beschneiden, und — über uns, daß wir den Schatz nicht treuer behütet, nicht mehr ausgekauft haben. Wenn ein lieber Freund durch weite räumliche Entfernung aus unserem täglichen persönlichen Verkehre entrückt wird, wenn eine theure Seele durch ihren Heimgang aus dem sichtlichen Umgange mit uns scheidet, da ist uns freilich auch nicht alle Verbindung abgeschnitten, aber die nächste ist gelöst. Und das schmerzt und erinnert uns an Alles, was wir bisher von dieser Seite empfangen, an Alles oder doch an Vieles, was wir dagegen unsererseits versäumt haben. Solcher Schmerz wird uns bereitet zu unserm Heile. Oder ist uns auch nur die Möglichkeit einer solchen Entfernung und Verkümmern in Aussicht gestellt, wer wollte da nicht beten und ringen, daß die Gefahr abgewendet werde?

In einer ähnlichen Lage befinden sich jetzt, das heißt nach der ersten vorläufigen Aussicht, welche uns die Landes-Synode in Berlin zu stellen scheint, alle treuen Glieder der Evangelischen Landeskirche in Preußen; ja die Landeskirche befindet sich selbst und mit ihr der Staat, der ein evangelischer ist, in dieser Gefahr, wenn auch durch solche besorglichen Stürme die Evan-

gelische Kirche selbst und der Fortbestand derselben in ihrer Integrität nicht gefährdet seyn kann, da sie auch außer solchem Verbande fortbestehen würde. Die Gefahr ist jedenfalls angezeigt: die Gefahr für die Kirche, welcher ihre Verbindung mit dem Staate heilig seyn muß, die Gefahr für den Staat, der wesentlich auf diesem Verbande ruht.

Aber wer wollte auch läugnen, daß der Kirche Gefahr droht? Wir meinen, ihr droht jetzt nicht allein von Seiten ihrer Feinde, sondern auch von der Seite ihrer Freunde Gefahr.

Von der einen Seite sammelt sich die Gegner, um den Inhalt der evangelischen Kirchenlehre, um selbst das älteste Zeugniß der allgemeinen christlichen Kirche, das apostolische Kirchenbekenntniß, zu verdächtigen, zu befritteln, zu verkümmern, — weil ihnen der unverwüßliche Gehalt der darin verwahrten Schätze und Sätze, die unererschöpfliche Bedeutung der Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils zur Zeit sich noch verschlossen und verbunkelt hat, weil wohl auch zum Mangel an christlicher Erfahrung der dagegenstrebende Wille, das verschlossene Herz, der natürliche Stolz des subjektiven Menschenverstandes sich gesellt. Von der anderen Seite treten die berufenen Männer in der Landes-Synode in Berlin zusammen, und — schlagen zur Versöhnung zwischen den Bekennern und den Halb- oder Schwachgläubigen, zwischen den treuen Anhängern der Kirche, und den ihr entwachsenen, aber doch noch nicht ganz untreuen Gliedern — einen Mittelweg vor. Sie wollen der Evangelischen Kirche ihren Lehrinhalt, so weit er beiden Confessionen gemeinsam ist, nicht etwa entziehen, sie wollen ihn vielmehr in einer neuen Kirchenordnung schriftlich niederlegen und ohne irgend einen Abbruch bewahren: sie wollen auch die Spitzen der Lehre, in welchen sich Lutherische und reformirte Confession gegen einander abweichend verhalten, nicht unterdrücken, sondern zu weiterer Entwicklung gewähren lassen. Auch das apostolische Glaubensbekenntniß soll in der Lehrordnung seine oberste Stelle finden; es soll auch, das ist wenigstens die Absicht der Majorität, in der Liturgie, bei der Taufe und bei der Confirmation, so wie bei dem Religionsunterrichte nach dem Katechismus nach wie vor im Gebrauche bleiben. Aber — nun kommt die Gefahr — aber die Geistlichen, welche die Liturgie, die Taufe und die Confirmation, so wie den Religionsunterricht der Jugend in seinem letzten und höchsten Stadium verwalten, diese Geistlichen sollen künftig selbst nicht mehr bei ihrer Ordination zu dem apostolischen Bekenntnisse nach seinem gesammten Inhalte sich verpflichten.

Nach dieser einfachen Relation liegt der Widerspruch zwischen der guten Absicht der Synode, welche den gesammten Kirchenschaft der Evangelischen Landeskirche treulich und ohne Ge-

fähre conserviren will und zwischen dem daraus hervorgegangenen Vorschlage selbst, welcher an den ersten Gliedern und Trägern der Kirche, an den Geistlichen, eine Ausnahme davon statuirt und sanktionirt, ohne weitere Ausführung offen zu Tage. Aber wir müssen die Vertreter dieses Vorschlages gleichwohl zuvor noch näher hören.

Die Gründe zu der von ihnen empfohlenen Nachgiebigkeit werden hauptsächlich darin gefunden,

1. daß in unserer gährenden Zeit auch selbst vom Apostolicum nicht alle Sätze mit gleicher Berechtigung den damit zerfallenen Gewissen aufgebracht werden können,
2. daß sie auch nicht alle gleich wesentlich und wichtig sind, und einige davon selbst in den ältesten Redaktionen fehlen,
3. daß die Ordination das wörtliche Bekenntniß des Apostolicum den zu ordinirenden Geistlichen auch früher nicht in den Mund gelegt hat, sondern dieser Gebrauch erst durch die erneuerte Agende und nicht einmal überall gleichförmig eingeführt worden ist.

Dagegen ist von einer schwachen Minorität auf der Synode ungefähr Folgendes angeführt worden.

1. Das Apostolicum wird wirklich Niemandem mit Gewalt zugemuthet, sondern nur denen, die sich freiwillig zum geistlichen Dienste an der Kirche melden, angeschlossen: bei diesen muß aber eine zustimmende Stellung zum Fundamente der gesammten christlichen Kirche vorausgesetzt werden, weil die Kirche selbst ihre gemeinsame Grundlage nicht festhalten kann, wenn nicht einmal die geistlichen Träger derselben daran sollten gebunden werden können. Keineswegs kann die Meinung seyn, daß jeder Geistliche bei seinem Eintritte in das Amt schon jedes Wort der Lehre, jede Thatsache der Geschichte aller Geschichten gleichmäßig durchdrungen und zum Verständnisse gebracht habe. Wer kann auch nur ein Geheimniß ganz erschöpfen? Es heißt auch hier: „Erst ist's für Kinder zu gering, und dann zerglaubt ein Mann sich dran, und stirbt wohl, eh' er's glauben kann.“ Aber das ist die gerechte und unerlässliche Voraussetzung, daß er der Lehre, die er verwalten soll, mit seinem ganzen Herzen angehört, und wo er noch nicht sieht, mit Anbetung davor stille steht. Jedenfalls kann aber die gegenwärtige gährende Zeit mit ihren Angriffen gegen die Fundamentallehre zu einer Concession so wenig berechtigen, daß sie vielmehr umgekehrt zu desto treuerem Festhalten aller Schätze in ihrer vollen Integrität verpflichtet. Es kommt hinzu, daß denen, welchen nachgegeben werden soll, um sie heranzuziehen, damit ebenfalls nicht geholfen wird, wenn ihnen nicht noch mehr nachgelassen wird: und so sehen sie denn wirklich diese Concession nur als den ersten Schritt zu weiteren Concessionen an.
2. Die Grundthatsachen, welche das ursprünglichste, mit dem Neuen Testamente wenigstens gleichzeitige Kirchensymbol allen Gläubigen für alle Zeiten vorhält, sind sämmtlich fundamental, sie stehen in dem innigsten und lebendigsten organischen Zusammenhange mit einander, so daß davon nichts abgelaßen werden darf, und auch die späteren Zusätze, womit

das alte Bekenntniß sich selbst in ältester Zeit vervollständigt hat, nicht wieder aufgegeben werden können, — zumal gerade in dieser Erweiterung das apostolische Bekenntniß Grundsymbol und Gemeingut der gesammten Kirche geworden ist.

3. Die Verpflichtung der Geistlichen, sey es bei der Ordination oder neben derselben, hat sich jederzeit auf das Apostolicum, so wie auf die übrigen Bekenntnisse ausdrücklich bezogen, so wie denn auch im vollen Ernste Niemand behauptet wird, daß diese Verpflichtung erst durch die erneuerte Agende, welche nur eine andere Form enthält, eingeführt worden sey.

Außerdem hat die Majorität sich noch darauf berufen, daß weder das Apostolicum, noch die später entwickelte Kirchenlehre, weder in der Liturgie noch in der Schule, weder in der Taufe noch in der Confirmation nachgelassen, sondern nur der Geistliche für seine Person nicht an jedes Wort gebunden werden solle; aber die Minorität hat diese Unterscheidung zwischen Liturgie und Predigt, zwischen der Schule und dem Lehrer, nicht anerkennen können, weil damit der Liturg zu einer Sprachmaschine, der Lehrer zu einem Doppelgänger werden würde, wenn er sich anders wirklich so binden lassen sollte.

Die Majorität hat ferner Vorsorge getroffen, daß dem Geistlichen jede aggressive Polemik gegen diejenigen Glaubenssätze, von welchen er selbst entbunden wird, bei Strafe der Amtsentsetzung verboten werde. Aber — so fragt die Minorität — stellt denn die Kirche ihre Diener nur dazu an, daß sie nicht gegen sie predigen? Und schadet denn bloß der öffentliche direkte Angriff, und nicht auch die indirekte Unterminirung, nicht auch die Verschweigung Jahr aus Jahr ein?

Man hat noch überdies von Seiten der Majorität die Besorgniß vor traurigen Secessionen als Motiv zu der Concession geltend gemacht, wogegen von der Minorität eine Besorgniß vor Secession der treuesten Glieder ausgesprochen, zugleich aber der Grundsatz hervorgehoben worden ist, daß die Kirche nicht um weiterer Extension willen ihre Intensivität preisgeben, daß sie gegen den Einzelnen nachsichtig seyn, aber nichts dem Ganzen vergeben darf. Die Minorität hätte hinzufügen sollen, daß überhaupt Secession unter den gegebenen Umständen nicht als ein Unheil, sondern als eine wohlthätige Nothwendigkeit anzusehen sey. Es gibt große Orte, die jezt kaum einen, oder keinen christlichen Prediger mehr bewahren können. Eine Secession würde beide Theile von den verderblichen Rücksichten gegen einander befreien. So hat sich die Majorität vernehmen und auch nicht vernehmen lassen.

Aber — die Majorität hat als solche, weil solche, den Sieg davon getragen: die Minorität ist — eben in der Minorität geblieben. Damit wollen wir die Minorität nicht entschuldigen. Die zu ihr gehören, werden sich selbst nicht entschuldigen wollen. Haben sie Liebe genug bewiesen, eingehende, demüthige Liebe geübt zu einer gründlichen Verständigung mit ihrem im Glauben verbundenen, wenn auch diesmal irregeleiteten Gegnern? Haben sie den vollen tapferen Muth gehabt, ein volles entschiedenes Bekenntniß abzulegen? Haben sie sich nicht

einer Moderation zu zeihen, die nicht aus voller christlicher Liebe kommt, einer Höflichkeit, die mit der rechten christlichen Demuth freitet, einer Lässigkeit, welche — geschehen läßt, was nicht zu ändern ist? Oder hat sie der lange Kampf etwa nicht matt gemacht, hat nicht zuweilen ein falscher Friede auf sie Einfluß gewonnen, so daß sie vor der Niederlage den Sieg aufgegeben haben, wiewohl es nicht ihre Sache war, die sie vertraten, sondern die Sache der Kirche? Oder hat nicht auch die persönliche Anerkennung der ihnen persönlich werthen Gegner sie selbst, während sie gegen die von jenen empfohlene Concession kämpften, ebenfalls zu einer Concession verleitet, nämlich — zu der Concession, welche — die Concession geschehen läßt?

Der Streit, besonders der Streit Gelehrter, verhärtet so leicht gegen die Waffen der Gegner: die Diskussion, welche die Streitenden gegen einander zugänglich machen soll, schließt nur zu leicht gegen einander ab, daß man sich verpanzert, als gälte es einen materiellen Kriegeskampf: sind dagegen die christlichen Mittel angewendet worden, um dieser Versuchung von beiden Seiten zu begegnen? Und hätte nicht wenigstens zuletzt die Minorität, auch auf die Gefahr einer Spaltung, zu einer einmüthigen gründlichen Protestation gegen den Beschluß der Majorität, als einen unkirchlichen, sich vereinigen und jedenfalls nicht mit einem immer sehr bedenklichen *Dixi et salvavi animam* sich begnügen sollen?

Wir dürfen um so offener mit den Männern der Minorität reden, als wir uns mit vollem Herzen zu ihrem Widerspruche bekennen und uns zu fernem Widerspruche, zu fernem Kampfe mit ihnen verbunden fühlen. Ja, wir gehören ihnen noch näher an, und wenn wir uns daher selbst strafen müssen, so können wir auch sie, sie können sich selbst nicht freisprechen von aller eigenen Verschuldung daran, daß sie in der Minorität geblieben sind. Wir können es um so weniger, als sich das christliche Bekenntniß in der Synode keineswegs auf diese Minorität beschränkt hat; die Minorität stand im Bekenntnisse des Glaubens nach der Schrift und nach der Kirche nicht allein: es ist auch in den Reihen der Gegner manches erweckliche Zeugniß für die christliche Wahrheit auf entgegenge-setzte Zweifel frei und offen zur Sprache gekommen. Um so mehr mußte die Minorität in Vielen ihrer Gegner ihre Bundesgenossen erkennen, denen eben nur die Augen auf eine Weile gehalten waren. Hat man sich nun mit diesen Gegnern ernstlich und im Gebete vereinigt? oder wenigstens den Versuch dazu gemacht? Aber wie wir die Minorität, zu der wir uns selbst bekennen, in ihrem Verhalten nicht durchweg entschuldigen können, so wollen wir auch die Majorität nicht durchweg anklagen.

Wir verdanken der Majorität der Synode in dem gegenwärtigen Stadium ihrer Berathung nicht bloß den Segen, daß wir auf den Schatz, der jetzt in Frage gestellt wird, von neuem aufmerksam werden, und auf uns selbst, und auf unser bisheriges Verhalten ernster und gewissenhafter reflektiren lernen. Dieser Dank wäre zweideutig genug, weil er eben nur Dem gilt, der alle Dinge zum Besten leitet. Wir verdanken der Majorität

Mehe, wir verdanken ihr oder ihrem größeren Theile die Vertretung des christlichen Glaubens im Allgemeinen gegen den Unglauben, der jetzt in der Zeit und in der Welt so gewaltig poltert, aber in der Synode ziemlich verstummt ist.

Wir finden in dieser Majorität viele Männer, die mit vollem Herzen in wirklichem Glauben der Kirche angehören, die darum auch das Unrecht, welches sie der Kirche, unbewußt und ohne es zu wollen, zuzufügen beabsichtigen, noch vollständig einsehen, und dann auch ehrlich und offen bekennen werden. Es ist ihnen innewohnend noch Zeit zur Überlegung geworden. Sind sie bis jetzt, ihrer guten Meinung gewiß, grade durch dieses Bewußtseyn für den Widerspruch der Minorität unzugänglich geworden, so wird sich ihnen innewohnend das Gewicht dieses Widerspruchs ohne fremden Einfluß, ja vielleicht grade durch die Entfernung desselben, von selbst aufdringen. Dazu kommt die öffentliche Verhandlung in der Literatur, welche darüber bereits angefangen hat und ihre weitere Fortsetzung finden wird. Auf der Synode ist selbst, und so viel wir wissen auch von der Majorität, der Wunsch geäußert worden, daß das vorgeschlagene Ordinationsformular vor aller weiteren Verfügung zunächst dem öffentlichen Urtheile treuer und sachkundiger Stimmen im Wege der öffentlichen Presse unterworfen werden möchte. Es ist nicht zu erwarten, daß alle Stimmen der Majorität gegen so viele mitwirkende Momente der Verständigung sich abschließen sollten.

Und hiemit kommen wir auf den Vorschlag, den wir in diesem gegenwärtigen Streite weiterer Erwägung anheimgeben.

Die Landes-Synode hat ihre große und umfangreiche Aufgabe während der ersten Zusammenkunft nicht vollenden können. Es ist in Aussicht gestellt, daß sie über lang oder kurz noch einmal zusammenberufen werden wird. Bis dahin wird ohne Zweifel schon aus Rücksicht auf die Minorität, aber besonders in Folge der schon laut gewordenen Gegenstimmen und Gegengründe, alle weitere Beschlußnahme über den obigen Vorschlag der Synode ausgesetzt bleiben müssen. Wie, wenn dann noch einmal die wichtige Frage über die Ordination und Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf Grund der dazu gekommenen neuen Materialien zur Diskussion und Abstimmung gebracht würde? *)

Es versteht sich von selbst, daß die bisherigen Vertreter des neuen Ordinationsformulars nicht etwa aus Rücksicht auf die strengkirchliche Opposition den Vertretern derselben in gleicher Art eine Concession machen dürfen, wie sie solche früher aus Milde den laxeren Gliedern der Kirche zugedacht hatten; sondern darauf kommt es an, daß sie aus sachlichem Grunde von der Gefährlichkeit der vorgeschlagenen Neuerung sich überzeugen. Oder sollte es so schwer seyn, sich zu überzeugen, daß durch laxen

*) Wir halten diesen Vorschlag des verehrten Herrn Verf. für sehr bedenklich. Ein besseres Resultat wird im Ganzen nicht zu erwarten seyn, und auch davon abgesehen, es ist genug, daß die Synode einmal zu Gerichte geseffen hat über dasjenige, wonach sie gerichtet werden sollte. Der empfindlichste Schlag trifft das Bekenntniß der Kirche durch diese Vertretung des richtigen Verhältnisses selbst, ob das Urtheil der Synode zustimmend oder verwerfend ausfällt, ist nur Nebensache.

Accommodation der Kirche geschadet, den treuen Gliedern ein verderbliches Argerniß bereitet, den Laren und Untreuen nicht genug gethan wird. Wir zweifeln nicht, daß unter der Majorität Mehrere sich befinden, die schon jezt sehr bedenklich geworden sind, wir wissen, daß Einige lange Zeit geschwankt und — schwankend abgestimmt haben; aber wir hoffen auch, daß noch viele Andere zu der Überzeugung der Minorität gelangen, und es nicht für eine Schande halten werden, der erkannten Wahrheit nachzugeben und dazu sich zu bekennen. Zu der ersten Versammlung erschienen die Abgeordneten unvorbereitet und mit einander unbekannt: eine gute Frucht reift nicht an einem Tage.

Nach diesem Gesichtspunkte können wir die bisherige Abstimmung nicht als den letzten Abschluß der Synodalverhandlung, sondern nur als ein Stadium der Berathung zu weiterer Erwägung, als einen Waffenstillstand zur Erholung für künftige Fortsetzung des Kampfes, als einen Knoten zur weiteren Entwicklung in den folgenden Diskussionen ansehen: dazu berechtigt innerlich die Wichtigkeit des Gegenstandes, um welchen es sich handelt, äußerlich die Provokation der Synode selbst auf das Urtheil der kirchlichen Literatur, welchem hiemit eine neue Prüfung von Seiten der Synode selbst in Aussicht gestellt ist, ehe es zur definitiven Beschlußnahme von Seiten des Kirchenregiments kommen kann.

In dieser Aussicht hoffen auch wir noch ein Zeugniß für das apostolische Glaubensbekenntniß und dessen Gehalt in seiner vollen Integrität abzugeben. Wir haben hiemit den Anfang dazu gemacht, aber wir wünschen auch noch mehr beizutragen zur Vorbereitung der nächsten Versammlung, und zwar zu einer neuen Berathung über die Ordination und Verpflichtung der Geistlichen.

II.

Das neue Ordinationsformular will das Apostolicum keineswegs abschaffen, noch beseitigen: auch in der Ordination soll es dem Geistlichen zu möglichster Aneignung empfohlen und das Wichtigste daraus auch in die eigentliche Verpflichtungsformel mit aufgenommen werden. Nur förmlich verpflichtet soll der Geistliche nicht mehr auf den gesammten Inhalt werden; es sind davon namentlich alle in unserer Zeit besonders angegriffene Wahrheiten, — Christi Empfängniß, Geburt, Himmelfahrt und Hölleinfahrt, Auferstehung des Fleisches u. c. — sorgfältig ausgesprochen worden. Auch der Name des apostolischen Glaubensbekenntnisses und der späteren allgemeinen Symbole soll nicht genannt werden: so hat die Majorität durch ausdrückliche Abstimmung vorgeschlagen.

Hiemit ist aber wirklich, wenn auch gegen die Intention der Urheber des neuen Ordinationsformulars, wenigstens bei der Ordination und Folgeweise auch weiter das Apostolicum in seiner Integrität bis mit auf seinen Namen abgeschafft, weil zerstückelt und verkümmert.

Das apostolische Bekenntniß kann kein Christ aufgeben, ohne damit aus der christlichen Kirche zu treten; und unsere Geistlichen sollen davon losgezählet, ihr Verband damit soll so

weit gelockert werden, daß ihnen dasselbe, doch ohne es zu nennen, nur zu gewissenhaftem Studium empfohlen wird?

Das Apostolicum ist nicht allein in der Kirche der Schrift N. T. vorausgegangen: es geht auch selbst unter den evangelischen Christen noch bis heute in jedem einzelnen Menschenleben der heiligen Schrift voraus: es ist die geistliche Muttermilch, die uns die Kirche zugleich mit der Taufe reicht, die geistliche Kost, welche uns die christliche Schule mit dem Katechismus darreicht: es ist die Summa des Glaubens, worauf wir, aus der Schule entlassen, confirmirt werden. Und der uns tauft und unterweist und confirmirt, sollte nicht selbst und zwar ausdrücklich als Pfarrer auf eben dieses volle Glaubensbekenntniß, ganz wie es ist, verpflichtet werden? Selbst bei der Initiation des Geistlichen soll das Apostolicum, obwohl die Schwelle zur Kirche, dennoch stumm sich verhalten und noch weniger mit seinem vollen Zeugnisse zum Worte kommen: auch sein Name soll nicht genannt werden. Heißt das nicht die Mutter verläugnen?

In dem Apostolicum hängt Alles Satz für Satz, wie Glied an Glied organisch zusammen: mit Einem ist auch schon das Andere gegeben, und aus dem Ersten folgt das Weitere. Indem gleichwohl dieses Ganze auseinandergerissen und zertheilt wird, bestärkt man das Vorurtheil, als wären die einzelnen Stücke im Laufe der Zeit willkürlich zusammengewürfelt. Man würde den Verfassern der Ordinationsformel Unrecht thun, wenn man argwöhnen wollte, daß ihnen selbst dieser organische Zusammenhang aller Glieder jenes ursprünglichen Bekenntnisses zweifelhaft oder verschlossen sey: vielmehr folgern sie eben aus diesem Zusammenhange, daß, wenn nur die wichtigsten Wahrheiten dem Geistlichen einfach auf das Gewissen gelegt würden, die übrigen sich schon von selbst in freier Weise dazu finden würden. Aber Eins ist dabei nicht bedacht: das Verfahren, welches man empfiehlt, mit einfachen Sätzen zu beginnen, um dann successiv weiter vorzuschreiten, gehört in die Schule und eignet sich für Schüler, aber nicht für Lehrer, die eben in ihr geistliches Amt eintreten sollen: bei diesen müssen doch wenigstens die Rudimente des christlichen Unterrichts, wie sie in dem Apostolicum enthalten sind, feststehen. Einen Schüler mag man beim Schulunterrichte von den irregulären Verben so lange dispensiren, bis er mit den regulären fertig ist: aber soll diese Dispensation in Hoffnung künftiger Ausbildung auch auf den Sprachlehrer angewendet werden?

Hier eröffnet sich uns sogleich die weitere Betrachtung über die Schwierigkeiten, mit welchen unsere Zeit im Verhältnisse zum Apostolicum zu kämpfen hat, und in welchen auch das hauptsächlichste Motiv zu der vorgeschlagenen Concession liegt, während wir darin ein Argument mehr gegen die Concession finden.

Es ist eine alte Erfahrung, daß diejenigen, welche es sich in irgend einem systematischen Lehrgegenstande mit den Anfangsgründen zu leicht machen, im weiteren Fortschreiten von Schritt zu Schritt auf Schwierigkeiten stoßen, welche mehr und mehr unüberwindlich werden, wenn sie nicht noch einmal zu dem Elementarunterricht zurückkehren. Wer in einer fremden Sprache

über die Anfangsgründe; über Wortbildung und Formenlehre flüchtig hinweggeit, ohne damit in's Reine zu kommen, wer nicht dekliniren und conjugiren lernt, der empfindet dann die Lücken von Schritt zu Schritt, und kommt Zeit seines Lebens nicht zu freier Bewegung in der fremden Sprache, sofern er nicht noch einmal in die Schule geht. Es bewährt sich auch hieran, daß uns nur die Zucht frei machen kann.

In gleicher Weise verhält es sich auch mit der tiefsten aller Lehren, mit der christlichen Religionserkenntniß. Die Rudimente derselben, die Summe der Lehre enthält das apostolische Glaubensbekenntniß; wer sich da hineinzuleben versteht, der kommt auch weiter zum Wachsthum in aller Erkenntniß von einer Klarheit zur anderen nach der Schrift: wer aber schon am apostolischen Bekenntniß, wer schon an seinem Katechismus mit seinem Glaubensanfange scheitert und mit der Lehre in Zwiespalt geräth, wie kann er ein Lehrer werden?

Aber wir müssen noch einen Schritt weiter zurückgehen. Wir bezeichneten das uralte Apostolicum als die Wiege der Kirchenlehre, als den Anfang der christlichen Religionserkenntniß, als die unerschütterliche Grundlage des Glaubens, von welcher auch nicht ein Fittchen aufgegeben werden darf, wenn nicht die ganze fernere Unterweisung lückenhaft und unsicher werden soll. Jetzt dürfen wir nicht vergessen, daß eben diese großartigen Anfangsgründe, welche uns das Apostolicum vorhält, selbst wieder einen Anfang haben, mit dem wir es uns wiederum nicht leicht machen dürfen, aber leider nur zu leicht machen; und daraus erklärt sich eben der Zerfall mit dem Apostolicum im Einzelnen.

Das apostolische Glaubensbekenntniß zeuget von Gott und von den großen Thaten Gottes, als eben so vielen Wundern; und das größte dieser Wunder ist Gott Selbst, wie Er ist, Gott in Seiner Persönlichkeit: mit Gottes Persönlichkeit ist auch seine Dreieinigkeit, mit dem Vater ist auch der Sohn und der heilige Geist gegeben. Und das zweite Wunder ist die Schöpfung im Gegensatz zu der Vorstellung der Emanation, worüber der natürliche Verstand nicht hinauskommt. Wer nun zu diesen Wundern **Gott** und **Schöpfung** wirklich Ja sagen kann, wer die Begriffe, zu welchen er Ja sagt, wirklich und lebendig zum Bewußtseyn bringt, und dann nochmals in Andacht Ja zu sagen gewürdigt wird, — dem wird sich auch das Wunder der Erlösung und Heiligung mit allen ihren wunderbaren Thatfachen erschließen. Und wer in Christo den eingeborenen Sohn Gottes ergreift, der wird auch die übernatürliche Empfängniß und Geburt zur Menschwerdung in tiefster Beugung, das heißt ohne das Übernatürliche natürlich erklären zu wollen, gläubig anerkennen lernen.

Eben darum liegt auch hier der Fehler im Anfange. Wir machen es uns mit dem ersten Begriffe des Apostolicums auch im Studium der Theologie zu leicht, mit den Begriffen Gott und Schöpfung im Sinne des Apostolicums: und dann ist es kein Wunder, wenn einer von Schritt zu Schritt an den ge-

waltigen Wundern scheitert, von welchen das Apostolicum Zeugniß ablegt. Es ist allerdings ein Übernatürliches, das Wunder aller Wunder, wenn einem Menschen zugemuthet wird, an Gott den **Vater**, allmächtigen **Schöpfer** Himmels und der Erden zu glauben, denn damit ist alles Andere eingeschlossen. Daß dennoch dagegen wenigstens zum großen Theile noch nicht förmlicher und öffentlicher Protest eingelegt wird, das hat zum großen Theile seinen Grund in der Gedankenlosigkeit, wozu noch die Gewohnheit, das Leben in christlicher Lust, kommt. Und wenn sich ja auch dagegen ein Zweifel regen wollte, so wird er dadurch beseitigt, daß die Begriffe selbst, denen er entgegentritt, durch allerlei Verstandesreflexionen abgeschwächt werden. So kommen Viele nur zu leicht über den ersten Artikel hinweg, und scheitern dann desto unglücklicher an dem zweiten und dritten.

An solcher Schwachheit und Oberflächlichkeit leidet unsere Zeit überhaupt, an solcher Leichtfertigkeit und Verdünnung leidet auch der Religionsunterricht und das theologische Privatstudium der angehenden Geistlichen. Und diesem Unwesen wird durch das neue Ordinationsformular merklicher Vorschub geleistet. Denn es werden nach dem Vorschlage der Synode einige besonders anstößige Schwierigkeiten in dem Glaubensbekenntniße, als minder wichtig, beseitigt; und damit wird auch dem Verständniß der stehenden bleibenden Begriffe geschadet: schon darum geschadet, weil hienach diese, obgleich die schwierigsten und wunderbarsten, als leicht angesehen und nun auch so behandelt werden, aber auch darum, weil nun die Schwierigkeiten, welche das Ordinationsformular den Geistlichen zu ihrer Erleichterung erspart, nicht mehr Veranlassung geben können, auf die principiellen Sätze zurückzugehen, um eine Wahrheit an der anderen zu prüfen, eine durch die andere zu erläutern, eine aus der anderen verstehen und immer besser verstehen zu lernen. Kurz, durch die äußerliche Hinwegräumung einzelner Skrupel wird der Zusammenhang aller übrigen nicht weniger wunderbaren Wahrheiten unter einander so gestört, daß keine in ihrer vollen Integrität bleibt, keine zu einem vollen, immer wachsenden Verständnisse gelangen kann. Ist es also wohl Unrecht, wenn man an einem Menschen, der an den eingeborenen Sohn Gottes zu glauben meint, aber an der übernatürlichen Menschwerdung, an der thatsächlichen Hölle- und Himmelfahrt Anstoß nimmt, auch den Glauben, den er sich zuschreibt, bezweifelt, und daraus wieder auf seine Schwäche auch im ersten Artikel zurückschließt? Und enthalten nicht die jetzt so gangbaren Bedenken über die Niederfahrt in sich selbst Veranlassung genug, auf die Begriffe der Erniedrigung und der Erhöhung noch einmal zurückzugehen, um es ernstlicher und genauer damit zu nehmen? Und kann sich nicht eben auf diesem Wege in einfachster Weise endlich die Einsicht erschließen, daß die Erniedrigung in den Tod durch das Grab des Leibes nicht vollendet ist, wenn sie sich dem Grabe der Seele entzieht, daß die Erhöhung bis zum Himmel durch ihren höchsten Akt nicht vollendet ist, wenn sie

nur aus dem Grabe des Leibes und nicht auch aus dem Grabe der Seele hervorgeht?

Sollte nicht in gleicher Weise der Zweifel an der Auferstehung des Fleisches, wenn er den Akt selbst angreift, auch auf einen verborgenen Zweifel an der Thatsache der Schöpfung, oder wenigstens auf ein sehr geringes Verständniß des ersten Artikels zurückweisen? Oft versteckt sich ein solcher Zweifel hinter irgend eine ergetische Frage oder Wortkritik; aber wenn man näher nachgeht, so sitzt der Pfahl im Fleische tiefer: der eigentliche Einwand sitzt tiefer als der grammatische Vorwand.

Solche lückenhafte, seichte, fragmentarische Bildung gehört recht eigentlich unserer vielbeschäftigten Zeit an: solcher Halbbildung kann das Ordinationsformular, indem es selbst mit solchen Fragmenten vorausgeht und ihnen officiell das Siegel der Rechtfertigung aufdrückt, nur zur Unterstützung und Beschönigung gereichen. Wie viel damit geschadet wird, wenn solche Halbbildung nach allen Formen Rechtsens zu der Kanzel und zu dem Altare Zutritt erhält, haben wir wenigstens angedeutet; der Schade liegt nämlich nicht bloß in den Lücken selbst, oder in dem, was als bedenklich und unwichtig beseitigt wird, sondern er erstreckt sich auch auf das, was übrig gelassen ist und durch die Lücken ebenfalls afficirt, ja alterirt wird.

Und so erweist sich das neue Ordinationsformular, wenn es in's Leben treten könnte, nach allen Beziehungen als verderblich: es schadet der Kirche und ihrem Glaubensinhalte, es schadet der ächten strengen Wissenschaft und theologischen Wissenschaftlichkeit: es erschüttert wie die Kirche, so auch den Staat in seiner Grundfeste, denn der Staat, näher der Preussische Staat, ruht wesentlich auf dem Apostolicum, denn er ist wesentlich ein christlicher, näher ein evangelischer Staat. —

Nach allem diesem können wir nicht anders annehmen, als daß die Majorität der Synode selbst noch von ihrem Vorschlage zurücktreten wird.

Aber das losere, laxere Verhältniß zu dem Palladium wahrer christlichen Tradition, zu dem Apostolicum, die sogenannte freiere, aber wie gesagt losere Stellung zur Grundwahrheit des Christenthums, in welche der Vorschlag der Synode die Geistlichen künftig zu versetzen beabsichtigt, ist nur eine Seite, woran wir gerechten und schmerzlichen Anstoß nehmen. Wir müssen zum Schlusse die andere Hauptseite berühren, welche vielen treuen Christen zu großer Argerniß gereicht.

Diese zweite Hauptbeschwerde, — denn von kleineren Anstößen sehen wir jetzt noch ab — dieses zweite Hauptbedenken besteht in dem Verhältnisse des ersten oder formellen Theils der neuentworfenen Vorhaltung zu dem zweiten Theile, welcher allein die Verpflichtung enthält und auf materielle Bibelsätze sich beschränkt. Die Mehrheit der Synode hat ausdrücklich erklärt, daß der erste Theil der ordinatorischen Vorhaltung als Mahnung, aber nicht als Verpflichtung angesehen werden soll, daß der erste Theil auf einen moralischen Einfluß beschränkt ist und nur dem zweiten Theile, als der materiellen Vorhaltung, eine rechtliche Wirkung zugesprochen werden könne. Und was enthält der erste Theil, der nicht verpflichtet, dessen Übertretung keine

Entfernung aus dem Amte zur Folge haben soll? Er enthält die Verweisung auf das Wort Gottes in der heiligen Schrift, als Glaubensrichtschnur, und auf die Kirchenbekenntnisse allgemeiner und evangelischer Kategorie, als Glaubenszeugnisse. Auf dieses beides erstreckt sich die Verpflichtung nicht: beides ist nur ein Gegenstand der Empfehlung.

Hierüber sagen wir nichts weiter: die Sache liegt aber wirklich so. Man wird sagen: „So ist es nicht gemeint gewesen, es hat sich eben nur um die juristische Verpflichtung gehandelt, und dazu eignet sich weder Bibel noch Symbol. Wenn der Geistliche indistincte auf Bibel und Symbol, mithin auf zu viel unbesehens verpflichtet wird, so ist er nur um so weniger verpflichtet; denn mit dem, was dem juristischen Urtheile nach seiner Natur sich entzieht, entschüpft auch das Größere.“ Man scheint für Nichter zu sorgen, die nicht unterscheiden können; aber wie werden solche Blinde mit dem neuen Formular zu einer angemessenen Applicatio juris kommen? Doch wir möchten nicht mehr darüber sagen, denn diese Beschwerde wird hoffentlich ohne Weiteres erledigt werden. Mag man, weil nun einmal in unseren aufgeklärten Zeiten die gangbarsten Vorstellungen abhanden gekommen sind, — mag man ausföhrlich, zur Instruction für den Disciplinarrichter, erklären und verdeutlichen, was eigentlich eine juristische Verpflichtung auf Bibel und Bekenntniß zu bedeuten hat, mag man auf andere Weise besorglichen Mißbräuchen zu großer Strenge oder zu großer Nachsicht vorbeugen, jedenfalls kann man nicht damit helfen, daß man Schriftprincip und Kirchenlehre gleichzeitig vorhält und preisgibt.

Hier mischt sich, trübe genug, noch ein Vorurtheil ein, welches sich, dem Vernehmen nach, auch auf der Synode sehr ausföhrlich kundgegeben hat. Man will nichts von juristischem Zwange, nichts von äußerem Schutze wissen, man provocirt auf die Macht des Wortes Gottes ohne alle menschliche Hülfe. Gegen solche monophysitische Irrlehre, die Gottes Wort und Offenbarung von dem Menschen, als dem verordneten Werkzeuge, abstrahirt, und damit auch folgeweise wieder den Menschen von dem Worte Gottes emancipirt, gegen solchen doketischen Stolz, welcher die Kirche Christi auf Erden über alle äußeren Bedürfnisse erhebt und damit sich selbst von jedem herben Dienste an ihr befreit, müssen wir um so ernstlicher protestiren, als sich darin Wahres und Falsches auf das Trübseeligste vermischt. Aber wir fürchten auch nicht, daß die Synode in ihrer Mehrheit zu solcher Protestation Veranlassung geben wird. Wir dürfen auch in dieser Beziehung voraussetzen, daß die Zweite Synode in ein neues Stadium eintreten, und hiermit den wenigstens theilweise verlassenen Boden der Kirche wieder gewinnen wird.

Kirchliche Mittheilungen über das Großherzogthum Hessen.

Erster Artikel.

Die Physiognomie der Großherzogl. Geistlichen Landeskirche hat in der Mitte der übrigen Deutschen Landeskirchen, und dem

frischen Leben gegenüber, welches die Protestantische Kirche unseres Deutschen Gesamt Vaterlandes zu durchbringen, zu bewegen und zu erbauen begonnen, einen eigenthümlichen Beharrungsstand und Ausdruck angenommen. Nicht als ob man in der Landeskirche Stabilität wollte. Im Gegentheil; Fortschritt ist die Lösung des Tages. Der Vorwurf, „der Mann ist ein Stabiler“, einem Geistlichen gemacht, bringt Spott auf dem Lande ein; in den Städten bringt er, unter Umständen, den Ruin.

Es sey hier abgesehen von den Lichtfreunden, die bisher einen Haupttummelplatz im Großherzogthum, zuletzt noch in der Nähe des Nibelungenhortes, zu Oppenheim, hatten. Es sey auch eben so abgesehen von den Rongemanen, obgleich deren Zahl Legion ist. Aber es seyen in's Auge gefaßt die Männer, welche, wie sie sagen, den vernünftigen Fortschritt wollen, d. h. einen solchen, der gleichweit von Aberglauben wie von Unglauben, so recht die wahre Mitte hält. Diejenige Mitte also, welche schon Aristoteles als Tugend bezeichnet. Die höchste Stufe dieser rechten Mitte ist die, daß man sich über allen Parteien erhaben weiß. Dies ist in Hessen die technische Bezeichnung des Zustandes, der in der Farbenlehre als die Indifferenz des Schwarzen und Weißen, nämlich aschgrau; in der Temperatur weder warm noch kalt ist, sondern lau; und auf dem Thermometer des menschlichen Herzens, eben so wie auf dem Reaumürschen, mit „Gefrier-“ oder „Nullpunkt“ zu bezeichnen seyn dürfte. Von diesem „Gefrier-“ oder „Nullpunkt“, als der Erhabenheit über alle Parteien, fürchtet man denn durch Nichts so leicht entfernt zu werden, als durch dasjenige kirchliche Leben, welches nunmehr mit rascherem Pulschlage in der christlichen Gemeinde sich regt, und das man eben deswegen mit dem Namen Pietismus zu brandmarken und von sich abzuhalten sucht. Diese, wie man sich in Darmstädtschen sagt, krankhafte religiöse Richtung, welche den wahren Protestantismus untergräbt, den wissenschaftlichen Fortschritt hemmt, die Freiheit der Lehre bedroht, ja selbst die Freiheit der Gewissen gefährdet und zur Verdummung und Intoleranz führt, ist nun der gefährliche Feind, dessen man sich aus allen Kräften zu erwehren sucht. Man sperrt sich gegen das öffentliche und geheime Eindringen dieses Feindes ab, indem man allen auswärtigen Missionaren und allen auswärtigen Geistlichen das Predigen — ohne höhere, schwer zu erlangende Specialerlaubnis — verbietet. Deutsch-Katholische und Lichtfreunde — weil Männer der Gesundheit — haben bisher wenig oder kein Hinderniß erfahren. Dagegen werden die wenigen Geistlichen des Inlandes, welche der pietistischen Richtung ergeben sind, unter strenger kirchlicher und staatspolizeilicher Zucht gehalten. Auch fehlt es nicht an Vorwürfen und Ermahnungen für dieselben. „Ihr Handvoll Pietisten und Mystiker,“ sagt man ihnen, „spart nur eure Mühe! Dumm machen lassen wir uns nicht. Das Heer eurer Dogmen wollen wir nicht. Eure unvernünftigen Lehren sind für immer in unserem Lande besiegt.“

„Seht auf unsere Universität. Glaubt auch nur Einer der dortigen Lehrer an den Gottmenschen, wie ihr's nennt, und an die Erbsünde? — Hört auf die Stimmen der Professoren aus dem Prediger-Seminar. Warnen die nicht genug

vor der veralteten Genugthuungslehre und Bluththeologie? — Merkt auf unser würdiges Ober-Consistorium. Ist darin auch nur ein Mitglied, das nicht die moderne Betbrüderi als eine krankhafte religiöse Richtung bemitleidete? — Aufklärung, Fortschritt, heiteren Lebensgenuß und unschuldige Freuden will unser Volk. Licht und Wahrheit will unser Kirchenregiment. Darum hat es Geduld mit den Lichtfreunden und läßt sie gewähren. Sie schaden am wenigsten, wenn man ihnen keine Hindernisse macht. Darum geht es Hand in Hand mit den Rationalisten, denn die sind doch eigentlich die Vernünftigen im Lande. Darum wehrt es aber mit Kraft, daß nirgends im Lande ein Eiferer auf Kanzel oder Katheder komme, der Rumor mache, den Kirchenfrieden störe und die segensreiche Wirksamkeit der bestehenden Ordnung unterbreche. Durch solches Verfahren ist es in unserer Kirche bisher ruhig geblieben und die kirchlichen Wirren anderer Länder kennen wir gar nicht. Dank sey dafür den weisen Lenkern unserer Kirche gesagt!“

„Von den beinahe fünfhundert Geistlichen unserer Landeskirche sind eurer ja kaum zehn bis funfzehn, welche sich gegen den Willen ihrer Vorgesetzten, auf eigene Faust und Verantwortung hin, dieser beklagenswerthen Richtung ergeben haben. Ein deutliches Zeichen, wie gesund die geistliche Körperschaft unserer Landeskirche ist; und wie glücklich wir im Hessenlande hier leben.“

Dieser Mehrzahl gegenüber läßt sich die Minorität also vernehmen.

„Weil der Abfall von der Kirchenlehre unter Geistlichkeit und Gebildeten im Lande fast allgemein geworden, darum sind eurer so Viele. Pocht ihr auf eure Mehrzahl? dann seyd ihr auf dem Wege katholisch zu werden; denn die Katholischen bilden euch gegenüber eine imposante Mehrzahl. Pocht ihr auf eure Kirchlichkeit? die leeren Kirchen eurer Prediger, sogar auf dem Lande, beweisen das Gegentheil.“

„Gott sey's geklagt, daß die Predigt von der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit der Menschen, und von dem gekreuzigten Herrn, der die Erlösung in heiliger Liebe vollbrachte, eine Seltenheit geworden ist im Lande! Die heilige Schrift als Gottes Wort zu bezeichnen, nennt ihr veraltet; an die göttliche Eingebung derselben zu glauben, nennt ihr unvernünftig; die Rechtfertigung durch den Glauben ohne Verdienst der Werke, nennt ihr eine Thorheit. Was ist euch also noch von der christlichen Kirche übrig? Die Kirchenlehre glaubt ihr nicht; die Kirchenordnung, wie sie gesetzlich besteht, haltet ihr nicht; die kirchlichen Symbole binden euch nicht; die Heilsordnung achtet ihr nicht — mithin habt ihr das Christenthum beseitigt; eine Kirche Christi ist im Lande nicht mehr vorhanden, denn die sogenannte Landeskirche ist herabgesunken zu einem Appendix der Polizeigewalt. Sie ist ohne evangelische Predigt und darum ohne Glauben. Sie ist ohne Gesetz und darum ohne Freiheit. Sie ist losgerissen von ihrem ewigen Grunde und darum ohne Leben. Nein, nein! Eine christliche Landeskirche haben wir gar nicht mehr, wenn auch der Name derselben

noch fortbesteht. Eine rationalistische Usurpation, streng erklussivisch gegen Alles, was nicht rationalistische Färbung hat, aber liebäugelnd mit Lichtfreunden und Rongemanen, hat sie Kirchenlehre, Kirchenagende und Kirchenordnung in Gefangenschaft gelegt und sich als Selbstherrscherin auf den Kirchenthron gesetzt."

"Und wir? — die Gläubigen in der Kirche? Nun wir werden vor der Hand noch geduldet. — Man duldet uns! Wie gnädig!"

Um aus solchen Behauptungen und Gegenbehauptungen die Wahrheit herauszufinden, dürfte es nöthig seyn, die Frage zu beantworten: Hat die Großherzogl. Landeskirche eine kirchliche Verfassungsurkunde? — Und müßte diese Frage bejaht werden, so dürfte die andere Frage in Betrachtung kommen müssen: Wird diese kirchliche Verfassungsurkunde und der aus derselben erwachsende Rechtszustand aufrecht erhalten oder nicht?

Darüber sollen der zweite und dritte Artikel referiren.

Nachrichten.

Die Londoner Konferenz. Aus einem Briefe an den Herausgeber.

Über die große Versammlung in London, die am 19. August eröffnet wurde, läßt sich nur wenig sagen, wenn Sie nach den Resultaten derselben fragen. Es sind eigentlich keine weiteren, als daß die große Angelegenheit, die in einem kleinen Kreise begann und dann in größerem besprochen wurde, nun auch in einem noch größeren und aus vielerlei Bestandtheilen gemischten von neuem durchgesprochen und in so weit zu einem Abschluß gelangte, daß der „Evangelische Bund“ nun constituiert ist. Die eigentlichen Akten darüber haben wir noch zu erwarten und wird sich dann das Ganze besser übersehen lassen, wie ich denn auch bei den Schlußverhandlungen nicht mehr gegenwärtig seyn konnte. — Ich muß gestehen, daß ich eigentlich auch mehr erwartet habe und daß es mir unangenehm auffiel, daß die acht Artikel nicht allein, welche die Basis des Bundes bilden sollten, in Frage gestellt wurden, sondern auch der Name selbst. Als man aber recht zusah, war allerdings Alles nur ein Vorschlag und die Annahme oder nähere Bestimmung sollte die eigentliche Aufgabe der Versammlung seyn. Dazu waren denn schon mehrere Tage vorher in einem kleineren Saale der Exeter-Hall Zusammenkünfte gehalten, welche die größere vorbereiten sollten. Das Wichtigste ist allerdings dort schon geschehen und in der Regel wurde später angenommen, worüber man dort eins geworden war. Wäre ich der Sprache mächtiger gewesen, dort hätte man reden müssen und vielleicht wäre dann doch irgend ein Einfluß der Deutschen auf die Verhandlungen möglich gewesen. Es handelte sich nämlich besonders um den neu hinzugekommenen neunten Artikel, der von den letzten Dingen handelt. Da steht die „Unsterblichkeit der Seele“ voran. (Nachher folgt die „Auferstehung des Leibes“, und „die ewige Strafe der Gottlosen und die ewige Seligkeit der Gerechten“.) Die Amerikanischen Brüder behaupteten größtentheils die Nothwendigkeit der Aufnahme dieses ersten Punktes umgewisser ungläubiger Sekten willen, und ihre Gründe wurden von den Engländern gutgeheißen, so daß die Aufnahme dieser Worte schon in der vorbereitenden Versammlung beschlossen war. Nachher mochte noch so viel dagegen erinnert werden, es war umsonst, wie denn ein junger Geistlicher, Mr. Sutcliffson, sehr bündig ergetztisch auseinanderlegte, daß in den Stellen, wo die Ausdrücke „unsterblich“ und „Unsterblichkeit“ vorkämen, nicht von dem die Rede sey, was wir Unsterblichkeit der Seele nennen, es fand sich nur mit Mühe Einer, der ihn sekundirte und als

es zur Abstimmung kam, war nur hie und da Einer unter den Hunderten, der gegen die Aufnahme stimmte.

Was aber den Geist betrifft, der in den Versammlungen herrschte, so fühlte man sich damit vollkommen einverstanden. Es ist in Wahrheit so, daß man im Gehorham gegen das Wort des Herrn in seinem hohenpriesterlichen Gebet, „auf daß sie Alle eins seyen“, das große Ziel brüderlicher Einigkeit im Auge behielt. Es war kein Strohfeuer empfindsamer Schwärmerei und fleischlicher Liebeslei, es war der tiefe Ernst männlicher Frömmigkeit und klarer Einsicht in das Unerquickliche und Erfolglese dogmatischer Streitigkeiten, die immer von neuem darauf hiniwiesen, daß die „Einigkeit im Geiste“ gehalten werden müsse durch „das Band des Friedens“, und ich habe mich selbst darüber gerichtet, daß ich oft mit ungütlicher Härte und Bitterkeit gestritten habe über confessionelle Dinge gegen solche, die mit mir ihre Knie beugen vor demselben Heiland und Herrn und die in ihm allein Gerechtigkeit und Leben suchen und finden. In dieser Hinsicht wird, wie ich hoffe, der Evangelische Bund auch unter uns Segen stiften.

Was die Form der Versammlungen betrifft, so war sie natürlich ganz parlamentarisch. Die Andachten wurden freilich nicht unter dem Vorsteh des Präsidenten gehalten, aber sobald diese genügt waren, nahm er seinen Stuhl ein. Es war ein Staatsmann, Sir Galling Smith, sehr geliebt und geachtet, wie sich das aus dem Beifallsturm ergab, der sich erhob, als er zum Präsidenten vorgeschlagen wurde. Als er dann vortrat, wollte der Beifall kaum enden; er konnte vor tiefer Bewegung kaum reden, und es war sehr ergreifend, als er dann mit den ersten Worten „seinem Heiland“ die Ehre gab und auf seinen Beifall sich berief. Er wußte übrigens die große Schaar (es mochten doch wohl 4—500 seyn) in gemessener Ordnung zu halten. Wenn hie und da die Unterhaltung Einzelner zu laut werden wollte, tönte sein gebietendes order, order! durch den Saal, und wenn etwa Einer, der nicht das Wort hatte, drein reden wollte, vielleicht etwas sehr Nothwendiges, hörte das Wort order, order! nicht eher auf, als bis er sich ruhig wieder gesetzt hatte. Daß kein Vorschlag zur Diskussion kam, der nicht sekundirt wurde, versteht sich; wenn es aber geschehen war, ließ er dieser freien Lauf, bis endlich etwa die Ungebuld der Hörer durch ihren Ruf: „question, question!“ die Abstimmung herbeiführte. Von der lebendigen Theilnahme an den Vorträgen haben wir keinen Begriff, wie das Wort des Redners die Gemüther traf, begeisterte diesen auch wieder der Beifall der Hörer; es war eine Wechselwirkung, wie wir sie in der Weise nicht kennen.

Die Andachten wurden immer von einem Geistlichen geleitet. Zuerst eine kurze Ansprache, Gesang, Lesen aus der Schrift, Gebet, wieder Gesang und Lesen und zum anderen Male, oft zum dritten Male ein langes Gebet. Auch hier äußerte sich die Theilnahme; bei besonders bewegenden Gebetsworten ging es wie ein Rauschen durch den Saal, ein leises Murmeln begleitete des Betenden Worte. Wir mußten uns doch gestehen, es sey uns oft zu viel geworden und wir konnten uns nicht verläugnen, daß uns „das viele Worte machen“ dabei in den Sinn kam. Damit will ich denn keineswegs gesagt haben, daß es ohne Andacht gewesen sey von Seiten der Versammlung, im Gegentheil rührte mich oft der lebendige Ausdruck der Beugung vor dem Herrn und des herzlichsten Ziehens zu ihm, der sich in den Angesichtern zeigte. Übrigens war das Äußere durchaus nicht in einer bestimmten Form. Während Einige vor ihren Sitzen knieten, blieben Andere sitzen und hielten nur die Hand vor die Augen, während Viele aufstanden und die Hände falteten, was sonst nicht sehr gebräuchlich ist.

Möge dies Wenige Ihnen nicht uninteressant seyn; es findet sich vielleicht bald zu einer weiteren Mittheilung Stoff.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 28. Oktober.

N^o 86.

Das neue Symbol.

(Von einem Nichtpreußen.)

Der Herr hat nach seinem verborgenen Rathe den großen Organismus seiner Einen heiligen Kirche so gestaltet, daß auch sie eine Art Dreipersonlichkeit spiegelt. Als der Adam der Griechisch-Orientalischen Kirche in Schlaf gefallen, bildete der Herr aus seinem Fleisch und Bein die Römische Kirche, und nachdem der von dieser Mutter der Lebendigen geborene Kain des Hierarchismus den nachgeborenen Habel einer inneren Reformation über seinem Opfer erwürgt, gab ihr Gott in dem Seth der Protestantischen Kirche einen anderen Samen für Habel, den Kain erwürgt hatte. Innerhalb der Einen allgemeinen Kirche sind wir Protestanten eine Gesamtperson, gleichsam abermals Ein Leib im und am Leibe des Herrn, und die verschiedenen Protestantischen Kirchen sind in ihm als Glieder zusammengesetzt und verbunden nach der zugemessenen Wirksamkeit jedes einzelnen Theiles, worin der Leib sein Wachsthum bethätigt zur Aufbaueung sein selbst in der Liebe (Eph. 4, 16.). Den Widerspruch von Einheit und Sonderung löset eben der Organismus, der darin besteht, daß eine Einheit sey, welche in jedem Theile ihres Ganzen zwar enthalten ist, doch immer in einer besondern Gestalt, so daß erst in der gegenseitigen Ergänzung aller Theile das Wesen des Ganzen nach seiner Entfaltung hervorkommt. Ein ganzes Lehrbuch des heiligen Geistes hierüber ist 1 Cor. 12. — Die Gliederung der Protestantischen Kirche in Lutherische und Reformirte hat der Herr auch gewollt, und mag man die Scheidungslehren hoch oder gering anschlagen, so kann man die Geschichte der Sonderung beider Theile nicht durchdenken, ohne hundertmal auszurufen: Das ist Gottes Finger! Allerdings schienen beide Theile Jahrhunderte lang zu vergessen, daß sie Eines Leibes Glieder seyen, und das Auge sagte zu der Hand: Ich bedarf dein nicht; und wiederum das Haupt zu den Füßen: Ich bedarf euer nicht; und wie oft schien eine Spaltung im Leibe zu seyn. Man vergaß der Liebe, man vergaß oft deß, was wirklich beiden Theilen gemein war, und was als positiver Ertrag der Reformationskämpfe seinen Ausdruck in dem Augsburger Bekenntniß gefunden hatte. Zu ihm hatten sich vor Abschluß des Westphälischen Friedens ausdrücklich auch die Reformirten bekannt. Für Preußen war es schon 1614 in die reformirten Bekenntnisse aufgenommen worden. In ihm hatte man also namentlich für Preußen bereits eine Unionsurkunde, ein Band der Einigkeit, in welchem auch die Kraft ruht, ein Band des Friedens zu werden. Die rechte organische Union

kann nicht bloß in gegenseitiger Liebe und Duldung bestehen. Sie muß lebendiges und freudiges Bewußtseyn des Gemeinsamen, so daß es sich auch in den Lebensformen ausprägt, sie muß zugestandene, mittheilende und theilnehmende Einigkeit seyn in allen den überaus großen und wichtigen Hauptstücken, darüber keine Abweichung stattfindet. Wenn aus der Preussischen Kirchenverknüpfung eine solche Union sich entwickeln sollte, so wollen auch wir Nichtpreußen sie mit Jubel begrüßen. Alsdann aber kann sich nicht neben der Lutherischen und Reformirten Kirche auch noch eine unirte Kirche bilden; sondern nach ihrer, in der Augustana symbolisicirten, im Leben und in der Lehre bethätigten Einheit enthalten beide Kirchen die Eine Protestantische Kirche als ihr organisches Ganze in sich, wie alle Kirchen die Eine allgemeine Kirche des Herrn. Darin besteht der rechte Fortschritt, daß Ein Fuß dem anderen voranstrebt, jeder in seiner Sonderheit, während beide an Einem Leibe sind; nicht darin, daß Beide zusammenwachsen. Gleichwohl scheint man hierin eben den wahren Fortschritt zu sehen, denn man hat in der Berliner Reichs-Synode von einer unirten Kirche geredet, welche noch kein Symbol habe, welche ihre symbolbildende Kraft erst noch zeigen müsse, ja man hat ein Produkt dieser Kraft vorgelegt und — Gottlob nur noch als Vorschlag für die oberste Kirchenbehörde — angenommen. Und die Augustana? die theure, theure Kleinod, das so viel Opfer, so viel Thränen und Blut gekostet, diese Heerfahne des gemeinsamen protestantischen Deutschlands, dafür die Väter gerungen, gebetet, gekämpft und geblutet, diese Urkunde derjenigen Union, die Gott gewollt und mit allmächtiger Hand in die Geschichte gezeichnet — sie soll herabgewürdigt werden zu einem Sonderbekenntnisse, auf das die einzelne Gemeinde, wenn es ihr beliebt, ihren Pfarrer bei der Vokation kann verpflichten lassen, oder auch nicht, wie sie will — die Reichsfahne ist hingeworfen für die einzelnen Heerhaufen, Gott gebe, sie nehmen sie mit oder lassen sie liegen. — Noch ist dieser Zustand nicht Gesetz geworden, noch schwebt dies Panier des protestantischen Glaubens auch über Preußen — denn so Etliche, ja Viele nicht glaubten: sollte ihre Untreue Gottes Treue aufheben? — noch gehören wir mit ihm zu dem Leibe Einer Protestantischen Kirche, und so Ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit. Mögen denn einem nichtpreussischen Gliede der gemeinsamen Protestantischen Kirche hier einige Worte gestattet seyn über das neue Unionsymbol.

Doch Symbol? Es ist ja nur ein „vom Ordinanthen ab-

zulegendes materielles Bekenntniß aufgestellt worden, wodurch man nicht die Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Christenthums erschöpfen, sondern eine Bürgschaft und einen Maßstab der Verantwortlichkeit für die evangelische Amtsführung des Ordinand gewinnen will". Lieber, was heißt das? Erschöpft das Apostolicum, das Nicaenum, das Athanasianum, die Augustana die Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Christenthums? Machen sie auch nur Anspruch darauf? „Dies sind die vornehmsten Artikel, die für streitig geachtet werden" — nämlich zwischen den Protestanten und der Römischen Hierarchie — sagt der Schluß der Augustana. Und in ihrer Vorrede heißt es: „Wir überreichen und übergeben unserer Pfarrhern, Prediger, und ihrer Lehren, auch unseres Glaubens Bekenntniß, was und welcher Gestalt sie aus Grunde göttlicher heiliger Schrift in unseren Landen zc. predigen, lehren, halten und Unterricht thun." Das heißt denn doch auch nichts Anderes, als „ein materielles Bekenntniß, welches Bürgschaft und Maßstab der Verantwortlichkeit für die evangelische Amtsführung unserer Pfarrherren und Prediger sey", und verstand es sich von selbst, daß es diese Geltung nicht nur für Kaiser und Reich haben sollte, sondern auch für die Pfarrherren und Prediger erhalten mußte, wie sie es denn auch Jahrhunderte hindurch gehabt. Und eben so will man doch mit dem neuen materiellen Bekenntniß nichts Anderes, als sich sichern und ermessen können, was und welcher Gestalt die, so zum Predigtamt berufen werden, aus Grund göttlicher heiliger Schrift predigen, lehren, halten und Unterricht thun. Da die Predigt kommen soll aus dem Glauben des Predigers, der Glauben aber derer, denen gepredigt wird, aus der Predigt, so kann und wird die Kirche vom Prediger, den sie ordinirt, kein anderes Glaubensbekenntniß fordern, als von welchem sie will, daß es all ihren Mitgliedern gemein sey oder doch werde. Ein solches Bekenntniß ist aber eo ipso Symbol, man gebe ihm den Namen oder wehre sich dagegen. Daher ist es gewiß, daß wenn die Evangelische Kirche in Preußen das neue Ordinationsformular gesetzlich einführt, sie auch ein neues Symbol erhält.

Und zwar ein Symbol voller Ansprüche, in seiner Einleitung wie in seiner Composition. Denn die Einleitung behauptet, der Schlußredaction zufolge, daß die Grundthatfachen und die Grundwahrheiten des Heils vornehmlich in dem bestehen, was das neue Symbol aufzählt. Es macht also einen Unterschied zwischen den vornehmeren und geringeren Glaubensartikeln, behauptet jene zu enthalten, und rechnet folglich Anfang, Mitte und Ende der ganzen Selbstbezeugung Gottes in der Welt zu den geringeren Glaubensartikeln, indem es weder Gott kennt als allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, noch seine Menschwerdung im Sohne durch Empfangniß vom heiligen Geist und Geburt von der Jungfrau, weder von einer Auferstehung derer, die da schlafen, weiß, noch von einer Wiederkunft des Herrn zum Gericht über Todte und Lebendige. In seiner Composition macht es Anspruch, anzugeben, was die allgemeine Christenheit auf Erden bekenne und was insbesondere die ge-

sammte Evangelische Kirche, und Letzteres (wie die Verhandlungen erläutern) theils als protestantischen Gegensatz gegen den Katholicismus, theils als Eigenthümliches der Protestantischen Kirche.

Und allen diesen Ansprüchen will das neue Symbol genügen und obendrein Bürgschaft und Maßstab bieten für die Verantwortlichkeit der Geistlichen in ihrer Amtsführung, indem es, nach der Lieblingsidee eines berühmten Theologen, eine Mosaisarbeit aus Urworten heiliger Schrift ist. Gegen diese Form waren die gegründeten Bedenken erhoben worden. Man hält sie für weggeräumt dadurch, daß in dem formellen Theile des Verpflichtungsformulars dem Ordinand das Versprechen abgenommen wird, „daß er in derjenigen Auslegung der heiligen Schrift, welche nach dem Geiz der Sprachen durch den heiligen Geist geschieht, unter Gottes Beistand treulich und fleißig fortfahren wolle, in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche als Zeugnissen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre". Man hat gemeint, jene Bedenken müßten um so mehr schwinden, als in der Lehrordnung die eigentliche Stelle sey, wo die Kirche sich gegen den Schein zu verwahren habe, als wolle sie mit der Fassung des Bekenntnisses in Bibelworten ihre kirchlichen Begriffe aufgeben.

Was besagt jener Passus des Verpflichtungsformulars? Zuvörderst macht er zur Pflicht: der Schrift Auslegung durch den heiligen Geist. Der Ordinand soll nicht etwa geloben, fortzufahren in derjenigen Auslegung, welche mit der durch den heiligen Geist gegebenen Auslegung der Kirche übereinstimmt, sondern in derjenigen, welche durch den heiligen Geist geschieht. — Mit der sprachgesetzlichen Auslegung durch den heiligen Geist soll der Ordinand nun fortfahren „in Einigkeit mit" den öumenischen Symbolen „als Zeugnissen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre". Dies „Als" ist viel besprochen worden. Man hat authentisch interpretirt, daß es ein quia und quatenus zugleich einschließe, weil „der Umfang der unbedingt geforderten „„Einigkeit"" sich nicht weiter erstreckt, als ihr Motiv, nämlich als das Zeugniß von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten"; — woraus denn zugleich folgt, daß dies auch auf die Worte „Vorbilder gesunder Lehre" anzuwenden ist, und der Ordinand nur gelobt Einigkeit mit den Symbolen, weil sie Vorbilder *) gesunder Lehre sind, sofern sie es sind; mithin auch nur

*) Was überhaupt ist hier unter Vorbild gemeint? Die Deutsche Bibel nennt bekanntlich Vorbild eben so wohl das Vollkommene, dem nachgebildet werden soll, als das Unvollkommene, das erst ein künftiges Vollkommenes präformirt. Warum hier diese Zweideutigkeit? Luther übersetzt mit „Vorbild": *תְּבִלָּה*, *παράδειγμα*, *ὑπόδειγμα*, *παράβολή* (Hebr. 9, 9.), *τύπος*, *ὑποτύπωση* und *ὑπογραμμός*. Man wird gleich sagen, es sey nicht zu verkennen, daß hier aus 2 Tim. 1, 13. die

Einigkeit, so weit die Vorbildlichkeit sich erstreckt. Da nun — Beispiele fehlen nicht — den heiligen Geist sich Jeder anmaßen kann; da die Auslegung bei aller Beobachtung der Sprachgesetze ganz antevangelisch seyn kann, wenn es dem Ausleger am Glauben fehlt; da die Einigkeit mit den älteren Symbolen nicht gefordert wird, sofern sie die Grundthatsachen und Grundwahrheiten des Heils selbst auslegen und damit die gesunde Lehre enthalten, sondern sofern sie jene bezeugen, diese vorbilden: sind wir damit nicht ganz wieder auf das Subjekt gewiesen? — „Aber das gleich folgende materielle Bekenntniß zählt ja diese vornehmsten Grundthatsachen und Grundwahrheiten selbst auf.“ — Um so schlimmer! Eben hiedurch verliert die Hinweisung auf die Symbole alle Bedeutung. Sollen sie dem Ordinandem nur Lehrvorschrift seyn als (d. h. in der Eigenschaft, nach welcher sie sind) Zeugnisse von dem, was die Schrift enthält, und was zum Theil und nach den Hauptfachen sogleich aufgezählt wird, wozu sie überhaupt erwähnen? Kurz, da sie zur Lehrnorm hingestellt werden nicht als die bestimmte evangelische Auffassung und Entfaltung der biblischen Grundwahrheiten und Grundthatsachen, sondern als bloßes Zeugniß von denselben, so bleibt eben die theologische Auslegung ganz wieder dem Subjekte anheimgegeben, und zwar nicht bloß insoweit, sondern weil das nachfolgende Bekenntniß aus Urworten der Schrift besteht, die erst auszulegen sind. Da zudem der Ordinand nicht einmal auf die heilige Schrift, sondern nur auf das Wort Gottes in den prophetischen und apostolischen Schriften — wobei ihm nach dieser Freiheit der Auslegung immerhin frei bleibt, wie weit er sie für Gottes Wort erklären will — verpflichtet wird, so ist es mir unmöglich abzusehen, welche Bürgschaft und welchen Maßstab der Verantwortlichkeit für die evangelische Amtsführung des Ordinanden das Kirchenregiment in diesem Verpflichtungsformular gewinnt, da ihm mit dem einzigen wirklich Objektiven darin, mit der Verpflichtung auf die Grammatik, wenig gebient seyn wird.

Je bedeutungsloser die Hindeutung auf die Symbole durch ihre Herabsetzung zu Zeugnissen von Thatsachen und Wahrheiten wird, für welche wir das majestätische Wort Gottes selbst haben, desto unbegreiflicher ist es, wie man nun als materiales Bekenntniß jene Mosaik aus Bibelworten hat aufstellen können. Ist denn der Begriff eines Glaubensbekenntnisses ganz abhan-

den gekommen? — Als Christus, der Herr, seiner Jünger Bekenntniß von ihm hören wollte, — wiewohl er wußte, daß die Schrift von ihm zeugete, fragte er doch nicht: Bekenntet ihr, was von mir geschrieben steht? sondern: Wer sagt **Ihr**, daß ich sey? Darum besteht auch der Kirche Bekenntniß nicht in dem, was geschrieben steht, sondern in dem, was sie sagt, daß der Herr und sein Wille, seine Thaten und seine Werke seyen. Das Bekenntniß ist das Werk der Kirche, wie die Schrift das Wort Gottes. Dazu geht das Wort Gottes zu den Menschen ein, daß es in ihnen den Glauben wirke, dessen sie im Bekenntnisse sich bewußt werden, welches dann wieder ausgeht von den Menschen, um zu zeugen nicht von den Thatsachen und Wahrheiten des Wortes Gottes an und für sich, sondern von dem, was dasselbe in den Menschen und was die Menschen durch dasselbe geworden und erarbeitet in Glaube, Liebe, Leben und Erkenntniß. Und die Kirche des Herrn hat bekannt. Das Sanktum des Reiches Gottes, in die Menschheit gesäet durch des Herrn Wort, hat nie eine Hauptepoche seiner Entwicklung angetreten, ohne das Ergebnis und den Ertrag seiner bisherigen Entfaltung sichtbar werden zu lassen in einem Bekenntnisse. Eins ist erwachsen auf und aus dem anderen, und hat die früheren vorausgesetzt, und mit und an ihnen ist das Bewußtseyn der Kirche um ihre Heiligthümer gewachsen, wie ihre Kraft und ihre Mittel zur Überwindung des Irrthums in ihrem Innern, wie in der Welt. Eine lange mühevollen und scharfe Zeit voller Kämpfe, Zerstörungen und Demüthigungen ist vergangen, seit unsere liebe mütterliche Kirche ihre letzten Worte gesagt. Aber in Streit und Arbeit ist weiter geforscht, ergründet, entfaltet worden. Nun faßt sich unsere Kirche in dem geistig bedeutendsten Lande der Gegenwart zusammen, es gilt die Fassung eines neuen Bekenntnisses, dasselbe erscheint — und siehe, es ist als wären die Jahrtausende nicht gewesen, als hätte sich nie ein Wort der Kirche gestaltet, als wäre es Nichts mit der ganzen unsäglichen Geistesarbeit, durch welche man den rechten Verstand christlichen Glaubens zu finden und von Lüge, Irrthum und falscher Auslegung zu sondern gesucht; ja man fängt nicht einmal von vorn an, das Wort der Kirche zu sagen; man sagt es gar nicht, man stükkelt zusammen aus Gottes Wort, dasselbe möge ausgelegt werden, wie es wolle. Und die alten Bekenntnisse? Sollen sie nur Etwas seyn, weil und insoweit sie Zeugnisse sind von dem, was auch die Schrift bezeugt (Joh. 5, 39. 15, 27., Apostelgesch. 10, 43., 1 Joh. 4, 14.), weil und insoweit sie das vorbilden, was auch die apostolischen Schriften vorbilden (2 Tim. 1, 13.), so sind sie Nichts mehr. Denn in allem Übrigen sind sie Wort der Kirche, eben hierin beruht ihre Kraft und Bedeutung, das ist ihr Wesen und ihr Werth; und als Wort der Kirche sollen sie abgethan seyn. Warum? Sind sie aus Grund heiliger göttlicher Schrift bisher widerlegt worden? Oder hat man ein Neues zu sagen ge-

ἡποτίπῳς ὑγιαίνοντων λόγων zu verstehen sey. Aber man übersehe nicht, daß dabei steht, ὃν παρ' ἐμοῦ ἤκουσας; wonach unter gesunden Lehre also grade die apostolische Lehre zu verstehen, deren ὑποτύπῳς, deren Musterbild wir nur in der heiligen Schrift selbst besitzen. Wendet man diese Schriftstelle auf die Symbole so ohne Weiteres an, so sagt man offenbar zu viel von ihnen. Aber freilich, jenes Als — verstehe Weil und Insoweit — macht Alles wieder gut. Der Ordinand wird ja selbst wissen, binnen welcher Gränzen er sie in Einklang mit den apostolischen Worten findet, bis wie weit er sie folglich als Recapitulation derselben und mithin als ὑποτύπῳς anzusehen und sich in Einigkeit mit ihnen zu halten habe.

habt, davor das Alte schier vergangen wäre? Oder hat man auch nur zu behaupten gewagt, die alten Bekenntnisse müßten weggeschafft werden? Man will ja noch jene bedingte Einigkeit mit ihnen, ja man gestattet den einzelnen Gemeinden noch, ihre Prediger bei der Vokation auf sie verpflichten zu lassen. — Aber nein, die Union mußte ihre symbolbildende Kraft zeigen — jene Union des Zusammenwachsens, nicht die Union der organischen Entfaltung.

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Gott hat die verschiedenen Glieder der Evangelischen Kirche gesetzt zu Einem Leibe, wenn auch ein jedes sonderlich, und diese Einheit kann und soll nicht eine bloße Abstraktion bleiben, sondern Leben und That werden. Gewiß hat dieser Gedanke mit zu Grunde gelegen, als in Preußen die Union verkündigt wurde. Ausgesprochen wurde er nicht. Die Union wurde zum größten Theile vollzogen, aber nicht von Innen heraus, sondern von Außen herein. So wurde sie eine rein äußerliche Thatsache und ist als solche gegenwärtig ein fait accompli. Nun gilt es, daß sie sich auch nach Innen mit sich selbst auseinandersehe, daß sie sich auch in Glauben und Lehre vollziehe. In dieser Hinsicht ist sie noch durchaus bildsam, und kann entweder zu jener organischen Union werden, welche ihre Einigkeit als Evangelische Kirche mit Freude und Ernst anerkennt und bethätigt, während sie ihre organische Geschiedenheit als Lutherische und Reformirte Kirche achtet, ehrt und mit treuem Herzen bewahrt, gleichwie man von ganzer Seele Deutscher seyn kann und doch eben so auch Preuße, Hannoveraner, Hesse; — oder sie kann eine unorganische Union werden, wo vermengt und vermischt wird, was auseinander gehört, oder wo man das bereits in den Kirchen verschiedenartig Entfaltete rückbildet in einen unentwickelten problematischen Zustand, wenn man es nicht etwa ganz fallen läßt, als seinem Gegenstande nach nicht der Mühe werth. Allerdings* gibt es noch ein Drittes. Denn das Sondernde beider Kirchengliederungen, die Unterscheidungslehren können nur in dreifacher Weise behandelt werden: erstens man behält sie bei, oder zweitens man gibt sie auf, oder drittens man findet die höhere Einheit für sie, in welcher die Gegensätze beide zu ihrem Rechte kommen und nur als einzelne Seiten derselben Wahrheit erscheinen. Ist dies Letztere bis jetzt mit einer einzigen Sondernungslehre der Lutherischen und Reformirten geschehen? Bekanntermaßen nicht. Sind die Gegenstände der Sonderlehren ohne Erheblichkeit für das entwickelte christliche Bewußtseyn? Gewiß doch auch nicht. Ist die Arbeit, welche die edelsten Geister beider Kirchen je nach ihrer Weise auf die Begründung und Entfaltung dieser Lehren gewendet, unfruchtbar und vergeblich

gewesen? Wer möchte das behaupten! Aber wer den gegenwärtigen Zustand der Kirche, der Theologie, der Dogmatik kennt, muß eingestehen, daß diese dritte Art der Union auch noch keine Spur ihrer Entstehung gezeigt hat. Ja, wer die Zeichen am Himmel der Geschichte einigermaßen zu deuten versteht, wird zugeben, daß diese Verklärung der Gegensätze vorerst noch nicht eintreten kann. Menschliches Rennen und Mühen ist nicht das Mittel, sie herbeizuführen. Sie ist aber für die Evangelische Kirche gegenwärtig, wie keine Möglichkeit noch Wirklichkeit, so auch keine Nothwendigkeit. Es ist eine überaus oberflächliche Meinung, daß es sich nur um eine Differenz in untergeordneten Punkten der gläubigen Erkenntniß handle. Untergeordnet können die Sonderlehren, kann das ganze Wissen nur genannt werden gegen das Eine, was noth ist, gegen den Glauben, der gerecht und selig macht, gegen die Liebe, die nimmer aufhört, gegen die Hoffnung, die fröhlich macht und darin wir schon selig sind. Wäre man nicht hierin, ja wäre man nicht in allen Stücken, auf welche die Evangelische Kirche als solche und im Ganzen basirt ist, zwischen beiden Theilen einig, wie wäre überhaupt an irgend eine Union zu denken gewesen? Wie hätte sie auch nur als äußerliche Thatsache consummirt werden können? — Alle Verwirrungen und Verwickelungen in der Preussischen Kirche, welche größtentheils offenbar Folge der Union sind, sind nicht aus der Union als solcher, sondern aus ihrer unorganischen Auffassung und Durchführung entstanden, welche auch der wärmste Freund der Union tadeln kann, ja um so mehr tadeln muß, je mehr es ihm mit der Union Ernst ist. Man wollte nicht eine einige Evangelische Kirche innerhalb ihrer beiden Gliederungen, man wollte nicht Einigkeit, sondern Uniformität. Dieser zu Liebe mußte man natürlich die in manchen Stücken einander entgegengesetzten Sonderbekenntnisse fallen lassen, und mit den entgegengesetzten ließ man auch das gemeinsame, das Augsburgerische Bekenntniß, fallen. Sehen wir das neuvorgeschlagene Unionsymbol von 1846 nun an — welche Auffassung der Union hat daran ihre symbolbildende Kraft gezeigt? Offenbar jene, welche das bereits in den Kirchen verschiedenartig Gestaltete zum Theil rückbildet in einen unentwickelten problematischen Zustand, zum Theil ganz fallen läßt, als seinem Gegenstande nach nicht der Mühe werth. Und nochmals: Nicht ein Wort der Kirche hat diese unirte Kirche, ich will sagen, diese Auffassung der Union, welche sich neben und außer und über die confessionellen Gegensätze stellt, zu sprechen gewußt, da sie den Mund aufthat.

(Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 31. Oktober.

N^o 87.

Das neue Symbol.

(Von einem Nichtpreußen.)

(Schluß.)

Daß diese Auffassung der Union in dieser wichtigsten Frage hat durchbringen können, während doch darin, daß man den einzelnen Gemeinden das Recht zugestand, auf die Sonderbekenntnisse bei der Vokation zu verpflichten, eine Anerkennung der organischen Auffassung liegt, würde unbegreiflich seyn, wenn man nicht offenbar zugleich ein Abkommen mit denen treffen wollen, welche in das gemeinsame Wort der Evangelischen Kirche, in das Augsburgische Bekenntniß, nicht mehr einstimmen können. Darum wird der Tempel der Väter, wo nicht niedergedrückt, doch verlassen, und statt seiner ein säuberlich geordneter Haufen roher Bruchsteine gegeben, daraus nun Jeder bauen kann, wie er will. Darum zerreißt man den Zusammenhang mit der Evangelischen Kirche der Vorzeit und mit der des Auslandes. Der Glauben der Kirche und sein Ausdruck muß denen weichen, die ihm widersprechen, damit nur Friede! Friede! gerufen werden könne, da doch kein Friede ist. Auch das sind Früchte jener Auffassung der Union, die für ihr Uniren am Ende jede Gränzlinie aus den Augen verliert, und für die dann freilich auch die Augustana kein allgemeines Grundbekenntniß mehr bleiben kann. Hat man doch in dem Verpflichtungsformular nicht einmal ihren Namen ertragen können. Er klang nicht „erbauend“ genug. — Ja, die Augustana mußte namenlos unter den übrigen reducirten Bekenntnissen mitlaufen, weil sie sich gegen die reformirten Sonderbekenntnisse nicht hervorthun durfte. Welches Wirthsal! Wodurch ist die Augustana denn Symbol der Lutheraner geworden? Dadurch, daß die Wittenbergischen Reformatoren sie gemacht, oder dadurch, daß die Lutherischen Protestanten sie als ihr Bekenntniß angenommen? Haben das die Deutschen Reformirten bei den Westphälischen Friedensverhandlungen nicht ebenfalls gethan? Und für die Preussischen insbesondere: Steht sie nicht ausführlich in der Sammlung der reformirten Bekenntnisschriften für das Churfürstenthum Brandenburg? Steht sie nicht eben so an der Spitze der Bekenntnisse, welche in das officielle, „nach den Beschlüssen der Synoden“ herausgegebene Gesangbuch für Jülich, Cleve, Berg und die Grafschaft Mark (die einzigen ursprünglich ganz reformirten Lande Preußens) aufgenommen sind? Ist sie mithin nicht gleichfalls Symbol der Reformirten Kirche in Preußen? nicht eben darum das rechte, wahre Unionsymbol? Aber nein, auch nicht genannt darf sie werden. Würde, könnte so verfahren werden auf dem Standpunkte einer organischen Union? —

Es wird zur Ironie, wenn man an die Rede Schleier-

macher's erinnert hat, daß einer neuen Entfaltung der Glaubenslehre auch eine neue Entfaltung des Glaubenslebens vorangegangen seyn müsse. Bekanntlich ist dieser Satz nur relativ richtig, aber auch nur so wende man ihn einmal auf das neue Symbol an! — Die Augsburgische Confession, in so kurzer Zeit sie auch niedergeschrieben wurde, war nicht bloß das Ergebniß der Wittenberger und der übrigen gleichzeitigen Reformationskämpfe von 1517 bis 1530, mit welchen dreiundzwanzig Jahren man die neunundzwanzig Jahre der Union in Preußen schwerlich wird vergleichen wollen, sondern des ganzen Reformationskampfes, wie er seit Jahrhunderten sich in der Römischen Kirche entwickelt hatte, und die reifen Früchte des neuen Bekenntnisses von 1530, die unsere Reformatoren pflückten, waren in langen bildungs- und erfahrungsreichen Zeiten, unter schweren Kämpfen im Glauben und für den Glauben, herangewachsen. Da ist festes, bestimmtes, entwickeltes Glaubensbewußtseyn, da ist Wort der Kirche, unversteckt, klar und präcis ausgebrückt. Aber was hilft das Alles? Auch die Augustana muß dem neuen Symbol weichen. Denn auch sie bleibt nur noch gültig, insoweit (das Weil erstreckt sich kein Saarbreit weiter) sie diejenigen Hauptartikel bezeugt und Vorbild derjenigen apostolischen Lehren ist, — welche das neue Symbol enthält. Ihre ganze Gültigkeit geht daher in dem neuen Symbol auf und an dasselbe über. Man sieht, daß es mit der Rückbildung der bisher entfalteten Kirchenlehre in den problematischen unentwickelten Zustand Ernst ist.

Und nun betrachte man, was dies anspruchreiche Symbol bietet, im Vergleiche mit dem, was es verdrängen will! Die Augustana spricht deutlich und ohne Rückhalt aus, was Glaube und Lehre der Evangelischen Kirche sey, sowohl insofern selbige organische Fortsetzung der alten wahren Kirche und gliedlicher Theil der allgemeinen gegenwärtigen Kirche Christi, als insofern sie deren höhere Fortbildung und geläuterte Entwicklung für sich und im Gegensatz gegen die alten Kirchen ist. Dies stellt sie größtentheils in bewundernswürdiger Kürze und Bündigkeit positiv dar, negirt zugleich die Irrlehren, und sagt mit vollem Recht selbst am Schlusse des 21sten Artikels: „Dies ist fast die Summa der Lehre, welche in unseren Kirchen zu rechtem christlichen Unterricht und Trost der Gewissen, auch zu Besserung der Gläubigen gepredigt und gelehrt ist, wie wir denn unser eigen Seel und Gewissen je nicht gern wollten vor Gott mit Mißbrauch göttlichen Namens oder Worts in die höchste und größte Gefahr setzen, oder auf unsere Kinder und Nachkommen eine andere Lehre, denn so dem reinen göttlichen Worte und christlicher Wahrheit gemäß, fällen oder erben.“ Solche Summa der Lehre, so die gläubige Erkenntniß aus der Schrift und aus dem schriftmäßigen Glaubensleben gefördert und gewonnen, hat die Kirche

nöthig, um ihrer selbst bewußt und gewiß zu seyn, um ihren einzelnen Dienern bestimmt sagen zu können, welche Auffassung der in der Schrift gegebenen Thatfachen und Wahrheiten sie in Einstimmigkeit mit der Kirche festzuhalten oder zu meiden und zu verwerfen haben; um Bürgschaft und Maßstab zu haben, daß ihre Diener nicht Auffassungen des göttlichen Wortes predigen, nicht Lehren aus demselben entwickeln, welche für irthümlich, verwerflich und gefährlich längst von der Kirche erkannt sind. Die Augustana, das Gemeinsymbol der Protestantischen Kirchen leistet dies, sie hat es länger denn zwei Jahrhunderte bewiesen. Auch das neue Unionsymbol? Man hat in ihm nicht die geringste Gewähr, daß ein Ordinand, der dies Bekenntniß ablegt, im gemeinsamen Glauben der Evangelischen Kirche stehe. Denn man vergesse nicht, daß es in unseren Tagen unmöglich ist, diesen Glauben seiner inneren Entfaltung zu entleeren und sein ausgestaltet Gewächs wiederum rückzubilden in samenhafte Unentwicklung. Jeder Ordinand tritt bereits herzu mit einer bestimmt ausgebildeten Lehre, sey sie evangelisch oder antievangeltisch. Ist sie letzteres, so wird er so gut wie tausend Irrelehrer nicht nur sein System in der Schrift finden, sondern auch die Bibelstellen des neuen Symbols in dessen Sinne auslegen. Die Lehrordnung bürgt nicht, daß er gegen die kirchlichen Begriffe anpredige, denn nicht auf sie, sondern auf diese Bibelstellen wird er verpflichtet. Man denke sich, daß das neue Symbol dem verstorbenen Dinter, von dem Niemand sagen wird, er habe im gemeinsamen Glauben der Evangelischen Kirche gestanden, vorgelegt würde. Er würde es sammt dem formalen Introitus ruhig unterzeichnen und sagen: „Wie ich die Sachen erkläre, steht in meiner Schullehrerbibel. Ihr sagt, das seyen meine eigenen Meinungen, oder irgend welche menschliche Satzungen? Freilich, was können Erklärungen und Auslegungen anders seyn? Zum Nichtmaß meiner Lehrvorträge nehme ich sie auch nicht, da halt' ich mich an's Praktische der Schrift, die ja, recht verstanden, in einzelnen Theilen Gottes Wort enthält. Wie wollt ihr mir beweisen, daß ich nicht eben so gut durch den heiligen Geist auslege, als ihr? Auch hoffe ich dabei Gottes Beistand zu haben, und Treue und Fleiß kann ich belegen. So weit sämmtliche Symbole Zeugnisse von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbilder gesunder Lehre sind, stimme ich vollkommen mit ihnen überein, denn wo ich von ihnen abweiche, sind sie dies eben nicht; und lege ich nicht überall nur den Nachdruck auf die in dem neuen Symbol angeedeuteten Lehren, so ist ja zugestanden, daß dieselben die Grundartikel des Christenthums nicht erschöpfen. Ich mache es wie Christus und halte mich an's Praktische, das größtentheils grade nicht erwähnt ist.“ — Wenn ein nach dem neuen Bekenntniß verpflichteter Geistlicher so spricht und verfährt, was will man ihm anhaben? Weiß man nicht, welche Irrelehren sich schon aus der Schrift zu rechtfertigen gesucht haben? welche antievangeltische Lehren sich sogar aus den angeführten Schriftstellen herausspinnen lassen, wie z. B. der so bedenkliche und gefährliche Antinomismus? Verträgt sich mit ihnen nicht beinahe jede christologische Irrelehre, nicht der Arianismus, Nesto-

rianismus, Eutychianismus, Monophysitismus, die moderne Lehre vom idealen Christus u. s. w.? Leisten sie ferner Gewähr gegen pantheistische Lehren? gegen die gegenwärtig so verbreiteten Irthümer über die Lehre vom heiligen Geist? gegen antievangeltische Lehren über die Sakramente, über weltliche Obrigkeit, über Wiederkunft Christi zum Gericht, über freien Willen, über Ursach der Sünden? Mit nichts. Alles das kann gelehrt und gepredigt werden, und jeder deshalb bezüchtigte Geistliche kann mutatis mutandis antworten wie Dinter. — Gewiß wird Mancher über die Schreckbilder der angeführten Häresien lächeln. Selbst Wohlgesinnte werden meinen, es seyen gegenwärtig weit tiefere Schäden zu heilen, als dergleichen Irthümer. Allerdings sind von Geistlichen, ja von der Kanzel herab noch ärgere Dinge gehört worden. Allein Erstens: Sollen der Unglauben und die Irthümer der einzelnen Prediger, und wenn sie auch die Mehrzahl bildeten, den Glauben und die Wahrheit der Kirche aufheben? Soll sie um Jener willen die theure Errungenschaft ihrer Kämpfe und Entwicklungen aufgeben, und Alles, was sie für gewiß erkannt, abermals in's Ungewisse stellen? allen den Gefahren, die sie darin bisher glücklich überwunden, sich von neuem bloßstellen? Zweitens: Wird man die Schäden der Kirche dadurch heilen? Zudecken wird man sie vielleicht. Aber in reiner gesunder Lehre und Glauben besteht die Gesundheit der Kirche. Drittens: Da die ganze Formel nur für künftige Ordinanden berechnet ist, so macht man durch ihre Unzulänglichkeit Übel ärger. Denn man erhebt durch sie die Subjektivität der Lehrauslegung zum Gesetz, und fixirt Zustände der Unsicherheit eben da, wo man sie wegräumen sollte und wollte. Dies Alles aber würde vermieden seyn, wenn man treu und einfach die Augustana als das Gemeinsymbol der unirten Kirchen festgehalten hätte.

„Aber kann denn die Augustana dem Ordinanden bei der Ordination abgefragt werden?“ Nein, und ich hätte außer der gerügten höchst traurigen Unvollständigkeit des neuen Symbols in Fundamentalartikeln, wie in den Lehren von der Schöpfung, Menschwerdung, vom heiligen Geiste, vom jüngsten Gericht und Auferstehung der Todten u., wenig *) dagegen zu erinnern, daß es bei dem Ordinationsakt angewendet würde, wenn nur die Augustana nicht durch den formalen Introitus für die kirchliche Gesetzgebung nach ihrem Lehrinhalte beseitigt und aufgehoben würde. Allein wir haben gesehen, wie sie eben dadurch von dem neuen Bekenntniße resorbirt und absorbirt wird. Und da müssen wir denn noch Eins beklagen, was das neue Symbol bringt. In der Augustana hatten wir sämmtlichen Deutschen Protestanten bisher einen Einigungspunkt, „ein gemeinsames

*) Unter dies Wenige rechne ich jedenfalls, daß man das prophetische Amt Christi durch die Worte der Emmausjünger (Luc. 24, 19.) bezeichnet hat; Worte, welche die Prophezie des Herrn durchaus nicht nach ihrer Eigenthümlichkeit hervorheben und eben sowohl auf einen Elias passen würden. Denn auch der Herr, obgleich die beiden Jünger ihn *ἀνὴρ προφήτης, δυνατὸς ἐν ἔργῳ καὶ λόγῳ*, genannt, nennt sie demungeachtet *ἀνθρώποι καὶ βρωμαῖς τῇ καρδίᾳ, τοῦ πιστεῦν ἐπὶ πᾶσιν οἷς ἐλάλησαν οἱ προφῆται*.

Band der Deutschen Evangelischen Kirche". Hinfort existirt dasselbe, wenn das neue Symbol, was Gott verhüten wird, Geltung erlangen sollte, nur noch zwischen uns und denjenigen einzelnen Preussischen Gemeinden, welche auf die Augustana vociren und dadurch beweisen, daß sie mit uns im Bekenntnisse, als Worte der Kirche, sofern einig sind, als die Augustana einigt. Die ganze Preussische Landeskirche aus solche ist dadurch aber atomisirt.

Ich hoffe nicht, daß man gegen uns Nichtpreußen, welche das Reichsbanner der Evangelischen Kirche festhalten, die lose Rede wiederholen wird, wir „hielten starr an der Fassung des Christenthums, wie wir solche aus den Anfängen der Reformation ererbt“ u. s. w. Wir glauben nicht an die Augustana, sondern mit ihr. Wir wollen nicht auf der Entwicklungsstufe des Evangelischen Christenthums, welche sie bezeichnet, stehen bleiben; wir wollen nur das Gold nicht wegwerfen, wohl wissend, daß dieselbe Entwicklung, welche es aus den Erzstufen herausgeschmeltzt, ihm auch die höhere und reichere Ausgestaltung geben wird, wenn die Zeit gekommen ist, wobei es dann aber sicherlich dasselbe Gold bleiben und als dasselbe sich bewähren wird.

Hoffen wir aber auch von der Weisheit des Preussischen Kirchenregiments, daß es uns jenes gemeinsamen Bandes nicht beraube, daß es die alte Reichsfahne nicht fallen lasse, daß es ein Wort der Kirche forttonen lasse und nicht dem Subjektivismus Thür und Kirche geschildlich öffne.

Kirchliche Mittheilungen über das Großherzogthum Hessen.

Zweiter Artikel.

Die Beantwortung der Frage: Hat die Großherzogl. Hessische Landeskirche eine Verfassungsurkunde? führt uns nothwendig zurück bis in die Zeiten der Constituierung dieser Kirche, d. h. bis in das sechzehnte Jahrhundert.

Die Hessische Landeskirche hat seit ihrem Entstehen drei verschiedene Stadien der Verfassung durchlaufen.

Das erste Stadium begann mit der Synode von Homberg, 1526. Die Landeskirche ruht auf demokratischem Elemente. Das Kirchenregiment ist fast ausschließlich in den Händen der Gemeinden und deren Vertreter.

Das zweite Stadium begann mit der wirklichen Einführung der Superintendenten, 1537. — Die Landeskirche steht autonomisch unter Bischöfen mit dem Titel Superintendenten. Synodalverfassung.

Das dritte Stadium beginnt mit Ende der Synodalverfassung, 1583. Das Kirchenregiment geht in die Hände des Landesherrn über. Censistorialverfassung.

Die Synode von Homberg, im Oktober 1526, womit das erste Stadium der Hessischen Landeskirche beginnt, errichtete die Kirche auf dem demokratischen Elemente. Es war das allgemeine Priesterthum, das dabei sich geltend machte.

In die Gesamtheit der Gemeinden, als den Erben der von Christo seiner Kirche übertragenen Vollmacht, fiel der Schwerpunkt der Gewalt. Doch bewegten sich die Einzelgemeinden unabhängig, sobald sie sich auf eine Schriftstelle stützen konnten. Denn der heiligen Schrift sollte Alles unterthan seyn. Dem Landesherrn hatten die Beschlüsse nur eine vorübergehende Macht über die Kirche eingeräumt. Die Gemeinden wählten ihre Geistlichen und setzten sie wieder ab, nach Belieben; nur daß sie sich auf der jährlichen Synode darüber genügend erklären mußten. Diese Synoden wurden von jeder Gemeinde jährlich besandt, jeder Geistliche war deren Mitglied. Dreizehn von der Synode erwählte Geistliche bildeten einen Ausschuß, an deren Spitze eine permanente Commission von drei Mitgliedern stand, Visitatoren genannt, welche die laufenden Geschäfte besorgten.

Für die Zukunft war dem Landesherrn dabei kein Recht eingeräumt worden, als den Ort und den Anfang der Synode jedesmal zu bestimmen, und in den Sitzungen der Synode, den öffentlichen wie geheimen, zu assistiren und einfach mitzustimmen.

Die Ideen also, welche heut zu Tage wieder so häufig verfochten werden, waren zu Homberg praktisch geworden. Aber sie hatten einen übeln Erfolg.

Bald wurden von vielen Seiten Klagen erhoben. Unwissende Pfarrer wurden von Gemeinden und sogar von Amtsfrechten eingesetzt; die Pfarrgüter wurden von den habgütigen Bauern an sich gerissen, und die Zügellosigkeit der Sitten, die Verachtung des Heiligen nahm so reißend überhand, daß schon im Jahr 1532 der früher abgeschaffte Chorrock den Geistlichen durch Synodalbeschuß vom Landesherrn publicirt, mit dem merkwürdigen Zusatz zurückgegeben wurde, „um die fast ganz erloschene Ehrfurcht des Volkes etwas zu beleben.“

Da jedoch mit solchen äußeren Mitteln nicht gründlich geholfen werden konnte, aber der Sittenverfall, die Sakramentsverachtung und die religiöse Gleichgültigkeit überhand nahmen, so wurde endlich der schon früher ausgesprochene Wunsch, dem beweglichen und veränderlichen Elemente der Kirchenverfassung ein schriftgemäßes Correctiv durch eine lebenslang fungierende Kirchenbehörde beizuordnen, verwirklicht, und für jede der sechs Grafschaften, welche unter einem und demselben politischen Oberhaupt standen, ein lebenslänglich fungirender Bischof, volle Gewalt übend, aber den Namen Superintendent führend, angeordnet.

Die Superintendenturverfassung oder die bischöfliche war auch zugleich Synodalverfassung. Jeder Superintendent hatte in seinem Sprengel jährlich eine Specialsynode, und gemeinschaftlich mit den anderen Superintendenten eine Generalsynode abzuhalten. Umfassende, die Kirchenzucht, die Kirchenvorstände, den Jugunterricht in organischem Verhältniß ordnende Kirchengesetze, Kirchenordnungen genannt, führten endlich einen Zustand der Hessischen Landeskirche herbei, welcher dem des Urchristenthums nachgebildet war und eine Zeitlang ähnlich sah. Die Superintendenturverfassung bewährte sich besonders während der Gefangenschaft des Landgrafen in der standhaften Ablehnung des Interims. Sie

wurde endlich in der 1566 gegebenen allgemeinen, sogenannten großen Kirchenordnung bestätigt. Diese 1566 gegebene allgemeine Kirchenordnung bildet die Verfassungsurkunde der Hessischen Landeskirche. Sie wurde mit Wahrung aller kanonischen Formen verfaßt, berathen, von der Kirche und dem Staate genehmigt und landesherrlich publicirt. Alle folgende General-Synoden haben sie anerkannt und aufrecht erhalten. Alle späteren Ausgaben der Kirchenordnungen des Großherzogthums Hessen, sowohl die von 1574, als die von 1662 und die von 1724 sind nur Auszüge und in die Kürze gedrängte Uebersetzungen jener merkwürdigen und in Deutschland vielleicht einzig dastehenden, aber jetzt fast vergessenen Kirchenordnung. Selbst der jetzige Großherzogl. Hessische Prälat, Dr. Köhler, sagt in seinen „Aphorismen über den Rechtszustand und die Verfassungsgeschichte“ der Landeskirche (Archiv der R. Rechtswissenschaft von Weiß I. S. 138.: „Die Kirchenordnung von 1724, die letzte, welche bis jetzt im Großherzogthum Hessen erschienen, ist zwar zum Theil außer Gebrauch, „jedoch ohne daß ihre Rechtsgültigkeit jemals ausdrücklich wäre aufgehoben worden.“

Und was sagt diese Verfassungsurkunde der Großherzogl. Hessischen Landeskirche?

„In der Lehre ist keine Ungleichheit noch Veränderung.“ D. h.: „In der Substanz und Wesen und im Fundament der Lehre kann man nicht sagen, daß eine Veränderung sey.“ — „Diese ewige, unwandelbare und allezeit gleiche Lehre der Kirche bekennen wir, daß sie in den Büchern des Gesetzes, der Propheten, Evangelisten und Aposteln, beide im Alten und Neuen Testament verfaßt ist.“ — „Diemeil die Augspurgische Confession aus der heiligen Schrift gezogen und mit der gänzlich übereinstimmt — bekennen wir uns auch in allen Punkten zu derselbigen.“

Sie durch ist also diejenige Schrift kirchengesetzlich festgestellt, welche der Hessischen Landeskirche in allen Punkten der Lehre zur Norm dienen muß, und welche ihren specifischen Unterschied von den übrigen christlichen Confessionen urkundlich darstellt.

An dieser Schrift hat darum die Hessische Landeskirche und haben alle folgende Landesherren festgehalten. Ja, als man die Ubiquitätslehre und deren Tochter die Concordienformel von Sachsen her durchaus einführen wollte und die Hessischen Fürsten getheilter Ansicht waren, haben sich Staat und Kirche, sammt deren Universität lieber halbiren und blutig zerreißen lassen, als daß sie ihrer Überzeugung und dem Augsb. Bekenntniß untreu geworden wären. Sogar die zerrissenen Theile hielten an der letzteren fest. Sie war unter allen Stürmen der theure Schild, von welchem es nach Sparterstätte hieß: entweder lebend mit, oder todt drauf.

Beweis für diese Behauptung liefert das Testament L. Ludwig's von Marburg († 1604). Dieser, eingedenk der Worte

in dem Testamente seines Vaters Philipp's des Großmüthigen, „seine Söhne sollten die Prediger und Schulmeister in guter Reformation halten, daß sie Inhalt der Augsb. Confession gemäß lehren“, machte die ganze Marburger Erbschaft von der Bedingung abhängig, daß darin die 1530 dem Kaiser übergebene Augsb. Confession aufrecht erhalten und fortgepflanzt werde.“

„Unter solchen kirchengesetzlichen Bestimmungen ging die Landeskirche in das dritte Stadium über, ohne daß jedoch im ganzen sechzehnten Jahrhundert ein Consistorium wäre errichtet gewesen. Die Synoden hatten zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts aufgehört; die Consistorien traten aber erst im siebzehnten in der Hessischen Kirche auf.

Aber auch in diesem Stadium bekanten sich alle Regenten des Landgr. Hessen-Darmstädtischen, jetzt Großherzogl. Hauses zu der alten Kirchenordnung mit ihrer Lehre, wie sie in der Augsb. Confession aus der heiligen Schrift gezogen und mit der gänzlich übereinstimmend begriffen war.

Ja noch mehr. — Der Landgraf Georg II. († 1661) gab sogar „seinen geliebten Unterthanen“ in seinem Testamente „das ewige, unwiderrufliche Privilegium“: „daß sie nicht eher ihrem neuen Regenten die Erbhuldigung zu leisten verpflichtet seyen, bis derselbe mit Schrift und Siegel die Festhaltung der jetzigen unveränderten Augsb. Confession versprochen hätte.“

Und im Weigerungsfalle sollten sie berechtigt seyn: „sich bei den Herren Agnaten und Erbverbrüdernten (dies sind die Sächsischen Häuser und Preußen) zu beklagen, und dieselben um Manutenez obbesagten Privilegii zu bitten.“

Ganz in Übereinstimmung hiemit wurde im Jahr 1785 den Professoren der Theologie an der Landesuniversität Gießen die eidliche Verpflichtung auf die heilige Schrift und die Augsb. Confession mit dem ausdrücklichen Anfügen erneuert: *cum conform. sint* — der Kirchenordnung von 1566 „diemeil sie mit der heiligen Schrift übereinstimmt.“

Und eben so wurden noch im Jahr 1822 bei Gelegenheit der Kirchenunion in Rhein Hessen im §. 3. der landesherrlich bestätigten Unionsurkunde „die beiden, bisher getrennten, Confessionen gemeinschaftlichen, symbolischen Bücher auch fernerhin als Lehrnorm sanktionirt.“

Damit glauben wir aber unwiderleglich bewiesen zu haben, daß die rechtliche Gültigkeit des ehrwürdigsten und ältesten aller protestantischen Symbole, des Augsb. Bekenntnisses, für die Kirche des Großherzogthums Hessen über allem Zweifel steht. Ja wir behaupten sogar in Folge des Obigen: daß die Großherzogl. Landeskirche dasselbe gar nicht aufgeben kann, ohne sich zugleich selbst aufzugeben. —

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 4. November.

N^o 88.

Diesterweg, Rousseau und die historische Wahrheit. Von Karl v. Raumer.

„Als erste Bedingung, unter welcher intellektuelle Bildung zu gewinnen ist, stellen wir die unbedingte, reine Liebe zur Wahrheit auf.“

Diesterweg (Wegweiser 1, 18.).

Im zweiten Theile meiner Geschichte der Pädagogik gab ich eine Schilderung Rousseau's, in deren Eingang sich folgende Stelle findet: *)

„Eine Charakteristik dieses Mannes ist außerordentlich schwer, was man schon daraus abnehmen könnte, weil er von den Einen in den Himmel erhoben, von den Anderen in gleichem Maße heruntergesetzt wurde. Was noch mehr ist: seine entschiedensten Gegner loben Einzelnes sehr an ihm, dagegen enthusiastische Verehrer nicht umhin können zu gestehen, daß er sich öfters als ein Narr, ja als sehr böse gezeigt habe.“

Rousseau hatte die eminentesten natürlichen Gaben. Mit genialer Originalität trat er kühn, neu, pikant seinen abgelebten, heruntergekommenen Zeitgenossen entgegen; ein vollendeter Meister des Styls übte er eine unerhörte geistige Gewalt über sie. Mit verzehrendem, schonungslosen Ingrimme fluchte er dem tiefen, sittlichen Verderben seiner Zeit, ward aber selbst von ihren trüben Fluthen fortgerissen. Ergriffen, ja besessen von einer bitteren Reue, sagte er im eigenen Namen und im Namen des in Sünden versunkenen Frankreichs die Beichte. Allein es war eine Reue zum Tode, und statt des Friedens der Absolution verankert er selbst tief in feindseligen Haß; den Anderen aber verkündete er mit Entschiedenheit das Strafgericht der hereinbrechenden Revolution. Verzweifeln lehnte er sich aus seinem armseligen Zustande heraus nach einem klaren unschuldigen Dasein, doch nie die eigene Schuld eingestehend.

Wir können viel von ihm lernen, besonders wenn er, empört über Sünde und Unnatur seiner Zeit, divinatorisch das Gegentheil des Herkömmlichen lehrt. Aber wir dürfen uns ihm nie hingeben, wir haben es mit einem complicirten, versatilen, unreinen, eiteln Manne zu thun, welcher den Unachtsamen durch eine Virtuosität in der Sophistik, die kaum ihres Gleichen hat, irre führt. Besonders in religiöser Hinsicht, wie wir sehen werden.“

Ich bemühte mich nun redlich, die so angedeuteten Licht- und Schattenseiten Rousseau's gerecht und wahr zu schildern. Was Rousseau's Tod betrifft, so berichtete ich über denselben Folgendes: er „starb 1778 im 66sten Lebensjahre; man glaubt,

er habe sich selbst vergiftet, ein Glaube, den später Girardin zu widerlegen suchte.“ Zugleich citirte ich die Quelle dieser Nachricht. — Wie hätte ich ahnen können, daß diese wenigen, ganz absichtslos, sine ira et studio, niedergeschriebenen Worte, Veranlassung zu den gehässigten Angrissen gegen mich geben würden? —

Ich darf wohl voraussetzen, den Lesern seien die religiösen Streitigkeiten bekannt, welche zwischen Herrn Diesterweg und dem Herrn Missions-Seminar-Inspektor Richter in Barmen u. A. stattfanden. Richter hatte in einer Streitschrift Rousseau geschildert und sich hiebei auf meine Geschichte der Pädagogik berufen. Dies veranlaßte Diesterweg, in seiner Entgegnung auch mich aufs Heftigste anzugreifen und meine Geschichte zu verdächtigen. Er sagt: *) „Raumer verschmäh't es sogar nicht, Klatschgeschichten zu verbreiten. . . . Ich referire zur Probe nur das Eine, daß Richter dem Herrn v. R. nacherzählt, Rousseau habe sich umgebracht. Es ist ein von seinen Feinden ersonnenes, aber längst widerlegtes Märchen.“ — Weiterhin spricht Diesterweg von fünf der bekanntesten Werke Rousseau's und fährt dann fort: **) „Dieses sind einige von den vierundachtzig Werken, die er in einem Zeitraume von vierundvierzig Jahren zu Stande brachte. Das ist nichts — in den Augen der Lasterer, der Homunculi, der Nostri; aber wer von ihnen hat sie gelesen, hat nur jene Hauptwerke gelesen? Ist es nun nicht eine ungeheure Schmach (die, wenn sie unter uns allgemein würde, oder auch nur sich weiter verbreitete, einem die Schamröthe in's Gesicht treiben müßte, daß man ein Deutscher ist), eine wahre Schmach für den, der . . . sich erfrecht, alte Märchen über ihn, von seinen erbitterten Feinden gleich nach seinem Tode zu Markte gebracht, aber längst widerlegt, dem Pöbel und den Ignoranten unter den Schul Lehrern von neuem aufzutischen? Zu diesen gehört z. B., was v. Raumer von der Art seines Todes erzählt: er habe sich selbst umgebracht. Verdiente solcher Lug und Trug nicht etwas Anderes, als wörtliche Widerlegung? — Woher solch ungeheurer Zorn? — Er war kein dogmatischer, kein symbolischer Christ — er glaubte nicht an die Erbsünde, an das Verdienst durch das Blut u. s. w.“

Wer dies liest, könnte fragen: Ist jene Nachricht über Rousseau's Todesart etwa von den Genfer Reformirten oder vom Erzbischof von Paris erfunden, die einst Rousseau's Emil verbrennen ließen? Oder von welchen sonstigen „Feinden“ des Mannes ward doch dies „Märchen“, dieser „Lug und Trug“ ausgeheckt? Der Leser wird auch nicht den leisesten Zweifel

*) Schon im Jahre 1819 ließ ich ein Gespräch drucken, welches vorzugsweise von Rousseau handelte. Es findet sich in meinen „Bermischten Schriften“ 1, 110.

*) Rhein. Blätter Bd. 30. der neuen Folge, 3. Heft. 1844. S. 258.

**) Ebend. 266.

hegen, daß Diefesweg, da er so entschieden zuversichtlich mit seiner Anklage austritt, auch mit voller Gewißheit jene Frage, auf den Grund des von mir gegebenen Citats, beantworten werde. —

Dieses Citat ist nun den Briefen entnommen, welche Frau v. Staël im Jahre 1788 über Rousseau herausgab, *) und die in der von mir citirten Ausgabe der Werke Rousseau's wieder abgedruckt wurden. **) Die Vorrede zu jenen Briefen beginnt mit den Worten: „Ich kenne keine Lobsschrift auf Rousseau; ich habe das Bedürfnis gefühlt, meine Bewunderung gegen ihn ausgedrückt zu sehen. Ohne Zweifel hätte ich gewünscht, ein Anderer hätte dargestellt, was ich empfinde; aber es war mir doch ein Genuß, das Andenken und den Eindruck meines Enthusiasmus in mir zu erneuen.“ ***) Wie dieser Anfang, bezeugen alle Briefe, welche enthusiastische Verehrerin Rousseau's Frau v. Staël war, als solche ist sie auch allgemein bekannt. Sie erwähnt nun †) eines Genfers, der hieß Coindet, „welcher mit Rousseau während der letzten zwanzig Lebensjahre desselben auf dem vertrautesten Fuße lebte.“

Weiterhin fragt sie: ††) Warum war doch Rousseau in seinem letzten Aufenthaltsort Ermenonville nicht glücklich, „ach, warum hat er hier seinem Leben ein Ende gemacht? Ach ihr, die ihr ihn anklagt, er habe eine Rolle gespielt, sich unglücklich gestellt, was habt ihr gesagt, als ihr die Nachricht erhieltet, daß er sich das Leben genommen?“

„Man wird sich vielleicht wundern,“ fügt die Verf. in einer Anmerkung hinzu, „daß ich den Selbstmord Rousseau's für gewiß halte. Aber derselbe Genfer, den ich erwähnte, erhielt von ihm kurz vor seinem Tode einen Brief, welcher eine

*) Lettres sur les ouvrages et le caractère de J. J. Rousseau.

**) Oeuvres complètes de J. J. Rousseau. A Basle, de l'imprimerie de J. J. Thourneisen. 1795. Tom. 34, 96.

***) Je ne connois point d'éloge de Rousseau: j'ai senti le besoin de voir mon admiration exprimée. J'aurais souhaité sans doute qu'un autre eût peint ce que j'éprouve; mais j'ai goûté quelque plaisir encore en me retraçant à moi-même le souvenir et l'impression de mon enthousiasme.

†) Ib. 83. Un Gènevois qui a vécu avec Rousseau pendant les vingt dernières années de sa vie, dans la plus grande intimité.

††) Ib. 96. Pourquoi donc, hélas! est-ce dans ce séjour qu'il a terminé sa vie? Ah vous, qui l'accusiez de jouer un rôle, de feindre le malheur, qu'avez-vous dit, quand vous avez appris qu'il s'est donné la mort?

On sera peut-être étonné de ce que je regarde comme certain que Rousseau s'est donné la mort. Mais le même Gènevois dont j'ai parlé, reçut une lettre de lui quelque temps avant sa mort, qui sembloit annoncer ce dessein. Depuis, s'étant informé avec un soin extrême de ses derniers momens, il a su, que le matin du jour, où Rousseau mourut, il se leva en parfaite santé, mais dit cependant qu'il alloit voir le soleil pour la dernière fois, et prit avant de sortir, du café qu'il fit lui-même. Il rentra quelques heures après, et commençant alors à souffrir horriblement, il défendit constamment qu'on appellât du secours et qu'on avertisse personne.

solche Absicht anzudeuten schien. Als er sich nachmals mit der allergrößten Genauigkeit nach den letzten Augenblicken Rousseau's erkundigte, so erfuhr er, daß dieser am Morgen seines Sterbetages vollkommen gesund aufstand, und dennoch äußerte, er werde die Sonne zum letzten Male sehen, und daß er vor dem Ausgehen Kaffee trank, welchen er selbst bereitet. Einige Stunden nachher kam er wieder nach Hause, und da er nun anfang, entsetzliche Schmerzen zu fühlen, verbot er hartnäckig, ihm Hilfe zu holen und irgend Jemandem etwas davon zu sagen.“

Diese Erzählung der enthusiastischen Verehrerin Rousseau's, und des Genfers, welcher Rousseau's vertrautester Freund war, sie liegt meiner obigen Angabe über dessen Tod zu Grunde. Und doch schrieb ich nicht, wie Frau v. Staël: ich halte den Selbstmord Rousseau's für gewiß, sondern nur: „man glaubte, er habe sich selbst vergiftet“; ja, ich fügte hinzu: „ein Glaube, den später Girardin zu widerlegen suchte“. — Mit dieser Widerlegung Girardin's hat es folgende Bewandnis. Muffet-Pathay hatte eine „Geschichte des Lebens und der Werke Rousseau's“ geschrieben, und hier gesagt: *) „Wir finden in den Nachrichten, welche uns über den Tod Rousseau's zugekommen sind, Notizen genug, um die Annahme (daß er sich selbst ermordet) als wahrscheinlich hinzustellen; und was uns selbst betrifft, so halten wir dieselbe für gewiß; wir sagen dies, ohne zu verlangen, daß sie auch Anderen so erscheinen solle.“

Gegen diese Meinung Muffet's trat nun Girardin auf, der Sohn des früheren Besitzers von Ermenonville, desselben, bei welchem sich Rousseau in seinen letzten Lebenstagen aufhielt.

Es ist nicht meine Absicht, näher auf Girardin's Schrift einzugehen, um so weniger, als aus derselben kein ungewichtiges Resultat hervorgeht, wie schon die Antwort Muffet's beweist. Girardin, sagt dieser, habe ihn gezwungen, über die Todesweise Rousseau's neue Untersuchungen anzustellen. **) „Ich glaube jetzt,“ fährt er fort, „mit noch mehr Grund, als ich früher hatte, daß J. J. Rousseau freiwillig die Last des Lebens abgeworfen habe,“ und an einer anderen Stelle bemerkt er: „ich bin überzeugt, daß Rousseau sein Leben abfügte.“ ***)

Durch viele Zeugnisse beweist Muffet, wie verbreitet der Glaube an Rousseau's Selbstmord war. Unter diesen Zeugnissen sind die schon erwähnten der Frau v. Staël und Coindet's. Graf Eschereu schreibt: †) Rousseau verkürzte sein Leben; ††) Dbrist Düprat gefragt: „Ist es wahr, daß der Ver-

*) Lettre de Stanislas Girardin sur la mort de J. J. Rousseau, suivie de la réponse de M. Musset-Pathay. A Paris. 1825. S. 111.

**) Ib. 111. Je pense maintenant avec plus de raison, que J. J. Rousseau a déposé volontairement le fardeau de la vie.

***) Je suis persuadé qu'il avança le terme de ses jours. Insbesondere tritt Muffet auch gegen die Glaubwürdigkeit des Selbstmordes auf. Ib. S. 61. 64. 65. 310.

†) Ib. 122. Il (Rousseau) devança le moment marqué par la nature.

††) Ib. 109. Duprat ne doutait point, que la mort de J. J. Rousseau n'eût été volontaire. Interrogé sur cet évé-

fasser des Emil sich selbst getödtet, antwortete: Ach! es ist nur zu wahr.“ Grimm schreibt: *) „Die allgemein verbreitete Meinung über Rousseau's Todesweise ist durch den Brief des Herrn Bègue de Presle nicht zerstört worden. Man bleibt dabei, zu glauben, unser Philosoph habe sich vergiftet.“

Ich hatte hienach volles Recht zu sagen: man glaubte, Rousseau habe sich vergiftet. Fuhr ich fort: Girardin habe diesen Glauben zu widerlegen gesucht, so muß ich hinzufügen: daß Muffet-Pathay gegen Girardin's Widerlegung aufgetreten ist. — Welcher von Beiden Recht habe, darauf kommt es hier gar nicht an, ich habe nicht nachzuweisen, daß der Selbstmord wahr sey, nur daß er geglaubt wurde. —

Diesterweg's Anklage, als hätte ich es nicht verschmäht, Klatschgeschichten zu verbreiten und aus religiösem Fanatismus ein längst widerlegtes, von erbitterten Feinden Rousseau's erfundenes Märchen aufgetischt, auch diese Anklage ist durch das von mir Beigebrachte völlig widerlegt. Frau v. Staël und Coindet, auf deren Nachricht ich fußte, waren nichts weniger als erbittert und feindlich gegen Rousseau gesinnt, vielmehr enthusiastische Freunde und Verehrer dieses Mannes, eben so Muffet-Pathay, der Herausgeber von Rousseau's Werken. Dieser macht selbst darauf aufmerksam, daß es grade Bewunderer Rousseau's waren, welche seinen Selbstmord veröffentlichten, er nennt außer Frau v. Staël und Coindet noch Corancez und Moulton. **) Das Mitgetheilte dürfte hinreichen, um Diesterweg's Polemik richtig zu würdigen, zum Ueberflus füge ich noch einen zweiten Angriff desselben gegen meine Charakteristik Rousseau's hinzu.

Er bemerkt nämlich: „Wenn Rousseau (wie v. Raumer S. 178. berichtet) wirklich gesagt hat, daß er nie einen Funken Liebe gegen seine Frau gefühlt, was an und für sich unglaublich ist, so beweiset dieses die Unglaubwürdigkeit seiner Bekenntnisse.“ ***)

Zuerst wollen wir diese „Unglaubwürdigkeit“ in's Auge fassen. Schon der alte J. M. Geœner stellt Selbstbekenntnisse unter historischen Zeugnissen in die erste Reihe. Über die Confessionen Rousseau's insbesondere sagt Frau v. Staël: „Man kann schwerlich ihre Aufrichtigkeit bezweifeln, die Geständnisse, welche sie enthalten, verbirgt man eher, als daß man sie erfände. Die dort erzählten Begebenheiten scheinen bis in's Ein-

nement par quelqu'un qui lui disait: est-il vrai que l'auteur d'Emile se soit tué? il répondit après un moment de silence, et comme contrarié et affecté de la question: Hélas! ce n'est que trop vrai.

*) Ib. 122. L'opinion généralement établie sur la nature de la mort de Rousseau n'a pas été détruite par la lettre de M. Le Bègue de Presle. On persiste à croire que notre philosophe s'est empoisonné lui-même.

**) Ib. 94. Si . . . le suicide était un moyen employé par ses ennemis, il est bien étonnant que la connaissance de ce moyen ait été publié par ses admirateurs et ses amis. C'étaient madame de Staël, MM. de Corancez, Coindet et Moulton.

***) Rhein. Bl. S. 289.

zeluste wahr zu seyn. Es finden sich Umstände, welche die Einbildungskraft nie erfinden würde. Ich glaube daher, daß man Rousseau nach seinen Confessionen malen kann, als wenn man lange mit ihm zusammen gelebt.“

Hiezu nehme man Rousseau's eigene Äußerungen in der Einleitung zu den Bekenntnissen. „Ich will,“ sagt er, „einen Mitmenschen, einen Menschen in der ganzen Wahrheit seiner Natur zeigen, und dieser Mensch bin ich. Möge die Posaune des jüngsten Gerichts erschallen, wenn sie will, ich werde kommen und mich, mein Buch in der Hand, vor den höchsten Richter stellen. Laut werde ich sagen: so habe ich gehandelt, so gedacht, so war ich. Mit derselben Freimüthigkeit habe ich Gutes und Böses gesagt. Ich habe nichts Böses verschwiegen, nichts Gutes hinzugesetzt — ich habe mich so gezeigt, wie ich war — ich habe mein Inneres enthüllt, so wie du es selbst durchschaust, ewiges Wesen.“ —

Ich komme nun zu der von Diesterweg angegriffenen Stelle meiner Geschichte. *) Sie lautet: „Nach Paris zurückgekehrt, lernte er (Rousseau) Therese le Basseur kennen, und erklärte ihr, sie nie zu verlassen, aber auch nie zu heirathen. Ich habe nie einen Funken Liebe gegen sie gefühlt, sagt er.“ Die von mir citirte Stelle der Confessions, welcher ich dies entnommen, lautet aber wörtlich so: **) „Was wird der Leser denken, wenn ich ihm nach der vollen Wahrheit, in welcher er mich jetzt kennen soll, sagen werde, daß, vom ersten Augenblick an, da ich sie (Therese le Basseur) sahe, bis auf diesen Tag, ich nie den geringsten Funken von Liebe für sie empfunden habe.“ Diesterweg sagt: „Wenn Rousseau (wie Raumer berichtet) wirklich gesagt hat, daß er nie einen Funken Liebe gegen seine Frau gefühlt“ . . . „Wenn“? . . . „wirklich“ . . . Diesterweg behauptet ja: er nur habe wirklich Rousseau's Schriften gelesen, wir Anderen nicht, woher denn dies „Wenn“. Wenn er sich doch wenigstens wirklich bemüht hätte, wie es einem ehrlichen und verständigen Ankläger ziemte, meine Citate nachzusehen! Rousseau selbst würde sich übrigens einen solchen Sachwalter verbeten haben, der ihm, wie der Bär in der Fabel, Fliegen abfangen will und Böcher in den Kopf schlägt. Diesterweg will seinem Gögen und Klienten mit Gewalt Liebe für eine grundgemeine Person andichten, während dieser feierlich versichert, er habe nie Liebe für sie gefühlt, ***) und dies in Bekenntnissen versichert, welche er, als durchaus wahr, am jüngsten Tage Gott vorlegen will. So macht er Rousseau zum feierlichsten Lügner.

Wer aber noch über Rousseau's Verhältniß zu Therese

*) Gesch. der Päd. 2, 178.

**) Oeuvres de Rousseau 21, 235. Que pensera donc le lecteur, quand je lui dirai dans toute la vérité qu'il doit maintenant me connoître, que du premier moment que je la vis, jusqu'à ce jour, je n'ai jamais senti la moindre étincelle d'amour pour elle.

***) Rousseau fährt in jener citirten Stelle sehr deutlich fort: les besoins des sens, que j'ai satisfaits auprès d'elle, ont uniquement été pour moi ceux du sexe, sans avoir rien de propre à l'individu.

den geringsten Zweifel hätte, der überwinde sich, folgende zarte erste Erklärung Rousseau's gegen diese Person zu lesen. La crainte qu'elle (Therese) eut, que je ne me fâchasse de ne pas trouver en elle ce qu'elle croyoit que j'y cherchois, recula mon bonheur plus que toute autre chose. Je la vis interdite et confuse avant de se rendre, vouloir se faire entendre, et n'oser s'expliquer. Loin d'imaginer la véritable cause de son embarras, j'en imaginai une bien fausse, et bien insultante pour ses moeurs: et croyant qu'elle m'avertissoit que ma *santé* couroit des risques, je tombois dans des perplexités *qui ne me retinrent pas*, mais qui durant plusieurs jours empoisonnèrent mon bonheur. Comme nous ne nous entendions point l'un l'autre, nos entretiens à ce sujet étoient autant d'énigmes et d'amphigouris plus que risibles. Elle fut prête à me croire absolument fou; je fus prêt à ne savoir plus que penser d'elle. Enfin nous nous expliquâmes, elle me fit en pleurant l'aveu d'une faute unique au sortir de l'enfance, fruit de son ignorance et de l'adresse d'un séducteur. Sitôt que je la compris je fis un cri de joie: pucelage! m'écriai-je; c'est bien à Paris, c'est bien à vingt ans, qu'on en cherche! Ah ma Thérèse! je suis trop heureux de te posséder sage et *saine*, et de ne pas trouver ce que je ne cherchois pas. *) Diese Stelle wird jeden Leser nicht nur überzeugen, daß Therese gemein war, wofür noch viele Zeugnisse beigebracht werden könnten, sondern auch davon, daß ich volles Recht hatte zu sagen: „wie gemein Rousseau selbst, trotz der sublimsten, verücktesten Liebestiraden und des immer wiederkehrenden Selbstfrühmens, daß er das zärtlichste Herz habe, wie gemein er über Liebe dachte.“

Es ist also völlig erwiesen, daß ich ganz der Wahrheit gemäß berichtete: Rousseau habe gesagt: „er habe nie einen Funken Liebe gegen sie (Therese) gefühlt,“ denn er hat es wörtlich in den Confessionen gesagt. Und nach dem eben Mitgetheilten wird kein Mensch dies Bekenntniß in Zweifel ziehen, der nur die leiseste Ahnung hat, was edle menschliche Liebe sey.

Da es sich nun klar herausstellt, daß jene zwei Stellen meiner Geschichte, deren eine Diesterweg verdächtigte, die andere als fanatisch erlogen bezeichnete, daß diese durchaus wahr seyen, so bitte ich noch einen Rückblick auf dessen Angriffe zu thun, die ich zu Anfang dieses Aufsatzes wörtlich mitgetheilt. Ich mag diese Angriffe nicht noch einmal abschreiben, und würde auch glauben, den Leser zu beleidigen, wenn ich ein Wort sagte, um nimmehr sein Urtheil zu bestimmen.

Zum Schluß möchte ich aber Herrn Diesterweg die Frage zurückgeben: „woher solch ungeheurer Zorn?“ von seiner Seite. Doch ich kenne ja seine Motive. Zunächst zürnt er, weil ich es gewagt, Götzen anzutasten, zu deren Kultus er die ihm blind anhängenden „Ignoranten unter den Schullehrern“ verführen will, und weil ich dadurch, wie ich hoffe, diesen modernsten Aberglau-

ben, dies Baalopoffenthum bei schlichten Menschen in Mißkredit gebracht habe, denen es ein Ernst um die Wahrheit ist, bei solchen, die sich nicht bloß mit Wahrheitsliebe und Wahrheitseifer zieren.

Nachrichten.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Pfalz.

Zweiter Artikel.

Kirchliche Zustände, wie wir sie im vorigen Artikel geschildert, sind unhaltbar, vollends in Zeiten besonderer Erregung und Bewegung der Geister. Sie tragen von Natur den Keim der Entzweiung in sich, und grade das ängstliche Bestreben, diese zu verhüllen, nährt und kräftigt ihn und fördert dessen Wachstum. Ist die Frucht reif, springt die Hülle. Alles Temporisiren, alles Streicheln und Beschwichtigen ist dann vergeblich. Und mit den neuen Schäden, die zu Tage kommen, brechen auch die alten Wunden wieder auf; selbst längst vergessene Verrentungen des Organismus schmerzen wieder. Da hilft kein Kraut noch Pflaster mehr, sondern nur Gottes Wort, das Alles heilet. Das aber will recht geheilt seyn.

Zu den in der unirten Kirche der Pfalz vorhandenen rationalistischen Elementen, welche aus der Gunst der Umstände neue Nahrung und frischen Muth geschöpft, gesellten sich noch einige andere Ursachen, welche die Kalt- und Friebseligkeit der kirchlichen Zustände an's Licht bringen und den Ausbruch des offenen Kampfes beschleunigen halfen. Voran der Unionsprozeß, in welchen die gesammte Evangelische Kirche eingetreten, die Verwickelungen und Auseinandersetzungen, zu denen er bereits geführt, und die Besorgnisse und Verstimmungen, welche die im Verlaufe desselben sich immer bemerklicher machende Schärfe der Auffassung und praktischen Durchführung der Lutherischen und reformirten Bekenntnisunterschiede bei nicht Wenigen hervorgerufen hat. Eine Spannung der Gemüther konnte nicht ausbleiben. Einige herbe und schneidende Urtheile über Union überhaupt und die unirte Kirche der Pfalz in's Besondere, welche aus der jenseitigen Schwesterkirche durch Schrift und Gerücht zur allgemeinen Kenntniß kamen, steigerten dieselbe. Bei Vielen entstand Mißtrauen, Eingeistlichkeit. Der Zündstoff häufte sich. — An jenen allgemeinen Unionsprozeß schloß sich als weitere Ursache der besondere der Pfälzer Kirche an. Abgesehen davon, daß die Union in dieser Kirche eine zwar schon im Jahre 1818 vollzogene und bereits in das Bewußtseyn und Leben des Volkes übergegangene, aber doch keineswegs in sich vollendete und abgeschlossene Thatsache ist und sich deshalb des Bedürfnisses der Fortentwicklung nicht ent schlagen kann, birgt dieselbe noch manche eigenthümliche und schwierige Fragen in ihrem Schoße, welche nicht ohne Kampf und Wehen ihre Lösung finden werden. Es bedarf wahrlich keiner prophetischen Gabe, um vorherzusagen, daß grade die Unbestimmtheit und Zweideutigkeit, an welcher einige Hauptpunkte der Vereinigungsurkunde leiden, noch recht ernste, Mark und Bein der Kirche durchdringende Streitigkeiten erzeugen werden. Solche entweder umgangene oder umschleierte Punkte, deren Evidenz aber ein unabwiesbares Bedürfnis des kirchlichen Bewußtseyns ist, gleichen den wunden oder geschwächten Stellen eines leiblichen Organismus, auf welche sich sofort jede rheumatische und krankhafte Affektion hinwirft, und die es in ihrer Sensibilität für jeden Wechsel der Witterung zu keinem rechten und dauernden Gesundheitsgefühl kommen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Oeuvres 21, 93.

Evangelische Kirchen=Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 7. November.

N^o 89.

Kirchliche Mittheilungen über das Großherzogthum Hessen.

Dritter Artikel.

Nachdem wir in unserem zweiten Artikel unwiderleglich dargethan haben, daß die Großherzogl. Hessische Landeskirche eine kirchliche Verfassungsurkunde und einen aus derselben erwachsenen Rechtszustand allerdings hat, so fragt sich weiter: Wird die Verfassungsurkunde der Kirche und deren organische Entwicklung aufrecht gehalten?

Darauf müssen wir nun unbedingt mit: Nein! antworten; sind aber auch sogleich bereit, diesem Nein solche Beweise an die Seite zu stellen, daß sie auch für den ärgsten Skeptiker von überzeugender Kraft seyn dürften.

1. Die Kirchenordnung und gesetzlich eingeführte Kirchenagende ist außer Brauch. Anstatt der gesetzlich gültigen Kirchenagende braucht jeder Pfarrer irgend eine in Deutscher Sprache verfaßte Agende, die ihm grade Wahl, Freund oder Zufall zuführen.
2. Die sonst fühlbare Gesangbuchs- und Katechismusnoth ist auch hier vorhanden. Das allgemeine Landesgesangsbuch ist eins der armseligsten in Deutschland; fast alle Glaubenslieder sind zu Tugendliedern verwässert, manche Abschnitte der christlichen Glaubenslehre fehlen ganz; dagegen ist das Verhalten gegen Bäume besungen.
3. Die Betspflichtung auf das Augsburg. Bekenntniß hat aufgehört und der Gr. Prälat hat, nach übereinstimmender Angabe öffentlicher Blätter, in Berlin die Erklärung abgegeben, „daß er dasselbe nicht als bindende Lehrregel für unsere Zeit anerkenne“.
4. Der bestehende Universitätszwang weist das Theologie studirende Landeskind nach Gießen; dort aber ist dasselbe in die Unmöglichkeit versetzt, einen anderen Professor als einen Nationalisten zu hören. Merkwürdiger Weise ist die Lehre der Landeskirche von der Landesuniversität ausgeschlossen, denn es ist kein gläubiger Professor daselbst.
5. Eine fast ähnliche Bewandniß hat es mit dem etwa vor zwölf Jahren gegründeten theologischen Seminar zu Friedberg. Aus Obigem wird es leicht begreiflich, warum unter den e. fünfhundert der Landeskirche angehörigen Geistlichen kaum zwei bis drei Procent sind, die sich dennoch der Kirchenlehre zuwenden haben, dieselbe mit mehr oder weniger Entschiedenheit predigen; aber auch dafür mancherlei Veranlassungen ausgesetzt sind, und weil man ihnen den Namen Pietisten beilegt, von den jungen Geistlichen, aus nahe liegenden Gründen, gemieden

werden. Zu dem Allem treten nun noch, unter vielen anderen, folgende Thatfachen hinzu:

1. Einen Missionsverein zur Bekehrung der Heiden hat man nicht genehmigt. Und zwar weil, wie man sich im Vertrauen sagt, derselbe sich in den Händen der Pietisten befinde.
2. Einem Vereine der Freunde Israels hat man, ohne Angabe der Gründe, die Genehmigung verweigert. Eine hundertjährige Stiftung für die Juden-Mission hat man vor einigen Jahren aufgehoben und den Stiftungsfond vertheilt.
3. Bibelfunden, welche ein gläubiger Pfarrer während der Woche in der Kirche halten wollte, sind demselben verboten worden.
4. Einer christlichen Pfarrfrau, welche des Sonntags Abends Frauen aus der Gemeinde bei sich sah und gewöhnlich mit denselben sang und betete, hat man das Singen untersagt.
5. Bei Kirchenvisitationen werden die Kirchenvorstände vor den Pietisten gewarnt.
6. Allen fremden Missionaren ist untersagt, öffentlich zu reden.
7. Desgleichen allen auswärtigen Geistlichen etc.

Und woher kommt denn das Alles? fragt wohl hier erstaunt mancher Leser. Darauf lautet die Antwort ganz einfach: Weil der Rationalismus es so für gut findet.

Was hilft es, daß der Großherzogl. Hessische Geheime Staatsrath v. Linde, eine juristische Notabilität ersten Ranges, öffentlich erklärt: der Rationalismus entbehre in der Hessischen Landeskirche, wie in jeder andern in Deutschland, der Berechtigung? Dieser übt die Gewalt, die er faktisch besitzt und rächt sich dadurch, daß er den Herrn v. Linde als einen „Jesuiten“ verschreit. — Was hilft es, daß ein Mitglied der protestantischen Geistlichkeit mit siegreichen Gründen die Gültigkeit des Augsburg. Bekenntnisses als Lehrnorm für die Landeskirche urkundlich beweist, wie dies der Pfarrer Heber in Offenbach gethan? — Man regt die Lichtfreunde seiner Gemeinde gegen ihn auf, und ruft: „Schade um den Mann! Der ist nun auch ein Pietist geworden.“ — Was hilft es, daß ein Lehrer, der zugleich Theologe ist, in einem Sendschreiben ein Mitglied der Gießener Fakultät ergetisch-dogmatisch widerlegt? Der Akademiker antwortet nach vielen Monaten, gelegentlich in der Vorrede zu einer Brochüre: „Nächstens werde er wieder eine Brochüre schreiben, und dann später noch eine, und in dieser werde er „gelegentlich“ ihn berücksichtigen.“

Wer sieht hieraus nicht deutlich, einmal wie vornehm die Nationalisten in der Großherzogl. Hessischen Kirche sind, so vornehm, daß sie mit Gründen gar nicht zu erreichen sind; und zum Anderen, welch armselige Tröpfe die Bekenner des Rechts und der Kirchenlehre sind. Man darf nur den Mund aufthun und darf sagen: „Alle eure Beweise sind keinen Pfifferling werth, denn wir erklären hiemit, daß ihr Pietisten seyd; und nun haben wir bei allen vernünftigen Leuten im ganzen Großherzogthum den Prozeß gewonnen.“

Man wähne ja nicht, daß wir ironisch reden wollten. Wir haben solche Beweisführungen schon öfters zur Rechtfertigung des gegenwärtigen faktischen Zustandes der Hessischen Landeskirche, der kein Rechtszustand ist, vernehmen müssen.

Und da wir im Stande sind, zu beweisen, daß Großherzogl. Hessische vorgezogene, und in gutem Credit nach oben stehende Dekane, theils Gratulations schreiben an die Lichtfreunde in Oppenheim erlassen, theils im Auftrag der Bürger-Lichtfreunde amtliche Verfügungen treffen; so muß gewiß jeder Zweifel darüber schwinden, ob die kirchliche Revolution bei den kirchlichen Würdenträgern einen Anhaltspunkt finde oder nicht!

Des H. Aurelius Augustinus Bächlein an den Marcellinus „Vom Geist und Buchstaben“ in wortgetreuer Übersetzung nebst hundert Augustinischen Sentenzen. Von W. F. Heydler, Professor. Berlin, bei Ludwig Dehmigke, 1846.

Es hat der Unglaube in neuester Zeit eine unselige Virulenz darin erlangt, seine Lügen unter dem Gepräge der Wahrheit in Cours zu setzen. Ganz neuerlich hat er es wieder bei der bis zum Überdruß verhandelten Tagesfrage „Geist und Buchstaben“ bewiesen. Man gebedete sich, als ob von dieser Frage Seyn oder Nichtseyn der Evangelischen Kirche und Christenheit abhinge. Und that Recht daran. Geist und Buchstaben, Evangelium und Gesetz, Christus und Moses, das ist allerdings der lebensvollste Gegensatz von jeher in der Kirche gewesen und wird es bleiben, so lange es eine Kirche und Christenheit gibt. Wollte man ihn gründlich durcharbeiten, das würde die Gegenwart zu einer Zeit der tiefinnerlichsten Reform in der Kirche und im Staate gestalten. Und Gott weiß, wie sehr wir gerade dieser Arbeit bedürfen. Sie würde für alle die antinomistischen Tendenzen, die wie ein unheilvolles Alpbdrücken sich jetzt auf unsere kirchlichen und politischen Zustände seiner und gröber lagern, Gift und Pestilenz seyn und eine Radikalkur der Gegenwart werden. Statt dessen aber hängt man den Kranz aus und verkauft sauer Bier, steckt die vielversprechende Firma „Geist und Buchstabe“ auf und gibt Steine statt Brot. Alle die trostlosen Fragen, ob Schrift oder Geist, ob Schrift oder Symbol, ob Form oder Inhalt, ob Wesentliches oder Unwesentliches, sind die Produkte

dieses bewußten oder unbewußten Selbstbetrugs, welchem der Unglaube überantwortet ist. Und es ist sehr zu bedauern, daß Manche von denen, die sich besser auf den Titel „Geist und Buchstaben“ verstehen sollten, sich auf diese Falschmünzerei mit eingelassen und sich auf einen Boden haben verlocken lassen, auf welchem nichts weiter als leeres Stroh gedroschen werden kann und auf dem man obenein in dem Nachtheile ist, in welchem sich Jeder befindet, der sich vom Feinde das Terrain bestimmen läßt. Von jenen Fragen aus ist der Kirche nicht zu helfen und keine Reform zu erwarten, und man muß dringend wünschen, daß die, welche dies bessern wollen, diese Spur bald verlassen. Als eine heilsame Erinnerung daran sehen wir die oben angezeigte Übersetzung des Augustinischen Bächleins „Vom Geist und Buchstaben“ an. Melancthon erzählt im Leben Luther's, daß Luther im Kloster zu Erfurt nächst der Bibel besonders die Schriften Augustin's oft gelesen und sich tief eingeprägt habe und nennt unter den Augustinischen Schriften namentlich neben der Auslegung der Psalmen dieses Bächlein „Vom Geist und Buchstaben“, welches auf Luther einen tiefbestimmenden Eindruck gemacht habe. Es müßte also schon deshalb bei dem Interesse für Luther erwünscht seyn, daß das Bächlein von neuem einmal wieder für Jedermann an's Licht tritt, wie denn überhaupt zu wünschen wäre, daß namentlich unter Theologen das Studium eines Kirchenvaters wie Augustin lebendiger würde, der in dem innigsten Zusammenhange mit dem Ursprunge unserer Evangelischen Kirche steht. Ganz besonders aber ist das Erscheinen dieses Bächleins jetzt gerade deshalb an der Zeit, weil sein Inhalt in der That das große Thema der Reformation geworden ist. So hat Luther „Geist und Buchstaben“ verstehen gelernt. Dies Bächlein ist das Seminar der Gedankenfülle geworden, die die Kirche neu geboren hat und muß es wieder werden, wenn heutiges Tages die Reformpläne eine Wahrheit werden und zu Stand und Wesen kommen sollen. — Man muß es dem Prof. Heydler Dank wissen, daß er das Bächlein übersetzt hat. Denn wer nicht eigentlich Augustin studirt, dem ist die Lektüre des Kirchenvaters um des Lateins willen, das er schreibt, etwas mühselig und unerquicklich. Hier ist eine Übersetzung gegeben, welche dieser Mühsal überhebt und mit Geschick die Eigenthümlichkeit der Augustinischen Art zu denken und zu schreiben wiedergibt.

Nachrichten.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

(Fortsetzung.)

Schon die zweifelhafte Fassung des §. 3. der Vereinigungsurkunde*) reicht allein hin, einen fortwährenden Dissensus zu unterhalten. Sie

*) Dieser Paragraph lautet: „Die Protestantisch-evangelisch-christliche Kirche hält die allgemeinen Symbole und die bei den getrennten protestantischen Confessionen gebräuchlichen symbolischen Bücher in gebührender Achtung, erkennt jedoch keinen anderen Glaubensgrund und Lehrnorm, als allein die heilige Schrift.“ Obwohl der darauf folgende Paragraph ausdrücklich besagt, daß nur „die bisherigen freitigen Lehrpunkte, nach wohlverwogenen Gründen, durch eine den An-

war von Anfang an die Union der Erisapfel und wird es leider! allem Anscheine nach noch lange bleiben. Daß diese speciellen Verhältnisse die kirchliche Nahrung gleichfalls mehren halfen, ist begreiflich. — Endlich dürfen die Anknüpfungspunkte, welche die Beweglichkeit und Nüchternheit des Pfälzer Volkstammes den durch beliebte Schlagwörter bestehenden Bestrebungen der sogenannten Richtfreunde darbieten, so wie die Sympathien, welche die schale Aufklärung vieler Halbgebildeten in den zahlreichen Städten und Flecken der Pfalz von selbst für dieselben hegt, nicht übersehen werden, anderer Tendenzen nicht zu gedenken, welche bei einem Kampfe auf dem Gebiete der Gewissen ihre willkommenen Nachhelfer finden.

Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß es nur eines einzigen heftigen Wurfes bedurfte, um ein Feuer in der unierten Kirche der Pfalz anzuzünden, welches, wenn es sich auch zuletzt trotz alles Schürens und künstlichen Gebläses der Hauptsache nach als Stroßfeuer erweisen und selbst nach seiner bedenklichen Seite hin der Kirche durch die gnadenreiche Fürsorge ihres Schirmherrn zum Heile ausschlagen wird, doch in seinen Anfängen viel heillosen Lärmen und Geschrei verursacht, die ängstlichen Gemüther dadurch schreckt, in den Gewissen mancherlei Verwirrung anrichtet, den Schwachen Anstoß gibt und Ärgerniß, und das schwerlich erlöschend wird, ohne in manchen Herzen schmerzliche Brandwunden, in manchen Gewissen unselige Brandmaale zurückzulassen. Der traurige Ruhm solcher Ueberheberschaft gebührt dem Redakteur der „Morgenröthe“, Pfarrer Franz in Ingenheim, *) so eifrig ihn derselbe auch ablehnt, und so gerne wir zugeben wollen, daß er die Folgen seines maßlosen Angriffs gegen die heiligsten Grundwahrheiten des christlichen Glaubens viel zu wenig erwogen habe. Der nähere Verhalt nach seinen hauptsächlichsten Momenten ist folgender:

Mit dem Anfange des Jahres 1844 unternahm der genannte Geistliche die Herausgabe einer Zeitschrift unter dem Titel: „Protestantisches Kirchenblatt für die Pfalz“. Das Vorwort war in sehr versöhnliche und unverfängliche Worte gekleidet. „Die Zeitschrift sollte keine eigentlich wissenschaftliche, sondern vielmehr eine praktische Tendenz haben. Sie sollte vorzugsweise der Besprechung der speciellen Angelegenheiten der Protestantischen-Engelischen Kirche der Pfalz gewidmet seyn. Der Herausgeber wollte sich durchaus nicht anmaßen, als Bekehrer aufzutreten, wollte nur sich und Anderen Gelegenheit bereiten, sich auszusprechen, nur einen Sprechsaal eröffnen, und für sich nichts weiter begehren, als mitsprechen zu dürfen. Das Kirchenblatt sollte daher auch jeder theologischen Richtung offen stehen. Dogmatische Controversen sollten jedoch darin nicht geführt werden können, persönliche Polemik unbedingt ausgeschlossen, Versöhnung

ren Aussprüchen des Evangeliums gemäß Ansicht beseitigt worden sind“, und obwohl noch viele andere Gründe für die Verbindlichkeit des gemeinsamen protestantischen Bekenntnisses eintreten, so wird doch jedem Unbefangenen einleuchten, daß die Fassung des § 3. der subjektiven Auslegung, gelinde gesagt, einen zu freien Spielraum gewährt und keineswegs der treue Ausdruck eines unverhüllten Gehankens ist.

*) Die protestantische Pfarrei Ingenheim bei Landau begreift mit dem dazu gehörigen Filiale Appenhofen über neunhundert Seelen. Die politische Gemeinde Ingenheim umfaßt noch gegen fünfhundert Katholiken und sechshundert Juden. — Pf. Franz zählt siebenunddreißig Lebens- und acht Diensthjahre. Letzteres bemerken wir deshalb ausdrücklich, weil er einigen Geistlichen, die für die Kirchenlehre gegen ihn in die Schranken getreten sind, und die ihm keineswegs an Lebens- und Diensthalter auffallend nachsehen, wiederholt ihre Jugendlichkeit zum Vorwurfe gemacht hat, so daß es für Fernestehende leicht den Anschein gewinnen könnte, als sey derselbe eben bereits in Jahren vorgerückter und im Dienste ergrauter Pfarrer. Seine wissenschaftliche und praktische Befähigung erhebt zur Genüge aus seinen Produkten. Weiter gedenken wir uns mit seiner Persönlichkeit nicht zu befassen, es sey denn, daß das Verwachsenseyn derselben mit der Sache unumgänglich dazu nöthigt.

der Parteien das Ziel seyn.“ Aber der hinkende Wote folgte dieser Ankündigung auf dem Fuße nach. Der erste unter den Aufsätzen des ersten Quartalheftes war das Antwortschreiben eines Pfälzer Geistlichen an den Herausgeber, in welchem derselbe in ruhiger, amtsbrüderlicher Sprache, aber ohne Rückhalt und Bemäntelung, die Gründe entwickelt, aus denen er sich als Mitarbeiter bei der neuen Zeitschrift so lange nicht theilnehmen könne, als „dieselbe keinen bestimmten christlichen Charakter an sich trage, nicht entschieden treu dem Glauben und Bekenntniß unserer Kirche diene“. Diese zuvorkommende Einführung in den neuen Sprechsaal konnte an sich als ein recht günstiges Zeichen von Unparteilichkeit betrachtet werden, wäre sie nur nicht von Umständen begleitet gewesen, welche dieses Faktum wie eine, freilich ungesuchte Ironie des Vorwortes erscheinen ließen. Der Abdruck jenes Schreibens geschah nämlich ohne Wissen und Zustimmung des Verfassers, und der Herausgeber in seinem bescheidenen und versöhnlichen Sinne, wie er ihn kurz zuvor angekündigt, hatte Satz für Satz desselben mit Noten versehen, welche, länger, als der Text, diesen selbst in schulmeisterndem Tone censurirten und zu pikantem Geschmack mit einigen säuerlichen Ingedienzen aus der Küche rationalistischer Weisheit versetzt waren. Natürlich konnte diese gegen das Vorwort sehrsam absteigende Redaktionsprobe diejenigen kirchlich gesinnten Geistlichen, welche etwa noch einige Lust in sich verspürten, dem neuen Unternehmen beizutreten, das wenigstens vor literarischer Versumpfung bewahren und die erschlassenden Folgen eines faulen Friedens allmählig beseitigen konnte, nicht eben sonderlich in diesem ihren Vorhaben bestärken, und da jenes schulmeisterliche Zurechtweisen und Kritisiren sich nach und nach als eine süße Gewohnheit des Herausgebers manifestirte, welche keinem Mitarbeiter behagen konnte, so hatte dieser bald das bedenkliche Vergnügen, sich, wenige Daywischenreden ausgenommen, allein in seinem Sprechsaale vernehmen lassen zu müssen. Die Zeitschrift fristete nur kümmerlich ihr Daseyn. Pf. Franz beklagte beides wiederholt und bitter. „Die Rederei geht ziemlich schlecht“, bekannte er am „Ende des Anfangs, will heißen ersten Jahrganges“, „doch“, fügte er hoffend hinzu, „kommt sie mit der Zeit zurecht“, und nachdem er seinen „gleichgefinnten“ Antebildern ob ihrer Theilnahmslosigkeit eine ernste Lektion gehalten, wiederholt er an die „orthodoxen“ die dringende Einladung, ihm doch Beiträge zu liefern, ansonst „der Miß immer ärger, tiefer und breiter gemacht“ werden würde. Umsonst! Er predigte tauben Ohren. Und warum? Weil auf der von ihm gezogenen Basis eine nur einigermaßen haltbare und erspriessliche Gemeinschaft unmöglich war. Diametral entgegengesetzte Principien können sich zu solchen Zwecken nimmermehr vereinigen, ohne in Indifferentismus oder heuchlerischen Betrug auszulaufen. Wer Christo folgen und das Reich Gottes verkündigen will, der muß die Todten ihre Todten begraben lassen. Im besten Falle endigt eine solche zwiespältige Gemeinschaft mit noch größerer Zerküftung. Zwar ist nicht zu verkennen: es zog sich eine Zeitlang durch diese Zeitschrift eine gewisse Mäßigung, ein strebsamer, nach einer befriedigenderen Form des kirchlichen Lebens ringender Sinn, ein geheimes Mißbehagen an dem Schlandrian des vernünftigten Rationalismus hindurch. Der Herausgeber sprach sich unter Anderem für Annahme des Chorrocks als Amstracht, für Reform des protestantischen Kultus, besonders für eine größere Theilgung der Gemeinde bei dem Gottesdienste, für die Einführung von Responsorien und das Niederknien bei dem öffentlichen Gebete, so wie selbst für die Anwendung der Excommunication gegen widerspännige, die Taufe ihrer Kinder verweigende Gemeindeglieder aus; er eiferte gegen die Emancipation der Schule und machte dem Rationalismus den Vorwurf, „daß er sich bis jetzt zu wenig bei der Sache der Mission betheiligte habe, daß sein Hauptgeschäft bisher die Negation gewesen, und der positive Pol in ihm

noch zu wenig erstarbt sey, weshalb er auch noch keine Kraft gewonnen habe, selbstständig an der Ausbreitung des Reiches Jesu zu arbeiten“; er forderte seine gleichgesinnten Brüder zu einer wärmeren Theilnahme an jenem „heiligen Werke“ auf und empfahl besonders das *Baseler Missionsmagazin* von Hoffmann; ja, in einer Besprechung von Dberlin's Leben schritt er sogar, gewiss zum Ärger mancher seiner Bundesgenossen, bis zu dem Zugeständnisse vor: „Dberlin war orthodox“, er war sogar, wenn man will, Mystiker und Pietist, aber von einer so ferngefundnen Art, daß man allen Orthodoxen und Rationalisten unserer Zeit nichts Besseres wünschen könnte, als daß sie von einem ähnlichen Mysticismus und Pietismus angesteckt werden möchten.“ Aber bei dem Allen singt er immer und immer wieder das alte Lied, daß nur in der Aufklärung, im Rationalismus Heil für unsere Zeit zu finden sey. „Die Orthodoxie ist ihm hinter der Zeitentwicklung zurückgeblieben; sie ignoriert alle die inzwischen gemachten Fortschritte, alle die inzwischen gewonnenen Einsichten, welche die Faktoren der jetzigen Überzeugung seyn müssen; sie tangt kaum mehr für das Volk, geschweige denn für die Gebildeten.“ Der Rationalismus ist ihm dagegen „die vollkommene, zu höherer Reife entwickelte Auffassung der Religion“. Daß derselbe noch wenig für die Mission gethan, liegt daran, „daß er noch in seiner Kindheit ist, daß er von einem alleinigmachenden Glauben nichts weiß und dem Allvater die Liebe, Weisheit und Macht zutraut, daß er auch für diejenigen seiner Menschentöchter, welche unverschuldet auf Erden fern von dem Wege des Heiles bleiben, dennoch Mittel und Wege finden werde, sie zum Ziele zu führen. Dadurch werde er leicht kühl“. Aber beizusteuern sollten Rationalisten doch zum Missionswerke; mit der Zeit könnten sie auch in den bekehrten und zur höheren religiösen Reife entwickelten Heiden gleichgesinnte Glaubensbrüder begrüßen. „Liegt es nicht im Gange der Natur,“ ruft er mit Emphase aus, „den Kindern zuerst schwache und später erst stärkere Speise zu geben? Haben die Heiden nicht schon unendlich viel gewonnen, wenn sie, wäre es auch nur den ersten Keim des Christenthums empfangen? Und können ihr zweifeln, daß, wo nur einmal ein Keim desselben Wurzel gefaßt, dieser sich auch, vermöge der ihm einwohnenden göttlichen Kraft, schon von selbst weiter entwickeln werde?“ Die symbolischen Bücher sind ihm natürlich nur Zeugnisse einer bereits antiquirten Religionsansicht. In der unierten Kirche gilt vollends und jedenfalls nur allein die Bibel, versteht sich, nach der subjektiven Auslegung, deren Freiheit nicht verkürzt werden darf. „Dem Protestanten, welcher die traditionelle Autorität der *Ecclesia* verwirft und verwerfen muß, bleibt gar nichts Anderes übrig, als in dem bekannten Augustinischen Diktum eine varians lectio anzubringen und zu sagen: „Evangellum non crederem, nisi me *Rationis* commoveret auctoritas.“ Doch ist er noch so billig, zuzugeben, daß dem Religionslehrer allerdings gewisse Gränzen gezogen seyen, innerhalb welcher er sich bewegen dürfe, und daß diese in dem in einer Kirche einmal als Glaubensinhalt Angenommenen bestehen. In der nicht selten mitten durch den theologischen Ernst bei ihm hindurchbrechenden trivialen Weise wirft er nämlich die Frage auf: „So darf also Jeder predigen, um es kurz zu sagen, was ihm in seinen klugen oder dummen Kopf kommt?“ und gibt die Antwort: „Dies folgt mit nichten. — Ist das in einer Kirche als Glaubensinhalt Angenommen in symbolischen Büchern niedergelegt, so treten diese allerdings hier als Lehrnorm insofern in Kraft, nicht daß der Lehrer gegen seine Überzeugung nach ihrem Inhalte lehren müßte, sondern daß er diejenigen seiner subjektiven Ansichten, welche nicht mit dem Inhalte jener übereinstimmen, nicht lehren, und das ihm in jenem unhaltbar Scheinende doch nicht, wo er im Namen der Kirche auftritt, verwerfen darf, weil er sonst seiner Subjek-

tivität eine nicht zukommende Autorität vindiciren würde. Es muß also eben so wohl eine Erlaubniß als eine Pflicht für ihn seyn, solche ihm subjektiv unhaltbare Lehrsätze auf sich beruhen zu lassen, bis diese sowohl vor dem Forum der Wissenschaft, als auch in dem Bewußtseyn des Volkes allgemein gefallen sind.“ — Reime diese geschraubte und verwickelte Antwort mit den offenbar entgegenstehenden Konsequenzen des „rationalen Principes“ zusammen, wer da kann. Wir vermögen es nicht. Nur des, wir möchten sagen, fast tragikomischen Hauptprobenstückes pro 1844, „der Rationalismus, seine Berechtigung und Bedeutung in der protestantisch-Evangelischen Kirche überhaupt und insbesondere in der vereinigten Kirche der Pfalz“, wollen wir in Kürze noch erwähnen. Pf. Franz fühlte sich nämlich als rüstiger Kämpfer für den Protestantismus gedrungen und berufen, in den bekannten literarischen Streit über die Kniebeugung im Königreiche Baiern zwischen Thiersch und Döllinger thätig einzugreifen. Etwa um dem Ersteren gegen den Letzteren als Mitkämpfer zur Seite zu treten? Mit nichten, sondern um dem dritten Sendtschreiben von Dr. Thiersch in die Länge und in die Breite nachzuweisen, „daß es sich in die auffallendsten Inconsequenzen und Widersprüche verwickelte und namentlich den Standpunkt verlassse und verwerfe, auf welchem allein der Protestantismus, dem Katholicismus gegenüber, im wissenschaftlichen Kampfe, festen Halt und Stärke habe, nämlich den rationalen“. Uns dünkt, der sicherste Nachweis wäre der gewesen, wenn dieser rationale Standpunkt sich zunächst an Dr. Döllinger versucht und ihn mit „festem Halm und Stärke“ siegreich aus dem Felde geschlagen hätte. Der Gegner war gewißlich ebenbürtig. Doch „einem rational gesinnten Mitgliede und Geistlichen der unierten Kirche der Pfalz, deren principielle Verhältnisse ausführlich zur Sprache gebracht waren, kann es nicht verargt werden, wenn er den von Dr. Thiersch hingeworfenen Fehdehandschuh (?) aufhebt“. Mit naiver Bescheidenheit und Urbanität wurde hinzugefügt: „David wagte es, gegen Goliath zu kämpfen und siegte, wenn auch nicht durch eigene Kraft, doch durch Gottes Hülfe“. Das ist freilich Alles wahr und gut; nur tritt hier der nicht unerhebliche Unterschied dazwischen, daß die Schleuder des kleinen David dies Mal den Riesen gar nicht erreichte. Die Stellung war zu schief, der Abstand zu weit.

Der Jahrgang 1845 begann mit einem begeisterten Panegyrikus auf Ronge und das Licht, das er mitten in der Finsterniß angezündet. Eine Adhortation zuerst an die Geistlichen der Katholischen Kirche, sodann auch an die protestantischen Amtbrüder schloß die lichtfreundliche Hergensergießung. Wir heben aus derselben nur den besonders fruchtbaren Gedanken hervor, daß die Rationalisten mehr Licht, die Orthodoxen mehr Wärme besitzen, daß beide deshalb etwas von einander annehmen und in dieser glücklichen Mischung, der Sonne gleich, in der Welt der Geister leuchten sollen. Dieser Gedanke scheint den Herausgeber längere Zeit ernstlich beschäftigt zu haben; denn er führte ihn nach etlichen Monaten zu der wichtigen, in einem besonderen Aufsatze niedergelegten Entscheidung, „daß Rationalismus, Mysticismus und Pietismus drei feststehende Dinge und wesentlich einig seyen, einer Entdeckung, die als neuester Beitrag zu den kirchen- und dogmenhistorischen Studien wohl einer besonderen Erwähnung verdient. Weitere Proben solcher vernünftigen Weisheit übergehen wir. Die vorliegenden genügen, den wissenschaftlichen und kirchlichen Standpunkt dieses Mannes sammt seiner Befähigung anschaulich zu bezeichnen. Das Urtheil überlassen wir getrost den Lesern. Daß immer unzweideutigere Spuren zunehmender Liebe zu den Deutsch-Katholiken und protestantischen Lichtfreunden hervortraten, ist ganz natürlich.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 11. November.

N^o 90.

Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Nationalliteratur von Dr. A. F. C. Vilmar, Direktor des Churfürstl. Gymnasiums zu Marburg. Marburg und Leipzig. Clwertzsche Universitäts-Buchhandlung. 1845. XVIII u. 659 S. in gr. 8.

Matthias Flacius aus Illyrien ließ 1571 zum erstenmal die Evangelienharmonie des Benediktinermönchs Otfried drucken, um in ihm den Protestanten einen alten Zeugen der Wahrheit in Deutscher Sprache vorzuführen. Fand er nur den einen? Hätte er die ältere Deutsche Literatur so gekannt, wie wir sie jetzt kennen, so würde es ihm leicht gewesen seyn, eine ganze Wolke solcher Zeugen zu finden. Das Interesse, was Flacius trieb, einen alten Deutschen Dichter, der von der ewigen Wahrheit gesungen, hervorzufuchen, hat jeder Christ; der müßte ohne Herz und ohne Liebe seyn, der nicht über die Glaubensgemeinschaft mit seinen Vätern die innigste Freude empfinden, der in ihr nicht einen süßen Trost und neue Kraft finden sollte. Dieses religiöse Interesse kann begreiflicherweise weder der einzige noch der erste Gesichtspunkt seyn, unter welchem wir die alte Deutsche Literatur zu betrachten haben; aber wenn wir einmal auch nur dieses eine Interesse festhalten, es findet eine so volle, so reiche Befriedigung, daß wir schon darin Grund genug sehen müssen, dieser Literatur unsere ganze Liebe und besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Der große Theil der Zeitgenossen ahnt dieses so wenig, als Flacius, der nur den einen dichterischen Zeugen aufzufinden wußte, und zwar einen solchen, dessen Wort nur einen untergeordneten poetischen Werth hat: daß aber unsere ältere Literatur eine Reihe der trefflichsten und ausgezeichnetsten Poesien enthalte, die voll sind von solchen Zeugnissen der Wahrheit, weil sie aus glaubensfrohen und gläubigsten Herzen strömten, dies vermuthen, wie gesagt, die meisten Zeitgenossen so wenig und sie glauben es deshalb, wenn sie es zum erstenmal hören, so wenig, daß sie vielmehr geneigt sind, in dem, der ein solches Urtheil ausspricht, einen katholisirenden Protestanten, einen Sonderling mit mittelalterlichen Tendenzen zu argwöhnen.

Den Grund dieser seltsamen Erscheinung brauchen wir nicht weit zu suchen. Den Deutschen ist schon seit länger als drei Jahrhunderten die eigene Vorzeit in Poesie und Literatur ein völlig unbekanntes Land; seit sie angefangen, in Hellas und Latium heimisch zu werden, wurden ihnen die eigenen Gauen zur Fremde. Mit großem Unrecht sieht man dieses völlige Brechen

mit der Vergangenheit als ein Werk der Reformation an: es ist bekannt, daß man schon eine gute Zeit vor der Reformation die herrlichen Dichtungen des dreizehnten Jahrhunderts und noch mehr das, was vor ihm liegt, vergessen, völlig vergessen hatte; man hatte also schon lange mit der Vorzeit gebrochen, auch wissen wir nichts davon, daß etwa in katholischen Kreisen Kenntniß und Liebe für jene ältere Literatur geblieben wäre. Nur das kann den Protestanten zum Vorwurf gemacht werden, daß sie diese zunächst in der allgemeinen Zeitrichtung begründete Abneigung und Gleichgültigkeit gegen die Literatur des Mittelalters zu einer Art Dogma ausbildeten, wonach alle seine Erzeugungen, die sich auf den Glauben und die Wahrheit bezogen, unbesehen und unbittlich als der Katholischen Kirche, der Kirche des Unglaubens und des Irrthums angehörige condemnirt wurden. Die romantische Schule wies zuerst wieder auf jene Poesien des Mittelalters hin und eröffnete im eigentlichen Sinne des Wortes zum erstenmal jene Welt unseren Augen, bekanntlich nicht bloß im ästhetischen, sondern auch in einem sittlichen und religiösen Interesse: die nüchterne, altkluge und glaubensleere Gegenwart sollte an jenem Borne wieder jung und frisch und gläubig werden. Dies ging nun nicht ganz so, wie es die Romantiker sich dachten und wünschten: auf diese poetische Ironie gegen die Gegenwart, auf diesen echauffirten Enthusiasmus für eine alte wundervolle Zeit, auf diese künstlich erzeugte Germanisch-christliche Weltanschauung gingen doch verhältnißmäßig nur Wenige ein; dies war nicht der Weg, auf welchem die Nation im Großen und Ganzen wieder mit der Vergangenheit anzuknüpfen lernen konnte; man merkte zu sehr die Absicht; man hatte auch wirklich Grund, katholisirende Tendenzen hinter diesem Anpreisen des Mittelalters zu vermuthen; man mißtraute den religiösen Elementen jener Literatur, weil sie nach den Darstellungen der Romantiker im Grunde nur der poetischen Anschauung zu dienen schienen, und der Deutsche Sinn war glücklicherweise viel zu ernst und wahrheitsliebend, als daß er an einer solchen Verwendungs großen Gefallen hätte finden sollen. Dieser Versuch also, unsere große und herrliche Vergangenheit der Gegenwart wieder nahe zu führen, blieb ohne genügenden Erfolg und Wirkung auf das Ganze der Nation; das leichte, oder wie man es nannte, das geniale Treiben der Romantiker hinterließ sogar bei sittlich ernsten und religiösen Gemüthern ein noch größeres Mißtrauen gegen diese mittelalterlichen Studien; welchen Anstoß überdies die Seltsamkeiten und Sonderbarkeiten der speciell deutschhümelnden Richtung den Besonnenen gaben, brauchen wir kaum zu erwähnen. Aber hinter diesem Rausche, hinter dieser

enthusiastischen Begeisterung und hinter diesem seltsamen Gebahren war doch etwas Wichtiges und Wahres verborgen, was bald nach dieser ersten unruhigen Bewegung und Gährung zum Vorschein kommen sollte. An die Stelle der enthusiastischen, oft sehr vagen und inhaltslosen Begeisterung, an die Stelle der poetischen Sympathien für das Mittelalter trat eine nüchterne, ernste, historische, streng wissenschaftliche Forschung. Frei von besonderen Tendenzen, die allezeit in der Wissenschaft so sehr gefürchtet werden, weil man in ihrem Dienste so leicht der Sache Gewalt anthut, und selbst ohne es zu wollen, doch willkürlich mit ihr schaltet und waltet, frei von allen solchen Tendenzen, nur geleitet von einer innigen, wahren Liebe für Deutsche Art und Deutsche Sitte gingen mit dem treuesten und hingebendsten, acht Deutschen Gemüthe die Brüder Grimm still und geräuschlos an die gelehrte Erforschung des Deutschen Alterthums, Alles gewissenhaft zu Tage fördernd was sie fanden und wie sie es fanden. Durch sie und das Bemühen einer kleinen Zahl gleichgesinnter Gelehrter ist seit etwa dreißig Jahren eine neue Wissenschaft begründet worden, der es bereits gelungen ist, die großartigsten Aufschlüsse über unsere so lang vergessene Vorzeit zu machen, das Leben unserer Väter nach allen Seiten, wie es sich ausspricht in der Sprache und Literatur, in Recht und Sitte und Glauben, so weit es möglich ist, in helles Licht zu setzen, eine Wissenschaft, auf die das Vaterland als ein herrliches Denkmal Deutschen Fleißes, Deutschen Tiefsinns, Deutschen Forschungsgeistes und vor Allen auch Deutscher Gesinnung stolz sehn darf.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die Lutherische Prediger-Conferenz am 7. und 8. September in Neustadt-Eberswalde.

Die Evangelische Landeskirche in Preußen verbirgt dormalen noch unter Einem Kirchenregiment dreierlei Pfarrer; solche, die noch entschieden dem Lutherischen Bekenntnisse, solche, die ebenso dem reformirten Bekenntnisse und solche, die mit Bewußtseyn unirt, keinem der beiden obigen Bekenntnisse entschieden angehören. Seit Jahren haben sich Pfarrer Lutherischen Bekenntnisses von Zeit zu Zeit, zumeist in Trieglaff, versammelt, um sich ihres besonderen Bandes, ihrer Einheit und kirchlichen Gemeinschaft bewußt zu werden. Aber diesmal galt es mehr. Sie saßen durch die Beschlüsse der General-Synode die Union in Preußen in ein neues Stadium geführt. Die Union will durch dieselbe ein Bekenntniß erringen, ein Bekenntniß, das nicht einmal die Thatfachen, welche das Apostolicum feststellt, bekennet. Aber nicht allein das, sie will nun auch für die Zukunft alle Sonderbekenntnisse absorbiren, dadurch, daß sie sämmtliche Candidaten in der Ordination auf das Unionsbekenntniß verpflichten will. So muß nothwendig, falls diese Ordinationsformel Befähigung ertheile, mit der Zeit das Lutherische Bekenntniß in Preußen aussterben.

Diese Befürchtung also war es, die sie diesmal zusammenführte, nicht, wie es Absicht war, in Trieglaff, sondern aus Rücksicht auf die dort eingetretene Trauer, in Neustadt.

Das Lied: „O Jesu, einig wahres Haupt“ eröffnete die erste Sitzung der zahlreichen Versammlung. Ein Pfarrer aus Schlesien ersuchte mit Zubrucht den Segen des Herrn für die Besprechungen. Präses las Nehem. 1., rief der Versammlung in's Gedächtniß, wie hier nicht wieder und immer erst der Grund gefunden werden solle, auf der sie stehe, sondern wie vielmehr von jedem Eingetretenen erwartet würde, daß er auf dem Lutherischen Bekenntnisse stehe. Dogmatische Streitigkeiten bleiben außer dem Bereiche der Besprechungen. Endlich wurden noch einige eingegangene Briefe vorgelesen. Hierauf wurde nun das Thema verlesen, das den Besprechungen zu Grunde gelegt werden sollte; es lautete: Was haben bekennnistreue Glieder der Kirche gegenüber den von der Majorität der General-Synode dem Kirchenregimente über Bekenntniß und Union gemachten Vorschlägen zu thun, besonders für den Fall, daß das Kirchenregiment dieselben sanktioniren und als gültige Ordnungen in die Kirche einführen sollte?

Um möglichst gründlich zu verfahren, wurde das Ordinationsformular und der Entwurf der Lehrordnung vorgelesen. Schon während des Vorlesens machte sich hier und dort, wiewohl nicht unterbrechend, der Unwille laut über das beständige Geben und wieder Einschränken, über das Ja und Nein, über den schwankenden, schwebenden Charakter beider Stücke. Natürlich brach der Unwille in seiner ganzen Kraft heraus, als die Vorlesung beendigt war. Nachdem sich die Gemüther in etwas beruhigt, wurde vom Präses die Frage aufgeworfen: Dürfen Pfarrer und Gemeinden Lutherischen Bekenntnisses sich diese Ordinationsformel und Lehrordnung gefallen lassen oder nicht? Die Antwort war voraussehen. Es erfolgte ein lautes Nein! Und als Grund, warum nicht, stellte sich hauptsächlich heraus: weil die Union durch diese beiden Bekenntniskstücke eine wesentliche Veränderung erfahre; ihr früherer Zustand war wesentlich nur ein provisorischer, durch die Ordinationsformel und Lehrordnung wird er ein definitiver; sie ließ früher innerhalb ihres Verbandes Raum für die Sonderbekenntnisse, jetzt aber verdrängt sie dieselben. Es wurde gesagt: Die Synode habe sich nicht unter ein kirchliches Bekenntniß — was ja auch nicht der Majorität derselben möglich gewesen wäre — sondern über die Bekenntnisse gestellt, was gewiß um so schmerzlicher zu empfinden, als doch nicht Allen der Inhalt der kirchlichen Bekenntnisse mochte gegenwärtig, vielleicht auch früher nie zum Bewußtseyn gekommen seyn. Die Conferenz erkannte: Wie in solcher Weise das Sonderbekenntniß der Lutherischen Kirche in Gefahr gebracht sey. Als aber gefragt wurde, was dawider geschehen solle, erhob sich eine ernste Debatte darüber: Ob nicht zuvor das weitere Verhalten des Kirchenregiments solle abgewartet werden. Einige Stimmen waren dafür, sich darauf stützend, daß ja doch die Beschlüsse der Majorität der General-Synode nie zur Anerkennung kommen würden. Auch der Meinung war Einer, daß man doch ja nicht die Entwicklung der Union bis hin zum Bekenntniß, als dem Schlußstein, stören oder hemmen solle, weil erst durch eine organische Entwicklung auch ihres Bekenntnisses endlich eine kirchliche Ablklärung erfolgen könne und dann um so deutlicher das Lutherische Element hervortreten müsse. Die Anderen meinten: Jetzt sey es noch Zeit zu reden, dann, nach der doch möglichen Anerkennung sey es zu spät. Die Ehrlichkeit erfordere es, offen hervorzutreten; es sey ja nicht beispiellos, Andere hätten ja auch remonstrirt; kämen jene Stücke auch nicht zur Anerkennung, so würden sie doch nicht ohne Einfluß bleiben. Andere meinten: Diese neue Bekenntniskgabe sey schon darum so betrübend, weil dadurch gezeugt würde: was der christlichen Kirche könne geboten werden; man müsse sich manifestiren als dasend, als noch bekennend das alte gute Bekenntniß der Väter, dem das neue wahrhaftig die Riemen nicht auflösen kann!

Beide Theile aber einigten sich in der unaussprechlichen Sehnsucht: endlich einmal aus dieser kirchlichen Confusion herauszukommen. Eine Abstimmung ergab, daß bei weitem die Meisten für's Ihn und nicht für's Warten waren. Darin bekräftigt aber wurde die Conferenz durch den tief empfundenen Schmerz darüber, daß man sich selbst an die ökumenischen Symbole, ja an das Apostolicum gemacht, und so das Band allgemeiner Christenheit zerrissen hätte.

Jetzt war eine kleine Pause vergönnt, in der die hie oder da dissentirenden Brüder sich einzeln verständigten.

Die zweite Sitzung begann mit dem Verse: „Ich bleib bei uns Herr Jesu Christ“ und mit dem kräftigen herzfärkenden Gebete eines Geistlichen aus Pommern. Präses las nun eine Petition an Se. Majestät den König vor, welche Satz für Satz, unter Leitung des Präses durchgelesen wurde. Obgleich derselbe der Besprechung durchaus freien, ja eher zu weiten Raum vergönnt hatte, wurde in der Petition nichts Wesentliches verändert; aber die interessantesten Aussprüche kamen zu Tage. Wie oft auch der bejahrte andere Schlesische Bruder aufstand und sich das Wort erbat und opponiren mußte — er that es mit solcher Ruhe, Demuth und Gediegenheit, daß sämtliche Brüder am Schlusse der Conferenz, selbst auch sein eifrigster Gegner, ihm herzlich Dank wußten.

Es ist unthunlich, den Inhalt der Petition in seiner Ausführlichkeit anzugeben; wir dürfen nur im Allgemeinen sagen, daß sie den Schmerz ausdrückt über die Beschlüsse der General-Synode in dem Bekenntnispunkte, Besorgnisse für das fernere Bestehen des Lutherischen Sonderbekenntnisses, aber auch die Versicherung, daß man in keiner Weise eine Sprengung der Union beabsichtige und mit der Bitte endigt um Garantien für das fernere rechtliche Bestehen des Bekenntnisses der Väter. Die Petition wurde unter Gesang unterzeichnet, und ist an Se. Majestät den König abgegeben worden.

Die Diskussion über dieselbe rief, wie schon gesagt, die trefflichsten Bemerkungen hervor, die nur dienen konnten, den Stand der Brüder, ihr besonderes Band inmitten des unirten Kirchenverbandes, immer klarer zu machen. Man wurde sich bewußt, nicht gegen die Union an sich im Felde zu liegen, sondern nur gegen diese Union. Die wahren und treuen Befenner der beiden alten Evangelischen Kirchen müßten erst noch einmal wieder auseinandergehen, die Confusion verlassen, sich in ihre alten Bekenntnisse vertiefen, um sich dermaleinst in einer wahren Union, welcher die helle Wahrheit, nicht die Vertuschung derselben, zum Grunde liege, wieder zu finden. Darum wurde beschlossen: im Namen der Conferenz ein Schreiben an die treuen glaubensvollen Befenner der Reformirten Kirche unseres Vaterlandes aufzusetzen und durch den Druck zu veröffentlichen, in welchem offen und unumwunden solle ausgesprochen werden: wie die Stellung der Brüder, als Lutherische Befenner, dennoch in der That zu ihnen, als treuen Befennern der Reformirten Kirche, eine viel nähere und herzlichere sey, als zur unirten Kirche des neuen Bekenntnisses. Eben so wurde ein Schreiben beschlossen, an die ausgetretenen Lutherischen Brüder, das die Übereinstimmung der Conferenz mit ihnen im Bekenntnisse bekennen, aber auch den Dissensus offen aussprechen sollte in dem Verfahren, das Bekenntniß der Väter geltend zu machen. Die Conferenz kann gegenüber den ausgetretenen Lutheranern, die Katholicität der Lutherischen Kirche, ihre landesrechtliche Geltung in Preußen, ihr Terrain nicht aufgeben, und hält solches als ihre Aufgabe mit der Hoffnung, falls sie je glücklich gelöst, die getrennten Brüder wieder mit ihr in Verbindung zurücktreten zu sehen.

Eben so wurde sich die Conferenz bewußt, daß Privat-Concessionen kein wirksames Auskunfsmittel sind. Einzelne Lutherische Pfarrer und Gemeinden könnten wohl hie und da, und auch nur zur Zeit noch

erhalten werden. Von einer organischen Gemeinschaft dieser Gemeinden aber, von einer Kirche, könne nicht die Rede seyn; die Ordinationsformel aber schnitte ihr das Leben der Zukunft ab; wie soll dereinst einem Lutherischen Pfarrer der Nachfolger erwachsen? Es sprach sich darum der Wunsch aus, es möchte eine Vertretung der Lutherischen Kirche innerhalb des unirten Kirchenregiments, mit Kraft der Examination und Ordination und der ganzen weiteren Verwaltung unter dem Patronat des Königs und seines Ministers Geltung erhalten. In die Petition aber ist natürlich dieser Wunsch nicht aufgenommen.

Die Beratungen und Besprechungen über die Petition waren in mehrere Sitzungen vertheilt. Als aber am zweiten Tage das Ende derselben herangenah war und der Präses dem Bruder an der Gränze der Mark und des Herzogthums Posen das Schlußgebet übertrug, da beugten Alle froh und im Herzen gestärkt ihre Kniee, dankten und lobten mit dem Beter und standen reich gesegnet am inwendigen Menschen wieder auf, um nach der zum Theil gar weiten Heimath zurückzukehren, nach Schlesien, Sachsen und Pommern.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

(Fortsetzung.)

Im September des Jahres 1845 wurde die alle vier Jahre stattfindende General-Synode abgehalten. Die rationalistische Partei rechnete auf große Erfolge. Sie hatte volle Ursache dazu; denn die Wahlen gestalteten sich so günstig für dieselbe, daß gegen zwei Drittheile der Gewählten unter ihre Fahnen gezählt werden konnten. Man war allgemein der Ansicht, Pf. Frank werde in seiner Diocese als geistlicher Vertreter derselben gewählt werden. Es war dem jedoch nicht also. Weshalb? Wir wissen es nicht. Glaubensgründe sollen bei der Mehrheit der Diocesanen nicht obgewaltet haben. Um so ernstlicher war dieser Geistliche darauf bedacht, auf schriftlichem Wege seine Anträge und Gedanken vor das Forum der General-Synode zu bringen. Er wohnete, dem Vernehmen nach, persönlich der kirchlichen Eröffnung dieser Versammlung bei und übergab den Mitgliedern derselben ein Pro Memoria, welches nicht weniger als fünfzehn Desiderien und Anträge enthielt, unter ihnen auch einige dem Inhalte nach nicht ungeeignete. Die Spitze und Krone aller bildete indeß der letzte Antrag, welcher wörtlich also lautet: „Da, unseres Dafürhaltens, die neue reformatorische Bewegung in der Katholischen Kirche ganz auf demselben Fundamente beruht, wie die, aus welcher einst unsere Protestantische Kirche hervorgegangen ist, weshalb auch von dieser neuen Reformation die wichtigsten und erfreulichsten Folgen für das künftige Verhältniß zwischen der Protestantischen und Katholischen Kirche erhofft werden dürfen: so glauben wir, es wäre an der Zeit, daß die Protestantische Kirche, durch ihr Organ der Synoden, die von Jenen so freundlich dargebotene Bruderhand eben so freundlich ergreife und erkläre, daß die Protestantische Kirche der Pfalz die Glieder der neu-katholischen Religionsgesellschaft als Glaubensgenossen im unbeschränkten Sinne anerkenne, daß z. B. eine zwischen den Gliedern beider Religionsgesellschaften geschlossene Ehe nicht als eine gemischte angesehen werde, daß die Neu-Katholiken ohne Übertritt am heiligen Abendmahl der Protestantischen Kirche Theil nehmen, und deren Geistliche ohne Weiteres auch in der Protestantischen Kirche mit einem Pfarramte bekleidet werden könnten.“ Die beigebrachten Motive können übergangen werden. Die Synode hatte so viel gesunden Sinn, diesen sich über-

nürzenden reformatorischen Eifer unbeachtet zu lassen. Eines Antrages, des vorlehten nämlich, muß jedoch noch Erwähnung geschehen, und zwar deshalb, weil er, wenn auch ohne Nennung des Namens, eine unverdiente Kränkung des Consistorialrathes Dr. Rust involvirt, welche eine öffentliche Zurückweisung zur Pflicht macht, und weil er zugleich ein Fingerzeig seyn kann, wohin man bald auch der Person nach abzielen gesonnen war. „Seit etwa einem Jahrzehent,“ ließ sich der Antragsteller vernehmen, „sind bei uns auch die früher nicht üblich gewesenen Generalsitationen eingeführt worden, und es wird vielfältig nicht so wohl über alljugroße Strenge, als vielmehr über herbe Behandlung geklagt. Mehr noch aber wird seit neuester Zeit über einen anderen Punkt mißbilligend gesprochen. Es haben nämlich manche Geistliche und Gemeinden bei solchen Gelegenheiten ein ungewöhnliches Gepränge entfaltet und dem Visitator gleichsam königliche Ehrenbezeugungen veranstaltet, z. B. Einholung durch eine Anzahl Reiter, Aufstellung der Ortseinwohner in Spalierreihen u. dgl.“ In seiner zarten Besorgniß für das Heil der Kirche fürchtet er davon „eine ganz besondere Demoralisation derselben, das Einschleichen eines ganz unprotestantischen Geistes, nämlich des Geistes des Servilismus und der Schmeichelei, welcher von dem der Heuchelei nicht ganz entfernt sey.“ Wir erwidern: Was die herbe Behandlung betrifft, so ist die betreffende Behauptung eine grobe Unwahrheit, sie mag ausgehen, von wem sie wolle. Nie hat Dr. Rust, daß sind wir gewiß, und die verschiedensten Zeugen treten dafür ein, als Visitator bei allem Ernste in der Ausübung seiner Amtspflicht jene Humanität und freundliche Milde vermissen lassen, welche über dem Untergebenen den Geistlichen und Amtsbrüdern nicht vergift. Grade der persönliche Verkehr mit ihm und die unmittelbare Anschauung seiner Visitationseffektivität in den Gemeinden hat selbst entschiedene Gegner von den Vorurtheilen geheilt, welche man „gegen die Art und Weise seines Auftretens“ zu erregen von verschiedenen Seiten her so geschäftig war und theilweise noch ist. Denen, die sich als Herren über den Glauben der Gemeinden, nicht als Gehülfen ihrer Freude anzusehen gewohnt sind, den kleinen Dorfpäpsten, wird er freilich ein Dorn im Auge, ein Pfahl im Fleische seyn und bleiben; schon sein frisches und kräftiges Zeugniß von Christo und der freudige Anblick, den es in den Gemeinden findet, wird ihnen zur lästigen Schranke ihrer denkgläubigen Wirksamkeit. Aber über herbe Behandlung werden auch sie in Wahrheit sich nimmermehr zu beklagen haben, es müßte denn seyn, daß sie die Aufrichtigkeit und den Ernst der Liebe nicht vertragen können, mit welcher ihnen bisweilen, aber nie vor der Gemeinde, sondern allezeit nur Angesichts gegen Angesicht ein Spiegel zur bußfertigen Beschauung vorgehalten wird. Was die Ehrenbezeugungen betrifft, welche sich die Mißbilligung des Antragstellers und seiner gleichgesinnten theils offenen, theils geheimen Freunde zuzuziehen das Unglück hatten, so sind sie allerdings vollkommen begründet. Zwar nicht „königlich“, aber doch festlich und erheben, haben sie viele Herzen als ein Zeichen des wiedererwachenden kirchlichen Sinnes in den Gemeinden freudig berührt. Dr. Rust hat sie nie hervorgerufen, nie begehrt; sie sind ihm allenthalben wider Wissen und Erwarten zu Theil geworden. Die einmal eingetretenen konnte er begründlich nicht mehr hindern; aber er hat sie stets von seiner Person ab- und der Sache zugewendet, und dem Erzhirten die Ehre gegeben, als dessen Diener und Bote er erschienen war. Und solch concretes, alle äußeren Anknüpfungspunkte praktisch nützliches Zeugniß war auch von Segen. Wir

erinnern uns noch gar gut, aus dem Munde völlig unbefangener Zeugen von dem tiefen Eindrucke vernommen zu haben, den es in einer aus mehreren Dörfern bestehenden Gemeinde hervorbrachte, als der Visitator, von dem freiwilligen feierlichen Zuge aller erwachsenen Gemeindeglieder, die Geistlichen in der Mitte, nach der festlich geschmückten Kirche Veranlassung nehmend, den Zug der Kinder Gottes nach der triumphirenden Kirche, nach der heiligen Gottesstadt schilberte und mit tief eindringenden, herzlichen Worten nebst der Sehnsucht danach auch die Buß- und Glaubensgedanken zu wecken suchte, welche zur fröhlichen und seligen Pilgrimschaft nöthig sind. Wer übrigens weiß, daß die meisten Visitationen an Werktagen abgehalten werden, daß trotzdem in vielen Gemeinden die Kirche für die Unbächtigen nicht zureichte, daß selbst die Ärmsten thätigen Antheil an der kirchlichen Feier genommen haben; wer da weiß, daß diese Ehrenbezeugungen nicht bloß dem Kommenden, sondern auch dem Scheidenden, selbst nach christlich einschneidender Rede, dargebracht worden sind, und daß dieselben den Visitator nicht abgehalten haben, die kirchlichen Zustände zur Rechten und zur Linken im wahren Lichte zu betrachten und öffentlich zu schildern, der wird die eigentliche Quelle jener übertreibenden Beforgnisse wohl zu würdigen wissen. So viel steht fest: gehörte Dr. Rust unter die Zahl der „Gleichgesinnten“, unter die Säulen und Träger des „rationalen Principes“, diese Thatfachen würden in ganz anderer, als mißliebiger Weise zur öffentlichen Kenntniß gekommen seyn. Unseres Wissens ist ihrer nie von „orthodoxer“ Seite her Erwähnung geschehen. Demungeachtet und obwohl es dem Pf. Franz recht wohl bekannt seyn mußte, daß diejenigen Geistlichen, von deren Gemeinden jene Ehrenbezeugungen ausgegangen, nicht eben zu jener Seite gerechnet werden dürfen, nimmt er in einem späteren Aufsatze kein Bedenken, das Ganze als eine „Demonstration der altkirchlichen Partei“ darzustellen und als eine verkehrte zu bezeichnen. Wir würden diese Angelegenheit nicht so ausführlich besprochen haben, wüßten wir nicht, daß die öftere Wiederholung fester Behauptungen den Schein der Wahrheit mehrt, und gehörte dies nicht eben so sehr zur Geschichte der neuesten kirchlichen Bewegung und ihrem Verständnisse als zur Charakteristik eines Mannes, der, wie seine ganze Partei, mit besonderer Vorliebe die Devise: „Licht, Freiheit, Liebe und Einigung im Glauben“ im Banner und Wappen führt.

Und, so fragen wir nun billig, was hatte denn bis dahin Pfarrer Franz von seinem redlichen Freimuth und reformatorischen Eifer, wie man dieses unkirchliche Gebahren bisweilen zu nennen beliebte, zu besahren? Haben sich die Mystiker und Pietisten aufgemacht, diesen neu aufstrebenden Geist mit ihren geheimen, „lichtscheuen“ Künsten zu dämpfen? Haben die Orthodoxen in öffentlichen Blättern, auf Kanzeln und Kathedern gegen ihn geeifert? Hat Dr. Rust Schritte gethan, sich Genugthuung zu verschaffen? Ist das Königl. Consistorium einschüchternd und strafend gegen ihn vorangeschritten? Antwort: nichts von allem dem. Man ließ die direkten und indirekten Herausforderungen unerwidert. Das Martyrium bestand also bis dahin lediglich in den persönlichen Opfern, welche er freiwillig seiner Sache gebracht. Doch wir stehen erst am Anfange des zweiten Aktes dieses unerquicklichen Dramas.

(Fortsetzung folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 14. November.

N. 91.

Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Nationalliteratur von Dr. A. F. C. Vilmar, Direktor u. s. w.

(Fortsetzung.)

Das Ergebniß dieser auf den gründlichsten Studien basirten Wissenschaft ist, daß wir wirklich in unserer Literatur des Mittelalters den herrlichsten Schatz von Poesie besitzen, eine Poesie, die sich kühn unserer neueren so wie der antiken an die Seite stellen darf; eine Poesie, deren Anerkennung nicht mehr von dem besondern Geschmack und der eigenthümlichen Neigung des Einen oder Anderen abhängt, sondern die den objektiven Maßstab des Schönen, den Maßstab, den man an die edelsten Kunstproduktionen legt, nicht allein verträgt, sondern auch fordert. Bekanntlich urtheilte man früher, und dieses Urtheil besteht gegenwärtig noch in dem Kreise der Gebildeten, daß die Liebe für jene Poesie auf eigenthümlichen, den modernen Zuständen abgewandten Sympathien beruhe; wem diese absonderliche Constitution abgehe, für den könne sie nur ein untergeordnetes, historisches Interesse haben: die wissenschaftliche Forschung ist aber auf ihrem stillen, von der großen Welt fast unbemerkten Wege bereits so weit gediehen, daß sie allen denen, die noch mit dergleichen Einwänden kommen, ganz ruhig antwortet: ihr kennt und versteht das nicht, worüber ihr urtheilt, oder ihr habt den Gervinus gelesen — und das läuft ziemlich auf dasselbe hinaus. Und wenn Einer aus dem modernen Bewußtseyn heraus sagen sollte, daß mindestens das große Lob, welches man dieser Poesie spende, übertrieben sey, so braucht die Wissenschaft wieder nur zu antworten: komm und lerne sie kennen; oder wenn endlich protestantischer Purismus an der Wahrheit und Lauterkeit der religiösen Gesinnung und des Glaubens, aus dem heraus diese Poesien geflossen sind, Bedenken haben sollte, so antwortet sie ebenfalls nur: komm und überzeuge dich selbst. Diese Wissenschaft kann in dem sicheren Bewußtseyn ihrer guten Sache mit dieser Ruhe, man möchte fast sagen Gleichgültigkeit, antworten: mit einer Art Stolz und voll edlen Selbstgefühls hat sie es verschmäht, die Gunst des Augenblicks oder der Zeitendenzen zu suchen, obwohl sie grade mit den edelsten und besten anknüpfen könnte. Es erscheint uns dies als ein ächt Deutscher Zug dieser jungen, Deutschen Alterthumswissenschaft, zurückgezogen von dem Lärm des Tages und dem Toben des Kampfplatzes für die edelsten Bestrebungen unserer Gegenwart unermüdlich thätig zu seyn, ohne auch nur ein Wort darüber zu verlieren. Denn wir müssen es offen aussprechen und Keiner, der nur etwas die Sache kennt, kann darüber in Zweifel seyn: wenn irgend etwas den schlecht philosophischen, den

negativen oder subversiven Tendenzen, oder mit welchen Euphemismen man sonst die bösen Geister unserer Zeit bezeichnen mag, kräftig und wirksam entgegenarbeitet, so ist es gewiß diese Wissenschaft; die schlechte Aufklärung, welche, wie weiland Nicolai, nicht allein die wahre Religion, sondern auch die wahre Poesie und die wahre Wissenschaft mit einem angeborenen Haße verfolgt, wird bekämpft und muß von dieser Wissenschaft so gut wie von der Kirche bekämpft werden; daß endlich uns diese Wissenschaft eine Poesie und Literatur eröffnet hat, in welcher offenbar die Lebensgeister der Nation eine sittliche Erfrischung finden müssen, eine Poesie, in welcher wir die schönsten Denkmale christlichen Glaubens und Dichtens erkennen, darüber muß doch, denke ich, ein jedes Christenherz eine wahre Freude empfinden.

Die Resultate dieser Deutschen Philologie, wie man sie bisweilen nennt, sind bis jetzt noch kaum über den kleinen Kreis derer, die sie bearbeiten, hinaus bekannt geworden; selbst in die gelehrten Kreise ist bis jetzt verhältnißmäßig nur wenig gedrungen; ich will nicht sagen, daß man eigentlich von allen Gelehrten auch ein Interesse für ihre eigene große Vorzeit erwartete: doch das muß mindestens hervorgehoben werden, daß die Behandlung, welche die Sprache, Religion und Literatur hier gefunden hat, auch ganz neue Aufschlüsse und Winke für Sprachwissenschaft, für Mythologie und Literaturgeschichte überhaupt gegeben hat; ferner daß die Kirchengeschichte, so weit sie Germanische Völker betrifft, wichtige und interessante Aufschlüsse aus der Deutschen Mythologie und Sagenforschung entnehmen wird; den Marien- und Heiligenkult, um nur ein Beispiel anzuführen, oder das Hexenwesen und ähnlichen Aberglauben, setzt man gemeinlich einzig auf Rechnung der Römischen Kirche oder der bekannten Pfaffenlist, und findet darin den Erklärungsgrund; von den genannten Punkten hat es sich aber auf's Bestimmteste ergeben, daß wir in ihnen Reste des alten heidnischen Glaubens der Deutschen haben. Noch viel weniger aber sind bis jetzt die Ergebnisse dieser Wissenschaft in die Nation selbst, in ihre gebildeten Kreise übergegangen; und doch ist es nicht die abstrakte Gelehrsamkeit, in deren Dienste sie arbeitet; ihr Ziel ist offenbar, der ganzen Nation das herrliche Erbe, das wir von unseren Vätern überkommen haben, zugänglich zu machen. Das große Publikum, wie die Gelehrten vom Fach, werden es daher Vilmar zu Danke wissen, daß er es unternommen hat, in einer allgemein faßlichen Darstellung den Theil dieser Wissenschaft, der zunächst für Alle das meiste Interesse hat, die Deutsche Literaturgeschichte, zu behandeln, in einer Weise zu behandeln, wie sie allein dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft angemessen ist.

Daß wir an Handbüchern und Darstellungen über Deutsche Literatur keinen Mangel haben, wissen Alle; daß sie aber alle, mit sehr geringen Ausnahmen (z. B. des trefflichen Compendiums von Koberstein), nichts taugen, wirklich nichts taugen, wissen und sagen nur die Männer vom Fach; und wenn der zweifelnde Leser etwa die Grimm, Lachmann, Wackernagel u. f. w. fragen wollte, so würde er dasselbe hören; unbrauchbar sind sie aber aus dem sehr einfachen Grunde, weil ihre Verfasser nicht die nöthige Sach- und Sprachkenntniß besaßen. Es glaubte ein Jeder als Deutscher auch über Deutsche Sprache und Literatur schreiben und urtheilen zu können, und da das Bedürfnis des Unterrichts doch einmal vorhanden war, so fand auch die schlechte und eigentlich unbrauchbare Waare ihre Käufer. Wir wollen gleich noch bemerken, um ja nicht den Schein der kleinsten Ungerechtigkeit auf uns fallen zu lassen, daß wohl die Kenntniß und das Urtheil über die letzten zwei Jahrhunderte unserer Literatur Jedem offen steht und daß über diesen Theil jene Bücher Gutes und Brauchbares, je nach der Tüchtigkeit ihrer Verfasser, enthalten können: über die ganze frühere Literatur aber, die man doch eigentlich zunächst aus einem solchen Buche kennen lernen will, müssen wir jenes strenge, exklusive Urtheil buchstäblich festhalten, daß alle die Bücher, deren Verfasser außerhalb des Bodens der Deutschen Alterthumswissenschaft stehen — und es standen, wie schon bemerkt, mit sehr wenigen Ausnahmen, bisher alle außerhalb desselben —, einfach als unbrauchbar, ja unter Umständen als schädlich zu bezeichnen sind. Am bekanntesten im großen Publikum ist die Literaturgeschichte von Gervinus, aber wie wir auf's Bestimmteste versichern können, im Kreise der Fachgelehrten und Sachkenner so wenig geachtet, aus dem oben genannten einfachen und kurzen Grunde so wenig geachtet, wie es sich die Verehrer des Herrn Gervinus kaum vorstellen können; welchen Standpunkt Gervinus der Deutschen Literatur gegenüber einnimmt, ist dem Leser der *Ev. R. Z.* vielleicht noch Erinnerung aus einer früheren Recension (Jahrg. 1843 Nr. 31 u. f.).

Wir mußten nothwendig diesen unerfreulichen Blick auf die bisherigen Bearbeiter dieses Gebiets werfen, um dem uns vorliegenden Buche die rechte Stelle anweisen zu können. Direktor Vilmar hat sich schon durch mehrere Untersuchungen über Altdeutsches als einen durchaus sach- und sprachkundigen Gelehrten bekannt gemacht; außerdem sieht man wohl auf jeder Seite des Buchs, daß er die Poesien unserer älteren Literatur nicht allein sämmtlich in der ursprünglichen Sprache gelesen und verstanden, sondern daß er auch alle darauf bezüglichen Monographien trefflich verarbeitet hat. Das vorliegende Buch hat also — was bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge ganz besonders zu betonen ist — zunächst das Verdienst, daß es das erste für das größere gebildete Publikum berechnete Werk ist, welches aus einer gründlichen Sach- und Sprachkenntniß heraus geschrieben, welches die bedeutenden und neuen Resultate unserer gelehrten Alterthumswissenschaft einem größeren Theil der Nation in einer angemessenen Weise mittheilte. Das zweite besondere Lob, das Jeder dem Herrn Verf. zuertheilen muß und

das nur da, wo bereits jenes erste vorausgegangen ist, seine volle und unbedingte Bedeutung hat, ist, daß er mit so viel Gemüth, mit so viel Liebe und Begeisterung an seinen Gegenstand gegangen ist, wie es wohl bei den bisherigen Bearbeitern auch noch nicht der Fall gewesen ist. Für Literaturgeschichten, die wie die vorliegende auf ein größeres Publikum berechnet sind, liegt eine große Schwierigkeit darin, dem Leser von Poesien, die er bisher meist nur dem Namen nach kannte, ein bestimmtes und wahres Bild zu geben; die bloße ästhetische Charakteristik ist meist zu abstrakt für ihn, bloße Inhaltsangaben sind zu trocken und ermüden. Da der Verf. mit so viel Liebe seinem Gegenstand sich hingegeben hat, so hat er das erreicht, was jedenfalls das höchste Ziel solcher Darstellungen ist, daß seine Charakteristiken und Relationen wie durchhaucht von dem Geiste, der in jenen Poesien weht, erscheinen, daß seine Darstellung wie ein Commentar in das innere Verständnis jener Literatur einführt. Jeder, der das Buch durchliest, wird deshalb, wofern ihm nicht überhaupt das Organ für eine fremde Poesie abgeht, in sich das Verlangen erwachen fühlen, die ältere Deutsche Literatur doch nun auch persönlich näher kennen zu lernen: bei den bisherigen ähnlichen Darstellungen mußte man, dünkt uns, das Gefühl haben, daß man seinem Bildungstriebe ein Opfer gebracht habe, daß es aber dabei sein Bewenden haben solle.

Es soll hier nicht unsere Aufgabe seyn, im Einzelnen alle Vorzüge dieses Werkes aufzuzählen und dasselbe den Lesern anzupreisen; im Grunde würden wir damit auch zu spät kommen; das Buch hat seit der kurzen Zeit seines Erscheinens eine solche Gunst gefunden, daß bereits eine zweite Auflage nöthig geworden ist. Ref. hat diese zweite Auflage noch nicht in den Händen gehabt, hört aber, daß sie ansehnlich vermehrt sey, und daß deshalb der Verf. zunächst nur die erste Hälfte in dieser neuen Gestalt herausgegeben habe. Wir erlauben uns hiebei die Wünsche, die wir für eine neue Bearbeitung haben, kurz auszusprechen. Das Buch ist, laut der Vorrede, aus Vorträgen entstanden, die der Verf. in Marburg vor gebildeten Frauen und Männern gehalten und auf den Wunsch seiner Zuhörer wie billig ganz unverändert herausgegeben hat. In einer neuen Bearbeitung, die nun dem großen Leserkreise angehört, wird es gut seyn, wenn der Verf. die Rücksicht, die er zuerst, wie es in der Ordnung ist, auf die Damen genommen hatte, etwas, wo nicht ganz zurücktreten läßt; die Darstellung wird kürzer und präciser werden können, und den dadurch gewonnenen Raum wird der Herr Verf. auf's Beste zu benutzen wissen. Vor Allem wünschten wir, was man kurzweg den gelehrten Apparat nennt, in einer angemessenen Weise berücksichtigt, was auch in einer populären Darstellung nicht so unwichtig ist und was namentlich nicht ein solches Monstrum ist, als sich manche Gebildete vorstellen. Herr Vilmar hat zwar, wie bemerkt, alle Specialuntersuchungen über die ältere Literatur trefflich verarbeitet, auch hier und da im Allgemeinen bemerkt, daß dieser Punkt von Grimm oder Lachmann oder sonst wem zuerst aufgestellt worden sey, aber in welchem Buche oder in welcher Abhandlung und an welcher Stelle, fast nie beigefügt; eben so sind die Bearbeitun-

gen und Ausgaben des ursprünglichen Textes nur selten genannt. Daß Herr B. dies und Ähnliches bei seinen mündlichen Vorträgen bei Seite gelassen hat, dagegen haben wir nicht das Geringste einzuwenden; aber ganz gewiß ist es, daß er vielen seiner Leser einen großen Gefallen thut, wenn er die zu weiterer Belehrung und weiterer Forschung nöthigen Notizen und Citate beifügt, und ihnen damit Zeit und Mühe spart, noch andere Bücher zu Rathe zu ziehen. Viel zu wenig Rücksicht hat ferner Herr B. auf das Biographische genommen; es ist ganz richtig, was er an irgend einer Stelle sagt, daß man die persönlichen Verhältnisse der Dichter, insbesondere derer aus der neueren Zeit, viel zu sehr ausgebeutet habe, daß der jetzige nicht eben gute Geschmack mehr eine Geschichte der Dichter, als eine Geschichte der Dichtkunst liebe: aber man geht doch auch auf der anderen Seite wieder zu weit, wenn man sie beinahe gar nicht berührt, bei manchen Dichtern nicht einmal die Jahreszahlen nennt. Daß die biographischen Notizen zu einer Literaturgeschichte, oft auch zum inneren Verständniß der Poesien selbst gehören, steht doch einmal außer allem Zweifel, und daß Jeder bei der uns zunächst liegenden Geschichte der neueren Zeit ein ganz natürliches Bedürfnis nach ihnen hat, muß man doch ganz in der Ordnung finden. Wenn endlich Viele die neuere Literaturgeschichte (die Zeit von Klopstock und Lessing an) doch zu kurz behandelt finden, wie wir dies mehrfach aussprechen hörten, so wird Herr B. hierin nur den Wunsch von Lesern erkennen, die grade von seiner Hand noch weiter geführt seyn möchten.

Die Leser der Ev. K. Z. erwarten jedenfalls über das mehrfach erwähnte religiöse Element unserer Literatur einen näheren Nachweis. Wenn wir nicht an die Poesien selbst verweisen sollen, so ist es wohl am passendsten, einige Charakteristiken, wie sie Herr B. gibt, mitzutheilen. Die Leser kennen wohl Herrn B. hinlänglich genug, um in dieser Beziehung volles Zutrauen zu ihm haben zu können, namentlich aber keine Befürchtungen wegen etwaigen Katholikstrens zu hegen, oder daß er im Interesse der Poesie sich bei dem Religiösen habe zu leicht zufrieden stellen lassen. Nur eine Bemerkung müssen wir noch vorausschicken.

Man sieht gemeinlich die gesammte Deutsche Literatur als ein in sich zusammenhängendes, stetig fortgebildetes Ganzes an, das man in etwa sieben oder acht Perioden zerlegt. Das ist nicht richtig und verleitet mindestens zu großen Schiefeiten in der Beurtheilung der älteren und neueren Zeit. Die gesammte Literatur zerfällt vielmehr in zwei große Ganze, die man zunächst streng sondern und auseinanderhalten muß. Den großen Einschnitt macht man gewöhnlich bei Opitz; doch ließe sich noch etwa darüber streiten, ob er nicht schon bei der Reformation zu machen sey; jedenfalls ist das sechzehnte Jahrhundert eine Übergangsperiode, die man entweder als den ersten Anfang der neueren Zeit, oder, wie B. thut, als das letzte Ende der alten Zeit betrachten kann. Diese beiden großen Theile muß der Literaturhistoriker scharf trennen, weil sie ihrer Natur nach so getrennt sind, weil sie beide von verschiedenen Motiven ausgehen, nach verschiedenen Gesetzen sich bilden, weil jeder für sich ein besonderer Organismus ist. Diese beiden Organismen sind geschie-

den einmal durch die Sprache: dort die alt- und mittelhochdeutsche, hier die neuhochdeutsche Sprache; noch viel mehr aber durch die Denkweise und Weltanschauung, die in beiden Literaturen herrscht. Im sechzehnten Jahrhundert fing man schon an mit der Vergangenheit zu brechen, bei Opitz ist dieser Bruch vollkommen durchgeführt; man kennt das Frühere, ja man ahnt es gar nicht mehr; auf einem ganz anderen Grund beginnt man einen neuen Bau; nicht die geringste Tradition verbindet in der poetischen Welt die alte und die neue Zeit. Ganz anders war es in der Griechischen Literatur der Fall: sie ist von Homer ausgegangen und hat sich bis zu ihrem Ende an ihm fortgebildet; an dem Homer haben die Lyriker, haben die Dramatiker, haben selbst die spätesten Dichter gesogen; da war also bis in die Zeiten des völligen Verfalls ein stetiger Zusammenhang, eine fortgehende, ununterbrochene Tradition. Die Deutschen haben aber bei dieser eigenen Wendung ihrer Literatur die merkwürdige Erscheinung aufzuweisen, daß sie nicht wie die Literaturen der übrigen Nationen nur eine, daß sie zwei klassische Perioden gehabt haben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

(Fortsetzung.)

Die Predigt zur gottesdienstlichen Eröffnung der General-Synode war von dem Königl. Ober-Consistorium dem schon mehrfach genannten Consistorialrathe Dr. Rust übertragen worden. Sie wurde vor einer sehr zahlreichen Versammlung gehalten, ist bald darauf im Drucke erschienen, *) und erfordert theils um ihrer selbstständigen Bedeutung, theils um der Stellung willen, welche sie in der Bewegung erhalten, eine näher eingehende Besprechung. Der Text war: Jerem. 17, 13. 14. Anknüpfend an die schwere, für das auserwählte Volk verhängnißvolle Zeit, aus welcher die prophetischen Gebetsworte desselben stammen, deutet der Verf. im Eingange „auf den tiefen Schaden der Gegenwart hin, der uns in vieler Hinsicht so stark an die Zeit des Jeremias erinnert“ und bezeichnet sodann die Stellung und Bedeutung des Textwortes in dieser Zeit. „Wenn es,“ fährt er fort, „ganz empfunden, ganz geliebt und von Allen mit ganzem Herzen vor den Thron des Erbarmers getragen würde, dann, ja dann wäre uns geholfen; dann wäre der tiefe Schaden der Gegenwart wahrhaftig geheilt. Es fühlten das Unzählige der Zeitgenossen. Sie empfinden eine Leere, ein Mißbehagen auf Erden; sie merken, daß die Hülf- und Heilkräfte über dem Weltand liegen. Aber sie leiden an und mit dem Schwanken dieser Zeit. Sie haben nicht den Muth, ganz ihres Gottes zu seyn. Sie sind fromm und nicht fromm genug; sie sind gläubig, hohlen aber noch mit der Welt und ihren Götzen. Sie blicken aufwärts, aber ihre Herzen sind noch zu sehr hienieden. Die Kraft fehlt, frisch und freudig in den Himmel hineinzugreifen, von dort die Güter Christi zu holen und sie in diese arme, sorgenbewegte, unruhige Erde hineinzustellen, daß sie in ihrem Heilande reich werde und ruhig und selig. Darum heißt es mehr, als je: Fromm müssen wir seyn und ganz, gläubig müssen wir seyn

*) Speyer, Meidhard's Buchhandlung, 1845.

und ganz. Heile du mich, Herr, so werde ich heil; hilf du mir, so ist mir geholfen; denn du bist mein Ruhm. Töne das in jedem Herzen nach; allermeist in den eurigen, ehrwürdige Männer, versammelt zum heiligen Werke glaubenstreuer kirchlicher Berathung. Seyd gegnet im Hause Gottes! u. f. w.“ Von dieser herzlichen Begrüßung geht der Verf. hierauf zu dem Thema über: „Der Herr ist der Evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung.“ Nach drei Seiten will er diesen Spruch erwägen. „Mit großer Freude wendet er sich nach der ersten; denn hier ist die Wahrheit desselben zu beweisen.“ Drei Zeugnisse sollen zunächst dafür eintreten. „Vor an der Ausspruch, der alle evangelischen Kirchenbekenntnisse durchbringt und trägt: Gottes Wort soll oben seyn; nur dies kann Glaubensartikel stellen. — Gottes Wort aber, Bibelwort, ist Offenbarung des Dreieinigen. — Verherrlichung des Wortes und damit Gottes ist der Evangelischen Kirche Ziel.“ — Sodann das zweite Zeugniß: „Sie hat kein anderes Oberhaupt und bekennet kein anderes, als Christum Jesum, und dies Haupt nicht nur gesien, sondern auch heute und in alle Ewigkeit. — Den sie gekreuzigt haben und in den Tod gegeben, er ist ihr der Fürst des Lebens, ungewindert, ohne Einschränkung. — Er, der Gottmensch und darum auch gottmenschlich überall wirkend, segnend, regierend, er ist König.“ — Als drittes Zeugniß folgt: „Die Evangelische Kirche leitet das Heil ihrer Glieder allein von der Gnade Gottes in Christo Jesu ab. Sie hat, erleuchtet durch des Herrn Geist und Wort, das tiefe Elend, das über unser ganzes Geschlecht und jeden Einzelnen durch die Sünde gekommen, grünlich erkannt und klar und unumwunden ausgesprochen. — Sie hat dem Allbarmerherzigen, dem Allerheiligsten — in dem Werke der Rechtfertigung und Heiligung gesallener und doch zur Seligkeit des Himmels berufenen Sünder die volle, die ungeschmälerte, die untheilbare Ehre gegeben.“

Der zweite Theil bespricht den Widerspruch gegen jenen Satz und die für ihn eintretenden Zeugnisse. Wir halten für nöthig, die Stelle dieses Theils, welche dem Pf. Frank einen so scharfen Stachel in's Gewissen gedrückt, in extenso mitzutheilen. „Daß wir uns mit der gleichen Freudigkeit zum zweiten Theile unserer Predigt zu wenden vermöchten!“ ruft der Verf. aus. „Aber ach, mit ihm wird unsere Aufgabe schmerzlich, beugend. Die Rede lenkt sich auf die, welche den Kern- und Lebensspruch der Evangelischen Kirche verachtet, oft mit Füßen getreten haben. Sie, die treue Mutter, hat nie vergessen, daß sie in ihrem Gott und Heilande bestehe und durch ihn, daß er ihre Krone sey und ihre Kraft. Aber es haben sich, laßt mich's mild ausdrücken, unverständige Kinder aus ihrem Schoße erhoben. Sie verschuldet's nicht. Es sind Kinder, die sich nicht haben weissen lassen. Warum soll ich nicht sagen: ungezogene, böse Kinder? Von denen soll ich ja reden, die die Hoffnung Israels, den Herrn, die Quelle des lebendigen Wassers, verlassen haben und sich hie und da ausgehauene, löcherichte Brunnen gemacht, die kein Wasser geben; von den Abtrünnigen, die Ehre für sich suchen und zu Schanden werden; von den Unglücklichen, deren Namen nach Gottes allgemeiner Erbarmung im Himmel angeschrieben werden sollten, die aber in heillosen Verblendung nicht ruhen und nicht rasten, bis sie in den vergänglichsten Erdenstaub geschrieben sind, und Gott ihrer nicht mehr gedenkt. Von denen soll ich reden. Dürfte ich mit Fleisch und Blut zu Rathe gehen, dürfte ich von ihnen Maß annehmen und Befehl, so würde ich diese Rede zur Seite liegen lassen. Dem natürlichen Menschen wäre es bequemer. Aber der Herr spricht: Du sollst prebigen, was ich dich heiße. Darum sey der Schaden, der so oft verdeckte, der so oft nur halb enthüllte, der aus mancherlei Grund noch weithin gepflegte Schaden, offen dargelegt, an's volle Licht gebracht.

Nicht zur Erbitterung; denn wir müssen Alle vor Gottes Gericht erscheinen, vielleicht bald, bald! sondern zur Befehrung, daß wir uns und unsern Kindern den Glauben bewahren und die Güter Christi. Liebe, heilige Liebe, erfülle mich und euch, Liebe zu unserem Gott, zu unseren Brüdern, zu der theuern Evangelischen Kirche, die wir nicht glänzend genug umfassen, die wir nicht mannhaft genug vertreten können. In dieser Liebe sey Rede und Vernehmen von den Abtrünnigen.“ Der Redner zeichnet hierauf mit treffenden Zügen das in der Kirche vorhandene Verderben, den Abfall vom Worte Gottes, den in die Massen geworfenen Widerspruch gegen „die zwei heiligen evangelischen Glaubensartikel, die er im ersten Theile seiner Rede neben jenes gestellt“, und warnt vor den unaussprechlichen Folgen einer Richtung, „deren Sieg die Vernichtung der Kirche wäre“. Er vergißt auch „der heiligen, herrlichen Kräfte nicht, die in unserer Zeit walten, der gesegneten Wiedergeburt, die sich ungeachtet jenes Verderbens in ihr vorbereitet“; er vergißt „der inneren Verschuldung nicht, welcher jener Noth zu Grunde liegt, an der Keiner ganz unschuldig sey“, und nennt das Eine, das noth ist, soll Hilfe kommen: „unbedingte Hingabe an den Herrn, der Evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung“.

Der letzte Theil knüpft eine Reihe ernstlicher, herzlich, wahrhaft begeisterter Mahnungen und Bitten an das Vorhergegangene. Wir können uns nicht versagen, eine Stelle desselben ausführlich mitzutheilen, sie diene zugleich als Beweis, wie weit der Verf. davon entfernt ist, die Ursache des Verderbens allein in dem offenbaren Unglauben zu suchen. Er sagt: „Auch die Treuen und Gläubigen sind vor ihrem Gott und Herrn verschuldet; wenn auch in geringerem Maße, als jene, doch immer verschuldet. Ihre Treue hat noch Untreue in sich, und ihr Glaube ist von dem Unglauben noch nicht ganz los. Ihre Weise ist oft noch zu weltförmig; der gute Grund des Evangeliums wird noch zu wenig behauptet, schlicht, wahr, aus innerer Erfahrung heraus, in christlicher Mannhaftigkeit. Es ist manchmal zu viel weltlich Reden, Erwägen, Scheinen und Erklären unter ihnen und nicht genug göttlich Thun, Leben, Lieben und Hoffen. Soll's also bleiben, meine Brüder? Nimmermehr! Zum Voranschreiten sind wir berufen, zum Voranschreiten in Gott. Hier aber ist ein rechter Fortschritt zu machen. Auf denn! daß das Wort: der Herr ist der Evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung, ganz Leben werde und That und Wahrheit. Ganz Leben. Es müsse wurzeln und keimen und treiben in allen Gedanken und Gefühlen und Kräften der evangelischen Kirchenglieder. Ganz That. Es müsse ausströmen, reinigend, erfrischend, heiligend, in jede ihrer Unternehmungen, in jedes ihrer Werke. Ganz Wahrheit. Kein Schein mehr, keine Minderung und Abschwächung. Der Herr ist Gott und keiner mehr, überall, allermeist in seiner Kirche. — Er ist bei ihr drinnen. Darum auch fort und fort das Zeugniß, gläubig, herzlich: Heile du uns, Herr so werden wir heil; hilf du uns, so ist uns geholfen. Wie wohl steht du dann, liebe Evangelische Kirche, wie geborgen, wie gefördert!“

Der Schluß wendet sich in brüderlicher Ansprache noch besonders an die Mitglieder der General-Synode zu rechter, im Glauben und in der Liebe geeinigter Wirksamkeit und endet mit heißen Segenswünschen und innigem Danke für das freudige Ereigniß, der Geburt eines Entelsohnes des Königs an seinem Geburts- und Namenstage, deren von dem Königl. Ober-Consistorium angeordnete Feier in freundlicher Zügung ungesucht mit diesem Gottesdienste zusammenfiel. *) (Fortf. folgt.)

*) Sienach und aus den bereits mitgetheilten Thatfachen berichtigt sich eine in Nr. 39. der Berl. Allg. Kircheng. enthaltene Correspondenz auf den Pfalz, welche es unter dem Scheine der Mäßigung an gehässigen Seitenblicken nicht fehlen läßt, von selbst.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 18. November.

N^o 92.

Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Nationalliteratur von Dr. A. F. C. Vilmar, Direktor u. s. w.

(Schluß.)

Vilmar S. 3 f. „Die Bedingungen, unter welchen diese imponirende Erscheinung einer zweimaligen klassischen Blüthe unserer Literatur möglich und wirklich wurde, liegen in der innersten Natur und dem eigenthümlichen welthistorischen Berufe unseres Volkes. Den Griechen war es vergönnt, sich rein aus sich selbst, aus der ursprünglichen Triebkraft ihres nationalen Geistes allein zu entwickeln, ohne durch fremde Einflüsse bald gehindert, bald gefördert zu werden: überall sind sie sie selbst, ihrer eigenthümlichen Stoffe und der naturgemähesten Formen, der festesten und sichersten Masse gewiß; versagt war ihnen die Fähigkeit, sich fremden Elementen zu öffnen, sich ihnen liebend hinzugeben, um wiederum sie liebend zu durchdringen; die Fähigkeit, an einer fremden, stärkeren Volkspersönlichkeit, an einem höheren, kräftigeren Geiste sich aufzubauen, zu erfrischen, zu verjüngen, und die erlöschende Flamme des eigenen Nationallebens durch neuen, von außen zugeführten Brennstoff zu erneuerter Gluth anzufachen. Ihr Leben war eine heitere, unbesorgte Jugend, ein lachender, in wunderbarer Blütenpracht glänzender Frühling, welchem nicht die heiße Arbeit des Sommers, der kühle Schauer des Herbstes, das eisige Erstarren des Winters, aber auch kein zweiter Frühling mit neuem Grün und frischen Blüten gefolgt ist. Als das Leben fremder Nationen auf das Griechische Leben eindrang, erlag dieses wehrlos und kampflös dem doch nur physisch überlegenen Gegner, und selbst das Christenthum hat die Griechische Nationalität nicht zu beleben vermocht, oder richtiger, sie nicht erhalten und neu beleben wollen. Ganz anders ist dies alles bei uns. Vom Anfange an zum umfassendsten geistigen Weltverkehre, über ein Jahrtausend lang auch zur äußeren Weltherrschaft berufen, haben wir nie das Zusammenstoßen mit fremden Nationalitäten, nie den Kampf mit fremden Geistern gefürchtet; ja, wie Kampf und Krieg, wie Streiten und Stürmen die beste Freude unserer Väter war, und sie keine höhere Lust kannten, als wenn Schild an Schild rannte und das scharfe Schwert in kräftigem Siege auf den Eisenhelm erklang, so ist es unsere höchste Lust gewesen und ist es noch, die Geister — um mit Luther's Worten zu reden — auf einander plagen zu lassen: in diesem Kampfe haben wir bald gesiegt und den starken Fuß auf des Feindes Nacken gesetzt, bald haben wir Schrammen und Narben, die

wir nie verbergen, davon getragen, ja wir sind in die Gefangenschaft des Gegners gerathen und haben in schmähhlicher Botmäßigkeit Sklavenketten geschleppt; bald endlich haben wir wie Offerus, der heidnische Riese, uns der weltbezwingenden Macht und Herrlichkeit unseres Gegners freiwillig ergeben, und sind Christusträger geworden, wie Offerus zum Christophorus wurde. Berufen zu Trägern des Evangeliums hat das Deutsche Volk niemals in einseitiger Abgeschlossenheit, hochmüthiger Selbstbespiegelung und in eigensinnigem Nationalbünkel sich gefallen können, vielmehr willig und offen sich hingeeben und jedem fremden Eindruck sich bloßgestellt, willig das Fremde anerkannt und aufgenommen, zuweilen bis zum Selbstvergessen des eigenen Werthes: fähig, alle eigenen Ansprüche an das Objekt fahren zu lassen, und sich ganz in dasselbe zu versenken ist das Deutsche Volk durch diese erste und größte Dichterbildung das eigentliche Dichtervolk unter den Nationen der Erde.

Jener Kampf, jenes gewaltige Ringen mit fremden Geistern, diese Fähigkeit, sich aufzuschließen und hinzugeben, Fremdes zu empfangen, dasselbe in fortwährendem kräftigem Aneignungsprozeß dem eigenen Selbst zu assimiliren, und dann wieder in freier Schöpfung als volles Eigenthum zu reproduciren, dies ist es, durch welches unsere Literatur gekennzeichnet, durch welches ihre Geschichte bedingt und die Perioden derselben bestimmt werden. So oft einer jener Kämpfe siegreich ausgekämpft, ein solcher Aneignungsprozeß vollendet war, trat die neue Schöpfung in reicher Fülle und reinen Formen an den Tag, erreichte unser geistiges, zumal dichterisches Nationalleben seinen Höhepunkt und seine klassische Vollendung. Zweimal ist auf diese Weise unser Selbst von fremden Elementen innig durchdrungen worden, um wiederum sie innig zu durchdringen: zum erstenmale von dem Geiste des Christenthums, dessen volle und ganze Aneignung die erste klassische Periode im dreizehnten Jahrhundert schuf; das zweitemal von dem Geiste des Griechisch-Römischen Alterthums und dem unserer Nachbarvölker, am Ende des vorigen Jahrhunderts.

Im Anfange, als zuerst unser Volk in die Geschichte der geistigen Entwicklung des Menschengeschlechts eintritt, sehen wir dasselbe in allen seinen Stämmen in heftiger Gährung begriffen; in wilder Wanderlust und roher Kampfesgier drängte Volk an Volk, Stamm an Stamm vorwärts nach dem Süden und dem Westen, also daß die Völkerbände sich zu lösen und unsere Volksstämme in zügelloser Kriegeswuth sich selbst zu verzehren drohten; da wurde von dem Süden und dem Westen, wohin die ungezählten Schaaren drängten, mit mächtiger Stimme der

Friede Gottes des Herrn tief in den Norden und Osten hinein und über die wogenden Völkerschaa­ren hinaus gerufen; und es ward still in den Wäldern und auf den Heiden, und die Schaa­ren lauschten ehrerbietig dem Worte des Gottesfriedens; das Kreuz wurde aufgepflanzt an den Scheidewegen der Völkerstra­ßen und die wandernden Heere standen und baueten Hütten und Burgen und Städte um die Kreuze. Der Gesang von den Göttern, von Wuotan, von Donar verstummte, aber der Heldengesang, der Gesang von den alten Stammeshäuptern, von den Königen und Volksherzogen dauerte fort und vermischte sich nun mit den Stimmen der Gläubigen, welche Gott den Herrn lobten und den Gekreuzigten priesen. Die alte Wildheit wich christlicher Sitte und christlicher Milde, und nur die Tapferkeit und die Treue, die Freigebigkeit und die Dankbarkeit, die Keuschheit und die Familienliebe, die ältesten und ächtesten Züge des Deutschen Charakters, sie blieben nicht allein unge­schmälert und ungebrochen, sondern sie wuchsen an dem Stamm des Kreuzes, diesem „„lebendigen Holze““, wie der alte katho­lische Kirchengesang wenigstens in dieser Beziehung höchst treffend sagt, aus dem sie neue Nahrung sogem, nur kräftiger und herr­licher heran. Es war das Christenthum nicht was dem Deut­schen fremd und widerwärtig gewesen wäre, vielmehr bekam der Deutsche Charakter durch das Christenthum nur die Vollendung seiner selbst; er fand sich in der Kirche Christi selbst, nur geho­ben, verklärt und geheiligt wieder, und wenn von einem Kampfe des Deutschen Gemüthes und Lebens mit dem Christenthum bei der Einführung desselben die Rede ist, so kann davon nur als von einem Kampfe der Liebe die Rede seyn: die apostolische Darstellung von der Gemeinde, als der Braut des Herrn, hat in der Gemeinde der Deutschen ihr vollstes und wahrhaftigstes Gegenbild gefunden, daher denn auch, als die Vermählung des Deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste vollzogen war, dieser Charakter der Liebe, der Zartheit, der Innigkeit, welcher die Poesien unserer ersten klassischen Periode in so hohem Grade auszeichnet, daß unsere nur allzu liebeleere Zeit eben um dieser Eigenschaft willen der Fähigkeit fast entbehrt, sich ganz einzu­tauchen in das Verständniß jener Dichtungen, die nur be­griffen werden können von einem gleichgesinnten Her­zen, von einem Herzen, welches zugleich ganz Deutsch und ganz christlich ist.“

Über den Heliand (Seiland) oder die altsächsishe Evan­gelienharmonie, ein Gedicht des neunten Jahrhunderts, wel­ches man als das Gegenstück zu der Evangelienharmonie des oberdeutschen Otfrid ansehen kann, sagt Herr B. S. 34.: „Dieses von einem oder von mehreren Sachsen kurz nach der Befreiung seines Volkes zum Christenthum verfaßte Gedicht erzählt das Leben Jesu Christi nach den vereinten Berichten der vier Evangelien, und ist bei weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhebendste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen In­halt, eins der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menscheng Geist geschaffen hat, und welches sich in

einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den Homerischen Gesängen messen kann. Es ist das einzige wirklich christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher Mittel, ohne hinzugethane Bilder und aufgetragene Farben, ohne ge­walttsame Herbeiziehung einer wohlgemeinten, aber ihres Ein­drucks gänzlich verfehlenden christlichen Mythologie, durch welche Klopstock seinen Messias verunstaltet hat, redet hier die ein­fache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, in den überlieferten alliterirenden Formeln, erzählt. Es ist Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, der uns hier entgegentritt. So erscheint denn Er, der wahrhaftig ein König aller Könige und ein Herr aller Herren ist, auch in der höchsten Glorie, welche der Deutsche kannte: als ein gewaltiger Völkerrüst, der, umgeben von seinen Getreuen, im Gefolge unzählbarer Schaa­ren dahergieht, um die reichen Gaben des ewigen Lebens auszutheilen. Als der Kö­nige reichster, aller Könige kräftigster, der des Himmels waltet, der Mächtige mit seiner Menge vorbeizieht vor der Jerichoburg, da fragen die Blinden: Welcher reiche Mann unter der Volks­schaar der Fürst sey, der Hehste an der Spitze der Volksfahrt. Und es antwortet ein Held, daß der Jesus Christus von Ga­lilealand der Heilender bester, der Gehehrte wäre und daherführe mit seinem Volk u. s. w.“

Die große Bedeutung, welche die christliche Kirche für die Blüthe unserer Poesie im dreizehnten Jahrhundert hatte, bezeich­net Herr B. unter Anderen S. 44 f. mit folgenden Worten: „Es war der Geist des Christenthums in den Völkern des Occi­dents, und vor Allem in dem Deutschen Volke, zum eigentlichen Volksgeiste geworden, der zwar in höchster Potenz die höheren Stände, den Adel und die Geistlichkeit inspirirte, der aber auch die Massen — nicht als Lehre, sondern als Thatsache, nicht als Wissenschaft, sondern als Lebens­element völlig durchdrungen hatte; es war das Christenthum, zumal bei den Deutschen, nicht etwa ein bloßes Wissen und Begreifen, sondern ein volles Haben und Genießen, es war eine Freude an der christlichen Kirche und an deren innerer und äußerer Herrlichkeit, und eine Befriedigung durch die Gaben derselben so allgemein, wie sie seitdem nicht wieder gewesen ist, und so stark, daß selbst die Kämpfe der Kaiser und Päpste länger als zwei Jahrhunderte diesem höchsten geistigen Wohlgefühl nichts anhaben konnten. Wo eine solche in sich einige, unangefochtene geistige Befriedigung herrscht, wie sie die christliche Kirche dem damaligen Menschengeschlecht und vor Allem dem Deutschen Volke gewährte, da wird auch die Poesie (die in geistiger Unruhe und Unbefriedigkeit, im Haber und Zweifel niemals gedeiht, vielmehr ihren gewissen Unter­gang findet) ihren Culminationspunkt erreichen, freilich aber auch von denen, welchen die liebevolle Fähigkeit fehlt, sich in jene be­friedigten Zustände, in jenen ungestörten geistigen Genuß, in jene unbefangene Sicherheit des Wissens und Glaubens zurückzuver­setzen, kaum richtig gewürdigt, ja kaum verstanden werden. Höchst charakteristisch ist es darum auch, daß schon von den

alten Dichtern, auf das Eindringlichste aber und Eifrigste und gleichsam in die Bette von den Dichtern eben dieser unserer Blüthezeit der Zweifel als der unglücklichste und zerrüttendste, als ein wahrhaft seelenmördernder Zustand geschildert wird. Schon der Charakter der alten, noch heidnischen Deutschen war stark, fest und treu, in sich selbst zusammengefaßt, mit sich selbst einig und seiner selbst gewiß — was der Deutsche war, war er ganz, mit Leib und Seele. Diesem Charakter kam das Christenthum, welches eben den Menschen ganz haben will, mit Leib, Seele und Geist — und dieser Charakter kam dem Christenthum entgegen; er fand in demselben die Ruhe, das Vollgefühl des Lebens und die zweifelloste Sicherheit, die ihm Bedürfnis war und durch die er die Fähigkeit erhielt, sich in seinen tiefsten Lebensregungen, in seinem wahrsten Sein, zu offenbaren.“

Doch wir müssen abbrechen: wir fürchten, den uns zugemessenen Raum schon überschritten zu haben, und ein wenig müssen wir uns doch noch erbitten, um noch eines trefflichen Buches zu gedenken, welches als die nothwendige Ergänzung jeder Deutschen Literaturgeschichte angesehen werden muß, namentlich aber der uns vorliegenden Vilmar'schen, weil es aus gleicher Gesinnung geflossen und wie jenes auf dem Boden der Deutschen Alterthumswissenschaft erwachsen ist. Es ist das „Deutsche Lesebuch von Wilhelm Wackernagel“. *) Dieses Lesebuch hat die bisherigen Muster- und Beispielsammlungen, wie die von Kunisch, Siemann, Pischon verdrängt, die nur so lange eine Existenz beanspruchen konnten, als man nichts Besseres hatte; denn es gilt von diesen und ähnlichen Versuchen dasselbe, was wir vorhin von den bisherigen Literaturgeschichten sagen mußten. Das Lesebuch von Wackernagel ist anerkannt eine vollständige, mit gründlichster Kenntniß bearbeitete Urkundensammlung für die Geschichte der Deutschen Sprache und Literatur in Poesie und Prosa von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten; sie enthält von allen wichtigen Erscheinungen Proben, die nach Umfang, Form und Inhalt so gewählt sind, daß sie dem Leser ein treues und vollständig genügendes Bild geben. Wenn man diese Sammlung durchgelesen hat, so bekommt man erst einen lebendigen Eindruck von dem, was man schon so oft als einen allgemeinen Satz gehört hat, daß das Deutsche Volk vor Allen zu einem Träger und Verkündiger des Evangeliums auserwählt sey: denn überall und zu allen Zeiten finden wir in der langen Reihe von vierzehn Jahrhunderten unter den beredtesten Zeugen der Deutschen Sprache

und Literatur, in deren Interesse doch allein die Sammlung veranstaltet ist, auch Zeugen des Glaubens und der Wahrheit. Um zu zeigen, welches specielle Interesse in dieser Beziehung Wackernagel's Lesebuch für viele unserer Leser habe, erwähnen wir nur, daß der poetische Theil genügende Proben gibt, um die historische Entwicklung der gesammten geistlichen Poesie und des evangelischen Kirchenliedes zu überschauen, und daß in ähnlicher Weise der prosaische Theil uns die Entwicklung der geistlichen Beredsamkeit erkennen läßt; wir finden Predigten vom zehnten, elften, zwölften und allen folgenden Jahrhunderten; verhältnißmäßig sehr reich sogar ist die geistliche Literatur des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts bedacht worden: wir finden ausführliche Mittheilungen von Joh. Geiler v. Kaisersberg, Luther, Zwingli, Berthold's Deutscher Theologie, Joh. Mathesius, Joh. Arndt, Jakob Böhme, Balthasar Schupp (Hauptpastor in Hamburg, der in seiner früheren Eigenschaft als Hofprediger bei dem Westphälischen Friedensschluß die feierliche Friedenspredigt zu Osnabrück und später auch zu Münster hielt), Christian Scriver, Abraham a Sancta Clara, Gottfr. Arnold, Spener, Zinzendorf u. A.

Nachrichten.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

(Fortsetzung.)

Jedes Zeugniß der Wahrheit, mit männlichem Ernste und aus dem Herzen geredet, hat Gewicht und Nachdruck, das evangelische, das von heiliger Liebe zum Herrn und seiner Kirche getragene (und welcher Unbefangene sähe nicht selbst mitten durch die Schärfe der Worte die Liebe hindurchleuchten, welche es mit den Brüdern wahrhaft wohlmeint?) doppeltes, dreifaches Gewicht. Die Predigt hinterließ einen tiefen und segneten Eindruck. Aus der Mitte der Synode erhob sich durchaus von keiner Seite her ein Einspruch gegen ihren Inhalt. Von einer Verletzung der Gewissen ließ sich nichts vernehmen. Jener äußersten verwerflichen Richtung des Unglaubens, welche in ihrer Consequenz die Kirche in Sekten und Spaltungen zerlegen und zuletzt auch noch zur völligen Verwerfung der Bibel führen muß, wollte Niemand angehören. Die Mehrheit der Synode gab sogar dem Antrage ihre Zustimmung, daß in Zukunft an den hohen Festtagen das apostolische Glaubensbekenntniß vom Altar aus verlesen werden sollte, und beauftragte damit das tiefgefühlte Bedürfnis, in dieser bewegten und gährenden Zeit das feststehende und klare Bekenntniß der christlichen Kirche den Gemeinden fleißiger, als bisher, vor die Seele zu stellen und auch dadurch den Glauben daran zu kräftigen. Nur Pf. Franz küßte sich berufen und gedrungen, im nächsten Hefte seiner Zeitschrift alsbald, „gemäß seiner evangelischen Freiheit“ feierlichen Protest dagegen einzulegen, und bei dieser Gelegenheit namentlich das Bekenntniß von der Gottheit Christi als „einen erst im dritten Jahrhundert zur Geltung gekommenen und in der Bibel durchaus nicht gegründeten Lehrsatz“ zu bezeichnen. Natürlich war dieser Protest, welcher sich später in gesteigelter Festigkeit wiederholte, noch mit unterschiedlichen Anklagen und Vorwürfen durchflochten, wie wir sie auch

*) Das Ganze besteht aus drei Theilen, die in vier ziemlich starken Quartbänden erschienen sind, mit folgenden Specialtiteln: I. Altdeutsches Lesebuch, erste Ausg. 1835, zweite vermehrte und verbesserte 1839, mit einem Wörterbuch 1840. II. Proben der Deutschen Poesie seit dem Jahre MD, erste Ausg. 1836, zweite 1840. III. Proben der Deutschen Prosa seit dem Jahre MD, und zwar erster Band von MD bis MDCCXL, 1841, zweiter Band von MDCCXL bis MDCCCLII, 1843. Basel, Druck und Verlag der Schweighäuser'schen Buchhandlung.

anderwärts von Lichtfreunden zu hören gewohnt sind: Es ist einleuchtend, daß zwischen lieblosem Nichten und Verdammen und zwischen der dem evangelischen Predigtamte obliegenden Ankündigung des Gerichtes und der Verdamniß zur Befehrung der die Quelle des Heils Verachtenden oder Verlassenden ein himmelweiter Unterschied ist. Es liegt zu Tage, daß Dr. Rust nicht etwa als Person gegen Personen, sondern kraft seines Amtes als Organ der Kirche gegen die verkehrte Richtung einer Partei unter ihren Gliedern und zwar zunächst nur gegen die äußerste, gegen das Herz der Kirche gerichtete Spitze derselben Zeugniß abgelegt hat. Es geht aus dem Zusammenhange der Predigt, aus Ton und Sprache derselben klar hervor, daß dem Prediger keine andere Absicht leitete, als die, den noch auf halbem Wege stehenden rationalistischen Gliedern der Kirche die faktische Konsequenz ihres Standpunktes zur Warnung und Umkehr unverhüllt zu zeigen, aber auch den halben Gläubigen die Nothwendigkeit größerer Glaubensreue und Entschiedenheit nicht minder dringend und ohne Rückhalt an's Herz zu legen, Allen überhaupt die allgemeine innere Verschuldung an der offenkundigen Noth zur ernstlichen Erwägung anheimzugeben, damit die Selbstsucht, der weltliche Sinn, die vorgefaßte Meinung weiche, und Alle immer treuer und einiger zusammenstehen zur Ehre des Herrn, der Evangelischen Kirche Ruhm und Hoffnung, und zum wachsenden Heile dieser. Es ist endlich nicht minder gewiß, daß der Redner bei der Schilderung jener Richtung den Pf. Frank gar nicht besonders im Auge gehabt haben konnte, da es bis dahin noch nicht einmal bekannt war, daß er bereits bis zur Spitze derselben fortgeschritten, und da man überdies seinem zeitlichen Unternehmen keineswegs die hohe Bedeutung beilegte, die er diesem selbst im Stillen vindiciren mochte. Nichts desto weniger klagt dieser über liebloses Nichten und Verdammen, erklärt sich im Zustand der Nothwehr, sucht alle Schuld von sich ab und auf seine Gegner zu wälzen und denunciirt sie als Friedensstörer und verfolgungsfüchtige Inquisitionsrichter der öffentlichen Meinung. Doch was gewiß auch ohne jene Predigt schon nach dem Gange der natürlichen Entwicklung zu Tage gekommen wäre, sollte nur zu bald offenbar werden.

Mit dem Anfange des Jahres 1846 fand es der Herausgeber des protestantischen Kirchenblattes für zweckmäßig, „nicht bloß den Umfang dieser Zeitschrift, sondern auch ihren Inhalt und ihre Tendenz dahin zu erweitern, daß sie nicht mehr ausschließlich den kirchlichen Angelegenheiten der Pfalz sich widme, auch insbesondere nichtgeistliche Leser in's Auge fasse“. Er gab ihr den Titel „Morgenröthe“. Das Wort, das mit dem Ausrufe beginnt: „Wald ist es der Mühe werth, gelebt zu haben. Wir stehen vielleicht am Morgen einer neuen Weltepoche“, enthält die Gründe dieser Änderung. Die Leser kennen sie auch ungenannt. Der erste Aufsatz ist abermals ein ominöser. „Wo fehlt's in unserer protestantischen Kirche?“ lautet die Frage, die sich der Herausgeber selbst zur Verantwortung stellt, und die er in sieben Rubriken: Glaubenslehre, Kirchenverfassung, Kirchenverwaltung, Gottesdienst, Religionsübung, geistliche Amtsführung und Vorbildungsanstalten, in gedrungenen Sprache erörtert. Antwort: „Summa Summarum: es fehlt an allen Ecken und Enden. Und warum?

Weil die protestantische Kirche von ihrem ureigenen Lebensprincip, dem Princip des Fortschritts, abgefallen ist, stehen geblieben ist und darum guten Theils des Lebens und des Geistes, der da lebendig macht, baar geworden ist.“ Aber das ist noch nicht der Anfang vom Ende. Der zweite Aufsatz führt den Titel: „Bibelstudien“. Die besondere Überschrift lautet: „Von der Gottheit Jesu steht nichts in der Bibel“, und das Motto: „Habe ich übel geredet, so beweise es, daß es böse sey; habe ich aber recht geredet, was schlägst du mich?“ *) Die Einleitung zu diesem Aufsatze (den eigentlichen Beweis ist der Verf. desselben bis jetzt schuldig geblieben) bezeichnet die Lehre von der Gottheit Christi als groben „Irrthum und Aberglauben“, der nur „durch die Verblendung und den Starrsinn beschränkter Menschen“ sein Daseyn friste und in dem Bewußtseyn des Volkes so erloschen sey, daß „nicht einmal die Kinder mehr daran glauben“; „als einen Irrthum, der nicht bloß unter allen von altersher gangbar gewordenen christlichen Glaubenslehren, welche dürre Äste am Baume des Glaubens seyen, der nachtheiligste, sondern auch der Mittelpunkt sey, mit welchem alle übrigen unzertrennlich zusammenhängen“. Diese leibenschaftlichen, alles erlaubte Maß überschreitenden Angriffe wiederholten sich nicht nur in späteren Hefen, sie steigerten sich noch. Unter Anderem schließt das Glaubensbekenntniß, sage Glaubensbekenntniß dieses protestantischen Pfarrers mit den Worten: „Dagegen halte ich es für unbiblisch und eitel thörichtes Menschenwitz und Grubelei und Hirnspinnerei, wenn Jemand sich vermaßen will, weiter noch etwas mehr zu wissen von dem geheimnißvollen Wesen Gottes und von der Art und Weise jener Gemeinschaft Gottes mit seinem Sohne Jesus Christus.“ Dabei nimmt er gar kein Bedenken, bis zu der unerhörten Behauptung voranzuschreiten, „daß der Glaube an die Gottheit Jesu in dem Bewußtseyn der Protestanten, vorab in der Pfalz, schon längst nicht mehr vorhanden sey“, daß alle Geistlichen, bis auf die „stocklutherischen“, „altlutherischen Eindringlinge“ und einige jüngere Pfarrer und Vikare, sammt allen Gemeinden auf seiner Seite stünden **) u. s. w. Und das in einer Zeitschrift, die ausdrücklich auch für nichtgeistliche Leser bestimmt und allen Geistlichen und Notabeln in's Haus gesendet worden ist. Demungeachtet behauptet Pf. Frank fort und fort und bis auf diesen Tag: „Von jener Seite ganz allein sind die Angriffe ausgegangen; von Jenen ganz allein sind die Gemeinden mit Gewalt in die Streitsache hineingezogen worden; von Jenen ganz allein ist Unruhe und Zwietracht in die Kirche gefäht worden.“

(Schluß folgt.)

*) Es ist bezeichnend, daß Pf. Frank vorzugsweise und ausschließlich seinen Angriff gegen die Gottheit Christi richtet, da doch in der Synodalspredigt keineswegs die Verwerfung dieses Dogmas allein, sondern der gänzliche Abfall von dem Bekenntniß der Kirche „Abtrünnigkeit“ genannt ist.

**) Neuerdings hat er diese Behauptung dahin ermäßigt, „daß gewiß hundert, vielleicht zweihundert Geistliche der Pfalz ihm beistimmen“. Also wären jedenfalls schon vierzig jenem „Aberglauben“ unzweifelhaft wieder ergeben! Was die „Eindringlinge“ betrifft, so weiß er eben so gut, als wir und jeder Pfarrer der Pfalz, daß sie sämmtlich nur nach vorübergegangener Aufforderung des Königl. Consistoriums sich zum Eintritt in die vereinigte Kirche gemeldet haben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 21. November.

N^o 93.

Fundamente einer christlichen Philosophie. Abdruck des ersten Buches meiner Philosophie des Rechts zweiter Auflage mit Zugabe neuer Capitel von Friedrich Julius Stahl, der Philosophie und der Rechte Doktor, ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Berlin. Heidelberg, Mohr. 1846.

Die Philosophie des Rechts, aus welcher die Fundamente einer christlichen Philosophie entnommen sind, führt sowohl in der ersten Ausgabe, welche vor sechzehn Jahren zuerst erschien, als in der gegenwärtigen neuen Reproduktion aus Pindar das Motto:

Τι θεός; τι τὸ πᾶν; Θεός ὁ πάντα τεύχων βροτοίς.

Der Verf. hat auch dieses Motto, wenigstens in der ersten Auflage (S. 18. II. 1.) selbst übersetzt.

„Was ist Gott? was ist das All? Gott ist's, der alles den Menschen bereitet!“

An dieses Motto knüpfen sich von selbst die Betrachtungen über den Inhalt der Schrift, welche der Freund dem Freunde, der Leser den Lesern zu widmen sich gedrungen fühlt. Das Motto ist in mehr als einer Beziehung gut gewählt, um den Inhalt anzukündigen. Es drückt den „Zug der Schöpfung nach Persönlichkeit“, das Zeugnis der Creatur nach dem persönlichen Gotte aus, welchem der Verf. — mit aller Creatur — sogleich im zweiten Capitel des ersten Abschnitts einen philosophischen Hymnus gesungen hat. Es ist damit das ringende Verlangen aus dem Centrum — τὸ πᾶν — nach dem Persönlichen — Θεός ὁ — ausgedrückt. Ja, es ist auch nicht zu übersehen, daß sich das πᾶν — das All — der Frage in der Antwort in πάντα, in Alles unter Gott, der es bereitet, verwandelt. Das Pindarische Motto entspricht der nachfolgenden Schrift auch insofern, als sie uns vom Anfange bis zum Ende auf den hinweist, welcher beides gibt, das Wollen, wie das Vollbringen, als der Anfänger und Vollender unseres Glaubens. Andererseits dürfen wir uns aber auch nicht verhehlen, daß die Antwort des Griechischen Sängers doch noch nicht den Gott findet, nach welchem die Frage eigentlich verlangt: sie findet einen Gott, der allem Sehenden die Gestalt gibt, den Werkmeister und Bildner aller Dinge, den Demiurgen, aber nicht den, der Schöpfer Himmels und der Erden ist. Pindar's Denkspruch ist jedenfalls nur ein Fragment: nicht allein im literarischen Bereiche, wo wir es erst bei Clemens, dem Alexandri-

ner, finden, sondern auch im weltgeschichtlichen Sinne, ein gebrochener Strahl (lumen reflexum) allgemeiner Gottesoffenbarung (λόγος ἀπεφωτιστός). Und hiemit ist eben der vorliegenden inhaltreichen Schrift nicht genug geschehen, denn wenn das Motto den Kern der „Fundamente christlicher Philosophie“ ausdrücken soll, so wie diese wieder den Kern und Stern der gesammten Rechtsphilosophie bilden, so würden wir als Denkspruch ein noch bezeichnenderes Wort gewünscht haben, welches wir auch in den „Fundamenten“ gefunden zu haben meinen, und hier nennen müssen, weil wir damit sogleich unser aus der Schrift gewonnenes Verständniß offen legen. Auf die Frage, „was die Welt im Innersten zusammenhält“, ist die nähere Antwort: „Im Anfang war die That.“ Dies ist auch die Antwort, welche der Verf. auf seine Frage erhält. Und hiemit versehen wir uns sogleich in den Gedankenkreis des Freundes, nicht daß wir seine Circle stören wollen, sondern daß wir die eigenen darangeben, um uns desto freier und unbefangener einen anderen, aber darum nicht fremden Gedankenzug anzuzeigen. Oder — wir versuchen uns wenigstens noch einmal in dieser nothwendigen, der Sprödigkeit des Alters besonders schwierigen, aber der Elasticität der Liebe angemessenen Gymnastik des Geistes.

Die „Fundamente christlicher Philosophie“ haben eben sowohl eine metaphysische, als auch eine ethische Seite; daraus bilden sich die beiden Abschnitte der einigen Grundlage: Metaphysik und Ethik.

Das Princip der Welt ist — **Gott**: aber nicht der Gott, von welchem der Pantheismus weiter nichts zu sagen hat, als daß er das Urtheil umkehrt, indem er hinzufügt: und Gott ist das Princip der Welt. Vielmehr ist auf die weitere Frage: Was ist Gott? die inhaltsschwere Antwort, mit der wir Alle zeitlebens zu thun haben, nach der wir vom ersten Erwachen des Bewußtseyns an staunend und seufzend, betend und denkend aufsehen, keine andere, als die uns hier geboten wird. Sie lautet: Gott ist die absolute Persönlichkeit.

Hiemit ist das Princip der Welt, das Princip des Glaubens und des Gedankens — gefunden, denn die menschliche Vernunft, welche davor erstaunt und bebt, und doch mit allen Kräften des Geistes danach verlangt, hat es nicht selbst gemacht, sondern als das einige Kleinod, als den einigen Anker des Gedankens, empfangen. Hiemit ist, — wenn wir den gefundenen Begriff näher besehen und im stillen Denken entwickeln, — nicht allein das Selbstbewußtseyn des Weltprincips gegeben, sondern eben — die Persönlichkeit desselben, absolute Per-

fönlichkeit, also nicht allein Urseyn, Urbewußtseyn, Urbegriff, sondern auch Urbewegung, Urthat, folglich auch Urwille, Urfreiheit, oder — mit einem Worte — Substanz im wahren Sinne, nicht im Spinozistischen Sinne, *) sondern im Athanasianischen. Namentlich ist von der Persönlichkeit unzertrennlich die Freiheit, absolute Freiheit, und von dieser wie von jener die Thätigkeit des Willens. Die Thätigkeit des absoluten Willens ist wesentlich Schöpfung: nur daß die Freiheit Gottes in der Schöpfung, der Entschluß dazu, nothwendig auch die Freiheit vor der Schöpfung, daß die Offenbarung in der Welt

*) Zu derjenigen Selbstentäußerung, ohne welche wir uns in ein uns zunächst fremdes Gedankenſystem nicht unbefangen versenken könnten, gehört es auch, daß wir, um uns lediglich an dem uns gebotenen Gedankeninhalt und dessen Wahrheit zu halten, wenigstens in dem Texte selbst von der den sachlichen Erörterungen eingewebten literarischen Kritik über andere philosophische Auffassungen abstrahiren, weil wir sonst leicht, wenigstens theilweise, durch Antikritik nicht allein von der Hauptsache abgezogen werden, sondern uns auch selbst die intime Aneignung der Sache versummern könnten. Für solche Kritik und Antikritik wäre jedenfalls auch nichts so nöthig, als daß wir uns zuvor in die Stärke des Gegners wirklich versenken. Nur um der Pietät willen sey hier beispielsweise unter dem Texte die Anmerkung S. 12. noch einmal in Frage gestellt. Sie lautet: „So weit ist Hegel davon entfernt, einen persönlichen Gott anzunehmen, daß, wenn er ihn annähme, er ihm nothwendig auch die Möglichkeit, sich selbst zu ermorden, zuschreiben müßte.“ Hierzu wird Hegel's Philosophie des Rechts §. 5. Zusatz citirt. Wir fragen: Warum ist der Verf. bei dem ersten, für sich allein unwarren Momente des Willens stehen geblieben? Warum hat er nicht die beiden folgenden Paragraphen mit ihren Zusätzen hinzugenommen? Wir könnten noch mehr fragen, nämlich nach dem Begriffe „Ermorden“: ob damit vernichtende Ertödtung — Gott selbst ist todt! Hegel's Religions-Philosophie II. S. 249. Phänomenologie S. 564. — oder Wundheilung in der Erscheinung, oder Entäußerung, *névros*, gemeint sey? Wir könnten uns deshalb auf den Verf. selbst berufen, wenn er den Tod als vorübergehend faßt. S. 150. Aber wir wollten nur nicht ganz schweigen. So würde auch der Verf. (S. 182.) wenigstens aus den Worten der Hegelschen Encycl. §. 564.: „Gott ist nur, insofern er sich selber weiß, sein Sichwissen ist ferner sein Selbstbewußtseyn im Menschen“, die Folgerung: „Allo kommt Gott, die bewußtlose, demiurgische Macht zu seinem Bewußtseyn erst im Menschen“ vielleicht nicht so schnell gezogen haben, wenn er hätte beachten wollen, aus welcher Schrift Hegel diese Fassung entnommen zu haben berichtet. Der Sinn ist dort nach Ps. 94, 9. dieser, daß das Selbstbewußtseyn des Menschen von dem Selbstbewußtseyn Gottes als das Fernere bedingt ist. Selbstbewußtseyn ist Inſichſeyn: Gott kommt nicht zum Bewußtseyn, wenn er nicht in sich, sondern erst im Menschen zum Bewußtseyn kommt. Hieraus erklärt sich zugleich, in welchem Sinne (vgl. S. 37.) Hegel der Natur das Innere, der Substanz das Attribut des Denkens, der Materie das Unerſchaffenseyn abſpricht, und eben deswegen dagegen protestirt, daß der Geist, wenigstens der erschaffene, der Natur untergeordnet werde.

Literarisch darf hier wohl zu §. 564. der Hegelschen Encyclopädie noch bemerkt werden, daß, wie hier ein Gegner, anderwärts ein Zögling der Hegelschen Philosophie grade an denselben Worten und in derselben Weise unversehens gescheitert ist: wir meinen Prof. Michelet in seiner Schrift über die Entwicklung der neuen Philosophie S. 341.

zugleich die absolute Offenbarung Gottes in ihm selbst voraussetzt. Hiemit würden wir auf den Begriff der Trinität kommen: der Verf. hat ihn auch in der ersten Bearbeitung berührt, wenn gleich nur berührt (II. 1. S. 32.); in der gegenwärtigen Reproduktion geht er vor dem Geheimnisse der Dreieinigkeit vorüber. So wollen auch wir hier nicht den Mund aufthun, ob auch das Herz davon übergeht, ob auch dem Verstande eben erst an dem Begriffe der göttlichen Dreieinigkeit das Geheimniß der göttlichen Persönlichkeit sich erschließt. Erst durch diesen Begriff würde dem auch von dem Verf. (S. 4. 5.) erwähnten Einwande gegen das „uranfängliche Selbstbewußtseyn Gottes, als fehle dazu das Object, gründlich begegnet seyn. Erst hiedurch würde die so stark hervorgehobene selbstherrliche Freiheit in der Schöpfung, die Suffizienz Gottes vor der Schöpfung, welche auch der Verf. anerkennt, vollständig begründet seyn.

Aber auch ohne diese Vermittelung tritt uns sogleich mit und an der Urpersönlichkeit Gottes in der Schöpfung das große Wort vor die Seele: Im Anfang war die That. „Das Seyn der Persönlichkeit ist That, unausgesetzt innere That (ad intra), denn nur als Wille ist sie, und je nach Entschluß äußere That, ad extra, eine That, die eine Wirkung außer ihr hat. Ist diese Wirkung eine Existenz, die nun in ihr selbst besteht, so ist die That Schöpfung, und diese kommt nur der göttlichen Persönlichkeit zu. Aber jede, auch die menschliche, That ist generisch von Schöpfung nicht verschieden.“ S. 9. 24. 42. Die That ist die Urbewegung. S. 49. Alles was ist, das ist nur durch die That Gottes, und besteht nur durch die fortgehende Gottesthat. Alles Seyn ist vom Thun, alles Thun vom Willen, der Wille von der Persönlichkeit bedingt. Dies ist die Summe aller Weisheit. So erklärt sich auch aus der Weltſchöpfung die Welterhaltung: und die göttliche Providenz erklärt sich als der tiefere, weil persönliche Grund des Causal-Nexus. Aus der That erklärt sich auch die Zeit: denn wie die Ewigkeit die Attribution der Persönlichkeit, so ist die Zeit — Successivität — die Attribution der That. S. 57. Diese Successivität erweist sich nach der Genesis sofort an den Tagen der Schöpfung.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz.

(Schluß.)

Zu diesen Angriffen Angesichts der Gemeinden länger zu schweigen, wäre Verrath an der Sache des Herrn und den heiligsten Interessen der Kirche gewesen. Es erschienen auch alsbald zwei Entgegnungen in der Form von offenen Sendschreiben. *) Die erstere, von

*) Außer diesen sind in kurzer Zeit noch sieben Brochüren und Schriften als kirchliche Zeugnisse vor die Schranken getreten. Unter ihnen zwei von Laien

Pfarrverweser Dallaeus, weist in sehr ruhigem, wir möchten sagen, zu höflichem Tone vorzugsweise vom staats- und kirchenrechtlichen Standpunkte aus nach, daß der Nationalismus in der Evangelischen Kirche der Pfalz keine zu Recht bestehende Lehre sey, und schließt mit den herzlichsten Worten: „Entweder, — verzeihen Sie diese Sprache einem jüngeren Mitarbeiter, — legen Sie ihr Amt und ich die mir durch meine Ordination befohlene Vollmacht nieder — wovon uns Gott in Gnaden bewahren wird, — oder — wozu der Herr uns segnen wolle — Sie knien mit mir dereinst vor dem einen Herrn und Heiland, Jesus Christus, wahrer Gott und Mensch, hochgelobet in Ewigkeit! Amen.“ Die andere, von Pfarrer Schiller, widerlegt mit schlagenden Gründen und Thatsachen die Behauptung, daß es an allen Ecken und Enden in der Protestantischen Kirche fehle, weist mit frischen, kräftigen Worten nach, was der Glaube, und was der Unglaube in ihr gewirkt, stellt gerade den Nationalismus als die Hauptursache der bitteren Früchte dar, über welche Klage geführt wird, und hat es kein Hehl, daß ein Pfarrer, wie Frank, nicht mehr mit Ehren das Brot der Kirche essen könne, die er mit Fäulnis trete. Nur ist der Verf. nicht säuberlich genug verfahren und hat durch einzelne derbe, zu wenig erwogene Ausdrücke den Eindruck des Ganzen abgeschwächt und den herausgeforderten Segnern unnötige Veranlassung zu Klagen und Beschwerden gegeben. Immerhin ist und bleibt es aber ein männliches Zeugniß, dem seine Wirkung nicht entstehen konnte.

Und womit erwiderte Frank, der Redakteur der Morgenröthe? — Er wußte nichts Eiligeres zu thun, als: ein eigenes Glaubensbekenntniß abzufassen, dasselbe bei dem öffentlichen Gottesdienste nach der Predigt vorzulesen, die Gemeinde aufzufordern, sich hierüber auszusprechen, und in dem Schulhause eine in zwei Columnen getheilte Liste aufzulegen, von denen die eine überschrieben war: „Hier unterzeichnen diejenigen, welche mit dem Pfarrer Frank im Glauben einverstanden sind“, und die andere: „Hier unterzeichnen diejenigen, welche den Pfarrer Frank für einen Irrelehrer halten“. Dieses sogenannte Glaubensbekenntniß, welches nebst der Aufschrift an die Gemeinde bald auch im Drucke erschien, und das kein anderes zu seyn vorgibt, „als welches Jesus Christus selbst eingekehrt hat“, beginnt mit den Worten: „So wie ich nach Christi Stiftung getauft bin im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, so glaube ich auch an Gott, den Vater, und an Jesus Christum, Gottes Sohn, und an den heiligen Geist.“ Hierauf folgt in drei Artikeln, wie das zu verstehen sey; wobei die Gottheit Christi und die Persönlichkeit des heiligen Geistes ausdrücklich geläugnet, und hinter einer Menge citirter und in den Text verflochtener Bibelprüche der flachste Nationalismus zur Schau getragen wird. Die anderweitigen Glaubenssätze des apostolischen Bekenntnisses sind mit Stillschweigen übergangen. Den polemischen Schluß des Ganzen haben wir bereits mitgetheilt. — Unter diesen Umständen, und da Pf. Frank zugleich ausgesprochen, er werde sein Amt niederlegen, wofür sich die Gemeinde gegen ihn erkläre, kann der nächste Erfolg dieses Schrittes kein besremender seyn. Nur 25 Glieder der Gemeinde unterließen die Unterschrift, 164 erklärten sich für Frank und seine Lehre.“ Triumphirend verkündete dieser das erwünschte Ergebnis. „Die Gemeinde

hat gesprochen,“ ruft er aus; „bald wird es am Tage seyn, wer des Herrn Sinn wahrhaft erkannt hat und wahrhaft in seinem Sinne arbeitet und seine Wege fördert; bald wird die ächte Gotteswahrheit den Sieg gewinnen!“ Ja, er fühlte dadurch sich und seine Sache so gehoben, daß er kein Bedenken nahm, einem Aufsatze über die Errichtung einer neuen theologischen Professur in Erlangen die sich selbst am besten charakterisierende Nachschrift beizufügen: „Nur sind wir mit dem Herrn Einsender darin nicht einverstanden, 1. daß dieselbe auch durch einen der vereinigten Kirche nicht angehörnden Theologen besetzt werden dürfe und 2. daß dieser ein ausgezeichnete Gelehrter seyn müsse. Wir sind vielmehr der Ansicht und guten Zuversicht, daß ein solcher Professor, welcher bloß etwa praktische Eregese und rationale Dogmatik vorzutragen brauchte, wenn er aus freier Wahl der Pfälzlichen Geistlichkeit hervorginge, der entgegengelegten Richtung ein hinreichendes Gegengewicht seyn würde. Wo nicht, so müßte die Schwäche in der Natur unserer Sache liegen. Wagt einmal diesen Geisteskampf, wenn ihr den Muth habt!“ — Die unvermeidlichen Folgen solchen Triumphes ließen indeß nicht lange auf sich warten. Das Königl. Consistorium entsendete in der Person des zweiten geistlichen Rathes, Dr. Schüle, einen Commissär, welcher, begleitet von dem Dekane der Diocese, dem Senior derselben und einem benachbarten Pfarrer des Dekanates Landau, die Untersuchung führte. Er legte im Auftrage seines Collegiums dem Betheiligten drei bestimmt formulierte Fragen vor, welche derselbe mit einem einfachen Ja oder Nein beantworten sollte. Die letzte lautete etwa: „Ob er das apostolische Symbolum, wie es in der Vereinigungsurkunde abgedruckt sey, mit Verwerfung des von ihm veröffentlichten, annehmen wolle?“ Pf. Frank verneinte diese Frage, „weil er überzeugt sey, daß das letztere dem erstern durchaus nicht widerspreche“; worauf der Königl. Consistorial-Commissär, mit Beistimmung von zwei der beigegebenen Geistlichen, die Suspension aussprach. Das Königl. Ober-Consistorium bestätigte dieselbe mit dem Androhen, daß der Suspendirte nach Verlauf von sechs Monaten im Falle des Verharrens bei seiner abgegebenen Erklärung die Abfegung zu gewärtigen habe.

Dies der faktische Hergang der Sache. Über den weiteren Verlauf im nächsten Artikel. Wir schließen diesen, unter Hinweisung auf Luc. 19, 22. und Matth. 12, 37., mit den Worten, welche derselbe Mann, der nunmehr so unfellege Zerwürfniß angerichtet, grade zwei Jahre vorher gegen Strauß niedergeschrieben: „Wer, der nur einigermaßen ernsten Sinn für das Heilige hat und gegen das Wohl des menschlichen Geschlechtes nicht gleichgültig ist, wendet sich nicht mit tiefer Entrüstung weg von jener übermüthigen Alterweisheit, von jenem vollendeten Leichtsinne, welcher, um jene von Jedem, der es mit den Menschen wohl meint, so sehr zu beherzigende Mahnung: „Verdich es nicht, es ist ein Segen drin!“ sich nichts bekümmern, sondern nur dem lieben eiteln Ich fröhnend, mit frecher Hand das antastet, was seit fast zweitausend Jahren Millionen Herzen das Heiligste war und Millionen Seelen zur Tugend und zum Frieden führte, von einem Leichtsinne, der nur darum jenes Heiligthum in ein Nichts verflüchtigen zu können meint, weil er selbst, bei allem Weisheitsstolze, dennoch mit vollkommener Blindheit geschlagen ist und noch nie eine Erkenntniß von Christus und seinem Heile, geschweige denn eine Erfahrung von seinem Segen gehabt hat? Und wer wird nicht betrübt und empört, wenn solch ein Ungeist sich gar als Zeitgeist ausdrücken will?“ —

verfaßt, sehr wadere: a) Obergabe. Eine Stimme aus der Gemeinde. Virmauens bei Deil; b) Was dünkt Euch um Christo? Eine Frage der Zeit, beantwortet von einem Ungelahrten und Laien. Speyer und Grünstadt, bei Reibhard. Wir werden später auf diese eifrigen Erscheinungen zurückkommen.

*) Eine von derselben Gemeinde in jüngster Zeit ausgegangene Erklärung zählt nur noch 129 Unterschriften.

Straßburg. Am 31. Oktob. Abends um 6 Uhr fand die vierte Jahresfeier des hiesigen Diakonissenvereins im Auditorium von der Neuen Kirche statt. Das Diakonissenhaus, vor vier Jahren durch die Bemühungen des würdigen Pfarrers Härter im ächt evangelischen Sinne gegründet, erfreut sich eines besonderen Segens vom Herrn. Es ging aus unscheinbarem Keime hervor, indem sich seit Jahren hier eine Anzahl christlicher Jungfrauen vereinigten, um den verlassenen Armen und Kranken der evangelischen Bevölkerung neben selbstlicher Berathung besonders den Zugang zu dem unvergänglichen Gnadenmittel, dem Worte Gottes, zu eröffnen. Sie versammelten sich alle vierzehn Tage um ihren Pfarrer, um ihm Bericht über ihre Thätigkeit abzustatten und von ihm Rath zu erholen für ihre weitere Arbeit unter Gebet und Betrachtung des Wortes Gottes. Bald entstand so von selbst das Bedürfnis nach festerer Begründung und organischer Gestaltung des Vereins. Ein Institut evangelischer barmherziger Schwestern zu errichten, lag um so näher, weil man in hiesiger Stadt die Wirksamkeit der katholischen Schwestern vor Augen hatte, unter deren Pflege nicht auch die evangelischen Kranken in den Hospitälern kamen, aber oft zum Nachtheil ihres Seelenheils. Ganz klein fing das Werk an; jetzt ist das Sanktuar schon zu einem Baume geworden, unter dessen Schatten Viele Zuflucht suchen und finden. Das Werk theilt sich in zwei Abtheilungen: die Lehranstalt und das Krankenhaus; in jener werden über zweihundert Kinder und erwachsene Mädchen im Glauben unserer Kirche und in den zum zeitlichen Leben erforderlichen Kenntnissen unterrichtet von Schwestern, die ihre Befähigung dazu vorher in einem Examen vor der Academie bewährt haben. Das Krankenhaus nimmt männliche und weibliche Kranke auf, für deren Genesung die Ärzte noch Hoffnung geben. Es ist eine Stätte des Friedens und der Ordnung, denn der Herr wohnt daselbst durch sein Wort. Achtundzwanzig Diakonissinnen befinden sich gegenwärtig in dem Vereine, die durch kein Gelübde gebunden sind, als wogegen sie die dankbare Liebe zu ihrem Heilande drängt, der ihnen durch sein Verdienst am Kreuze das ewige Leben erworben hat; neun unter ihnen befinden sich auf auswärtigen Stationen in Armenhäusern und Hospitälern, besonders des oberen Ersaßes. Den Bericht über ihre Wirksamkeit im verfloffenen Jahre gab nach einem Gesange der zahlreich versammelten Gemeinde und einem Gebet der Pfarrer Härter, worauf die Diakonissen in einem Gesange dem die Ehre gaben, welchem sie allein gebührt. Pfarrer Kreiß aus Breuschaersheim legte in der darauf folgenden Festrede besonders die Bedeutung dieses Werkes für die Evangelische Kirche und sein Verhältniß zu derselben dar und erweckte durch seine Worte zum rechten Fortbau der Kirche Christi auch durch solchen Dienst. Zum Schlusse stellte noch der grade anwesende Pfarrer Fliedner aus Kaiserswerth das große Bedürfnis in der Kirche nach weiblichen sowohl als männlichen Gehülfen dar und forderte in erwecklichem Aufrufe diejenigen zur Mitarbeit auf, welche noch müßig am Markte stehen. Das Fest war ein des wichtigen Tages würdiges und gehörte mit zu den Zeichen der Zeit, die wir nicht unbeachtet zu lassen haben, wenn wir es mit unserer Kirche redlich meinen. Daß die Straßburger Diakonissenanstalt ein gutes evangelisches Zeugniß ablegt, beweisen auch die Verbüchigungen und falschen Anklagen, die von der Römischen Kirche im Ersaß gegen sie im verfloffenen Jahre erhoben worden sind, so daß sie auch sogar vor dem weltlichen Gerichte sich hat verteidigen müssen;

zur Beschämung der Gegner und zu ihrer eigenen Rechtfertigung vor der Welt sind die Verläumder mit ihrer Anklage vom Obergericht in Colmar zurückgewiesen worden.

Den Tag darauf war in demselben Auditorium zur Abendzeit die Jahresfeier der Straßburger Bibelgesellschaft, die seit dreißig Jahren an diesem Orte als eine selbstständige besteht. Inspektor Edel hielt das Gebet, Prof. Wogner gab den Bericht. Es war diese Feier darum von besonderer Wichtigkeit, weil in dem verfloffenen Jahre Anträge gegen das Comité hatten erhoben werden müssen, daß sie gegen den ersten Artikel ihrer Statuten, der darauf lautet, daß keine andere, als die Lutherische Übersetzung ohne Veränderungen und Anmerkungen verbreitet werden sollte, gehandelt hatte, indem bei dem von ihr schon herausgegebenen Neuen Testament und bei der unter dem Druck befindlichen neuen Ausgabe des N. T. eine solche Menge von willkürlichen Veränderungen angebracht worden sind, daß die Gläubigen, welche wissen, was sie an der Lutherischen Bibelübersetzung haben, ohne blind zu seyn gegen noch vorhandene Mängel derselben, nicht länger schweigen konnten, und das unrechtmäßige und statutenwidrige Verfahren der Commission für die Veranstaltung der neuen Ausgabe in vielen Zuschriften an das Comité rügen mußten. Es versuchte zwar Prof. Bruch in der auf den Bericht folgenden Rede, in welcher er die Geschichte der neuen Bibelausgabe darlegte, die Anträge zurückzuweisen, die man gegen die Commission erhoben; aber daß die Besorgnisse, es könnte dem Ersaß durch die Straßburger Bibelgesellschaft eine nicht dem Geiste Luther's entsprechende Bibelübersetzung geboten werden, gar vielfach gehegt wurden und gar nicht unbegründet seyn, legte der Pfarrer Nieder nach beendigter Versammlung einer großen Anzahl von Mitgliedern dar, indem er erzählte, was er auf einer eben zurückgelegten Reise im Ersaß von vielen Geistlichen und Laien darüber vernommen hatte. Er machte den Vorschlag, daß in einer demnächst zusammenzubrufenden Generalversammlung darüber debattirt werde, daß das Comité durch die Veränderungen, welche es bei der neuen Bibelausgabe gemacht, gegen die Statuten gehandelt habe und daß die Lutherische Übersetzung nach einer der früheren Ausgaben unverändert möge abgedruckt werden. — Mochte auch, wie wir dies zugeben wollen, von denen, die für die Lutherische Übersetzung in ihrer Integrität stimmten, Manches im Verlaufe der Unterhandlungen gesagt worden seyn; so viel ging klar hervor und war auch die Meinung der Wohlgesinnten, daß es nicht die Sache einer Bibelgesellschaft seyn könne, die kirchlich hergebrachte Übersetzung zu ändern, sondern daß dies, wenn es nöthig erachtet werden sollte, der Kirche in ihrer Gesamtheit zukomme. Das Häuflein derer, die es reblich mit dem Worte der ewigen Wahrheit meinen, welche der Grundpfeiler unserer Kirche ist, ist zwar zur Zeit in der Straßburger Bibelgesellschaft in der Minorität, wie auch die an diesem Tage erneuerte Wahl der Comitémitglieder kund gab; denn dasjenige Mitglied, welches am lauteften seine Stimme gegen das Verfahren der Commission erhoben hatte, wurde nicht wieder gewählt; aber es ist doch das freudige Zeugniß für die Wahrheit gesprochen worden und hat bis jetzt wenigstens den Erfolg gehabt, daß man es hat hören und beachten müssen. Der Herr seiner Kirche wird dieselbe im Ersaß auch ferner beschützen und mehren mitten unter ihren Feinden.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 25. November.

N^o 94.

Fundamente einer christlichen Philosophie u. s. w., von Prof. Dr. Stahl.

(Fortsetzung.)

Fasse es, wer es fassen kann. Wer es nicht fassen kann, dem wollen wir es nach dem Vorgange des Verf. wenigstens um einen Schritt leichter machen. Alles Seyn und Besißen setzt Bewegung, aber die Bewegung setzt auch, wenn wir zurückgehen und immer weiter zurückgehen, eine Urbewegung voraus, welche nur aus dem absoluten Willen, und dieser wieder aus absoluter Persönlichkeit zu erklären ist. Es ist ein reicher Stoff, den wir in wenigen Worten aussprechen, aber nicht ergründen, nicht erschöpfen, und hier auch nicht weiter entwickeln können. Wir fürchten übrigens weniger mangelndes Verständniß, als zu leichtes Verständniß, weniger solche Leser, denen das Wunder eines persönlichen Gottes und seiner Schöpfung aus dem, das noch nicht erschienen war, zu hoch und zu wunderbar ist, als vielmehr solche, — denen es gar nicht wunderbar ist, da doch für den natürlichen Verstand nichts so unglaublich ist, als Gott mit selbstbewußter Persönlichkeit in unendlicher Allmacht und — eine Welt, seine eigene Schöpfung, die ihn zu beschränken scheint, während er sie doch — umschließt. Oder mit anderen Worten — die rationalistischen Deisten, die in Gemeinschaft mit uns den persönlichen Gott und seine Schöpfung anerkennen, wiewohl sie gegen alle Wunder protestiren, stehen uns — im Grunde — entfernter, als die radikalen Gegner, die spekultativen Pantheisten, welche die Persönlichkeit Gottes und seine Schöpfung im Gegensatz zur Emanation als ein Räthsel, als einen Widerspruch gegen den Verstand, als ein Wunder ansehen, wonach Gott die Welt außer sich — und doch zugleich in sich hat, wonach Gott selbst an der Welt eine Schranke hat, und doch die Schranke der Welt ist. Hiob 38, 11.

Hiemit sind wir durch einen Einwand aus der Endlichkeit, mithin durch einen Rückschritt, welcher das Wunder erhöht, zu einem Fortschritte gekommen, dem wir sogleich weiter nachgehen werden; das Wunder der Transcendenz Gottes steigert sich durch die Verbindung mit seiner gleichzeitigen Immanenz, wozu wir jetzt fortgehen, indem wir an dem Begriffe der Schöpfung ohne weitere Entwicklung vorübergehen, weil ihn auch der Verf. als unerschöpflich nicht bestimmter aufzufassen gesucht hat. Wir müssen hier wiederum zurückstellen, was wir selbst aus der unerschöpflichen Schöpfung noch zu schöpfen hätten; denn erst an dem näheren Begriffe der Schöpfung orientirt sich der Unterschied der Zeugung (Deus genitus) und des Ausgehens (Deus procedens) von der Entäußerung oder

Schöpfung (creatio). Erst durch den Begriff der Schöpfung, wozu sich das absolut persönliche Princip nicht allein frei entschließt, sondern auch thatsächlich entäußert, erst durch den Begriff und Prozeß der Entäußerung und ihrer Succession — in sechs Tagen — würde mehr und mehr die rohe Vorstellung der Emanation gründlich überwunden und berichtigt werden. Aber wir bleiben jetzt dabei stehen: Gott schafft und umschließt die Welt. Indem er sie schafft, setzt er sie außer sich: indem er sie umschließt, hat er sie in sich.

Hiemit kommen wir zum zweiten Abschnitte, nämlich aus der Metaphysik zur Ethik, in welcher der specielle Gegenstand der Rechtsphilosophie näher in die Scene tritt. In Gott, so hörten wir, ist die welterschaffende und die weltumschließende Thätigkeit zu unterscheiden. In beiden göttlichen Thätigkeiten steht der Mensch, als der Gipfel der Schöpfung, in einem unterschiedenen, aber zur Einigung bestimmten Verhältnisse. Der Begriff des Menschen selbst geht abermals schnell an uns vorüber; doch ist das Wesentliche schon in der Metaphysik und zwar im fünften Capitel, welches „von der Zeitlichkeit der irdischen Bedingungen“ handelt, berührt worden; es sind namentlich der Stand der Integrität, der Sündenfall, die Erlösung, als die Stadien aller Menschengeschichte, exponirt. Jetzt können wir uns daher sogleich an das doppelte Verhältniß des Menschen zu Gott halten. Dieses ist als solches Ethos, Wohnung, Gewohnheit. Das Verhältniß zu der weltumschließenden Gottesthätigkeit ist — Religion, der Mensch erweist sich hier nach seiner Wahrheit im Bande zu Gott (religio), als durch, in und zu Gott sehend. Die weltumschließende Thätigkeit ist wohl anderwärts als Immanenz Gottes bezeichnet worden. Das zweite Verhältniß des Menschen ist seine Stellung zu der welterschaffenden Gottesthätigkeit, welche wir auch als die Transcendenz Gottes bezeichnen können. Dieses Verhältniß ist die Sittlichkeit — Moral. — Insofern hier Gott in seiner schöpferischen Thätigkeit dem Geschöpfe gegenübersteht, erscheint der Mensch seinerseits als das selbstständige Ebenbild Gottes, als die Offenbarung Gottes im Menschen. Hiernach kann die Stellung des Menschen zu Gott nach der religiösen Seite auch als Abhängigkeit, Verbindung, nach der moralischen Seite als relative Unabhängigkeit bezeichnet werden. Hieraus ergibt sich zugleich ohne Weiteres, daß von beiden ethischen Sphären keine ohne die andere in ihrer Wahrheit bestehen kann. Beide drücken aber zunächst als Religion und Moral immer nur das ethische Verhältniß des Einzelnen aus. „Der Mensch ist aber im göttlichen Weltplane nicht als Einzelner und zur Vereinzelung versehen, sondern das menschliche Geschlecht, als

Ganzen, als Einheit." Hiemit erweitert sich die Sphäre der Religion zur Gottesgemeinde oder Kirche: die Sphäre der Moral zur sittlichen Welt, welche, getrennt von der individuellen Moralität, als bürgerliche Ordnung oder Recht und Staat erscheint. Der Unterschied ist, daß die Kirche die Menschen vereinigt, um durch diese Gemeinschaft Gott zu verherrlichen und den Einzelnen an Gott zu binden, während die sittliche Welt die göttlichen Ideen in allen Verhältnissen der Gemeinschaft zu realisiren und daran ihren eigenen sittlich verständigen Willen zu offenbaren bestimmt ist.

Sind hiemit die ethischen Sphären bestimmt, so wendet sich die weitere Erörterung auf den sittlichen Inhalt, der sie erfüllt, auf die sittliche Macht, welche der Wille als Motiv anzuerkennen hat, auf die sittliche Freiheit des Willens.

Der sittliche Inhalt ist das Gute, das Gute nichts Anderes, als das Wesen der Person, welches eben nur an der göttlichen Persönlichkeit sein Urbild hat. Die menschliche Moral kann daher nur aus der göttlichen Vollkommenheit (Matth. 5, 48.) abgeleitet werden: ihr Princip ist theologisch. Dies können nur diejenigen läugnen, die entweder Gott selbst oder Gottes Zugänglichkeit läugnen. Diesem Principe tritt „das Urbild der freien göttlichen Weltökonomie, der Plan der sittlichen Welt“, die Autorität ihrer Institutionen (Ehe, Familie, Staat) zur Seite; denn hiedurch wird der Mensch sichtlich auf das Verhältniß der Person zur Person hingewiesen. Es ist mithin ein doppeltes Princip, ein doppelter Inhalt anzuerkennen, welcher zur Wechseldurchdringung bestimmt ist, und mithin nicht zwei Systeme bildet, sondern in der Einheit beider sich erfüllt, aber nur durch Hingabe, durch Entäußerung des Subjekts zu realisiren ist. Selbstlosigkeit (S. 81.) ist das nothwendige Correlat der vollendeten Persönlichkeit. Das Subjekt erweist sich eben dadurch als Geschöpf, als Glied im Ganzen.

Die sittliche Macht, als Motiv für den Willen, kann wie der sittliche Inhalt ebenfalls nur in dem göttlichen Willen seinen Grund haben. Sie erweist sich an dem Subjekte, sofern es sich von dem göttlichen Willen getrennt fühlt, zunächst als Sollen, welchem ein Wollen in dem Menschen widerspricht. Aus dem Sollen entwickelt sich aber das eigene Wollen, welches dem eigentlichen ursprünglichen Wesen des Subjekts homogen ist. Das ethische Motiv ist hiemit ein doppeltes: Gehorsam und Liebe. Geulinx hat die Einheit beider Motive, von welcher keinem der Mensch sich lossagen kann, als amor obedientiae bezeichnet. Beides gehört zum Wesen des Menschen, welches mithin seine eigene Befriedigung ist. Aber erst „im vollendeten Zustande durchdringt sich die Erfüllung des Ethos (Heiligung) und die Befriedigung (Seligkeit) in unauflöslicher Einheit.“

Diese Mächte sind aber als sittliche nur denkbar unter der Voraussetzung des freien Willens im Subjekte. Der Wille kommt ohne seine Freiheit nicht zu seinem Begriffe, ohne seine Thätigkeit nicht zu seiner Verwirklichung. Oder wie es hier ausgedrückt wird: „der Wille und die Thätigkeit des Willens,

der Entschluß, sind das wesentliche Attribut der Person.“ Eben darum ist für den natürlichen Verstand die Freiheit des Einzelnen, einerseits gegenüber seiner physischen Ohnmacht und Gebundenheit, andererseits in Beziehung auf sein sittliches Unvermögen in der Sünde, — ein Problem, ein Wunder. Der Nationalismus erkennt das Wunder nicht an und kommt darum auch nicht zu dem wahren Begriffe der Freiheit, die er doch nicht aufgibt. Die Philosophie ihrerseits ist versucht, die Freiheit, deren Wunderbarkeit ihr nicht entgeht, in — Determinismus umzukehren. Aus den Eirkeln des grübelnden Verstandes kommt der Mensch am Ende nicht anders, als durch die That, und zwar durch eine doppelte: durch die That Gottes, die sich auch in der Wiedergeburt des Menschen als schöpferisch erweist, und durch die von dem Eingehen auf den Willen und das Thun Gottes bedingte That des Menschen.

Bis hierher hat sich der Gedanke auf das ethische Verhältniß des Einzelnen zum Willen Gottes gerichtet. Allein der Mensch ist nicht ein Einzelter: es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Der Menschen sind aber auch nicht bloß Viele, sondern diese Viele sind zur Einheit, zur Gemeinschaft, zur Menschheit bestimmt. Wir erkennen diese Einheit vorbildlich in Adam, S. 65. — urbildlich in dem Menschensohne, als dem Ur-menschen. Hiemit geht der Gedanke von dem einzelnen Menschen in der Welt, als ihrem Gipfel, auf die sittliche Welt in moralischer und religiöser Beziehung über, und findet zunächst, — daß für den Gemeinzuftand kein so vollständiges und sicheres Ideal vorliegt, wie wir es an der vollendeten Persönlichkeit für den Einzelnen haben. In der Wirklichkeit finden wir vielmehr in Folge der Sünde die sittliche Welt in ihrer Nichtübereinstimmung mit ihrer ursprünglichen Bestimmung, welche der Einzelne nicht so wie sich selbst an Gott hingeben kann zur Wiedergeburt. An dieser Unübereinstimmung krankt sowohl die moralische, als auch die religiöse Gemeinschaft, oder — Staat und Kirche —; auch die zur einstweiligen Zucht und Erziehung eingesetzte bürgerliche Ordnung, der irdische, empirische Staat, welcher in seiner abstrakten Erscheinung als eine Folge der Sünde anzusehen ist, aber nach seinem Begriffe nicht davon bedingt ist. Für unsere confuse Zeit scheint dieses Beides zumal gleich beherzigungswerth zu seyn; nämlich erstens, daß der zeitlichen Institution der Gemeindeordnung ein ewiger Inhalt urbildlich zum Grunde liegt, und zweitens, daß auch die vergängliche Form daran für uns nothwendig ist. Selbst Joh. Gerhard (loci theol. XIII. 240.) sagt, daß im Stande der Unschuld eine *despotica dominatio et servilis subjectio* nicht statthabe: *ex eo tamen inferri nequit, omnem omnino ordinem, omnem gubernationem, omnem subjectionem antiquam et late acceptam ab innocentiae statu semotam fuisse*. Auf jene despotische Gubernation scheint sich daher die große und wahrhaftige Weissagung zu beziehen, daß zuletzt das Reich dem Vater überantwortet werden und aufhören wird alle Herrschaft und alle Obrigkeit und Gewalt, 1 Cor. 15, 24.

Aus dem Gesagten erklärt es sich auch, daß selbst die reli-

göße Gemeinschaft, als äußere Kirche, der äußeren Zucht, der Obrigkeit und der schützenden Macht in ihrem irdischen Zustande nicht entzogen kann: es gehört vielmehr zu ihrer Knechtsgehalt, daß sie auch an solche Mittel gewiesen ist, und weder menschliche Hülfe überhaupt — denn das Heil kommt dem Menschen durch den Menschen — noch auch äußere Hülfe vornehm ablehnen darf. So erwirkt sich auch hier die Incongruenz nach dem Begriffe als Congruenz unter den gegebenen Umständen.

So viel von der sittlichen Welt, von dem Mangel eines vollkommenen Maßstabes für dieselbe, und von der dennoch sich herausstellenden Incongruenz zwischen dem Begriffe und der Erscheinung. Die weitere Frage könnte seyn, inwiefern, wie der Einzelne an der vollendeten Persönlichkeit, so die sittliche Welt an der Wesens- und Offenbarungs-Dreieinigkeit Gottes, die bürgerliche Ordnung — an der Engelordnung (Col. 1, 16., Ephes. 1, 21.) ihr Urbild finden könne. So ist auch die Gemeinde Gottes der Leib Christi genannt: Col. 1, 24. und diese Gemeinde ist zum Theil auch der Welt sichtbar, und so weit sie dieser unsichtbar bleibt, doch ihren Gliedern sichtbar. So ist auch von dem Verf. an der Einheit in Adam, demnächst in der ersten Ehe, ein Vorbild aller Gemeinschaft im Reine anerkannt. Wir möchten daher den angeblichen Mangel eines Urbildes für das Gemeinwesen wenigstens noch einmal in Frage stellen. So viel ist aber unläugbar, daß wir uns den ewigen Postulaten der menschlichen Natur im Diesseits, sowohl im Staate, als in der Kirche, nur approximativ zu nähern vermögen. Aber wie fassen wir die Summa dieser Postulate zusammen?

Hiermit wenden wir uns zu dem Begriffe der Gerechtigkeit und der Strafe. Die Gerechtigkeit ist der Inbegriff aller sittlichen Ideen mit allen ihren Anforderungen, nicht eine Tugend, sondern die Tugend, der Complex aller Tugenden. Sie äußert sich theils als schützende, theils als vergeltende Macht.^{*)} In beiden Beziehungen bewährt sie das „*Sum cuique*.“ Dieses *Sum cuique* findet auch in der vergeltenden Gerechtigkeit als Lohn und Strafe Anwendung. Strafe erscheint zunächst als Übel, sie ist näher die Herrschaft und der Sieg der sittlichen Macht über die Herrschaft, die sich im Bösen befundet. That gegen That, Herrschaft gegen Herrschaft mit dem Siege der sittlichen Macht.^{**)} Es ist jetzt nur noch hin-

zuzusetzen, daß in der bürgerlichen Ordnung die Strafe endlich weil sie nur die endliche That trifft, während sie in der sittlichen Ordnung unendlich ist, weil sie die Sünde trifft, die als Gesinnung unendlich ist. „Für das sittliche Gebiet nach seiner Innerlichkeit ist die Strafe, wie die Schuld selbst, ein Unendliches, Ewiges: sie ist der ewig unaufgelöste Schmerz, der ewige Zerfall des Menschen mit der sittlichen Macht über ihm, der eben nothwendig eine ewige und empfundene Vernichtung des Menschen ist.“^{*)}

Eben darum finden wir aber auch in der sittlichen Ordnung neben der Strafe eine andere Weise des Sieges über die Sünde zur Herstellung des sittlichen Gesetzes, als des göttlichen Willens; und dies ist die Sühne, welche sich nach ihrer allgemeinsten Natur von der Strafe durch die Wirkung, nämlich durch die Veröhnung, unterscheidet, indem diese darin besteht, „daß hier die sittliche Macht nicht bloß äußerlich die Herrschaft ihres Willens geltend macht durch Vertilgung oder Leiden des Frevlers, sondern sich innerlich wieder mit ihm einigt, ihn in ihr Reich wieder aufnimmt.“ Der weitere Unterschied ist, „daß, während nach der Gerechtigkeit es die Natur der Strafe ist, daß sie nur an dem Schuldigen vollzogen wird, so umgekehrt die Natur der Sühne ist, daß sie nicht von dem Schuldigen selbst geleistet werden kann, sondern nur von einem Anderen, Schuldlosen, der aber in irgend einer Beziehung als Eins mit ihm gilt“ und sich freiwillig daran gibt.

nur daß ein Stärkerer eben daran seine Obmacht, seine Oberherrlichkeit bewahrt. Hiermit vollendet sich das *Sum cuique*.

*) Ist das Böse in der von Gott, dem Guten, ursprünglich gut geschaffenen Seele des Menschen unendlich, so muß nothwendig, das heißt nach dem Begriffe der Gerechtigkeit, auch die Strafe unendlich seyn; denn die Strafe ist eben nichts Anderes, als die Consequenz der Gerechtigkeit, die Folge oder Wirkung aus der Ursache, nämlich der — Zwiespalt zwischen der ursprünglichen Bestimmung des Menschen und dem Bösen. Darum bleibt es dabei: ist das Böse im Menschen unendlich, so ist es auch die Strafe. Aber ist auch der Vorderatz gewiß? Wer etwa noch an der Unendlichkeit der menschlichen Sünde zweifeln könnte, den möchten wir auf ein Buch verweisen, — worüber viel zu sagen wäre, nämlich auf Thiersch: Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus, und zwar auf die siebenundzwanzigste Vorlesung. Hier findet der Leser einen eben so schauerhaften, als lebensvollen Einblick in die Unendlichkeit menschlicher Sünde, näher in die unergründlichen und unbewußten Tiefen der Anfechtung in menschlicher Brust, Ps. 19, 13., von welchen Febern, der sich streng beobachtet, oft selbst überrascht wird, und zu jeder Stunde noch neu überrascht, — wo nicht übernommen — werden kann. — Wer etwa meint, Unbewußtes nicht verschuldet zu haben und nicht dazutreten zu müssen, der — versuche es damit — vor das Gericht zu treten, oder, — wenn er's nicht vermag, so demüthige er sich mit David, Angesichts der Herrlichkeit Gottes in der Natur und seiner Heiligkeit im Geetze, und entschuldige sich nicht, indem er damit doch wieder sich — nämlich die menschliche Natur — anklagen würde, sondern spreche: „Wer kann merken, wie oft er fehlet? Verzeihe mir die verborgenen Fehler!“

*) Wir rechnen nicht mit dem Verf., wenn er sich den alten Kategorien der *justitia universalis et particularis*, oder auch der *j. commutativa et distributiva* nicht bequemen will. Wir erkennen gern das Recht der neuen Zeit an, neue Wege zu suchen, wiewohl wir selbst früher den tiefen Sinn der mittelalterlichen Gedankenform nachzuweisen gesucht haben.

**) Wir abstrahiren auch hier von der Polemik gegen die Sühne- und Strafstheorie, und erinnern nur an unsere eigene Auffassung und weitere Ausführung derselben. Zerstreute Blätter zc. I. S. 416 f. In der Strafe, in der Folge der Sünde behält der böse Wille wirklich auch Recht, er hat seinen Willen als sein *Sum* in aller seiner Consequenz,

„So ist die stellvertretende Genugthuung Christi, welche die Kirche mit Recht als das Centrum des christlichen Glaubens festhält, eine Genugthuung nicht durch Strafe, sondern durch Sühne in diesem specifischen Sinne. Die Strafe abzuwenden ist eben ihre Bestimmung.“ Darum ist „das Leiden übernommen von dem, der rein von aller Sünde war, und zwar das absolute Leiden, alles Leiden, in das sittlich eingewilligt werden kann. Es ist endlich die Sühne vollbracht von dem, der nicht bloß in irgend einer Beziehung, sondern absolut Eins ist mit dem menschlichen Geschlechte“. Durch solche Sühne wird der Gerechtigkeit nicht minder genug gethan, als durch die Strafe, sie ist aber darum doch nicht Strafe, sondern der Strafe eher entgegengesetzt. Zwar ist das Leiden des Sühnenden ein Strafleiden (Jes. 53.), aber als Sühne unterscheidet es sich von der Strafe wesentlich, nämlich dadurch, daß jene Aktivität, freiwillige Selbstübernahme, diese Passivität voraussetzt, näher dadurch, daß die Strafe in dem Leiden, als solchem, die Sühne in der That, in dem Gehorsam, in dem Opfer wesentlich besteht. „Es ist nicht der Tod Christi am Kreuze, sondern der Gehorsam bis zum Tode am Kreuze, welcher die sühnende Macht übt. — Die Gerechtigkeit Gottes ist erfüllt, nicht weil an Christus — gleichsam an der Menschheit — ein blutiges Urtheil vollzogen worden ist, sondern weil des Menschen Sohn durch dieses höchste menschliche Leiden die Unverbrüchlichkeit des göttlichen Gesetzes selbst bekundet.“ Christus hat unsere Sünde auf sich genommen, ohne selbst Sünder zu werden: so hat er auch unsere Strafe gebüßt, aber er ist darum nicht selbst Objekt einer Strafvollziehung geworden, sondern er ist Subjekt einer Sühnevollziehung geblieben.“ — Die Sünde, wie sie auf ihn gelegt ist, wird zur vergebenen Sünde, und die Strafe, wie sie auf ihn gelegt ist, wird zur Liebesthat.“

So können wir denn auch am Schlusse wieder auf das Motto zurückblicken, welches wir diesen ethischen Blättern am Anfange vorzeichnen suchten. Denn wie es am Anfange die That war, aus welcher die Schöpfung hervorging, so war es auch That in der Fülle der Zeit, aus welcher die zweite Schöpfung hervorgegangen ist. Aber wie die erste That des Wortes, die Schöpfung, mit tiefem guten Grunde zugleich als die erste Passion bezeichnet worden ist, so wird auch die zweite That des Sohnes, die Versöhnung, immerfort und mit vollem Rechte zugleich als die zweite Passion angesehen werden können und müssen. Die erste und zweite That sind auch darin sich gleich, daß Gott nicht um seinetwillen schuf, nicht um seinetwillen erlösete.

Als That erweist sich aber das große Erlösungs- und Versöhnungswerk auch insofern, als es dem einzelnen dadurch objektiv erlöseten Menschen nur durch die That der Aneignung zu Gute kommt.

Diese That der Aneignung ist der Glaube. Der Glaube ist ein sittlicher Akt, und ohne Buße, ohne Leiden nicht möglich. Der Glaube rechtfertigt, wenn objektiv die sühnende Genugthuung, subjektiv die Buße sein Inhalt wird. Es kommt auch im Glauben wieder Leiden und Thun zusammen; und das Thun erweist sich wieder als ein doppeltes: zur That Gottes kommt das Zugreifen von Seiten des Menschen, zur objektiven Präsenz Gottes und seiner Zusage in der Seele des Sünders das Bewußtseyn davon. Der Apostel nennt diese doppelte Präsenz *ὑποστάσις*, — Hebr. 11., Röm. 4, 17—22.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Waadtlande.

Bald ein Jahr ist schon seit der Gründung unserer freien Kirche verfloßen und wir haben viele Ursache, dem Herrn zu danken für den Segen, den wir bereits erfahren haben. Die vielen Seelen, welche durch diese kirchliche Krisis erweckt, zum christlichen Leben geführt oder in demselben gefördert worden sind, sind herrliche Früchte, welche schon hinreichen würden, um uns für alle Leiden, Entbehrungen und Verfolgungen zu entschädigen. Ferner sind wir durch rührende Zuschriften und pekuniäre Hilfsleistungen von so vielen christlichen Gemeinschaften gestärkt, zum guten Kampfe aufgemuntert, und zugleich auch mit so vielen theuren Brüdern enger verbunden worden! Endlich hat unsere Kirche auch äußerlich mehr Fortschritte gemacht, als wir es hoffen durften. Sie zählt gegenwärtig wohl 5—6000 Mitglieder; in Lausanne zählt man 1200 Kommunikanten. In manchen Dörfern freilich ist die Zahl der Anhänger der Eglise libre noch äußerst gering: unseren rohen ungebildeten Bauern ist es schwer, den Begriff der Kirche beizubringen, sie hängen noch sehr an ihren Gewohnheiten, und für sie ist die Kirche an den Tempel, an das Pfarrhaus, an die Glocken gebunden; besser Gesinnte scheuen sich vor dem Kampf mit der Welt. Auch haben wir Ursache, dem Herrn zu danken, daß die Einheit unter den Demissionären sich bis jetzt so gut erhalten hat. Seit dem Anfange dieses Jahres sind kaum zwei oder drei zur Eglise officielle zurückgekehrt und auch über die kirchlichen Verfassungsfragen sind wir im Ganzen ziemlich einig. Eine Synode, zusammengesetzt aus Abgeordneten (Geistliche und Laien) der schon konstituirten Gemeinden, wird sich nächstens versammeln, um den Entwurf einer Verfassung für die neue Kirche zu prüfen. Diese Verfassung ist eine presbyterianische, der Schottischen Kirchenverfassung ähnlich, die Kirchenzucht ausgenommen. Die Möglichkeit einer Wiedervereinigung mit dem Staat wird in derselben ausdrücklich erwähnt, darüber ist die große Mehrzahl der Demissionäre einig, wir betrachten die Trennung nur als eine vorübergehende, provisorische; sehr Wenige unter uns huldigen den Ansichten Binet's.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 28. November.

N^o 95.

Fundamente einer christlichen Philosophie u. s. w., von Prof. Dr. Stahl.

(Schluß.)

Sühne und Glaube erweisen sich hiemit ebenfalls als ethische Grundbegriffe, welche von persönlicher Thätigkeit bedingt sind, und ohne That, ohne Erfahrung auch dem Verstandnisse sich entziehen. Wer aber zu einem solchen Verstandnisse hindurchgedrungen ist, der wird auch in der so eben summarisch referirten Auffassung der christlichen Grundlehren eine der Wahrheit zuzugende philosophische Aneignung anerkennen müssen, und sie zu weiterer Ergänzung und Vermittelung mit heilsamem Nutzen gebrauchen können. *)

Zum Schlusse der gesammten Erörterung folgt noch ein Anhang über das Verhältniß der Theologie zur Philosophie mit reichhaltiger und lehrreicher historischer Entwicklung. Der Anhang gehört eigentlich zu dem Capitel von dem menschlichen Erkennen, welches den ersten Abschnitt dieser Fundamente, die Metaphysik, abschließt: er ist aber dennoch mit gutem Grunde dem zweiten Abschnitte, der Ethik, angegeschlossen, weil das Verhältniß zwischen Theologie und Philosophie, wie wir sogleich hören werden, auf ethischen Voraussetzungen beruht. In unserm gegenwärtigen Berichte verbinden wir beide Capitel, das menschliche Erkennen und das Verhältniß der beiden Erkenntnißweisen zu desto mehrerer Verständigung. Wir zählen namentlich die hier eröffneten Nachweisungen über das menschliche Erkennen, welche wir an ihrer eigentlichen Stelle unberührt gelassen haben, zu den

wichtigsten und einflußreichsten Gaben der uns dargebotenen christlichen Philosophie, worauf wir alle diejenigen, welche sich zwischen Theologie und Philosophie nicht zurechtfinden können, aber auch diejenigen, welche sich abgefunden zu haben meinen, zu weiterer Verständigung verweisen.

Erkenntniß ist, so findet der Verf., nach dem ursprünglichen Begriffe, im primitiven Zustande des Menschen, nichts Anderes als Anschauung; Anschauung setzt einen Gegenstand und dessen unmittelbare Gegenwart voraus. Erkenntniß ist somit das Aufeinanderwirken zweier Existenzen, wechselseitige That. — Hieraus erklärt sich die alte Lehre: Gleiches wird nur von Gleichem erkannt. Hieraus erklärt sich auch jene scholastisch-mystische Vorstellung, wonach der Mensch den Menschen nur wirklich sieht, wenn er von ihm gesehen wird. Auge gegen Auge. — Darum ist das Erkennen als That wesentlich von der Persönlichkeit bedingt. Und hieraus erklärt sich auch, daß das menschliche Erkennen durch die Entfernung des Menschen von der absoluten Persönlichkeit, durch die Entrückung ihrer Präsenz in Folge des Sündenfalls, getrübt ist. Der Mensch sieht nun keinen Gegenstand selbst, er sieht nicht mehr „das Ding an sich“. Statt des Ganzen hat er „nur Theile in seiner Hand“. Es ist ihm als Rest ursprünglicher Erkenntniß nichts geblieben, als 1. Vernunft, oder das Vermögen der Ideen, als der abstrakten Formen des Ganzen, oder der Schatten, 2. Verstand, oder das diskursive (dialektische, successive) Denken, welches die Stücke nur successiv zu combiniren sucht, 3. Erinnerung, als Rest der eingebüßten präsenten Totalanschauung. — Darum ist uns auch statt der Ewigkeit, welche das Attribut der absoluten Persönlichkeit ist, die Zeit oder die Successivität als das Attribut der That, wiewohl in Dimensionen zerfallen, übrig geblieben.

Zur Wiederherstellung des Verlorenen ist dem von Gott entfernten Menschen eine neue Präsenz Gottes in Aussicht gestellt, eine neue Offenbarung Gottes geworden. Diese Offenbarung erfüllt sich wesentlich dadurch, daß das Wort Gottes Mensch, Fleisch geworden und in dieser Erniedrigung wieder erschienen ist, wieder präsenter Gegenstand geworden ist, von welchem geschrieben steht: „Das da von Anfang war, das wir gehört haben, das wir gesehen haben mit unseren Augen, und unsere Hände betastet haben von dem Worte des Lebens, welches erschienen ist“, 1 Joh. 1, 1. und wovon zuvor geschrieben steht: „Wir sahen seine Herrlichkeit.“ Joh. 1, 14.

So offenbart sich auch wieder an der Offenbarung der wesentlichen Begriff menschlichen Erkennens; aber eben diese Of-

*) Es kann nicht fehlen, daß jede Versenkung des Herzens und des Gedankens in das unerschöpfliche Geheimniß der Genugthuung Altes und Neues hervorbringt, immer neue Früchte pflückt, neue Seiten entdeckt. So hat auch Ref. diesem Mittelpunkt des Christenthums, der That der Passion ein rechtsphilosophisches Studium gewidmet, und seiner Zeit zu literarischer Mittheilung geeignet erachtet. (Berthreute Blätter 2c. I. 468—494.) Aber je mehr er sich selbst damit beschäftigt hat, desto dankbarer ist er dem Verf. für die neue Auffassung durch die neue Auffassung, welche sich von der Anselmischen Lehre mehr in der Form, als in der Sache, zu entfernen scheint. — Wir glauben auch nur in der Form von dem Herrn Verf. abzuweichen, wenn wir vorläufig sagen: die Strafe ist als Einzel leiden ihrem innersten Begriffe, ihrem letzten Zwecke, der Gerechtigkeit, selbst nicht angemessen: sie kommt erst als Sühne, näher als Sympathie, zu ihrer Wahrheit und Wirksamkeit, zu ihrem Zwecke, die Vereinzelung, in welcher alle Sünde besteht, zu heben und zu heilen.

fenbarung erstreckt sich nicht auf das Weltganze, sondern zunächst nur auf das, was uns zunächst Noth thut, auf den innersten Keim der Wiederherstellung, aus welchem sich alles Übrige successiv reintegrirt, auf — den Heilsweg: sie gewährt mithin selbst nur stückweise Erkenntniß. Mit diesem Unterschiede in den Erkenntnismitteln ist aber auch, — so setzen wir sogleich hinzu, indem wir aus dem Schlußcapitel der Metaphysik, welches selbst schon ethischen Inhalts ist, zum Anhange übergehen, — hiemit ist zugleich der nächste Unterschied zwischen den schon genannten Erkenntnißweisen angedeutet. Er besteht darin, daß sich die Theologie auf den geöffneten Heilsweg beschränkt, während die Philosophie mit Hülfe der übrig gebliebenen Erkenntnisquellen ausschließlich oder doch hauptsächlich auf das Weltganze sich erstreckt, um es stückweise zu erkennen.

Dem Verf. stehen wirklich Theologie und Philosophie wie die beiden ethischen Sphären, wie Religion und Moral, einander gegenüber. Beide sind mithin wesentlich selbst ethischer Natur. Darum ist auch erst am Schlusse der Ethik dafür der geeignete Ort. Philosophie und Theologie haben zuerst einen verschiedenen Gegenstand, näher eine Verschiedenheit im Gegenstande. Denn „Philosophie ist die Erkenntniß Gottes, als des Welterschaffenden und -vollendenden, Theologie die Erkenntniß Gottes als des, der den Menschen an sich bindet, und jene hat zu ihrem Zwecke das menschliche Erkennen in ihm selbst, die Vollendung des Geschöpfes, die eben darin liegt, daß es selbst die Weisheit und Herrlichkeit des Schöpfers und seines Weltplans begreift, diese dagegen die Einigung des Menschen mit Gott, die Seligkeit, den Heilsweg.“ Zwischen beiden Wissenschaften ist „der Unterschied, absoluter Welterkenntniß und absoluter religiöser Erkenntniß“. Dieser Unterschied ist mithin in ewigen Beziehungen begründet. „Um deswillen sind aber Philosophie und Theologie durchaus nicht von einander geschiedene Wissenschaften“. Schon hieraus geht hervor, daß die vulgäre Unterscheidung zwischen Theologie und Philosophie nach der — hier natürlichen, dort übernatürlichen — Quelle wenigstens nicht durchweg anerkannt werden kann: sie könnte höchstens den Ausgangspunkt, oder einen Theil des Materials betreffen. Ist aber dieser Unterschied auf die Dauer in der Consequenz weiterer Entwicklung nicht haltbar, so würde hiemit auch der neuerdings exponirte anderweite Unterschied, als habe es die Theologie mit der Wirklichkeit, hingegen die Philosophie nur mit der Möglichkeit der objektiven Wahrheit zu thun, als beseitigt angesehen und um so bestimmter abgewiesen werden müssen, je mehr es zur Einsicht kommt, daß alle wirkliche Erkenntniß die wirkliche Präsenz ihres Gegenstandes und hiemit Erfahrung zur Voraussetzung hat, wodurch allein — synthetische Urtheile möglich werden. Wir gehen nur einen kleinen Schritt weiter, wenn wir jetzt hinzufügen: aller Apriorismus hat wesentlich den Empirismus zur Voraussetzung, oder vielmehr in sich. Aber hienach würde freilich der Unterschied zwischen beiden Gebieten, zuletzt auf die Methode, auf ein Mehr oder Weniger strenger Gliederung und stetiger Vermittel-

lung, oder auf den Unterschied — nicht zwischen Inhalt und Form, oder zwischen Material und Gefäß — zwischen Form und Form bei gleichem Inhalte sich reduciren. Auch der Verf. will die Philosophie nicht auf das von der Offenbarung nicht beleuchtete, oder doch nur aus der Ferne beleuchtete Gebiet beschränken: und geht nicht auch die Theologie, ihrem Lichte folgend, wenn es weiter leuchtet, wenn die Augen ausreichen, — geht nicht auch die Theologie über das unmittelbarste Gebiet hinaus? — Diesen weiteren Folgerungen bereitet der Verf. selbst den Weg, wenn er sagt: „Die Identität zwischen Philosophie und Theologie, bei der die notwendige Selbstständigkeit und Coordination beider bewahrt wird, kann nur darin bestehen, daß die Philosophie die Weltanschauung der Offenbarungslehre, als den lösenden Schlüssel in ihrem Bereiche versucht, und ihn nach ihren eigenen Gesetzen erprobt findet.“ Denn damit ist nicht ausgeschlossen, daß die Philosophie schon vor der bewußten Annahme des Schlüssels in und von der Lust der Offenbarung gelebt hat. — Wir wohnen darin, — Ethos! — So wird auch von dem Verf. mit Recht das Gesetz der Philosophie, „kein Vorhandenes zu ignoriren“, auch in Beziehung auf die Offenbarung anerkannt. Der Verf. besteht zwar darauf, daß die Philosophie schlechterdings keiner Norm außer ihr unterworfen werden darf. Hierbei könnte es aber noch dahin gestellt bleiben, inwiefern die Offenbarung mehr als die Vernunft außer der Philosophie liege, oder inwiefern die Vernunft dem philosophirenden Menschen näher angehöre, als die Offenbarung durch den Menschen. Jedenfalls fordert auch der christliche Philosoph, dessen Fußtapfen wir möglichst treu gefolgt sind, — daß die Offenbarung zwar nicht als Norm, noch als bloßes zu erklärendes Object, aber als erklärende Hypothese angenommen werde.

Hiermit schließt der Verf., indem er zugleich mit dem Extreme der Gegenwart, welche die Philosophie als die höhere Form über die Theologie stellt, auch das entgegengesetzte Extrem im Mittelalter, welches die Philosophie zur Magd der Theologie degradirt, abweist. Dagegen wird die Theologie als die erstgeborene Schwester anerkannt, welcher, so dürfen wir hinzufügen, die jüngere mit allen ihren unter der Pflege der älteren gewachsenen und geläuterten Kräften füglich als Magd dienen kann, ohne daß damit die Selbstständigkeit aufgehoben wird, welche durch den Dienst überall nicht negirt ist.

Unsererseits hätten wir wenigstens gegen beide Extreme, wovon eins die Philosophie überhebt, das andere sie degradirt, nichts einzuwenden, weil eben dadurch das Gleichgewicht wieder hergestellt wird. Darum würden wir weder der Theologie, noch der Philosophie zu nahe zu treten glauben, wenn die Philosophie einmal, weil sie nur die Form zum Inhalte ist, als Magd dient, und wenn sie dann zweitens, weil sie die durch den Inhalt zu ihrem wahren Begriffe erhobene Form ist, als die jüngere Schwester der älteren es auch wieder zuvorthut. Jedenfalls würde sich erst daran das Wechselverhältniß lebendig erweisen. Es ist wieder die That, wodurch sich der Rangstreit

der Fakultäten allein erlebigen kann. Und jede That verweist auf die Urthat. In diesem Sinne ist die That das Princip sowohl der Logik als der Theologie. Hiemit kommt das Pindarische Motto wieder zu seinem Rechte: *Θεός ὁ πάντα κείνων ποιοῖς*.

Hiemit schließen wir. Wenn unser Bericht über die Geistesarbeit des Freundes einerseits nicht eine äußere Wiederholung des gegebenen Stoffes, sondern eine innerliche und treue Reproduktion enthält, andererseits aber auch nicht genügen kann, den Inhalt vollständig darzulegen, so dürfen wir hoffen, daß durch Beides, durch das, was wir bringen, wie durch das, was fehlt, der Leser Mehrere vermocht werden, zu der Quelle selbst sich zu wenden, in welcher wir mit dem Verf. die Fundamente christlicher Philosophie und hiemit den wahren, nämlich den empirischen Apriorismus, auf welchem alle christliche Philosophie ruht, unbedenklich anerkennen.

E. F. G.

Zur Ordinationsformel.

Wie Uhllich jede neue bedeutendere Zeitererscheinung sogleich in das Bereich seiner Besprechungen zieht, und keine Gelegenheit vorbeiläßt, um die Sache seiner Partei vor Fürsten und Völkern zu führen, so ist ihm nun auch jetzt wieder die General-Synode, und vor Allem das von ihr entworfene neue Ordinationsformular eine Veranlassung geworden, seine und der protestantischen Freunde Angelegenheit aufs Neue in Erinnerung zu bringen. Seine Schrift führt den Titel: „Siebzehn Sätze in Bezug auf die Verpflichtungsformel protestantischer Geistlichen, ausgegangen von der Synode zu Berlin 1846, von Uhllich in Magdeburg. Wolfenbüttel, 1846. Wir haben hier eine Art von Ihesen; sind es auch nicht 95, so sind es doch 17; wie jene weiland gegen den Papst protestirt haben, so sollen diese, wie wenigstens Uhllich meint, gegen den neuen Papst in der Evangelischen Kirche sich erheben. Können wir den 17 Sätzen auch nicht im Entferntesten die Wichtigkeit beilegen, wie den 95, so wird es doch von Interesse seyn, sie kennen zu lernen, um daraus aufs Neue zu sehen, wie die Sache der Lichtfreunde steht, und was wir von ihnen zu hoffen und zu fürchten haben.

Die Sätze heißen so: 1. Die Synode hat in ihrer 37ten bis 39ten Sitzung, 4. — 10. August, den Entwurf eines Ordinationsformulars aufgestellt und mit 48 gegen 14 angenommen. Das kann folgenreich werden. 2. Eine neue Verpflichtungsformel in unserer Zeit aufzustellen, ist schwierig, denn sie soll die Aufgabe lösen, den verschiedensten Parteien zu genügen, seine zurückzuführen. 3. Die bisherige Verpflichtungsart der protestantischen Geistlichen im Preussischen Lande ließ die rationale Deutung zu, war aber zweideutig und somit unwürdig. 4. Es läßt sich in Frage stellen, ob in der Kirche Jesu eine Lehrverpflichtung überhaupt zulässig ist. 5. Eben so läßt sich die Frage nicht umgehen, wer in der Kirche Jesu eine Verpflichtungsformel aufzustellen berechtigt sey. 6. Jedenfalls muß eine neue Verpflichtungsformel klar, einfach, gerecht seyn. 7. Die Lehr-Commission stellte in der 18ten Sitzung ein Verpflichtungsformular auf, mit welchem sich die Parteien

einverstanden erklären konnten. 8. Dagegen mußten die Grundsätze, welche die Commission in ihrem Gutachten entwickelte, manchen Anstoß erregen. 9. Daraus hat die verstärkte Commission ein erneuertes und erweitertes Formular aufgestellt, welches den Rationalismus gradezu auszuschließen scheint. 10. Wenn die christliche Gerechtigkeit und die christliche Liebe überall die rechtgläubige Unduldsamkeit überwäge, so ließe sich wohl eine Lehrverpflichtung aufstellen, welche alle Richtungen befriedigte. 11. Es ist Pflicht, bei der Erörterung solcher Lebensfragen sich die zu Grunde liegenden Begriffe klar zu machen. Von Seiten des Rationalismus ist also vor Allem die Berechtigung der Vernunft in der Religion nachzuweisen. 12. Die Vernunft unserer Zeit begehrt im Gebiete der Religion Freiheit, Sittlichkeit, Liebe; über Alles Wahrheit. 13. Damit stimmen die Grundbegriffe des ursprünglichen Christenthums überein. 14. Der Fortschritt zur evangelischen Freiheit, der in der Verpflichtungsformel liegt, der überhaupt durch die Synode gethan ist, muß anerkannt werden. 15. Aber, wie auch das Verpflichtungsformular betrachtet werden möge, die Schuld der Zweideutigkeit und der Unbrüderlichkeit haftet an ihm. 16. Die Verpflichtungsformel der Synode öffnet allen Übeln in der Christenheit auch für die Zukunft die Pforte wieder. 17. Herr, dein Reich komme!

Sollen wir zuerst von dem allgemeinen Eindrucke sprechen, den die Schrift auf uns gemacht hat, so ist er insofern wenigstens ein günstiger, als sich darin eine größere Offenheit und Entschiedenheit ausspricht, als wir sie sonst bei Uhllich gewohnt sind. Nachdem er unter Nr. 14. versucht hat, die Art und Weise anzugeben, wie er doch allenfalls die Verpflichtung auf das neue Formular über sich nehmen könne, ohne seiner Überzeugung ganz untreu zu seyn, wie selbst die „anstößigste“ Stelle darin: „in Auslegung der Bibel fortzufahren in Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche als Zeugnissen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre“, eine ihm günstige Deutung zuließe, wie er nicht schlechthin auf die Einigkeit mit den Bekenntnissen verpflichtet werde, sondern nur, insofern sie Zeugnisse seyen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils, für die er auch zeugen wolle, so weit er sie aus der Schrift erkenne, wohn ihm ja die Bekenntnisschriften auch allein wiesen — nachdem er, sage ich, solche Deutung versucht hat, fährt er Nr. 15. fort: „Ich habe aber das in Nr. 14. Gesagte noch einmal gelesen, und — ich schäme mich, denn ich bin damit meiner Natur ganz und gar untreu geworden. Sie fordert das offene ehrliche Wort, an welchem gleich ein Jeder weiß, was er daran hat, und dort habe ich die Worte gedreht und gebeutet. Wenn ich in anderen Verhältnissen im bürgerlichen Leben so verfahren wollte, so würde ich's mir, und Andere würden's mir zur Schmach anrechnen. Und hier habe ich's gethan in einer Angelegenheit, die mit dem Heiligtum der Herzen und Gewissen unmittelbar zusammenhängt.“ Wir wollen nicht mit Uhllich über die Äußerung rechten: „ich bin damit meiner Natur ganz und gar untreu geworden“, wir wollen nicht an den Vorwurf der Zweideutigkeit erinnern, der grade ihm, Wislicenus gegenüber, so oft gemacht worden, nicht die Thatfache hervorheben,

daß die Leute, die Uhlich gehört und lange gehört, oft ganz verwundert gewesen sind, wenn sie nachher vernommen, wie es mit seinem Glauben eigentlich stehe, nicht frühere Behauptungen Uhlich's wieder in's Gedächtniß zurückerufen, daß er sein Amt einer Formel wegen nicht niederlegen werde: wir wollen uns nur freuen, daß er zu der Einsicht gekommen ist, rücksichtslose Offenheit und Ehrlichkeit thue vor Allem in dem heiligen Amte, in dem Dienste der Kirche Noth, daß er zugesteht, die Bekenntnisschriften der Kirche, wie das Formular, fordern den Glauben an die Gottheit Jesu, die Rechtfertigung im Paulinischen Sinne, und wenn er ehrlich seyn wolle, müsse er sagen, die Formel lasse nur Eine Deutung zu, und das sey nicht die feine. Es ist etwas Großes um die Wahrhaftigkeit, sie hat ihren Segen. Es ist der erste Schritt, daß das Gewissen aufgeweckt werde. Wenn nur erst alle Rationalisten recht klar erkennen wollten, daß ihr Glaube unvereinbar ist mit dem Glauben der Kirche, so würden sie auch mehr Noth haben um ihren Glauben, und diese Noth würde Viele zum eifrigeren Forschen nach der göttlichen Wahrheit und in's Gebet treiben, und der Herr würde sie die eine köstliche Perle finden lassen, um die sie dann die vermeintlichen Schätze ihrer früheren Menschenweisheit verkauft.

Die Stellung, welche Uhlich gegen das Ordinationsformular der Synode eingenommen hat, ist aber in Bezug auf das Urtheil über Letztere sehr wichtig, und zwar nach zwei Seiten hin. Die General-Synode ist ihrer Halbsheit wegen angeklagt worden, es ist sogar gesagt, daß ihre Beschlüsse in Ansehung der Lehre aus unchristlichem Sinne hervorgegangen seyen. Diese harten Vorwürfe scheinen aber durch Uhlich's Erklärungen widerlegt zu werden. Er sagt: „Zweiterlei ist ganz entschieden ausgesprochen: auf unbedingte Anerkennung der Bekenntnisschriften dringt man nicht mehr, wohl aber dringt man auf Anerkennung dessen, was die Bekenntnisse selbst als die Hauptsache aufstellen. Die Sache steht also weit schlimmer für uns, als bei der alten Verpflichtungsweise: „die Gemeinde in dem Worte Gottes, wie solches in der heiligen Schrift enthalten und in den Bekenntnisschriften wiederholt worden, zu unterrichten;“ denn da konnten die letzteren nur insofern gelten, als sie wirklich die evangelische Lehre („das Wort Gottes“), richtig darstellten. Jetzt sind sie im Ganzen bei Seite gestellt, aber was sie als die Hauptsache betrachten, das soll und muß ich auch als die Hauptsache ansehen und lehren. Was ich also oben (Nr. 14.) aus der Formel zu entwickeln versuchte, daß ich nämlich in Einigkeit mit den Bekenntnissen, als Zeugnissen, die Bibel auslegen, also eben so entschieden für die biblische Wahrheit (welche ich aber in vielen Stücken anders auffasse) zeugen wollte, als sie, diese Entwicklung schneidet mir die Synode selbst ab, so hat sie's mit ihrem Formular nicht gemeint.“ Und weiter sagt Uhlich: „Die Stellung des Rationalisten dem Verpflichtungsformular gegenüber ist also durch die Synode selbst mit voller Bestimmtheit bezeichnet. Entweder er bekehrt sich nun, oder er wird abgesetzt. Wenn er bereits im Amte ist, und die Regierung führt dies Formular ein, verschont ihn aber mit der neuen Verpflichtung, so steht er höchstens als ein Geduldeter da, der aber lediglich von der Gnade der Oberrn abhängt.“ Freilich lobt Uhlich Nr. 14. die Synode, daß sie „jener unbarmherzigen Rechtgläubigkeit, welche sich eher über alle Gerechtigkeit und alle Menschenliebe hinwegsetzt, als

daß sie eine einzige Satzung fassen ließe, nicht den Willen gethan, vielmehr versucht, gemessen und gewogen habe, wie man wohl verschiedenen Richtungen genug thun möchte“; allein er empfängt doch im Ganzen von ihr, und namentlich von ihrer Verpflichtungsformel den Eindruck, daß sie nicht allein auf allgemein christlichem, sondern auch auf dem Boden der Bekenntnisschriften stehe, und zwar in dem Maße, daß weder er noch irgend ein ehelicher Rationalist sich mit ihr einigen könne.^{*)} Das ist doch ein Zeugniß, daß die Beschlüsse der Synode nicht aus eigentlich unchristlichem Geiste hervorgegangen sind, und daß man ihr, zumal unter den gegebenen Verhältnissen, und bei dem gegenwärtigen Zustande der Kirche, die Anerkennung nicht versagen darf, daß sie danach gestrebt habe, die Interessen der Kirche wahrzunehmen. Die Synode hat wirklich mehr geleistet, als man bei der gegenwärtigen Lage der Dinge füglich erwarten konnte, und wenn man die Protokolle der Provinzial-Synoden ansieht, so muß man gestehen, daß sie in der gesammten kirchlichen Entwicklung der Gegenwart einen Schritt vorwärts gethan hat. Um gerecht, um nicht undankbar gegen Gott zu seyn, muß man dies anerkennen.

Damit aber ist nicht ausgeschlossen, daß man von allgemein kirchlichem Standpunkte aus ihr Verfahren doch im hohen Grade bedenklich finde. Die Synode hat mit Festhaltung des christlichen Principis vermitteln wollen. Auch den Eindruck empfängt von ihr Uhlich. Er ruft: „Wohl! begrüßen wir dieses Zugeständniß an die evangelische Freiheit mit Freuden! Nicht ein einziges altes Bekenntniß steht, nach dem Formular, noch als ein solches da, welches, wie es nun ist, Richtschnur für Glauben und Lehre wäre.“ Man sollte denken, dieses Triumphgeschrei müßte den christlich gesinnten Mitgliedern der Synode wie ein Stich durch's Herz gehen. Es müßte ihnen die Augen öffnen, wie höchst mißlich es um die so oft von ihnen wiederholte, wiewohl immer auf's Neue angefochtene Versicherung stehe, daß die Bekenntnisschriften der Kirche durch das Formular nicht festten und würden bei Seite gestellt werden! Wir trauen ihnen zu, daß sie dieselben nicht haben beseitigen wollen, wie sie sie auch nicht beseitigen werden, aber die Welt sieht's doch so an, und die Feinde der Kirche jubeln doch, daß sie in der Bekenntnistreue wankend geworden sind. Denn jene sind schon froh, wenn sie auch nur eines Fingers Breite gewonnen haben, sie kennen ja das menschliche Herz, und wissen nur zu gut, daß es matt und weich wird, wenn es einmal den sicheren, festen Standpunkt in dem Herrn und seinem Worte verloren hat. In dem gegenwärtigen Streite um die Bekenntnisschriften handelt es sich ja fürwahr nicht um einzelne veraltete Formen und Fassungen, sondern

^{*)} Daß man auf diese momentane Aufrichtigkeit eines Einzelnen nicht zu viel bauen dürfe, hat die Erfahrung bereits gezeigt. Uhlich ist bekanntlich auf einer Versammlung lichtfreundlicher Geistlichen mit seinem Widerspruch gegen das Ordinationsformular ganz durchgefallen. Von allen Seiten wurde erwidert, die Synode habe gethan, was für den Anfang irgend erwartet werden konnte. Anmerk. der Red.

wirklich um Glauben und Unglauben, um den Leib Christi, die Kirche. Darauf sollten die Gläubigen allein sehen, hier sollten sie daher keine Concessionen machen, und sollten bedenken, daß ihre Concessionen nur Concessionen an den Unglauben sind, und eben deshalb nur Versündigungen an dem Herrn, Versündigungen an den Brüdern, welchen sie durch ihre Standhaftigkeit aus dem Unglauben sollten heraushelfen, nun aber stürzen sie dieselben tiefer in diesen hinein! Und was hat die Synode nun damit gewonnen, daß sie ein so hohes edles Panier, wie das Apostolicum, den Feinden preisgegeben! Nichts Anderes, als daß sie ein Compliment für ihre halbe Freisinnigkeit von einem Uhlisch empfängt, dagegen aber beschuldigt wird (Nr. 15. 16.) der Zweideutigkeit und der Unbrüderlichkeit, und daß sie den alten Übeln in der Christenheit, der Heuchelei, der Verfolgungswuth, auch für die Zukunft wieder die Pforte öffne! Hier ist Lehre genug für den, der Lehre annehmen will. Wir kommen fürwahr nicht weiter mit Concessionen, wir kommen aber weiter mit Bekenntnistreue, denn diese hat die Verheißung, und mit wahrer Liebe und Barmherzigkeit, welche dem irrenden Bruder zwar nicht Recht gibt, aber ihn trägt und mit sanftmüthigen Geiste zurechthilft, an welcher Liebe und Geduld es freilich uns noch recht oft fehlt. Die Kirche mag auch Nachsicht haben mit ihren irrenden Kindern, mag an ihnen keine Bethätigung der Lehre, der Ermahnung, der Warnung, des Wartens und Harens sparen, ehe sie zum Auserstehen schreitet, aber sie soll diesen auch das Ziel nicht verrücken, den festen Halt nicht nehmen, das Licht der Wahrheit nicht trüben, sonst wird sie selbst Schaden leiden, und noch die schwere Verantwortung haben, daß sie ihre eigenen Kinder durch ihre Schwachheit verwahrloset habe. Uhlisch hat ganz Recht, wenn er sagt, eine neue Verpflichtungsformel in unserer Zeit aufzustellen sey schwierig, und der Versuch der Synode hat es hinlänglich bewiesen. Er hat nur Wenige befriedigt. Wir glaubten auch nicht, daß es in den Absichten der Synode liegen könne, eine neue Formel aufzustellen, weil sie wohl ermessen würde, wie wenig sie grade jetzt, in dieser Zeit der Gährung, allen Ansprüchen genügen werde; doch hat sie es gethan, und wir fürchten, der Zustand der Kirche ist dadurch nur schlimmer geworden. Gewiß wird die neue Formel nicht eingeführt werden, und doch hat das Ansehn der Bekenntnisschriften einen Stoß erhalten, der lange fortwirken wird. Doch brauchen wir darum nicht zu verzagen. Es ist ja nicht das Papier der Bekenntnisschriften, welches die Kirche hält, sondern der Geist, der in ihnen wehet, und so wahr wir glauben, daß dieser alle Tage sich kräftiger erweist in der Kirche, so wahr glauben wir auch, daß er immer mehr im Stande seyn werde, den Unglauben siegreich zu bekämpfen und auszuschließen.

Uhlisch freilich denkt anders. Es geht nichts über die

Zuversicht, mit der er behauptet, seine berechnete Rolle in der Kirche zu finden, wenn gleich ihn sein Gewissen überzeugt, daß er nicht in ihr bleiben könne, wenn sie mit ihrem Bekenntnisse Ernst mache. Das aber eben will er ihr wehren. Er stellt es überhaupt in Frage, ob eine Lehrerverpflichtung in der Kirche Jesu zulässig sey, das Evangelium enthalte keine fertige Lehre, nur Ideale stiehe da, und eine Verpflichtung helfe auch nichts; der anzustellende Geistliche sey entweder christlich gesinnt, dann bedürfe es für die Gemeinde keiner Verpflichtung, oder er sey unchristlich gesinnt und bleibe es, dann helfe der Gemeinde keine Verpflichtung. Nun gestehen wir freilich gern zu, daß mit der bloßen Verpflichtung bei weitem nicht alles gethan sey; die Erfahrung der letzten Zeit, Uhlisch's eigenes Beispiel zeigt es; er, wie alle seine Genossen, sind verpflichtet worden, doch predigen sie den Unglauben; ist der Geist nicht in der Kirche, der die Verpflichtung trägt und kräftigt, so hilft die letztere wenig. Gleichwohl kann die Kirche nie ohne Bekenntniß seyn, und ist nie ohne Bekenntniß gewesen, denn das ist nur eine Uhlische Ansicht, daß das Evangelium nichts als lustige Ideale hinstelle, und daß es keine bestimmte Lehre enthalte. So wahr die Kirche eine Gemeinschaft der Gläubigen ist, muß sie auch den in dem Evangelium enthaltenen Glauben gemeinsam bekennen; und sobald Abweichungen von diesem Bekenntniß in ihrer Mitte entstehen, wird sie und muß sie auch auf ihr Bekenntniß verpflichten. Der Trieb und die Pflicht der Selbsterhaltung fordert dies. Wenn die Kirche solche Verpflichtung vornimmt, ist sie darum, wie Uhlisch meint, noch keine juristische Anstalt; als die Gemeinschaft der Gläubigen erwartet sie, und muß sie erwarten von der Gewissenhaftigkeit ihrer vornehmsten Glieder, ihrer Lehrer, daß sie ihren heiligen Verpflichtungen nachkommen werden. Es beweiset nur den gänzlichen Verfall der Gemeinschaft, wenn äußerer Zwang eintreten müßte. Aber auch so bleibt das Bekenntniß, die Verpflichtung, noch immer eine Schranke, vielleicht auch ein Sporn für die Gewissenlosen, und wenn Uhlisch wiederholtlich sich so bitter darüber ausläßt, daß Symbolzwang nur Heuchelei wirke, so geben wir dies zwar zu, aber die Schuld liegt nicht an dem Symbol, sondern an den Menschen, und wie in allen abnormen Zuständen sich allerlei Übel zeigen, so kann es nicht befremden, daß auch in den jetzigen Zuständen der Kirche solche sichtbar werden. Die Wahl ist nur zwischen der gänzlichen Auflösung der Kirche, als einer Glaubensgemeinschaft, oder zeitweiliger Duldung der Heuchelei Einzelner.

Uhlisch weiß auch nicht, wer in der Kirche Jesu eine Verpflichtungsformel aufzustellen berechtigt sey. Er sagt, Synoden seyen nicht immer des heiligen Geistes voll gewesen, und das unbedingte Recht, die Lehrenfreiheit zu binden,

könne er nicht einmal einer freien Gemeindevertretung zugestehen, geschweige denn irgend einer Behörde. Man sieht, es fehlt Uhlisch ganz an dem Begriff der Kirche. Die Kirche, als die Gemeinschaft der Gläubigen, hat die Verheißung des heiligen Geistes empfangen, und der Geist ist es, der die Bekenntnisse macht, und ihnen Anerkennung verschafft. Es ist hier ein Bekenntniß vor den anderen, das Apostolicum und die Augustana sind vor Allen solche Erzeugnisse des Geistes, und darum haben sie auch allezeit das vollwichtige Zeugniß des Geistes bei sich gehabt. Wenn die Kirchenbehörde auf solche Bekenntnisse verpflichtet, stellt sie nicht eigenmächtig Verpflichtungsformeln auf, sondern sie sichert nur der Gemeinde ihr heiligstes Besitztum. In gewisser Beziehung müssen wir Uhlisch Recht geben, daß weder eine freie Gemeindevertretung, noch eine Kirchenbehörde das Recht habe, die Lehrfreiheit durch neue Formeln zu binden. Nur der heilige Geist kann es, und jene nur insoweit, als sie die Vollmacht des Geistes aufzuweisen haben. Das ist es eben, was unser Gefühl bei der neuen Ordinationsformel verlegt. Die alten Bekenntnisse, welche das Zeugniß des heiligen Geistes bei sich tragen, werden mehr oder weniger bei Seite gesetzt, eine neue Formel willkürlich aufgestellt, welche in Form und Inhalt nur zu deutlich das Gepräge menschlicher Erfindung an sich hat. Eine Verpflichtung auf eine solche Formel wird immer mehr oder weniger mit dem Schein der Willkühr behaftet seyn, und darum allseitigen Widerspruch erregen.

Uhlisch hat aber freilich am wenigsten Recht, diesen Widerspruch zu erheben, denn er selbst will nicht etwa die geistbewährten Bekenntnisse der Kirche, sondern, wenn er am Ende doch auch fühlt, daß es ohne Bekenntniß nicht ganz abgeht, will er auch willkürlich ein Bekenntniß nach seinem Sinne. Er gibt sogar ein solches versuchsweise. Seine Verpflichtungsformel lautet so: „Ich glaube an Jesum Christum, meinen Herrn und Meister, und will in dem wichtigen Amte, welches mir übertragen wird, unter Gottes Beistand mit allen Kräften an seinem Reiche bauen. Damit mich Jesu Geist immer mehr durchdringe, so will ich fleißig in der Bibel forschen; und die bisherigen Entwicklungen in der Kirche, namentlich was sie in ihren Bekenntnissen niedergelegt hat, gewissenhaft berücksichtigen. Insbesondere soll die Hingebung der Väter zur Zeit der Reformation an Jesum und sein Reich mein Vorbild seyn.“ Er meint bei dieser Gelegenheit, man könnte auch sagen: „ich glaube an Jesum, den Sohn Gottes“, denn daß er dies sey, glaube er eben so zuversichtlich, als das andere, daß Jesus unter uns Menschen gewesen sey, um uns zu lauter Söhnen und Töchtern Gottes zu machen, aber es sey besser, den Ausdruck „Sohn Gottes“ nicht in die allgemeine Formel zu setzen, weil sich grade an diesen Ausdruck sofort der Gedanke an die Dreieinigkeit knüpfen, sie also für Viele zweideutig machen würde. Es finde sich ja nicht einmal eine Spur in der Bibel, daß getauft worden wäre, wie doch Matth. 28, 19. siehe, auf den Na-

men des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dies ist wirklich stark. Also so viel Respekt vor dem ausdrücklichen Befehle ihres Herrn und Meisters traut Uhlisch den Aposteln nicht einmal zu, daß sie so getauft haben, wie er es bei seinem Abschiede von der Erde angeordnet? Man muß gesehen, weit genug ist bei solchen Exceptionen die Uhlische Verpflichtungsformel; wir haben geglaubt, die Deutsch-Katholiken hätten den christlichen Glauben schon genug beschnitten, hier aber ist mehr. Und doch, wenn Uhlisch völlig Ernst machte mit seinem Bekenntnisse, so würde er weiter kommen, als er sich geträumt hat, denn, wenn er gewissenhaft die alten Bekenntnisse berücksichtigte, und wenn er die Hingebung der Väter zur Zeit der Reformation an Jesum und sein Reich in der That und in der Wahrheit sein Vorbild seyn ließe, also eben so in der Schrift forschte, eben so glaubte, eben so betete und eben so kämpfte, wie sie, so würde er zuverlässig zu derselben Erkenntniß Jesu Christi gelangen, wie sie, und mit vollem Herzen in ihr Bekenntniß einstimmen, gleichwie die Rechtgläubigen.

Davon ist er aber freilich noch sehr fern. Seine Sätze 11—13 beweisen es genugsam. Da bekommen wir seine früheren Meinungen wieder zu hören. Er bleibt noch immer dabei, daß es eine allgemeine Vernunft gebe, welche der sichere Prüfstein für alle religiöse Wahrheit, auch für die sei, welche in der Bibel dargeboten werde. Es fällt ihm nun freilich ein, daß die doch auch wenigstens einen kleinen Antheil an dieser allgemeinen Vernunft beanspruchen möchten, die die Bibel nicht meistern, wie er, sondern sie annehmen, wie sie vorliegt; er ist sogar so nachsichtig, daß er selbst denen Vernunft nicht gänzlich abspricht, die an das Ausflauern des Teufels, an Bileams reitenden Esel glauben, aber er meint, man müsse solchen nur immer wieder und wieder zurufen: „Denke nach!“ denn dieses Wort habe eine gewaltige Macht in der Welt, und habe schon Manchen zurückgebracht. Uhlisch gibt uns nun auch gleich eine Probe, wie die allgemeine Vernunft opereire. Er sagt: „Ich trete an das Christenthum heran, und finde darin Dinge, die meiner Vernunft entsprechen, und solche, die ihr widersprechen. Ich sehe es schärfer an und frage die Geschichte, da werde ich inne, daß das Christenthum einfach in die Welt getreten ist, und daß die Menschen allmählig etwas Zusammengesetztes daraus gemacht haben. Ich halte mich an das Ursprüngliche. Darüber habe ich als Urkunde das Neue Testament, das enthält Lehre und Leben des Meisters, Lehrentwicklungen der Jünger. Es ist natürlich, daß der Meister mir mehr gilt, als die Jünger. Aber auch den Meister sehe und höre ich nicht selbst, sondern nur durch die berichtenden Jünger. Ich lese ihre Berichte mit prüfendem Blicke; es kommt mir vor, als hätten sie den Meister nicht immer richtig aufgefaßt und wiedergegeben. — — — Aber genug der Züge finde ich in den Berichten der redlichen Zeugen, Züge — — aus denen der Geist Jesu mich anwehet, der verheißene, und hilft mir, ihn zu verstehen; in einzelnen Stücken vielleicht besser, als ihn die Berichterstatter selbst verstanden.“ Wenn es nicht dastände, sollte man's kaum glauben. Das also sind die Operationen der allgemeinen Ver-

nunft, die zu Gericht sitzt über das Wort, das nicht vergehen soll, wenn auch Himmel und Erde vergehen: „**Es kommt mir so vor, es wehet mich an!**“ das bricht den Stab über die armen Apostel, das ist die Garantie, daß Uhlisch Christum besser erkennet, als sie. Wenn das nicht das loseste Spiel einer hochmüthigen Subjektivität, wenn das nicht bodenlose Schwärmerei ist, so weiß ich es nicht. Am allerwenigsten aber können wir in diesem Verfahren Vernunft erkennen. Die Vernunft ist eine edle Gabe Gottes. Uhlisch fordert selbst für ihren Gebrauch sittlichen Ernst. Er hat damit ein großes Wort ausgesprochen. Ja, sittlicher Ernst! Das ist aber kein sittlicher Ernst, wenn man so leichtsinnig hinsieht über große geschichtliche Erscheinungen, wenn man so verwegen und fest nach einem bloßen: „**Es kommt mir so vor,**“ aburtheilt über die Zeugnisse der Apostel, auf denen die Gemeinde erbauet ist, welche auch die Pforten der Hölle nicht überwinden sollen. Ja, sittlichen Ernst, den gebrauche nur Uhlisch, dann wird er gründlicher forschen in dem Worte des Lebens, fleißiger arbeiten mit den Mitteln, welche die Vorzeit und Jetztzeit in so reichem Maße zum Verständniß dieses Wortes darbietet, dann wird er sich selbst besser erkennen lernen, und wahrnehmen, daß seine Vernunft ein Irlicht ist, das nur ein rechtes Licht wird, wenn es von dem Lichte des göttlichen Wortes erleuchtet wird, und daß er ein armer Sünder ist, dem nur durch den Glauben an den Jesus geholfen werden kann, den die Apostel, den die ganze Schrift uns vormaltet. Er möge sich überzeugt halten, daß, wenn irgend Jemand zum wahren Glauben gekommen ist, dies nur durch erwachenden sittlichen Ernst geschehen ist. Wahren, lebendigen Glauben an Jesus, den Heiland der Sünder, kann kein Mensch haben, der nicht zuvor seine Sünden rechtschaffen erkannt hat, und seine Sünden kann keiner recht erkennen, wer sich nicht ernstlich Mühe gegeben hat, gottgefällig zu leben, denn nur der wird merken, wie viel ihm noch fehlt. Uhlisch läßt sich über das Erforderniß der Sittlichkeit noch weiter aus. Er meint Nr. 12, die Vernunft unserer Zeit begehre im Gebiete der Religion Freiheit, Sittlichkeit, Liebe; über alles Wahrheit. Ganz recht! Das ist auch unsere Meinung, nur ein wenig anders gefaßt, als es Uhlisch thut. Wir sind allen Ernstes der Meinung, daß es den protestantischen Freunden vor allem Anderen an einer ordentlichen Moral fehlt. Sie berufen sich freilich auf die Suppenanstalten, die sie gründen, auf die Luthersüßte, die sie in's Leben rufen, und die vielen Collekten, die sie sammeln. Aber, lassen wir einmal diese Thatfachen gelten, ohne sie weiter zu untersuchen; es ist ja bekannt, daß die Pharisäer auch sehr wohlthätige Leute waren, und die Moral taugte doch nichts bei all ihrer Wohlthätigkeit. Man braucht nur früher einmal auf solch einer Volksversammlung gewesen zu sein, wie sie Uhlisch hält, um gesehen zu haben, wie ihre Moral immer liebäugelte mit Fleisch und Welt und dem Geiste der Massen, wie hübsch Uhlisch alles immer auf dem breiten, bequemen Wege, der keinen Sünder eben incommodirte, zu halten

wußte, und mit welchem Zorn jedes entschiedene Wort zurückgewiesen wurde. Wir erinnern nur an die Knüttel, die Herrn v. Florencourt in Raumburg gezeigt wurden. Wir wollen hier nicht mehr in's Einzelne gehen. Aber wir könnten aus eigenster Erfahrung eine Menge Beispiele anführen, wo von Lichtfreunden, welche eben erst die Sittlichkeit gegen den Glauben mit hoher Emphase erhoben, die schlaffsten sittlichen Grundsätze geäußert und befolgt wurden. Wir sind darum ganz Uhlisch's Meinung: „**Nur Sittlichkeit!**“ Macht er Ernst damit, so kommen wir zuverlässig zusammen. Er wird dann der Welt und dem Volke nicht mehr so schmeicheln, wie er thut, sondern wie er selbst nun hat einsehen gelernt, daß es ihm so ziemlich an allem noch fehlt, sieht er solches auch an dem Volke, und wird dieses, wie sich selbst dem Sünderheiland zuführen. Volksschmeichelei ist die schwerste Sünde Uhlisch's, und wenn ihm einmal die Augen darüber werden aufgehen, so wird er sich entsetzen. Auf das Volk beruft er sich auch hier wieder, wenn er sagt, wie die Vernunft unserer Tage weiter Freiheit, Liebe und Wahrheit von der Religion verlange. Über die Freiheit will er zwar kein Wort mehr verlieren, er meint, „er werde sich etwas vergeben, wenn er Grundsätze noch rechtfertigen wolle, welche die Väter endlich, endlich als höheren Besitz des Menschengeschlechts errungen haben.“ Und doch ist eigentlich seine ganze Schrift nur abgefaßt, um sich und den Seinen diese Freiheit zu bewahren. Und am Schlusse seiner Schrift hält er eine sehr bewegliche Anrede an die Gewalthaber, daß diese Freiheit ihnen unverkümmert bleibe. Wir stimmen ja auch hier wieder von Herzen ein, daß äußere Gewalt mit dem Glauben unvereinbar ist, und es soll ja weder ein Prediger noch ein anderer Christ zum Glauben gezwungen werden. Wenn nun aber z. B. einer Mitglied einer Loge geworden wäre, und er finge auf einmal an, die Grundsätze der Loge zu tadeln, ihre Geseze auf's offenbarste zu übertreten, und die Vorgesetzten sagten ihm nun: „**Lieber Freund, das geht so nicht, entweder du fügst dich in die Ordnung, die hier besteht, oder du gehst deines Wegs,**“ der Mensch aber wollte antworten: „**Nein, ich habe eben so viel Recht, als ihr, in der Loge zu bleiben, es ist ein abscheulicher Zwang, den ihr ausübt!**“ würde nicht Jeder diesen Menschen fast für unsinnig halten? Nun aber sagt ja Uhlisch gradezu, eben das, was die Bekenntnisschriften der Kirche als Hauptsache ansehen, sei ihm nicht die Hauptsache, und aus der Bibel, welche der Kirche Grund und Leben ist, nimmt er sich ja auch nur heraus, was ihn anwehet als der Geist Jesu; kann einer denn seinen Zwiespalt, seine gänzliche Zerfallenheit mit der Kirche mehr kundgeben, als er? Und doch will er sich über Zwang beklagen, wenn die Kirche ihm sagt: „**Fern sei es von mir, dich zum Glauben zwingen zu wollen, aber du theilst nicht meine Grundsätze, du befolgst nicht meine Geseze, darum können wir in einem Hause zusammen nicht mehr bleiben.**“ Wir geben zwar zu, daß die Sache dadurch etwas schlimmer wird, daß unsere Kirche Staatskirche ist. Wir glauben auch, daß eine Staatskirche viel

vorsichtiger gehen, und viel gelinder verfahren muß, als eine freie Kirche. Aber Uhlisch möge doch billig sein. Wenn er an der Spitze des Kirchenregimentes stände, nicht wahr, er würde es für seine heiligste Pflicht halten, die Kirchenämter vornehmlich mit protestantischen Freunden zu besetzen, so gut, wie der Magistrat zu Magdeburg es für seine heiligste Pflicht gehalten hat, Uhlisch, und nicht Pistorius nach St. Catharinen zu berufen, und an St. Jacobi nicht den zweiten Prediger, ob er gleich zwanzig Jahre der Gemeinde redlich gedient, und mehrere Hundert Gemeindeglieder für ihn petitionirt haben, rücken zu lassen, weil er auch zu den Finsterlingen zu gehören scheint, dagegen an Reinhardt's Stelle Hildebrand von Halle zu setzen! Und er wollte es den Inhabern des Kirchenregimentes, welche die Überzeugung haben, daß sie die heiligen Güter der Kirche bei ihrer Seelen Seligkeit schützen und wahren müssen, verdenken, wenn sie auf jede schickliche Weise die Interessen dieser Kirche wahrnehmen? Aber diese Rücksichten weiß Uhlisch nicht zu würdigen. Er hat nur sich und die Seinigen im Auge, für die will er maßlose Freiheit; er will sich durch nichts hindern und binden lassen, und das nennt man Willkühr. Wehe uns, wenn wir wieder unter diese Herrschaft kämen! Uhlisch meint zwar, wir sollten ihn nur dulden, er wolle uns gern neben sich bestehen lassen. Es ist unmöglich, wie die Erfahrung auch zeigt. Wir sind durch das Wort Gottes gebunden, zu zeugen gegen den Unglauben, wir können nicht schweigen, wir müssen als die Unduldsamen erscheinen, und wir können eben darum nicht verlangen, daß die Lichtfreunde uns dulden, es ist unmöglich, und eine Illusion von Uhlisch, wie er davon überhaupt voll ist, wenn er denkt, es wird geschehen. In den vorigen Zeiten hat man es wohl erlebt, wie es den armen gläubigen Predigern ergangen ist, und man weiß auch, wie es in der Französischen Revolution die gemacht haben, die immer schrieten: Freiheit! Freiheit! Neben der Freiheit will Uhlisch auch Liebe. Wir stimmen wiederum ganz mit ihm überein. Ja, Liebe! „dabei wird Jedermann erkennen, daß ihr meine Jünger seyd, so ihr Liebe unter einander habt.“ Wo keine Liebe ist, da ist auch kein Glaube, da ist der Herr nicht. Aber, was ist das für eine Liebe, die Uhlisch fordert? Er sagt: „Dahin sind die Zeitgenossen gekommen, daß sie dasjenige nicht für Religion erkennen, was da entzweit, stattdessen zu versöhnen und zu verbinden. Unfrieden in die Familien werfen, Brüder von der Gemeinschaft ausschließen, einander schimpfen und verdammen, Bürger eines Landes an einander heßen, Völker gegen Völker entflammen, das nennen sie schlecht, wenn es auch mit gefalteten Händen und emporgehobenen Augen im Namen Gottes

verübt wird; gottlos, abscheulich nennen sie es, und thun Recht daran.“ Aber wie denn nun, wenn der Herr selbst sagt: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert und zu erregen den Menschen gegen seinen Vater und die Schnur wider die Schwieger und die Tochter wider die Mutter, wie, wenn der Herr verdammt, die nicht glauben, wenn er zu den Pharisäern spricht: „Ihr Schlangen, ihr Otterngezücht, wie wollt ihr der höllischen Verdamniß entinnen?“ wenn Paulus die Corinthier schilt, daß sie den Bruder nicht ausgeschloffen haben, wenn Gustav Adolph die säumigen evangelischen Fürsten und Völker zu entflammen sucht gegen ihre Widersacher — will Uhlisch, werden die Zeitgenossen alle das auch schlecht nennen und gottlos? Ach, wenn Uhlisch nur einen kleinen Begriff hätte von der wahren Liebe, von der Liebe, welche vor Allem Gottes Ehre, vor Allem der Brüder ewig Heil und Leben will, er würde so etwas nicht in die Welt hineinschreiben. Das Wesen der wahren Liebe ist ein unablässiger Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod, wie der, welchen wir sehen an dem fleckenlosen Bilde der wahren Liebe, das im Kampfe der Liebe am Kreuze endet; die wahre Liebe ist Tag und Nacht daran, sich und die Brüder von der Sünde loszukämpfen, deren Sold der Tod ist. Nicht anders, wie mit Uhlisch's Liebe, verhält es sich auch mit der Wahrheit, die er als Forderung der gesunden Vernunft an jede Religion stellt. Er meint, „nicht was die Kirche, nicht was die Bibel, nicht was irgend ein Mund sagt, sondern was wahr ist, was sich nach redlicher Prüfung als wahr bewährt — das soll gelten.“ Und was ist das am Ende, was sich nun Uhlisch als wahr bewährt? Das ist nichts Anderes, als was er der Kirche, dem Herrn, der Bibel entgegen als wahr setzt, die Religion der protestantischen Freunde. Aber da will ich doch lieber meinem Heiland, der mich mit seinem Blute erlöst, meiner Bibel, die mir Trost gewesen ist in tausend Nöthen und mich nie im Stiche gelassen hat, meiner Kirche, von der ich habe, was ich an wahren Gütern besitze, glauben, als Uhlisch und seinen Genossen, von denen ich nicht sehe, daß sie der Welt je wahrhaft Gutes erwiesen haben.

Die siebzehn Sätze, welche hier Uhlisch auf's Neue in die Welt gesandt hat, werden auch nicht allzuviel Gutes stiften, nach dem, was wir darüber mitgetheilt haben, wenn es nicht vielleicht das ist, daß er sich unverhohlener ausgesprochen hat, und man nun besser weiß, wie man mit ihm daran ist, auch die Verfasser des neuen Ordinationsformular vielleicht nun besser einsehen, daß sie durch ihre bedenklischen und traurigen Concessionen am Ende wenig ausgerichtet haben.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 2. December.

N^o 96.

Das apostolische Glaubensbekenntniß und das neue Ordinationsformular zur Verpflichtung der Geistlichen.

III.

Das Verhältniß des von der General-Synode vorgeschlagenen neuen Ordinationsformulars zu dem apostolischen Glaubensbekenntniß war uns deswegen so wichtig, weil wir in dem letzteren nicht bloß ein Bekenntniß, sondern das Bekenntniß, die Wurzel aller Bekenntnisse, das Band aller Kirchen, den Boden der Kirche selbst erkennen mußten. Darum knüpfte sich auch an dieses Verhältniß das eben so bedenkliche Verhältniß des neuen Formulars zu dem evangelischen Schriftprincipe. Jetzt muß auch noch das Verhältniß des Synodalentwurfs zu dem sogenannten materialen Principe der Evangelischen Kirche in Betrachtung kommen. Wir fühlen uns hiezu um so mehr verpflichtet, als grade darin der Vorschlag der General-Synode sein Centrum und seine Stärke setzt, ja hiemit in Einem Alles gegeben zu haben meint.

Eben darum haben einige Stimmen in der Synode auf die Schmalkaldischen Artikel, namentlich auf den Anfang des zweiten und dritten Theils sich berufen; und jetzt sucht man auch literarisch in dem Schmalkaldischen Bekenntnisse eine Präformation des Berliner Vorschlags nachzuweisen, wodurch dieser, wie man sich ausgedrückt hat, zum Voraus symbolisch geworden sey. Es kommt hiebei hauptsächlich auf die Ordnung und Unterordnung der Glaubensartikel, auf die Eintheilung und Behandlung der verschiedenen Lehrsätze im Schmalkaldischen Glaubensbekenntnisse an. Wir finden in dem letzteren drei Abtheilungen. In der ersten Abtheilung ist der allgemeine Christenglaube nach den ursprünglichen Symbolen der Einen, allgemeinen, heiligen Kirche öffentlich bekannt. Hievon heißt es dann: *De his articulis nulla est inter nos et adversarios controversia.* — „Diese Artikel sind in keinem Zank noch Streit, weil wir zu beiden Theilen dieselben bekennen; darum nicht von Nöthen, jetzt davon weiter zu handeln.“ — Hiemit ist vorerst der allgemeine Christenglaube, die Lösung der Kirche, — tessera —, über allen Zweifel, über allen Angriff erhaben erklärt. — In der zweiten Abtheilung folgen die Artikel, welche Christi Amt und Werk, oder die Erlösung betreffen: und hier handelt der erste Artikel von der Sünde und von der Vergebung, näher von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben absque operibus seu meritis propriis. Die Überschrift

lautet: *Hic primus et principalis articulus est.* == „Hier ist der erste und Hauptartikel.“ Und am Schluß dieses ersten Artikels wird hinzugefügt: *De hoc articulo cedere, aut aliquod contra illum largiri aut permittere nemo piorum potest, eliamsi coelum et terra et omnia corruant.* — *Et in hoc articulo sita sunt omnia.* — „Von diesem Artikel kann man nichts weichen oder nachgeben, es falle Himmel und Erden und was nicht bleiben will. Und auf diesem Artikel stehet Alles, das wir wider den Papst, Teufel und alle Welt lehren und leben.“ — In der dritten Abtheilung folgen demnächst fünfzehn Artikel, welche gegen einzelne Irrlehren, Mißverständnisse und Mißbräuche der Römischen Kirche gerichtet sind. Darüber steht: *De sequentibus articulis agere poterimus cum doctis et prudentibus viris, vel etiam inter nos ipsos.* — „Folgende Stücke oder Artikel mögen wir mit Gelehrten und Vernünftigen oder uns selbst handeln.“

Aus eben diesen symbolischen Erklärungen der Evangelisch-Lutherischen Kirche werden zwei Gründe zur Vertheidigung des neuen Ordinationsformulars abgeleitet: ja man hat, wir müssen es wiederholen, um es demnächst zu prüfen, — man hat in dem Schmalkaldischen Bekenntnisse nicht allein den Vorgang zum Berliner Ordinationsformular, sondern auch in diesem Vorgange „die Entscheidung der General-Synode schon präformirt und symbolisch geworden finden wollen, Abgleich der Anspruch auf eine symbolische Autorität des Ordinationsformulars gleichzeitig abgelehnt wird. Namentlich wird behauptet, daß hienach in den Schmalkaldischen Artikeln selbst bereits

1. eine Unterscheidung zwischen fundamentalen und weniger oder nicht fundamentalen Lehren, und insbesondere die Lehre von der Rechtfertigung einzig und allein als *primus et principalis articulus* anerkannt sey, und daß
2. in diesem Fundamentalartikel schon Alles *implicite* enthalten sey — *in hoc articulo sita sunt omnia* —, so daß auch hienach das Bekenntniß zu dem formalen und materialen Principe die übrigen wesentlichen Kirchenlehren als ihre nothwendige Consequenz in sich trage, woraus folge, daß ein besonnenes und aufrichtiges Ja zur Hauptfrage in der weiteren Entwicklung des darauf verpflichteten Subjekts nur zu immer innigerer Treue gegen die sämtlichen Kleinodien der Kirche führen könne, zunächst aber zu einem bescheidenen Verhalten dagegen Anleitung enthalte.

Es mag dahingestellt bleiben, ob in der General-Synode

die Minorität auf diese beiden Argumente so ausführlich geantwortet hat, wie sie verpflichtet gewesen wäre, wenn sie dazu Zeit und Gelegenheit gefunden. Jedenfalls sind grade hiedurch viele Stimmen der Majorität zugewendet und für das neue Formular gewonnen worden. Und darum glauben wir jetzt auch hierüber die weitere Erörterung eröffnen zu müssen, welche uns wiederum auf das apostolische Glaubensbekenntnis zurückführen wird. Wir wenden uns hiemit nicht allein an die einzelnen Vertreter obiger Argumentation, auch nicht allein an die Majorität der Synode, auch nicht allein an die Minorität, um etwa deren Waffen zu probiren und zu stärken, sondern an die General-Synode selbst in ihrer nun einmal faktisch gegebenen Composition und Confusion, welche, als ein treues Abbild der äußeren Kirche, nur durch rückhaltlose Offenheit und Ehrlichkeit, nur durch fortgehende innere Verarbeitung ihrer Aufgabe — mehr und mehr sich selbst zurechtstellen und — schließlich auseinandersehen kann.

Zu 1.

Wenn der Artikel von der Rechtfertigung in seinem Zusammenhange mit der Lehre von der Sünde und von der Gnade als der erste und vornehmste Artikel bezeichnet worden ist, so beschränkt sich diese Bezeichnung auf die Artikel des zweiten Theils, nämlich auf die damals streitigen, näher auf diejenigen Artikel, „so das Amt und Werk Jesu Christi oder unsere Erlösung betreffen“, qui officium et opus Jesu Christi, sive redemptionem nostram concernunt. Unter den Artikeln von dem Amte und Verdienste Christi ist hiernach die Rechtfertigungslehre die Hauptsache: es versteht sich aber von selbst, daß eben diese vorzüglichste Lehre in der zweiten Abtheilung die erste Abtheilung, zunächst die Lehre von der Person Christi, so wie diese wieder die Lehre von der Dreieinigkeit Gottes zu ihrer Voraussetzung hat. Wer kann das bestreiten?

Daraus folgt aber, daß zu dem ersten Artikel des zweiten Theils auch der ganze erste Theil unzertrennlich gehört. Gleichwohl überfieht das aus den Schmalkaldischen Artikeln entnommene Argument nichts mehr und nichts weniger, als — die ganze erste Abtheilung derselben, in welcher das apostolische Kirchenbekenntnis mit dem Athanasianischen und mit dem kleinen Katechismus zusammengefaßt wird, als über allen Zweifel erhaben und außer allem Streite.

Soll also wirklich und ernstlich das Ordinationsformular gegenwärtig den Schmalkaldischen Artikeln nachgebildet werden und als in ihnen schon präformirt sich ausweisen, so muß darin doch allerwenigstens das Grundbekenntnis allgemeiner Christenheit ungeschwächt und unverkümmert einbedungen seyn, so müßte eigentlich der gesamte kurze Inhalt der Prima Pars darin aufgenommen werden, „weil wir zu beiden Theilen solches bekennen“.

Wenn es hervorgehoben werden muß, daß der erste Artikel des zweiten Theils, weil er von der Rechtfertigung handelt, als der erste und vornehmste Artikel in diesem zweiten Theile be-

zeichnet wird, von dem man nicht weichen, noch irgend etwas ablassen darf, so ist doch gewiß auch die Überschrift des ersten Theils, de *summis articulis divinae Majestatis*, „von den höchsten Artikeln göttlicher Majestät“, in andächtige Erwägung zu ziehen. Diese höchsten Artikel sind es aber eben, welchen in dem Ordinationsformulare durch das lose Verhältniß zu dem Grundbekenntnis nicht genug geschehen ist.

Es muß hiernach in der That nicht wenig befremden, daß für das Ordinationsformular aus den Schmalkaldischen Artikeln ein Argument entnommen wird, welches sich bei näherer Prüfung sofort und augenscheinlich **dagegen** richtet. Man hält sich an den ersten Artikel der Secunda Pars, wiewohl man auch diesen nicht ganz aufgenommen hat, und an die Überschrift der Tertia Pars: aber wo bleibt denn Prima Pars? Steht denn diese nicht eben in den bezogenen Schmalkaldischen Artikeln voran? Geht denn nicht die Offenbarung göttlicher Majestät, als die Ursache, ihrer Wirkung, dem Einflusse auf die Menschen voraus? Oder gründet sich nicht etwa der erste und vornehmste Artikel des zweiten Theils auf den gesamten ersten Theil, so daß jener mit diesem steht und fällt, und in demselben Maße abgeschwächt und verkümmert wird, in welchem die im ersten Theile enthaltenen Voraussetzungen desselben zerstückelt oder zurückgestellt werden?

Wenn das Ordinationsformular den ungenährten Rock des ersten Theils der Schmalkaldischen Artikel zerschneidet, so ist wirklich auch, wenn gleich wider die Absicht, der erste Artikel des zweiten Theils abgeschwächt, auf welchen gleichwohl mit vollem Rechte der Nachdruck gelegt wird: er ist aus der Ordnung, aus der Stellung, aus dem Zusammenhange, aus dem Organismus gerissen, wodurch er in dem Schmalkaldischen Bekenntnisse seine volle, immanente Kraft erhält. Ja, wir müssen hinzufügen, daß auch der dritte Theil der Schmalkaldischen Artikel doch gar zu leicht nach der Überschrift abgeschägt wird. Die Überschrift wird so gedeutet, als wenn die nachfolgenden Artikel sämtlich noch in Frage gestellt werden könnten. Gleichwohl heißt es sogleich beim ersten Artikel der Tertia Pars: „Hier müssen wir bekennen, wie St. Paulus Röm. am 5. sagt.“ Der Leser möge nur dort selbst weiter lesen.

Soll es uns nun nicht wundern, daß man sich gleichwohl auf die Schmalkaldischen Artikel beruft, die so mächtig gegen das neue Ordinationsformular zeugen?

Aber der berührte Zusammenhang der Rechtfertigungslehre mit dem ersten Kirchenbekenntnisse, welches mittelst des Athanasianischen allerdings recht eigentlich den Übergang zur evangelischen Lehre bildet, — dieser Zusammenhang führt uns zu 2.

zu dem zweiten Argumente, welches auf demselben Grundsatz beruht, den wir so eben anerkannt haben. Es fragt sich nur, ob auch die daraus gezogene Folgerung anerkannt werden darf. Man sagt nämlich, daß mit dem einen Artikel von der Rechtfertigung **Alles** gegeben sey. Wer diesen bekennet, so sagen sie, der kann auch nicht läugnen, was daraus folgt: der muß

sich, wenn auch nicht alsbald, doch im Laufe seiner Amtsführung und weiteren Entwicklung von dieser Consequenz überführen und überzeugen lassen.

Hiebei ist zunächst auf die Schmalkaldischen Artikel Bezug genommen, welche indessen nur sagen: In hoc articulo (de justificatione) sita sunt et consistunt *omnia*, quae contra Papam, diabolum et universum mundum in vita nostra docemus, testamur et agimus. — „Auf diesem Artikel von der Rechtfertigung steht **Alles**, das wir wider Papst, Teufel und alle Welt lehren, zeugen und leben.“

Aber wir wollen demungeachtet ohne Unterschied Alles einschließen, was die Schmalkaldischen Artikel nicht allein gegen den Papst, sondern auch mit der Römischen Kirche — *utrinque* — bekant haben. In der ersteren Beziehung hätten wir aber auch nun wenigstens jenen Hauptartikel in seiner vollen energischen Integrität und Schärfe, wie er zu Schmalkalden bekant worden ist, ohne allen Abzug erwarten mögen: wenn Alles darauf ankommt, so wäre doch eben hier nichts abzulassen gewesen; doch davon ist schon gehandelt worden. In der zweiten Beziehung haben wir den Zusammenhang der Rechtfertigungslehre, wenn sie nur selbst nicht verändert wird, mit den alten Kirchenbekenntnissen, als den Voraussetzungen, und mit allen evangelischen Lehrsätzen, als den Folgen, auch unsererseits behauptet. Warum sollen also, so sagt man, alle diese einzelnen Kleinodien einzeln aufgezählt und vorgehalten werden? Folgen sie denn nicht von selbst aus dem materiellen Principe?

Wir könnten dagegen fragen: Warum sollen sie nicht von dem Geistlichen feierlich bekant werden, da sie doch der Gemeinde sonntäglich vorgehalten werden? Und warum werden dennoch einzelne wirklich vorgehalten, und andere fortgelassen? Wo ist die Wage zu finden, um das Wichtigere und Minderwichtige abzuwägen? Was berechtigt uns, den Rathschluß Gottes in Stücke zu zertheilen, um einige als minder wichtig zurückzulegen?

Aber wir sind zuerst gefragt worden, wir wollen auch zuerst antworten. Wäre nicht schon die Ablegung des apostolischen Bekenntnisses von Seiten des Geistlichen bei der Ordination im Gebrauche, wofür wir nicht dankbar genug seyn können, so würden wir eine wörtliche Wiederholung aller einzelnen zwölf Sätze auch nicht für unumgänglich nothwendig halten. Aber für wen sind sie wohl zu lang? Sie sind so kurz, daß zur Wiederholung die Zeit nicht zu theuer ist, sie sind so gewaltig und majestätisch, daß sie dazu von selbst jeden Geistlichen auffordern. Doch wir wollen nicht mehr verlangen, als die Schmalkaldischen Artikel, welche die Präformation unserer gegenwärtigen Reformation enthalten sollen, in ihrem ersten Theile wiederholen, wenn nur dann die Geistlichen mit den Schmalkaldischen Confessoren statt des Einzelnen im Allgemeinen bekennen, sicut de his summis articulis divinae Majestatis Symbolum Apostolicum, et Athanasianum, et Catechismus noster *puerilis*, nos edocent: — „wie das aposto-

lische und Athanasianische Symbolum und — der gemeine Kinderkatechismus lehret.“ Es mag genug seyn, wenn sie nur mit den Männern in Schmalkalden aufrichtig sagen wollen: de his articulis nulla est inter nos controversia, cum illos utrinque constiteamur, quamobrem non est necesse, ut pluribus jam de illis agamus. — „Darüber ist kein Streit noch Zank unter uns, da wir von beiden Seiten dasselbige bekennen; darum nicht von Nothen, jezt davon weiter zu handeln.“

Aber ist das wirklich die Meinung und der Sinn des neuen Ordinationsformulars? Folgt es wirklich seinem Schmalkaldischen Vorbilde? Hat man darum aus dem ersten Theile der Schmalkaldischen Artikel so Vieles fortgelassen, weil darüber jezt kein Streit ist, weil es sich von selbst versteht und von selbst folgt? hat man es darum nicht für nöthig erachtet, darüber ausführlicher zu seyn, — pluribus de illis agere, — weil es schon die Knaben im Katechismus ohne Widerrede gelernt haben?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Königsberg. Kaum ist das Publikum von der Ronge-Veräuschung ernüchert, so fällt es in einen Schwindel, der um den Namen Rupp sich dreht und es mit großen Täuschungen umnebelt. Von Anfang an ist es in dieser Sache mystificirt worden. Daß ein scheinbar nur gegen die ersten Worte des Athanasianischen Symbols gerichteter Angriff einen Sturm gegen alle Bekenntnisse der christlichen Kirche hinter sich barg, wurde, wie sehr dies auch am Anfange der Untersuchung noch verdeckt gehalten ward, doch bald nach dem Schlusse derselben männiglich offenbar; denn gleich nach seiner Dienstentlassung trat Herr Rupp, obwohl er fortwährend noch Divisionsprediger in der Landestirche zu seyn und reformirter Hofprediger zu werden prätenbirte, doch an die Spitze einer neuen, von der bestehenden Kirche völlig separirten Sekte, welche alle christlichen Bekenntnisse von Grund aus verwarf. Keine vollkommener Rechtfertigung hätte das Erkenntniß einer Behörde finden können, als jene Apostasie von Allem, was bis dahin christliche Kirche geheissen in dem merkwürdigen Statut, welches Herr Rupp am 19. Januar dieses Jahres als Grundgesetz seiner Genossenschaft mit ihr unterzeichnet hat. Ein einziger Blick auf dieses Statut, welches keinen anderen Glauben als den an die Einheit Gottes bekant, genügt zum urkundlichen Beweise, daß jene glaubens- und bekennnißlose Gemeinschaft mit der christlichen und insbesondere mit der Evangelisch-christlichen Kirche nichts als nur den willkürlich noch usurpirten Namen gemein hat; und selbst diesen Namen, ja den Christennamen überhaupt — wie das Vorwort zu dem jüngst erschienenen Rupp'schen Erbauungsbuch beweist — achtet man nicht mehr in der freien Gemeinde, sondern führt ihn abschäßig auf beschränktes Vorurtheil zurück. Daß man nun demunerachtet sich beeifert, diese Sekte, auch noch ehe sie irgend eine Gestalt gewonnen, noch ehe sie auch nur über die Taufe zu irgend einer Einigung mit sich selbst gekommen, die Mitgliedschaft der Evangelischen Kirche zu vindiciren, ist eine große Verhöhnung unserer Kirche, und würde, wenn es Anerkennung fände, ihr vor allen christlichen Confessionen Europas eine Schmach der Preisgebung allen christ-

lichen Bekenntnisses bereiten, die unendlich mehr in ihrem Inneren niederlief, als alle Gustav-Adolphsvereine je äußerlich zu bauen vermöchten.

Gewiß manche einfache Leute, und manche einfältige Pfarrer, die jetzt im Lande mit den Satelliten des Rationalismus vulgivagus gegen die Evangelische Kirche stimmen und sich der Sünden derer theilhaftig machen, welche ihr Bekenntniß niedertreten, wissen nicht, was sie thun, und weil sie überhaupt gewohnt sind, Versicherungen für Gründe zu halten, so meinen sie auch, Rupp müsse als evangelischer Christ gelten, weil er es ja behaupte. Sie bedenken dabei nicht, daß die Statuten des Gustav-Adolphsvereins, um sich an ihm zu theilhaben, von allen nicht zu den bestehenden Landeskirchen gehörenden Gemeinden einen „glaubhaften Nachweis“ ihrer Übereinstimmung mit der Evangelischen Kirche fordern; sie übersehen, daß Rupp diesen Nachweis nicht nur nicht geben kann, sondern daß er auch die öffentlichsten und unumwundensten Beweise seiner Nichtübereinstimmung mit derselben gegeben hat, und vergessen, daß, wie keine auch noch so großen Majoritätsbeschlüsse eine faktische Wahrheit ändern können, sie auch ganz unvernünftig sind, offenbare Gegenbeweise in glaubhafte Nachweise umzuwandeln. Andere dagegen wissen das alles wohl; sie thun aber, als wüßten sie es nicht, weil sie es nicht wollen, weil sie eben das Gegentheil der Wahrheit wollen. Daher ignorirt man denn, was offen vor Augen liegt und was Rupp gar nicht ignorirt haben will, nämlich seinen Eintritt zu einer neuen Sekte, ignorirt, daß diese Sekte keineswegs etwa nur die Verfassung der Landeskirche verwirft, die in anderen Ländern anders ist, sondern vielmehr gerade das, was allen Evangelischen Kirchen gemeinsam ist, nämlich ihr Bekenntniß, und mit dieser wissenschaftlichen Unwissenheit behauptet man denn und beweist's blindlings durch Stimmzahl, daß er ein evangelischer Christ sey auch ohne allen Nachweis einer Berechtigung. Kein Widerspruch dagegen darf aufkommen. Während die in der Provinz am meisten verbreitete Hartung'sche Zeitung allen Artikeln für Rupp willig ihre Spalten öffnet, nimmt sie Gegenartikel nicht einmal als Inserate auf. Folgenden beiden hat sie keinen Raum gewähren können:

Die Fundamentalartikel oder Hauptgrundsätze, wozu die freie (aus 116 Personen bestehende) Gemeinde hieselbst laut ihrer feierlichen Erklärung vom 19. Januar c. („vor Gott, der Obrigkeit und ihren Mitbürgern nach reiflicher und ernstlicher Prüfung ihres Gewissens unter Lossagung von der Evangelischen Landeskirche so wie von ihren Behörden“) sich bekennt, sind folgende: „Sie erkennt die heilige Schrift als Grundlage ihres Glaubens an die Einheit Gottes an; sie findet in derselben die höchsten sittlichen Normen für ihr Verhältnis zu ihren Nebenmenschen [zu Gott also nicht]; sie verwirft bei Erforschung der in der Schrift enthaltenen Wahrheit den Zwang eines jeden Symbols oder sonstiger Autorität und legt dabei das fortschreitende sittliche und vernunftmäßige Bewußtseyn der Gemeinde zum Grunde; sie behält Taufe und Abendmahl bei.“ Wenn hiernach diese Gemeinde keinen anderen gemeinsamen Glaubensartikel hat als den allen Juden, Türken und Christen gemeinsamen an die Einheit Gottes und zu keiner anderen dem Christenthume eigenthümlichen Lehre mit der christlichen Kirche sich bekennt, auch die heilige Schrift außer für jene schon im ersten Gebot gesegnete Eigenschaft Gottes, sonst für keinen anderen Artikel als Grund ihres Glaubens anerkennt und möglicherweise selbst jenen Rest noch im

fortschreitenden Bewußtseyn beseitigt, wenn sie ferner Taufe und Abendmahl nur als völlig unbestimmte menschliche Ceremonien beibehält, so kann einer solchen Gemeinde ohne christliches Bekenntniß der Charakter einer evangelischen nur von denen beigelegt werden, die keinen Begriff davon haben, was Evangelium und Evangelisch=christliche Kirche ist. Keine selbstbeliebige Versicherung kann offenbare Unwahrheit zur Wahrheit machen.

Während man von gewissen Seiten her sich beeifert, den Anhängern der freien Gemeinden den Namen evangelischer Christen auch ohne „glaubhaften Nachweis“ desselben, d. h. ohne evangelisches Bekenntniß, zuzuerkennen, fangen Vorführer jener Gemeinden schon an, von dem Christennamen überhaupt sich loszusagen. In der Berliner Allg. R. Z. Nr. 83. sagt ein Mitglied der Wislicenus'schen Gemeinde aus Halle am 12. Oktober: „Insofern Christenthum und Kirchenthum zusammenfallen, will diese Gemeinde nicht christlich seyn. Sie sagt in ihren Grundfätzen: wir wollen keine abgeschlossene kirchliche Confession, sondern eine freie menschliche Gesellschaft. Sie zählt sogar bereits zwei Juden zu ihren Mitgliedern, von denen sie die Taufe nicht verlangt, so wenig als ein speziell christliches Bekenntniß. Etwas Anderes wäre es freilich, wenn man unter Christenthum die Übereinstimmung mit dem Geist Jesu, mit den ewigen Ideen, die er vertreten, verstünde. Dann würde wohl die Gemeinde die Christlichkeit für sich in Anspruch nehmen. Indes die Gemeinde wird um den Namen schwerlich hadern. Sie will sich ja mit der reinen (?) Menschlichkeit begnügen.“

Übereinstimmend hiemit erklärt das Vorwort zu dem Erbauungsbuch für freie Gemeinden von Dr. Rupp, „daß Christenthum Humanitätsglaube sey und daß die Anhänger Jesu von Nazareth sich den Nationalvorurtheilen des Alten Testaments hingaben, als sie sich den Namen Christen, mit dem man sie zuerst in Antiochien bezeichnete (Apostelgesch. 11, 26.), gefallen ließen.“ Wenn es also schon als ein beschränktes jüdisches Vorurtheil gilt, sich den allgemeinen Namen Christen auch nur gefallen zu lassen, wie viel grundloser und wunderlicher ist es, auf den noch engeren Namen evangelischer Christen einen Werth zu legen, oder gar einen Anspruch darauf zu gründen. Welche Zudringlichkeit daher, einem evangelisch=kirchlichen Vereine eine Mitgliedschaft aufzuerhängen, die, wenn sie nicht als unwahr zurückgewiesen wird, dem Vereine selbst seinen evangelisch=kirchlichen Charakter nimmt, und in einen Humanitätsverein oder eine Propaganda des freien Geistes ihn umwandelt, d. h. auflöst.

Aus dem allen geht wohl faßsam hervor, daß die hiesige freie oder lose Gemeinde nur wie *lucius a non lucendo* eine evangelische genannt werden kann, und diesen Namen nur, *ubi non lucet*, behaupten kann, weil im Dunkeln gut munkeln ist. Erwägt man dabei zugleich die klägliche Geschichte des hiesigen Gustav-Adolphsvereins, wie sie in der jüngst erschienenen Schrift des Professor E. Meyer: „Dr. Rupp und der Gustav-Adolphsverein“ sich darstellt und insbesondere die darin statgefundenen Minoritätswahlen zu Vorsitzenden und Abgeordneten, so kann es nur ein sehr schmerzliches Bedauern erwecken, die Majorität des protestantischen Deutschland, wie in der Rongeschen, so in der Rupp'schen Sache abermals vor den Katholiken sich lächerlich machen zu sehen.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 5. December.

N. 97.

Das apostolische Glaubensbekenntniß und das neue Ordinationsformular zur Verpflichtung der Geistlichen.

(Schluß.)

Wir zweifeln nicht, daß die Verfasser und Anhänger des Formulars auf diese Gewissensfrage ehrlich und offen antworten werden: Nein, so weit geht die Analogie des Berliner Bekenntnisses für Geistliche mit dem Schmalkaldischen nicht; das Apostolicum ist nicht darum verkürzt worden, weil das Fortgelassene außer Streit sey, die Stellung des Geistlichen zu den Symbolen ist nicht darum so locker gemacht worden, weil ihr Inhalt sich von selbst versteht und aus dem Principe von selbst folgt, — sondern im Gegentheil darum, weil der Inhalt so gar schwer ist, und in unserer Zeit so verdächtig wird, daß man angehenden Geistlichen nicht mehr als den guten Willen, sich damit mehr und mehr zu befreunden, zumuthen kann. Aber, so antworten wir, wie stimmt dieses Verfahren mit den Schmalkaldischen Artikeln? Diese wollen über die Artikel des allgemeinen christlichen Glaubens um deswillen jetzt nicht weitläufig handeln, weil darüber kein Theil im Zweifel sich befindet, vielmehr alle Parteien einstimmig sind. Folgt nicht hieraus, daß umgekehrt jetzt, wo darüber Streit erhoben, dagegen Zweifel erregt ist, nur deso ausführlicher davon gehandelt werden muß? Gleichwohl ist das Berliner Ordinationsformular gerade um des Streit willen um so kürzer und karger und schweigsamer über die Streitpunkte. Doch wir brauchen nicht weitläufiger zu seyn, denn es ist kaum zu erwarten, daß nach dem Gesagten noch irgend Jemand in dem Berliner Bekenntnisse eine Nachbildung des Schmalkaldischen anerkennen könnte. Der Gegensatz ist zu scharf, als daß eine solche Analogie noch ferner behauptet werden könnte.

Dagegen haben wir jetzt noch auf ein Glied der in's Vorhergegangenen Argumente zu antworten. Unsere Gegner sagen: Insofern weicht freilich unser Verfahren von der Confession in Schmalkalden ab, als wir nicht alles das an die Spitze stellen, was damals als unbefritten und unbefreitbar vorausgesetzt werden konnte. Waren jene Bekenner über die Grundartikel kurz, weil sie damals nicht angefochten waren, so lehrt die Vorsicht, so sagt man, jetzt über die angefochtenen und bestrittenen noch kürzer zu seyn. Können wir sie mithin nicht voraussetzen, nicht vorausbedingen, können wir sie doch Jedem für seine Zukunft als sein Ziel, als die Consequenz des Fundaments in Aussicht stellen. Darum muß es jetzt genügen, so fährt man fort, das Fundament der Evangelischen Kirche als ihre Bedingung festzuhalten und im Vertrauen darauf das Weitere der

weiteren Entwicklung zu überlassen. Dies ist die letzte Seite des in Frage gestellten Arguments.

Wir antworten darauf für jetzt nur dieses, daß das Fundament der Evangelischen Kirche jetzt eben so gut als alle damit zusammenhängenden Lehren in Zweifel gezogen wird. Wir müssen ferner wiederholen, daß dieses Fundament selbst schlechterdings nicht festgehalten werden kann, wenn das apostolische Kirchenbekenntniß nicht mit dazu gerechnet wird: wir müssen noch einmal erinnern, daß überhaupt keine Lehre ohne die andere feststeht.

Es ist wahr: wenn wir in die zwiespältige Zeit hinaussehen und auf alle ihre Fluctuationen Rücksicht nehmen, so kann uns wohl bange werden, daß wir verzagen möchten, und darüber zu menschlicher Vorsicht uns entschließen. Sehen wir aber von der Welt ab, wie sich's gebührt, und in die Kirche hinein, so wird uns der Zweifel in der Welt nicht irre machen; denn in der Kirche steht — die Gottheit Christi, welche das Formular verschweigt, so fest als dieses, daß Er Gottes eingeborener Sohn ist; die unbefleckte Empfängniß vom heiligen Geiste und Geburt von der Jungfrau so fest, als die Menschwerdung des Sohnes; und die Niebelfahrt und Himmelfahrt steht so unerschütterlich fest, als die Auferstehung; und die Auferstehung des Fleisches, wir wiederholen das unveräußerliche und unveränderliche Wort, die Auferstehung des Fleisches, nämlich die Verklärung, Wiedervereinigung und Erhebung des Fleisches zur Leiblichkeit steht eben so gewiß fest, als das ewige Leben. Wie sollten wir nun von allen diesen organisch zusammenhängenden, aus Einer Urquelle hervorstömenden grandiosen und majestätischen Thatfachen auch nur ein Titeltchen zurückstellen dürfen? Wie ist es möglich, davon eben den Lehrer zu dispensiren, welcher zur Verkündigung eben dieser Lehre bestimmt ist, und bis zu seiner etwanigen Weiterbildung einstweilen in der Liturgie einen genügenden Ersatz für die Predigt zu suchen? In solcher angeblichen Gewissensschonung können wir weder die rechte Liebe zu dem Geistlichen erkennen, der dadurch in seiner Saltheit bekräftigt wird, noch ein gutes Gewissen gegen die Kirche und ihre Glieder, gegen die Herde und ihre Schafe.

Noch Eins! Wenn man einen Geistlichen von bestrittenen Glaubenswahrheiten einstweilen freigeben kann, weil sie aus dem, was er noch bekennen kann, consequenterweise folgen, so wird man auch einen angehenden Beamten, welcher die Gültigkeit der bestehenden Verfassung und Gesetzgebung bestrittet, einstweilen davon dispensiren können, wenn er sich nur auf das vierte Gebot verpflichten läßt, woraus wirklich Treue und Gehorsam gegen die Obrigkeit folgt.

Wir schließen für jetzt mit den Schmalkaldischen Artikeln, welche uns durch diese ganze Erörterung begleitet haben, indem

wir an den zehnten Artikel der dritten Abtheilung erinnern, wo es heißt: *Ad hoc officium concionandi, docendi et baptizandi et Coenam ministrandi idoneos ipsi ordinare debemus et volumus.* „Zu solchem Amte der Predigt und der Lehre und der Sakramentsverwaltung und zu jeglichem Dienste an der Kirche wollen und sollen wir selbst tüchtige Personen ordiniren.“

Nachrichten.

Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Nachtrag zum ersten Berichte.

In dem ersten Berichte ist einer Eingabe an den Fürsten wegen der Versammlungen Erwähnung gethan, von welcher uns eine Abschrift zu Gesicht gekommen ist. Da nun mittlerweile den Bittstellern aus Fürstl. Regierung auch eine Antwort ertheilt worden, so bringen wir hienmit beide Aktenstücke zur öffentlichen Kunde. Die Eingabe an den Fürsten lautet:

Durchlauchtigster Fürst!

Gnädigster Fürst und Landesvater!

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht hohes Regierungs-Collegium hat unterm 19. November 1844, Reg.-Blatt Nr. 48., eine Polizei-Verfügung ergehen lassen, durch welche denjenigen von Hochbero Unterthanen, welchen es ein Herzensbedürfnis ist, außer den sonntäglichen Versammlungen in den Gotteshäusern, bisweilen noch besonders, in engeren Kreisen, mit Freunden und Verwandten zur Erbauung aus Gottes Wort zusammen zu seyn, eine im höchsten Grade bewundernde Schranke in den Weg gestellt wird. Die Kirchen-Ordnung unseres Landes erlaubt, ohne alle Beschränkung der Zeit, „christlichen Nachbarn und Freunden nicht allein am Tage des Herrn, sondern auch sonst zusammenzukommen, Gottes Wort mit einander zu lesen, die Predigten zu wiederholen, und sich allerwege unter einander in ihrem Christenthume zu erbauen und aufzumuntern“; nur setzt sie fest, „daß dieses mit keiner Versäum-, Veracht- oder Hintansetzung des öffentlichen Gottesdienstes geschehe“, auch sollen „keine besondere verdächtige Conventicula zugelassen seyn“. In der angeführten hohen Verfügung heißt es aber nun: „Wenn gleich die R. D. von 1684 den Begriff der verdächtigen Conventikel nicht näher bestimmt hat, so müssen doch jedenfalls diejenigen religiösen Zusammenkünfte dahin gerechnet werden, welche zur Nacht- und Abendzeit, d. h. wenn das Tageslicht erloschen, stattfinden.“ Durch diese Verfügung werden dann ohne Weiteres für die bezeichnete Tageszeit alle religiösen Zusammenkünfte verboten, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob sie sich in dem Charakter der von der R. D. erlaubten halten, oder nicht. Zur Begründung dieses Verbotes vermag die hohe Verfügung nichts weiter als eine Befürchtung hinzustellen, daß die Versammlungen zur Abendzeit gar leicht ein Deckmantel für Unsitlichkeiten und Unordnungen werden können. Die hohe Landesregierung gesteht durch diese Verfügung im Allgemeinen den Unterthanen das Recht zu, Versammlungen zu dem in der R. D. angegebenen Zwecke halten und besuchen zu dürfen, indem sie solche Versammlungen vor dem Erlöschen des Tageslichtes vor wie nach gestattet. Sodann aber geht sie sogleich in dem ersten Satze der Verordnung offenbar von der Behauptung aus, daß alle dergleichen Zusammenkünfte schon durch den bloßen Umstand, daß über ihnen der Abend hereinbreche, sofort zu Conventikeln würden, ja, sie nimmt ganz ausdrücklich an, daß die in der R. D. beschriebenen, an sich erlaubten Versammlungen im Grunde auch schon Conventikel seyen. Daß dies aber durchweg nicht der Fall ist, springt auf den ersten Blick in der ange-

fährten Stelle der R. D. in die Augen. Denn daselbst werden erst am Schlusse „besondere verdächtige Conventicula“ unterschieden, nachdem vorher der Charakter solcher Zusammenkünfte, die unverfänglich sind, und einem Jeden auch am Abend gestattet seyn müssen, deutlich angegeben worden ist. Die unterthänigst Unterzeichneten, von denen dann und wann solche, durch die R. D. erlaubte Zusammenkünfte gehalten und besucht worden, sind es sich nun aber vor Gott dem Herrn, ihrem einstigen Richter, bewußt, und können es mit aller Wahrheit vor Ew. Hochfürstl. Durchlaucht versichern, daß sie durch das Besuchen solcher Versammlungen

1. keineswegs von unserer theuern Evangelischen Kirche abgefallen sind, sondern entschieden an ihrem Bekenntniß und ihrer zu Recht bestehenden Ordnung festhalten, wie diese in unserer R. D. von 1684 enthalten ist; daß sie

2. den öffentlichen Gottesdienst durch ihre Theilnahme an Privaterrichtungen nicht verachten, versäumen oder hintansetzen, wenn sie auch nicht immer grade ihre eigenen Kirchspielskirchen besuchen, sondern sich das Recht vorbehalten, zur Befriedigung ihres religiösen Bedürfnisses auch in anderen Evangelischen Kirchen an der Erbauung Theil zu nehmen; daß

3. sie auch in ihren Privatzusammenkünften sich nur auf Grund der heiligen Schrift und des Bekenntnisses unserer Evangelischen Kirche erbauen, nämlich durch Gesang von evangelischen Kirchenliedern, durch Vorlesung aus der heiligen Schrift, oder einem anerkannt evangelischen Erbauungs- oder Predigtbuche und durch Besprechung des Inhalts zu gemeinsamer Ermunterung und Befestigung und durch's Gebet; wobei es sich von selbst versteht, daß keine geistlichen Verrichtungen, die nur den ordinirten Geistlichen zustehen, vorgenommen werden, daß endlich

4. der eigentliche Zweck ihres Zusammenseyns ja der ist, sich zur Heiligung in der Furcht Gottes, also zu einem sittlichen Wandel in aller Zucht und Ehrbarkeit zu ermuntern und zu stärken; also von einem Deckmantel für Unsitlichkeiten und Unordnungen von vorn herein zu reden Niemand berechtigt ist; wie denn auch alle etwa geführten Untersuchungen über diese Zusammenkünfte nichts der Art mit Grund nachzuweisen vermögen werden. Es steht auch einem Jeden der Zutritt offen und wird nichts im Geheimen getrieben.

Und so unterscheiden sich denn durch diese vier Punkte unsere Zusammenkünfte gradezu von jedem besonderen verdächtigen Conventikel, und stehen vermöge des in denselben dargelegten Charakters als solche da, welche von der R. D. ohne Beschränkung der Zeit als unbedingt erlaubte bezeichnet werden. Durch die oben genannte hohe Regierungs-Verfügung werden nun aber die Polizeibehörden ermächtigt, alle religiöse Zusammenkünfte, welche, nachdem das Tageslicht erloschen ist, gehalten werden, ohne Weiteres als besondere verdächtige Conventikel zu erklären und als solche zu einem Gegenstande ihres nachdrücklichen Inhibirens zu machen. Hiedurch wird uns eine in hohem Grade drückende Schranke vorgelegt und uns zu einer gerechten Klage Anlaß gegeben.

Es kann nun aber gewiß nicht der Wille Ew. Hochfürstl. Durchlaucht, unseres gnädigsten Landesvaters, seyn, einer großen Menge Dero getreuen Unterthanen es zu verwehren, sich noch außer dem öffentlichen Gottesdienste in den Kirchen, zu der Quelle alles Lebens und alles Trostes in engeren Freundeskreisen zu wenden, sich gegenseitig zur Standhaftigkeit im Glauben zu ermuntern, sich zur geduldischen Ausdauer in allen Trübsalen, deren unsere jetzige bedrängte Zeit so viele mit sich führt, zu erwecken, auch sich gegenseitig zur Treue und zum Gehorsam gegen Gesetz und Ordnung zu ermahnen. Es kann unmöglich Ew. Hochfürstl. Durchlaucht landesväterliches Herz das Zusammenkommen der Untertha-

nen zu solchen Zwecken verbieten lassen, während allerlei andere Zusammenkünfte zu weltlichen Vergnügungen, zu Tanz, Spiel und Gesang, zu Vorlesungen und Vorträgen auf das Bereitwilligste erlaubt werden. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht würden selbst uns unseren gerechten Schmerz nachfühlen können, wenn Hochdieselben es einmal miterlebten, wie wir gezwungen sind, oft schon Nachmittags um 4 Uhr — wenn das kurze Wintertageslicht erloschen — mit unserer Erbauung aufzuhören, mit unseren Lobliedern zu verstummen; wie wir mit Unmuth dann zusehen müssen, daß die Wirtshäuser sich füllen und die leichtfertigen Seelen bei Gesang und Geschrei, bei Saufen und Freßeln und bei dem liederlichsten Unfug ungeführt bis tief in die Nacht hinein bei einander seyn dürfen, während wir dagegen als Verbrecher beobachtet werden und man auf uns lauert, ob wir es etwa wagen, die heilige Schrift aufzuschlagen oder unseren Mund aufzutun zu geistlichen lieblichen Liedern. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht werden das Drückende und Unbillige, welches in der obigen Verfügung liegt, erkennen, und nach Hochdero milder landesväterlicher Gefinnung uns unsere unterthänige Bitte gewähren, welche dahin geht: daß in unserem Lande das Zusammenkommen zu religiöser Erbauung in der in der R. D. angegebenen Weise auch für die Abendzeit, wenigstens bis zur gewöhnlichen Polizeistunde, gestattet sey. Ew. Hochfürstl. Durchlaucht würden sich dadurch den wärmsten Dank und die herzlichste Liebe und Verehrung von einer großen Zahl Hochdero getreuer Unterthanen erwerben, und die Erfahrung würde es lehren, daß unsere Zusammenkünfte ein Mittel werden würden, die Ausbrüche der Unsitte und der sündlichen Weltlust zu vermindern. Wir unserer Theils wenigstens lassen es uns mit allem Ernst angelegen seyn, daß in unserem theuern Vaterlande unter einem gerechten und milden Regimente ein stilles Leben geführt werde in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit; und fern von uns sey es, daß wir unser Zusammenseyn zum Deckmantel von Unsitte und Unordnungen machen sollten.

Gott der Herr aber lege seine segnenden Hände ferner in Gnaden auf Ew. Hochfürstl. Durchlaucht geheiligtes Haupt und lenke Hochdero landesväterliches Herz dahin, daß die stillen Seufzer der vielen gedrückten und gepreßten Herzen Erleichterung finden, und daß den vielen bedrängten Gemüthern der Segen einer gemeinsamen Erbauung aus Gottes Wort auch in den friedlichen, traulichen Abendstunden, wenn des Tages Last und Hitze getragen ist, ausschmälert bleibe.

Wir verharren in aller Ehrerbietung

Ew. Hochfürstl. Durchlaucht
unterthänigste, treuehorrige.

(Folgen nahe an vierhundert Unterschriften.)

Die Antwort der Regierung lautet:

„Serenissimus haben eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Collectiv-Bittschrift des Colon Jeger zu Harbissen und Consorten, das Halten von Conventikeln zur Abendzeit betreffend, an die Regierung zu remittiren geruht, welche erwächtigt ist, darauf Folgendes zu eröffnen. Bei der Feststellung des Begriffs von verdächtigen Conventikeln, worüber sich die Kirchen-Ordnung nicht näher ausgesprochen hat, muß man sich an äußere Merkmale halten, da es nicht möglich ist, die religiösen Lehren und Vorträge in Privatzusammenkünften zu überwachen, und danach die Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der letzteren zu beurtheilen. Nun läßt sich nicht bestreiten, daß die zur Abendzeit stattfindenden Conventikel weit mehr geeignet sind, Verdacht zu erregen, als diejenigen, welche bei Tage abgehalten werden. Die Regierung hat daher um so weniger Bedenken tragen können, jene polizeilich zu untersagen, da einem Jeden zur Befriedigung seiner religiösen Bedürfnisse hinreichende Gelegenheit verbleibt, sey es an Sonn- und Festtagen in der Kirche oder durch tägliche Hausandacht im Kreise der Familie. Es behält daher bei der Po-

lizei-Verfügung vom 19. November 1844 sein Bestehen, welches den Bittstellern zur Resolution eröffnet wird.

Detmold, den 26. Mai 1846.

Fürstl. Lipp. Regierung.“

Der Mittheilung dieser beiden interessanten Aktenstücke mögen hier noch ein Paar Bemerkungen über dieselben folgen. Zunächst in Betreff der Bittschrift. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß eine solche Petition so zahlreiche Unterschriften gefunden hat. Sonst wachsen freilich die Petitionen heut zu Tage wie Pilze aus der Erde und werden von Unterschriften bedeckt, wie jene von den Fliegen. Wie aus glaubhafter Quelle berichtet wird, sind die Unterzeichner dieser Bittschrift alles Familienväter, oder doch solche, die selbstständig für sich wohnen; und es hätte ihre Zahl noch leicht um ein Bedeutendes vermehrt werden können, wenn es nicht etwas sehr Mühsames wäre, die zerstreut Wohnenden auf eine solche Art zusammenzubringen. Doch sey es ferne von uns, auf die Zahl trogen zu wollen. Wenn es auf das Zählen der Stimmen ankäme, dann wäre das Reich Gottes immer im Nachtheile, denn auf dem breiten Wege wandeln Viele, und den schmalen finden Wenige. Wir betrachten jenen Umstand nur als einen erfreulichen Beweis, daß die alten Vorurtheile gegen die Versammlungen mehr und mehr, wenigstens bei dem Volke, verschwinden.

Was die Antwort auf die Bittschrift anlangt, so ist dieselbe zwar, was auch zu erwarten stand, im Allgemeinen abschlägig ausgefallen. Jedoch scheint die Regierung das Gewicht der in der Bittschrift enthaltenen Erörterungen über das Polizeiverbot wohl gefühlt zu haben. Daß nach dem Sinne der Kirchen-Ordnung eine religiöse Versammlung nur dann den Namen eines „besonderen verdächtigen Conventikels“ verdient, wenn in ihr etwas gelehrt und getrieben wird, was der heiligen Schrift und dem Bekenntniß der Kirche zuwiderläuft, das steht fest. Die Regierung sieht das im Grunde auch wohl ein: daher wendet sie die Rede auf „äußere Merkmale“, und meint, es sey „nicht möglich, die religiösen Lehren und Vorträge in Privatzusammenkünften zu überwachen“. Wir fragen: Warum ist denn das nicht möglich? Das ist sehr leicht möglich zu machen; das Consistorium hebe nur das seltsame Verbot auf, das es seinen Geistlichen durch die neuen Reversalen in Betreff des Besuches solcher Versammlungen auf die Häute gelegt hat, — und das Überwachen wird nicht nur möglich, sondern es wird auch diese Sache, die geistlich gerichtet seyn will, aus den Händen der Polizeisoldaten in die der rechten Hüter und Wächter gelegt. — Sollen wir uns aber unumwunden über diesen Gegenstand aussprechen, so ist der eigentliche Grund, warum man von Oben her diese Versammlungen so ungern sieht, nicht sowohl der, daß sie leicht zu Unordnungen und Unsitte führen Anlaß geben können, sondern vielmehr der, daß die Theilnehmer an denselben Leute sind, die an unserem evangelischen Bekenntnisse festhalten und die Heilslehre, wie sie unsere Kirche auf Grund der Schrift hinstellt, mit Ernst und Entschiedenheit treiben und verkündigen. Und bekanntlich wird heut zu Tage der, welcher dies thut, sofort ein Pietist gescholten. — Die Gläubigen im Lande werden sich übrigens auch nach Empfang dieses abschläglichen Bescheides in das Drückende zu schicken wissen gemäß dem Worte: „Seid unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat.“ Die Zeiten ändern sich; und der Herr kann es geben, daß es auch noch von Manchem in Lippe heißt: Der uns weiland verführte, der predigt nun den Glauben, Gal. 1, 23.

Die neueste Gestaltung der Philosophie.

Otto Wigand in Leipzig, der rühmlichst bekannte Mäcenas der „Deutschen Philosophie“, hat uns für das Jahr 1846 wieder einen

Beitrag zur Geschichte — menschlicher Nartheit geliefert. Schon mit dem Beginn unseres Decenniums war er der Deutsche Berleger, der sich der jüngeren philosophischen Geister unseres Vaterlandes mit dem wärmsten Eifer annahm. Er war Berleger der Deutschen Jahrbücher, ein hoher Strebengenosse Ruge's, Berleger der bedeutendsten Werke von Bruno Bauer, Berleger Feuerbach's, Berleger des Einzigen und sein Eigenthum. Daneben redigirte er selbst eine Vierteljahrschrift, war überall unermüdt thätig für den Fortschritt, ein Mann der Gesinnung, ein gesinnungsvoller Berleger. — Das Buch nun, was wir hier näher erwähnen wollen, ist ein Compendium für die Geschichte der neuesten Philosophie, und enthält: 1. Einleitung: Lebenslauf des Geistes, seine Entwicklung vom Alterthum an durch das Christenthum hindurch bis auf David Friedrich Strauß. 2. Die Darstellung der mit Strauß hereinbrechenden Kritik bis auf den letzten Kritiker, den Verfasser des „Einzigen und sein Eigenthum“. 3. Die Theorie oder Nicht-Theorie, Lehre oder Un-Lehre — eine andere Bezeichnung kann dafür, wie der Leser am Ende sehen wird, füglich nicht gewählt werden — vom Individuum, nicht vom Individuum überhaupt, sondern von einem bestimmten Individuum, etwa vom Verfasser selbst in einem bestimmten Zeitpunkte. Das Ganze umfaßt über 300 Seiten und führt den Titel: „Verstandesthum und Individuum“, der Verfasser — ein praktischer Theologe — hat sich aus guten Gründen nicht genannt: „weil ihm Nichts daran liegt, daß du wissest, oder vielmehr viel, daran liegt, daß du nicht wissest, ob er sey und wer er sey und wer er nicht sey.“

Bevor Ref. an den weiteren Inhalt des Werkes geht, kann er nicht umhin, sich zuerst mit den geneigten Lesern dieses Blattes zu verständigen. Denn der, der jenes Buch bereits kennt, wird mir vielleicht den Vorwurf machen, wie ich ihn mit einem Referate über die größte Ausgeburt des Unsinns, oder richtiger der Blasphemie, belästigen könne, da ja der Verf. selbst sein Thun und Treiben für Unsinns erkläre. Hierauf diene zur Antwort. Jenes Buch ist an sich allerdings nicht werth, daß man auch nur ein Wort darum verlieren sollte, geschweige denn die Durchlesung desselben zu empfehlen. Aber dennoch ist das Buch interessant, empfehlenswerth und lehrreich, weil es erstlich als Compendium für die Geschichte der neuesten Philosophie dienen kann, dann aber vorzüglich, weil es die letzten, so weit Ref. wenigstens schließen zu dürfen glaubt) Konsequenzen einer Denkwelt zieht, die seit einer Reihe von Jahren sich in der Tagesliteratur umhergetummelt hat und das schon lange in sich verhüllt trug, was der Verf. dieses Werkes unummunden gesteht. Es ist ein mit den Zeitideen innig zusammenhängendes Produkt, so wenig auch der Verf. oftmals im Stande ist, den Faden aufzuweisen, der sich von Strauß bis zu ihm hinzieht. Es ist ein glänzender Beweis dafür, daß eine von allen sittlichen Mächten losgerissene Philosophie eben nicht mehr Philosophie, sondern Faselci ist, eine ernste Mahnung, bei unserem Thun und Lassen jeden Schritt links und rechts wohl zu überlegen. Es ist ein Zeugniß der Wahrheit für die conservativen Gegner der neueren Philosophen, wenn man so die vorlauten Schreier auf dem Gebiete der Philosophie benennen darf, und ein testimonium paupertatis für diese Philosophen selbst. — Von diesem Gesichtspunkte aus hält Ref. es daher nicht für verlorene Mühe, den Inhalt jenes Werkes in der Kürze vorzuführen. Natürlich kann dabei im Allgemeinen nur von einem einfachen Referate die Rede seyn: alle Kritik wäre überflüssig.

Der Verf. beginnt, wie schon oben erwähnt ist, in der Einleitung damit, eine Übersicht der geistigen Entwicklung bis auf Strauß hin zu geben (S. 1—57.). Es findet sich wenig Originelles in dieser Partie und dieses Wenige beschränkt sich auf Worte, Verbindungen u. s. f. Der

Inhalt ist durchgängig entlehnt von Stirner, Hegel, Wischer u. A. Mit Hegel hat die Philosophie ihr Höchstes erreicht: der Geist ist allgewaltig geworden, das Denken ein unmenschliches Denken. „Hegel,“ heißt es S. 57., „hat Alles verobjektivirt, vertranscendentirt, veridealisirt.“ Da war nun die nothwendige Folge, daß der Geist, auf der höchsten Stufe angelangt, sich über sich selbst hermachte, sich kritisirte und aufhob. Zusammenfaßt das Reich der Geister, der Gedanken, der Ideale. Das Selbstbewußtseyn nahm alle objectiven Sphären in sich zurück, bildete ein neues Reich: sein Panier war die Revolution, sein Prozeß die Kritik.

Bekanntlich besteht das System Hegel's aus zwei schlecht verbundenen, sich entgegensetzenden Elementen: dem Idealismus Fichte's und dem Pantheismus Spinoza's. Der Letztere opfert das Individuum der Gattung, der Erstere die Gattung dem Individuum. Beide Seiten sind seit 1835 einseitig aufgegriffen und bis zur letzten Consequenz durchgeführt; jede große Einseitigkeit, jede Verirrung tief eine noch größere Verwirrung hervor. Natürlich kann damit verbunden, daß der Pantheismus eben so leicht in Subjektivismus über-schlug, als der Subjektivismus in Pantheismus. An die pantheistische Seite Hegel's knüpfte Strauß an. Philosophische Grundsätze wurden für die Geschichte aufgestellt: was in dieses Schema sich nicht hineinzwängen ließ, darüber wurde der Stab gebrochen, das wurde wenigstens für unhistorisch erklärt. Dies ist das Verfahren, das Strauß im Leben Jesu beobachtet hat. Ein Kanon desselben Ursprungs soll der Dogmatik ein Ende machen. Feuerbach dagegen geht auf das Fichtesche Element in Hegel zurück, auf das weltchöußerliche Selbstbewußtseyn. Jener, Strauß, ist innerhalb der Kritik ängstlicher Systematiker, stets besorgt, es möchten über dem Einzelnen, dem Individuellen, seine aufgestellten Grundsätze zu Grunde gehen; dieser schlägt dummbreist dazwischen, bekümmert sich um keine objective Sphäre. Denn warum sollte er dieselben achten? Die Willkür des Individuums hat sie geschaffen, die Willkür des Individuums kann sie auch vernichten. Beide rühmen sich gern der Einheit ihrer Anschauung, gegenüber dem Dualismus des Christenthums. Gleichwohl findet sich bei beiden nicht die gerühmte Einheit von Geist und Materie, weil beide kein schöpferisches Drittes haben, aus dem Geist und Materie hervorgegangen sind und hervorgehen. Bei Hegel war dieser Mangel noch schlecht durch die metaphysische Grundlage verhüllt, hier tritt er aber schonungslos, nackt und grell auf. Nach Feuerbach ist das Bewußtseyn, das die Menschen von der Außenwelt haben, nichts weiter als das Bewußtseyn des Menschen von seinem eigenen Wesen. Der Mensch kann nicht aus seiner Haut fliegen, kann nur sein eigenes Wesen denken. Damit haben wir denn glücklich einen Dualismus: Geist und Natur. Jeder Mensch erkennt in der Außenwelt nur sein eigenes Wesen, jeder Planet hat seine eigene Sonne. Es ist mithin ein Unsinns, zu behaupten, daß die Gegenständlichkeit ohne uns, die Sonne ohne die Planeten vorhanden sey. Man sieht, der Materialismus Feuerbach's schlägt plötzlich um in einen versenkenden Idealismus. Der Mensch kann die Wahrheit, das Ding an sich, nicht erkennen, sieht überall nur sich selbst: Denken und Seyn fallen auseinander. — Bei Strauß tritt diese Einseitigkeit nicht so scharf hervor und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil er nicht jenen ungeheuren Geist des Fortschritts hat, der dem Herrn Feuerbach zu Theil geworden ist, sich nicht wie jener überstürzt und überthollt. Strauß läßt selten mehr als die kritische Seite hervortreten. Zudem ging er für seine Person anfänglich von einer metaphysischen Grundlage aus und ließ seine Verstandesdialektik erst in der Dogmatik auf eine ganz unangemessene Weise hervortreten. Aber auch bei ihm ist das Letzte: aut — aut; tertium non datur. (Schluß folgt.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 9. December.

N^o 98.

Aus dem Gebiet der inneren Mission.

Es gibt noch keine Theorie der inneren Mission. Das, was Lücke, Wichern u. A. darüber geschrieben, und was man hie und da zerstreut in theologischen und christlichen Blättern liest, sind nur allgemeine Winke, oder statistische Notizen, die eine erschöpfende und begriffsmäßige Darstellung dieses ganz neuen Lebensgebietes christlich-kirchlicher Wirksamkeit nicht beabsichtigen können und wollen. Die innere Mission ist als solche auch erst im Werden; ihre zarten und weichen Stoffe lassen sich mit den Zangen der Dialektik von heute nicht anfassen, vielmehr wird sie von allen Lebensthätigkeiten vielleicht zum ersten Mal den Beweis liefern, daß ihr wissenschaftlicher Begriff sich aus ihrem Inhalt von selbst hervorhebt, so wie seine Darstellung durchweg die Bewegung der Sache selbst in sich schließt, und am meisten von sich entfernt, was man subjektive Reflexion nennt und der Tod aller Theologie ist. Der, welcher zuerst eine Theorie der inneren Mission aufstellen wird, wird auch solcher modernen Reflexionsweise, in der die Deutsche Wissenschaft von jeher viel gesagt, aber wenig gethan hat, fern stehen und sich nicht bloß in Betrachtungen, sondern in wirklichen Thaten und Erfahrungen diesem wichtigen Gebiete zugewendet und dessen reichhaltige Stoffe durch den Dienst in ihm selbst dem prüfenden Urtheile unterworfen haben.

Man spricht jetzt hie und da auf allgemeinen Missions-Conferenzen auch über die innere Mission und zweifelt nicht mehr an der Nothwendigkeit der letzteren, so wie an dem unberechenbaren Einfluß, den ihr Wachsthum auf die Heiden-Mission haben mußte; auch nehmen die Diener am Worte, die in's lebendige Bekenntniß eintreten, jetzt mehr als je die ungeheure Lücke wahr, die zwischen der Verkündigung des Wortes und der eigentlichen Seelsorge, so wie ihrer objektiven Aufgabe der Kirchenzucht unausgefüllt bleibt und der kirchlichen Entwicklung nicht wenig Gefahr droht. Auch die Synoden haben hierüber jüngst reflektirt, und diese Lücke durch Vermehrung seelsorgerischer Kräfte ausfüllen wollen; auf die innere Mission sind sie aber in ihren Berathungen nicht gerathen, und grade dies ist das Werkzeug, durch welches der Herr der Kirche selbst jene Lücke mächtig auszufüllen angefangen hat, und zwar nach seiner Art; daß er es im Verborgenen geschehen und nicht einmal die sehen läßt, die es doch sehen sollten.

Innere Mission ist die sichtbare Bethätigung des Pietismus, wie derselbe dem Lebensprincip einer jeden Kirche imma-

nent ist, und wie er in unserer Zeit durch den Herrn Jesum selbst und durch die, welche er sich ohne Ansehn der Person dazu erwählt hat und zu Erbauung seiner Kirche auf Erden in Wirksamkeit gesetzt, erscheint. Vor nicht langer Zeit war der Pietismus noch ein subjektives, vereinzeltes Moment, was nur in Form der Conventikel im Verborgenen sich regen durfte; jetzt ist der Pietismus ein Moment der lebendigen Kirche selbst. Seine Manifestationsform aber ist der, wenn auch nicht überall von der Kirche, doch vom christlichen Staate zum Besten der Kirche sanktionirte freie Verein. Die innere Mission faßt als durchaus praktisches Christenthum innerhalb der lebendigen Kirche und aus derselben herformend, das Heidenthum innerhalb der Christenheit in's Auge und will es auf unendlich vielen Punkten durch den Glauben an den dreieinigen Gott bekämpfen und überwinden. Was die Kirche in alten Formen nicht mehr vermag, vermag sie jetzt in dieser neuen Form der inneren Mission, durch welche das Gericht über die Welt vollzogen, d. h. durch welche bewirkt wird die Scheidung zwischen Leben und Tod innerhalb der Kirche. Diese Gedanken über ein kirchliches Ob-jekt, was Viele noch gar nicht kennen, ließen sich noch weiter durchführen, wenn wir nicht fürchten müßten, mißverstanden zu werden, so wie wenn wir nicht hoffen könnten, die Sache selbst, oder um es wissenschaftlich auszudrücken, die kirchliche Substanz werde es in nicht allzu langer Zeit herausstellen, daß durch einen mächtigen Prozeß innerhalb der rechtgläubigen Kirche, sobald nur ihr Lehrbegriff ein lebendiger Inhalt des gläubigen Herzens wird — der kirchliche Organismus sich in allen seinen Gliedern neu belebt und daß die rechte Form für diesen Prozeß keine andere ist, als die der inneren Mission, welche auch bereits der heilige Geist, Behufs der kirchlichen Belebung, in seinen Dienst genommen hat. Aus der wahren Theologie, aus der reinen Verkündigung des göttlichen Wortes, und aus der rechten lebendigen Seelsorge erwachsen alle Thätigkeiten der inneren Mission; und wiederum, durch die innere Mission werden alle Funktionen des kirchlichen Lebens, das Predigtamt, die Theologie, die Seelsorge auf's Neue belebt und in dieser gegenseitigen Wechselwirkung manifestiren sich in der Neuzeit die großen Epochen wahrhaft kirchlicher Bewegungen und erscheint der Prozeß schon begonnen, der uns aus den gränzenlosen Verwirrungen der Gegenwart endlich herausführen wird. Durch die innere Mission läßt der alte Luther zum zweiten Mal das Wort Gottes in alle Kanäle des Volkslebens fließen. Was gläubig wird, kann seine Hände nicht mehr müßig in den Schoß legen, sondern

muß dabei helfen. Das ist das große Geheimniß der Gegenwart, in welches nur Wenige eingeweiht, dessen Bedeutung Manche zu ahnen anfangen, dessen Lebensäußerungen von Vielen verachtet werden, grade so wie das Wort vom Kreuze selbst. Die innere Mission ist somit die Expansion des göttlichen Wortes; ergreift das die Kirche wieder als das Wort Gottes objektiv lehrhaft und subjektiv lebendig, so muß dasselbige auch, von ihr ausgehend, Alles auf's Neue beleben und mit seiner Kraft durchströmen, was in Folge des Unglaubens in den Abfall von Gott gekommen ist. Darin ist also unsere Zeit wahrhaft Lutherisch, daß sie das Wort Gottes will in Lauf bringen und daß sie die Formen frisch und freudig ergreift, die der heilige Geist ihr dazu darreicht. Wo das Wort Gottes nicht lauter und rein verkündigt wird, d. h. wo die lebendige Kirche nicht zur Erscheinung kommt, da kann die innere Mission keinen Ansatz gewinnen, da wird sie von den todten Dienern im Kirchendienst abhorrescirt; und wiederum, wo die innere Mission durch die Gnade des Herrn Ansatz genommen, da wird das Predigtamt neu belebt, da täuscht man sich nicht länger mehr über die Zeichen im Reiche Gottes. Die innere Mission ist ein wahrhaft apostolisches Moment, in dem Sinne, wie alle wahrhaft kirchlichen Epochen und unter allen am meisten die Reformation Luther's apostolisch gewesen sind. Die innere Mission wird als ein Apostelamt auf wahrhaft geschichtliche Weise den Begriff des Priesters vermitteln helfen, der in unserer armen und dürftigen Zeit sowohl dem Volke, als auch dem Priesterstande selbst verloren gegangen ist. Die todte blinde priesterliche Gewalt, welche sich gründet auf die Rohheit und Unwissenheit des Volkes, hat ihren Begriff nicht in der Schrift, sondern im geistlichen Stolz und Hochmuth; die moderne Aufklärung sieht bereits jede Einwirkung einer kirchlichen Funktion auf Belebung der Seelen in und durch das Wort Gottes wie ein zerstörendes Gift an und nennt Priesterthum überhaupt nur Pfaffenhum, in welcher Bezeichnung der Schimpf und die Schande liegt, welche über das priesterliche Amt gekommen und was wir immerhin als die Strafe erleiden mögen, die über uns kommen muß, weil wir die Heiligthümer Gottes durch freche Hand uns haben entwenden lassen. Das im Glauben lebendig gewordene Volk Gottes, welches die Erleuchtung durch den heiligen Geist empfängt, ringt jetzt mit uns um den Begriff des wahren Priesterthums, regt und rührt sich im Reiche Gottes; erkennt, daß es ohne ein geistliches Zuchtamt in der Liebe des Herrn keine Kirche gibt; will das Evangelium lauter und rein, und ausgelegt durch die wahre Kirche empfangen, und gibt sich bereits der Hoffnung hin, daß die Evangelische Kirche sich ein wahres und ungeheucheltes Priesterthum erwerben werde. Durch die innere Mission, d. h. durch die Selbstbetheätigung der Laien im Reiche des Herrn und für dasselbige, kommt dieser Begriff eines wahren Priesterthums zum Vorschein und wir unserer Seits kennen gegenwärtig nichts Höheres in der Geschichte der Evangelischen Kirche, als diese in-

neren, der Welt verborgene Arbeit des heiligen Geistes an den Herzen der Gläubigen nach diesem Ziele hin. Wer ein Arbeiter wird auf dem Erntefelde der inneren Mission im rechten lebendigen Glauben, der merkt dieses Ringen und Kämpfen der neu sich gestaltenden Kirche nach einem wahrhaftigen Priesterthum; der fühlt sich angezogen und himmlisch bewegt von der glaubensreichen Liebe, die in diesen engeren Kreisen freier Vereinigungen Prediger und Hörer belebt. Hier sieht man das Bekenntniß der Kirche nicht bloß nach seinem Inhalt erkannt, in seinem Lehrausdruck festgehalten, sondern man sieht's auch in der Liebe thätig, und glücklich ist bereits der Seelsorger und evangelische Pfarrer zu preisen, der im Weinberge des Herrn das Zerstreute und Verlorene in der inneren Mission sich gesammelt und darin ein Helferamt sich gegründet hat zum Zeugniß der Wahrheit und zur ununterbrochenen Bethätigung in der christlichen Liebe.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Die neueste Gestaltung der Philosophie.

(Schluß.)

Die Dogmen, die Strauß und Feuerbach als das Ergebnis ihrer Forschung aufstellten, wurden darauf als fixe Wahrheiten, als etwas, das für alle Ewigkeit erwiesen sey, von einer folgenden Generation von Philosophen utiliter acceptirt, um darauf neue Theorien zu begründen. Wenn der Fortschritt in den Jahren 1839 bis 1845 ein wirklicher Fortschritt wäre, wenn Alles nicht auf ein bloßes Schreiben, auf eine fade Denomimisterei, auf einen philosophischen Sokusokus hinausläufe, dann wäre wahrlich der Fortschritt in der Entwicklung von 1839 bis 1845 größer, als der von 1839 vor bis 1839 nach Christi. Unter den Männern, die vor Allen fest auf den Kampfplatz traten und sich hier weidlich umhertummelten, sind vorzüglich zu nennen Ruge und Feuerbach. Den Übergang zu ihrer Periode macht Bruno Bauer. Ihm, der noch kurz vorher als orthodoxer Hegelianer Strauß den Vorwurf gemacht hatte, daß es ihm an gutem Willen mangle, ihm erschien Strauß als ein unverbesserlicher Orthodoxer, als ein Pietist und Mystiker. Betäubend jagte die eine Theorie die andere. Männer, von sonst bedeutender Geisteselastizität, wie Strauß und die Würtemberger antiquirten. Die Hallischen, dann die Deutschen Jahrbücher sind die Tummelplätze dieser neuen Evangelisten. Da traten auf Friedrich Feuerbach, der „die gehalten, prägnanten, präcisen, künstlerischen Formen des „Wesens des Christenthums“ in der „Religion der Zukunft“ aufrollte, breit trat, zerfaucte“; ferner Edgar Bauer, talentvoller als Friedrich Feuerbach, der die wunderbarsten Ansprüche an den Staat machte; endlich noch ein Troß untergeordneter Köpfe: Marx, Engels, Nauwerf u. A. Da wurde nun fleißig kritisiert: das Landrecht, Christenthum, Geschichte, Judenthum, Staat, Kirche, Heidenthum und Gott weiß, was sonst noch, bis endlich nur noch die reine Kritik auf dem Kampfplatze blieb. Als bald kamen Marx und Engels und schrieben eine „Kritik der kritischen Kritik“.

Berdrießlich war und blieb nur hierbei der Umstand, daß die „bor-

nirte Praxis" nicht so schnell folgen konnte. Freilich zerkaute man sie dafür ehrlich, aber man mußte sich doch einmal, trotz aller Protestationen, der bestehenden Staatsmacht fügen. Edgar Bauer war hoch verwundert, wie der Staat ihn, Edgar Bauer, vor Gericht ziehen könne, da man ihn ja noch gar nicht gefragt habe, ob er die Preussischen Gesetze, den Preussischen Staat, das Preussische Gericht anerkenne. Indes hatten die Preussischen Staatsbehörden zu wenig Freisinnigkeit, um mit diesen Leuten einen Separatvertrag einzugehen: man strafte nach dem „bornirten Herkommen“. Die Rheinische Zeitung und die Deutschen Jahrbücher wurden verboten. Man verzweifelte am Vaterlande.

Die Darstellung jener denkwürdigen Entwicklung hat nun unser Verf. im ersten Theile seines Werkes gegeben. Es würde sich diese Partie ganz angenehm lesen, wenn erstlich Alles organischer aneinander gereiht wäre und dann das Ganze etwa 10 Seiten, statt 177, ausmache. Natürlich hat immer das Neueste Recht, und das jedesmal Bezaltete wird wacker durchgeschelt. Die Kritik der Religion macht den Anfang. David Friedrich Strauß eröffnet den Reigen der orthodoxen Kritiker. Ihm folgen nach einander: Bruno Bauer in seinem ersten Stadium und dann auf sittlichem Gebiete Ludwig und Friedrich Feuerbach. Darauf reiht sich an Weiße und Wille die Kritik mit dem unendlichen Selbstbewußtseyn, vertreten von dem nunmehr in Etwas vernünftiger gewordenen Bruno Bauer. Der Kritik der Religion folgt die Kritik des Staats, vertreten von Edgar Bauer, und dieser wiederum die reine Kritik. Als reine Kritik hat die Kritik ihre Vollendung und damit die Stunde ihres Todes erreicht. Denn was soll sie fortan noch kritisieren? Das vierte Capitel des ersten Abschnitts enthält deshalb den Krieg gegen die Kritik: die Kritik der kritischen Kritik; die Ansichten Ludwig Feuerbach's, in einem neuen Stadium und als Begründer des realen Humanismus; endlich „den Einzigen und sein Eigenthum“ von Max Stirner. Max Stirner hat die Ehre, der letzte Kritiker zu seyn, wenn man die Rechnungsabnahme der Kritik vom Verf. abrechnet.

Ref. hat im Vorhergehenden nur eine kurze Übersicht des Ganges gegeben, den der Verf. eingeschlagen hat, ohne Näheres vom Inhalte mitzutheilen. Er hielt dies aus zwei Gründen für unnötig: erstlich weil die beiden an der Spitze stehenden Helden, Strauß und Feuerbach, anderweitig dem Leser hinlänglich bekannt seyn werden und diese die Grundlage für alle Andern abgeben; dann weil es wirklich langweilig ist, hier auf Zwischenstationen anzuhalten. Nur bei Max Stirner könnte es der Mühe lohnen, ein wenig zu verweilen.

Ich habe bereits im Eingange die Grundursachen der ganzen philosophischen Komödie von 1833 bis 1845 angedeutet: zunächst weil man Hegel's Metaphysik bei Seite geschoben hatte, und dann, was die Hauptsache ist, weil man überhaupt sich losriß von allen sittlichen Mächten. Das haltungslose Subjekt schuf Hirnspinnweben und zerstörte diese eben so schnell wieder. Endlich wird es an sich selbst und seinem Geiste irre. Jedem Leser wird so ziemlich der Bestand an Aktiven bekannt seyn, der Strauß nach seinem Leben Jesu verblieb. Sehen wir nun zu, wie viel der letzte Kritiker davon noch besitzt. Der Verf. sagt über ihn S. 235.: „Der Einzige und sein Eigenthum ist die Negation, der Gegensatz und Gegenruf der Kritik, aber weil bloß die Negation, zugleich selbst Kritik und Ergänzung der Kritik. Stirner repräsentirt die Masse der Kritik; er macht das Recht der von der Kritik rechtlos gehaltenen Masse gegen den von der Kritik geheiligten Geist geltend.“ Und wie geschieht dies? „Aus seinem Lebenslaufe werden wir inne, daß der Geist eine Lüge ist. Mit dieser Voraussetzung beginnt der

zweite Schöpfungsakt des Einzigen. Meine Macht ist mein Eigenthum. Gewalt geht vor Recht. Recht ist ein Sparren, ein Spuk. In meinem Verkehre ist mir keine Majestät, nichts Heiliges eine Schranke, nichts, was ich nicht zu bewältigen weiß. Was ist mein Eigenthum? Nichts als was in meiner Gewalt ist! Zu welchem Eigenthume bin ich berechtigt? Zu jedem, zu welchem Ich Mich ermächtige. Greife zu und nimm, was du brauchst! — Das ist die Regel des Egoisten und damit ist der Krieg Aller gegen Alle erklärt. Wollt ihr unseren Respekt, so kauft ihn für den uns genehmen Preis.“ Ferner: „Ein Mensch ist zu Nichts berufen, hat keine Aufgabe, keine Bestimmung, so wenig als eine Pflanze oder ein Thier einen Beruf hat. Wir sind allzumal vollkommen und auf der ganzen Erde ist nicht ein Mensch, der ein Sünder wäre! Jede Sünde ist eingebildet. Stelle ich auf Mich, den Einzigen, meine Sache, dann steht sie auf dem Vergänglichen, dem sterblichen Schöpfer seiner, der sich selbst verzehrt, und ich darf sagen: Ich hab' meine Sach' auf Nichts gestellt.“

Vorstehendes mag genügen vom Einzigen. Was ist nun übrig geblieben! Hat sich die destruktive Kritik erschöpft? Nein, lieber Leser, noch nicht! Zwar ist alles Geistige vernichtet, aber dennoch ist der Einzige mit seinem Buche übrig geblieben. Unerhörte Frechheit! Dieser Mensch will Alle zu Egoisten bekehren, will ein neues Ideal an die Stelle der früheren setzen. Ja! er schreibt sogar ein Buch, und lebt in der Einbildung, man könne seine Sprache verstehen. — Hier folgt nun die Rechnungsabnahme der Kritik vom Verf. Hören wir, was er selbst sagt! „Der Einzige ist der einzige Versuch, sich der Herrschaft des Geistes zu entwinden. Als Tribut muß er zahlen, daß er selbst der Geistigste der Geister, das Gespenst der Gespenster ist. Der Einzige ist der Abschluß der Welt. Er ist ein Idealist, träumt von einem Ideale, einer Welt voll Egoisten. Der Einzige bringt es nicht zur Einzigkeit. Denn warum schriebe er sonst sein Buch? Daß wir mit ihm reden können, ist schon seine Widerlegung.“ „So,“ schließt der Verf. S. 245., „hat die Kritik das Urdogma nicht gestürzt. Die Kritik ist der Tod, der alles alte und morschgewordene Leben verzehrt; hat er's verzehrt, dann ist er selbst nicht mehr.“

So hat also nach dem Verf. alles Philosophiren von Strauß bis Stirner eine unbewiesene Voraussetzung zur Grundlage und hat sich von dieser Voraussetzung, diesem Vorurtheile nicht zu befreien vermocht. Strauß, heißt es, rühme sich in der Vorrede zum Leben Jesu, daß er frei sey von gewissen Vorurtheilen, aber die seinigen, die nicht zu den gewissen gehören, behalte er. Daher trete Strauß als ein Wunder auf, als inspirirt. Bruno Bauer fällt nach besseren Anfängen auf diesen Standpunkt der Kritik zurück: denn er begrüßt die Union und der Staat wird ihm göttliche, absolute Macht. Feuerbach stellt Wollen, Lieben, Denken als die höchsten Kräfte des Menschen auf, ohne anzugeben, woher er diese Behauptungen weiß. Bruno Bauer bezeichnet Strauß, den inspirirten Strauß, als orthodox; aber es ist dasselbe, ob man sagt, die Evangelien sind Produkte des unendlichen Selbstbewußtseyns oder Produkte der Inspiration. Beides ist gleich mythisch und mysteriös. Edgar Bauer handelte im Namen der Menschheit, jagte einem Ideale nach. Er leidet für diesen seinen Gehorsam und büßt dadurch die Schuld ab, daß er noch mit dem Alten verwickelt war, daß er sich noch der Wissenschaft unterwarf. Die reine Kritik hat dann die Voraussetzung, daß sie die Geschichte recht, d. h. die Geschichte als solche fasse, daß die Kritik die Wahrheit sey und nur die Kritik die Wahrheit erlange und vermittele. Feuerbach, als Begründer des realen Humanismus, bedarf des gebildeten Sinnes und des

gebildeten Auges, d. h. des Sinnes- und des Auges, das nicht mehr Sinn und Auge ist. Sein Mensch ist daher ein Stück Phantasie. Der Einzige endlich will das Denken durch Gedankenlosigkeit beenden. Aber Gedankenlosigkeit ist der Gegensatz zum Gedanken und darum selbst Gedanke. Das Wollen ist sein Gott, seine Idee. Darum ruft ihm der Verf. S. 239. zu: „Also Einziger, auch du träumtest? Auch du machtest dich, ein Wahnsinniger, zum Kaiser und Papst! Egoist — auch du bist geistig, vergeistigt und vergeistlicht? Gehab dich wohl!“

Der zweite Abschnitt des Buches bringt uns nun das Ultimatum des Verf. Das erste Capitel behandelt die physische Welt und das Individuum. „In der Natur ahnt sich der Geist. Die Naturwissenschaften beschäftigen sich mit der Natur, wie sie vorgeben, aber in der That mit Allgemeinheiten, Geist, Gesetzen; sie sind Geist, Philosophie, Dogmatik, Eingebildetes.“ — Man sieht den Feuerbach'schen Dualismus heraus! — Es wird deshalb der Stab gebrochen über die Begriffe: Zeit und Raum, über die Mathematik, Astronomie, die Physik, die Chemie, Geologie, die Naturgeschichte, Physiologie und Medicin. Alle stehen auf dem Standpunkte der Religion und der Philosophie und haben den Gedanken zur Voraussetzung.

Was macht nun das Individuum des Verf. mit der Natur? Denken, begreifen darf es natürlich nicht: das hieße ja auf den alten Standpunkt zurückfallen. „Das Individuum denkt nicht die einzelnen Existenzen, sondern schaut, fixirt, faßt sie an und bohrt mit seinem Anschauen und Anfassen die Welt in den Abgrund — es denkt sie nicht und braucht darum zu den unzähligen Erkennungshypothesen keine neuen Hypothesen hinzuzufügen. Damit verschwindet die Natur, Zeit und Raum und alle Naturgesetze. Unererschütterlich steht nun da das Individuum in seiner *αραξία*: si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae.“

Das zweite Capitel dieses Abschnittes behandelt die psychische Welt und das Individuum und zwar zuerst den theoretischen Geist: Liebe, Wahrheit, Freiheit. „Die Liebe ist der Äquator des Geistes; Wahrheit und Freiheit sind die Wendekreise desselben. Das Individuum erkennt ihre Nichtigkeit, schiert sich weder um das Eine, noch um das Andere.“ Sodann geht der Verf. zum praktischen Geiste, zur Bildung über. „Bildung ist die Verwaschenheit und Verschwommenheit der Gränze, der Endlichkeit, der Individualität, die Karrikatur und Ironie auf alles Individuelle — Geistigkeit, Romantik, Selbstlosigkeit, Behändigkeit, Nervenschwäche, Abplattirung aller Ecken und Kanten, aller Gegensätze und Widersprüche. Sie ist Sittlichkeit, die Umkehrung der Wirklichkeit, der außer sich gekommene Geist, der Geist in seiner höchsten Staffel, die pure, reine Verrücktheit.“ Für das Individuum aber hört Alles auf. „So lächerlich als der Dogmatiker ist ihm auch der Ästhetiker, der Dichter so lächerlich als der Romanist und Idealist, der Naturphilosoph so lächerlich als der Metaphysiker, der Psychologe und Anthropologe so lächerlich als der Religionspekulant, die Philosophie so gut und schlecht als die Kritik und Orthodogie. Ihnen gegenüber lacht es. Es lacht, damit sie vernichtet. Das Individuum gibt sich auch mit Geistern ab, aus Unsinn, nur mit dem Unterschiede, daß es weiß, daß es Unsinn

treibt. Sein Umgang mit dem Geisterreiche ist daher: Ungeheure Feiterkeit. Wahrheitsliebe und Lüge, Heldennuth und Feigheit, Freiheit und Knechtschaft, Tugend und Laster, Ehre und Schande, Ruhm und Namenlosigkeit, Gemeinsinn und Egoismus — in Alles kann es sich finden und schicken, Alles kann es mitmachen, weil ihm Alles gleich hoch steht, weil es über Alles — lacht, oder, wenn du willst — ernst ist.“

So erhebt sich auf den Trümmern der physischen und psychischen Welt das Individuum (3tes Cap.) und ist zugleich Schwerpunkt und Mittelpunkt eines von allem früheren Daseyn total und specifisch verschiedenen Lebens. Was ist das Individuum? Namen nennen es nicht, denn Namen geben nur Allgemeines. Es ist Nichts und doch Alles, erhaben über alle Gegensätze; es ist weder theistisch noch atheistisch, weder gut noch böse, weder sinnlich noch geistig. Es ist es selbst. Es ist Individuum. „Darum,“ heißt es S. 308., „nehme ich meine Charakteristik zurück, weil sie wahr und falsch ist, weil ich in der Sprache und mit der Sprache eine Charakteristik dieses Individuums nicht geben konnte. Ich bin ich selbst allein.“

Zum Schluß nur noch einige Worte. Mancher wird, nicht hinlänglich vertraut mit dem Gange der neueren Philosophie, sich vorbehalten, dieser so weit zu folgen, als ihm billig dünkt; er wird mithin behaupten, daß weder Stirner's Buch eine Consequenz von Feuerbach, noch das Verstandesthum und Individuum eine notwendige Folge von Stirner sey. Feuerbach pocht gern darauf (vgl. z. B. die Vorrede zur 2ten Aufl. von Wesen des Christenth.), man möge ihn widerlegen, aber wohlgeremelt! nicht von einem anderen Standpunkte aus, als von dem der Philosophie, d. h. auf Grund Feuerbach'scher Phantasien, indem du zuerst das für wahr annimmst, was du nachher widerlegen willst. Eine Widerlegung ist nun auch in diesem Sinne erfolgt; man hat den Kern aus seinen Produkten geschält und Feuerbach selbst ist um ein gutes Stück mit fortgerissen worden. Wenn der Mensch überall nur sein eigenes Wesen wahrnimmt, die Gegenständlichkeit nicht an sich existirt, so ist die Natur mit ihren Gesetzen ein Eingebildetes und weil man dennoch in der Illusion befangen lebt, man habe eine Wissenschaft, so ist nichts natürlicher, als daß Jemand die auf der Hand liegende Folgerung zieht: Alles geistige Thun und Treiben ist Verrücktheit. Wer also nicht über dem Gegensatz von Geist und Materie ein Drittes annimmt, das diese geschaffen und nach ewigen Gesetzen regiert, der folge hübsch und trinke mit dem Verfasser des „Verstandesthum und Individuum“ Brüderschaft. — Übrigens wurde bisher gegen das Bestehende gekämpft, indem man an die Wissenschaft und ihre Berechtigung für das Leben provocirte. Hoffentlich ist man damit nun gründlich fertig geworden. Wir werden künftighin, sollte man ja Spaß daran finden, sich geistig zu beschäftigen, nur noch Komödien zu lesen bekommen. Pressfreiheit und alle anderen Freiheiten sind lächerlich geworden. Der Eine versteht nicht mehr den Anderen. Die Philosophen würden sich künftighin einen Wald zum Aufenthalte wählen, und da mit Gebedrösel eine Unterhaltung führen, wenn auch dies nicht Inconsequenz wäre.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonntag den 12. December.

N^o 99.

Aus dem Gebiet der inneren Mission.

(Schluß.)

Die innere Mission läßt sich organisch noch nicht theilen, auch in den alten Schematismus der Theologie so lange nicht einfügen, bis dieser selbst durch die Mission ein neues Lebensprincip gefunden haben wird. Aber noch einige Punkte will ich hieher setzen und dann noch Weniges aus der Geschichte der inneren Mission in Schlesien in's Besondere mittheilen.

1. So lange man in der Mission überhaupt noch die Frage aufwirft, ob die missionarische Thätigkeit könne eine allgemeine in dem Sinne seyn, daß man des bestimmten concreten Bekenntnisses nicht bedürfe, — so lange ist an eine gedeihliche Entwicklung der inneren Mission, von größeren Vereinigungen aus, nicht zu denken.

2. Wer das bestimmt concrete Bedürfnis in der missionarischen Thätigkeit negirt, dessen Christenthum ist bloß ein abstrakt gedachtes, kein historisch-geschichtliches, durch den heiligen Geist vermitteltes. Den Inhalt der Schrift haben wir überhaupt nur concret lebendig in der Kirche, woraus folgt, daß jede missionarische Thätigkeit, welche zum Zweck hat, den Inhalt der Schrift in die Kanäle des menschlichen Lebens zu leiten, im kirchlichen Bekenntnis stehen müsse.

3. Die Art der Schriftauslegung, die sich des Bekenntnisses überhebt, ist subjektiv und willkürlich, und so weit sie in einzelnen Lehrartikeln sich als wahr beweist, liegt ihr das kirchliche Bekenntnis wiederum zum Grunde, oder, was dasselbe ist, so weit hat diese Auslegung zum Princip die kirchlich gebildete Vernunft, nur auf bewußtlose Weise.

4. Die missionarische Thätigkeit sich ohne confessionell kirchliches Bewußtseyn zu denken, ist etwas Widersinniges und ein Beweis davon, daß man sich mit innerer Mission noch nicht beschäftigt, in welcher man sofort überzeugt wird, wie lebendiger Glaube und Erneuerung im kirchlichen Bekenntnis ein und dasselbige ist.

5. Wollte man sich die missionarische Thätigkeit denken mit einem unirten Bewußtseyn, so müßte dasselbe, wenn es ein kirchliches seyn wollte, doch ebenfalls concret und confessionell sich äußern; denn die Union ohne confessionelle Grundlage ist die moderne Lüge, durch welche der Teufel die Christen betrügt und sie um allen Glauben bringt. Die innere Mission hat darzuthun, worauf es mit diesem unirten Bewußtseyn hinaus will.

6. Nur aus der Kirche, welche im Bekenntnis sich erneuert, kann sich die innere Mission herausbilden, und wo sie durch dieselbe sich auf diese Weise zur Erscheinung bringt, wird der Prozeß der Erneuerung der Kirche im Bekenntnis ein allgemeiner.

7. Kirchenbeamte, welche das kirchliche Bekenntnis nur so

nebenbei aus Liebe zum Frieden und aus guten subjektiven Gründen gelten lassen, werden der inneren Mission auf ernstliche Weise eben so wenig das Wort reden, als die subjektiv reflektirenden Theologen überhaupt.

8. Wenn ein Geistlicher gläubig und im kirchlichen Bekenntnis das Wort Gottes verkündigt, so ruft er die Receptivität für innere Mission in seiner Gemeinde mit hervor und die Gründe kann er dann vor seinem Gewissen nicht mehr billigen, die ihn noch abhalten, sie in seine Hand zu nehmen und pfarramtlich zu tragen.

9. Die Lutherische Confession in der Landeskirche wendet sich auf eben so tiefe Weise der inneren Mission zu, als die reformirte; und daß die Lutherischen Dissidenten die innere Mission nicht begünstigen, aber gern die in ihr erweckten Glieder in ihre Gemeinschaft aufnehmen, ist ein Beweis dafür, daß sie sich den Lutherischen Begriff von der Kirche verdorben haben.

10. Von allen Gebieten christlicher Wirksamkeit ruht auf der inneren Mission die meiste Schmach; theils weil grade das Sündervolk (nicht die ehrbaren Leute) das Objekt ihrer Thätigkeit werden muß, theils weil in ihr das Thun Christi alle Glieder so befehlen muß, daß sie selbstlos, nur seine Organe heißen können, aus welchem Grunde das gemeinsame Gebet in der inneren Mission das vorherrschende Moment ist.

11. Nirgends sieht man das kirchliche Leben objektiv lehrhafter und subjektiv inniger sich gestalten, als in der inneren Mission. Sie umfaßt daher nicht nur das ganze Gebiet der Erweckung zum kirchlichen Leben, sondern auch das der Ausbildung zum kirchlichen Bewußtseyn überhaupt.

12. Es gibt kein Mittel, das in Folge des Unglaubens in Unwissenheit und Rohheit verfunkenes Volk schneller und erfolgreicher zur wahren und christlichen Gestalt zu bringen, als die innere Mission.

13. Diese Wirkung hat die innere Mission durch ihren gegenseitigen Unterricht, der zur nothwendigen Voraussetzung das Leben im Glauben an den Herrn macht und danach alle Erfolge seiner Wirksamkeit beurtheilt.

14. Die innere Mission theilt sich nach gewissen Zwecken und findet ihr Objekt jedesmal in den sittlichen Nothständen des Volkes, die als eine Folge des Unglaubens sich herausstellen; die innere Mission kann daher niemals die Tendenz in sich tragen, Kirche zu werden, vielmehr kann und will sie der lebendigen Kirche nur dienen.

15. Auswüchse und unwahre Tendenzen der inneren Mission hat die Kirche darum am wenigsten zu fürchten, weil das Glaubensleben in ihr sich kirchlich gestalten und sie alles von sich ausstoßen muß, was sich als ein Unkirchliches darin geltend machen will.

Nun noch etwas Geschichtliches. Dann und wann habe

ich das Bedauern aussprechen hören, als fänden sich in Schlesien fast gar keine Spuren von Anfängen einer inneren Mission. So wenig dessen auch ist, was man hieher rechnen kann, so gibt es doch auch hier gar manche Punkte, auf welchen das Feuer des neu erwachten Glaubenslebens brennt und von der inneren Mission genährt und unterhalten wird. Wir haben in Schlesien mancherlei Anstalten der inneren Mission, z. B. den Bibelverein in Buchwald, der eine nicht geringe Thätigkeit in der Organisation seiner Distriktsvorsteher entwickelt hat. In Tschirnau bei Guhrau und in Peterswaldbau gibt es Agenturen für Verbreitung christlicher Schriften aus dem Norddeutschen Verein. Eben so gibt es Agenturen für die Schriften aus dem Rauhen Hause in Breslau und Wahlstadt. Von Schulen der inneren Mission haben sich in Schlesien vorzugsweise Kleinkinder-Bewahranstalten gebildet. Wir nennen hier nur die in Trebnitz, Waldenburg und Schwusen bei Glogau. Die meiste Bekanntheit auf dem Gebiet der inneren Mission dürfte sich hier das Rettungshaus zu Schreiberhau erworben haben, welcher Anstalt ein Direktorium von Geistlichen und Schulmännern vorsteht. Ausführliche Nachrichten über dieses Haus enthält der achte Jahresbericht desselben, welcher beim Direktorium (Jenkau bei Gr. Baudis) jederzeit zu haben ist und postfrei übersendet wird. In diesem Rettungshause hat man Gelegenheit, auch wirklich die Anfänge eines Seminars für innere Mission wahrzunehmen und dürfte die Zeit schon nahen, einen freien Verein zu bilden für Ausbildung solcher Jünglinge, die ihr Leben dem Dienst der inneren Mission widmen wollen. Jüngst ist auch ein Rettungshaus in Kl. Wierschwitz im Bartschthal entstanden, welches der Gutsbesitzer Herr Mandel gegründet, dessen Statut in Jenkau entworfen und für dessen weitere Wirksamkeit sich am 22. Oktober a. c. ein Verein mit einem Comité gebildet hat. Dieses Haus hat bereits zwei Kinder aufgenommen und kann für die Niederung Schlesiens, so wie für das Großherzogthum Posen dasselbe werden, was Schreiberhau für die Gebirgsgegenden und für Schlesien überhaupt jetzt schon geworden ist. Auch noch andere Rettungshäuser, oder doch Vereine zur Rettung verwaelter Kinder finden sich in Schlesien vor, wie z. B. in Goldberg, Sagan, Görlitz, Jauer, Liegnitz, die gewiß auch im Segen wirken, von denen aber Ref. nichts Näheres erfahren hat; nur von dem Rettungsverein in Sagan weiß er, daß er unter der tüchtigen Leitung des Superintendents Nehmiz steht. In Breslau befindet sich noch kein Rettungshaus, jedoch werden von einem Zweigcomité des Schreiberhauer Vereins, welches sich dort gebildet, verwaelte Kinder in die Schreiberhauer Rettungsanstalt gesendet und freiwillige Beiträge zu diesem Zwecke gesammelt. Jünglingsvereine gibt es in Schlesien, so viel Ref. weiß, nur einen und zwar in Schreiberhau. Frauenvereine, welche mit ihren Arbeiten bestimmten Zwecken der inneren Mission dienen, haben sich in Waldenburg, Schreiberhau und Breslau gebildet. Behufs der Armenpflege im Sinne der inneren Mission hat sich in Schreiberhau der erste Verein gebildet; für Krankenpflege ist noch in keiner Stadt Schlesiens ein christlicher Verein zu Stande gekommen. Was auf diesem Gebiete ein Ausfluß der christlichen Liebe gewesen und mit der Pflege des

Körpers zugleich die Sorge für die Seele verbunden hat, ist namentlich auf den Dörfern von den Enthaltensvereinen ausgegangen. Auf diesem Gebiet der Enthaltenssache stellt sich in Schlesien sehr viel Erfreuliches in den kleinsten Anfängen heraus. In den Schlesischen Enthaltensvereinen, die meist von Laien geleitet werden und in aufrichtigen Grundsätzen stehen, hat sich ein reges Leben entwickelt. Solcher Vereine sind mit Ausschluß der Lausitz, in Schlesien gegenwärtig dreißig, und ist die Anzahl ihrer Mitglieder auch nicht zu groß, so können wir doch mit einem Vereine Preußens, der gegen 1600 Mitglieder zählt, in aller Demuth sagen: „Wir haben uns als eine Miliz des Herrn Jesu, als christliche Missionare betrachtet,“ alle unsere Versammlungen in diesem Sinne gehalten und alles Übrige in demselben verrichtet. Freilich tragen diese Vereine von allen Vereinen am meisten die Schmach der Welt, dessenungeachtet ist hie und da der Mund der Lästler mit Wohlthun verstopft worden. Man erkennt allmählig schon in größeren Kreisen, daß etwas Reelles der Enthaltenssache zum Grunde liegt, und daß es die große Noth des an den Brantwein gewöhnten Volkes ist, welche diese Vereine hervorgerufen, so wie, daß es die glaubensreiche Liebe ist, welche darin herrscht und sie zu den schönsten Rettungsanstalten gemacht hat. Es ist ein schönes Zeichen von der Wirksamkeit dieser Vereine, daß man von denen, die ihnen beitreten, sagt: Sie wollen sich bekehren.

Die Enthaltensvereine sind in Schlesien das allgemeinste Institut der inneren Mission und stehen unter einander auch in Verbindung durch eine Centralverwaltung. Der erste Schlesische Centralbericht, der Jedem für 2½ Sgr. portofrei zugesendet wird, der ihn verlangt, gibt über das Schlesische Vereinswesen den näheren Aufschluß; auch das „Mancherlei gegen den Brantwein“, welches monatlich von dem Centralcomité herausgegeben wird, enthält alle hieher gehörenden Stoffe dieser Mission. Außerdem liest man dann und wann Notizen über das Schlesische Vereinswesen in der Dorf-Kirchen-Zeitung, von Herrn Pastor Köppen, und in den „Fliegenden Blättern“, welche im Rauhen Hause zu Horn bei Hamburg erscheinen; vorzüglich aber sind die neuesten Nachrichten aus der Enthaltenssache in der „Statistischen Chronik“ zu lesen, redigiert von Herrn Professor Dr. Kranichfeld in Berlin.

J.

B.

Die Wahlfähigkeit zum geistlichen Amte.

Es werden jährlich der Kirche eine Menge künftiger Diener durch Ertheilung dieser Fähigkeit zugewiesen. Durch das Wahlfähigkeitszeugniß erhält der Inhaber auf der Stelle die Berechtigung zu Übernahme und Führung des geistlichen Amtes, sobald er von einem Patrone dazu berufen wird. Geschieht so eine Berufung innerhalb eines Jahres, so fällt auch das Colloquium weg, das sonst der Ordination und Confirmation für die geistliche Stelle vorangeht. Es ist für die Kirche von der größten Bedeutung, und die treuen und lebendigen Glieder derselben beachten's auch in unserer Zeit, wie jene Wahlfähigkeit ertheilt, an welche Bedingungen sie geknüpft wird. Da erscheinen diese

Denn in mancher Beziehung ungenügend und dem Wesen und der Bedeutung der Sache nicht entsprechend. Es geht jetzt von vielen Stellen des Kirchenregiments ein neuer Geist aus, es werden die Geistlichen zu Thätigkeiten auf, bei und neben dem Gebiete ihres Amtes ermuntert und aufgefordert von oben, die vor noch nicht langer Zeit ihnen kaum gestattet waren und auch in anderen Ländern bis jetzt noch nicht gestattet sind, wie im Weimarschen, Sondershausischen, Braunschweigischen u. s. w. Missionsstunden und Missionsvereine.

Indessen denkt man nicht so auch an neue Schläuche, um den neuen Wein hinein zu thun. Man stellt neue Anforderungen an das geistliche Amt, aber man läßt die alte Weise der Bildung und Vorbereitung dazu, und man sucht und will etwas vom angestellten Pfarrer, wonach man bei dem erst anzustellenden gar nicht gefragt hat. Und fragt man auch jetzt mehr bei der Anstellung selbst durch die kirchlichen Behörden danach, so scheint das viel zu spät; man muß bis auf die Wahlfähigkeits-ertheilung zurückgehen. Denn sonst kommen durch Privatpatrone eine Menge, vielleicht die Hälfte von allen, in geistliche Ämter, welche den jetzigen Anforderungen nicht genügen, und von der anderen Hälfte gehen wieder ein großer Theil Unfähiger durch die „Nothpforte“ ein: „Man muß ihm zu Brod helfen, der arme Mensch hat sonst keine Lebensmittel!“ „Ein unbarmherziges Erbarmen, daß man viele Seelen, die Gott mit seinem eigenen Blute erworben hat, um ihre geistliche Nahrung bringt, damit nur Einem Menschen zur leiblichen Nahrung geholfen werde“ (H. Müller).

Bergegenwärtigen wir uns kürzlich die Lage der Sache. Nach der Prüfung pro licentia concionandi steht der Candidat unter dem Superintendenten, in dessen Diöcese er sich aufhält, was gewöhnlich nicht mehr sagen will als das, daß er in die Con- duitenliste aufgenommen wird. Die Superintendenten können im Allgemeinen die Candidaten nicht speciell anregen und anleiten bei ihren Studien und ihrer praktischen Thätigkeit. Gesetz ist jetzt, daß der Candidat zwischen der ersten und Wahlfähigkeits- prüfung sich sechs Wochen bei einem Schullehrer-Seminar aufhält, um das Volksschulwesen kennen zu lernen. Man mag aus vielen einzelnen Erfahrungen diese Maßregel für nicht ausreichend ansehen, aber man thut gewiß unrecht, sie an sich und im Allgemeinen für nutzlos zu erklären. Ich weiß ein Seminar, wo die Lehrer sich um die Hospitanten bekümmern, besondere Besprechungen mit ihnen halten und wo Mancher eine heilsame pädagogische Anregung für sein ganzes Leben empfangen haben mag, aber leider weiß ich auch, daß grade um jener aufopfernden Fürsorge willen mancher Candidat grade dieses Seminar vermeidet. — Nach einem Jahre von der ersten Prüfung an kann der Candidat sich zur Wahlfähigkeits- prüfung melden, was gewöhnlich auch geschieht, um so zeitig als möglich in die Wahllisten zu kommen, um an der Anciennität nichts zu verlieren. Diese Zeit von einem Jahre ist offenbar zu kurz. Die Kürze dieses Terms ist der Hauptübelstand, mit dem dann der andere, in der Art der Prüfung auf's Engste zusammenhängt. Es ist in jener kurzen Zeit nicht möglich, das gewonnene und mit-

unter erraffte Wissen zu revidiren und innerlich zu verarbeiten, es durch Anwendung und Erfahrung zu prüfen, es umzusetzen für den Gebrauch der Gemeinde. Der Candidat kann auch die Erfordernisse des geistlichen Amtes, die Bedürfnisse der Gemeinden nicht kennen lernen, um daraus abzunehmen, was ihm selbst noch alles fehlt und noth thut. Er bleibt bei der Nähe der zweiten Prüfung nur in den Büchern stecken, repetirt und vermehrt möglichst das theologische Wissen. Die jetzige Kirchen- und Missionsgeschichte, die Missions- und Bibelgesellschaften, die Enthaltensamkeits- und viele andere Vereine für innere Mission, die Agenden und Liturgien, der für Predigt, Unterricht und Seelsorge unentbehrliche Schatz der evangelischen Kirchenlieder, die reiche altkirchliche homiletische und ascetische Literatur, die kirchlichen Katechismen —, diese alle bleiben dem Candidaten unbekannte Gebiete. Nicht einmal historisch kann er von alle dem Kenntniß nehmen, geschweige sich lebendig und, wo es erfordert wird, mit der That daran betheiligen. Und doch wird er, während ihm dieses nöthige geistliche, recht eigentlich kirchliche Wissen und Streben fehlt, für wahlfähig zum geistlichen Kirchendienste erklärt.

Was ist es nun aber, worauf jetzt die Wahlfähigkeit ertheilt wird? Auf dasselbe theologische, allgemein wissenschaftliche und dürftige praktische Wissen hin, wie die *licentia concionandi*. Es wird eine theologisch-wissenschaftliche Abhandlung in Lateinischer Sprache und eine Predigt eingereicht, so wie ein Lebenslauf, namentlich über Fortbildung seit der ersten Prüfung. Sonst nahm man es damit sehr leicht, die Meisten thaten es auf ein Paar Seiten ab, weil sie eben von einem Jahre nicht viel Erlebtes und Gethanes zu berichten hatten. Dann werden eine Lateinische und eine Deutsche theologisch-wissenschaftliche Arbeit in der Clausur gefertigt. Die eingereichte Predigt wird gehalten; eben so eine Katechisation. In der mündlichen Prüfung wird Dogmatik, Exegese, Moral, Philosophie u. s. w. gefragt. Alles wie bei der ersten Prüfung. Die Wahlfähigkeitsprüfung hat nichts Specifisches. Auf die „*literals rerum divinarum cognitio*“, auf eine „*fleischliche peritia rerum theologiarum*“, wie Spener sagt, wird die Wahlfähigkeit zum geistlichen Amte ertheilt. Werden schon viele wichtige Seiten des Wissens, des recht eigentlich kirchlichen Wissens, bei dieser Ertheilung nicht berücksichtigt, so liegt es noch viel mehr in der ganzen Art dieser Prüfung, dabei von der persönlichen subjektiven Stellung des zu Prüfenden zu der Kirche und ihrem Bekenntnisse abzusehen. Die größere oder geringere Masse jener „*eruditio ventosa, omni divina virtute vacua*“, um nochmals mit Spener zu reden, bestimmt das Zeugniß über größere oder geringere Befähigung zur Führung des geistlichen Amtes. Das ist ein ungeheurer Übelstand. Man erklärt Leute für fähig und tüchtig zum Kirchendienste, ohne irgend wie ihrer Stellung zur Kirche gewiß zu seyn, ja ohne sich versichert zu haben, daß sie die Kirche, ihre Schätze der Lehre und Erbauung, ihre Anstalten, ihr Leben, ihre Herrlichkeit, ihre Gebrechen u. s. w. genau kennen. Die so für wahlfähig Erklärten werden dann wirklich zu einem Amte berufen. Nun, nachdem sie halb im Amte stehen, wird erst noch ein Bekenntniß verlangt. Ist aber Einer auf allgemeines theo-

lectiones und andere Werke den für wahrhaftig erachtet, so müßte dann dasselbe allgemein auch hinreichend sein zur Befriedigung der Wahl, oder es wird jene Wahlbarkeit hindernach noch an neue, andere Bedingungen geknüpft.

Nach dieser Darstellung muß zweierlei gerührt werden:

1. daß die Medane zur Wahlprüfungseröffnung erst den Jahres nach der pro licentia bestandenen verfaßt ist, daß der Candidat Zeit gewinnt zu seiner Erweiterung und zu Erweiterung einer „rechtsharmonischen und des Namens würdigen Gewissens“.
2. daß genau bestimmt wird, wie die erste Prüfung von der zweiten sich unterscheidet, und daß ein solcher Unterschied nach den oben gegebenen Gesichtspunkten gemacht wird.

Allein wie ist mit dem geforderten Bekenntnis? Man lese nur was Luther sagt, spricht Witten, man lese auch Gewissensfragen mit vor, daß die Herzen offenbar werden und werden können. Was sonst noch im Besonderen dafür zu thun nöthig und möglich ist, mögen die zuhören, denen der Herr der Kirche das Regiment in die Hände gelegt hat. Um aber Repräsentanten vorzubringen und in das selb. Verständnis des hochbedeutenden Gesagten einzuführen, will ich zum Schluß eine Anzahl Fragen aufwerfen, wie ich sie mir für die Wahlprüfungseröffnung zweckdienlich und angemessen denke, ohne weitere besondere Wahl, wie sie wie eben in die Feder kommen.

— Wie lautet die erste Frage im Heidelberger Katechismus? Wie unterscheidet sich der Heidelberger Katechismus vom Lutherischen in der Anerkennung? Wie in Geist und Darstellung? Welche Anerkennung ist vorzuziehen? Wie prägt sich in beiden der Charakter der Lutherischen und reformirten Confessionen aus? Wie unterscheiden sie sich in der Zählung der Gebote? Wie in der Fassung derselben? Jarrifern und wo spricht die heilige Schrift selbst für die freiere Lutherische Weise darin? Wo stehen die zehn Gebote in der heil. Schrift zusammen? In welchen Theilen bedarf der Lutherische Katechismus besonders der Ergänzung? Welches sind einige seiner treffendsten Erklärungen? Hat Luther in der Erklärung der ersten drei Sitten dem Zusammenhange derselben unter einander genügt? Wie ist das zweite Hauptstück am Krankenbette zu gebrauchen? Wie das Hauptstück von der Taufe? Auf welche Weise unterscheidet sich die Composition des vierten und fünften Hauptstücks bei Luther von den drei ersten Hauptstücken? Was ist Tauchtaufe? Steht in unserer Agenda von 1829 etwas davon? Ist die abgefürzte Liturgie in unserer Agenda noch ein organisches Ganze? Hat das Kirchengesetz die richtige Stellung in unserer Liturgie? Was ist von den Einlagen in's Kirchengesetz zu halten? Was ist die Bedeutung des Ternes nach dem Sündenbekenntnisse? In welchen wichtigeren Stücken löst unsere Agenda eine Freiheit zu? Soll man von der Freiheit, den Glauben singen zu lassen, für gewöhnlich Gebrauch machen? Von wem ist der sogenannte große Glaube gedichtet? Welche Psalmen haben wir von Luther in Liedern? Wie unterscheiden sich diese Psalmenlieder von denen in der Reformirten Kirche? Welche Lieder oder Verse hat Luther aus der Katholischen Kirche mit bereicherter Pflanzung? Wie unter-

scheiden sich die Lieder des Reformationszeitalters von denen V. Gerhards? Wie viel hat man von dem geistlichen Lieder? Wie lautet sein berühmtes Abendlied? Worin liegt die Schönheit derselben? Welches sind die bekanntesten Trostlieder von ihm? Welches die Loblieder? Von wem ist das Lied: Nun danket Alle Gott? Aus welcher Stelle ist es gestiegen? Welches eben daher von V. Gerhardt? Was ist das Lied: In allen meinen Thaten ursprünglich für ein Lied? Was versteht man unter Bekenntnisliedern? Welche Psalmen sind zugleich kräftige Trostlieder? Gibt es Ausdrücke in alten Liedern, welche in einem Kirchengesangsbuche nicht stehen bleiben können? Welche Anhänge gehören zu einem Kirchengesangsbuche? Welche davon hat das Berliner? Welches sind einige der berühmtesten älteren Gebetbücher? Wer war Heinrich Müller? Was hat man von ihm für homiletische und Erbauungsschriften? Welcher Verein hat die geistlichen Erquickstunden jetzt herausgegeben? Wie verhält sich dieser Verein zum christlichen Vereine im nördlichen Deutschland? Wo und was ist das Rauhe Haus? Wo und welches sind ähnliche Anstalten? Was versteht man unter innerer Mission? Ist der Ausdruck zulässig? Wer war Hans Egede? Wie viel und welche Institute für Seiden-Mission gibt es in Deutschland? Wo ist in diesem Jahrhundert die Missionsarbeit am gesegnetsten gewesen? — u. s. w. u. s. w.

Eben habe ich ausführlich mit einem Candidaten gesprochen, der aus der Kandidatensprüfung kam. Da waren von allen vorstehenden Fragen nur einige aus der Hymnologie vorgekommen, und, da das zufällig und nur eben ausnahmsweise einmal geschehen, unbeantwortet geblieben. Die Prüfung hatte sich bewegt um das Princip der Moral, um die Geschichte eines Papstes, um die Meinungen von der Person Christi, namentlich die der Philosophen, und beinahe zwei Stunden um einen einzigen philosophischen Begriff. Da war denn dabei herausgekommen, daß Alle herzlich wenig wußten von diesen Dingen, und darauf waren sie Alle für wahlfähig erklärt worden. Wahrhaftig, ich bin kein Feind der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, man soll nur über Töten und Mord nicht das tägliche Brod vergessen, ja dieses muß man zu allererst haben. Aber so sieht die Sache gar nicht einmal, ob Wissenschaft oder nicht. Es fragt sich bloß, welche Art Wissenschaft von künftigen Geistlichen vorzugsweise verlangt werden soll. Jenes oben bezeichnete Material setzt wissenschaftliche Bildung voraus und kann ohne dieselbe nicht angeeignet werden; es gilt dabei tüchtige Studien, von Ernst und Liebe zu den Sachen getragen und einer Andacht, die sich hineinversenkt und förmlich hineinlebt. Es geht aber mit künftigen Geistlichen jetzt so, daß sie das vom Leben ganz unberührte und losgelöste Wissen suchen, in der Philosophie sich herumtoben, wie die Fliegen auf der Buttermilch, vieles „bis an den Hals studiren“, und dann in's Amt kommen und von rechtsharmonischer Kenntniß der Bibel, des Katechismus, des Gesangbuches, des Lebens, der Sitten und der Annalen der Kirche weniger wissen, als nur halbwege geförderte Gemeindeglieder. Es wird darin nicht besser werden, als bis die zwei oben verlangten Bestimmungen zur Ausführung kommen. Der Herr gebe es bald!

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 16. December.

N^o 100.

Eine Appellation an die General-Synode der Evangelischen Landeskirche in Preußen.

Es gab eine Zeit, wo eine einzelne Stimme aus der Kirche von dem übel berichteten Papste an den besser zu unterrichtenden appellirte. Die Geschichte berichtet, daß die Appellation formell und materiell zurückgewiesen worden ist: sie ist auch direkt erfolglos geblieben. Aber eben so gewiß ist es, daß die Römische Kirche, daß ihr Oberhaupt dermalen wirklich besser berichtet ist, wie vormals. Die Appellation ist nicht vergeblich gewesen.

Aber schon vor jener Appellation, und wieder nach derselben erhoben sich in der Kirche unzählige Stimmen, die auf eine allgemeine Kirchenversammlung drangen, und von dieser die Abstellung aller Gebrechen, die Erledigung aller Beschwerden, die Herstellung gottgefälliger Ordnung und Eintracht erwarteten. Die Geschichte lehrt, daß auch diese Forderung der Zeit in dem Umfange und in dem Sinne, wie das Verlangen war, nicht erfüllt worden ist. Insofern hat sich damals die Volksstimme nicht als Gottesstimme erwiesen. Dagegen ist statt der gehofften Union der christlichen Kirchenabtheilungen nur eine desto entschiedener Spaltung eingetreten: aber auch die Spaltung zeugt von einer Einheit, die sich eben nur differenziert und dirimirt hat. Durch diese im Fundamente gebliebene Einheit ist jenem Verlangen ein Genüge gesehen, durch die Diremction der Freiheit ihr Recht widerfahren.

Es fragt sich, ob und wie fern diese kurzgefaßte Geschichte der Vorzeit für die Gegenwart der Kirche eine praktische Lehre enthält. Auch unsere Zeit fühlt ein Bedürfnis nach einer neuen Auseinandersetzung über die Kirchenlehre und Kirchenverfassung: auch unsere Zeit appellirt an Synoden. In der Vergangenheit kamen Synoden nur unter Gleichgesinnten zu Stande: sie sind zum Schutze der Kirche bestimmt, und erfordern treue Anhänger und Glieder der Kirche. Darum sagt Luther: „Concilia lehren nicht, sondern wehren, daß nichts Neues wider die alten Lehren gepredigt werde.“ *) So war es sonst: so ist es in

*) Wir können hier nicht unterlassen, auf eine kleine Schrift aufmerksam zu machen, welche während des Zusammentritts der ersten General-Synode in Berlin erschienen, und den dazu berufenen Gliedern nicht unbekannt geblieben ist. Der Titel ist: „Zuruf Dr. Martin Luthers an die Kirchenversammlungen des neunzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur richtigen Würdigung geistlicher Synoden von W. Bötlicher, Prof. am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Berlin, 1846, Gröbe.“ Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Zeugnisse von den Synodalen recht ernstlich beherzigt würden, wenn — sie wieder zusammenkommen. Diese Zeugnisse enthalten auch ein kräftiges Wort über

der Ordnung. Aber unser gegenwärtiger Zustand in der Evangelischen Kirche ist durch mannichfache, durch zweiseitige Schuld nicht mehr in der Ordnung. Jetzt fordert man daher Synoden, in welchen die entgegengesetztesten Richtungen vertreten sind. Und diese Forderung hat auch unter den veränderten Umständen insofern ihre Berechtigung, als die Kirche selbst, welche sie verlangt, oder wenigstens das Aggregat derer, welche noch äußerlich dazu gezählt werden müssen, von den verschiedensten Richtungen durchdrungen ist, aber sich noch nicht förmlich auseinandergesetzt hat, weil die Richtungen in solcher Confusion durch und wider einander sich bewegen, daß sie sich noch nicht abgeklärt haben, und deshalb auch noch nicht von einander lassen wollen, noch nicht mit einander brechen wollen. Wenn früher die Trennung der neuen Sammlung, die Spaltung den Synoden vorausgegangen war, so hat sich jetzt die Bewegung umgekehrt so gestaltet, daß der Spaltung die Synoden vorausgehen zu müssen scheinen.

An dieser Fügung läßt sich nicht meistern; genug, sie ist da. Und darum ist es auch wirklich nach vielen Vorbereitungen in unserem Vaterlande zu einer evangelischen General-Synode gekommen. Es liegt in der Natur der Zeitverhältnisse, daß in einer solchen Synode die verschiedensten Richtungen vertreten sind, die nicht zusammen gehören und nicht zusammen bleiben können, die sich aber berühren müssen, um sich auseinandersehen zu können. Eine solche Composition liegt dermaßen in dem gegenwärtigen Zustande der Evangelischen Kirche Deutschlands, daß selbst die Maßgabe, wonach nur gottesfürchtige und kirchlich gesinnte Männer dazu erwählt werden sollten, die Wahl der verschiedenartigsten Richtungen nicht abwenden konnte; denn es gehört eben auch zur Charakteristik unserer Zeit, daß die Vorstellungen von christlicher Gottesfurcht und kirchlicher Gesinnung verdunkelt sind und verschwimmen. Wer unter solchen Verhältnissen in unserer Zeit eine andere, eine regelrechte Synode nach dem Ideale abstrakter Vorstellung verlangen wollte, der verlangt — eine Unmöglichkeit. Es ist jetzt die Zeit gekommen, da sich das einzelne Subjekt, jedes einzelne Glied der Kirche auf sein Verhältniß zur Kirche noch einmal — befinnen will, und dies ist auch — ein Ausdruck der Zeit geworden. Sollen wir dawider seyn, wenn die abgewichenen Glieder noch einmal mit den anderen gemeinsam sich besinnen wollen.

Aus dem Gesagten scheint die relative Berechtigung der

die Liebe, welches wie für unsere Zeit geschrieben ist, denn ärger als jetzt ist die christliche Tugend der Liebe und Pauli Predigt darüber (1 Cor. 13.) noch niemals gemißbraucht worden.

General-Synode und ihrer Composition nach allen Beziehungen zu folgen. Die Zusammenberufung der disparatesten Elemente ist eben darum gerechtfertigt, weil sie der Wirklichkeit der Kirche in ihrer gegenwärtigen Verfassung entspricht. Sie ist eben deshalb berechtigt, weil sie faktisch nicht zu ändern war. Es ist anderwärts ausgeführt worden, daß die allerbeste Staatsverfassung für faktisch gegebene Verhältnisse die aller schlechteste seyn würde, oder daß die der Idee eines politischen Organismus am angemessensten entsprechende bürgerliche Ordnung in der Anwendung auf Zustände, die dazu nicht reif sind, die aller unangemessenste Einrichtung zur Folge haben würde. So verhält es sich auch mit der Kirchenverfassung: so verhält es sich nicht weniger mit Synoden in der Zeit verwirrender und auflösender Gährungen.

Es fragt sich jetzt nur, worin die Aufgabe einer solchen Kirchen-Synode bestehen kann und muß. So viel ist klar, daß eine solche Synode zunächst nur aus Atomen besteht. Ihre Elemente können nur uneigentlich, nur im äußerlichsten Sinne Glieder genannt werden, denn zur Gliedschaft gehört Ein Leib, zu Einem Leibe Ein Organismus, zu Einem Organismus Ein Haupt und Centrum, Einigkeit im innersten Fundamente. Wer könnte eine solche Zusammengehörigkeit in der Composition der General-Synode finden, ja — nur suchen? Sie besteht wesentlich, gleich der äußeren Kirche selbst, in einem Aggregate vieler Atome. Es ist zu hoffen, es ist zu wünschen, ja darauf ist auch der Zweck der Zusammenberufung mit gerichtet, daß von diesen Atomen wenigstens etliche der Kirche gliedlich sich wieder anzuschließen anfangen. Aber zunächst besteht die Synode nur aus Einzelnen: selbst die Zusammengehörigen sind durch die dazwischen geschobenen Elemente getrennt. Wenn diese Atome nicht sämmtlich auf einmal durch ein Pfingstwunder zu organischen Gliedern umgewandelt werden, so kann die Vielheit selbstredend zu einer Einheit, zu einer Totalität, zu einem Gesamtgeiste nicht gelangen, oder nur den Schein, nur den Namen solchen Lebens erborgen. Wie ihr der Leib fehlt, so fehlt ihr auch der Gemeingeist. Es ist auch wirklich bei der ersten General-Synode in Berlin zu einem solchen fühlbar durch die Reihen gehenden Geiste der Gemeinschaft niemals gekommen. Wer davon jemals in irgend einer christlichen Versammlung etwas verspürt hat, der wird diese Thatfache nicht läugnen wollen.

Sienach kann sich die Aufgabe der Synode nur darauf beschränken, daß sich die atomistischen Elemente, so weit und wenn und weil sie sich nicht im Grunde verbinden können, desto aufrichtiger fordern, daß sich die Subjekte frei, offen und ehelich gegen einander stellen, um sich auseinander zu legen. Nichts ist daher so nöthig, als *sectio in partes*. Durch diese Sonderung allein kann der atomistische Verband zu zwei organischen Verbindungen werden, und die fehlende Totalität zu zwei Totalitäten gedeihen.

Es ist wohl zu merken, daß eine solche Trennung, welche der Wahrheit die Ehre gibt, die beiden Seiten, in welche sie sich auseinanderlegt, erst recht zu verbinden geeignet ist: denn wie können sich die zusammengehörigen Elemente verbinden, wenn

nicht die dazwischenliegenden ausscheiden, und sich nun auch ihrerseits aneinanderschließen?

Allerdings müssen aber gründliche Differenzen sichtbar geworden seyn, ehe es zu einer solchen definitiven Parteilung gelangen kann. Ist aber diese einmal indicirt, so kann auch jeder einzelne Gegenstand der Berathung, nicht allein die Kirchenlehre, sondern wegen des organischen Zusammenhangs auch Kirchenverfassung, Kirchenverwaltung, Kirchendisziplin die geeignete Veranlassung zum Ausbruch geben. Ja, selbst die zufällige Einstimmigkeit im Resultate einer Entscheidung kann zu solchem aufrichtigen Zwiespalte führen, wenn die Gründe diametral auseinanderweichen. Denn in dieser Sphäre kommt es zunächst auf das Innere, mithin auf die Gründe an. Und eben darum versteht es sich auch von selbst, daß keine Partei die andere überstimmen kann, denn dazu gehört corporative Einheit. In deren Ermangelung kann die grundsätzliche Trennung eben nur — Trennung, Seccession zur rechtlichen Folge haben.

Zu Speyer wurde einst ausdrücklich und feierlichst von der Minorität gegen die Stimmenmehrheit in Kirchensachen protestirt. Der 19. April 1529 hat der evangelischen Minorität den protestantischen Beinamen erworben. Es ist daher wenigstens nicht protestantisch, auf eine solche Stimmenmehrheit sich zu berufen: es ist auch nicht evangelisch. — Matth. 7, 14. Luc. 12, 32. — Auch in Augsburg hat 1530 nicht die Stimmenmehrheit entschieden: ein Bekenntniß läßt sich nicht überstimmen. Auch in Augsburg ist 1555 nur durch definitive Anerkennung der Trennung der Religionsfriede zwischen den Getrennten vermittelt worden. Unsere Synoden haben mehr mit solchen Religionsverhandlungen Analogie, als mit geistlichen Concilien: der Name darf uns nicht täuschen. Ergibt sich hieraus auch historisch die Berechtigung der General-Synode, so ist damit zugleich ihre Bestimmung zu grundsätzlicher Auseinandersetzung näher bestimmt: die Aufgabe reducirt sich nothwendig auf die Alternative: Entweder grundsätzliche Verständigung, oder Bruch, Trennung in zwei Seiten, wobei dem Centrum die Wahl bleibt, nach der vorwiegenden Richtung sich zu entscheiden, wobei allen die Aussicht auf künftige, desto gründlichere Wiedervereinigung offen bleibt.

Dennoch möchten wir es nicht zu tadeln wagen, daß die General-Synode bei ihrem ersten Zusammentritte noch nicht zu einer solchen radikalen Scheidung gekommen ist. Wir nehmen das Verhältniß, wie es gegeben ist: wir dürfen nicht zu viel auf einmal fordern: wir müssen billig unsere eigene Schwäche nicht verschweigen: wir dürfen die Rücksicht auf theilweise noch mögliche Annäherung nicht gering schätzen: wir müssen jedenfalls Unterschiede, Stufen und Vorstufen auch in der nothwendigen Einheit anerkennen. Daß es nicht sogleich am Anfange zum Letzten, zum Äußersten gekommen ist, mag theils darin, daß die zusammengehörigen Elemente nicht sogleich sich zusammenfinden und zusammenbinden konnten, theils darin, daß solche Trennung — schwer, der Abschied bitter ist, seinen Grund finden. Wenn es unter solchen Umständen für jetzt noch nicht zu einer Scheidung gekommen ist, so fehlt eben deswegen auch zur Zeit

noch die Entscheidung: denn Stimmzählung kann nicht entscheiden, weil jede Zählung, wie wir in der Schule lernen, gleichnamige Größen voraussetzt.

Ist aber dem wirklich so, so möchten wir auch nicht zweifeln, daß bei einer zweiten Zusammenkunft das Unvermeidliche nicht außen bleiben wird; es wird immer entschiedener eine Sektion in Altkirchliche und Neugläubige heraustreten; und unter diese Kategorien, wie sie auch benannt werden mögen, werden auch alle dazwischen stehende oder vermittelnde Elemente je nach der in ihnen überwiegenden Seite sich bequemen müssen. Allerdings ist aber zu erwarten, daß alsdann das Zahlenverhältniß anders zu stehen kommen wird, als es bisher bei den unterschiedenen Abstimmungen zwischen den Majoritäten und Minoritäten sich herausgestellt hat: denn Viele, die mit dem Herzen der Kirche nicht mehr, oder noch nicht angehören, werden sich gleichwohl wenigstens zur Zeit noch der objektiven Autorität unterwerfen, weil sie der subjektiven noch weniger trauen. Ja, es wird sich auch ein quantitativer Unterschied zwischen der ersten Ition und Sektion und zwischen der endlichen SeceSSION herausstellen, denn zur letzteren entschließen sich nicht Alle, die sich von der Luft der Zeit haben fortreißen lassen. Ist aber der Wahrheit zu Ehren die endliche Entscheidung geschehen, so ist auch mit Sicherheit vorauszu sehen, daß alsdann unter wachsender Offenheit und Freimüthigkeit, wenn erst der Alp der Verschlossenheit abgewälzt, wenn alle Zurückhaltung überwunden seyn, wenn hieburch jedes Herz erleichtert sich fühlen wird, das persönliche Verhältniß unter den Getrennten desto freundlicher, menschlicher, christlicher sich gestalten wird. Ja, es wird sich erst alsdann zeigen, daß auch unter den Getrennten noch eine Einheit, selbst noch eine specifisch christliche, wenn gleich noch so breite, übrig geblieben ist: es wird sich erst dann — aber nicht eher — zur Wiederannäherung die rechte Brücke finden. Nur unter der Bedingung einer aufrichtigen Auseinandersetzung ist wahre, aufrichtige Liebe gegen die Getrennten möglich: alle andere Liebe ist unwahr.

Die letzte Frage würde die Folgen der Spaltung in den äußeren Verhältnissen betreffen. Aber das ist eine Rechtsfrage, deren Entscheidung nicht schwer fallen kann. Wer aus einem Kirchensysteme scheiden will, weil ihm die Gesetze desselben nicht mehr zusagen, der muß sich auch den rechtlichen Folgen dieser Scheidung unterwerfen, und das Übrige von der Liebe erwarten.

Hiermit kommen wir am Schlusse auf den Anfang zurück, denn wir appelliren hiermit ebenfalls von der ersten General-Synode an die Zweite, auf daß der unlängbare Conflikt, auf seine Spitze getrieben, durch rückhaltlose Aufrichtigkeit zu seiner endlichen Entwicklung und Entscheidung gelange.

Briefe über das Pfarramt.

(Von einem Geistlichen, der noch nicht lange im Amte ist.)

1. Es ist schwer, an die Seelen heranzukommen.

Du möchtest, mein theurer Freund, grade darum etwas von mir über das Pfarramt hören, weil ich noch nicht gar lange

darin bin, und also die Eindrücke, die dasselbe auf mich macht, mir noch frisch sind. Du magst nicht ganz unrecht haben, daß man, wenn man erst einige Jahrzehnte ein Amt verwaltet hat, aus der Masse der Erfahrungen gar nicht mehr heraussehen kann, auf einzelne Erfahrungen zu viel gibt, und sich von dem Eindringen des lebendig frischen Geistes abschließt. Aber es hat denn doch auch diese Sache zwei Seiten, meine Erfahrungen sind noch nicht vielseitig genug; es scheint mir an meinem Pfarrtage die Uhr erst auf 9 Uhr früh zu stehen, und ich weiß nicht, was mir noch der Mittag, der Nachmittag und der Abend bringen wird. Ich möchte deshalb noch keinen Tagesbericht abfassen, wenn gleich, wie Du schreibst, meinem Pfarrtage schon ein Schultag mit manchen Erlebnissen vorangegangen ist, so daß mich die Jugend nicht mehr drückt. Du wirst auch besonders aus meinen Briefen nichts lernen können, wohl aber ich, indem ich sie schreibe, und von Dir belehrt werde, und deshalb will ich Dir nicht zuwider seyn, sondern unumwunden schreiben, wie ich das Pfarramt ansehe, und wie ich mich suche in dasselbe einzuleben. Indem ich das Dir mittheile, so muß ich mir meine Stellung selbst mehr zur Klarheit bringen, und indem Du mir die Bemerkungen darüber aus dem reichen Schatze Deiner pfarramtlichen Erfahrungen nicht vorenthältst, so kann ich dabei lernen.

Wenn ich so manche andere Stände ansehe, wie sie weiter nichts wollen und sollen, als irdischen Bedürfnissen abhelfen, oder wenn ich manche Beamte betrachte, welche von früh bis Abend in der Zwangsjacke der Tagesordnung stecken, so scheint mir der Stand des Geistlichen einer der köstlichsten Stände zu seyn. Der Geistliche hat nicht zu sorgen für das, was gegessen und getrunken werden soll, womit man sich kleidet, was man zum Schutz gegen Hitze und Kälte, Regen und Wind gebraucht, und er kann sich selbst seine Zeit einteilen, die Uhr treibt ihn nicht. Aber wenn man so fragt, was soll denn der Geistliche erzielen, wie stehen die, an denen er zu arbeiten hat, und wie steht er selbst, der da arbeiten soll, so kann einem siedend heiß werden. Mancher Arbeiter macht täglich seine Stückzahl, wird damit in der Regel fertig und kann es sehen, mancher Andere hat seine Stunden, und ist die Zeit gehörig ausgekauft, so ist das zu Erreichende erreicht; der Schreiber sieht die Bogen vor sich liegen, die er geschrieben oder abgeschrieben, der Rath weiß die Nummern der von ihm gemachten Dekrete; aber was der Geistliche zählen und messen kann, die Zahl der Tausen, Trauungen, Begräbnisse, Predigten, das ist noch nicht sein eigentliches Werk, sondern nur die Hülle seines Treibens. Sein Werk geht darauf hinaus, daß das Heil in Christo jedem Gemeindegliede zu Theil werde, daß Alle, welche zu seiner Gemeinde gehören, mit Mund und Herzen, mit Worten und Thaten bekennen, daß Jesus Christus der Herr sey zur Ehre Gottes des Vaters. Daß Christus in seiner ganzen Gemeinde und in jedem Mütterchen und Kindlein Gestalt gewinne, das ist die Aufgabe seines Amtes. Der Ansaß, der Anfang zur Lösung dieser Aufgabe ist sehr schwer, so daß man dazu nicht ein Mal recht kommt, was soll man sagen von der dauernden Fortsetzung und von der siche-

ren Vollendung? Wahrlich, man möchte wohl, wenn man die Schwierigkeit der Aufgabe sich recht vorhält, alles Andere eher seyn, als ein Geistlicher oder Seelsorger. Je tiefer man in die Gemeinde hineinsieht und hineingeht, je mehr man bemerkt, wie die ganze Gemeinde und fast alle Einzelnen nichts weniger von dem Geistlichen verlangen, als daß er sie zur Wiedergeburt bringe, desto banger wird man. Und richtet man nun erst seinen Blick auf sich selbst. Da soll man seyn ein Prediger, den der Geist Gottes treibt und leitet, ein Priester, der täglich die ganze Gemeinde im Gebete Gott darbringt, ein Seelsorger, der das Geschlagene verbindet, das Unterköthige ausschneidet, die bösen Geister bannet, und überall umhergeht und wohlthut. Weil äußerlich es so leicht ist, zumal wenn man eine kleine Gemeinde hat, und wenn die Gemeinde weiter nichts verlangt, ein Pfarrer zu seyn, so ist es innerlich so schwer, wahrhaftig das Amt zu verwalten, an die dereinstige Rechenschaft will ich gar nicht einmal erinnern.

Wenn ich so zu Zeiten es mir vorhalte, was ich sollte seyn und thun, und dann auf meine Gemeinde und auf mich sehe, wie sie nichts sucht, ich nichts bin; so möchte ich in mir selbst vergehen, und sprechen zu dem Herrn: „Nimm mir mein leichtes Amt ab; es ist zu schwer für mich; sende hierher, wen du willst; nur mich setze dahin, wo ich was Äußeres schaffen kann, damit ich doch Werke sehe von meiner Hand verrichtet und so Freude an dem habe, was mir gelungen ist!“ Ein Schulmann sieht doch wenigstens, wie die Schüler rücken; aber ein Geistlicher sieht die Gemeinde entweder gar nicht rücken, oder nur so rücken, wie die Gletscher, welche mit dem Lauf der Sonne ab- und zunehmen, aber doch nimmer von der Sonne bewältigt werden.

Diesenigen Geistlichen, welche in großen Gemeinden von früh bis spät zu thun haben, welche jährlich viele Hunderte von Kindern zu taufen, hundert bis zweihundert Paare zu trauen haben, mögen sich damit beruhigen, daß sie vielfach in Anspruch genommen werden und so ihr Brot mit Ehren essen, da sie fleißig gearbeitet. Sie können ihre Kirchenbücher als Zeugnisse ihres Fleißes und ihrer Anstrengungen ansehen, ihre Predigtentwürfe schwellen gewaltig an, und so sehen sie ihre Werke. Wer aber, wie ich, eine kleine Gemeinde hat, etwa jährlich zwanzig Taufen, vier bis sechs Trauungen u. s. w., der möchte nun etwas Anderes sehen, das ihn befriedigte. Ich habe mich zu Zeiten recht gefreut, wenn ich als Bakanzprediger von früh halb 8 Uhr bis gegen 5 Uhr, mit Ausnahme einer Mittagsstunde, in zwei Gemeinden arbeitete, wenn mir da das Sprechen doch endlich schwer und ich ganz abgespannt ward.kehrte ich da in die Heimath zurück, so begleitete mich der süße Gedanke: „Du hast heute was gethan.“ Ähnlicher Weise beneide ich die Geistlichen im Wuppertthale, die oft so viel in Anspruch genommen werden, wie Stier flagt, daß sie es nicht abhalten können; und denke auch wohl an die Reiseprediger in Amerika, welche fast die ganze

Woche auf dem Rücken eines Gauls, oder auf einem Wäglein, oder auch auf ihren eigenen Füßen sich befinden, um ihre zerstreuten Gemeindevorsteher zu besuchen, und ihnen das Wort Gottes und die Sakramente darzureichen. Hat ja eine jede Lage ihre *essentia amara* und ihre *essentia dulcis*, welche beide, jede in ihrer Art, heilsam sind. Der liebe Oberhelfer Linder aus Basel sagte einmal, als er mich besuchte, zu mir: „Ich beneide oft diejenigen Amtsbrüder, welche mit von den Wohlthaten und Liebesgaben der Gemeinde leben müssen. Das Empfangen von Seiten des Geistlichen bildet ein stärkeres Liebesband, als das Geben an die Gemeindeglieder von seiner Seite.“ — So auch beneide ich in meiner äußerlich sehr bequemen Lage zu Zeiten die Amtsbrüder, welche es recht unbequem, wegen der vielen Arbeiten, oft an drei bis vier Orten, haben, weil sie das Gefühl stets mit sich herumtragen: „Du hast was gethan.“ Wer aber eine kleine Gemeinde hat, der kann sich mit seinen äußeren pfarramtlichen Verrichtungen wenig trösten, er hat Wochen, in denen nichts Besonderes vorkommt, und die ganze Woche auf die Sonntagspredigt zu studiren, so bloß darauf, das ist nicht Jedermanns Sache.

Freilich hat es auch sein Bedenken, so seine Befriedigung in den pfarramtlichen Verrichtungen zu finden, und wohl so auf den Wahn zu kommen, daß man ein gerechter Pfarrer sey, wenn man so mit allem Fleiß und, so der Herr es gibt, mit Geschick, sein Amt verwaltet, ohne daß man nachsieht und danach fragt, ob denn auch wirklich das Heil in Christo von der Gemeinde angenommen wird, ob denn auch wirklich der Pfarrgemeinde-Boden grünt, blüht und Früchte trägt. Dem Pfarrer, welcher nur einige hundert Seelen zu pflegen hat, ist es näher gelegt, als dem Pfarrer, welchem Tausende von Seelen überwiesen sind, daß die äußeren pfarramtlichen Geschäfte nur Mittel zum Zwecke sind; seine Verantwortung ist um so größer. Ihm ist viel gegeben, d. h. er ist sehr entschieden darauf hingewiesen, daß er noch mehr zu thun hat, als was äußerlich von ihm gefordert wird. Aber dies eben fühle ich, und das macht mich oft bange. Ich möchte Seelen gewinnen, ich habe Zeit dazu, aber das Herankommen ist schwer. Man kann einen nicht heilen, wenn er meint, er sey gesund, man kann keinen speisen, der keinen Hunger, keinen tranken, der keinen Durst hat. Schaffe mir, mein theurer Freund, Leute, die meiner als Seelsorger begehren, die bekümmert sind um ihre Seligkeit! Wenn ich solche nicht erhalte, so komme ich mir vor als ein Pfründner, denn ich lebe von meinem Amte und was ich thun kann, ist zu gering. Ich verzehre mein Brot als ein unnützer Knecht; ich stehe wenigstens einen halben Tag müßig am Markte, und es kann mich nicht trösten, daß es überall hier so ist; denn es sollte doch anders seyn. Wie ist es denn bei Dir? Schreibe mir darüber und lebe wohl! Dein

M. G. S. M.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 19. December.

N^o 101.

Briefe über das Pfarramt.

2. Die Müßigstehenden sind nicht immer müßig.

Nicht mit Unrecht beschuldigst Du mich, mein theurer Freund, der Eitelkeit, und magst Recht haben, daß mich das Schulamt verwöhnt hat. Ich will Früchte sehen, solche, die an meinem eigenen Lebensbaum gewachsen sind. Du hast Recht, daß vor Allem mir die Geduld fehlt. Das ist eine Tugend, welche ich wohl nie gewinnen werde, und sollte ich auch neunzig Jahre alt werden. Nur die Früchte, die der Schulmann sieht und genießt, schlägst Du zu hoch an. Was an solchen Früchten genossen werden kann, möchte ich auch genossen haben und ich habe alle Ursache, dem Herrn dafür zu danken, denn er ist gegen mich als Schulmann überaus gnädig gewesen. Aber wenn Du so meinst, ich hätte gewiß mich alljährlich bei den Entlassungen der Zöglinge so recht freuen können, so hast Du nicht Recht; denn wenn man so viel an einem Werke herumgearbeitet hat, so gefällt das fertige Werk in der Regel nicht. Es soll vollendet seyn und heißen, und der Künstler weiß jede Stelle, wo das Material zu hart, zu weich, zu rissig und zu spröde war; er weiß jede Stelle, bei der er das Werkzeug nicht recht gebraucht, sich versehen, oder nicht die rechte Kraft angewandt hat. Die Schulfreunden bestehen in den Mühen und Arbeiten; das Schulleben kann darum köstlich genannt werden, weil es ein Leben im Schweiß ist. Alle Tage werden die Stunden gegeben, die Arbeiten verbessert, die Vorbereitung gemacht, es wird die nöthige Aufsicht geführt, und an manchen Abenden kann der Schulmann sagen: Ich habe mein Tagewerk heute unter dem sichtbaren Segen Gottes vollbracht. Allerdings kann der Schulmann so sich leicht alle Tage ein Zeugniß des Wohlverhaltens geben, was dem Geistlichen weniger gelingen möchte. Und Du magst Recht haben, ich bin deshalb mit meiner Wirksamkeit nicht zufrieden, weil ich mir nicht täglich, ja fast nie mit eigener Hand ein solches Zeugniß zu schreiben im Stande bin.

Dazu kommt, daß meine ganze Natur mehr zur Eile als zur Weile sich neigt, weshalb ich schon jetzt möchte lauter gute Confirmanden, fleißige Kirchenbesucher, entschiedene Bekenner und lebendige Gemeindeglieder haben, nebenbei auch selbst mehr anerkannt werden. Mit Recht Erinnerst Du mich an die Missionare, welche Jahre, ja Jahrzehnte lang haben müssen warten, ohne daß sie den Samen des Wortes Gottes, den sie gestreuet, aufgehen sahen. Sehr gern nehme ich auch das an, was Du zu meinem Troste sagst, daß nämlich das bloße Daseyn des Geistlichen segensreich für die Gemeinden ist. Du hast da eine Seite berührt, die gewöhnlich übersehen wird, nämlich die Bedeutsamkeit des Pfarramtes an sich, oder die Verwirklichung des Prie-

sterthums, des Prophetenthums und der geistlichen Vaterschaft. Ich stimme Dir darin bei, daß das bloße Daseyn eines wenig wirkenden Geistlichen, wenn er nur nicht schadet, nicht werthlos sey. Aber Deine Behauptung, daß selbst ein Geistlicher, der Ärgeriß gab, doch als Träger der geistlichen Würde Nutzen schaffe, scheint mir bedenklich zu seyn, weil der gemeine Mann zu wenig die mangelhafte Wirklichkeit von der eigentlichen Idee unterscheidet. Die Preisaufgabe: „Ob eine Gemeinde besser daran ist, welche einen anstößigen Geistlichen hat, oder eine solche, welche gar keinen hat?“ — läßt sich schwerlich aus der Erfahrung in Deutschland lösen. Nur aus Amerika und aus anderen Gegenden, in denen evangelische Christen in Haufen ohne einen Geistlichen leben, könnte man Erfahrungen sammeln. Deshalb möchte die Aufstellung einer solchen Preisaufgabe wenig weiter führen. Auch könnte die Behauptung, ein schlechter Geistlicher sey immer besser als keiner, weil er doch die Idee des Priessterthums, des Prophetenthums und der geistlichen Vaterschaft oder Seelsorge darstelle, leicht zur Nachsicht gegen unwürdige Geistliche führen, abgesehen davon, daß sie an sich falsch ist. Wäre sie richtig, so müßte auch vieles Andere nach demselben Grundsatz richtig seyn; z. B. ein Wütherich als Fürst sey besser als kein Fürst, vergiftetes Brod besser als kein Brod u. s. w. Bedenke nur dabei das Eine, daß alles Schlechte schlimmer ist, als gar nichts, weil es dem Guten den Platz nimmt, so daß das nicht eintreten kann. Ein Geschwür, das noch in der Haut liegt, und die Ganzheit des Leibes nicht aufhebt, ist doch nicht besser, als eine offene Wunde. Diese braucht nur geheilt zu werden, aber das Geschwür ist erst in eine heilbare Wunde zu verwandeln.

Ich sehe übrigens sehr gut ein, was Du mit dem Satze: „Ein schlechter Geistlicher sey besser als keiner, weil er die Idee der Nothwendigkeit des geistlichen Amtes darstelle“ hast sagen wollen. Aber ich glaube, zur Darstellung der Idee des geistlichen Amtes in der Gemeinde bedarf es da nicht noch eines schlechten Geistlichen, wo noch ein kirchliches Gebäude, wenn auch in Ruinen, vorhanden ist, wo man noch eine Bibel, einen Katechismus, ein Gesangbuch hat, wo überhaupt noch Steine aus der Vorzeit in die Gegenwart hineinschreien, wo noch ein altes Mütterchen sich erinnert, daß einst in der Gemeinde ein Mann in einem schwarzen Rocke gelebt hat, der gepredigt, getauft, das Abendmahl ausgetheilt, u. s. w. Ja ich glaube, wenn es sich so machen ließe, und nicht wieder Anderes dagegen spräche, so würde es nicht übel seyn, wenn man mancher Gemeinde so auf einige Jahre keinen Geistlichen gäbe, ihre Kinder ungetauft, die Ehen ungesegnet, den Altar unbenuzt ließe. Da würde man den neu eintretenden Geistlichen anders bewillkommen, als wenn jetzt so in manchem fet-

ten Blachfelde ein Geistlicher in seine Gemeinde einzieht, wobei kein Hund bellt, kein Hahn kräht, kein menschlich Auge hinsieht, als wäre es nichts.

Aber die eine Überzeugung habe ich durch Deinen Brief gewonnen: „Wir Geistlichen nützen schon durch unser Daseyn, und wenn wir auch den Truppen in der Schlacht gleichen, welche nicht in's Gefecht kommen, so können wir doch durch unser ruhiges Standhalten zum Siege beitragen. Von dieser Überzeugung will ich nicht weichen. Der Herr möge sie mir zum Morgen- und Abendstern machen! Diese Überzeugung, lieber Freund, muß uns aber zu wahren Hirten und Priestern machen. Ich will von nun an denken: Wo ich stehe, wo ich gehe, da bin ich Priester und Hirt. Wo kein Schaf mich sieht, da bin ich doch Hirt; deshalb muß meine ganze Lebenshaltung inwendig eine apostolische seyn. Und hier fühle ich einen großen Mangel. Ich trage noch nicht Jesum den Gekreuzigten und Auferstandenen überall mit mir umher. Ich verkehre noch zu viel als gewöhnlicher Mensch mit den Menschen, ich bleibe gewöhnlich bei dem Wetter, bei dem Getreide auf dem Felde und bei dem körperlichen Wohlfeyn stehen. Wo ich nichts schaffen kann, soll ich doch immer etwas seyn, überall ein freundlicher, guter Hirt, der das Verlorene sucht, bis er es gefunden hat und das Gesundene trägt auf seinen Achseln. Kann ich nicht mit dem Worte ankommen, so halte ich mich selbst als ein treuer Priester in Geduld noch fern, ich soll warten, wie Jakob, ich soll das Liebste darbringen, wie Abraham; dann werde ich auch schweigend predigen und nichts ausrichtend dennoch den Grund zu Vielem legen. Kann ich nicht wie Josua in Raphidim wider Amalek streiten, so will ich wie Aaron und Hur des betenden Moses Hände unterstützen, darf ich nicht den Tempel bauen, so will ich doch wie David die Vorbereitungen dazu machen, die Bausteine ansammeln und so meinem Nachfolger, den der Herr zum Erbauer machen möge, verarbeiten. O, dies, theurer Freund, habe ich mir recht vorgenommen, seitdem es mir klar geworden ist, wie ich auch in äußerer Unthätigkeit innerlich soll durch Gebet und Fürbitte thätig für meine Gemeinde seyn. Wenn ich nicht predige, so will ich wachen, wenn ich nichts zu überwachen und zu bewachen habe, so will ich beten. Bin ich kein Prediger, so will ich ein Priester seyn, kann ich beides nicht seyn, weil man mich nicht mehr hören und nicht mehr sehen will, so gehe ich zu meinem Gott und Herrn und bin ein Priester und Fürbitte. Nur wenn ich fleißig im Gebet verharre, werde ich stehend oder knieend, ohne mit zu kämpfen, die Kriege des Herrn mitführen helfen. Ich fühle mich um so mehr dazu verpflichtet, als mir auch die Umgegend eine gewisse Aufmerksamkeit schenkt. Kleinigkeiten, unbedeutende äußere Sachen, größtentheils aus früherer Zeit, haben mich etwas bekannt gemacht, so daß auch außerhalb meiner Gemeinde es nicht gleichgültig ist, was ich bin, und was man an mir sieht. Überhaupt sind wir Geistliche als auf Berge gestellt. Die Umgegend sieht auf uns, auf unsere Gemeinde; man beobachtet mit Recht unseren Wandel. Schlechte Geistliche verderben nicht bloß ihre Gemeinde, sondern auch die benachbarten. Unsere Gegend zeugt davon. Wir gelten hier wenig; aber von unseren Vorgängern werden auch traurige

Dinge erzählt. Ich könnte Dir viel davon schreiben, will Dich aber damit verschonen, weiß auch nicht, ob alles wahr ist. Genug, wir Geistliche können unsere Umgebungen, das fühle ich tief, nicht gläubig und fromm predigen, sondern müssen in der Kraft des Herrn wandeln, und unsere Gemeinden täglich im Gebet dem Herrn an's Herz legen.

Der katholische Geistliche hat alle Tage seine Messe am heiligen Altare zu lesen. Sollten wir evangelische Geistlichen nicht alle Tage unsere Gemeinde und die einzelnen Glieder derselben dem allsehenden und allliebenden Herrn und Gott im Gebet darbringen? Ein Lied singt:

„Betet, daß die Heerde nicht zerstreuet werde, die an Jesus hält,
Betet für die Freunde, betet für die Feinde, für die ganze Welt!
Trotz das Heer der Feinde sehr, laßt uns kühn entgegentreten,
Glauben, hoffen, beten!“

Ja das „Beten ohne Unterlaß“ muß ich noch lernen, dann hoffe ich, werde ich ein gesegneterer Geistlicher werden. Bitte auch für mich! In treuer Gebetsgemeinschaft Dein

M. C. C. M.

3. Das geistliche ora et labora.

„Noch wird die Betglocke angeschlagen“, so schreibst Du, theurer Freund, und ich stimme Dir bei, daß wenn gleich wohl beim Anschlagen der Betglocke jedes Gemeindeglied, auch der Fremdling im Dorfe, und der Wanderer auf der benachbarten Straße sollte still stehen und stehend oder knieend beten, doch besonders, da dies in evangelischen Ländern ganz unterbleibt, evangelische Geistliche verpflichtet sind, ein Gebet für ihre Gemeinde bei dieser Gelegenheit zu thun. Ich möchte aber die Betglocke noch anders gebraucht wissen; nämlich als Rufglocke. Wenn bei dem Anschlagen der Betglocke der Geistliche in die Kirche ginge und ein Altargebet spräche, so möchte doch manches Gemeindeglied auch hinzukommen und mit beten.*) Wäre der Geistliche nicht zu Hause, so könnte auch das Anschlagen stattfinden, wenn etwa ein Gemeindeglied zum Beten in die Kirche wollte, oder man könnte es auch ausfallen lassen, und wüßte somit die Gemeinde, wie oft der Hirt von den Schafen entfernt wäre. In

*) Wann wird es dahin kommen in unserer Kirche, daß die traurige Beschränkung der Gottesdienste auf den Sonntag aufhört, und damit eine schwere Wunde geheilt wird, welche Indifferentismus und Nationalismus uns geschlagen haben. Möchten doch folgende Worte der trefflichen Kirchenagende für das Land Österreich unter der Ens vom Jahre 1571 recht allgemeine Beherzigung finden: „Die Pastores sollen sich der Meuten in der Wochen nicht beschweren, denn es eine feine, heilige und christliche Übung ist. Dggleich wenig dazu kommen, ja etwa nur zwei oder drei Personen, sollen sie es dennoch aus Faulheit nicht unterlassen, denn solches ihnen selbst nüt. Auch in Bedenken, daß Christus und die Apostel oft einer Person eine lange Predigt haben aufgeschlagen. Und wo man beim Volke anhält mit freundlicher bittlicher Vermanung, werden sich wahrlich immer fromme und andächtige Herzen dazu finden, daran soll man nicht zweifeln. Item, so können sie mit ihren Schulmeistern und Mesnern wol so viel anrichten, daß sie die vorgeschriebene Ordnung ohne Weiteres können verrichten.“

Zeiten der Noth möchten wohl besonders diese einfachen Betmitten benutzt werden. An den Sonnabenden und an Vortagen von Festen träten größere Gebete ein, und wäre so das Einläuten auch noch mehr als ein bloßes Einläuten, auch ein Einfließen. Versucht habe ich in dieser Hinsicht noch nichts. Es ist nur noch ein Gedanke, der mich schon länger bewegt. Die Betglocke möchte ich also nicht zur Rufglocke für das priesterliche Gebet machen; auch möchte ich dieses nicht in die Kirche gelegt wissen, sondern in die Studirstube oder in das Schlaffämmerlein des Geistlichen. Ein Jeder könnte sich dazu wohl eine Zeit früh und eine Zeit spät aussuchen. Für eine feste Zeit bin ich sehr, denn der Mensch rankt am besten an einer Ordnungstange, wie die Bohne und der Hopfen, herauf, indem er schwach ist. Darin scheinen es mir überhaupt viele Amtsbrüder zu verstehen, daß sie sich die Zeit nicht eintheilen und solche nicht auskaufen. Ich kann dies um so mehr erkennen, da ich die schon als Schulmann gemachte Erfahrung, daß man gewöhnlich mehr Zeit für sich zu verwenden hat außerhalb als innerhalb der Thüren, im Pfarramt in der Art bestätigt finde, daß ich jedesmal am Sonnabend, an welchem Tage ich am meisten für meinen nächsten Beruf arbeite, gegen Abend noch einige Stunden zum Lesen übrig habe, während mir an den anderen Tagen die weniger genau ausgekaufte Zeit viel leichter unverbraucht verschwindet. Man kann wirklich als Pfarrer, wenn man nicht regelmäßig aufsteht, regelmäßig frühstückt, regelmäßig die Hauptbeschäftigungen auf gewisse Zeiten verlegt, ganz unbestimmt in den Tag hineinleben, sich ganz beliebig von dieser und jener Sache, von dieser und jener Person zu diesem und jenem schieben lassen, zumal wenn man eine gute Nachbarschaft, einen guten Garten oder sonst Lieblingsgegenstände hat, und so ein geschäftiger Tagesdieb werden. Es haben auch die Landgemeinden die Vorstellung, daß ein Geistlicher ein recht behagliches Stuben-, Kaffee- und Tabackslieben führe, lange schlafe, ein Nachmittagsschläfchen halte, langsam spazieren gehe, fleißig Amtsbrüder besuche und sich von ihnen besuchen lasse. Wenigstens erregte mein frühes Aufstehen, mein fortwährendes Beschäftigtseyn, meine Theilnahme an Allem in der Gemeinde, meine öftere Erklärung, ich müsse nach Hause, weil ich noch etwas zu thun habe, so wie auch mein rüstiges Selbstarbeiten in meinem Garten, wohinter man zuerst übertriebene Sparsamkeit oder Geiz suchte, die Aufmerksamkeit meiner Gemeindeglieder. Unökonomisch fand man das frühe Aufstehen im Winter, weil man da könne Licht sparen, und ich erinnerte mich dabei einer großen Erziehungsanstalt, deren Vorsteher die vierhundert Zöglinge im Winter auch, der Ersparung wegen, um 8 Uhr Abends bald nach dem Essen zu Bette gehen und früh um 7 Uhr erst wieder aufstehen ließ.

Wie wenig unsere Amtsbrüder die Zeit zu schätzen wissen, erfieht man besonders daraus, daß sie die gewöhnlichen Familienbesuche auf den ganzen Nachmittag und Abend auszudehnen pflegen, was für einen Mann, der die Zeit auszukaufen gewohnt ist, etwas sehr Störendes hat. Als Schulmann hatte ich mich gewöhnt, wohl auch Geistliche auf dem Lande, und das auf ein bis zwei Stunden, was man so sagt, zu einer Tasse Kaffee, zu besuchen, den Gang als eine Erholung zu betrachten, mich des

Freundes zu erfreuen, mit ihm Gedanken auszutauschen und dann wieder nach Hause und in's Amt zurückzukehren. Wenn ich jetzt so bis spät Abend verweile, oder so lange gute Freunde bei mir habe, und es zu keinem wichtigen Gegenstand im Gespräche kommt, so fühle ich mich sehr abgespannt; denn nichts spannt mich mehr ab, als ein Reden, wobei nichts herauskommt. Gleicherweise wird mir auch sehr hohl zu Muth, wenn ich so in Zeitschriften, zumal in theologischen Literaturzeitungen, lese; und wenn ich gleich es für nothwendig halte, daß wir wissen, wie es im Reiche Gottes steht, und wenn gleich man sich sehr darüber freuen muß, daß die dermalige Geistlichkeit sich viel eifriger mit Berufsgegenständen als sonst wissenschaftlich beschäftigt, so muß man doch wünschen, daß Jeder sich ein oder zwei besondere Fächer wählt, darin sich vertieft, darüber besonders nachdenkt, liest, und ist ihm dazu die Gabe geworden, auch schreibt. Das überall Herumnaschen ohne Plan, Zweck und Ernst zerstreut, und macht geschäftigmüßig. Gerade dieses Abkosten hält uns am meisten von dem ersten Gebet ab, macht uns oberflächlich, und ertödtet den Sinn für strenge ernste Wissenschaft.

Unser Hauptstudium sollte doch immer die heilige Schrift seyn, und ich muß mich in dieser Hinsicht selbst anklagen. Obgleich ich es mir schon oft vorgenommen habe, mich wieder mit der Hebräischen Sprache des Alten Testaments so vertraut zu machen, als ich es auf der Universität war, so haben mich doch immer noch die sogenannten laufenden Sachen nicht dazu kommen lassen. Auch habe ich eine gewisse Scheu davor, weil ich als Schulmann den Gegenstand so ganz vernachlässigt. Ich will nicht sagen, daß wir keine solche Deutsche Exegese treiben dürfen, wie Vater Heubner sie so meisterlich treibt; doch sollten wir, um uns auf der biblischen Höhe zu halten, auch wöchentlich wenigstens ein Capitel im Alten und Neuen Testament in der Ursprache lesen; oder zu Zeiten allein oder in Conferenzen, oder mit einigen Amtsbrüdern ein ganzes Altes und Neues Testamentliches Buch durcharbeiten. Ja wir sind es uns gewissermaßen schuldig, um uns so in der gelehrten Zucht zu halten. Wir wissen es ja, wie die Herrschaft des Nationalismus diesen biblisch-wissenschaftlichen Ernst abgeschwächt hat. Wir müssen wieder dahin zurückkommen, und indem ich dies schreibe, will ich mir selbst zuerst predigen. Ich möchte sagen, unser tägliches ora ist das Gebet für die Gemeinde, die priesterliche Fürbitte, und unser tägliches labora die Forschung im Worte Gottes. Aus diesem ora et labora geht als aus dem Tagessegen die Predigt, das Unterrichten der Kinder, das Seelsorgen und jede priesterliche Beschäftigung hervor.

Wie sich an das priesterliche Gebet für die Gemeinde auch das Gebet für uns und die Unseren anschließt, so reiht sich an die Schriftforschung die Forschung der Geschichte des Reiches Gottes. Wir können nicht zu tief und nicht zu weit in die Kirchengeschichte hineingehen, denn sie ist ja die Fortsetzung der in der heiligen Schrift enthaltenen Reichsoffenbarungen. Aber Compendien dürfen wir nicht gebrauchen. Wir studiren nicht mehr auf's Examen, auch nicht für die Conversation, sondern für das Amt. Dafür bedürfen wir Thaten, Geschehenes, Persönliches, Anschauliches. Und sollte z. B. ein Geistlicher auch kein Herz

für die Mission oder das Apostelamt an sich haben, so muß er schon als Prediger sich darum bekümmern, damit er aus neuen Quellen die alte Wahrheit holt: Röm. 1, 16.: „Das Evangelium ist eine Kraft Gottes, die da selig macht Alle, die daran glauben.“ Freilich muß man diese Kraft selbst empfunden haben, und ein Geistlicher, welcher nicht an den neuen Thätigkeiten unserer Kirche, an Missionsvereinen, an Rettungsanstalten, Armenierziehungsanstalten, Enthaltensvereinen, kurz, an den kirchlichen Liebeswerken Theil nimmt, ist nichts weniger als ein Geistlicher. Wir Geistlichen müssen uns zuerst eintauchen in den Liebesstrom unserer Kirche und dann auch suchen unsere Gemeinden einzutauchen. Bringen wir unsere Gemeinden aber nicht zur Samariterarbeit, so wird auch die Samariterliebe nicht in ihnen wurzeln. Wollen wir aber sie zur Samariterarbeit bringen, so müssen wir zehn Jahr vorher sie thun, vielleicht fangen die meisten Gemeindeglieder solche erst an, wenn wir längst im Grabe ruhen.

Doch, theurer Freund, ich habe fast den Katheder oder Kanzelton im Briefe angenommen, verzeihe es, es kommt von Herzen, und schreibe mir doch in Deinem nächsten Briefe, wie Dir zu Anfang Deines Pfarrlebens zu Muth war. Dein
M. S. S. M.

Nachrichten.

Constantinopel. Den Lesern der Ev. R. Z. könnte wohl kaum ein Ereigniß wichtiger seyn, als das der Organisation einer neuen Evangelischen Kirche, aus einem fremden Volke in fernem Lande, und doch Eines Glaubens mit allen denen, die in den verschiedenen Abtheilungen der protestantischen Christenheit für den schristlichen Glauben an Christum, und die lebendige Gemeinschaft mit ihm gekämpft haben, nun wohl schon über dreihundert Jahre.

Die Verfolgungen der evangelischen Armenier hier wie überall in der Türkei, sind schon ziemlich bekannt geworden. Sie gingen weit: aber demungeachtet hofften sie immer noch in ihrer Kirche Duldung zu finden, und hatten noch vor ganz Kurzem nicht den entferntesten Gedanken, sich von derselben zu trennen. Daher suchten sie den Einfluß der protestantischen Gesandten, und durch sie den menschlich gesinnter hoher Beamten des Großherrn zu gewinnen, und durch wiederholte Darlegung des Thatbestandes sie dahin zu vermögen, daß durch sie der Verfolgung gesteuert werden möchte. Ganz umsonst war es auch nicht. Das edle Bestreben mehrerer dieser einflussreichen Männer, unter denen der Englische Gesandte voran steht, brachte es dahin, daß die evangelischen Armenier wieder ihre Gewerbe treiben durften, daß sie nicht mehr in den Straßen gesteinigt, ihre Häuser nicht mehr am hellen Tage unter Anführung der Armenischen Geistlichen von wilden Haufen erbrochen wurden, daß sie nicht mehr um erbitterter Schuttposten willen, die von falschen Zeugen als wahr beschworen wurden, verlagert und festgenommen wurden, daß man das, was man ihnen schuldete, ihnen nicht mehr unter dem Vorwande ihrer ketzerischen Grundsätze gewaltsam abschneiden und vorenthalten konnte u. s. w. Aber noch immer blieben hundert

unangenehme Verhältnisse übrig, die als Folgen des ständigen Kirchenbannes, so wie ihn die Armenier auffassen, und wie ihn der Patriarch unablässig von der Kanzel herab einschärfte, ihre Lage höchst traurig machen mußten. Besonders aber ist es offenbar, daß sie bei vorkommenden kirchlichen Handlungen sich nicht an diejenige Kirche wenden können, die sie verflucht und ausgeschieden hat, noch kann diese Kirche ihnen kirchliche Segnungen spenden, so lange das oft und schrecklich wiederholte Anathema nicht zurückgenommen ist. Aber das Anathema wurde nicht nur, trotz aller gemachten Anstrengungen, nicht zurückgenommen, sondern an dem wiederkehrenden Feste des heiligen Gregor's, des Erleuchters, sprach der Patriarch das Verdammungsurtheil aufs Neue aus, und verordnete, daß hinfort alle Jahre an demselben Feste dieser Fluch über die evangelischen Armenier in allen Armenischen Kirchen in der Türkei ausgesprochen werden solle.

Sofort entschlossen sich die Entschiedenen unter den evangelischen Armeniern in Constantinopel, auf ihre eigene Verantwortlichkeit, und ohne die Brüder an anderen Orten mit in die Folgen zu verwickeln, sich zu einer Kirche zu constituiren. Dies geschah am 1. Juli d. J. Vierzig Glieder wurden aufgenommen. Diese sind alle Communikanten, geprüft nach dem strengen Grundsatz wahrer Herzensbekehrung, so weit sich deren Daseyn erkennen läßt. Hier sind also Kinder, und weniger im Christenthum Erfahrene und Bewährte nicht gezählt. Das Bekenntniß gibt die Lehre der Evangelischen Kirche einfach wieder. Die Form des Kirchenregiments ist presbyterianisch. Die Kirchenzucht nach den strengen Grundsätzen der orthodoxen Kirchen in Amerika. Nur gläubige, im Christenthum wohl unterrichtete und tadellos wandelnde Personen werden zum heiligen Abendmahl zugelassen. Die Gemeinde machte ihren Bund öffentlich und feierlich in dem Amerikanischen Bethause in Pera. Am 7. Juli wurde der erste Armenisch-protestantische Geistliche, einer aus ihrer Mitte und von ihnen selbst gewählt, von den sieben hier stationirten Amerikanischen Missionaren in gedrängt vollem Bethause ordinirt. Gesang, Gebet, Predigt, Ansprachen u. s. w. wurden, nach Weise der Armenier, theils in neu Armenischer, theils in Türkischer Sprache gehalten. Am Ende, unmittelbar vor dem Segen, den der neu ordinirte Geistliche aussprach, wurde ein Lied auf Armenisch zu einer von Luther's Melodien gesungen. Sonntag darauf wurde zwei Diakonen (Deacons) von dem Armenischen Geistlichen und Mehreren der Missionare zur Einweihung in ihr Amt die Hand aufgelegt.

Zu Bezug auf das Glaubensbekenntniß muß ich noch hinzufügen, daß es nicht das volle Bekenntniß der Protestantisch-Armenischen Kirche ist, noch seyn sollte. Das, so wie ihr Katechismus, sollte erst noch angefertigt werden, und ersteres ist auch wirklich vor Kurzem an's Licht getreten. Dieses Glaubensbekenntniß ist nur diejenige kurze Form, die demjenigen, der in ihre Gemeinschaft aufgenommen und zum Abendmahl zugelassen werden soll, öffentlich vorgelesen wird. Nachdem er sich zu diesem öffentlich vor der Gemeinde bekannt hat und versprochen, bei der Wahrheit in Christo bis in den Tod zu bleiben, und mit der ihn aufnehmenden Kirche in Einem Glauben und Einer Liebe zu wandeln, wird er von der sich erhebenden Gemeinschaft der Gläubigen in ihre Zahl feierlich aufgenommen.

Daß eine strenge Prüfung vorangeht, versteht sich bei Leuten, die es mit dem Christenthum so ernst nehmen, von selbst.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Mittwoch den 23. December.

N^o 102.

Der Scheideweg.

Es ist ein gutes Zeichen unserer Zeit, daß sie auf Entscheidung dringt, ein gutes Zeichen insbesondere für die Zukunft der Kirche, daß auf ihren Gebieten dieser Drang der Zeit am kräftigsten sich geltend macht. „Wie lange hinfet ihr auf beiden Seiten? Ist der Herr Gott, so wandelt Ihm nach. Ist's aber Baal, so wandelt ihm nach!“ „Ach, daß du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.“ Solche Stimmen treffen von allen Seiten des Geistes Ohr, und Gläubige nicht bloß, auch Ungläubige fängt es an zu ekeln vor lauer Halbheit und vertuschendem Ja und Nein.

Aber es bleibt nicht beim bloßen Drange. Die Entscheidung, die Scheidung tritt wirklich ein, sie macht sich in That-sachen geltend. Und das nicht bloß in der Römischen Kirche, deren kräftiger Organismus Ronge'n und seinen Anhang ohne Mühe bald und ganz ausgeworfen hat. Auch unsere Evangelische Kirche hat Lebenskraft genug gehabt, wenigstens Giese, Wislicenus, Rupp von sich auszusondern. Ja, selbst der Gustav-Adolphverein, der mit der Devise: „Liebe! kein Bekenntnißstreit!“ auf neutralem Gebiete sich festzusetzen versucht hat, kann sich auf demselben nicht behaupten. Für oder wider Rupp? diese Frage setzt mehr als je eine andere den Verein in gährende Bewegung, deren Ende, dem Anscheine nach, seyn wird, daß lichtfreundliche Majoritäten die gläubige Minorität, — wir hoffen zum wahren Heil der letzteren —, aus der wider-natürlichen Gemeinschaft ausscheiden. Denn welche noch so spiritualistische Deutung könnte wohl die Anwendbarkeit der Worte des Jüngers der Liebe auf solche Mengerei wegdeuten: „So Jemand zu euch kommt und bringet diese Lehre nicht, den nehmet nicht zu Hause und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßet, der macht sich theilhaftig seiner bösen Werke“?

Luther sagt einmal in seiner derben, tiefgründigen Weise: wie ein gesunder Leib Unrath, so müsse die Kirche Ketzer von sich lassen.

Und nicht allein die Kirche fühlt sich frei und frisch nach solchen Ausleerungen, — auch diese Männer selbst, Ronge, Giese, Wislicenus, Rupp — man frage sie, ob sie wohl wünschen, das Joch, welches sie getragen haben, das schmach-vollste, das gedacht werden kann, wieder auf sich zu nehmen, die amtliche Verpflichtung, sonntäglich vor dem Altare und auf der Kanzel zu heucheln und mit feierlichen Gehehrden als göttliche Wahrheit zu bekennen was sie für Wahn halten. Wer diese Abtrünnigen liebt, wer für ihre Seelen betet, muß sich freuen,

daß sie nun nicht mehr lau, sondern kalt sind. Wir dürfen hoffen, daß sie dadurch den Strahlen der ewigen Sonne nicht ferner, sondern näher gerückt sind, denn der Herr selbst, der will, daß allen Menschen geholfen werde, gibt der Kälte den Vorzug vor der Lauheit.

Nur freilich — noch nicht überall ist die Kirche mit so heilsamen Amputationen gesegnet worden. Namentlich in der Provinz Sachsen behauptet der lauteste der dortigen Lichtfreunde, Uhlich, sich noch immer auf dem schlüpfrigen Boden des Ja und Nein, und weiß, allen Mahnungen von rechts und von links zum Troß, von Woche zu Woche und von Monat zu Monat das Lehramt der Evangelischen Kirche und ihren heiligen Altardienst mit dem öffentlichen Abläugnen ihrer Grundlehren zu verbinden. Er wiederholt in einer Brochüre nach der anderen den naiven Vorschlag, die Gläubigen möchten nur die Hauptlehren des Christenthums für unwesentlich erklären und ihn dulden, dann werde er sie auch dulden. Er hat sogar ein Ordinationsformular entworfen, welches er dem der General-Synode gegenüberstellt, — „eine Fermal“ — wie er sagt — „aus welcher alle Parteien ihre Vorstellungen entwickeln können.“ Es lautet: „Ich glaube an Jesum Christum, meinen Herrn und Meister, und will in dem wichtigen Amte, welches mir übertragen wird, unter Gottes Beistande mit allen Kräften an seinem Reiche bauen. — Damit mich Jesu Geist immer mehr durchdringe, so will ich fleißig in der Bibel forschen, und die bisherigen Entwicklungen der Kirche, namentlich was sie in ihren Bekenntnißschriften niedergelegt hat, gewissenhaft berücksichtigen.“ Insbesondere soll die Hingebung der Väter zur Zeit der Reformation an Jesum und sein Reich mein Vorbild seyn.“ So weit ist es in Magdeburg gekommen.

Charakteristisch für diesen durch sein dreistes Aufspäzieren und Behaupten des Paniers des Lichtfreundthums vor den Altären und auf den Kanzeln der Evangelischen Kirche merkwürdigen Mann ist sein Urtheil über die Ausschließung Rupp's aus dem Gustav-Adolphverein. „Ich werde nie“ — so schreibt er — „jenen Abend des 7. Septembers in Berlin vergessen. Da standen die Abgeordneten des Gustav-Adolphvereins aus ganz Deutschland beisammen, eines freien, selbstständigen Vereins, der sich vier Jahre lang gegen den Andrang der unbarmherzigen Rechtgläubigkeit gewehrt und Bruderliebe und Freiheit als seine Lebensregeln aufrecht gehalten hatte. Rupp von Königsberg stand mitten unter uns von seinem Hauptverein gesandt. Und sie vermochten, die Mehrheit vermochte es, ihm zu sagen: Gehe hinaus von uns — und er ging. Er ging, nicht ein Verbrecher, nicht ein Unchrist — möchte Jeder, der ihn verwarf, auf dem Wege des Evangeliums befunden werden, wie er! — aber er

hatte sich von der Verdammungsformel einer alten Bekenntnisschrift öffentlich losgesagt, er war darauf von seiner Behörde abgesetzt worden, er hatte sich darauf von der Kirche, in welcher eine solche Behörde waltet, losgesagt. Wir baten, wir sieherten; er, der Bruder, stand vor den Brüdern, und sie stießen ihn hinaus, sie, keine Behörde, sondern ein freier Verein von Brüdern, sie — übten ein Kegergericht im neunzehnten Jahrhundert. Was hilft der Schein Rechtsens dabei, auf das sie sich beriefen; die Hauptsache ist, daß ihrem Herzen solche That möglich war." Der milde Mann hätte die anti-Ruppische Majorität wohl milder beurtheilt, wenn er eingesehen hätte, daß die Devise: „Liebe! kein Bekenntnißstreit!“ einen Widerspruch in sich selbst trägt. Denn die Liebe, die Liebe zu Gott und den Menschen ist es eben, die das Bekenntniß, mithin auch den Bekenntnißstreit hervortreibt. Dieser Widerspruch ist dem Anfange nach in Rupp's Ausschliefung zu Tage gekommen und wird vollends zu Tage kommen, wenn, wie wir es bald erleben werden, Ruppische Majoritäten die Evangelischen Christen ausschließen. Freilich ist für Uhlisch nicht allein, sondern auch für viele Andere diese Einsicht dadurch sehr erschwert worden, daß so viele Gläubige, während sie Rupp ausschlossen, mit Uhlisch selbst, mit dem Ober-Bürgermeister von Berlin, mit Krause, Schwarz u. s. w. fraternisirten und resp. dinirten und die Freiheit hoch leben ließen. Denn daß das Argument: es komme bei Rupp's Ausschliefung und überhaupt bei dem Gustav-Adolphverein auf Glauben und Unglauben gar nicht, sondern auf Mitgliedschaft einer anerkannten, einer Landeskirche an, — daß dieses Argument den Ruppisch-Gesinnten nicht einleuchtet, das ist ihnen wohl nicht zu verdenken. Dasselbe würde jede Kirche unter der Verfolgung (— also die Gläubigen in ihrem ehrwürdigsten Zustande —), z. B. die Comijarden, ja, es würde Christum und seine Apostel selbst ausschließen, die keine Spur von Anerkennung irgend eines Consistoriums aufzuweisen hatten. Nicht bloß die Kirche, auch die Negation der Kirche, die sich jetzt in den Gustav-Adolphvereinen so breit macht, reicht weit hinaus über die Dimensionen des Reuß-Greifgischen, des Schwarzburg-Sondershausen'schen und des Preussischen Staates.*)

*) Ein Dichter („Radikale Lieder von Dr. Gollenperger, Leipzig 1847“) hat schon „Neue Statuten für den Gustav-Adolphverein“, wie er nach Rupp's Wiedereintritt sich gestalten wird, entworfen. Es heißt darin:

„Was wir errichten, ist ein Klub,
Wo Uhlisch, Wislicen' und Rupp
Nach ihrem Evangelium
Besetzen das Präsidium.

Zu Assessoren sind ernannt
Der Dresdner Bauer rechter Hand,
Der freigewordne Giese dann
Zur linken, Ronge neben an.

Als Mitglied tritt in den Verein
Ein Jeder ohne Weitres ein,
Sobald er durch Certificat
Als Mensch sich aufgewiesen hat.

Der Glaube kommt nicht in Betracht
Die Liebe ist's, die Alles macht.

Doch wir kehren zu Uhlisch, als dem Manne, der dem Drange der Zeit auf Scheidung widersteht, zurück. Es ist eine Duplicität in ihm, welche der Hoffnung Raum läßt, er werde, diesen Widerstand aufgebend, seinen Brüdern, Giese, Wislicenus, Rupp sich anschließen und, während jetzt die Kirche ihn und er die Kirche wie ein Alp drückt, die Kirche von ihm und sich von der Kirche frei machen. Denn einerseits ist er die Aufrichtigkeit selbst und man darf sich nicht wundern, wenn selbst seine rechtgläubigen Gegner, die nur diese Seite in's Auge fassen, seine Ehrlichkeit rühmen. In seiner neuesten Schrift (Siebzehn Sätze in Bezug auf die Verpflichtungsformel der Synode zu Berlin), aus welcher wir auch die obigen Stellen entnommen haben, „begrüßt“ er erst das Ordinationsformular der General-Synode als „ein Zugeständniß an die evangelische Freiheit mit Freuden“. „Nicht ein einziges altes Bekenntniß“ — sagt er treffend — „steht nach dem Formular noch als ein solches da, welches, wie es nun ist, Nichtschwur für Glauben und Lehre wäre.“ „Hört! hört!“ rufen wir hier der Kirche, der Majorität der Synode, dem Kirchenregimente zu. Hätten doch diese Worte Uhlisch's als Warnungstafel vor dem „Hause“ gestanden, in welchem der Apostel Johannes nicht will, daß diejenigen, welche bekennen, daß Jesus der Christ sey, zusammen herbergen mit denen, die es nicht bekennen! Wir meinen das Album der General-Synode. — Aber dann wird Uhlisch doch wieder bedenklich. Das Formular redet von „Einigkeit mit den Bekenntnissen allgemeiner Christenheit und mit den Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirche als Zeugnissen von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbildern gesunder Lehre“ — allerdings sehr drehbare Ausdrücke, — und läßt darauf den bekannten Auszug aus den Episteln folgen. Dies hat denn auch Uhlisch in Versuchung geführt, so lange an dem Formular zu drehen und immer schärfer zu drehen bis das Formular mit dem Lichtfreundthum richtig coincidirt. Doch dabei ist ihm nicht wohl zu Muthe geworden. „Ich habe so eben“ — fährt er fort — „das in Nr. 14.“ (— eben jener Drehversuch —) „Gefagte noch einmal gelesen, und — ich schäme mich, denn ich bin meiner Natur ganz und gar untreu geworden. Die fordert das offene ehrliche Wort, an welchem gleich ein Jeder weiß, was er daran hat, und dort habe ich die Worte gedreht und gedeutelt. Wenn ich in anderen Verhältnissen, im bürgerlichen Leben, so verfahren wollte, so würde ich es mir, und Andere würden es mir zur Schmach anrechnen. Und hier habe ich es gethan in einer

Die Liebe ist das Schieleth
Der neuen Welt-Societät.

Der Vespersch, der Hottentott,
Der Perser mit dem Doppelgott,
Der Jude, Heide, Türke ist
Gebornes Mitglied wie der Christ.

Die Menschenfresser nur allein
Die müssen ausgeschlossen seyn,
Denn Menschenliebe da nicht ist,
Wo Einer noch den Andern frist.'

Angelegenheit, die mit dem Heiligthum der Herzen und Gewissen unmittelbar zusammenhängt."

Dieser Ehrlichkeit nun läßt er in dem übrigen Inhalt der Schrift freien Lauf. „Ich bin nicht in Einigkeit mit diesen Bekenntnissen“ (— denen, von welchen das Formular der Synode spricht —); „in wichtigen Punkten befinde ich mich im entschiedenen Widerspruch mit denselben.“ — „Eben in Bezug auf die Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils bin ich anderer Ansicht, als die Bekenntnisschriften.“ „Da ist das apostolische Bekenntniß; es stellt in seinem zweiten Artikel das Wunderhafte an Jesu als Hauptsache auf. Das ist mir aber Nebensache.“ „Da ist die Augsbургische Confession, und ich brauche nur ihre zwei ersten Artikel zu lesen, den einen von der Dreieinigkeit, den anderen von der Erbsünde, um zu empfinden, daß ich darin durchaus nicht Grundwahrheiten des Christenthums erkenne; denn ich glaube nicht an Jesus, der Gott ist.“ „Ich glaube nicht an ein Grundverderben des menschlichen Geschlechts von Geburt an.“ Und in dieser Weise spricht er noch an vielen Stellen seinen entschiedenen Unglauben an die Grundlehren des Christenthums, namentlich an die Lehren von der Dreieinigkeit, der Gottheit Christi, der Rechtfertigung durch den Glauben, der Autorität der heiligen Schrift u. s. w. offen, ehrlich und bestimmt aus, im Wesentlichen eben so wie jener Examinandus: *)

Glaubst du an Christus, den Gottessohn,
Der erhöht zu des Vaters Thron
In Macht und Ehre dem Vater gleich
Lebt und herrscht in seinem Reich?

„Nein! Vom Heidenthum bin ich frei,
Treibe nicht Götzendienerei.“

Glaubst du, daß der Herr Jesus Christ
Wirklich am Kreuze gestorben ist,
Und erlöst aus des Todes Banden
Am dritten Tag wieder auferstanden?

„Nein! Solcher Unsinn mich nicht mehr geniert,
Habe umsonst nicht Physik studirt.“

Glaubst du an den dreieinigen Gott,
Der aus der Sünde Elend und Tod
Uns nach seinem ewigen Rath
Erlöst und uns geheiligt hat?

„Nein! Von allen den Dingen keine!
Streitet ja wider das Einmaleins.“

Glaubst du, daß der Mensch ist verderbt
Durch die Sünde, die fort sich erbt?
Daß von Natur die böse Lust
Wurzelt und wirkt in des Menschen Brust?

„Nein! Ich liebe die Menschheit zu sehr,
Glaube nicht an die scheußliche Lehr.“

Glaubst du, daß durch den Glauben allein
Wir einst nur werden selig seyn?
Daß nur der Glaube an Jesus Christ
Unserer Seligkeit Bürgschaft ist?

„Nein! Ich thue ja meine Pflicht,
Brauch' drum zur Seligkeit Andere nicht.“

*) S. die oben citirten „Radikalen Lieder“.

Hältst du die Bibel an jedem Ort
Für des wahrhaftigen Gottes Wort,
Der durch des heiligen Geistes That
Drinnen sich offenbart hat?

„Nein! Denn die Bibel enthält genug
Unsinn und allerlei Lug und Trug;“ — u. s. w.

Aber eben dieser grundhehlliche Uhlisch ist, wie er uns S. 10. erzählt, verpflichtet worden: „Die Gemeinde in dem Worte Gottes, wie solches in der heiligen Schrift enthalten und in den Bekenntnisschriften der vereinten Evangelischen Kirche, so weit dieselben mit einander übereinstimmen, wiederholt worden, fleißig und treulich zu unterrichten.“ Und dabei ist er, wie er in seiner Schrift über den Amtseid der Geistlichen sagt „ganz ruhig“; bei dem Vorwurfe des Eidbruchs „zuckt in ihm nicht das leiseste Gefühl“. Wie stimmt das nun mit jener Ehrlichkeit und Offenheit? Er meint, die Bekenntnisse weisen ja doch auf die Schrift hin und die Schrift auf den Geist und der Geist stehe ja so gut zu seiner als zu des Consistoriums Disposition, also könne er sich unbedenklich über Bekenntnisse und Schrift hinwegsetzen. Das apostolische Bekenntniß verliest er selbst in feierlicher Stunde und Stellung vor dem Altar. Ohne daß das Gewissen zuckt? Es müßte eine harte Haut haben. Doch — er setzt ja davor: „Das apostolische Bekenntniß lautet“, und denkt, auf diesen Zusatz fußend, hinzu: Was geht es mich an, ob es wahr ist? Wie mag er das Amen auslegen, welches darauf folgt?

Wir hoffen, — obschon er das Gegentheil versichert — daß er bei solchen Falschmünzerkünsten an heiliger Stätte sich doch wirklich noch „schämt“, denn er wird dabei seiner „Natur ganz und gar untreu, welche das offene, ehrliche Wort fordert, an welchem gleich ein Jeder weiß, was er daran hat“, hier aber „dreht er und deutelt“, und das „in einer Angelegenheit, die mit dem Heiligthume der Herzen und Gewissen unmittelbar zusammenhängt“. Wenn er sich des nur zur Probe versuchten Drehens an dem Formular der Synode schämt, welches ihm doch, wie er selbst sagt, auf halben Wege entgegenkommt und kein einziges altes Bekenntniß unerschüttert läßt, — wie viel mehr muß er sich schämen im Heiligthume alles Ernstes und aller Wahrheit, in den feierlichsten Momenten des Gottesdienstes zu drehen an dem festen prophetischen Worte der heiligen Schrift und des apostolischen Symbolums? Wir hoffen, daß es doch noch oft und stark „in seinem Busen brennt“, wenn er sich dieser Stellung bewußt wird, die er selbst als „das Gewissen trübend“ bezeichnet hat, denn — unser Gott ist ein verzehrendes Feuer. Wir hoffen, daß er nicht immer der Vorhaltung seines Eides mit der Antwort des obigen Examinandus begegnen wird:

„Ja, das ist ganz andere gemeint
Als es den bummeln Leuten erscheint;
Zweierlei Glaube und zweierlei Wort
Hilft uns Predigern trefflich fort.“

Sollte er nicht manchmal seine Brüder Ronge, Giese, Wislicenus, Nupp glücklich preisen, welche dieses Brandmal

abgethan haben und überall, sogar in dem was sie ihren Gottesdienst nennen, nicht mehr zu heucheln brauchen, sondern reden dürfen was sie glauben? Es geht ihnen ja auch so übel nicht, — sie haben den „Zeitgeist“ auf ihrer Seite, die „öffentliche Meinung“, die „Deutsche Presse“, „die Gesinnungstüchtigen“, „die Männer des Fortschritts“, die Magisträte und Stadtverordneten so vieler ansehnlicher Städte, — Ronge hält Triumphzüge durch Deutschland, Giese ist „Deutsch-Katholischer“ Geistlicher in Halle und für Rupp begeistern sich grade jetzt zahlreiche und große Majoritäten der Gustav-Adolphvereine mehr als für Paulum und Christum. Wie freudig werden solche Männer einen Uhlisch in ihre Mitte aufnehmen! Wie reichlich wird seine Partei für ihn sorgen! Und er selbst, wie frisch und fröhlich wird er aufathmen, wenn er, aus der dumpfigen „Priesterreligion“ und „Satzungskirche“, — so nennt er die christliche Kirche von der Apostel bis auf Uhlisch's Zeiten —, wenn er aus dieser Sticlust in's Freie gelangt, und nun wirklich seiner „ehelichen, offenen, graden Natur“ treu bleiben kann.

Noch — es war nicht eigentlich unsere Absicht, zu versuchen, Uhlisch freundlich aus der Kirche herauszunöthigen. Dazu hat uns nur das nähere Eingehen auf seine Pamphlets verleitet. Unser ernster Blick ist vielmehr hoffend und fürchtend, bittend und fragend, auf unsere Kirche gerichtet, ob noch Leben, ob noch Geist und Zucht in ihr ist, ob sie die Fähigkeit, gegen fremde Stoffe zu reagiren, noch nicht ganz verloren hat.

Oder soll das saubere Spiel noch länger fortgehen, welches, wie Uhlisch in der Schrift über den Amtseid sagt, seit funfzig Jahren gespielt wird, indem — so meint er — „seit funfzig Jahren fast alle Amtseide aufgegeben und geleistet, alle Bekationen gegeben sind in einem Sinne, welcher von der „juristischen“ Fassung des Eides durchaus verschieden ist“, — „auf der einen Seite eine humane, durch die Theologie der Gegenwart gebildete Kirchenbehörde, auf der anderen ein Geistlicher, dem es Lebensaufgabe geworden ist, dem Fortschritt in der Entwicklung des Christenthums nach Kräften zu dienen“, — beide, Behörde und Geistlicher, Muster von Ehrlichkeit, Offenheit und Gradheit, und beiden gegenüber das evangelische Volk, das um die Bibel, um die Kirche, um Christum, um die Seligkeit betrogen wird? Erkennt man ein Abkommen an zwischen unserer Kirche und Uhlisch, des Inhalts, daß es mit der Bibel nicht viel, mit der Kirche nichts und mit dem Amtseide gar nichts auf sich hat?

Wir sind an einem Scheidewege angelangt. —

Man warnt vor Demonstrationen, vor Secessionen. — Ja! sie werden eintreten, desto mehr eintreten, je länger die arme in der Unwissenheit des Nationalismus aufgewachsene Menge im Zweifel bleibt, ob es noch eine Evangelische Kirche gibt, — eintreten über das Maß von Königsberg, Halle, Nordhausen hinaus. Aber haben wir denn die Demonstrationen, die Secessionen zu fürchten? Wir sehen ja, wie die Römische Kirche erstarrt durch den Deutsch-katholischen Aderlaß; wir wün-

schen ihr Glück, daß solche Priester von ihr ausgegangen sind, daß sie immer mehr lernen zu wägen, statt zu zählen. Unsere Deutsche Evangelische Kirche ist auch voll böser Säfte. Man möchte ihr eine Fontanelle wünschen, die mindestens ein Jahrzehent zu laufen nicht aufhört. Je mehr Wasser sie aussondert, desto reiner und frischer wird ihr Blut werden. In den edlen Gefäßen, im Herzen — und ist nicht das Lehramt der Kirche Herz? — wird solche fremde Materie tödtlich. Sehet doch, wie matt, wie fahl, wie unkenntlich sie den edlen Leib jetzt schon macht! „Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Von der Fußsohle an bis auf's Haupt ist nichts Gesundes an ihm, sondern Wunden und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet, noch verbunden, noch mit Öl gelindert sind.“ Ist unsere theure Mutter erst wieder sie selber, ist sie erst wieder wahr, wieder treu ihrem eigenen Bekenntnisse, herausgewickelt aus dem Lügengewebe, in welches sie jetzt verstrickt ist, — so wird sie sich, so werden ihre Kinder sie vertheidigen nach Außen gegen Rongethum und Lichtfreundthum und alle „Thümer des Fleisches und der Welt, und inwendig“ sie wieder aufbauen und schmücken, wie vor Alters. Wir haben gesehen, was Ronge, Giese, Wislicenus, Rupp, — wir werden sehen, was Uhlisch kann ohne das Amt, welches sie der Kirche entfremdet haben, als sie schlief, und in welchem Uhlisch noch heute die unwissende Menge täuscht.

Aber nicht allein das. Wir sind nicht berechtigt, eine einzige durch das Blut des Sohnes Gottes erlöste Seele aufzugeben. Wir hoffen, wo nichts zu hoffen ist. Wir folgen ja der Fahne des aufstehenden Siegesfürsten. Wir werden „ausbrechen und unser Herz wird sich ausbreiten“, wenn die Menge der Abtrünnigen und die Macht der Lichtfreunde zu unserem Gotte sich bekehrt. Unter diesen sind viele verirrte Schafe, denen — zu unserer Schmach sey es gesagt — die Hirtenstimme der Kirche deshalb unverständlich geworden ist, weil sie die Uhlisch's in ihren Lehramtern hat, und die nun den Bann der oben dargestellten Lügengräuel, den Bann von „zweierlei Predigt und zweierlei Wort“ als ein Brandmal im Gewissen und als eine Decke vor den Augen tragen. Sind sie erst aus der Kirche geschieden, an der sie jetzt freveln, so sind sie von diesem Banne los; sie können frei sich umsehen, frei reden, was sie denken. Haben sie die jegige Heuchelei erst abgethan, so werden sie als ehrliche Heiden, außerhalb der Kirche, deren wahre Gestalt besser als jetzt erkennen. Sie werden die Stimme dieser verkannten geschmähten Mutter vernehmen. Diese Stimme wird ihr Ohr und ihr Herz treffen. Mancher verlorene Sohn wird, wenn die Posaune der Kirche erst wieder einen deutlichen Ton von sich gibt, wenn er zu wählen hat zwischen Uhlisch's Lehre einerseits und der Reformatoren, der Propheten und Apostel, des Herrn Christi Lehre andererseits, zwischen dem Lichtfreundthum und der Kirche, zwischen der Welt und Gott, mit Ekel sich wegwenden von jenen Träbern und zurückeilen in des Vaters Haus, der mit offenen Armen seiner wartet.

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1846.

Sonnabend den 26. December.

N 103.

Die Bestimmungen der General-Synode über die ordinatorische Verpflichtung.

(Eine Stimme aus Schlesien.)

Nach den vielfachen, mit Sachkenntniß und kräftiger Beredsamkeit in und außer der Synode auf die von ihr in der Bekenntnißfrage gefaßten Beschlüsse gemachten Angriffe, könnte jede neue Beleuchtung leicht überflüssig erscheinen, oder nur als ein Versuch angesehen werden, die Zahl der Angreifer zu vermehren. Wie dem auch seyn mag, provinzielle Stimmen dürften jedenfalls insofern nicht unnütz seyn, als sie, wenn sie in möglichster Wahrheit die Verhältnisse schildern, manche in der Synode ausgesprochene Behauptung widerlegen, sicher die vollständigere Erkenntniß der Wirklichkeit ermöglichen. Nachfolgende Beleuchtung macht keinen Anspruch darauf, neue Gesichtspunkte aufzustellen, neue schwache Seiten der Beschlüsse aufzudecken, aber als eine Stimme aus Schlesien will sie die Bedeutung jener Beschlüsse für uns zeigen, das Gefühl der Trauer, welches in nicht Wenigen unter uns herrscht, aussprechen und unser Recht dazu erweisen.

Der Schlesier ist durch die Ereignisse der letzten zwei Jahrzehnte vorzugsweise gereizt worden, die unrenden Bestrebungen zu beachten, die für sie aufgetriebenen Mittel in's Auge zu fassen, über die Stellung der Confessionen zur Kirche nachzudenken. Schreiber dieses ist ein Lutheraner, d. h. er muß die reformirte Auffassung in den betreffenden Dogmen als einen Mangel erkennen, er muß ähnliche Mängel im Kultus, der Seelsorge, der kirchlichen Politik erblicken, er weiß, daß die Wurzel dieser Mängel in einer verschiedenen Eigenthümlichkeit der Germanischen und Romanischen Reformation liegt, er sieht es als ein Unglück an, daß in Fassung des Principis der Evangelischen Kirche, in Behandlung der einzelnen Seelen, in Ansichten über die beste Verfassung vielfach reformirte Grundsätze adoptirt sind, ohne sie recht zu prüfen, er ist wohl im Stande, die Unwahrheit der unbedingt die Union lebpreisenden Schriften zu erweisen, allein er fühlt sich auch frei von der fanatischen Verdammungssucht, die ihre Freude am Aufrichten und Vergrößern der Scheidewände hat, er muß sich unirt nennen, weil er die Kirchengemeinschaft dem Reformirten zu versagen, der Reformirten Kirche den Namen einer Evangelischen streitig zu machen, kein Recht sieht.

Doch wie er, ob auch ein Preuße, sich als Deutschen weiß und wiederum gern ein Preuße bleiben möchte und die Selbstständigkeit Preußens erhalten zu sehen wünscht, damit es seine besondere Aufgabe im Deutschen Staatenbunde erfülle: so begehrt er auch die Selbstständigkeit der Lutherischen Kirche bei

der Union; es freut ihn, daß die dahinzielenden Grundsätze, die 1830 und 34 ausgesprochen, verhallten, jetzt mehr und mehr Eingang finden, daß die evangelische Verbrüderung das Princip aufgestellt hat „Einigung bei Sonderung“; es freute ihn noch mehr, daß die in den Gemeinden Schlesiens durch die Union hervorgerufenen Wirren sich zu beruhigen begannen; darum hoffte er auch: die General-Synode werde zur Beruhigung dieser Sache das Ihre beitragen. Wenigstens zu der Hoffnung schien man berechtigt, in einer Zeit, in welcher der formale Rechtspunkt zur Ungebühr erhoben wird, werde die Synode es nicht wagen, ihn in dieser Angelegenheit ganz zu vernachlässigen. Sie hat dies aber gethan, sie hat bei ihren Anträgen das alte verbrieft Recht der Lutherischen Kirche verworfen, nicht bloß dies, die Majorität hat an Se. Majestät den König das als ihren Rath ausgesprochen, daß Allerhöchstdieselben das feierlich und öffentlich gegebene Wort des Hochseligen Königs über die Bedeutung der Union und ihre Stellung zu den Confessionen **brechen** möge.

Das Wort klingt rauh und hart, aber es ist wahr. Welches das Recht der Lutherischen Kirche sey, dies sehen wir bei den Lesern dieses Blattes als bekannt voraus; nur daran erinnern wir, daß der Westphälische Frieden, welcher noch immer die Grundlage Deutschen Kirchenrechts ist, die Lutherische Kirche gegen alle Übergriffe von Seiten der Reformirten gesichert sehen will, daß unser Landrecht die Lutherische Kirche als solche anerkennt, daß die Wiener Bundesakte auf die Bestimmungen des Westphälischen Friedens zurückweist, daß besondere Huldigungs-Reverse in der Mark und in Preußen die Lutherische Kirche schützten. Allein, nur, wo die Neigung befriedigt wird, liebt man das Hervorwischen der Pergamente, wo es Schleswig-Holstein gilt, da geht man bis zur Calmarischen Union, die arme Lutherische Kirche soll ihr Recht nicht aus dem siebzehnten Jahrhundert herleiten. Nun so sey wenigstens an das gemahnt, was wir selbst erlebt, in amtlichen Dokumenten gelesen, in die Akten aufgenommen haben.

Das war der Unterschied der Preussischen Union von der in den anderen Deutschen Staaten, daß, während hier alle Urkunden Lehrbestimmungen enthielten, sie in den Urkunden jener fehlten, daß die Beschlüsse der Synode von 1822, welche sich auch über die Lehrdifferenzen aussprachen, keine Bestätigung des Kirchenregiments empfingen, daß ferner die absolute Freiheit der Individuen und Gemeinden, der Union beizutreten, sie abzuweisen, oder zu bestreiten ausgesprochen wurde. Die Landeskirche, behauptete man stets, sey nicht unirt, das Kirchenregiment sey es gleichfalls nicht (dem Verfasser

dieses gegenüber ausdrücklich gethane Äußerungen), sondern die Evangelische Landeskirche erklärte man für die große evangelische Gemeinschaft, welche Lutherische, reformirte, unirte und nicht-unirte Gemeinden umfaßt, die sämmtlich von dem Bande der gleichen Agende und desselben Kirchenregiments umschlungen seyen. Man kann fragen: ob denn in diesem Sinne überall gehandelt worden sey? Der ehrliche Mann, der die Geschichte jener Zeiten kennt, muß dies mit Scham verneinen, aber geredet hat man so. Desgleichen ist der Begriff Union unbestimmt gelassen worden, aber man hat ihn meist mit Annahme des Unionseritus, Aufgeben des alten Haders, Sich-Einen in lebendigem Glauben u. dgl. identificirt, das Eine nur oft genug versichert: ein Aufgeben der bisherigen Confessionen sey nicht beabsichtigt. Man durfte also den Gedanken zu Grunde liegend finden, daß die Confessionen Darstellungen besonderer Geistesrichtungen seyen, die Selbstständigkeit und Sonderung fordern, die sich aber als theilweiser Ergänzung bedürftig erkennen und darum sich nicht verschmelzen, sondern sich friedlich in dem Einen die Hand reichen, in dem Anderen aber auch sich bestreiten, ohne doch den evangelischen Charakter einander abzusprechen; man betrachtet so die Kirche als den Baum, die Confessionen als die Hauptäste. Ob aber nun diese Theorie richtig sey, oder nicht — die bestimmten Erklärungen darüber sind vorhanden.

Die Kabinetts-Ordre von 1817 ist hiebei weniger entscheidend, da sie nur den ersten Anstoß gab und nur ganz allgemein von einer neu zu belebenden Kirche redete, aber sie erkennt doch die Freiheit in Annahme oder Verwerfung der Union an. Bedeutender sind die Ordinationsformulare von 1822 und 1829; denn beide enthalten eine Verpflichtung auf die Bekenntnisschriften der Confessionen, erstere in der Form eines Schwurs, letztere in der einer Ermahnung, erstere redet von den „bekannten und in der Evangelischen Kirche allgemein angenommenen symbolischen Büchern, wie solche in den Landen Sr. Majestät des Königs von Preußen als Glaubensnorm übereinstimmend angenommen sind“, letztere erkennt ein verschiedenes Herkommen an und will es erhalten wissen. (Dies ist doch wohl der Sinn ihres parenthetischen „Hier werden, wie herkömmlich, die symbolischen Bücher genannt.“) Unzweideutig aber reden die Erlasse vom Jahre 1830 an. Schon in dem damals publicirten Hirtenbriefe wurde das als leitende Gedanken ausgesprochen: „der Ritus des Brotbrechens ist der symbolische Ausdruck des Beitritts zur Union“, „die Gemeinden sollen so geleitet werden, daß sie sich mit diesem Ritus einverständlich beizeigen“, „wenn alle Gemeinden eines Districtes der Union beigetreten sind, so bleibt die alte Parochialverbindung bestehen, weil der Beitritt zur Union kein Confessionswechsel ist, ja die Verpflichtungen bleiben dieselben, wenn sie sich auch hinsichtlich der Ausübung kirchlicher Handlungen an die andere Gemeinde anschließen“, „Mitglieder einer nicht unirten Gemeinde, die sich für ihre Person der Union anschließen, bleiben jener auch verpflichtet, bis ein förmlicher Confessionswechsel stattgefunden; die der Union abgeneigten Individuen sollen das Abendmahl nach bisherigem Ritus empfangen; die Theilnahme an dem heiligen Mahle bei der

anderen Confession gilt nicht mehr als Übertritt zu ihr und der betreffende Paragraph des A. L. R. findet hier keine Anwendung“. Allein der Widerspruch einzelner Lutheraner gegen die Agende als eine unirte, gegen die Union als eine dogmatische, trieb zu noch bestimmteren Erklärungen. In sämmtlichen Erlassen an die sich Separirenden wurde versichert: „der Beitritt zur Union sey ganz frei“, „die Fürsorge werde getroffen, daß das heilige Mahl auch nach altem Ritus ausgetheilt werde“, „die Union sey kein Confessionswechsel“. In diesem Sinne erklärte die Kabinetts-Ordre von 1834: „Die Union bezweckt und bedeutet kein Aufgeben des bisherigen Glaubensbekenntnisses, auch ist die Autorität, welche die Bekenntnisschriften der beiden Evangelischen Kirchen bisher gehabt, durch sie nicht aufgehoben worden. Durch den Beitritt zu ihr wird nur der Geist der Mäßigung und Milde ausgedrückt, welcher die Verschiedenheit einzelner Lehrpunkte der anderen Confession nicht mehr als Grund gelten läßt, ihr die äußerliche kirchliche Gemeinschaft zu verageln“. In denselben Jahre wurde von dem Consistorio den nichtunirten Gemeinden und Geistlichen neu versichert: „Die fortwährende Geltung der symbolischen Bücher der Lutherischen Kirche ist aufs Neue anerkannt und verbürgt, den nichtunirten Lutherischen Gemeinden ist das Recht eingeräumt, bei der Wahl der Geistlichen die Bestellung von Männern ihres Bekenntnisses und die **eidliche** Verpflichtung derselben auf die symbolischen Bücher der Kirche zu fordern“. Es ist allerdings leider wahr, daß dem vollen Rechte der Lutherischen Kirche kein Genüge geschah, allein diese Erklärungen beruhigten doch nicht wenige Geistliche und viele zerstreut lebende Gemeindeglieder, und erhielten sie in der Landeskirche, erhielten sie auch dann, als die Ereignisse in Hönigern im Winter 1834 den tiefsten Schmerz ihnen verursachten, riefen Andere aus den Kreisen der Separirten zurück. Wie aber kann man jene Ereignisse, alle die Thaten jener Zeit, wie die Stellung der separirten Lutheraner, die sie so lange hatten, die im Wesentlichen noch die heutige ist, als ausgehend von einem gerechten und wahrheitsliebenden Kirchenregiment begreifen, wenn man nicht jene Erklärungen über die Union nimmt, wie sie lauten und als durchaus bona fide gegeben ansieht? Denn das ist und bleibt eine unlängbare Wahrheit: jede dogmatische Union erzeugt eine neue Confession, die rechtlich nur im Namen der Gewissensfreiheit auf Bestand neben den anderen Anspruch hat, die aber sich als Despotin und Räuberin gebehrt, wenn sie die anderen verschlingen will, ihr Kirchengut sich aneignet und die unwandelbar im alten Bekenntniß Stehenden zum Verlassen ihrer Heimath nöthigt. Aber nicht bloß die früheren Erklärungen des Kirchenregiments reden in diesem Sinne, sondern auch die späteren und es sind namentlich die Pacifikationsverhandlungen mit den separirten Lutheranern auf der Basis gepflogen worden, daß die unirte Kirche die Augsburgische Confession anerkenne, wobei nur der Unterschied zwischen der unveränderten und veränderten nicht betont wurde.

Diesen Stand der Dinge haben auch zwei Provinzial-Synoden bestimmt anerkannt. Zu Berlin sprach man den Satz aus: die Union involvire weder theoretisch noch faktisch eine Confessionsveränderung und man wünschte die jetzige Art der ordinatorischen Verpflichtung aufrecht erhalten, da der Ordinande ermahnt werde, die Lehre zu predigen, wie sie in den symbolischen Büchern seiner Confession enthalten sey; man erkannte eine zwiefache Formel an je nach der Confession des Ordinanden und der Gemeinde, an welche er berufen. In Posen begehrte die Synode einstimmig, daß die Geistlichen bei ihrer Ordination dadurch von ihrem evangelischen Glauben Zeugniß geben sollten, daß sie sich zu dem formalen Princip der Evangelischen Kirche, der heiligen Schrift und zu dem materialen Princip derselben, der Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben an Jesum Christum, bekennen und sich eben dadurch in wesentlicher Übereinstimmung mit den symbolischen Büchern der Evangelischen Kirche, insbesondere der Augsburgerischen Confession, wissen, welche letztere immer noch als *norma normata doctrinae* der Evangelischen Kirche anerkannt werde.

Was hat nun dem gegenüber die Synode erklärt? Sie hat die Vollziehung der Union als eine Hauptaufgabe der Evangelischen Kirche dargestellt, sie will dieselbe auf das Gebiet des Glaubens, des Bekenntnisses und der Lehre übertragen wissen, sie behauptet, daß der Widerspruch gegen die Union innerhalb der Landeskirche nicht geduldet werden dürfe, sie bindet alle Geistlichen und Gemeinden an die Union, so daß also die früher gestattete Abweisung der Union den principiellen Ausschluß aus der Landeskirche zur Folge haben muß. Die von der Majorität gefaßten Beschlüsse hierüber sind folgende:

1. Die Union kann nicht durch bloße Conformirung des Kultus und der Verfassung vollzogen werden, sondern es bedarf dazu vornehmlich einer bestimmten Glaubens- und Bekenntnisgrundlage.

2. Die bisherigen Erklärungen des Kirchenregiments über diese Bekenntnisgrundlage sind unzureichend. (Man hat hiebei auf die Kabinetts-Ordre von 1834 hingewiesen, als auf einer Ergänzung bedürftig, „damit es nicht scheine, als wolle das Kirchenregiment die Union nicht fördern“.)

3. Die zu voller Verwirklichung der Union erforderliche Darstellung dieser Glaubensgrundlage muß nicht in einer zur dogmatischen Ausgleichung der seitherigen Differenzen bestimmten Lehrformel, sondern nur in einem angemessenen Ausdruck des gemeinsamen und über jene Lehrdifferenzen erhabenen evangelischen Glaubens bestehen.

4. Das Fundamentale dieser Grundlage soll in einem materiellen Bekenntniß, welches der Ordinande abzulegen hat, und welches in Urworten der Schrift bestche, gefunden werden. („Die unierte Kirche muß versuchen, ein eigenthümliches, aus ihrem selbstständigen Leben und Wesen erwachsenes Bekenntniß anzunehmen, dabei muß man auf die biblischen Ausdrücke zurückgehen, weil sich die unierte Kirche noch nicht eine eigene theologisch-systematische Sprachweise gebildet hat.“) Aber zu jener Grundlage soll doch auch der in die (künftig erst zu entwer-

fende) Lehrordnung aufzunehmende ganze Umfang des Lehrmaterials gerechnet werden, so weit es sich aus den symbolischen Büchern als ein gemeinsames ableiten läßt.

5. Die ordinatorische Verpflichtung aller evangelischen Geistlichen soll die gleiche seyn, in welche die nicht besonders genannten Bekenntnisschriften der Evangelischen Kirchen als Zeugnisse von den Grundthatfachen und Grundwahrheiten des Heils und Vorbilder gesunder Lehre bezeichnet werden.

6. Die so unierte Landeskirche soll innerhalb ihres Gebietes der Anhänglichkeit an den Lutherischen oder reformirten Typus der Lehre und des Kultus volle Freiheit mit Ausschließung aller die Kirchengemeinschaft gegenseitig aufhebenden Handlungen gewähren, aber eine fortschreitende Ausgleichung der bestehenden Differenz als ihre Aufgabe betrachten. Zu dem Ende soll es gestattet seyn, bei einem ordnungsmäßigen Verlangen der Gemeinden, oder ihrer Vertreter, der Patrone, die anzustellenden Geistlichen auf die besonderen confessionellen Symbole in der Vokation zu verpflichten, nur bei den Königl. Patronatsstellen soll diese Praxis nicht besonders begünstigt werden. Doch muß bei der Verpflichtung auf die Sondersymbole, die gegen die anderen Confessionen gerichtete excommunicatorische Stellen enthalten, eine diese beseitigende Restriktion stattfinden, jede Polemik im praktischen Gebiete muß vermieden und die in der allgemeinen Kirchenordnung ausgesprochenen Lehrbestimmungen anerkannt werden.

Abgesehen von den sachlichen Bedenken, die sich einem Jeden, der die Schweizerischen Confessionen des Zwinglianischen Typus kennt (und die reformirte Gemeinde Breslaus behauptet, diesen an sich zu tragen), bei diesen Bestimmungen aufdringen müssen — die Verletzungen des Rechts, die hier empfohlen sind, können sich Keinem verbergen. Von Lutherischer Kirche, von Freiheit der Annahme oder Abweisung der Union, von Gestattung einer Polemik in christlicher Weise, da der Lutherische Geistliche die Lutherische Lehre als die wahre erweist, kann nicht mehr die Rede seyn. Das alte Schlagwort, die unio sey eine conservans, nicht absorbens, ist in sein Gegentheil umgeschlagen. Damit wird aber die Gewährung einer Verpflichtung auf Sondersymbole in der Vokation eine bloße illusorische Form, in der sich nur desto härter die Tyrannei zeigt, die Tyrannei nämlich, welche den Schein der billigen Nachgiebigkeit gewährt, zum Dank dafür aber das Aufgeben des Rechts begehrt, welche zwar nicht verfolgen will, aber die Kirche zur Sekte herabdrückt, die Dorfkirchen etwa der Confession gestattet, aber die Städte ihnen zu nehmen hofft.

Hätte es der Synode gefallen, eine Veränderung der Stellung der separirten Lutheraner zu beantragen, um volle Anerkennung derselben, um Überlassung wenigstens eines Theils des alten Kirchenguts, der alten Stiftungen an sie, um ihre Vertretung im Kirchenregiment zu bitten, so bliebe ihr doch der Ruhm wahrer Toleranz, jetzt sind ihre Beschlüsse intolerant, und um so mehr, als sie einen erst seit einem Jahrzehent neu garantirten Zustand wieder in Frage stellen. Zu der Gerechtigkeit des Kir-

henregiments, zu der Wahrhaftigkeit desselben, die Wort hält, müssen wir zunächst flehen, daß es in dieser die Anträge der Synode nicht bestätige. Es sey hier noch ausdrücklich bemerkt, daß Schreiber dieses mit dem Gesagten nicht pro aris et focis kämpft, er ist kein Widersacher einer wahren und ehrlichen Union, aber er kennt die Sachlage, die früher geschehenen Mißgriffe, die gemachten Versprechungen zu genau und hat ein zu lebendiges Gefühl für Recht und Wahrheit, als daß ihn so grobe Verletzungen dieser Grundlage aller wahren kirchlichen Politik, wie sich derselben die Synode schuldig gemacht hat, nicht betrüben, nicht mit Scham erfüllen sollten.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

Halle. Was man schon lange erwarten konnte, das scheint nun in Erfüllung gehen zu wollen, daß sich nämlich die „Deutsch-Katholiken“ an die „freien Gemeinden“ anschließen werden. Das Novemberheft der von Wislicenus redigirten „Kirchlichen Reform“ brachte S. 29. die Anzeige, daß der Prediger der „Deutsch-katholischen“ Gemeinde zu Mannheim, Karl Scholl, seine Eintragung als Mitglied der Wislicenus'schen Gemeinde gewünscht habe, „indem er Einheit zwischen den Deutsch-Katholiken und der neuen Gemeinde auf dem Boden der Freiheit hoffe“. Das Decemberheft derselben Zeitschrift bringt nun ein Schreiben von dem Candidaten der Theologie Kleinpaul, ebenfalls Mitglied der „freien Gemeinde“ (vgl. d. Nov. H. S. 28.), von Hamburg aus datirt, das einen merkwürdigen Beleg zu dem Charakter sowohl Ronge's, als des Herrn Kleinpaul liefert. Wir wollen nur einen wörtlichen Auszug aus diesem Schreiben mittheilen:

Schon früher sey er (Kleinpaul) mit der principlosen Opposition Ronge's gegen die Katholische Kirche unzufrieden gewesen, habe sich jedoch damit getröstet, daß die Katholische durch ihn wenigstens einen Stoß erlitten habe. Er habe nun die Anwesenheit Ronge's in Hamburg benützt, um sich mit diesem Manne persönlich zu verständigen. Da habe er gefunden, daß Ronge weit höher stehe, weit freisinniger sey, als man gewöhnlich glaube. Auf sein Erstaunen habe ihm Ronge entgegnet: 1. Die Art, wie der Deutsch-Katholicismus aufgetreten sey, sey nothwendig gewesen, um ihm von Seiten der Regierungen die Duldung zu sichern. Eben daß die Regierungen nicht gewußt hätten, was die Deutsch-Katholiken eigentlich seyen, eben diese Unbestimmtheit habe ihnen das anfängliche Gewährenlassen zu Wege gebracht. Jetzt, da sie nun einmal eine geduldeten Partei seyen, könnten sie wohl einen Schritt weiter gehen, wie dies auch sogleich bei der Entwurfung der Statuten der Leipziger Synode die Absicht gewesen sey. 2. Der Deutsch-Katholicismus sey für so manchen Schwachen ein Erziehungsmittel für Geistesfreiheit. Es hätte nicht anfangs Alles schonungslos niedergerissen werden dürfen, weil sonst der neuen Partei zu Wenige würden beigetreten seyn. Die aber, welche einmal gewonnen seyen, könnten weiter geführt werden. Die Prediger hätten unumschränkte Befugniß, immer abzuändern, aus der Liturgie wegzulassen, neue Erbkete zu machen, und so immer mehr in den Kultus die Ideen des Zeitbewußtseyns, mit Verdrängung des damit unverträg-

lichen Alten Hineinzunehmen. Er selbst habe sich früher eine von Theiner ausgearbeitete Liturgie aufdrängen lassen; habe diese aber bald abgeschafft, und selbst eine ausgearbeitet, die zu ihrem Princip den Menschen, die Erhebung seiner drei Hauptvermögen gemacht habe, und weit mehr von der Menschenliebe, von der Gemeinschaft unter einander handle, als von der Demüthigung vor Gott, von der Anbetung Gottes, von dem Gehorsam gegen, von der Versöhnung mit ihm. — Ronge, fährt Herr Kleinpaul nun fort, habe die große Mission des Deutsch-Katholicismus erkannt und sey Willens, eine Vereinigung der Deutsch-Katholiken mit der freien Gemeinde zu vermitteln. Zu diesem Besuche habe er in Frankfurt a. M. und in Leipzig den Vorschlag zu einer allgemeinen Synode der Abtrünnigen gemacht, sey aber bisher hiemit noch an dem Particularismus der Einzelnen gescheitert u. s. f.

Zum Schluß bemerkt nun Herr Kleinpaul noch: „Wenn ich die Klugheit dieser Bestimmungen, das nach der Seite des Staats wie nach der Seite der Katholiken hin flug berechnete Handeln, welches Herr Ronge von seinem ersten Auftreten an beobachtet und den Eindruck, den seine Person auf mich gemacht hat, indem er mir Dignes auseinandersetzte, in Betracht ziehe, so kann ich mich der Bemerkung nicht enthalten, wie hochwichtig für das ganze Unternehmen des Reformators der Umstand ist, daß er die Schule eines katholischen Priesters durchgemacht hat. — Herr Ronge ist mir ein neues Beispiel für diese Klugheit, zu welcher die Katholische Kirche, die Mitter nicht bloß der Gläubigen und des Glaubens, sondern auch der Politik, ihre Diener erzieht; durch ihn ist ihre List gegen sie selbst gebraucht worden und eine Bewegung in Gang gebracht, die ihr noch manche schlaflose Nacht bereiten wird.“

Wir enthalten uns jeder Kritik des Vorstehenden: möge der Leser selbst urtheilen, was von beiden größer ist, die Unterschämtheit des Herrn Ronge, mit der er gegen den Staat und das Deutsche Volk gehandelt hat, oder die Unvorsichtigkeit des Herrn Kleinpaul, diese Trügerei der Öffentlichkeit zu übergeben.

Dasselbe Decemberheft schließt mit der Anzeige:

„Auch in dem neuen Jahre werden diese Blätter ihren Fortgang haben, unter demselben Namen, in demselben Geiste, aber von einer anderen Stellung aus, und darum hoffentlich in bestimmtem Charakter und mit freierem Leben. Das Nähere darüber wird das Vorwort zum neuen Jahrgange enthalten.“

Herr Wislicenus hat sich nie gescheut, entschieden mit seinen Ansichten hervorzutreten, und man braucht insofern keinen ähnlichen Trug, wie bei Ronge, zu befürchten. Nur zwei Bedenken möchten wir noch beseitigt sehen. Erstlich tritt Herr Wislicenus doch nicht allein gegen eine bestimmte Confession und eine bestimmte Kirche auf, sondern gegen die Confession und die Kirche überhaupt. Wie ist es nun möglich, eine Zeitschrift, deren Tendenz die Vernichtung der Kirche ist, noch „Kirchliche Reform“ zu benennen? Und wenn zweitens Herr Wislicenus statt der Kirche „eine freie Gesellschaft“ will, wie ist es da noch möglich, den Staat anzuerkennen, nicht einen bestimmten Staat, sondern den Staat überhaupt? Spreche man sich doch ganz ohne Rückhalt aus, selbst auf die Gefahr hin, daß der Staat es so machen wird, wie früher die Kirche, und um Auswanderung bittet. Nur die Scheidung der Gegensätze kann uns weiter führen: die Wahrheit aber wird den Sieg behalten.

Die Bestimmungen der General-Synode über die ordinatorische Verpflichtung.

(Eine Stimme aus Schlesien.)

(Schluß.)

Dieser aber noch hat ihn gebeugt, wie ein Dolchstich hat auf sein Herz gewirkt das weitere Verfahren derselben. Sie hat das apostolische Symbolum verworfen, hat wesentlich christliche Lehren als unwesentlich beseitigt, hat Principien befolgt, die, angenommen und gebilligt, die Preussische Landeskirche ihres christlichen Charakters berauben müssen, die, auf's Mildeste gedeutet, sie der Willkür der Individuen preisgeben müssen. Es ist den Vertheidigern der Vorschläge so sehr das Richtige in der Synode selbst vorgehalten worden, ihre Vertheidigung ist so feldsam schwach, daß der Grund ihres Verfahrens nicht in der Überzeugung, sondern nur in gemüthlicher Stellung gesucht werden möchte. Die Widersprüche wenigstens, in denen sie sich bewegen, sind so groß, daß es schwer wird, sie zu begreifen. Sie wissen den Gedanken wohl zu benutzen, daß die Kirche ein Organismus sey, sich als einig darstellen müsse, wenn's ihnen darum zu thun ist, das Begehren einer nach der Confession geschiedenen ordinatorischen Verpflichtung zu bekämpfen, aber bei ihren Vorschlägen vergessen sie den Gedanken ganz; sie erklären, daß die Kirche nicht auf die auszulegende, sondern auf die ausgelegte Schrift verpflichtet müsse, und ihre Formel enthält fast nur der Auslegung bedürftige Worte; sie vermissen an den alten Verpflichtungsformularen Klarheit und Wahrheit und ihr eigenes erfreut sich des Beifalls einer Seite nur der Vieldeutigkeit wegen; sie behaupten stets, die alten Symbole nicht zu beseitigen, kein neues Symbol aufzustellen, und doch erklären sie von ihrem Bekenntniß, daß allein die Abweichungen von ihm disciplinarisch gerichtet werden sollen. In so arge Widersprüche führt nicht die Wissenschaftlichkeit, sondern nur eine unkluge Diplomatie.

Die Synode erklärt, bei ihrem Verfahren durch ein Doppeltes geleitet zu seyn, durch die Rücksicht auf die Union und auf die Pacifikation. Fassen wir diese beiden Motive näher in's Auge. Zuerst, wie steht es bei uns mit der Union? ist nach ihr ein Bedürfniß, für sie eine Begeisterung vorhanden? Der erste Geistliche an der Reformirten Kirche Breslaus hat eine besonders feurige Rede zu Gunsten der Union in der Synode gehalten, an Worten reich, an Gedanken arm, er hat sich auch die Unschicklichkeit erlaubt, von Zitterern und Springquäkern zu reden, welche die Augustana als ein goldenes Kalb umtanzen, eine Rede, deren schmähtlich Verlezendes der so recht fühlt, dem die Verhältnisse bekannt sind. Aber man sollte doch wenigstens glauben, daß er in seiner Praxis, in der Praxis der reformirten Gemeinden Schlesiens eine Basis habe. Wie stehen sie denn aber

zur Union? Wohl feierte 1817 die evangelisch-theologische Fakultät in Breslau die Communion in der Reformirten Kirche, allein man weiß, daß ihr Presbyterium keineswegs für die Union war; 1830 beging diese Kirche auch das Jubelfest der Augsburgerischen Confession, dem Befehle gehorsam, aber, da neunzehn Lutherische Geistliche eine Erklärung an die Gemeinden hatten drucken lassen zu Gunsten der Union, unterzeichneten sich die reformirten Geistlichen besonders und wiesen darauf hin, daß auch in ihrer Kirche der Ritus des Brotbrechens gebraucht werde; lange Verhandlungen kostete es dann, ehe sie den Namen Reformirte Kirche in den „Hoffkirche“ umwandelte, und noch jetzt wird in dem Gottesdienste jener von der Agende wenig Gebrauch gemacht, der alte Ritus bei dem heiligen Mahle ist festgehalten, das alte reformirte, höchst dürftige Gesangbuch bewahrt, noch jetzt gilt es dort als Praxis, daß, wer dreimal in jener Kirche zur Communion gegangen ist, als zu ihr in den Amtshandlungen gehörig betrachtet wird. Was ist es doch da mit der Union? Ähnlich steht es in Glogau. Die Böhmisches Gemeinden aber haben die Union entschieden abgelehnt, aber nicht um der Augustana willen, sondern theils wegen der Beschränkung des Böhmisches Gottesdienstes und dann deshalb, weil man auf Grund der Union begehrte, daß die, welche sich von ihnen aus ihren Dörfern in die Lutherischen Dörfer gewendet hatten, auch sich als dahin eingepfarrt betrachten möchten. So ist es in diesem Bezirke. Wie aber verhält es sich doch unter den Lutheranern? Wir haben allerdings Fanatiker der Union. Zwei Brüder zeichnen sich darin aus, der Eine hat in seinem A. B. C. der Kirchenverfassung alle Symboliker, als nicht in die Evangelische Kirche gehörig, bezeichnet, der Andere sollte vor einigen Jahren einen separirten Lutheraner, dessen ganze Familie in der Landeskirche verblieben war, begraben, aber er weigerte sich dessen, ein anderer Geistlicher der Landeskirche wurde um die Leichenpredigt gebeten, aber diesem war die Kanzel versagt und er mußte in einer Stube predigen, ja selbst das Geläut gestattete er nur auf dringende Bitten. (Man bezweifle die Sache nicht! Es liegt darüber ein Bericht in den Akten der General-Superintendentur.) Wir haben aber auch Geistliche, die nur um der Cabinets-Ordre von 1834 willen in der Landeskirche geblieben sind. Daß diese, wenn sie nur einigermaßen consequent handeln, nicht bloß ihr Amt, sondern auch die Gemeinschaft mit der Landeskirche aufgeben müssen, leuchtet Jedem ein. Schon haben Einige, wie wir hören, ihre Erklärungen dahin abgegeben. Ihre inneren und äußeren Kämpfe liegen als eine schwere Schuld auf der Synode; sie hofften völlige Beruhigung und finden erklärten Krieg.

Die Stellung der separirten Lutheraner ist eine unnatürliche gewesen, sie mit uns auszuöhnen, muß unser Bemühen seyn. Ein Theil derselben hatte Neigung dazu, nicht

als hätten sie sich mit dem Gedanken an eine völlige Union befreundet, sondern weil sie einsahen, daß sich die Sache besser gestaltet habe, als sie fürchteten. Die Spaltung muß größer werden, an Extensität gewinnen.

In den übrigen Gemeinden nimmt man von der Union keine besondere Notiz, die Geschichte ihrer Einführung ist in den davon vorzüglich berührten Kreisen nicht vergessen und hat keine Liebe zu ihr erweckt, aber es haben auch die ernst Lutherisch gesinnten Geistlichen sich mehr Mühe gegeben, das allgemein Christliche gegenüber dem Leichtsinne und das positiv Lutherische hervorzuheben, als eine Agitation hervorzurufen. Bei Annahme der Beschlüsse der Synode ist Agitation unvermeidlich, und wenn schon 1831 eine die Verhältnisse weitüberschauende Person die Union gegen den Schreiber dieses ein Unglück nannte, weil sie die Gemüther der Gemeinde unsicher mache, wie viel mehr wird sich dies jetzt bei der mannigfachen Wählerei in religiösen Dingen zeigen. Aber freilich dieser Schaden läßt sich nicht in statistischen Tabellen aufzählen. Aber die drei Adressen Breslaus. Sollte man wirklich auf sie ein Gewicht legen können? Wenn Salletsche, Schulzische und Uhlichsche Theologie, wenn Rongemann und politischer Radikalismus in gewissen Kreisen von der Eitelkeit geistlicher Herren, die sich fürchten, daß ein Anderer mit derber burschenschafterlicher Politik größere Popularität erwerben könnte, die sich ärgern, daß man sie nicht als die Unvermeidlichen an die Spitze der Kirchenverwaltung der Provinz stellt und die gern einen schlichten, aber höchst ehelichen und gewissenhaften Mann verdrängen möchten, bearbeitet wird, das Wort „Union“ zum Vorwand einer Anklage zu benutzen, wenn sogar der Umstand, daß ein katholischer Kaufmann privatim von einer Adresse an Holstein-Schleswig abgemahnt wird, mitwirken muß — haben dann wohl jene Adressen auch nur die mindeste sittliche Bedeutung? Wenn es erwiesen ist, daß die in ihnen berichteten Thatsachen in wichtigen Stücken unwahr sind (und ein Artikel in der Ober-*Zeitung* hat es aktenmäßig erwiesen), haben sie dann noch einen juridischen Werth? Wer eine Kenntniß der Verhältnisse, der Persönlichkeiten, der Motive und dabei ein reges sittliches Gefühl hat, den empört dieser Bund der niederen Leidenschaften und der hochtönenden Phrasen. Die Union ist in Schlesien von geringer Bedeutung.

Pacifikation will die Synode ferner. Wohl! das Ziel ist schön! Allein sagt nicht ein altes Wort: si vis pacem, para bellum! Gibt es nicht Krankheiten, die nur langsam gründlich geheilt werden können? Unsere kirchlichen Zustände sind der Art, daß sie Geduld fordern und doch auch Energie. Wer wünscht nicht Ruhe? doch ist sie uns nicht beschieden. Wir wollen aber nicht ergözzliche Schilderungen geben, sondern schlichten Bericht, wie wir die Dinge sahen, dann wird es sich wohl erweisen, daß der von der Synode erwählte Weg nicht Ruhe bringt. Es ist aber dabei von der größten Wichtigkeit, daß man zwischen Geistlichen und Gemeinden einen großen Unterschied mache.

Dem Einsichtigen stellt sich das Ordinationsformular als eine Concession dar an die Männer des zweiten Protestes, an die Schleiermachersche Schule. Sie existirt in Schle-

sien nicht. Den Meisten war Schleiermacher eine Brücke aus den Steppen des trivialsten Nationalismus zu lebendigerem, tiefer begründetem Glauben; sie ehren Schleiermacher's Persönlichkeit, aber erkennen die Halbheit seines Systems und das Opfer, das man der Versöhnung mit diesem bringt, erscheint ihnen als ein zu großes.

Wir haben aber eine Anzahl von christlicher Wissenschaft mehr oder weniger angeregter, zu größerer oder geringerer Erkenntniß hindurchgedrungener Geistlichen. Wie Viele oder wie Wenige unter ihnen die Bedeutung der in der Synode aufgestellten Grundsätze durchschauen, die nahe liegenden Consequenzen ziehen werden, diese muß die Unklarheit, der Mangel an Offenheit, Halbheit und Laubheit anekeln, Einige fühlen es schon jetzt, daß sie würden Amt und Kirchengemeinschaft aufgeben müssen.

Eklektische Nationalisten sind vorhanden, manche sehr redliche, kenntnißreiche Männer, die es mit ihrer Erias, Gott, Ewigend und Unsterblichkeit, und mit dem Festhalten an den meisten Thatsachen des Christenthums ehrlich meinen; aber auch Schlaufköpfe finden sich hier, die für ihren Privatgebrauch die ihnen unangenehmen Stellen des apostolischen Symbols in der Agende eingeklammert haben, die aber zu schweigen, den Mantel nach dem Winde zu hängen, auch von Christo sehr sentimental zu reden wissen. Diese Letzteren besonders sind über die Beschlüsse der Synode hoch erfreut, aber sie werden nie zur Secession schreiten. Sie wollen eine gemächliche Amtsführung und die Einnahmen, jede mild mit ihnen verfahrenende Praxis des Kirchenregiments söhnt sie aus.

Wir haben endlich eine Coalition kirchlicher Fortschrittsmänner, der verschiedensten Art und Tendenz, hier die festen Lichtfreunde, dort Halbe und Laue, die es gern nirgends verberben möchten, dort streng biblisch Gläubige, wenigstens in ihrer Meinung, hier Leute, die nur eine höhere Stellung haben, ihr Nachgefühl befriedigen wollen, dort solche, die der Kirche ihren christlichen Charakter ganz rauben wollen, dort solche, die nur von einer falschen Theorie über die Verfassung der Kirche und durch irrige Ansichten von dem heutigen Zustand der Dinge geblendet sind — die Opposition hat sie vereint. Sie hatten vor den Beschlüssen der Synode sich verabredet, die Gründung einer freien Gemeinde zu versuchen, und einige hatten darauf schon durch Predigten gewirkt. Sie sind zum Theil beruhigt und hoffen mit Hülfe der Laien in den Synoden schon des Alten Herr zu werden. Aber seltsam, Einer unter ihnen und unläugbar an Ernst, Kenntniß und Energie der Tüchtigste, hat amtlich erklärt, daß er das Consistorium nicht als seine Kirchenbehörde anerkennen vermöge, um der Verpflichtung auf Symbole willen, und er erlückt in den neuen Bestimmungen nur den Grund zu noch größerer Verwirrung, weil hier eine Art Verpflichtung auf alle Symbole beliebt werde, ja wir haben zu der Consequenz seines Verstandes das Zutrauen, daß er die Tausche einer solchen Gemeinschaft nicht als eine christliche anerkennen werde. Ist da Pacifikation zu erwarten? Gegenwärtigen wir uns aber die Zustände der Gemeinden. Wir

wissen nicht, ob die Synode an ihre Beruhigung dachte, sie verdienen es wenigstens.

Die Idee der Union ist nur dann in ihrer vollen Wahrheit anerkannt, wenn man auch in der Katholischen Kirche die christliche Grundlage und eigenthümliche Gaben, wenn auch der protestantische Fanatismus, das Verachten und Verhöhnern aufhört. Wir hören das Geschrei der Radikalen um dieser Bemerkung willen, ahnen auch das Kopfschütteln vieler redlicher Christen, doch müssen wir sagen: der Kampf um das allgemeine Christliche, und um statutarische Ordnung muß mit vereinten Kräften ausgefochten werden, soll eine Hoffnung auf Sieg da seyn. Möchte Gott die Mächtigen erleuchten, daß sie das Haupthinderniß zu solchem Friedensschluß, die Jesuiten, beseitigen. Aber es zeigt wenigstens Mangel an allem politischen Takt, wenn uns nicht das Bestreben erfüllt, jeden gerechten Grund zu Angriffen dem ernstesten Katholiken zu nehmen und man glaube, es gibt deren noch genug. Was sollen diese von der Beseitigung des apostolischen Symbols denken? Der Katholik nämlich kann sich durch die Beibehaltung desselben in der Taufe nicht täuschen lassen, er versteht es, daß dies eine hohle Form ist, wenn das materielle Bekenntniß bei der Ordination es nicht anerkannt hat. Dann hat die Preussische Landeskirche die schlechte Consequenz des Protestantismus gezogen. Man hat sich so oft darüber beklagt, daß einzelne Convertiten katholischer Seits erst getauft worden sind — fürwahr, es darf nicht befremden, viele Protestanten sind allerdings nicht getauft und die ganze Preussische Landeskirche steht in Gefahr, die christliche Taufe zu verlieren. Man betrachte nur nicht die Akte der Kirche vereinzelt! Doch diese Rücksicht liegt Vielen zu fern.

Wir haben aber in den Gemeinden eine Anzahl ernster, strenger Männer, in bürgerlicher Stellung sehr verschieden, aber eifrig und thätig; zu Demonstrationen nicht geneigt, weil sie lieber unbemerkt bleiben; zum Theil Ueberreste alter Zeit, zum Theil ein Gewinn neuer Arbeit, hier mehr auf das Heil ihrer Seele bedacht, dort aber auch aufmerksam auf die Erscheinungen der Kirche. Sie haben seit lange das Vertrauen zu der Mehrzahl der Geistlichen, zu den Absichten des Kirchenregiments, zum Schulwesen verloren. Als der Breslauer Protest hin und her Beitrittserklärungen von den Dörfern brachte, da trat eine Gemeinde gegen ihren Geistlichen sehr bestimmt auf, und noch empörter sprach sich eine andere Gemeinde über ihren Schullehrer aus. Als vor Kurzem ein Adjutant, einer der besondern Wähler in der Seminarangelegenheit, in einem Kretscham sich lästerlich über Christum, als ein S—kind, aussprach, zeigten es zwei Männer dem Geistlichen an. Sie verlassen oft genug ihre Pfarzialkirche und besuchen Meilen weit entfernte Kirchen.

Hofft man so gesinnte Männer durch solche Beschlüsse, wie sie die Synode angenommen, der Landeskirche zu bereuen? Sie muß all ihres Salzes beraubt werden. Das „Schönthun mit den Leuten“ hilft hier und da, bei Anderen erregt es Verdacht der Unredlichkeit. Die große Mehrzahl in den Gemeinden, die, welche Kirchegehen und Theilnahme am heiligen Mahle noch als gute Sitte bewahrt haben, ist allerdings mehr indifferent, beweglich; sie wird unangenehm vom Zelotismus berührt, und liebt eine gewisse Sentimentalität, doch ist ihr auch die Energie bisweilen werth, sie hat einen Widerwillen gegen Geldgier, Vergnügungssucht und Faulheit der Geistlichen und Schullehrer, aber am meisten verdrießt sie das Mitleiden am Alten; sie klagen nicht amtlich, aber nur aus Menschenfurcht, nur aus Mangel an Vertrauen zu den Vorgesetzten, sie entziehen sich so viel als möglich der Amtsthätigkeit dieser, wie es erst neulich in S. geschehen. Es wäre ein großer Irrthum, wenn man sie den neuen Bestrebungen in Staat, Kirche und Schule

günstig glaube. Im Gegentheile erfreuen sich oft die entschlossenen Widersacher des radikalen Treibens des größten Vertrauens. Höchst unklug ist es, an ihnen herum zu experimentiren.

Endlich stehen die Gefinnungstüchtigen da, aus dem Stande der Literaten, Gutsbesitzer, Lehrer, ein nicht kleines, durch Vermögen, Stellung, Zusammenhang, Nüchternheit, Energie bedeutendes Corps; es zieht seine Hilfsstruppen aus den Emporkömmlingen und Libertins aller Art, wie aus den Helden der Mode. Sie gehen weit und wollen viel. Hier wollen sie den confessionellen, auch den speciell christlichen Religionsunterricht aus der Schule bannen, dort einen allgemeinen polizeilichen Begräbnisplatz errichten, dort sagt ein Rathsherr zu seiner alten Mutter, die das heilige Mahl nehmen will: „Warum willst du erst das noch? Wart nur, bis unser neuer Pastor kommt, der wird all das dumme Zeug eingehen lassen! Willst du dann zur Communion gehen, so wirst du auf's Dorf müssen,“ dort haranguiert ein Guts herr seine Miethgärtner: „Seht ihr noch so dumm, an einen Gott zu glauben? Wäre einer, so hätte er sich längst sehen lassen.“ Sie gründen zu dem Ende Bürger-Resourcen, Volksbibliotheken, Gesellen-Gesangsvereine, sie treten auf, verkündigen ihre Grundsätze, suchen sich eine schlagfertige Masse zu bilden. Aber der praktische Unglaube geht damit Hand in Hand, nicht sowohl die theoretischen Dogmen, als das Wort von der Sünde eckelt sie an. „Du bist viel zu pietistisch und würdest nicht unter uns passen, wir hier am Ringe leben Alle wie Gott in Frankreich, Jeder hält es mit der Frau des Anderen,“ das war das naive Geständniß eines Kaufmanns einer mittleren an den einer kleinen Stadt, die besitz aber viel Gefinnungstüchtige. „Wie kann es Sünde seyn, uneheliche Kinder zu haben? Wo sollten denn die Ammen herkommen?“ so antwortet ein Magistratsmitglied einem Geistlichen. Ob das Konkubinat wirklich Sünde sey, darüber disputiren ernsthaft die Literaten. „Mir wäre es ganz gleichgültig, wenn mein Mann es mit Anderen hielt, wenn er nur mich auch lieb hätte,“ des rühmt sich eine für Ronge schwärmende Dame. Die chronique scandaleuse hat diese Herren zu ihren stehenden Artikeln. Geldgewinn und Lust, das sind die Zielpunkte dieser Leute. In diesem Sinne wollen sie die Geistlichen. Ernst, Biederkeit, Treue, Einfachheit, Religiosität sind aus diesen Kreisen gewichen.

Ein instruktives Beispiel für die Erkenntniß der Zustände hat eine Predigergewahl in einer mittleren Stadt neulich gegeben. Es stirbt ein Pastor prim., er hatte viel auf Pietismus und Orthodoxie losgedonnert, die katholische Dissidenz in seine Protection genommen. Der zweite Geistliche ist ein redlicher, friedliebender, treuer Mann, ihn will der Magistrat nicht befördern. Er hat auf seinen Kammereigütern fähige Männer, aber sie haben nicht zur Fahne seines Fortschritts geschworen. Der Magistrat läßt sich von den Stadtverordneten die Erklärung geben, daß sie einen Mann des Fortschritts wollen. So werden drei Prophecedigten gehalten. Die eine genügt Vielen, aber ihr Verfasser besteht im Heccirkel nicht. Ein Enragé hat einen Sohn, der kürzlich erst confirmirt worden ist, er hatte des Vaters Grundsätze angenommen und wollte vom zweiten Artikel des apostolischen Bekenntnisses nichts wissen; er fragt den Vater, wie er sich verhalten solle? und der Vater hat ihm gerathen, das Ja mit den Anderen zu sagen, denn das sey eine rein äußerliche Sache. Dieser Fall wurde dem Geistlichen zur Begutachtung vorgelegt, er aber wich aus. Damit war sein Urtheil gefällt. Ein Zweiter, ein berühmter Lichtfreund, predigte, aber er hat keine körperliche Beredtsamkeit. Ein Dritter trat auf, er hatte sich in früher Stellung durch ein Blättchen über Kirchenverfassung, ultra-demokratischen Inhalts, populär zu machen gesucht. Er predigte heldenkühn, legte ein Bekenntniß seines völligen Nichtglaubens auch an die Auferstehung Christi ab; er be-

stand auch im Thiercirkel; ihn wählte man. Da legten einige Gemeindeglieder Protest gegen die Lehre ein; nach dortiger Sitte muß ein Concept der Probepredigt eingereicht werden; eine Abschrift davon senden sie der Behörde zu und ihr Verfasser bekennt sich nun nicht ganz zu ihr. Eine mildere gedruckte Predigt von ihm wird verbreitet, ob man die Gegner beschwichtige, sie werden einzeln vor den Magistrat citirt und vernommen, wo sie natürlich scheu sind. Der Gewählte besucht den Superintendenten und erklärt ihm, daß er sich allerdings sehr schroff ausgesprochen habe, aber, wenn er nur die Stelle habe, so werde sich Vieles mildern. Schon schien sich die Sache zu beruhigen, aber bei einer Renovation der Kirche fängt man an, viel Altes zu beseitigen, und nun regt sich der Unwille mächtiger, die Wahl ruft neuen Verdacht hervor und man gewinnt die Ueberzeugung, daß es auf Beseitigung des Christenthums abgesehen sei. Wie wir übrigens vernehmen, hat das Consistorium die Wahl nicht bestätigt. — Meint die Synode, jene Gesinnungsstüchtigen zu beruhigen? Sie nehmen ihre Concessionen nur als ein Angelod für neue Zugeständnisse und hoffen Alles von den Synoden, wo sie schon die Wege zur Wahl wissen.

Von rein kirchenpolitischen Standpunkte aus angesehen sind die Beschlüsse der Synode sehr bedenklich.

Römisch-katholisches Urtheil über den Gustav-Adolphsverein.

In einem bekannten Münchener Journal findet sich eine Schilderung der letzten Bewegungen im Gustav-Adolphsverein, die mit folgendem Prognostikon schließt.

„Nach dem wahrscheinlichen Lauf der Welt muß (in dem Gustav-Adolphsverein) von zwei Dingen eins geschehen. Entweder die radikale Strömung siegt, die conservativen pietistischen quasi positiven Elemente werden überflügelt und ausgestoßen, dann wird der Gustav-Adolphsverein in Jahresfrist von Regierungen wegen verboten und verfolgt, wie weiland die Burschenschaft“ (oder er löst sich selbst auf, da alsdann sein haltbarer Zweck wegfällt, wie denn auch schon jetzt seine wahre Thätigkeit von seinen positiv christlichen Mitgliedern betrieben worden ist).

„Oder die theils pietistischen, theils servilen Elemente werden des Widerspruchs Herr. Dann wird der Gustav-Adolphsverein, wenn er anders in solchen Gränzen noch fortbestehen kann, Sache einer winzigen, mit Spott und Hohn bedeckten Cotterie von frommen und lokalen Beamten und seine Popularität, sein Einfluß, seine Geldmittel sind für immer dahin.“

(Sollte aus den jetzigen Gegensätzen des Vereins ein wahrhaft protestantisch-evangelischer Verein von „frommen“ Leuten hervorgehen, so würde derselbe, ungeachtet seiner Winzigkeit, die an die kleine Heerde (Cotterie) Luc. 12, 32., der der Heiland Muth einspricht, erinnert, ungeachtet des Spotts und Hohns, für welchen Matth. 5, 11, eine Seligkeit verheißen ist, ungeachtet seiner Armuth, die doch Viele reich machen kann, 2 Cor. 6, 10., viel mehr als der jetzige Gustav-Adolphsverein im Stande seyn, seine Glaubensgenossen in Römisch-katholischen Ländern mit den Heilmitteln ihrer Kirche zu unterstützen. An Geld hat es uns da, wo wir im Dienste des Herrn gearbeitet, noch nie gefehlt, was z. B. unsere Missions- und Bibelgesellschaften beweisen. Der Herr ist in den Schwachen mächtig.)

„Vorläufig scheint es sich jedoch zu einer solchen Niederlage der Radikalen nicht anzulassen. Diese haben vielmehr den ganz gekehrten Gedanken gefaßt, nicht nur nicht aus, sondern gerade umgekehrt in Masse in den Gustav-Adolphsbund einzutreten, um dadurch die Wahlen und Repräsentation der Gesellschaft in ihre Hand zu bekommen, dann werden sie, dies ist ihr Plan, auf der

nächsten Generalversammlung den Regierungsmännern und Dunkelfreunden zeigen, wer Herr im Hause ist. Wir Katholiken können dabei die Arme kreuzen und das Eine und das Andere ruhig erwarten.“

Die erste Empfindung, die wir bei Lesung dieses Schlussworts hatten, war ein wahres, aber keineswegs ein hochmüthiges, achselzuckendes Bedauern über die wohl nur aus Stolz fingirte Gleichgültigkeit unserer Römischen Mitchristen bei den Kämpfen und Krämpfen unserer Kirche. Sie glauben in ihrer Sicherheit davon unberührt bleiben und mit gekreuzten Armen über unser Unglück lächeln zu können. Wir haben uns auch bei dem Gustav-Adolphsverein nicht theilgeliebt, und glauben mit Zuversicht, daß der Herr seine Kirche regiert, sind aber deshalb nicht gleichgültig; ob die gute oder schlechte Partei im Verein unterliegt. Sind denn die Römischen Katholiken nicht Wein von unserem Wein und Fleisch von unserem Fleisch. Wüthet der Nationalismus, der Cäsaropapismus, der Pantheismus, der Atheismus, der Communismus nicht eben so in ihnen als in unseren Eingeweihten. Und leidet nicht auch bei ihnen der ganze Leib, wenn ein Glied leidet. Ist die Revolution, die in Portugal, Spanien, Italien, Frankreich mehr Macht hat, als in den protestantischen Ländern, nicht eben so ihr Feind, als der unsrige? Haben die Jesuiten es denn verstanden, den Encyclopädismus von ihrer Kirche abzuhalten, obgleich das Haupt desselben ihr Schüler war? Hat denn der bis zur Grausamkeit standhafte und dem äußeren Scheine nach vollkommen siegreiche Kampf gegen die Reformation in Spanien und Italien die Macht der Kirche über die Gemüther auf die Dauer zu bewahren gewußt, und ist der Unglaube in diesen Ländern nicht noch größer als in denen, wo die Concessionen durcheinander wohnen? Wäre die Römische Kirche in Frankreich nicht dem Unglauben in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kräftiger entgegengetreten, wenn sie nicht, statt sich mit den gläubigen Reformirten zu verbünden, durch politische indifferentistische Übertritte nach Aufhebung des Edikts von Nantes sich geschwächt hätte? War nicht das streng Römische Ingolstadt die Wiege des Illuminatenordens? Und nach allen diesen großen Erfahrungen glauben die Römischen Katholiken noch immer, daß sie bei dem Treiben der Lichtfreunde, der Wähler und Radikalen in unserer Kirche die Arme kreuzen und vornehm lächeln können? Sind ihnen denn ihre abgefallenen, dem Verderben preisgegebenen Brüder, die so genannten Neu-Katholiken, so lange gleichgültig, als sie noch nicht die Macht haben, an die Krone des Papstes die Hand anzulegen? Wollen sie warten, bis eine gemeinsame Verfolgung gegen alle die, welche nicht machen wollen das Zeichen des Thieres an Stirn und Hand, sie zur Anerkennung ihrer Mitchristen zwingt? In den Kerker und auf den Blutgerüsten kann freilich die Gemeinschaft nicht abgewiesen werden.

Man wähne nicht, daß eine solche allgemeine Verfolgung der Christen uns so fern liegt. In der Schweiz, im Vargau wie im Waadtlande, präludivert unsere Zukunft schon jetzt auf merkwürdige Weise. Während der Römisch-katholische Sonderbund noch größere Sorge wegen der Feinde im eigenen Lager, als wegen des gedrohten Angriffs seiner verwirrten und daher wenig gefährlichen radikalen Mißstände hat, triumphiren die Römischen Katholiken thörichterweise über den Fall von Genf und geben so den anglikanischen Protestanten einen Vorwand, sich feige dem Joch des Radikalismus zu beugen, um nur, wie sie sagen, dem des Jesuitismus zu entgehen. Durch die Einführung der Jesuiten in Luzern siegte die radikale Partei in Zürich, eben so wie durch den Fall von Genf dieselbe Partei in Basel. Der gleichen traurige Erscheinungen wären unmöglich, wenn man sich über das, was uns gemeinsam ist, verständigte, statt sich gegenseitig zu bedrohen, zu verachten und zu verkleinern.

I n h a l t.

I. U u f f ä ß e.

	Seite		Seite
Vorwort.....	1. 9. 17. 25. 33. 41. 49	Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Leipzig, 1845. Von Lic. J. S. Kurz 305. 313. 321. 329. 595. 593. 601	
Die Preussische Eherechtsreform. Achter Artikel.....	57	über Kirchenverfassung. (Von einem Juristen.).....	345. 353
Zum diesjährigen Vorwort der Eb. R. Z., die Eherechtsreform betreffend.....	62. 67	Aus dem Großherzogthum Hessen.....	356
Die Antireformation zu Magdeburg.....	65. 73	Kirchliche Mittheilungen über das Großherzogthum Hessen.	
Welche Bedeutung hat die Mission für die Kirche in einer Zeit, wo die letztere ihr ursprüngliches Wesen in ihrer Mitte ernstlich bedroht sieht.....	105	Erster Artikel.....	748
Zur Frage von der Kirchenzucht.....	113. 127	Zweiter Artikel.....	765
Über die Kirchenzucht.....	273. 281. 294	Dritter Artikel.....	777
Gedenket an eure Lehrer, die euch das Wort Gottes gesagt haben, welcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach. Hebr. 13, 7.....	121. 135	Die Mitgliedschaft in der Kirche. Erster Artikel.....	389
Der 18. Februar in Wittenberg.....	177	Zweiter Artikel.....	412
Die Partei der Evangelischen Kirchen-Zeitung. (Von einem Laien.)		Vom allgemeinen Priestertum der Christen.....	416. 417. 425
Erster Artikel.....	129. 137	über Bezeichnung geistlicher Stellen.....	433. 441
Zweiter Artikel.....	161. 169	Die Wahlfähigkeit zum geistlichen Amte.....	868
Dritter Artikel.....	257. 265. 273	Briefe über das Pfarramt. (Von einem Geistlichen, der noch nicht lange im Amte ist.).....	877. 881
Bedenken gegen die in der Evangelisch-Lutherischen Kirche übliche Weise der Confirmation.....	139. 153	Reisefreundliche Sympathien.....	406
Von der Confirmation. (In Beziehung auf das in Nr. 16. dieser Blätter vom Jahre 1846 enthaltene Bedenken.) 369. 377. 385. 398		Die kritische Schule Dr. Baur's in ihrem Verhältniß zur Kirche.....	449. 457. 465. 473. 526. 529. 537. 549
Zur Charakteristik der Schwedischen Kirche.....	145	Der evangelische Bicherverein.....	451
Das Geheimniß der Taufe.....	185. 193. 201.	Herausgabe eines Gesangbuches von Seiten des evangelischen Bichervereins.....	505
Die Bedeutung der ökumenischen Symbole oder der allgemeinen Glaubensbekenntnisse der christlichen Kirche für die Unterscheidung von Kirche und Sekte.....	206. 209	Die Gestaltung der Kirche durch sich selbst. (Von einem Juristen.....	481. 489
Zur Bekenntnißfrage.....	496. 497	Das Ältesten-Amt in der apostolischen Kirche und das moderne Presbyteriat.....	513. 521
Stimme der Klage.....	212. 221	Entwurf zu einem Schreiben an die Londoner Konferenz zu evangelischer Beeinigung.....	517
Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland. Erster Artikel.....	217. 225. 233	Die Camisarden und die Kirchen der Wästen in Frankreich. (Von einem Idioten.) Erster Artikel.....	545. 553. 566
Der Stand der inneren Mission im nördlichen Deutschland. Zweiter Artikel. Das rauhe Haus und seine Tochter-Anstalten 609. 617		Zweiter Artikel.....	625. 633. 641
Aus dem Gebiet der inneren Mission.....	857. 865.	Der Ackerbau und das Pfarramt.....	624. 629
Die Lügner der Gottheit Christi, mit besonderer Beziehung auf die Streitpredigt des Archidiaconus Krause dagegen.....	241. 249	Die Unzweckmäßigkeit des neuen Ordinationsformulars. (Von einem Geistlichen.).....	649
Aus dem Lippischen, den 14. März. Erklärung.....	280	Schlufwort der Redaktion.....	662
Warum richten die meisten Predigten jetzt so wenig aus?.....	297. 307	Zur Verteidigung des apostolischen Glaubensbekenntnisses.....	665
Zu der Frage: Warum richten die meisten Predigten jetzt so wenig aus?.....	377	Vorläufige Bemerkungen über das von der General-Synode in Vorschlag gebrachte neue Formular für die ordinatorische Verpflichtung der Geistlichen.....	673
Zur Geschichte der Umwelt, mit Anschluß an Dr. Andr. Wagner's Geschichte der Umwelt mit besonderer Berücksichtigung der		Die Unionsfrage in ihrem jetzigen Stadium. Erster Artikel 681. 689	
		Die Landes-Synode und das Bekenntniß. (Von einem Juristen.).....	697. 713
		Die General-Synode. (Von einem Juristen.).....	721. 729

	Seite
Das apostolische Glaubensbekenntniß und das neue Ordinationsformular zur Verpflichtung der Geistlichen	737. 841. 849.
Das neue Symbol. (Von einem Nichtpreußen.)	753. 761
Zur Ordinationsformel	829. 833
Eine Appellation an die General-Synode der Evangelischen Landeskirche in Preußen	873
Der Schiedweg	889
Die Bestimmungen der General-Synode über die ordinatorische Verpflichtung. (Eine Stimme aus Schlesien.)	897. 905
Diesterweg, Rousseau und die historische Wahrheit. Von Karl v. Raumer	769
Römisches Urtheil über den Gustav-Adolphsverein	911

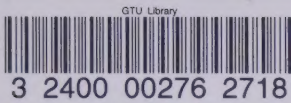
II. Literarische Anzeigen.

An die protestantische Deutsche Conferenz in Berlin. Offenes Sendschreiben, ehrenbeistigt überreicht von Ulich in Magdeburg. Wolfenbüttel, 1846	89. 97
Bekenntnisse eines Freigewordenen, mit besonderer Beziehung auf Kämpfe's Beantwortung der Ulich'schen Bekenntnisse, von B. M. Giese, Prediger zu Arensesta (Provinz Sachsen). Altenburg, bei Felbig, 1846	238. 246
Geschichte des Zeitalters der Revolution. Vorlesungen an der Universität zu Bonn im Sommer 1829 gehalten von B. G. Niebuhr. Zwei Bände. Hamburg 1845. 8.	393. 401
Spiegel der Natur, ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung von Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert. Erlangen, 1845	409
Vorlesungen über Katholicismus und Protestantismus von Heinrich W. J. Thiersch, Dr. der Philosophie und Theologie, ordentlichem Professor der Theologie an der Universität Marburg. Erlangen, C. Heyder, 1846. Zwei Abtheilungen 561. 569.	583
Des heiligen Aurelius Augustinus Büchlein an den Marcellinus „Vom Geist und Buchstaben“ in wortgetreuer Übersetzung nebst hundert Augustinischen Sentenzen. Von W. F. Heydler, Professor. Berlin, bei Ludwig Dehmigke, 1846	779
Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Nationalliteratur von Dr. A. F. C. Wilmar, Direktor des Churfürstl. Gymnasiums zu Marburg. Marburg und Leipzig, Elwert'sche Universitätsbuchhandlung, 1845. XVIII u. 659 S. in gr. 8. 785. 793.	801
Fundamente einer christlichen Philosophie. Abdruck des ersten Buches meiner Philosophie des Rechts, zweiter Auflage mit Zugabe neuer Capitel von Friedrich Julius Stahl, der Philosophie und der Rechte Doctor, ordentl. Prof. der Rechte an der Universität zu Berlin. Heidelberg, Mohr, 1846	809. 817. 825

III. Nachrichten.

Berlin. Aufforderung	224
Missionsfest und Pastoral-Conferenz in Berlin im Juni 1846	470. 475
Provinz Brandenburg	683
Aus der Mark	255. 263
Die evangelisch-lutherische Pastoral-Conferenz, gehalten am 29. und 30. April zu Neustadt-Eberswalde. (Eingefandt.)	468
Königsberg.	55. 63. 208
Königsberg. Berichtigung der in Nr. 7. dieser Zeitung gegebenen Nachrichten	92
Königsberg. Herr Prediger Detroit und die Französisch-refor-	

mirte Gemeinde in Königsberg. Ein Wort der Mahnung von Palmié, Prediger an der Französisch-reformirten Gemeinde zu Stettin	155
Erklärung. (Aus der Preuß. Zeitung.)	158
Königsberg, den 23. Februar	214
Aus Königsberg	382
Königsberg	846
Schreiben eines evangelisch-lutherischen Geistlichen an einen Prediger der separirten Lutheraner	231
Schlesien	286. 344
Provinz Sachsen. Versammlung des Pastoralvereins in der Provinz Sachsen	331. 695. 709. 717. 725
Aus der Provinz Sachsen	420. 428
Zu dem Artikel in Nr. 48 und 49.: „Aus der Provinz Sachsen“	512
Die Versammlung protestantischer Theologen zu Halle, am 22. April	343
Aus Halle	381
Halle	903
Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus Eibersfeld	734
Die Lichtfreunde in Marburg	684
Wissenschaftlichkeit	734
Die neueste Gestaltung der Philosophie	854. 860
Schreiben an den Herausgeber vom Main	686
Schleswig-Holstein. Ende Februars 1846	197
Das christliche und kirchliche Leben im Fürstenthum Lippe. Neuer Bericht	81
Zehnter Bericht	86
Elfter Bericht	460
Nachtrag zum elften Bericht	851
Aus dem Lippischen. (Im Anfang des Septembers.)	663. 679
Die neueste Bewegung in der unirten Kirche der Baierschen Rheinpfalz. Erster Artikel	444. 453
Zweiter Artikel	776. 780. 790. 798. 806. 812
Straßburg	815
Schweiz. Schreiben an die abgetretenen Geistlichen des Kantons Waadt	160
Schweiz. Zweiter Bericht über die Zustände und neueren Vorfälle im Waadtlande	360. 372
Aus einem Schreiben an den Herausgeber aus dem Waadtlande	824
Frankreich. Die evangelische Mission unter den Deutschen in Paris	295. 299
Schreiben an den Herausgeber aus Frankreich vom 14. Mai 1846	431. 436
Schreiben an den Herausgeber aus Frankreich vom 19. Mai 1846	437
England. Die Londoner Conferenz. Aus einem Briefe an den Herausgeber	751
Schottland. Sendschreiben der freien Kirche in Schottland an ihre Glaubens- und Streitgenossen in Holland	102. 109. 117
Schweden. Einiges über die sogenannte Predigtkrankheit in Schweden. Bericht eines Augenzeugen aus der Englisch-Bischöflichen Kirche	175. 181. 190
Russische Disceprovinzen	76
Konstantinopel	887
Nordamerika. Briefliche Mittheilungen aus den Vereinigten Staaten	75. 77. 93



v.38-39
1846

ac

Evangelische Kirchenzeitung.

v.38-39
1846

